







Dr. Karl Schmidt's

Geschichte der Pädagogik.

Erster Band.

Dr. Karl Schmidt's

Geschichte der Pädagogik,

dargestellt

in

weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhang mit dem Kulturleben der Völker.

Erster Band.

Die Geschichte der Pädagogik in der vorchristlichen Zeit,

vierte Auflage,

vielfach vermehrt und verbessert, auf den neuesten Quellenstudien und Forschungen beruhend,

von

Dr. Friedrich Dittes

und

Dr. Emanuel Hannak.

Mit dem Portrait Dr. Carl Schmidt's, einer Biographie desselben und einem Vorwort von Dr. Friedrich Dittes.

Cöthen.

Paul Schettler's Erben.

1890.



Vorwärts — in Wahrheit, Freiheit und Liebe!

Karl Schmidt.

Verlag von Paul Schettler in Cöthen.

Druck v. F. A. Brockhaus in Leipzig.

Dr. Karl Schmidt's

Geschichte der Pädagogik

in der

vorchristlichen Zeit,

umfassend

die Erziehung bei den Naturvölkern, im Oriente, bei den Griechen und Römern.

Vierte Auflage, vielfach vermehrt, verbessert und umgearbeitet

von

Professor Dr. Emanuel Hannak,
Direktor des Pädagogiums der Stadt Wien.

Cöthen.
Paul Schettler's Erben.
1890.

Druck von Paul Schettler's Erben in Cöthen.

Karl Schmidt.

Wie so viele tüchtige Männer, ist Karl Schmidt aus einem deutschen Bauernhause hervorgegangen. Er wurde am 7. Juli 1819 zu Osternienburg im Anhaltischen geboren, wo sein Vater, ein biederer Landmann, ihm die gewöhnliche Dorfschulbildung bis zum 15. Jahre angedeihen ließ. Der Vater war nämlich durchaus nicht dazu zu bestimmen, daß sein Sohn Karl etwas anderes als Landwirt werden solle. Doch schon im Knaben zeigte sich der alle Hemmnisse niederkämpfende Mut, der nachmals den Mann und Forscher geschmückt, und so rastete er nicht, bis er des Vaters Einwilligung zum Besuch des Gymnasiums in Cöthen erhalten hatte. Er wurde daselbst Ostern 1834 in der Quinta aufgenommen. Als wenig bemittelter Gymnasiast mußte er an einem Tische mit der Familie und dem Gesinde seines Wirtes, oder, wenn nach altcöthnischer Sitte „Bier gefaßt" war, in demselben Zimmer mit lärmenden und tobenden Biergästen seine griechischen und lateinischen Arbeiten anfertigen, und doch errang er, von Klasse zu Klasse vorwärts dringend, alljährlich eine Osterprämie. Das Wohlwollen eines seiner Lehrer gewährte dem strebsamen Jünglinge in den letzten Jahren seiner Gymnasialzeit ein stilles Zimmer, in welchem er ungestört studiren durfte. Mit einem vorzüglichen Reifezeugnisse verließ er Ostern 1841 die Schule und bezog die Universität Halle, wo er sich dem Studium der Theologie und Philosophie widmete. Harte Kämpfe hatte er in seinem Innern durchzukämpfen zwischen dem im Elternhause in sein Herz gepflanzten Glauben und dem philosophischen Unglauben, zwischen der von J. Müller und Tholuck vorgetragenen Theologie und dem Hegelianismus. Vorläufig entschied sich der Kampf zu Gunsten der Hegel'schen Philosophie. Ja, indem Schmidt die Wahrheit suchte, schritt er von Stufe zu Stufe bis an die Grenze des äußersten Radikalismus. In seinem Tagebuche heißt es: „Wenn man einmal Hegel angehörte, mußte man zu Strauß, von Strauß zu Feuerbach, von Feuerbach zu Bruno Bauer gelangen. Ich vollzog diese Gedankenkonsequenz, kam aber zu der weiteren Konsequenz, daß Stirner mehr Recht als Bruno Bauer habe, und daß man über Stirner hinaus in

den abstraktesten Individualismus gelangen müsse." In zwei kleinen Schriften: „Verstandestum und Individuum" und „Liebesbriefe ohne Liebe," Erzeugnissen der reinen „Verstandeslust," zeigte er, was „die alleinige Wahrheit sein würde, wenn man einmal bloßer Verstand wäre." Aber hier, am äußersten Punkte einer Entwickelungsreihe angekommen, wendete er sich sogleich gegen Bruno Bauer, Feuerbach und Stirner. Eine so reich angelegte Natur, wie Karl Schmidt, konnte auf die Dauer nicht in Einseitigkeit gefangen bleiben. Er erkannte, „daß einseitige Verstandesthätigkeit das Geistesleben zerfresse." „Hat der Mensch neben dem Kopfe," so schreibt er in seinem Tagebuche, „nicht auch ein Herz, neben dem Gedanken nicht auch noch Gefühl? Warum soll das Gefühl nicht eben so viel gelten als der Gedanke?" Das starke Gefühl der Abhängigkeit vom Unendlichen, von Gott, durchdrang von da ab kräftiger als vorher sein Wesen, fand in seinen Schriften entschiedenen Ausdruck. Von seiner tiefen und wahren Religiosität legt jedes Blatt seines Tagebuches in schlichter Unmittelbarkeit Zeugnis ab, in Zeilen, die er wohl mit blutendem Herzen geschrieben hat, so als ihm ein geliebtes Töchterchen durch den Tod entrissen ist, oder als er, durch unerhörte Geistesarbeit aufgerieben, fürchten muß, den Seinen allzu früh genommen zu werden. Warme Religiosität neben philosophischer Durcharbeitung zeichnen die meisten der zahlreichen Werke Karl Schmidt's aus. — Die „Verstandeslust" des in der ersten Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit den Individualismus auf das Schärfste betonenden Gelehrten hatte nicht selten mit der Gedankenbildung, -Verknüpfung und -Auflösung ein kühnes Spiel getrieben. Die allzu stark hervortretende Subjektivität trug, wie er selbst erkannte und ausgesprochen hat, wesentlich dazu bei, daß seine ersten Schriften nur geringe Beachtung fanden. Aber anthropologische und geschichtliche Studien gaben seinem Denken und Darstellen eine größere Ruhe und Objektivität, als er sie früher besessen; und so fanden die Werke, welche er später erscheinen ließ, in der wissenschaftlichen Welt allgemeine Anerkennung. Die beste Lebenskraft widmete er der Erziehung. Seine praktische Lehrthätigkeit am Gymnasium in Cöthen und das Studium der Anthropologie wiesen ihn auf das Gebiet der Pädagogik. Die Gesetze der Erziehung und des Unterrichts aus den Gesetzen zu entwickeln, wie sie im menschlichen Leibe und Geiste walten, das war die eine Hauptseite seiner wissenschaftlichen Arbeit. Dieser Aufgabe dienten vor Allem die „Anthropologischen Briefe" und das „Buch der Erziehung," Werke, die zu dem Vollendetsten gehören, was Schmidt geschaffen. „Die Anthropologie,"

sagt er im Eingange zu seinen „Anthropologischen Briefen," „giebt ganz der Pädagogik sich hin und ist deren Theorie; denn wer den Organismus des Menschen nicht kennt, weder in seiner relativen Selbständigkeit, noch in seinem inneren Zusammenhange mit der Natur, und wer nicht weiß, daß und wie die Gesamtmenschheit in jedem einzelnen Menschen individualisirt dasteht; wer die Geistesorgane ihrer Qualität und Quantität nach nicht erforscht und ihnen daher nicht die ihrem Sein gemäße Ausbildung geben kann — wie will der ein Erzieher sein können?"

In den „Allorganismus der Welten" eingegliedert, ist der Mensch ihm ein individualisirter Organismus, eine Welt im Kleinen, ein Centralpunkt von im Universum waltenden Kräften und Gesetzen, in enger Wechselwirkung mit dem All, bestimmt und doch wieder Gestalt gebend. Darum versteht das Wesen der Menschen nur und ist zum Erzieher, d. h. Entwickler des Menschen nur tauglich, wer die Natur durchforscht, ihren Bau, ihr eigenartiges Leben, die Verleiblichung des Geistes in ihr. „Ohne Hinblick auf das kosmische Leben ist das Menschenleben unerklärbar." Es würde uns zu weit führen, wollten wir im einzelnen aufzeigen, wie Karl Schmidt das Menschenleben an das Leben des Kosmos knüpft, wie er das Wesen und Leben der Gattung, der Spezies, des Individuums entwickelt. Eigentümlich ist ihm, der nach fester, naturwissenschaftlicher Begründung der Erziehungsgesetze rang, die Verwertung der Phrenologie. Mag auch dem Forscher, der den Dichter nirgends verleugnet, in seinem oft großartigen Gedankengange hier und da ein Zuviel, ein Schwanken und Weben zum Vorwurfe gemacht werden dürfen, geistvoll, reich an fruchtbaren Ideen, zur eigenen Beobachtung anreizend ist alles, was er in seinen theoretisch-pädagogischen Schriften niedergelegt hat.

Das Streben, dem „Künstler in der Pädagogik" einen festen Boden in der Wissenschaft der Pädagogik zu schaffen, welche nicht blos ruhen sollte auf der Erfahrung des „ephemeren Einzelmenschen," führte ihn zu tiefen, umfassenden Studien der Geschichte dieser Wissenschaft und endlich nach zehnjährigen Vorarbeiten zur Herausgabe seiner „Geschichte der Pädagogik." „In der Geschichte," sagt Karl Schmidt, „badet sich der Mensch gesund. Es verjüngt sich durch sie sein Leben, indem er seinen alt- und totmachenden Egoismus in der allgemeinen Vernunft der Menschheit verbrennt. — Speziell der Pädagoge in der Geschichte der Pädagogik. Wer erkannt hat, daß nur die Wissenschaft ein klares Bewußtsein über das Leben und seine Erscheinungen giebt und die Wissenschaft die Basis für den

Künstler in der Pädagogik ist; wer ferner dann weiß, daß die Gegenwart das Resultat der Vergangenheit ist, daß also nur Der die Gegenwart wahrhaft kennt, der ihre Voraussetzung, ihre Basis erforscht hat: der wird auch verstehen, daß nur Der einen wirklichen Einblick in die Aufgaben der Erziehung der Gegenwart hat, und daß nur Der allein den Schlüssel zur Lösung dieser Aufgaben besitzt, der den bisherigen Gang der Geschichte der Erziehung durchforscht und ihre warnende, belehrende und erleuchtende Stimme gehört hat. Gegen die Erfahrungen von Jahrtausenden — was ist da die Erfahrung des ephemeren Einzelmenschen? Eben so viel, wie gegen die allgemeine Vernunft, welche sich im Verlaufe der Weltgeschichte aus der Vernunft der Weisesten aller Zeiten heraus entwickelt hat, der auf seine Partikularität sich bornirende Einzelgeist! Nur Der kennt das Wesen und den Wert der Erziehung, wer der Entwicklung der Erziehungsidee im Laufe der Jahrhunderte nachgegangen ist."

Wer sich jemals mit der mühsamen und zeitraubenden Arbeit des Quellenstudiums beschäftigt hat, der fühlt es mit, wenn der Verfasser mit Beziehung auf die Geschichte der Pädagogik in seinem Tagebuche ausruft: „Gott sei Dank, daß die Arbeit vollendet ist: sie war riesengroß!" — Mit ungewöhnlichem Beifalle wurde das Buch in der pädagogischen Welt aufgenommen. Und der Herzog Leopold Friedrich von Anhalt, nach askanischer Familientradition ein warmer Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften, ehrte den Gelehrten in fürstlicher Weise.

Bald nachher knüpfte die gothaische Regierung mit Karl Schmidt Verhandlungen an wegen Uebernahme einer Stellung als Schulrat und Seminardirektor in Gotha. Ostern 1863 siedelte er nach Gotha über. Trotz seiner schwankenden Gesundheit warf sich der unermüdlich fleißige, mit Begeisterung die Volksbildung fördernde Mann in die neue große Arbeit, und bereits am 1. Juli 1863 wurde ein Volksschulgesetz für das Herzogthum Gotha veröffentlicht, welches nach Karl Schmidt's Ueberzeugung sich auf den „Fundamenten der neueren Pädagogik" aufbaute und „das Herzogtum Gotha zum dritten male an die Spitze der protestantischen Fortschrittspädagogik stellte," wohin es zum ersten und zweiten Male die Bemühungen Ernst's des Frommen, dann Ernst's II. und seines treuen, eifrigen Joh. Ernst Christ. Haun gestellt hatten.

Durch Amtsarbeiten viel beschäftigt, fand Karl Schmidt doch die Zeit, in Wort und Schrift auch die Fröbel'sche Sache zu fördern. Tief empfunden ist es, aus seinem ganzen Denken und Sein hervorgewachsen,

wenn er in seiner „Weltanschauung" sagt: „Arbeit ist des Menschen Wesen. Arbeit ist sein Leben."

Im besten Mannesalter ging er am 8. November 1864 heim aus einem der Wissenschaft und der Volkserziehung geweihten, an Mühen wie Erfolgen reichen Leben. Nach Wahrheit unablässig ringend und für Wahrheit kämpfend, frei von Menschenfurcht und Menschengefälligkeit, mit einem Herzen voll thatkräftiger Menschenliebe, ist der seltene Mann seine Bahn dahingeschritten, getreu seinem Sinnspruche: „Vorwärts — in Wahrheit, Freiheit und Liebe!"

Die hauptsächlichsten Schriften, welche der unermüdlich thätige Pädagoge verfaßt hat, sind der Reihe nach folgende:

Luther. Eine Charakteristik. Nebst einem Anhange: Luther und wir. Dessau, 1847. Julius Fritsche.

Eine Weltanschauung. Wahrheiten und Irrthümer. Dessau, 1850. Julius Fritsche.

Anthropologische Briefe. Die Wissenschaft vom Menschen in seinem Leben und in seinen Thaten. Allen Gebildeten, vorzüglich allen Lehrern und Erziehern. Dessau, 1852. Moritz Katz.

Harmonie der Welten. Leipzig, 1853. Karl Geibel.

Buch der Erziehung. Die Gesetze der Erziehung und des Unterrichts, gegründet auf die Naturgesetze des menschlichen Leibes und Geistes. Briefe an Eltern, Lehrer und Erzieher. Cöthen, 1854. Paul Schettler.

Briefe an eine Mutter über Leibes- und Geisteserziehung ihrer Kinder. Cöthen, 1856. Paul Schettler.

Gymnasial-Pädagogik. Die Naturgesetze der Erziehung und des Unterrichts in humanistischen und realistischen gelehrten Schulen. Cöthen, 1857. Paul Schettler.

Die Geschichte der Pädagogik in weltgeschichtlicher Entwickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Kulturleben der Völker. 4 Bände. Cöthen, 1860—62. Paul Schettler.

Die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. Für Schul- und Predigtamtskandidaten, für Volksschullehrer, für gebildete Eltern und Erzieher. Cöthen, 1863. Paul Schettler.

Zur Reform der Lehrerseminare und der Volksschule. Cöthen, 1863. Paul Schettler.

Die Geschichte der Volksschule und des Lehrerseminars im Herzogthum Gotha. Cöthen, 1863. Paul Schettler.

Zur Erziehung und Religion. Reden und Abhandlungen. Cöthen, 1864. Paul Schettler.

Die Anthropologie. Die Wissenschaft vom Menschen in ihrer geschichtlichen Entwickelung und auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Den Bildnern der deutschen Nation gewidmet von Professor Dr. Karl Schmidt, Schulrath in Gotha. Dresden, 1865. Louis Ehlermann.

Vorwort zur vierten Auflage.

Die Geschichte der Pädagogik von Karl Schmidt ist noch immer das bedeutendste Werk seiner Art, und wenn nicht eine fühlbare Lücke in der Fachlitteratur entstehen soll, muß dieses umfassende Gemälde des Entwickelungsganges der menschlichen Bildung erhalten und in jeder neuen Auflage der stets fortschreitenden historischen Forschung gemäß verbessert werden.

Je bestimmter mir dies immer aufs neue einleuchtete, um so mehr mußte ich bedauern, der in dieser Hinsicht an mich gerichteten Aufforderung vorerst nicht entsprechen zu können. Als nämlich nach dem zu frühen Hinscheiden Wichard Lange's, in dessen Hände Karl Schmidt im Gefühle seines nahen Endes die Pflege seines Hauptwerkes gelegt hatte, die Verlagshandlung mich ersuchte, die Herausgabe der nötig werdenden neuen Auflage zu übernehmen, mußte ich in Erwägung des Umfanges und der Schwierigkeit dieser Aufgabe um so mehr zu einer ablehnenden Entschließung gelangen, als schon seit Jahren den mir obliegenden litterarischen Verbindlichkeiten meine geschwächte Sehkraft kaum noch zu entsprechen vermag.

Doch meiner Weigerung folgte nach Jahresfrist eine erneute Aufforderung, unterstützt durch dringendes Zuraten angesehener Schulmänner Deutschlands. Überdies hatte ich sowohl zu Karl Schmidt, meinem Amtsvorgänger in Gotha, als zu Wichard Lange, dem treuen Anhänger Diesterwegs und Fröbels, in freundschaftlichen Beziehungen gestanden, so daß ich auch aus persönlichen Gründen dem Werke, welches der Eine geschaffen, der Andere fortgeführt hatte, nur sympathisch gegenüberstehen konnte. Was also thun? — Allein, das stand mir fest, konnte ich eine gründliche Revision von vier starken Bänden nicht übernehmen; vielleicht aber in Gemeinschaft mit einem Anderen.

Und so hielt ich Umschau nach einem tüchtigen und rüstigen Mitarbeiter. Derselbe mußte womöglich Historiker und zugleich

Pädagog von Fach sein, überdies aber auch in meiner Nähe seinen Wohnsitz haben, damit ich mit ihm zu jeder Zeit in persönliche Beratung über die gesamte Arbeit treten könnte. Erst als es mir gelungen war, einen solchen Mann für das Unternehmen zu gewinnen, konnte ich meinerseits der Verlagshandlung die mir mögliche Beteiligung zusagen.

Dem geneigten Leser aber kann ich mit bestem Gewissen versichern, daß ich in meinen Mitarbeiter, Herrn Dr. Emanuel Hannak, das vollste Vertrauen setze, und daß ich es mir zum Verdienste anrechne, seine Feder für Schmidt's Geschichte der Pädagogik gewonnen zu haben. In Österreich und insbesondere in seiner näheren Umgebung sind seine hervorragenden Talente und Leistungen sattsam bekannt und anerkannt. Weiteren Kreisen jedoch glaube ich einige biographische Nachrichten über meinen Mitarbeiter schuldig zu sein, weil die Schulwelt mit Recht verlangen kann, daß für die hier in Betracht kommende Aufgabe die volle Befähigung und der innere Beruf zweifellos vorhanden sei.

Emanuel Hannak ist am 30. Mai 1841 zu Teschen geboren, besuchte 1851—59 das Gymnasium seiner Vaterstadt und 1859—63 die Universität Wien, wo er sich philosophischen, historischen und philologischen Studien widmete. In den nächsten zwei Jahren war er Probekandidat und Supplent am akademischen Gymnasium in Wien, worauf er als Supplent an das städtische Real- und Obergymnasium in der Leopoldstadt (Wien) überging, an welchem er bereits 1866 eine Professur erhielt, die er bis 1873 bekleidete. Daneben wirkte er noch in zweifacher Stellung als sehr geschätzte Lehrkraft. Im Jahre 1866 habilitierte er sich an der Wiener Universität, an welcher er schon 1864 promoviert hatte, als Docent für alte Geschichte und Kultur, und von 1870—73 war er auch Lehrer der Geschichte am Pädagogium der Stadt Wien; gleichzeitig fungierte er als Prüfungscommissär für Volks- und Bürgerschulen. Im Jahre 1873 wurde ihm die Organisation und Direktion des neu gegründeten Landes-Lehrerseminars zu Wiener Neustadt übertragen, von wo er nach acht Jahren zum Direktor des Pädagogiums der Stadt Wien, als Amtsnachfolger des Unterzeichneten, zurückberufen wurde. Von 1875—81 war er zugleich Schulinspector des Stadtbezirkes Wiener Neustadt gewesen.

Die speciellere Beschäftigung Hannaks mit Pädagogik datirt vom Jahre 1870, und seit seiner Berufung nach Wiener Neustadt war das Erziehungs- und Unterrichtswesen in Theorie und Praxis sein wichtigstes Arbeitsfeld. Das Schulwesen Deutschlands lernte er aus

eigener Anschauung auf einer Studienreise kennen, welche er 1874 im Auftrage seiner Schulbehörde machte. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dabei der Lehrerbildung und speciell den Seminarien in Nürtingen, Eßlingen, Straßburg, Karlsruhe, Neuwied, Weißenfels, Halberstadt, Gotha, Berlin.

Als Schriftsteller trat Hannak zuerst mit Abhandlungen zur Geschichte und Litteratur des klassischen Altertums in Programmen und Zeitschriften hervor. Dann schrieb er eine ausführliche Vaterlandskunde (Geschichte, Geographie und Statistik Österreichs), und in offiziellem Auftrage lieferte er den geschichtskundlichen Teil des Berichtes über die Wiener Weltausstellung (1873). Sehr geschätzt und verbreitet sind Hannaks historische Lehrbücher für Gymnasien, Realschulen und Seminarien. Speciell pädagogische Arbeiten verschiedenen Inhalts, in denen sich gründliche Wissenschaft mit Klarheit der Gedanken und praktischem Blick vereinigt, hat er in den Jahresberichten des Seminars von Wiener Neustadt, im Jahrbuch der Pädagogischen Gesellschaft in Wien, in Zeitschriften für Gymnasien, für Realschulen, für Schulgeographie u. s. w. veröffentlicht.

Ich bezweifle nicht, daß auch andere Männer die Revision der Geschichte der Pädagogik von Schmidt auszuführen vollkommen befähigt gewesen wären, um so weniger, als ich seit Jahrzehnten die Leistungen auf diesem Gebiete aufmerksam verfolgt habe; aber ich bin auch gewiß, daß Hannak's Arbeiten den Beifall der Sachkundigen gewinnen werden. Und da einmal die Umstände mich dahin führten, für das Werk meines Amtsvorgängers die bewährte Kraft meines Amtsnachfolgers zu werben, so freue ich mich, von diesem persönlichen Mittlerdienste den besten Erfolg für die Sache selbst erwarten zu können. Die Arbeit wird, so weit menschliche Voraussicht zu bürgen vermag, rüstig gefördert und hoffentlich zu voller Zufriedenheit der Leser zum Abschluß gebracht werden. Zunächst wird Dr. Hannak allein die Feder führen. Zwar haben wir den Plan des ganzen Unternehmens und auch verschiedener Einzelheiten gemeinschaftlich beraten, und dieses Vorgehen soll auch ferner eingehalten werden. Aber für die zwei ersten Bände hat Hannak die Redaktion allein übernommen, wird also auch ihm allein das Verdienst gebühren.

Es handelt sich nach unserer Ansicht nicht blos um kleine Verbesserungen und sorgfältige Überwachung einer neuen Drucklegung, sondern um eine gründliche und durchgreifende Sichtung, an vielen Stellen um eine vollständige Umarbeitung des ganzen Werkes, wobei zwar dem Originale die gebührende Pietät und Schonung nicht vor-

enthalten werden darf, aber auch den Forderungen der Wissenschaft in vollem Maße Rechnung zu tragen ist. Im allgemeinen kann nicht verkannt werden, daß bei Schmidt nicht selten die philosophische (hegelsche) Construktion des Stoffes und der rhetorische Schwung des Vortrags stärker hervortreten, als es dem streng historischen Sinn und Stil und dem rein Thatsächlichen in objektiver Ausprägung zuträglich ist. Was ferner die zunächst (im ersten Bande) in Betracht kommenden Materien betrifft, so bedarf namentlich die Pädagogik der Naturvölker und der Völker des Orients einer umfassenden Umarbeitung und vielseitigen Ergänzung. Die in neuester Zeit entdeckten Quellen zur Geschichte des Altertums, namentlich zur Kulturgeschichte von Ägypten, Babylonien, Assyrien, Indien, sind noch vielfach zerstreut und für die Geschichte der Pädagogik noch wenig verwertet. Hier war ein tüchtiges Stück Arbeit zu leisten, um das wirklich Historische mehr zur Geltung zu bringen, als bisher. Manche Partieen des Schmidt'schen Werkes mußten gänzlich gestrichen werden; dafür erscheinen aber zahlreiche und zum Teil umfängliche Ausführungen ganz neu in vorliegender Auflage. Sie sind, um den Leser die Kontrole zu erleichtern, in Sternchen (*) eingeschlossen.

So viel zur vorläufigen Orientirung. Mein Kollege Hannak wird noch Gelegenheit finden, über seine Arbeit genauere Rechenschaft zu geben. Mir sei hier nur noch ein Wort über Geschichte der Pädagogik im allgemeinen gestattet.

Es wird von gewisser Seite behauptet und wie ein ausgegebenes Schlagwort in Umlauf gesetzt, eine Geschichte der Pädagogik zu schreiben, das sei überhaupt n o c h n i c h t a n d e r Z e i t, weil dazu vorerst die erforderlichen Vorarbeiten vollendet werden müßten. Ob diese Behauptung auf naiver Unwissenheit, oder auf kluger Berechnung beruhe, das bleibe dahingestellt; uns erscheint sie eher lächerlich, als ernst. Freilich ist die historische Forschung, wie alle andere wissenschaftliche Forschung, noch lange nicht zum Abschluß gebracht. Aber wenn man darauf warten wollte, dann wäre auch die Geschichte der Kunst, der Musik, der Malerei, der Litteratur u. s. w., ja die allgemeine Weltgeschichte noch lange nicht an der Zeit. Und jede Wissenschaft überhaupt, z. B. auch die Geographie, die Naturgeschichte, die Linguistik müßte auf zusammenhängende Darstellung verzichten, wenn der Vorwand, es sei noch nicht alles Material gesammelt und monographisch bearbeitet, zur Geltung kommen sollte. Jede Wissenschaft und also auch die Geschichtsforschung ist in steter Entwickelung begriffen, immer hat sie neue Aufschlüsse, Ergänzungen, Berichtigungen zu erwarten,

in keinem Stadium ist sie fertig und vollendet, und stets kann sie nur das lehren, was sie weiß. Was aber insbesondere die Geschichte der Pädagogik zu lehren weiß, das ist heute bereits so ansehnlich und bedeutsam, daß es sich wohl der Mühe lohnt, ihr eine zusammenhängende Darstellung zu widmen. Mögen auch ihre Aufschlüsse den Einen unbequem und verdrießlich sein, das wird die Anderen nicht abhalten, in ihr eine Quelle willkommener Belehrung zu erkennen.

Wien, am 1. Mai 1886.

Dr. Fr. Dittes.

Vorwort des Herausgebers.

Bei Übernahme der Bearbeitung des vorliegenden Werkes war ich mir der Schwierigkeiten wohl bewußt. Sie ergaben sich erstlich daraus, daß seit der ersten Auflage auf dem Gebiete des orientalischen und classischen Altertums weitgehende Forschungen gemacht und staunenswerthe Ergebnisse zutage gefördert wurden, welche in den spätern Auflagen keine Berücksichtigung fanden, dann auch daraus, daß ich in meiner Auffassung der Geschichte der Pädagogik von dem Verfasser insofern abwich, als dieser auf die subjektive, abstrakte, theoretische, auf bestimmte Gesetze gerichtete, unter dem Einflusse hegelischer Philosophie stehende Anordnung und Behandlung des Stoffes das Hauptgewicht legte, während ich das objektive, historisch beglaubigte, konkrete Material in den Vordergrund stellte und daraus die sich ergebenden Beziehungen und Entwicklungen zu abstrahieren suchte, ohne auf irgend welche Theorien Rücksicht zu nehmen. Um in beiden Richtungen die notwendig erscheinenden Verbesserungen und Ergänzungen vorzunehmen, bedurfte es längerer Arbeit, weshalb sich das Erscheinen des Werkes verzögerte. Zunächst galt es, die inzwischen publizierten Resultate der Forschung nach Thunlichkeit zu sammeln und zu verwerten. Es kam auf diese Weise viel neues Material hinzu, so daß sich der Umfang des Werkes fast verdoppelte. Dann erforderte die Beachtung des historischen Momentes mancherlei Veränderungen in der Anordnung und Einteilung; doch suchte ich, so weit es möglich war, den alten Text zu bewahren und verwies deshalb die von dem Verfasser abweichenden Ansichten in die Anmerkungen unterhalb des Textes. Überdies wurde durch Sternchen angezeigt, was Original, was Zusatz ist.

Wollte ich im Einzelnen die vorgenommenen Änderungen hervorheben und rechtfertigen, so würde dies eine umfangreiche Abhandlung erfordern. Da durch das typographische Zeichen ohnehin die von mir gemachten Verbesserungen und Zusätze ersichtlich sind, so mag es

genügen, im Allgemeinen die wichtigsten derselben hervorzuheben. In dem ersten Abschnitte der Einleitung, der über Geschichte überhaupt und Geschichte der Erziehung insbesondere handelt, wurde durch umfangreiche Anmerkungen zumeist in referierender Weise der vom Verfasser abweichende Standpunkt des Bearbeiters gekennzeichnet. Im zweiten Abschnitte wurden in der Einteilung der Geschichte der Pädagogik zahlreiche Änderungen und Umstellungen vorgenommen um dem historischen Momente mehr Geltung zu verschaffen. In der Gliederung und Behandlung der Periode der christlichen Erziehung nach der Reformation war ein Einvernehmen mit dem in Aussicht genommenen Bearbeiter dieser Zeit Dr. Dittes notwendig, das durch gründliche Erörterung und Besprechung dieses Abschnittes erfolgte. Der dritte Teil der Einleitung erhielt am Eingange einen, wie ich glaube, notwendigen Zusatz, welcher über direkte und indirekte Quellen der Pädagogik handelt und auch die Sammelwerke, welche bisher auf diesem Gebiete erschienen, hervorhebt. Daß die historisch-pädagogische Literatur bis auf die neueste Zeit ergänzt wurde, ist selbstverständlich.

Was die folgenden Abschnitte betrifft, so wurde jedem derselben eine kurze Übersicht der Quellen und Hilfsschriften vorangeschickt, in welche auch jene Schriften aufgenommen wurden, welche K. Schmidt am Eingange seines Werkes in alphabetischer Reihenfolge als von ihm verwertete Schriften verzeichnete. Die Erziehung bei den Naturvölkern erfuhr eine wesentliche Erweiterung und vollständige Umarbeitung, indem die anthropologischen Werke, insofern sie Beiträge zur Erziehung dieser Völker liefern, verwertet und hierdurch an Stelle blos theoretischer Auseinandersetzungen konkrete Verhältnisse dargestellt wurden, aus welchen sich gegründete Schlüsse auf die primitivsten Formen der Erziehung ergaben. In der Erziehung der Chinesen erschien es notwendig, die Erziehung in der älteren Zeit, die früher gar nicht behandelt war, zu ergänzen. Hierdurch wurde dieser Abschnitt fast auf den dreifachen Umfang gebracht. Im Anschluß an die Chinesen wurden die Japaner gewürdigt, weil dies Volk in seiner modernen Entwicklung das Interesse in hohem Grade erregt. Da China und Japan in der nachchristlichen Periode nicht mehr vorkommen, so wurde schon in diesem Bande die Entwicklung der Erziehung bei diesen Völkern bis auf die Gegenwart fortgeführt. Die Geschichte der Erziehung bei den Völkern der Mittelmeer-Rasse wurde mit den Ägyptern eröffnet, die dem ältesten Stamme der Kuschiten angehören, um dann zu den Semiten und

von diesen zu den Indogermanen überzugehen. Die Abschnitte über Ägypter, Babylonier, Assyrer, Phöniker und Inder waren in den älteren Auflagen sehr mangelhaft behandelt, die Baktrer erschienen gar nicht berücksichtigt. Da gab es Vieles zu ergänzen und richtig zu stellen. Aus der neuen Auflage ist ersichtlich, daß diese Partien fast vollständig von mir gearbeitet wurden. Auch die Abschnitte über die Erziehung bei den Israeliten und Persern erhielten viele Zusätze und erfuhren eine teilweise Umarbeitung. Bei den Israeliten wurden, abweichend von den übrigen Teilen dieses Bandes, die Quellencitate aufgenommen, weil die Bibel, der sie zumeist entstammen, jedermann zugänglich ist, und weil sich auf diese Weise jeder Leser von der Stichhaltigkeit der Behauptungen des Bearbeiters überzeugen kann. Die Gliederung in die Zeit vor und nach dem Exile war unumgänglich erforderlich, weil der Charakter der Erziehung sich infolge des Exils vielfach änderte. Selbst innerhalb der ersten Periode erschien die Trennung der Erziehung vor und nach Moses geboten. Zugleich sei auch hervorgehoben, daß die Israeliten, welche in den früheren Auflagen an den Schluß des Altertums hinter die Römer gereiht wurden, ihren naturgemäßen und historischen Platz unter den Semiten hinter den Assyrern erhielten. Vor den Persern wurde die Erziehung bei den Baktrern insofern sie aus den hl. Schriften dieses Volkes beleuchtet werden konnte, dargestellt. Hier fand Manches Aufnahme, was bei K. Schmidt unter die Erziehung der Perser eingereiht war.

Die Erziehungsgeschichte der Griechen und Römer bedurfte weder so weitgreifender Umgestaltung, noch so umfangreicher Zusätze als die der Orientalen. Dennoch wurde manches richtig gestellt und ergänzt. So wurde die älteste Geschichte der Griechen (478) entsprechend der neueren Forschung umgearbeitet, die Erziehung in Kreta (490 f.) weiter ausgeführt. Der Abschnitt über Pythagoras erforderte eine Scheidung des historisch Beglaubigten von dem Sagenhaften, welche durch Anmerkungen (516—519, 526—528) und Zusätze (529, 530 f.) erleichtert wurde. Bei Solon und der athenischen Erziehung erfolgten mancherlei Zusätze, so über die Gesetze Solons (548 f.) über die Matrikenführung (555), namentlich wurde die Knaben- und Ephebenerziehung ganz neu bearbeitet und vielfach ergänzt (557—568); bei der Frauenerziehung wurde Xenophons Oikononikos verwertet (570). Mancherlei Zusätze erfolgten bei den jonischen Philosophen und ihren Nachfolgern (576—581). Vollständig neu ist der Abschnitt über Knaben- und Ephebenerziehung

in der Blütezeit Griechenlands (593—608). Mancherlei Ergänzungen und Verbesserungen erschienen in den Abschnitten über Sokrates (631) und Isokrates (634 f.), welcher letztere einen selbständigen Abschnitt erhielt, notwendig. In der Abhandlung über Plato fand keine wesentliche Änderung Platz. Dagegen wurde bei Aristoteles manches über seine Lehren und seine Schriften ergänzt (680—682). Umfassende Änderungen und Zusätze wurden in dem letzten Abschnitte der griechischen Pädagogik, in welchem sich ein schulmäßiger Unterricht ausbildete, erforderlich, zumal die Quellen für die Erziehung in dieser Zeit am reichsten fließen. Es mußten die Entwicklung der Wissenschaften und die sie beeinflussenden Faktoren ausführlicher dargelegt werden (709—717). Auch erforderte die Praxis der Erziehung, namentlich das Schulwesen, eine gründlichere Darstellung (718—728). Bei den Theoretikern der Pädagogik dieser Zeit erfolgten nur wenige Zusätze, doch ist hervorzuheben, daß Philo, den K. Schmidt unter die Pädagogen des Judentums einreihte, als Neu-Platoniker und Repräsentant dieser Schule bei der griechischen Philosophie behandelt wurde.

In der Pädagogik der Römer wurde vor allem eine sorgfältigere Scheidung des in die verschiedenen Zeitabschnitte gehörigen Materiales vorgenommen. Größere Zusätze fanden bei der Behandlung der Familienerziehung (779—781), der militärischen und musischen Ausbildung der Jünglinge (795, 800) bei den Erziehungstheoretikern Cato (803—806) und Varro (808—811) Aufnahme, während bei Cicero nur eine Anmerkung über seine für die Pädagogik wichtigen Werke (815) hinzukam. Ganz neu bearbeitet wurde die Geschichte der Erziehung in der Kaiserzeit, deren Wichtigkeit in ähnlicher Weise, wie die der alexandrinischen Zeit, darin besteht, daß sie jene Formen des Unterrichtes entwickelte, welche für viele folgenden Jahrhunderte maßgebend wurden; deshalb die umfangreichen Zusätze in dem Abschnitte über die Praxis der Erziehung in dieser Zeit (827, 828, 829 f., 833, 834, 835-876, 878 f.). Weniger Änderungen und Zusätze waren in der Darstellung der Erziehungstheoretiker der Kaiserzeit notwendig, wiewohl es auch hier an einzelnen Richtigstellungen und Ergänzungen nicht fehlt, (882. 893 f., 907 f., 915 f., 918 f.). Namentlich ist hervorzuheben, daß Epiktet als Vorgänger Marc Aurels neu behandelt und mit diesem einem besonderen Abschnitte zugewiesen wurde, sowie Galenos, den K. Schmidt an die alexandrinische Periode anschloß, mit Lukianos zusammen in einem besonderen Capitel Platz fand. Neu kam am Schlusse auch ein summarischer Überblick des behandelten Stoffes hinzu (927—935). Inwieweit die Ergänzungen und Umarbeitungen berechtigt

sind, und ob es mir gelungen ist, das Neue mit dem Alten in den richtigen Zusammenhang zu bringen, mag eine objektive auf der erforderlichen Sachkenntnis beruhende Kritik entscheiden. Diese wird aber auch die Schwierigkeiten nicht verkennen dürfen, denen ich bei dieser Arbeit begegnete.

In Bezug auf die äußerliche Anordnung des Stoffes sei hervor gehoben, daß lateinische Quellencitate, welche der Verfasser, namentlich bei der römischen Erziehungsgeschichte, im Text anführte, in die Anmerkungen (759, 763, 771, 772, 791, 793) verwiesen wurden, und daß an derselben Stelle die Hilfsschriften für die Unterabteilungen der einzelnen Abschnitte Aufnahme fanden.

Wegen der Entfernung des Druckortes von dem Bearbeiter blieben einzelne zumeist unbedeutende Druckfehler stehen. Der geneigte Leser möge sie nach dem folgenden Verzeichnis korrigieren. Da die Fertigstellung des Werkes längere Zeit in Anspruch nahm, so sind inzwischen einzelne wertvolle Publikationen erschienen, die im Texte keine Aufnahme fanden, weshalb sie an gleicher Stelle erwähnt werden.

Eine gewiß dankenswerte Neuerung dürfte das alphabetische Namen- und Sachregister sein, welches den Gebrauch wesentlich erleichtert.

Das redliche Streben des Verfassers war darauf gerichtet, eine im Geiste der alten Auflage gehaltene, aber der neueren Forschung entsprechende, möglichst vollständige Geschichte der Erziehung im Altertume zu liefern. Von diesem Standpunkte möge diese neue mit nicht geringer Mühe gearbeitete Auflage betrachtet werden.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß sie dem rühmlichst bekannten Werke die alten Freunde erhalte und möglichst viel neue erwerbe!

Wien, im Juli 1889.

Dr. Emanuel Hannak.



Inhalt.

Verbesserungen und Zusätze.

Auf p. 6, Zeile 24 v. u. lies „Mikrokosmus" statt Mkrokosmus.
„ 8, „ 16 „ „ lies „eudämonistische" statt feudamonistische.
und „Philantropisten" statt Phhilantropisten.

Zu p. 13, 1. Anmerkung ist das eben erschienene Werk Ernst Bernheims: „Lehrbuch der historischen Methode", Leipzig 1889, zu vergleichen.

Auf p. 29 fehlt das Sternchen (*) am Schlusse des zweiten und am Anfang des dritten Absatzes.

Auf p. 33 Zeile 9 v. u. lies „körperliche" statt körperlose.
„ 46, „ 3 „ „ „ „Wikliffe" statt Wicliffe.
„ 51, „ 18 „ „ „ „auffaßt, in" statt auffaßt in.
„ 56, „ 14 v. o. „ „zum" statt znm.
„ 65, „ 3 v. u. „ „reorganisirt" statt reorgansirt.
„ 79, „ 8 u. 13 v. o. fehlen die Sternchen am Anfange und Ende des Abschnittes.

p. 73 ist zu den Sammlungen der Quellenschriften hinzuzufügen: „Monumenta Germaniae Pädagogica" von Karl Kehrbach, Berlin seit 1886, wovon jetzt der VII. Band erschien, und „Die Sammlung der bedeutendsten pädagogischen Schriften aus alter und neuer Zeit" von Dr. Bernh. Schulz, Dr. J. Gansen und Dr. A. Keller, Paderborn, seit 1888, jetzt der 4. Bd.

Auf p. 76, Zeile 14 v. o. lies „seinem" statt seinen.
„ 81, „ 12 „ „ „ „Didaktik" statt Dedaktik.
„ 90, „ 11 v. u. „ „Tätowiren" statt Tättowiren.
„ 95, „ 18 v. o. „ „Kraalen" statt Kroalen.
„ 99, „ 2 „ „ „ „Transbaikalien" statt Transbeikalien.
„ 105, „ 12 „ „ „ „Calabasse" statt Calabosse.
„ 118, „ 12 „ „ „ „wesentliche Faktoren" statt ein wesentlicher Faktor,
und „die . . . bedingen" statt der . . . bedingt.
„ 127, „ 7 v. u. lies „Verwaltung" statt Berwaltung.
„ 143, „ 18 v. o. „ „multiplicative" statt mnltiplicative.
„ 154, „ 12 u. 13 v. o. ist am Schlusse und Anfang der Zeile ein Sternchen zu ergänzen.

p. 157, Zeile 16 v. u. lies „manchem" statt manchen.
„ 159, „ 6 v. o. tilge ein „und".
„ 159, „ 10 v. u. lies „220 n. Chr." statt 220 v. Chr.
„ 162, „ 10 v. o. „ „Missionären" statt Missionaren.
„ 168, „ 1 „ „ fehlt die Schlußklammer.
„ 168, „ 18 „ „ lies „weitere" statt weirten.

Auf p. 192, „ 21 v. o. lies „Unterrichtsminister" statt Unterrrichtsminister.
„ 194, „ 16 „ „ fehlt am Beginn das Sternchen.
„ 195, „ 14 „ „ Dümichens Werk ist bereits abgeschlossen; der geschichtliche Theil stammt von Dr. Ed. Meyer.
p. 222, Zeile 20 v. o. lies „besaßen" statt besaß.
„ 238, „ 1 „ „ „ „32" statt 42.
„ 246, „ 14 „ „ „ „Ament" statt Amet.
„ 252, „ 18 v. u. Fr. Hommels Werk in der Oncken'schen Sammlung ist bereits abgeschlossen.
p. 258, Zeile 3 v. o. lies „Ideogramme" statt Idrogramme.
„ 278, „ 19 v. u. lies „Sagen" statt Sage.
„ 282, „ 6 v. o. „ „dieser" statt diesen.
„ 284, „ 5 „ „ „ „entstand" statt enstand.
„ 305, „ 20 „ „ „ „Säuseln" statt Sänseln.
„ 310, „ 19 „ „ „ „Übung" statt Ubung.
„ 359, „ 1 v u. „ „fehlt" statt ehlt.
„ 365, „ 13 v. o. „ „nicht" statt mit.
„ 370, „ 1 v. u. „ „Familie" statt Fumilie.
„ 371, „ 9 „ „ „ „und" statt nnd.
„ 373, „ 1 „ „ „ „381" statt 281.
„ 376, „ 15 v. o. „ „Frucht" statt Furcht.
„ 376, „ 8 v. u. „ „Metrik" statt Matrik.
„ 378, „ 19 v. o. „ „Weise" statt Weite.
„ 384, „ 9 ergänze hinter ältere „Person".
„ 407, „ 19 v. u. lies „anderer" statt andere.
„ 416, „ 1 „ „ „ „Duncker" statt Dunker.
„ 421, „ 13 v. o. „ „den" statt dem.
„ 421, „ 4 v. u. „ „die" statt der Geister ꝛc
„ 423, „ 19 v. o. setze hinter Sittlichkeit den Beistrich.
„ 437, „ 3 „ „ lies „soll" statt sollen.
„ 442, „ 13 v. u. „ „überblicken" statt einblicken.
„ 448, „ 15 v. o. „ „Charikles" statt Charykles.
„ 455, „ 10 v. u. „ „Protagoras" statt Protagaros
„ 458, „ 3 „ „ „ „Nikeratos" statt Nikratos.
„ 468 in der Paginirung lies „468" statt 368.
„ 510, Zeile 11 v. o. lies „durch seinen" statt zu seinem.
„ 520, „ 9 v. u. „ „Pythagoras" statt Pythagaras.
„ 535, „ 19 v. o. „ „Region" statt Religion.
„ 544, „ 9 v. u. „ „Sühngebräuche" statt Sühnegebräuche.
„ 553, „ 14 v. o. „ „wichtigste" statt wichstigste.
„ 556, „ 15 v. u. „ „werden" statt werder.
„ 557, „ 19 v. o. „ „ἅλμα" statt ἄλμα.
„ 576, „ 3 v. u. ergänze hinter Aristoteles „Würzburg, 1878".
„ 587, „ 13 v. o. lies „Sittlichen" statt sittlichen.
„ 606, „ 16 v. u. ist vor den Abschnitt ein Sternchen zu setzen.
„ 612, „ 6 „ „ ist hinter [1]) das *) zu streichen.
„ 613, „ 20 v. o. tilge hinter „Stärkeren" den Beistrich.
„ 618, „ 3 u. 2 v. u, das Sternchen hinter 1837 gehört vor E. v Lasaulx.

Auf p. 666, „ 10 v. u. tilge hinter „sophie“ den Beistrich.
„ 674, „ 13 „ „ ergänze vor Aristoteles εε).
„ 695, „ 8 v. o. lies ἐστὶ statt ἑστὶ.
„ 695, „ 10 „ „ „ „induktiven“ statt indirekten.
„ 696, „ 4 u. 6 v. u. lies „Rhythmen“ statt Rythmen.
„ 727, in der Überschrift lies „Unterricht“ statt Uuterricht.
„ 727, Zeile 6 v. o. lies „Ptolemäern“ statt Ptolemaern.
„ 732, „ 17 v. u. „ „Mytilene“ statt Mitylene.
„ 734, in der Aufschrift lies „Epikureer“ statt Eptikureer.
„ 734, Zeile 17 v. u lies „stellte“ statt stellt
„ 769, „ 17 „ „ „ „verhandelt worden sei“ statt verhandelt sei.
„ 770, „ 3 „ „ „ „libris“ statt liberis.
„ 772, „ 3 „ „ „ „XII tabulas“ statt XI tabulas.
„ 782, „ 6 v. o. „ „einer“ statt eines.
„ 794, „ 16 v. u. „ „ungefähr“ statt umgefähr.
„ 795, „ 19 „ „ „ „vorzubereiten“ statt vorzubeiten.
„ 803, „ 17 „ „ „ „er wollte“ statt wollte er.
„ 808, „ 1 „ „ „ „liberis educandis“ statt liberiseducandis
„ 816, „ 7 v. o. „ „von“ statt don.
„ 830, „ 17 „ „ „ „anleiten“ statt verleiten.
„ 841, „ 3 v. u. „ „syllabarum“ statt sillabarum.
„ 846, „ 14 „ „ setze vor „Unterstützungen“ einen Beistrich.
„ 855, „ 10 ist vor dem Abschnitt entsprechend dem a auf 839 ein b zu ergänzen
„ 871, „ 11 v. o. setze hinter „hören“ einen Punkt.
„ 883, „ 17 „ „ lies „in Gebiete“ statt im Gebiete.
„ 891, „ 10 „ „ „ „Eine“ statt Ceine.
„ 924, „ 19 „ „ „ „beweisen“ statt bewiesen.

Einleitung.

1.

Geschichte und Geschichtsschreibung. Geschichte der Erziehung und ihr Wert.

Gottes Wesen lebt im All, und in der Menschheit offenbart es sich als die Vernunft, Schönheit und Sittlichkeit. Die Herrschaft dieser idealen Mächte auch in der Menschenwelt ist das Ziel, wonach die Menschheit ringt. Die Geschichte gibt Zeugnis von all den Anläufen und Bewegungen, welche unser Geschlecht nach diesem Ziele hin genommen und gemacht hat, von all dem Ringen und all den Kämpfen, welche aus der Sehnsucht, daß hienieden das Reich Gottes komme, hervorgegangen sind, von dem Fortschritte, welcher auf dem Wege stetiger Entwicklung bereits gemacht worden ist.

Das Wort Entwicklung verrät das Geheimnis alles Lebens, und die Geschichte hat dem Leben dieses Geheimnis abzulauschen. Entwicklung der Menschheit ist Fortschreiten vom Einfachen zum Zusammengesetzten; — Entwicklung der Menschheit ist Fortschreiten vom Unbewußtsein zum Bewußtsein, von der Formlosigkeit zur Schönheit, von der Naturnotwendigkeit zur Geistesfreiheit. Wie sich die Natur durch das Unorganische hindurch immer mehr zum Lichte emporringt und durch Pflanzen- und Tierwelt zum Menschen aufsteigt: so geht auch die Menschheit aus der Natureinheit des natürlichen und geistigen Lebens heraus und durch den Bruch zwischen Natur und Geist hindurch zur bewußten Versöhnung von Notwendigkeit und Freiheit. — Wo Entwicklung ist, da ist Fortschritt. Der Fortschritt in der Geschichte ist immer sichtbarere, hörbarere, fühlbarere Verleiblichung Gottes in der Menschheit. Wiederholung und Rück-

schritt giebt's nicht. Das einzelne Volk wohl schreitet in seinem Lebenskreise scheinbar zurück; denn je mehr man in einem Kreise vorwärts geht, um so mehr nähert man sich dem Ausgangspunkte. Dieses Rückwärtsgehen des Volkes ist aber zugleich ein Vorwärtsgehen der Menschheit — zu und in neuen Völkerkreisen, die in ihrem Anfange im Vergleich mit den eben vollendeten untergegangenen elementarer und unvollkommener erscheinen, in ihrem Fortgange aber eine höhere Entwicklungsstufe einnehmen. Und wie die Erde nie wieder zu demselben Standorte im Weltall zurückkommt, wenn sie ein Jahr durchkreist hat: so kommt auch die Menschheit nie wieder auf einen schon dagewesenen Punkt zurück und wiederholt nie noch einmal in einem Volke, was sie in einem anderen schon durch- und ausgelebt hat.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte des sich entwickelnden Menschheitsgeistes. Die Weise dieser Entwicklung ist dieselbe, wie die des einzelnen Menschengeistes: dasselbe Gesetz, weil derselbe Gottgedanke, im einzelnen, im Volke und in der Menschheit. Die Menschheit hat, wie der Einzelmensch, ihre Lebensstufen und entwickelt sich in solchen. — Der Einzelmensch ist nicht als Kind schon ein vernünftiges Wesen; er soll erst vernünftig werden. Das Kind ist noch nicht Herr seiner selbst, sondern sein Herr ist seine Außenwelt; es gehört noch nicht sich an, sondern seiner Umgebung. Die orientalischen Völker sind das Kind in der Menschheit. — Doch das Kind erkämpft sich im Fortgange seiner Entwicklung die Freiheit von der Außenwelt und stellt sich im Bewußtsein dieser Freiheit auf sich, ohne noch den Feind, den es besiegte, anzuerkennen. Als Jüngling mißt der Mensch egoistisch die Welt nach seinen Idealen und hält die wirkliche Welt, die diesen Idealen widerspricht, für nichtig und von der Idee verlassen. In allem sieht er sich selbst, und wo er ein Fremdes sieht, da sucht er es niederzukämpfen und ihm den Stempel seines eigenen Daseins aufzudrücken. Das klassische Altertum repräsentirt das Jünglingsalter der Weltgeschichte. — Im Gegensatze zu der wirklichen Welt, die ihre Macht aller egoistischen Subjectivität gegenüber mit Leichtigkeit behauptet, kommt der Jüngling zum Bewußtsein, daß er nur mit sich selbst zur Harmonie gelangt, wenn er sich in Harmonie mit der Außenwelt stellt: der Mann, der in ein harmonisches Wechselverhältnis mit der äußeren Welt tritt, ist in der Weltgeschichte der Christ. — Die Geschichte des Einzelmenschen spiegelt und wiederholt die Geschichte der Menschheit,

wie die Geschichte der Menschheit ein Spiegel von der Geschichte des Kosmos, und die Geschichte des Kosmos ein Bild von dem Leben Gottes ist: alle Geschichte, mag es die der Menschheit oder des Einzelmenschen, des Fixsternhimmels oder des Erdorganismus sein, ist Entwicklung des göttlichen Lebens.

Die Menschheit kann nicht aus der Erde herausgerissen werden. So die Weltgeschichte nicht aus dem Schöpfungsprocesse, der ein ewiger und stetiger ist und das Universum zu einem Werdenden macht, das ewig wirkt und lebt. Die Erde ist ein Glied im All, bestimmt, das Erziehungshaus der Menschheit zu sein. Wie die Erde sich gliedert, so gliedert sich auch die Menschheit. Darum sind die Bewohner der Tropenzonen Sinnenmenschen, die der kalten Bauchmenschen und die der gemäßigten Gehirnmenschen. Durch die Verschiedenheit des Klimas, des Bodens 2c. grenzen sich auch bestimmte Menschengruppen, Rassen und Völker ab. Völker sind demnach Systeme, d. i. gesamtheitliche Individuen innerhalb des großen menschheitlichen Individuums, die von dem Lande, zu dem sie gehören, und von der Entwicklungsstufe der Menschheit, auf der sie auftreten, bedingt und bestimmt sind, ohne daß sie jedoch ihr eigentliches Wesen von außen erst empfingen, da sich nur der ihnen von der Schöpfung eingehauchte Genius unter der Einwirkung der Natur und gemäß dem Verlaufe der Geschichte in seiner eigentümlichen Form ausprägt, wie der in der angebornen Organisation des Geistes wurzelnde Charakter 2c. des Einzelmenschen durch Erziehung, Umgebung 2c. umgestaltet und ausgebildet, aber nicht gegeben werden kann. Unter allen Faktoren, welche die Entwicklung eines Volkes zustande bringen, ist und bleibt der Urtypus dieses Volkes der Hauptfaktor.

Da jedes Volk innerhalb der Menschheit ein eigenes Individuum ist, so hat es seine eigene und eigentümliche Organisation, sein besonderes Gepräge, — bedingt durch seine ihm von Gott mitgegebenen Anlagen, durch seinen Charakter, sowie durch die klimatischen Verhältnisse, in denen es lebt, und durch die anderen Völker, die neben ihm stehen und mit denen es in Zusammenhang tritt. Diese seine Organisation, die sich in seiner Sitte und Lebensweise, durch seine Sprache und Schrift, durch seine wissenschaftlichen und künstlerischen Produkte, durch seine religiösen Anschauungen und Kulte und in seinen staatlichen Gestaltungen offenbart, entwickelt es in seinen Lebensperioden, die gleich denen des Einzelmenschen sich gliedern, so daß das Volk ein Kindheitsalter durchlebt,

in dem es sich selbst noch eine Sage ist und darum in Sagen sein Leben vordichtet, ein Jünglingsalter feiert, in dem es kraft seines aufblühenden Geistes in außerordentlichen Thaten auf Eroberungen ausgeht, als Mann in seinem Denken, Fühlen und Wollen Reife, Ruhe und Besonnenheit zeigt und endlich als Volksgreis von dem Erworbenen zehrt und verknöchernd untergeht, wenn nicht der Volksgeist so hoch beanlagt und so energisch thätig ist, daß er nach der Verwirklichung und Darstellung der Idee, die seinem Dasein zu Grunde lag, eine neue aufnimmt und durcharbeitet, und also die Altersstufen nur die geschichtlichen Jahreszeiten sind, in deren Wechsel er sich verjüngt.

Der Volksorganismus hat seine Wirklichkeit in seinen Gliedern, den Individuen. Das Individuum ist ein „Repräsentant der Menschheit in eigentümlicher Mischung ihrer Elemente". Diese Mischung tritt hervor als Volks- und als individueller Charakter. — Unter den einzelnen eines Volkes aber sind einige die Idealbildungen, die in ihrer Individualität den Höhepunkt der Volksentwicklung, des Volkes Kern und innerstes Wesen darstellen. So sind z. B. Luther, Goethe, Voltaire ꝛc. die echten Repräsentanten verschiedener Nationalitäten: in den beiden ersten zeigt sich das Wesen des Deutschtums, in Voltaire das des Franzosentums. Und solche Einzelmenschen, die den Gattungscharakter ihres Volkes in ihrer Individualität repräsentiren, sind zu bestimmten Zeiten die Träger und Verwirklicher der Entwicklung, die Träger des Fortschritts. In ihnen faßt sich das Leben ihrer Zeit im höchsten Selbstbewußtsein und mit tiefster Willensenergie zusammen.

In Individuen und Völkern entwickelt sich die Menschheit. Individuen und Völker sind die Organe, mittelst deren sie im Laufe der Zeiten ihr göttliches Leben offenbart und die sie der Größe ihrer Anlage und der Tendenz ihrer individuellen Gestaltung gemäß nach längerer oder kürzerer Dauer abwirft, — doch nur, um sie als Unsterbliche in ihrem Tempel aufzustellen, in der Wirklichkeit aber neue zu Trägern ihrer Idee zu schaffen und durch diese immer mehr ihrem ewigen Ziele, der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden, zuzueilen.

Die Geschichtsschreibung hat diese Entwicklung der Menschheit auf ihren verschiedenen Stufen, wie sie sich in den Völkern und Individuen geoffenbart hat, darzustellen. Die Geschichtsschreibung soll also zum allgemeinen Bewußtsein erheben, was geschehen ist. Sie hat demnach zu zeigen, wie die Geschichte durch Geburt und

Grab hindurch zu immer höherer Vollkommenheit emporgestiegen ist und emporsteigt, — bloß zu legen zugleich die Ursachen, welche das Emporblühen und den Untergang der Völker bedingten, und damit die Weltgeschichte als das Weltgericht, auch als das Gericht des eigenen Selbst, darzustellen. Die Weltgeschichte ist eine Biographie der Menschheit und der Geschichtsschreiber ein Biograph des Menschen. Der menschliche Geist hat jedoch, obschon ein rückwärts gewandter Prophet, bisher noch nicht alle Entwicklungsknoten, in denen die Menschheit bis heute aufwärts gegangen ist, zu entwirren vermocht. Und darum ist die Geschichtsschreibung nichts mehr, als — wie Aristoteles sagt — die Erzählung von dem Erforschten, das sie ohne von außen hineingetragene Prinzipien dem Gange der Menschheit gemäß verknüpft, um darin und dadurch die weltgeschichtliche Entwicklung aufzuweisen.[1]) —

---

[1]) *Dr. K. Schmidt führt für diesen Abschnitt über Geschichte und Geschichtsschreibung Bunsens „Gott in der Geschichte" 3. Bd. Leipzig 1857 u. 1858, Hegels philosophische Werke und Rückerts Weltgeschichte in organischer Darstellung, Leipzig 1858, als Hilfsschft. an, denen er hauptsächlich folgte. Außerdem bieten unsere Klassiker, G. E. Lessing in seiner Abhandlung „Die Erziehung des Menschengeschlechtes" (1780), Joh. G. v. Herder in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1789—91) und Fr. v. Schiller in seiner Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Zwecke studiert man Universalgeschichte?" (1789) auch jetzt noch wertvolle Beiträge zu diesem Gegenstande. In neuerer Zeit haben der Franzose J. A. F. Comte und der Engländer H. T. Buckle großen Einfluß auf die Auffassung der Geschichte als Wissenschaft genommen. Ersterer hat in seinem Hauptwerke (Cours de philosophie positive 6 v. Paris 1830—42) als das Grundgesetz in der Geschichte das „Gesetz „der geistigen Evolution" aufgestellt und in dem Entwicklungsgange der Menschheit drei Stufen, die theologische oder supranaturalistische, die metaphysische oder abstrakte und die positive oder rein wissenschaftliche, unterschieden. Unter seinen Nachfolgern ist insbesondere Carl Twesten hervorzuheben, dessen Thätigkeit zwar hauptsächlich dem politischen Leben zugewandt war, der aber daneben mit großem Eifer den Plan erfaßte und verfolgte, im Geiste Comte's eine „Darstellung der menschlichen Gesellschaft" zu geben. Leider konnte er diesen Plan nicht durchführen. Sein unvollendetes Werk, das mancherlei für die Geschichte der Erziehung verwertbares Material enthält, gab unter dem Titel „Die religiösen, politischen und socialen Ideen der asiatischen Kulturvölker und der Aegypter in ihrer historischen Entwicklung dargestellt von C. Twesten" Prof. Dr. M. Lazarus heraus (2 Bde. Berlin 1872). Hat schon Comte die Entwicklung des Organischen in der Natur auch auf die geistige Entwicklung der Menschheit im Allgemeinen übertragen, so hat Buckle in seiner History of civilisation in England (I. v. 2. Aufl. 1858, II. v. 1861 übersetzt von Ruge 4. Aufl. Leipzig 1864) dadurch die Geschichte „zum Range einer Wissenschaft" zu erheben versucht, daß er in derselben die „naturwissenschaftliche Methode" auch im einzelnen anwandte, um Gesetze

Die Gesetze der Geschichte im allgemeinen sind auch die Gesetze in der Geschichte der Pädagogik. Die Pädagogik ist nach ihrer praktischen Seite hin die Erziehungskunst, — die Kunst, mittelst Unterrichts und Erziehung d. i. mittelst bewußter Einwirkung auf die leibliche und geistliche Entwicklung den werdenden Menschen zu bestimmen, den seinem Wesen zu Grunde liegenden Ideen des Wahren, Guten und Schönen durch sein Sein, Handeln und Wirken

---

zu entdecken, unter deren Einfluß die Gesellschaft und die einzelnen Individuen sich entwickeln. So großen Beifall sein Werk in vielen Kreisen fand und so anregend es auch wirkte, so lebhaften Widerspruch rief es namentlich im Kreise der „Historiker" hervor (vgl. Droysen-Sybel'sche Zeitschrift 1862). Aber auch der engl. Philosoph Stuart Mill, dessen Zuneigung zu den Naturwissenschaften und ihrer Methode außer allem Zweifel ist, bekämpfte in der späteren Auflage seiner deduktiven und induktiven Logik die „empirischen Generalisationen" Buckles und verwies auf die Psychologie, aus welcher die Gesetze für die Entwicklung der Menschheit herzuleiten wären. Er begegnet sich in dieser Forderung mit Lazarus, welcher (in s. Ztschft. für Völkerpsychologie 3. Bd.) die allgemeinen psychologischen Gesetze in der Geschichtsentwicklung herausfinden und so eine Völkerpsychologie schaffen will, welche die Grundlage zu einer philosophischen Behandlung der Geschichte abgeben soll.

Eine sorgfältige Prüfung dessen, was als Gesetz und was als Ziel der Entwicklung der Menschheit gefunden wurde, ergiebt ein kärgliches Resultat. Darum müssen wir Herm. Lotze, der in seinem Mikrokosmus (3. Bd. Leipzig 1864) die „Geschichte und den Fortschritt" behandelt, beipflichten, wenn er nach einer mehr oder weniger gründlichen Kritik der verschiedenen Ansichten über die Philosophie der Geschichte und die Aufgaben dieser Wissenschaft zu dem negativen Resultate gelangt, daß der Mensch an „dem Glauben festhalten müsse, daß im Bau und im Laufe der Welt eine wertvolle heilige Ordnung bestehe, in den sich die Geschichte einordne. Sie sei ein Mittelpunkt zwischen einem unbekannten Anfang und unbekanntem Ende. Die Gliederung aber, durch welche unser irdisches Leben mit dem Weltlaufe verknüpft ist, stehe unserer wissenschaftlichen Einsicht so fern, daß wir nicht hoffen können, den wesentlichen Begriff des Sinnes der Geschichte vorher zu entdecken und durch ihn die Einzelheiten ihres Verlaufes zu deuten. Im Gegenteil müsse die Betrachtung des Verlaufes die noch leeren Umrisse unserer allgemeinen Ansicht bestätigen." Es erscheint demnach die Meinung, daß in der Geschichte eine Entwicklung des Menschengeschlechtes, ein Fortschritt nach allen Richtungen seines geistigen Lebens zum Ausdrucke kommt, nicht als Resultat einer historischen Erfahrung, sondern als ethisches Postulat. Mit dieser Ansicht stimmt auch Joh. Gust. Droysen, der berühmte Geschichtsschreiber der Preußischen Politik überein. In seiner Historik (3. Aufl. Leipzig 1882) bezeichnet er die Geschichte als das Bewußtwerden und Bewußtsein der Menschheit über sich selbst und fährt fort: „Die Epochen der Geschichte sind nicht die Lebensalter dieses Ich der Menschheit — empirisch wissen wir nicht, ob es altert oder sich verjüngt, nur daß es nicht bleibt, wie es war oder ist, — sondern Stadien seiner Selbsterkenntnis, Welterkenntnis, Gotterkenntnis. . . Nach dem Maße dieser durchmessenen Stadien wächst der menschliche Ausdruck für den Zweck der Zwecke, für die Sehnsucht nach ihm, für

individuelle Gestalt zu verleihen. Aufgabe der Erziehung ist es, den Mikrokosmos demselben Ziele entgegenzuführen, dem der Makrokosmos der Menschheit zueilt.[1])

Mit der Entwicklung des Einzelmenschen entwickelt die Erziehungskunst zugleich das Volk, zu dem der Einzelne gehört, da das Volk nur diejenige Entwicklungsstufe einnehmen kann und einnimmt, auf der seine Glieder, die Einzelmenschen stehen. Und mit

---

den Weg zu ihm. Daß mit jedem Stadium der Ausdruck sich erweitert, steigert, vertieft, das und nur das kann als das Fortschreiten der Menschheit gelten wollen. Dem endlichen Auge ist Anfang und Ende verhüllt. Aber forschend kann es die Richtung der strömenden Bewegung erkennen. In die enge Schranke des Hier und Jetzt gebannt, erschaut es das Woher, Wohin. Es sieht was es sieht, erfüllt von einem Licht, in dem und aus dem Alles ist; und sein Sehen ist ein ferner Widerschein dieses Lichtes."*

[1]) *Damit ist wohl nach dem auf der früheren Seite (p. 4.) Gesagten „die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden" gemeint, was auch Palmer als Ziel der Erziehung auffaßt. Diese christlich-theologische Ansicht, welche von den älteren Pädagogen auch dahin formulirt wird, daß der Mensch zur „Gottähnlichkeit" oder zum „Ebenbilde Gottes" erzogen werden müsse, stellt der Erziehung als Zweck das höchste Ideal „Gott selbst" auf, dessen Vollkommenheit sich der Mensch zu nähern habe. Bei der Unfaßbarkeit dieses hohen Ideales versuchte man dasselbe bestimmter zu kennzeichnen. Indem man die Vernunft als den „göttlichen Funken" betrachtete und jene Gebiete ins Auge faßte, auf welchen diese den Menschen auszeichnende Anlage zur Geltung kommt, wurde bald die „Moralität", das Handeln mit Vernunft und Freiheit (Fichte), bald die „Vernünftigkeit, das Wissen des Wahren und das Wollen des Guten" (Fricke), bald das Sittlich-Religiöse (öster. Volksschulgesetz), bald „das Wahre, Gute und Schöne" in dessen Dienste die Selbstthätigkeit des Menschen zu stehen habe (Diesterweg), als Ideal der Erziehung gesetzt, das sie zu verfolgen habe.

Gegenüber dem idealistischen Standpunkte in Bezug auf das Ziel der Erziehung brachte Rousseau zuerst einen realistischen zur Geltung: der Mensch sei zum Naturzustande zurückzuführen; in diesem sei er „gut" und fühle er sich „glücklich", nur die Civilisation habe ihn schlecht und unglücklich gemacht. Geläutert erscheint diese Ansicht bei Kant. Nach ihm sollen die Kinder nicht dem gegenwärtigen, sondern dem zukünftigen möglich besseren Zustande des menschlichen Geschlechtes, d. i. der Idee der Menschheit und deren ganzer Bestimmung angemessen, erzogen werden.

An Rousseau und Kant knüpfen zwei Richtungen bei der Feststellung des Zieles der Erziehung an. Die eine Richtung untersuchte „die Natur" des Menschen oder „die Idee" der Menschheit. Kant selbst that dies, indem er in seinem letzten Werke, der Anthropologie, „den Charakter der Gattung (Mensch)" festzustellen suchte. Es entwickelte sich „das Prinzip der Humanität", das die Erziehung des Menschen „zum Menschen" forderte. Bestimmter wurde dieses Prinzip in der Forderung zum Ausdrucke gebracht, daß die Erziehung „alle menschlichen Fähigkeiten harmonisch und gleichmäßig zu entwickeln habe."

der Entwicklung des Volks entwickelt die Pädagogik zugleich die Menschheit, deren Organe Einzelmenschen und Einzelvölker sind.

Andererseits hängt die Entwicklung des Einzelmenschen von der Entwicklungsstufe des Volkes ab, in dem er lebt, wie von der Entwicklungsstufe der Menschheit, auf der das Volk steht. Und je nachdem die Entwicklungsstufe der Menschheit und des Volkes eine höhere oder tiefere ist, wird die Auffassung und Anschauung von

---

Während nun Beneke die Psychologie als jene Wissenschaft bezeichnete, welche durch Erforschung der Natur des menschlichen Geistes eine genaue Bestimmung über die Zwecke der Erziehung ermöglicht, faßte der Engländer Alex. Bain (Erziehung als Wissenschaft, übers. v. Rosenthal Leipzig 1880) einseitig „das plastische Vermögen des Geistes, das am offensten im Gedächtnisse" zulage tritt, als das wichtigste Vermögen des Menschen ins Auge und forderte als die oberste Frage in der Erziehungskunst: „wie das Gedächtnis zu kräftigen sei." Indem man nun auch die Ideale der Menschheit als etwas der Natur des Menschen Angehöriges betrachtete, trat eine Vereinigung des realistischen und idealistischen Standpunktes ein. Einerseits suchte man diese Ideale in dem Individuum zu verkörpern und seine menschliche Natur diesen Idealen entsprechend auszugestalten und trat mit der Forderung auf, daß der Mensch zum sittlichen Charakter zu erziehen sei, anderseits behielt man die Menschheit als eine Gesamtheit im Auge und fand in der Civilisation oder Kultur derselben die Ideale verkörpert. Dann entstand die Forderung, dem Zögling „jenen Stand der Bildung zu geben, der erforderlich ist, den bisher erreichten Kulturzustand mindestens aufrecht zu erhalten oder wo möglich zu erhöhen" (Stuart Mill) oder in anderer Fassung, „in ihm für die höheren Normen ein kräftiges Leben zu gewinnen und zugleich eine Spannung zu erzeugen, dieselben immer vollkommener in sich auszubilden, und vermöge ihrer nach Maßgabe seiner Stellung und seiner Kräfte zu den Fortschritten des Menschengeschlechtes mitzuwirken" (Beneke).

Eine zweite Richtung, die bei Feststellung des Zieles der Erziehung an Rousseau anknüpfte, betonte die Glückseligkeit; man kann sie deshalb die eudamonistische nennen. Sie ist zunächst durch die Philantropisten Basedow, Salzmann, Campe vertreten. In neuerer Zeit hat James Mill (der Vater des berühmten Stuart Mill) als die Aufgabe der Erziehung bezeichnet, „das Individuum so viel als möglich zu befähigen, zunächst sein eigenes Glück und dann das Glück anderer Wesen zu begründen". Ihm folgend hat Erhard Schulz (Über das teleologische Fundamentalprinzip der allg. Pädagogik. Mühlhausen. 1882) das, wie er es nennt, menschheitliche Prinzip aufgestellt, daß durch die gesamte „Erziehung auf das Kind in der Weise einzuwirken sei, daß es als seine höchste Aufgabe ansehe, in aller Kraft, Hingebung und Aufopferung für die Forderung und Hebung des Gesamtwohles der Menschheit thätig zu sein und in diesem Streben sein eigenes Heil und seine Zufriedenheit zu finden." Am ausführlichsten begründet J. Frohschammer in seinem Werke „Ueber die Organisation und Kultur der menschlichen Gesellschaft." München, 1885. den Eudaemonismus als Prinzip der Erziehung, aus dem „richtig verstanden" alle andern höheren Ziele des Menschendaseins, wie Religiösität, Sittlichkeit oder Tugend, Humanität, freie Entwicklung der Kräfte u. s. w. sich ohne Schwierigkeit ableiten lassen. Auch

dem Einzelmenschen und damit auch seine Erziehung eine vollkommenere oder unvollkommenere sein. Das wissenschaftliche und künstlerische, das religiöse und staatliche Leben eines Volkes und die Stufe, auf der seine Glieder stehen, bedingt auch den Höhegrad seines Erziehungswesens. Die Pädagogik und ihre Entwicklung ist deshalb aufs innigste mit der Volkskultur im allgemeinen verknüpft. Denn was der Mensch ist, was er denkt, fühlt und will, das sucht er auch außer sich zu verwirklichen. Der Mensch will anderen nichts geben, als was sein eigenes Leben und Wesen ausmacht, und er kann anderen nichts anderes geben, als was er selbst ist und besitzt. So will und kann er auch die heranwachsenden Generationen nach keinen anderen Grundsätzen und zu keinem anderen Ziele erziehen, als nach dem und zu dem, was er für das Höchste hält. Die Erziehung schreitet mit der Kultur der Völker fort, und wiederum zeigen deshalb auch die Völker in ihrer Erziehung und durch dieselbe, bis zu welcher Stufe der Kultur sie vor- und fortgeschritten sind: das Leben eines Volkes ꝛc. zeichnet sich in seinen Erziehungsprinzipien ꝛc. ab; die Erziehungsformen sind Spiegel seines Lebens. Ein Volk will, wie der einzelne Erzieher, in seiner Erziehung die zu erziehenden Glieder zu dem machen, was es selbst für sich geworden ist; es wiederholt also seine eigene Entwicklung in der Erziehung seiner Nachkommen, und diesen wird durch die Erziehung unmittelbar gegeben, was das Volk durch seine geschichtliche Thätigkeit und Entwicklung erreichte. Durch die Erziehung vermittelt das

nach ihm besteht der Weg zur Glückseligkeit nach dem Gesetze des menschlichen Individuums als Gliedes der Gattung darin, für andere, für die Gattung zu wirken, wie er wiederum auch nur in dieser, in der Gemeinschaft, die Glückseligkeit seines Daseins wirklich finden kann. Dieser realistische Standpunkt verrät in der Forderung der Anbequemung des Individuums an die übrigen Individuen und an die Gattung den Einfluß der materialistischen Schule der Gegenwart. Auch diese hat ihre Anhänger unter den Pädagogen. Sie stellt die Forderung, den Zögling „für die Welt“ zu erziehen. Schon Locke huldigte dieser Ansicht; in neuester Zeit hat Herbert Spencer sie am ausführlichsten dargelegt. Ihm erscheint als Aufgabe der Erziehung, den Zögling 1. auf die unmittelbare Selbsterhaltung, 2. auf die mittelbare Selbsterhaltung, 3. auf die elterlichen Pflichten, 4. auf das bürgerliche Leben und 5. auf die verschiedenen Annehmlichkeiten des Lebens vorzubereiten.

Es erscheint überflüssig hervorzuheben, daß jeder Standpunkt seine Berechtigung hat, daß aber das einseitige Festhalten an einer Richtung in der Erziehung deren Resultate beeinträchtigt. Nur dadurch, daß man bei der Erziehung die verschiedenen Ziele, welche die realistischen, materialistischen und idealistischen Anschauungen ihr gesteckt haben, gleichzeitig im Auge behält, daß sie den „ganzen Menschen“ erfaßt und im Auge behält, kann ihr Werk gelingen.*

Volk sein Bestehen und seine Entwicklung. So ist die Erziehung abhängig vom Leben und seiner Entwicklung und doch wieder Erzeugerin neuen Lebens und neuer Entwicklung. —

Die Geschichte der Pädagogik muß, wenn sie die Entwicklung des Menschengeschlechtes und die auf dieser Entwicklung beruhende Erziehung von den ältesten historischen Zeiten bis zur Gegenwart darstellen und daher aufzeigen soll, wie diese Entwicklung und Erziehung bei den verschiedensten Völkern praktisch geübt und theoretisch aufgefaßt, sowie von einzelnen Männern durch Wort und That durchgeführt wurde, — mit der Gesamtgeschichte der Menschheit zugleich betrachtet werden. Die Geschichte der Pädagogik geht mit der Geschichte der Menschheit alle Entwicklungsstufen hindurch und hat diese Geschichte im allgemeinen zu ihrem Hintergrunde.[1])

Wesentliche Aufgabe der Geschichte der Pädagogik ist es, nachzuspüren, wie weit und wie deutlich sich die Idee der Menschheit in dem jedesmaligen Zeitbewußtsein wiederspiegelt. Gleich der allgemeinen Geschichte, die zeigt, wie die jedesmalige Weiterentwicklung eine Kritik der eben vorangegangenen Lebensstation der Menschheit

[1]) *Daß die Analogie zwischen der Menschheit und dem Menschen, die besonders seit Hegel beliebt wurde, keine Berechtigung hat, erhellt schon aus dem Droysens Historik entlehnten Citate (p. 6.) Es fehlt der Überblick über die gesamte Entwicklung der Menschheit. Nur dann, wenn dieser möglich wäre, könnte man gewisse Entwicklungsstufen analog den Menschenaltern unterscheiden. Aber da wir nicht wissen, welchen Weg die Entwicklung der Menschheit nehmen, und welche Zeiträume sie noch umfassen wird, so können wir auch nicht sagen, daß das Stadium, in der sie sich gegenwärtig befindet, das des „Mannesalters" ist, oder daß die Cultur des alten Orientes, der im Buddhismus eine Moral entwickelte, welche der christlichen an die Seite gestellt werden darf, dessen philosophische Systeme Weltanschauungen begründeten, denen wir wieder bei den Griechen begegnen und an deren Begründung oder Widerlegung auch die Gegenwart arbeitet, das Kindesalter der Menschheit repräsentirt. Mehr Berechtigung hat der Vergleich der Entwicklungsstadien eines Volkes mit den Lebensaltern eines Menschen. Aber auch nur dann, wenn wir die ganze Geschichte eines Volkes bis zu dessen Untergange überblicken können, dürfen wir von dessen Kindes-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter sprechen, weil wir den Aufschwung und den Niedergang in dessen Entwicklung beobachten und die Faktoren, welche diese Entwicklungsstadien hervorriefen, feststellen können. Für ein Volk, das noch in der Entwicklung begriffen ist, und nun gar für die Menschheit im großen Ganzen fehlt uns ein objektiver Maßstab zur Abschätzung des jeweiligen Standes der Kultur mit Rücksicht auf deren Gesamtleistung, also auch zur Feststellung der Altersstufe des Volkes oder der Menschheit. Wir schaffen dann oberflächliche Analogien, die zumeist auf einer einseitigen willkürlich ausgewählten und nach einem subjektiven Gesichtspunkt beobachteten Kulturform oder Kulturerscheinung beruhen.*

ist, so daß jede neue Periode über die Einseitigkeiten der alten hinausschreitet und dadurch die Menschheit sich immer mehr ihrem göttlichen Ziele nähert, muß sie deshalb die organische Entwicklung der Erziehungskunst erforschen und also die fortschreitende Entfaltung der pädagogischen Idee im Laufe der Zeiten nach- und aufweisen. Die Geschichte der Pädagogik hat demgemäß darzustellen, was die Erziehung zu jeder Zeit in der Erscheinung war und was sie zu derselben Zeit ihrem Wesen nach, im Geiste denkender Menschen, sein sollte, also wie die Völker lernten und was und wie die Genien unter den Völkern lehrten: sie hat eine praktische und theoretische Seite, die in innigster Wechselwirkung zu einander stehen, so daß, wenn auch die ausgebildete Theorie erst der Praxis folgt, doch wiederum die Theorie vor der Praxis da ist, indem jedes Thun einen mehr oder minder bewußten Gedanken zur Quelle hat.[1])

---

[1]) *Wenn man von „Pädagogik" spricht, so hat man gewöhnlich die Theorie von der Erziehung, oder, wie dies auf einer der vorhergehenden Seiten (p. 6) bezeichnet wird, die Erziehungskunst im Sinne. Es wäre dann die Geschichte der Pädagogik eigentlich die Darstellung der Entwicklung der Erziehungslehre oder Erziehungskunst einerseits geordnet nach der zeitlichen Aufeinanderfolge, anderseits in Verbindung gebracht nach dem inneren Zusammenhange, in welchem das Gesetz des Fortschrittes sich offenbart. Das Gebiet dieser Wissenschaft wäre demnach nur auf jene Völker beschränkt, bei welchen sich eine „Theorie der Erziehung" ausgebildet hat, die uns überliefert ist. So sehr dürfen wir aber die Grenzen dieser Wissenschaft nicht einengen. Die Theorie wird nicht immer systematisch ausgebildet, und die pädagogischen Systeme sind auch von geringem Werte, wenn sie nicht in die Praxis umgesetzt werden. Wichtiger erscheinen uns die Einrichtungen, welche die Völker in den verschiedenen Epochen ihrer Entwicklung zur Erziehung der Jugend getroffen haben. In ihnen werden die Erziehungstheorien anschaulich. Der Stand, die Gesellschaft, das Volk, der Staat, bei denen sich unbewußt eine Theorie der Erziehung ausgebildet hat, wurden sich bei der Schöpfung besonderer Einrichtungen zur Erziehung der Jugend dieser Theorien erst bewußt. Diese konkreten Schöpfungen der Gesellschaft bezeichnen wir in ihrer Gesamtheit als das Erziehungs- oder das Bildungswesen eines Stammes, Volkes oder Staates. Es kann demnach eine Geschichte des Bildungswesens geben, wie sie z. B. Dr. Lorenz von Stein als 5. Theil seiner Verwaltungslehre wirklich geschrieben hat. Aber neben den ausdrücklich für die Erziehung geschaffenen Einrichtungen, machen sich auf die Erziehung sowohl des Individuums als auch der Gesamtheit von Individuen, des Volkes, vielerlei andere Einflüsse geltend. Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, alle Kulturformen, welche ein Volk geschaffen hat, wirken erziehend auf jedes Glied dieses Volkes, ja selbst die Naturbeschaffenheit des Landes und die materiellen Lebensdingungen üben einen oft bestimmenden Einfluß auf dessen Erziehung. Eine „Geschichte der Erziehung" (das wäre die

Die Geschichte der Pädagogik hat aber nicht nur die theoretische und praktische Entwicklung der Pädagogik im langen Laufe der Weltgeschichte aufzuzeigen: sie hat diese Entwicklung auch wieder innerhalb der einzelnen Völker zu charakterisiren. Sie hat deshalb die *Erziehung im Kindheitsalter des Volkes* zu schildern, wo diese vom Familienhaupte ausgeht und Einübung in die hergebrachten Sitten, Formen und Gebräuche ist, ohne dabei von einer höheren bewußten Idee geleitet zu werden. Nach und nach entwickeln sich jedoch aus Beobachtung und Erfahrung einzelne Regeln, Erziehungsmaximen, die in mündlicher Überlieferung fortgepflanzt werden. Mit Bewußtsein wird aber die Erziehung erst in der gegliederten Gemeinde und in dem organisirten Staate vollzogen, — *im Jünglingsalter des Volkes*. Sie fällt nun nicht mehr den zufälligen und willkürlichen Anschauungen des Einzelnen anheim; es liegt vielmehr dem Staate daran, daß die heranwachsenden Generationen erzogen und zwar, daß sie in einer dem Bestehen und Gedeihen der Gemeinde und des Staates entsprechenden Weise entwickelt werden und dadurch eine Einheit in der Denk- und Handlungsweise der Staatsglieder erzielt wird. Gesetzgeber regeln und läutern nun die durch Herkommen und Sitte im Volke festgewurzelten Erziehungsmaximen. *Im Mannesalter des Volkes* sodann geht die Erziehung und der Unterricht aus klarem, sich des Zweckes und Zieles bewußtem Streben hervor. Und hier nun, wie *im Greisenalter des Volkes*, treten die Philosophen und Pädagogiker auf, um die Erziehung auf feste Prinzipien zurückzuführen und damit die vollendete Theorie der Erziehung zu geben. Die Entwicklung eines Volkes geht von der Praxis zur Theorie, von der That zum Gedanken. Je mehr ein Volk sich auslebt, um so theoretischer wird es, um so mehr auch tritt der Unterricht, der früher nur Moment der Erziehung war, selbständig auf, und um so mehr wird Erziehung nur Moment des Unterrichts.[1]

---

richtigere Bezeichnung statt Geschichte der Pädagogik) hat deshalb nicht bloß die Geschichte der Erziehungslehre, sondern auch die Geschichte des Bildungswesens im besonderen darzustellen, aber sie muß auch nachweisen welche Faktoren die Erziehung bei den verschiedenen Völkern und in den verschiedenen Zeitaltern beeinflußten, und in welcher Weise dieser Einfluß zur Geltung kam.*

[1]) *Die Gliederung der Entwicklung der Pädagogik eines Volkes in *vier* Zeitalter hat ihr mißliches, was schon daraus erhellt, daß der Verfasser keine deutlichen Unterschiede für das *Mannes-* und *Greisenalter* anzugeben vermochte, und daß er schon für das Jünglingsalter eine *staatliche* Organisation des Bildungswesens annahm, was selbst für die Blütezeit des hellenischen Volkes nicht zutrifft.

Der Geschichtsschreiber der Pädagogik sucht das Erziehungswesen der bisherigen historischen Völker und zwar nach der praktischen und theoretischen Seite desselben zu erforschen und in dem Erforschten den Fortgang der Erziehungsidee in der Menschheit nachzuweisen, sowie zu zeigen, wie in jedem Volke die Idee der Erziehung zum Bewußtsein gekommen ist, welches Bildungsideal das Volk hatte, wie es das Wesen und den Zweck der Erziehung auffaßte, durch welche Mittel es sein Ideal zu verwirklichen strebte und wie weit es dieses Ideal in der Wirklichkeit erreichte.[1]) Diese seine Aufgabe löst er ethnographisch, wo die Völker von einander abgeschieden sind und demnach die Erziehung mehr volkstümlich ist; so in der vorchristlichen Zeit. In der Epoche der

Schon Baco und nach ihm v. Lasaulx in seiner Philosophie der Gesch. (1856) unterscheiden bloß drei Zeitalter im Leben der Völker: die Jugend, in welcher die Waffen herrschen, das Mannesalter, in welchem zuerst die Kunst, dann die Wissenschaft sich entwickeln und eine Zeitlang vereint das öffentliche Leben beeinflussen, und das Greisenalter, in welchem die materielle Kultur, Handel, Industrie und Luxus, in den Vordergrund tritt. Es würde den historischen Thatsachen besser entsprechen, auch in der Geschichte der Erziehung der Völker nur drei Stadien zu unterscheiden: Die Erziehung im Jugendalter, wo die Familie die einzige Stätte der Erziehung ist und nur für den Krieg, die Hauptbeschäftigung des Volkes in dieser Periode, eine gemeinsame Einübung und Abrichtung der männlichen Jugend stattfindet; die Erziehung im Mannesalter, wo zunächst eine besondere Technik der Erziehung sich entwickelt, ein besonderer Stand, der die Erziehung anderer als Beruf betrachtet, entsteht, und von der Gesellschaft (nicht immer dem Staate) eigene Bildungsstätten geschaffen werden. Schon in dieser Periode entwickelt sich mit der Schrift die Wissenschaft im allgemeinen und auch die Wissenschaft in der Erziehung; aber diese Wissenschaft steht mit dem Leben im innigsten Zusammenhange, wirkt bestimmend auf dasselbe ein, um eine geläufige Analogie zu gebrauchen, Theorie und Praxis halten sich das Gleichgewicht. Im Greisenalter zeigt sich die Produktivität des Volkes auf materiellem und geistigem Gebiete erschöpft. Da die Wissenschaft, im Niedergange begriffen, keine originellen Schöpfungen erzeugen kann, so verlegt sie sich auf die Bearbeitung der klassischen Werke der Vergangenheit und abstrahirt aus diesen Normen, welche in wissenschaftliche Systeme zusammengefaßt werden. Die Wissenschaft ist aber dem Leben entfremdet. Während dieses infolge der hochgradigen Kultur sich in großer Üppigkeit entfaltet, verlieren die Ideale des Volkes ihren Wert, und das materielle Wohlsein erscheint als das Ziel, dem alles nachjagt. Wie die Wissenschaften überhaupt, so erscheint auch die Pädagogik ohne Einfluß auf das konkrete Leben. Die Erziehung tritt in den Hintergrund, dagegen gewinnt der Unterricht, das Mitteilen der Resultate der Spekulation und des wissenschaftlichen Denkens, an Umfang und Bedeutung, die Theorie überwuchert die Praxis.*

[1]) *In der Geschichte der Pädagogik muß dieselbe Methode befolgt werden, wie in der Geschichte. Das Materiale, „die Thatsachen", geben die „Quellen". Diese müssen zuerst festgestellt, untersucht und gewürdigt, dann erklärt werden.

christlichen vorreformatorischen Pädagogik hingegen wird die Darstellung der Geschichte, da die Völker und Staaten in dieser Zeit und also auch ihre Erziehung auf einerlei Grundlage ruhen, chronologisch auftreten, und im reformatorischen und dem ihm folgenden Zeitalter Ethnograpie und Synchronismus zu vereinigen streben, indem die Völker und Staaten der Neuzeit unter einander selbständig sind, aber von gleichen geistigen Einflüssen berührt und von übereinstimmenden Bildungsrichtungen geleitet werden. —

Aus dem Wesen der Geschichte der Pädagogik folgt ihr Wert. Wer freilich überhaupt von dem Nutzen einer wissenschaftlichen Pädagogik nichts weiß, sondern durch die banausische Praxis routinirt zu sein für seinen Stolz hält, der kann auch den Wert eines ernstlichen Studiums der Geschichte der Pädagogik nicht einsehen. Wer aber erkannt hat, daß nur die Wissenschaft ein klares Bewußtsein über das Leben und seine Erscheinungen gibt, und daß die Wissenschaft der Pädagogik als die Basis einer tüchtigen pädagogischen Praxis angesehen werden muß, und wer ferner dann weiß, daß die Gegenwart nur das Resultat der Vergangenheit ist, daß also nur der die Gegenwart wahrhaft kennt, der ihre Voraussetzung, ihre Basis, erforscht hat: der wird auch verstehen, daß nur der einen wirklichen Einblick in die Aufgaben der Erziehung der Gegenwart hat, und daß nur der allein den Schlüssel zur Lösung dieser Aufgaben besitzt, der den bisherigen Gang der Geschichte der Erziehung durchforscht und ihre warnende, belehrende und erleuchtende Stimme gehört hat. Gegen die Erfahrungen von Jahrtausenden, — was ist da die Erfahrung des ephemeren Einzelmenschen? In der Geschichte badet sich der Mensch geistig gesund und verjüngt sein Leben; sie lehrt ihn, sein Leben zu gewinnen durch eine energische Entfaltung seines individuellen Daseins; sie ermuntert ihn aber auch, es hinzugeben für das Ganze und durch edles, aufopferungsfähiges Schaffen und Wirken sein Scherflein niederzulegen auf den Altar

---

Das Verfahren ist also in seinem ersten Teile analytisch. Dann muß der Zusammenhang der Thatsachen untersucht und der Causalnexus zwischen den Thatsachen festgestellt werden. Zum Schlusse kann man leitende Gesichtspunkte, Ideen, Gesetze gewinnen, welche zur Anordnung des historischen Stoffes in ein einheitliches systematisches Ganzes, zur Schöpfung eines einheitlichen kunstvollen Baues führen.*

der Menschheit, von welcher der Einzelmensch seine höchsten Schätze empfängt. *In der Geschichte der Pädagogik lernt der Erzieher und Lehrer in dem „Ideal des Lebens überhaupt zugleich das Ideal seines Berufes“ sehen und finden, und wahrhaft „kein Beruf bedarf einer solchen Anschauung seiner Ziele in diesem Maße, als der Lehrberuf. Denn fast allein in der Welt hat gerade der Lehrberuf die schwere Aufgabe, mit seiner Arbeit nicht nur niemals ein fertiges zu schaffen, das ihm gehörig sein eigen bleibe, sondern er muß sogar ewig, wie das ganze Leben hindurch, so auch an jedem Tage mit dem Anfange aufs neue anfangen, ohne daß ihm etwas anderes würde als die freundliche Erinnerung seiner Zöglinge. Und demnach ist es gerade dieser Lehrberuf, durch dessen Schöpfung und unermüdete Thätigkeit unsere Welt allein ihre letzte, hohe Mission erfüllen kann. Was soll ihn aufrecht halten, wenn nicht jene stille aber mächtige Kraft, der wahre Vertraute und göttliche Freund unserer mühevollen Tage, die in derjenigen Weltanschauung liegt, welcher auch sein Leben angehört? Und wahrlich, nicht durch Einzelerfolge und Einzelruhm, sondern nur durch jenes höchste edelste Bewußtsein wird ihm die Spannkraft bleiben als einzelner, das zu leisten, was das Ganze fordert.“[1])* „Aus der Verwirrung der Gegenwart in die Vergangenheit, wie in eine ältere Heimat einzukehren, ist — sagt Cramer — so sehr Bedürfnis, wie beim Alter, der Jugend zu gedenken. Dieser Rückblick in die Unschuldswelt der Kindheit ist das seligste Kleinod, das den Menschen in's Erdenleben zur Mitgabe wurde. Aber die Geschichte der Erziehung gewährt uns dieses Kleinod in zwiefacher Gestalt, sie ist das Anschauen einer zweifachen Unschuldswelt, einer schlummernden Kindheit; mit ihr und durch sie badet sich der Mensch im verjüngenden See der Vergangenheit.“ Und sie ist ihm zugleich die Schule, in der er die Wissenschaft der Pädagogik lernt. Nur der wird in der Gegenwart am besten wissen, was er in der Erziehung will und was er kann, der beobachtet und gelernt hat, was zu leisten möglich ist: das aber lernt und erfährt er durch das Studium dessen, was in der Erziehung geleistet und was darin gedacht ist. Nur der kennt das Wesen und den Wert der Erziehung, der der Entwicklung der Erziehungsidee im Laufe der Jahrhunderte nachgegangen ist. Nur der endlich kann die wahrhafte Wissenschaft der Pädagogik der

---

[1]) Dr. Lorenz v. Stein, Vorrede zur Geschichte des Bildungswesens. 2. Auflage. Stuttgart 1883.

Gegenwart verstehen und selbstschöpferisch in ihr auftreten, der sich in die Geschichte der Pädagogik eingelebt hat. *Diese lehrt ihn Bescheidenheit in Bezug auf seine eigenen Leistungen und eine richtige Wertschätzung der ephemeren Erscheinungen auf dem Gebiete seiner Fachwissenschaft. Gar häufig wird er erfahren, daß, was er oder andere als neue, originelle Leistung für sich in Anspruch nehmen, schon lange vor ihnen da gewesen, vielleicht richtiger und besser ausgeführt, vielleicht auch, weil man es als unrichtig oder unzweckmäßig erkannt hatte, vom Strome der Geschichte weggeschwemmt worden ist. Die Verbreitung eines gründlichen Studiums der Geschichte der Pädagogik in weiteren Kreisen würde gewiß die Flut der pädagogischen Literatur eindämmen, durch welche die kostbare Zeit ihrer Leser in nutzloser Weise in Anspruch genommen und selbst der Aufwand für die Fortbildung der Fachgenossen ohne irgend welchen Gewinn für sie erhöht wird. Neben diesem, man könnte sagen, „subjektiven" Werte, ist aber der objektive Nutzen hervorzuheben, den das Studium der Geschichte der Pädagogik schafft, indem es die Einsicht in die Ziele, Mittel und Wege der Erziehung bei den verschiedensten Völkern im Laufe der Zeiten gewährt und dadurch die Leistungen der Gegenwart, welche sie als in der Zeit allmählich entstanden nach ihrem Ursprunge und ihrer Entwicklung vorführt, zu einem bessern und deutlichern Verständnis bringt.* Die Wissenschaft der Pädagogik ist ohne die Geschichte der Pädagogik ein Gebäude ohne Fundament. Die Geschichte der Pädagogik ist selbst das vollendetste und objektivste wissenschaftliche System der Pädagogik. —

2.

Die Epochen der Geschichte der Erziehung und die in ihr auftretenden Völker.

Die Geschichte der Pädagogik teilt mit der Geschichte der Menschheit im allgemeinen dieselben Entwicklungsepochen.

Die Idee des Gottmenschen ist der Mittelpunkt der Weltgeschichte; auch der Geschichte der Pädagogik. Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch wie Gott werde: darin hat die Geschichte der Menschheit ihren Mittelpunkt, ihren Ruhepunkt sowohl, als ihren Strebepunkt. Der Gedanke des Gott-Menschen ist das höchste Ideal, die absolute Idee, die zu erfassen die Menschheit sich zerarbeitete, bis sie in Jesus von Nazareth als Thatsache erschien. Mit

dem Erscheinen des Gott-Menschen war das Streben aller vorchristlichen Zeit erfüllt. Und in der Verwirklichung der Idee der Gott-Menschheit innerhalb der Einzelmenschen, der Völker und der Menschheit, hat alle nachchristliche Zeit ihre Aufgabe. „Werdet vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist": damit ist der Erziehung ihr höchstes Ziel gesteckt, — dasselbe Ziel für die Erziehung der heranwachsenden Generationen, wie für die Erziehung der Menschheit.

Vor Christus gab es nur nationale Götter, nur nationale Menschen, nur nationale Erziehung. Der Gott hatte an des Volkes Grenze seine Grenze. Der Mensch wußte sich nur als wertvoll, insofern und soweit er seiner Nation angehörte. Und die Erziehung strebte vor allem die Vaterlandsliebe in der Jugend zu wecken und die aufkeimende Generation zu einer neuen Trägerin und Stütze der Nationalität heranzubilden.

Mit Christus wird der Nationalgott ein Gott der Menschheit. Er steigt herab von seinem außerordentlichen Thron, um „Natur in sich, sich in Natur zu hegen." Das Leben im All ist Gottesleben und das Menschenleben ein Ausfluß des Allebens. Der Allumfasser, der Allerhalter ist Vater aller Menschen, die Menschen, als Kinder eines Vaters im Himmel, sind Brüder. Die Humanität beginnt, und die Erziehung trägt ihren Charakter, wird von ihr bestimmt und führt wieder zu ihr — anfangs dunkel und unbewußt, später in Klarheit und vollem Bewußtsein des zu erringenden Ziels.

Demnach gliedert sich die ganze Geschichte der Erziehung in zwei Weltepochen. I. Die Erziehung vor Christus oder die Weltepoche der nationalen Erziehung und II. die Erziehung nach Christus oder die Weltepoche der humanen Erziehung.

I.

Die Geschichte der Erziehung vor Christus.

Die Weltepoche der nationalen Erziehung.

Vor der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit liegen die geschichtslosen und halbgeschichtlichen Völker (Naturvölker), die ohne 'höhere' Cultur und Civilisation leben und mit ihrer Erziehung auf dem Standpunkte der Sinnlichkeit, in dem ihr ganzes Leben aufgeht, stehen. Die physische Pflege ist oft das Einzige, was von Seiten der Aeltern geschieht. Sonst überlassen sie das Kind der entwickelnden und bildenden Kraft der Natur. Die Ahnung von einer geistigen Erziehung geht bei ihnen in dem Streben auf, den Einzelnen unabhängig, gefühllos gegen Schmerz, schlau und ausdauernd im Kriege zu machen. *Am Eingange der Erziehungsgeschichte wird daher

A. Die Erziehung bei den Naturvölkern

behandelt werden müssen.*[1])

Die nationale Erziehung gliedert sich nach den Völkern, denen sie eignet, *B. in die Erziehung bei den Chinesen, C. in die Erziehung bei dem kuschitischen Stamme der Ägypter, D. in die Er-

---

[1]) *Je reicher sich die historischen Schätze des alten Orientes erschließen, desto deutlicher tritt uns die Kultur der Völker, welche in dessen Geschichte im Vordergrunde stehen, entgegen. Die Entzifferung der Keilschrift und der Hieroglyphen, so wie die Publikation zahlreicher Werke des alten Indiens und Baktriens hat zur Erkenntnis geführt, daß bei diesen Völkern eine hochgradige materielle und geistige Kultur sich entwickelte, deren Schöpfungen auf vielen Gebieten selbst die der Griechen übertreffen. Es erscheint außerordentlich schwierig, für diese verschiedenen, einem jeden Volke eigentümlichen Kulturen, gemeinsame Merkmale herauszufinden. Jedes Volk hat verschiedene Stadien der Entwicklung durchlaufen und besondere Formen in der Erziehung geschaffen. Wenn nun Dr. Schmidt doch für diese Formen der Erziehung eine allgemeine Bezeichnung wählt, so thut er den Thatsachen vielfach Gewalt an. Zudem sind die Bezeichnungen nicht glücklich gewählt. Die Erziehung der orientalischen Völker nennt er „substantiell", weil das Individuum in der Substanz, einem Allgemeinen, untergeht. Ich gestehe, daß mir das, was der Verfasser mit „Substanz" bezeichnet, unklar ist. Soll damit die Gesamtheit der Menschen, oder der Staat, oder die Kirche, respektive das Priester- oder Königtum gemeint sein, so ist der Ausdruck unglücklich gewählt, denn das Individuum ist nicht weniger Substanz, als diese größeren Kreise von Individuen. Soll aber gesagt sein, daß diese Völker an der Substanz (Materie) haften blieben, und sich nicht zum Nachdenken über höhere, rein geistige Fragen und Probleme erhoben, so ist das unzutreffend, denn dem Oriente danken wir ja

ziehung der semitischen Stämme Vorder-Asiens, und zwar a) der Babylonier und Assyrer, und b) der Israeliten, E. in die Erziehung der arischen Stämme Asiens, a) der Inder, b) der Baktrer und Perser, und F. in die Erziehung der altklassischen Nationen.*

B. Die Erziehung bei den Chinesen.

Das Allgemeine, dem der Einzelne blindlings dient, ist zuerst die Familie. Die Familie ist das Fundament und der Ausgangspunkt aller Erziehung, — auch aller Entwicklung in der Menschheit. Das erste historische Volk ist eine Familie. Als Familie zeigt sich das chinesische Volk in seinen Gesetzen, Einrichtungen und Sitten. Bei ihm gilt auch in der Erziehung das Prinzip der Familie: der unbedingte Gehorsam der Kinder gegen die Ältern, aller Chinesen ohne Unterschied als Kinder gegen den Vater Aller, den Kaiser, —

---

die „Religionen." Richtiger ist die Bezeichnung „individuell" für die Erziehung der Griechen und Römer und „theokratisch" für die Erziehung des Volkes Israel, wiewohl auch diese Wörter gewöhnlich in einem anderen Sinne gebraucht werden. Individuell gilt als synonym mit „eigentümlich", und es ist in diesem Sinne die Erziehung eines jeden Volkes individuell. Hier aber soll gesagt sein, daß bei den Griechen und Römern in der Erziehung das Individuum zur Geltung kommt. Theokratisch wird gewöhnlich als Merkmal einer Verfassung gebraucht (wie demokratisch und aristokratisch 2c.), in welcher der Theos die Gewalt (κράτος) in Händen hat. Die Erziehung kann man nur uneigentlich theokratisch nennen, in sofern Gott im Mittelpunkte derselben steht, den wesentlichsten Faktor derselben bildet. Die richtige Bezeichnung wäre wohl religiös. Aber religiös ist nicht bloß die Erziehung bei den Israeliten, auch in Aegypten, Indien, Mesopotamien beherrscht die Religion das gesamte Leben der Bevölkerung und auch die Erziehung. Deshalb hat richtiger als Schmidt ein anderer Hegelianer, Lorenz v. Stein, „den Geist des Orientes" gekennzeichnet. Nach ihm (a. a. O. p. 152) scheidet sich zunächst der Geist vom Irdischen und löst seine geistige Welt als das Höchste vom wirklichen Leben ab. Es entwickelt sich so die Ehrfurcht vor diesem Höchsten der Gottheit. „Diese Ehrfurcht wird bald zur Uebertragung der Macht der Gottheit auf den, der diese Gottheit vertritt; zuerst gegenüber dem Einzelnen, dann aber auch der Gesamtheit. So beginnt die Herrschaft des Göttlichen über das Menschliche, für den Einzelnen in der unbedingten Hingabe, für den Staat in der Unterordnung, für alle in der Pflicht, die alle Pflichten in sich absorbirt, der Anbetung des Unerforschlichen. Diese aber, da sie keinen Inhalt hat, wird zur Form, das Leben der Gemeinschaft damit nichts als Gottesdienst, der Staat nichts als der Träger desselben und der Einzelne nichts, als der selbstlose Diener der Gottheit." In dem Göttlichen ist die Grenze gegeben, welche Niemand überschreiten darf. Bei der freien Selbstthätigkeit des Individuums beginnt das Verbrechen. „Darum kann es für jene Welt keine Bildung des Volkes oder gar ein Bildungswesen geben; Bildung und formaler Gottesdienst sind ihr identisch, und aus demselben Grunde sträubt sich auch dieselbe gegen jede Arbeit des Wissens und seine Berechtigung,

angelernt durch eine unendliche Menge fragmentarischer Maximen, geistloser Formen und Formeln. Prügel sind die natürliche, nicht entehrende Strafe. Lesen und Schreiben die theoretische Bildung. Der Unterricht — mechanisches, gedankenloses Auswendiglernen von dem, was die Vorfahren gelernt und geübt haben. Wie nach dem Ausspruche eines Geschichtsforschers Natur und Geschichte an dem Chinesen das Äußerste haben zeigen wollen, was aus mongolischer Civilisation werden kann: so zeigt vorzüglich auch die Erziehung der Chinesen, wie weit es die mongolische Rasse im Allgemeinen in geistiger Erhebung hat bringen können, — bis zur Dressur, zur Abrichtung. Aber — und darin besteht das Wesenhafte der chinesischen Erziehung — die Eigenwilligkeit der Natur wird durch den Gehorsam gegen die absolute Autorität gebrochen.

C. **Die Erziehung bei den Ägyptern.**

*Unter den Stämmen der mittelländischen Rasse, welche überhaupt als die in der Geschichte der Menschheit maßgebende er-

---

während die Kunst, wie das Gewerbe auch ihrerseits nur im Dienste der Gottheit ihr höchstes Ziel finden. Darum ist im Orient von jenem kühnen Muthe keine Rede, mit dem die folgenden Epochen die Erscheinungen der Dinge durchdringen, um zu ihren Gründen zu gelangen. Die Salbung tritt in der Darstellung an die Stelle der freien Schönheit des Wortes, das Verdammen in der Forschung an die Stelle der Kritik und die Gnade Gottes an die Stelle der Liebe. Die Ruhe aber, die damit gegeben ist, wird zum ewigen Stillstande der Bildung in der erstarrten Sitte und diese ganze Welt ist eigentlich mit ihrem Anfang am Schlusse angelangt." Doch gilt diese Charakteristik nicht für alle Völker des Orients. Zunächst lassen sich die Chinesen, deren geschichtliches Leben noch immer nicht abgeschlossen ist, in diesen allgemeinen Rahmen nicht einfügen. Ihre nüchterne Religion und ihr hochentwickeltes Bildungswesen reiht sie vielmehr den modernen Kulturvölkern an. Zudem stehen sie auch insofern isolirt in der Geschichte, als sie einer ganz anderen Rasse angehörig, allzuweit entfernt von den geschichtlichen Völkern keinerlei Einfluß auf diese nahmen. Darum könnte eine Geschichte der Erziehung auch ohne Berücksichtigung dieses Volkes nicht als unvollständig bezeichnet werden. Außer den Chinesen paßt die obige Charakteristik auch nicht auf die Perser, bei denen die Religion keineswegs den Staat beherrschte, sondern nur ein wesentlicher Faktor im staatlichen und kulturellen Leben war. Ja selbst für die Inder und Ägypter gilt die „Vorherrschaft des Göttlichen" nur für einen, wenn auch den größten Teil ihrer geschichtlichen Entwicklung. Statt also unzutreffende allgemeine Epitheta und infolge dessen künstlich construirte Schemata für die Erziehungssysteme der Völker des orientalischen Altertums zu wählen, halten wir, wie Schmidt dies ohnehin ursprünglich beabsichtigte (p 13.) an dem ethnographischen Momente fest, und reihen die Israeliten in den Völkerstamm der Semiten ein, dem wir die historisch älteren Kuschiten voranschicken. Die arischen Stämme Asiens bilden den Übergang zu den Griechen und Römern.*

scheint, gelangten zuerst die Kuschiten zu einer höheren Kultur. Sie hatten in vorhistorischer Zeit einen Teil Vorder-Asiens inne, wo aber in historischer Zeit sich nur einzelne Spuren derselben an den Küsten Syriens, Arabiens und Irans nachweisen lassen. In historischer Zeit saßen sie hauptsächlich im Norden und Nordosten Afrikas, und das weitaus wichtigste Volk ihres Stammes sind die Ägypter im Nillande.* Ägypten ist die Hieroglyphe des aufwachenden Geistes. Seine Bevölkerung ist das Volk des Räthsels: die Sphinx ist ihr Symbol. Priester und Krieger waren die herrschenden Stände; bei ihnen fand auch eine Erziehung im eigentlichen Sinne allein nur statt; die übrigen Kasten wurden zur Ehrfurcht gegen Religion und Priestertum wie gegen *den König und dessen Organe erzogen und an die Wertschätzung* des Althergebrachten gewöhnt. Die allgemeine theoretische Bildung beschränkte sich bei der *großen Masse des Volkes* auf die Fertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens, sowie auf ein gewohnheitsgemäßes Einleben in ein bestimmtes Geschäft innerhalb der Familie, *dagegen erhielt der Priesterstand eine umfassende Bildung. Denn in Ägypten war* der Priester der Repräsentant der Bildung, *darum auch* der alleinige Lehrer. Die Erziehung *war daselbst eine vorherrschend* priesterliche.

D. Die Erziehung bei den semitischen Völkern.

*Vielleicht den Spuren der Kuschiten folgend gelangten die **Semiten** nach ihrer eigenen Tradition von dem Berglande Armeniens einerseits in das mesopotamische Tiefland, andererseits in die Hochflächen Syriens und Arabiens und in die Küstenländer, die denselben vorgelagert sind. In Mesopotamien fanden sie eine uralte Cultur vor, welche durch ihre Pflege der Magie und Zauberei noch an das Schamanentum der tatarischen Stämme erinnert, zu denen auch das Volk gehörte, das sie geschaffen hatte. Diese uralte Kultur, welche durch einen kuschitischen Stamm, als dessen Repräsentant Nimrod erscheint, übernommen und weitergeführt wurde, haben die semitischen Stämme:

a. die **Babylonier** oder **Chaldäer** und **Assyrer** zu einem hohen Grade der Entwicklung gebracht. Schon der Name der Chaldäer und die mit dieser Bezeichnung unwillkürlich verknüpfte Erinnerung an alle Arten von Magie und Astrologie kennzeichnet die Richtung dieser Kultur. Mesopotamien ist das Land des Aberglaubens. Dieser hinderte aber nicht, sondern förderte vielmehr die Entwicklung einer

hohen Blüte des materiellen Lebens. Mit der Gottheit fand man sich durch kleinliche Mittel ab und lebte ungestört der üppigsten Sinnlichkeit. Die Erziehung war demnach darauf gerichtet; einerseits jene Mittel kennen zu lernen, welche zur Besänftigung der Gottheiten dienten oder, da der Priesterschaft diese Aufgabe zufiel, sich dieser zu unterwerfen, andererseits jene Kenntnisse und Mittel sich zu verschaffen, welche es ermöglichten, ein behagliches, dem Sinnengenusse zugewandtes Leben zu führen. Die semitischen Stämme Mesopotamiens sind aber von besonderer Wichtigkeit, weil von ihnen sich ein Stamm abzweigte, der in seiner Einwirkung auf unsere ganze Kultur und Erziehung von der größten Bedeutung ist. Das sind die Israeliten.*

b. **Die theokratische Erziehung bei dem Volke Israel.** Im Volke Israel geht der Einzelne in seinem Gotte auf. Die Nation ist bei dem Einzelnen nur erst das Zweite, der Gott das Erste. Darum und dadurch steht das Volk Israel im ganzen Altertum einzig in seiner Art da. *Es bildet den Übergang* vom Heidentum zum Christentum. Seine Bildung hat einen streng religiös-praktischen Charakter: nur das Verhältnis zwischen dem Israeliten und seinem Gott hat für ihn Wert, und dieses Verhältnis allein *pflegt* er auch. Selbst seine Geschichte und seine Poesie tragen entschieden dieses Gepräge. Aus der Mannigfaltigkeit des äußern Lebens zieht sich der Israelit in sein Gemüt und auf seinen Gott zurück.

In diesem System — sagt Rosenkranz — ist Gott selbst der Pädagoge. Sein Wille ist im Gesetze geoffenbart, und dem Gesetze muß sich der Mensch unbedingt unterwerfen. Das Volk Israel ist daher das spezifisch pädagogische Volk, das sich Jehova erzieht und welches er so erzieht, daß es auf alle Subjektivität Verzicht leisten und allem Egoismus entsagen lernen soll. Auf diesem Wege geht es von der äußeren Legalität aus zur Innerlichkeit der moralischen Gesinnung und zu der Erkenntnis fort, daß der Mensch in Befolgung des göttlichen Gesetzes nur seinem eigenen inneren Wesen gehorcht und in diesem Gehorsam seine wahrhafte Freiheit gewinnt. Und doch fällt das Volk auf diesem Wege, auf dem es Jehova erzieht, immer wieder von der Moralität in die Legalität zurück. In diesem Widerspruch, sowie in dem anderen, daß sein Gott der allgemeine Weltgott und doch wieder nur der Gott Israels ist, in dem er sich sein auserwähltes Volk ersehen, und daß deshalb der Israelit auch nur im Israeliten den Menschen, den er lieben kann,

sieht, — weist das israelitische Volk über sich selbst hinaus: es ist das Volk der Weissagung, das sein Ideal in dem geistig geschauten Messias sucht, welcher die Widersprüche, an denen es sich selbst zerarbeitete, lösen wird.

Die Erziehung des Israeliten ist patriarchalisch. Dem Hause, dessen Leben durch religiöse Gebote streng geregelt ist, fällt der größte Teil der Erziehung zu. Der Vater ist der Lehrer, weil er der Priester des Hauses ist: er hat die Kinder zur Gottesfurcht, zum unbedingten Gehorsam und zur freudigen Hingabe an Jehova zu erziehen. Die Erziehung ist theokratisch. Das von Gott gegebene Gesetz ist die Grundlage des sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen und staatlichen Lebens, — darum auch die Grundlage der Erziehung. Rechnen und Schreiben lernten nur die Kinder der Vornehmen. Die Erziehung war durch und durch eine religiöse und zugleich — weil die Religion an das israelitische Volk gekettet war, — eine nationale.

Ein streng theoretisches System der Erziehung hat das israelitische Volk nicht aufgestellt. Wohl aber finden sich bei Moses, David, Salomo Prinzipien für Erziehung und für Unterricht, und Jesus Sirach zeichnet die Verhältnisse von Mann und Weib, von Aeltern und Kindern 2c. in seinem Buche unübertrefflich, so daß dasselbe einen reichen Schatz pädagogischer Weisheit liefert, indeß Philo am meisten theoretische Erziehungsprinzipien aufstellt.

E. Die Erziehung bei den arischen Völkern Asiens.

*Unter den arischen Stämmen Asiens gelangten zuerst

a) die **Inder** zu einer reichen Cultur, welche sich in verschiedenen Stadien entwickelte. Am bekanntesten ist die mit dem Namen Brahmaismus gekennzeichnete Entwicklungsstufe. In dieser fand die Gliederung des Volkes in Kasten statt.* Der Einzelne wurde schon durch die Geburt einer bestimmten Kaste zugewiesen und nur in ihr konnte er sich sein Leben hindurch bewegen. Aufgabe der Erziehung war demnach hier, daß jeder die Rechte und Pflichten seiner Kaste genau kennen lerne und durch strenges, eingeübtes Ceremoniell nach außen hin darstelle. Gewöhnung war das Prinzip der indischen Erziehung: sie wurde durch unendliche Wiederholungen und durch Furcht vor der Strafe erlangt. Die theoretische Bildung bestand im Lesen, Schreiben und Rechnen, als Vorbedingung zur Erlangung der Fertigkeit in Kunst und Wissenschaft. Die Erziehung war demnach exklusive Standeserziehung: darin lag ihre Beschränktheit;

zugleich aber gewann der Geist durch diese Teilung der Arbeit in die Stände an Vertiefung: darin bestand ihr hoher Wert. *Im Gegensatze zum Brahmaismus kam durch den Buddhismus eine Kultur zur Geltung, durch welche der Kastenunterschied und damit die Kastenerziehung aufgehoben und eine allgemeine Erziehung eingeführt wurde, welche in der Betonung der Sinnesabtötung und der Menschenliebe sich der christlichen Erziehung nähert.*

*b) Neben den Indern entstand bei den **Baktrern** in den benachbarten Berglandschaften, Hoch- und Tiefebenen Turans und Irans das Religionssystem Zarathustras. In demselben tritt zum erstenmale bei den Ariern der Monotheismus auf, in dessen Dienste die Erziehung stand. Ihre Aufgabe war das Reich Gottes, des Lichtes, zu verbreiten und das der Finsternis zu bekämpfen. Bei dem Umstande, daß diese Religion hauptsächlich unter den eigentümlichen Naturverhältnissen des Landes sich entwickelte, wurde in der Erziehung weniger das ethische als das praktische Moment, das auf die Bodenkultur das Hauptgewicht legte, betont.*

*c) Die Lehre Zarathustras fand auch bei den **Persern** Eingang, welche in der Geschichte Vorderasiens als das wichtigste Kulturvolk der Arier erscheinen. Der von ihnen geschaffene Großstaat* bezeichnet den Höhepunkt der orientalischen Staaten: es ist der despotische Staat, der unbedingten, allumfassenden Gehorsam gegen den König, als den Repräsentanten des Staates, verlangt und nach außen hin alle andern Völker unter sich zu beugen sucht. Demgemäß ist auch die Erziehung: sie ist Staatserziehung und hat einen nationalen, volkstümlichen Charakter. Dem ganzen Volke wird sittliche Tüchtigkeit und kriegerischer Geist eingepflanzt. Die Kinder gehören mehr dem Staate, als den Aeltern: in den Erziehungshäusern für die verschiedenen Alter lernen sie lesen und schreiben und werden sie in den Kultusgebräuchen unterwiesen. Vorzüglich aber gebietet dem Perser die Erziehung, die Wahrheit zu sagen, sich an Einfachheit und bürgerliche Tugend zu gewöhnen, sowie reiten und mit dem Bogen schießen zu lernen. Alle weiteren höheren Ideen fehlen der persischen Erziehung. Aber sie erzieht die Perser als eine Nation Nationen gegenüber: und das ist ihr wesenhaftes Moment.

F. Die individuelle Erziehung bei den altklassischen Nationen.

Bei den klassischen Völkern des Altertums kommt zuerst die Individualität zur Geltung. Der Geist des Jünglings —

in der Menschheit so gut, wie beim Einzelmenschen — befreit sich von der zerdrückenden Macht des objektiven Daseins, indem er sich selbständig demselben gegenübersetzt und dann sich selbst gewonnen, im stolzen Selbstgefühl sich auf sich stellt. Das Individuum, im Triumphe seiner Subjektivität, betrachtet alle objektiven Mächte nur noch als seine Diener. So in Hellas und Rom. Für den Hellenen ist die schöne, für den Römer die praktische Individualität Ideal, Zweck und Ziel des Denkens und Wollens. Diese Individualität vermag sich jedoch noch nicht über die Naturbasis zu erheben, und an ihrer Nation hat sie ihre Grenze. Hellas und Rom gelangten noch nicht zu dem in sich sichern, seines unendlichen Wertes sich bewußten Individuum: darin liegt die Schranke in der Weltanschauung der altklassichen Nationen.

Die individuelle Erziehung muß wesentlich in Gegensatz zu der der despotischen Staaten des Orients treten. Im Oriente kamen die Lehrmethoden nicht über den Mechanismus des Vormachens und Nachbetens, nicht über buchstäbliches Auswendiglernen *des Mitgeteilten oder Vorgeschriebenen* hinaus, — der Unterricht war Gewöhnung, wie die Erziehung, die als strenge Zucht auf willenlosen Gehorsam und unbedingte Unterordnung unter Sitte und relgiöse Vorschrift zielte, *meist auch durch die Schranken der Kaste eingeengt war.* Bei den altklassischen Völkern kann der freie Mann seinen Beruf sich selbst wählen, über den Stand und die Würde seiner Vorfahren hinausstreben und durch Wort und That die höchsten Ehrenstufen im Staatsleben wie in Kunst und Wissenschaft erklimmen. Der Unterricht — und hier erst ist neben der Pflege, die schon der Wilde übt, und neben der Zucht, in der das Wesen der orientalischen Erziehung bestand, wahrhaft Unterricht möglich — erstrebt harmonische Ausbildung des Leibes und des Geistes, sowie die Bildung zum freien Staatsbürger.[1])

a) In **Griechenland** ist die schöne Individualität Zweck und Ziel des Lebens. In der Schönheit besteht für den Griechen

[1]) *Die Bemerkung Dr. Schmidt's, daß der Charakter der Weltperiode der klassischen Völker lyrisch ist, ließ ich hinweg, ebenso die, daß der der orientalischen Völker episch genannt werden kann. Es ist dies eine jener in die Geschichte hineingetragenen unbegründeten Analogien, welche auf der Meinung beruht, daß sich zuerst das Epos, dann die Lyrik und zuletzt das Drama entwickelte. Ich brauche bloß auf die Vedas der Inder, die uralten religiösen Hymnen der Ägypter, Chaldäer, Griechen und Römer hinzuweisen, um die Unrichtigkeit dieserAnnahme darzuthun.*

das Wesen des Menschen, — in der körperlichen und geistigen Schönheit, die ihm mit dem Guten als Kalokagathie zusammenfällt. Sind doch die Götter des Griechen nichts anderes, als personifizirte Kunstideen: Verwirklichung Gottes in der Kunst ist die griechische Religion. Das Leben des Hellenen ist das Leben im Vollgenuß und Rausche der Idealität, — das übersprudelnde, in sich selige, herrliche erste Aufjauchzen des Jünglings, der den Schaum des Lebens in vollen Bechern trinkt. Es ist das griechische Leben Cultus des Schönen und sein Träger die freie Individualität. Die Gesundheit beruht dem Hellenen auf der Wechselwirkung von Geist und Körper, so daß die Leiblichkeit durch den Geist gebildet und der Geist durch körperliche Uebung gestärkt wird. Und diese Gesundheit und Schönheit war es, welche die unsterblichen Werke der Kunst schuf; sie war es, in und mit der die Tragiker als das personifizirte Schicksal das Wesen des griechischen Geistes aussprachen, pindarische Hymnen die griechische That verherrlichten und die Plastik den griechischen Gott vom Olymp herabholte und ihn dem staunenden Volke leibhaftig zeigte. Harmonische Ausbildung der Individualität und die geistige Richtung auf das Schöne und Gute: das war dem Griechen auch Zweck und Ziel der Erziehung. Den Knaben zum schönen und freien Hellenen zu entwickeln, der keinem, als nur dem Gesetze des Staates gehorcht: dahin zielte bereits die Erziehung im heroischen Zeitalter, wo es, noch ohne systematische Ordnung, auf so weite wie nur mögliche Freiheit des Individuums abgesehen war; das erstrebte die Erziehung während des geordneten Staatslebens, wo Gymnastik den Leib des Einzelnen zur schönen, göttergleichen Statue herausarbeiten sollte, wo Musik das Gemüt mit maßvoller Harmonie erfüllte und wo Grammatik in die Wissenschaften einführte; das endlich wollte auch, wenn auch von einem geistigeren Standpunkte aus, das philosophische Zeitalter noch, in dem Sokrates der Individualität ihr Selbstbewußtsein zu geben versuchte. Der Unterricht entwickelte Auge und Ohr systematisch, weckte den Sinn für Rhythmus und Maß im Sinnlichen und Geistigen und suchte durch Geometrie und Philosophie die Harmonie des Weltganzen zu erkennen. Und das sind die ewigen Momente in der Erziehung der Griechen. Doch kommt die Erziehung einerseits nicht über das ästhetische Ideal hinaus, und die Religion und die sittliche Richtung der Bildung sind diesem untergeordnet; und andererseits gewöhnt sie so einseitig an die Denk- und Anschauungsweise des Stammes und an nationale Sitte, daß der Grieche nicht

zum Bewußtsein seiner Allgemeinheit gelangt und sich nicht als Mensch, sondern nur als Grieche zu erfassen vermag: das sind die endlichen Seiten an der Erziehung zur schönen Individualität, wie sie Altgriechenland kultivirte.

In Griechenland tritt zuerst die Erziehung als konsequente, in sich geschlossene Theorie auf. Die beiden Weisen der Welt, Platon und Aristoteles, sind die Gründer der Erziehungswissenschaft: sie bringen, was Lykurg und Solon als Gesetz gegeben, und was Pythagoras und Sokrates geübt und gedacht, in ein System. Platon legt in seinem „Staate" und in den „Gesetzen" eine Fülle pädagogischer Grundsätze nieder, in denen er den Einzelnen dem Staate opfert und eine gleiche, gemeinsame und öffentliche Erziehung fordert. Aristoteles hingegen stellt in seiner „Politik" kritisch *vieles* zusammen, was die griechischen Philosophen über Erziehung gelehrt haben, und fordert die Selbständigkeit der Familie und die Selbstbestimmung des Einzelnen, indeß er die gleiche, gemeinsame und öffentliche Erziehung nur soweit für berechtigt hält, als sie die heiligen Güter der Familie und der Individualität nicht antastet.

b) Der **Römer** ist der Mann der That, — die praktische Individualität. Nicht Schönheit, sondern Zweckmäßigkeit ist die Triebfeder seines Handelns, das verständig die entsprechenden Mittel zu dem vorgesetzten Zwecke abwägt. Das römische Volk ist das nüchterne, praktische Verstandesvolk. Darum gilt bei ihm auch nur, was unmittelbaren praktischen Werth für Kriegsführung und Staatsverwaltung hat. Und darum ist der Römer nur in der Rechtswissenschaft und Redekunst schöpferisch; in aller anderen Wissenschaft und Kunst bleibt er als Nachahmer weit hinter seinem Vorbilde, dem Griechen, zurück. Selbst die Religion muß bei ihm in den Staatsdienst treten, sie ist nur Sache der Politik und der äußeren Notwendigkeit. Weiter jedoch entwickelt er die Weltgeschichte nach der sittlichen Seite durch seinen Sinn fürs Familienleben, durch die höhere Würde und Geltung der Ehe und durch die höhere, festere und freiere Stellung des Weibes.

Dem Kulturzustande und der geistigen Anlage des Römers entsprechend, war auch die Erziehung der reine Gegensatz zu der des Griechentums, und doch wiederum mit der griechischen — eben so wie Grieche und Römer im allgemeinen — verwandt. Hieß das Princip der Erziehung bei den Griechen Kalokagathie, so heißt es bei dem Römer utile et honestum. Wie sich *παιδεύειν* von educare unterscheidet, so unterscheidet sich die griechische

von der römischen Erziehung: παιδεία geht von παῖς aus und umfaßt die gesamte physische und psychische Bildung des Knaben; educare geht von der Führung und Leitung zur Nachahmung aus, und Nachahmung ist der wichtigste Akt in der Erziehung des Römers; sie ist Nachahmung der Sitte der Alten und der Aeltern — des Familiengeistes und der Vorkämpfer im Staatsleben. Die römische Erziehung bewegte sich innerhalb der herkömmlichen politischen und religiösen Gesinnung mit beschränkter Freiheit des Individuums. Sie war nicht Stammeserziehung, wie die der Griechen, sondern Familienerziehung; aber nicht die aus dem natürlichen Verhältnis zwischen Aeltern und Kindern hervorgehende Familienerziehung der orientalischen Völker, sondern eine Familienerziehung, in welcher der Familienvater den vollberechtigten Staatsbürger repräsentirte und den Unterricht übernahm, bis der fünfzehnjährige Knabe einem Verwandten oder angesehenen Juristen zur Erlernung der Rechts- und Staatskenntnis übergeben ward, und in welcher die Mutter den Charakter ihres Kindes (— hohe Vaterlandsliebe, stolzen, festen Römersinn, unermüdlichen Gemeingeist —) vorbildete, der dann auf dem Markte und in der Volksversammlung geläutert und gestählt, sowie im Kriege und Amte bewährt ward. Auf diesem Boden war die römische Erziehung juristisch-militärisch zur Zeit der Republik. Und diesen Boden der Praxis und Nützlichkeit verließ sie auch nicht, als die Römer mit der griechischen Sprache bekannt, die Rhetorik zur Handhabung des Rechtes, sowie die Philosophie zum Trost in den Widerwärtigkeiten des Lebens erlernten. Als aber endlich das römische Weltreich die Schranken der Nationalität durch seine Centralisation im Kaiserreiche vernichtete und damit die alte Welt und deren Lebenselement — die Nation — aufhob, machte auch die Erziehung den Uebergang von der Nationalität zur Universalität, und die Bildung im allgemeinen ward das Ziel des Unterrichts und der Erziehung. Rom jedoch, das in der Endlichkeit sein Element hatte, vermochte diesen Gedanken nur anzuschlagen, noch nicht durchzusetzen: es ging an ihm unter.

Wie der Römer überhaupt kein Theoretiker ist, so auch nicht in der Erziehung. Cicero hat seine Ansichten über Erziehung in seinen philosophischen und rhetorischen Schriften gelegentlich niedergelegt, dabei aber vorzüglich die Erziehung zum Redner im Auge. Auch Quintilian hat in seinem Werke über die Bildung zum Redner, obschon in demselben das Gesamtgebiet der römischen Staatserziehung betrachtet wird, doch vorzüglich den Jüngling und

Redner berücksichtigt. Seneca allein sieht die Erziehung vom wissenschaftlichen Standpunkte an, ohne geradezu ein wissenschaftliches Erziehungssystem aufzustellen.

*Mit den Römern schließt die Geschichte der vorchristlichen Erziehung ab. Bei allen Völkern dieser Weltperiode ging sie von der Familienerziehung aus und fand ihre Grenzen in der Nation; entwickelte sich aber innerhalb dieser Grenzen zu verschiedenen Entwicklungsformen. Sie blieb meist auf einen Theil des Volkes beschränkt, war also — Standeserziehung. Die Kluft innerhalb des Volkes schuf in Indien die Priesterschaft der Brahmanen, in Chaldaea und Ägypten das despotische Königtum unter dem herrschenden Einflusse eines mächtigen und gebildeten Priesterstandes, in Persien gleichfalls das Königtum, aber hauptsächlich durch politische und nationale Rücksichten geleitet. Dagegen erstreckte sich die Erziehung bei Israeliten, Griechen und Römern auf das ganze Volk und wich nur im Ideale, das sie sich setzte, ab. Dieses Ideal erscheint am niedrigsten bei den Römern. Der Mensch wurde bei ihnen zum Staatsbürger erzogen. Das Ziel der Erziehung steht im Dienste der Staatsidee. Bei den Griechen wurde das Kind zu einem nach ihrer Ansicht vollkommenen Menschen erzogen. Es tritt also das Menschheitsprinzip zuerst in der Erziehung auf und bestimmt deren Ideal. Dieses ist aber zu eng gefaßt. Es ist einerseits durch die im ganzen vorchristlichen Zeitalter herrschende Idee der Nationalität, andererseits durch soziale Schranken auf „den freien Hellenen" beschränkt. Umfassender tritt dieses Prinzip im Buddhismus auf, der die sozialen und wohl auch nationalen Schranken löste und in dieser Beziehung dem Christentum am nächsten kam. Das höchste Ideal setzt sich die Erziehung im Judentume. Hier gibt die Religion dieses Ideal, zu welchem jeder Einzelne und das ganze Volk durch den „einen" Gott selbst als Pädagogos geführt wird.

Zu der Auffassung, daß der Mensch nicht bloß Bürger des Staates und Glied der Nation, sondern auch Weltbürger sei, bei dessen Erziehung das Göttliche die Mittel und Ziele zu weisen hat, konnten sich die Völker des Altertums vor Christus nicht erheben. Erst durch Christus wurde die Identität des wahrhaft Menschlichen mit dem Göttlichen ausgesprochen und in seiner Person auch verwirklicht.*

II.

Die Geschichte der Erziehung nach Christus.

Die Weltepoche der humanen Erziehung.

Christus ist die Individualität, die Griechenland und Rom verwirklichen wollten, aber nicht konnten; — denn er ist nicht die durch die Natur und Nation beschränkte, sondern die sich ihres eigenen Wertes bewußte Individualität, die nicht dem einzelnen Volke, sondern der Menschheit angehört. Er ist zugleich die Wahrheit des alttestamentlichen Messias, der Messias, der das Judentum von seinem Widerspruche befreit, sich als Gottmensch erfaßt und damit alle, die sich zu seiner Anschauung erheben, um dem Leben, welches er lebte, in ihrem Sein und Wirken einen neuen Ausdruck zu geben, zur wahren Gotteskindschaft erhebt. Von ihm, dieser lebendigen gottvollen Persönlichkeit aus, muß sich deshalb auch ein neues Prinzip der Erziehung entwickeln, das nicht mehr die passive Hingabe des Individuums an eine Naturbestimmtheit, nicht mehr die natürliche Einheit der nationalen Individualität, auch nicht mehr den abstrakten Gehorsam gegen das göttliche Gesetz verlangt, sondern das die sich ihrer Wesens- und Lebensgemeinschaft mit Gott inne gewordene Individualität an die Spitze stellt, die Individualität, die in ihrer volkstümlichen Sonderung keine Abtrennung von der Menschheit findet, in ihrem Gehorsam gegen den Willen Gottes nur die Forderung ihres eigenen Wesens erfüllt und der Wahrheit zu dienen, der Tugend nachzuleben und die Schönheit an sich selbst und seinem Wirken darzustellen trachtet. Es beginnt mit Christus die Weltepoche, in der im Menschen die Menschheit geehrt wird und deshalb das Interesse an der Bildung aller Stände auftritt — die Epoche der menschlich individuellen Freiheit, der humanen Erziehung.

Mit dem Erscheinen des Christentums fiel die unbedingte und fanatisch unduldsame Alleinherrschaft der theokratischen Volksreligion wie die diplomatische Toleranz, in der das Heidentum mit seiner Nebeneinanderstellung der verschiedensten Volkskulte mündete, und erschien die auf das persönliche Gewissen gegründete Religionsfreiheit, die keine alleinseligmachende Dogmatik und keine alleinseligmachende

Kirche kennt, die weder Autorität noch Majorität über die Seligkeit des Einzelnen bestimmen läßt. Die Sittlichkeit des Christentums baut sich auf die allgemeine Menschenliebe auf, die in der Gotteskindschaft aller Einzelmenschen ihr Fundament hat. Die Sklaverei ist aufgehoben, da sie mit einer Gleichheit vor Gott nicht bestehen kann. Die Ehe ist als ein göttliches Instrument und das Weib als Freundin und Gefährtin des Mannes anerkannt. Die persönliche Würde des Kindes, das ein Geschenk Gottes ist, muß geachtet werden: darum können die Aeltern nicht mehr unbedingt über dasselbe gebieten; ihre Aufgabe ist vielmehr, ihm die zur Ausbildung seines irdischen Berufes notwendige Bildung zu geben, den Leib zu einem Tempel des heiligen Geistes zu gestalten, die geistigen Vermögen gleichmäßig zu entwickeln, als Hauptziel aber die Erziehung in der Zucht und Vermahnung zum Herrn zu betrachten. So die Grundlinien der christlichen Erziehung, wie sie in der Bibel gezeichnet sind und im Christentume nach Realisirung ringen.

*Das Christentum und die durch dasselbe hervorgerufene Form der Erziehung entwickelt sich in verschiedenen Stadien. Zuerst trat es in Gegensatz zu und in den Kampf gegen das Heidentum der römisch-hellenistischen Welt. Seine Erziehung beschränkte sich ursprünglich auf die Familie und die christliche Gemeinde. Als es in weiteren Kreisen sich verbreitete und in die von der herrschenden Sittenlosigkeit ergriffenen höheren Gesellschaftsschichten eindrang, begann es die Weltflüchtigkeit und die Askese zu betonen, und es entstand im Oriente das Mönchtum als eine eigene Form der Erziehung des Individuums zur christlichen Vollkommenheit. Als aber das Christentum zur herrschenden Religion wurde und das Heidentum verdrängte, da nahm es zum Teile die alte heidnische Kultur in sich auf. Es entwickelte sich unter deren Einflusse innerhalb desselben eine wissenschaftliche Thätigkeit, welche sich darauf richtete, die Dogmen der Kirche zu begründen und gegen die ihr feindlichen Angriffe zu verteidigen. Da aber die äußeren Kämpfe und Bedrängnisse aufhörten, so trat bald ein Verfall des innern kirchlichen Lebens ein. Dieser äußerte sich einerseits in dem Leben der Christen, indem die Üppigkeit und Sittenlosigkeit des Heidentums auch in die christlichen Kreise Eingang fand, und andererseits in den zahlreichen Sekten und Häresien, welche aus der Spekulation über die Dogmen des Christentums hervorgingen. Während im Oriente das geistige Leben im Christentum erstarrte

und sich im wüsten Parteikampfe für die Dogmen erschöpfte, trat im Abendlande mit den Germanen ein neuer Faktor in die Geschichte der christlichen Erziehung ein. Unter dessen Einflusse gewann das auf italischem Boden durch Benedikt begründete Klosterwesen eine für die Entwicklung und Verbreitung der Kultur wichtige Bedeutung. Wie die Mönche und die Kirche im Oriente gegen das römisch-hellenistische, so kämpfen die Benediktiner und die römische Kirche gegen das Heidentum der Germanen, Kelten, Slaven und Magyaren und vermitteln diesen Völkern jene christliche Kultur, die auf den Trümmern des römisch-griechischen Heidentums entstanden war und in Rom ihren Mittelpunkt hatte. Nachdem das Christentum bei den romanischen und germanischen Völkern zur Herrschaft gelangt war, sank das geistige Leben in der Kirche zu einem todten Formalismus herab, und zugleich erstarb das religiöse Leben in sinnlichem Genusse, zu welchem das Beispiel des verweltlichten Klerus das Beispiel gab.*

Gegen diese Versumpfung erhob sich eine Reaktion, welche sowohl in der Kirche selbst ihren Ursprung hatte, als auch von außen her ihr aufgedrängt wurde. Im Innern ist es die unter dem Namen Investiturstreit bekannte Reformbewegung, welche freilich in ihren Zielen sich nicht auf die Reform der Kirche beschränkte, sondern vielmehr auf die Herrschaft der Kirche über den Staat gerichtet war. Außerhalb der Kirche beeinflußte das gesamte Leben des christlichen Abendlandes und insbesondere dessen Erziehung jene kriegerische Bewegung, welche man als die Kreuzzüge bezeichnet.

*Durch diese Bewegung kam die germanisch-romanische Welt mit dem Oriente in Berührung und lernte daselbst die hochentwickelte Kultur der mohammedanischen Welt, insbesondere der Araber kennen. Bei diesen hatte sich unter dem Einflusse des Islams und unter Berücksichtigung der alten Kultur Griechenlands und des Orientes ein geistiges Leben entwickelt, welches das gleichzeitig im Abendlande vorhandene weit überragte. Daß das Abendland es kennen lernte, übte einen fördernden Einfluß auf dessen Wissenschaft und Kunst, namentlich auch auf dessen Erziehung. Die „abstrakt verständige Erziehung der mohammedanischen Welt" erzeugte eine ähnliche Richtung im Abendlande. Die Kreuzzüge sind aber in der Geschichte der Erziehung des Mittelalters noch von besonderer Bedeutung, weil durch sie das Rittertum geschaffen wurde und in diesem zuerst der Laienstand auch in der Erziehung zur Geltung kam. Bisher gab es in der christlichen Kirche nur eine geistliche Erziehung, nunmehr tritt

neben diese eine weltliche Erziehung, welche freilich nur als Erziehung eines bestimmten Standes erscheint und wie dieser Stand selbst von dem geistlichen Einflusse sich nicht befreien kann.*

Unabhängiger von diesem Einflusse gestaltet sich die Erziehung, als im Gefolge der Kreuzzüge bei dem Aufblühen des Handels und Gewerbes das Bürgertum in den Städten sich zu einem wichtigen Faktor im politischen und sozialen Leben des Abendlandes emporringt. Die Pflege, die bei ihm Kunst und Wissenschaft fanden, erforderte auch eine von seinem Geiste durchdrungene Erziehung, welche sich in den zunftmäßigen Formen bewegte, unter denen der Bürgerstand selbst lebte. Je mehr die Macht und Bildung der Geistlichkeit verfiel, desto höher stieg das geistige Leben der Städte. Zugleich machte der Verfall des sittlichen und religiösen Lebens innerhalb der Kirche allseitig das Bedürfnis nach Reformen rege. Die Kirche selbst suchte durch Konzilien die Kirchenzucht zu heben. Es entstanden in ihr Orden, welche im Gegensatze zur Verweltlichung des Klerus die Armut und Entsagung predigten. Aber auch außerhalb der Kirche und in feindlicher Opposition gegen dieselbe entstanden Reformbewegungen, welche mit den Namen Petrus Waldus, Wikliffe und Hus verknüpft sind. Indem hierdurch das Ansehen des Papsttums und der Kirche erschüttert wurde, wurde auch ihr Erziehungssystem ins Wanken gebracht, zumal das mächtige und freie Bürgertum eine weltliche, von den Schranken der Religion befreite Bildung begünstigte.

*Den Todesstoß erhielt das mittelalterliche Erziehungssystem durch den Humanismus, der von Italien seinen Weg zu den übrigen Kulturvölkern nahm. Das Christentum hatte die Erziehung des Menschen als Glied einer geistigen Gemeinschaft einseitig aufgefaßt. Es berücksichtigte blos den Geist des Menschen und auch dieser wurde nur in einer, der religiösen Richtung erzogen. Der Körper wurde als etwas dem Geiste feindliches, seine Entwicklung hemmendes betrachtet. Darum erschien die körperlose Welt als etwas Vergängliches nicht der Beachtung wert, der Himmel die zukünftige geistige Welt als die eigentliche Heimat des Christen, für die er erzogen ward. Als man nun die Werke der klassischen Schriftsteller der Griechen und Römer aus dem Dunkel hervorzog, in welches sie während des Mittelalters gehüllt waren, da machte sich auch deren Weltanschauung geltend. Man erkannte, daß auch der Körper des Menschen als wichtiger Teil desselben Beachtung verdiene, daß auch die Erforschung der körperlichen Welt ein wich-

tiges Problem für seinen Geist sei. Wie gewöhnlich bei dergleichen neuen Richtungen und Strömungen des Geistes drohte auch der Humanismus die christliche Weltanschauung zu überfluten. Wir dürfen uns nicht wundern, daß man mit Begierde die in den klassischen Schriftstellern niedergelegten heidnischen Anschauungen und Grundsätze einsog und sie ins Leben einzuführen suchte. Man freute sich eben über den neu errungenen Besitz und, um das Versäumte nachzuholen, schwelgte man im Genusse der sinnlichen Welt. Namentlich entstand in Italien bei aller Blüte der Kunst und Wissenschaft eine Ueppigkeit des Lebens, die keine Schranken der Sittlichkeit kannte.*

Das nötige Gleichgewicht wieder herzustellen, Humanismus und Christentum zu versöhnen und zu vereinigen, dazu waren die Deutschen berufen, bei denen die Religion jederzeit tiefer im Herzen wurzelte und mit größerer Innigkeit erfaßt wurde, als bei den Romanen. Jene gewaltige Bewegung, welche diese Vereinigung herbeiführte, in der Erziehung „das Individuum" nach seinen beiden Bestandteilen „und die verkannte und verleugnete Welt wieder in ihre Rechte einsetzte" bezeichnet man als Reformation. Durch sie wurde die Weltanschauung des Christentums im Einzelnen abgeändert.

Die Ewigkeit begann nicht erst im Jenseits, sondern schon im Diesseits; Gott lebte nicht außerhalb der Welt, sondern innerhalb derselben. Dunkel wurde geahnt und endlich zum Bewußtsein erhoben, daß das Universum ein organisches Ganzes sei, welches von dem göttlichen Geiste getragen, durchdrungen, belebt und regiert wird, daß in allem Göttliches wirke und lebe und der Menschengeist als ein Strahl des göttlichen Geistes betrachtet werden müsse, daß endlich der Einzelmensch als ein Glied des organischen Ganzen erscheine und darum wie jedes Glied auf der einen Seite Selbständigkeit und auf der andern Abhängigkeit vom Ganzen und Hingabe an dieses Ganze verrate, und demgemäß erzogen werden müsse, damit er sich „mitten im Endlichen eins fühle mit dem Unendlichen und ein reines, gottgefälliges Leben führe immerdar." Die Weltepoche der humanen Erziehung teilt sich deshalb in die Periode vor und in die nach der Reformation.

*Erstere kann man, weil in der christlichen Kirche die Erziehung für den Himmel betont, die Nichtigkeit alles Irdischen gepredigt und das Ueberirdische, Uebersinnliche, Transcendente allein als Ziel alles menschlichen Strebens erfaßt wurde, die Zeit der transcendenten Erziehung nennen, während die Periode nach der

Reformation als die Zeit der organischen Erziehung bezeichnet werden kann.*

A. Die Periode der christlichen Erziehung vor der Reformation oder die Zeit der transcendenten Erziehung.

Diese läßt sich in zwei Hauptabschnitte gliedern, zwischen welchen die Kreuzzüge die Grenze bilden. In dem ersten vor den Kreuzzügen hat ausschließlich die Geistlichkeit die Erziehung in der Hand, während im zweiten auch das Laientum seinen Einfluß auf die Erziehung geltend macht. Da in der letzteren Periode jene Richtung in der Wissenschaft, die man als Scholastik bezeichnet, in der gesamten Erziehung herrscht, so kann man den ersten Abschnitt als die Zeit der geistlichen, den zweiten als die der scholastischen Erziehung bezeichnen. Den Uebergang von dem einen zu dem andern bildet die Erziehung der mohammedanischen Welt.

I. Die geistliche Erziehung vor den Kreuzzügen (1100).

Dieser Abschnitt umfaßt mehrere Stadien in der Entwicklung der christlichen Erziehung: Zunächst die christliche Erziehung in den ersten Jahrhunderten der Kirche, wo das Christentum im Kampfe mit dem römisch-hellenistischen Heidentume liegt; mit dem Sturze des weströmischen Reiches (um 500) schließt diese Periode. Die nächste umfaßt die Zeit bis auf Karl den Großen und behandelt einerseits die Erziehung im Abendlande, wo unter dem Einflusse Roms und unter Mitwirkung der Klöster die germanischen Völker für das Christentum gewonnen und die geistliche Erziehung bei ihnen eingeführt wurde, andererseits die Erziehung im christlichen Morgenlande, wo das Christentum sich in der Speculation über die Dogmen der Kirche und im weltverachtendem Mönchtum oder im Wort- und Werkheiligtume verflüchtigte. Daran schließt sich die letzte Periode dieses Abschnittes von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen. In dieser bethätigten sich auch die weltlichen Herrscher an der Organisation des Erziehungswesens.

a. Die geistliche Erziehung in den ersten Jahrhunderten der Kirche bis zum Sturze des weströmischen Reiches (um 500).

In den ersten Jahrhunderten, wo das Christentum noch um seine äußere Existenz zu kämpfen hatte, vermochten sich die von Christus ausgesprochenen und in der Bibel niedergelegten Prinzipien der Erziehung noch nicht in ihrem ganzen Umfange geltend zu

machen. Im Hause, wo das Christentum besonders in der Innigkeit und Innerlichkeit des Weibes, in der Gattin und Mutter, seine Repräsentantin gefunden hatte, ward das Kind in Gottesfurcht, Liebe und Festigkeit im Herrn, in Redlichkeit und Keuschheit 2c. erzogen. Den Unterricht übernahm gleichfalls das Haus selbst, oder das Kind ward in die heidnischen Schulen geschickt. Als sich jedoch das Christentum immer mehr im Innern entwickelte und nach außen hin Geltung verschaffte, damit aber das Bedürfnis nach Wissenschaft und höherer Bildung sich aufdrängte, suchten christliche Gelehrte, wie Clemens Alexandrinus, Origenes, Tertullian, Cyprian, J. Chrysostomos, Basilius der Große, *Hieronymus und Augustinus* das Wesen der Erziehung und des Unterrichts festzustellen, und es wurden gleichzeitig Schulen gegründet, von denen die Katechetenschulen den Mittelpunkt bildeten, indem sie nicht bloß selbst einen öffentlichen Religionsunterricht für die christlichen Kinder erteilten, sondern auch die durch sie in der Religion, in der heidnischen Philosophie und in der Geschichte gebildeten Katecheten den Katechumenen das Glaubensbekenntnis und die religiösen Gebräuche einübten. Je mehr jedoch das Christentum über die Welt siegte und je näher es der Zeit nahe rückte, in der es zur Staatsreligion ward, um desto mehr begann es, im Gegensatz zur Welt und ihrer Bildung, die Erziehung für den Himmel und für die Geistlichkeit zu betonen. Man lebte nicht für jene, sondern für diese allein. Die Erkenntnis der Nichtigkeit alles Irdischen führte zur Weltverachtung und Verneinung des Lebens. Die Welt mit ihrer Lust war nicht wert der Herrlichkeit, die da kommen sollte, die Körperlichkeit ein unsauberes Gefäß der Geistigkeit. So entstand das Mönchtum und das Klosterwesen in der christlichen Kirche, das in der christlichen Erziehung eine wichtige Stellung erlangte.

b. Die geistliche Erziehung in der Zeit von 500 n. Chr. bis auf Karl den Großen (um 750).

α. Die geistliche Erziehung im Abendlande.

*Mit den germanischen Stämmen, welche sich auf dem Gebiete des römischen Weltreiches niedergelassen und daselbst germanische Staaten gegründet hatten, trat ein neuer mächtiger Faktor in die Entwicklung der Geschichte ein. Aber gerade auf dem Gebiete der Erziehung machte sich sein Einfluß anfangs weniger fühlbar. Vielmehr ist es der christlich-romanische Geist, der in der Erziehung der germanischen Völker herrschte. Das Werk des in Afrika ge-

borenen römischen Schriftstellers Marcianus Capella De septem artibus liberalibus libri singulares und die Werke des römischen Staatsmannes Boëtius De institutione arithmetica und De inst. musica bildeten für lange Zeit die Grundlage des wissenschaftlichen Unterrichtes. Diesem Geiste ist es auch zuzuschreiben, daß die meisten dieser Völker im Romanismus untergingen. Erst in einer späteren Epoche, als das Christentum in das vom römischen Einflusse unberührte freie Germanien eindrang, kam das Germanentum auch in der christlichen Erziehung zur Geltung, und ihm ist hauptsächlich jene Umgestaltung des Mönchtumes zu danken, welche die Benediktiner im Gegensatze zu den orientalischen Mönchen zu einem um die Civilisation der Deutschen hochverdienten Orden machte. Das Verdienst dieses Ordens, in dessen Händen die Erziehung bei den Deutschen und Kelten fast ausschließlich ruhte, liegt zum Teile darin, daß er die römische Kultur wenigstens in ihren späteren abgelebten Formen in seinen Klöstern pflegte. Die encyklopädischen Schriften des Engländers Beda Venerabilis und des Isidorus, Bischofs von Hispalis, welche häufig in den Klöstern beim Unterrichte benutzt wurden, gehen in ihren Quellen auf römische Schriftsteller zurück. Hauptsächlich aber machte er sich dadurch um die Deutschen verdient, daß er durch Berücksichtigung der heidnischen Feste und Bräuche die Einführung des Christentums und den Eingang milderer Sitten bei ihnen ermöglichte und daß seine Mitglieder durch das Ausroden der Wälder, den Anbau des Bodens, die Einfühung des Weinbaus, den Bau fester Häuser und Kirchen 2c. die Deutschen mit den Segnungen einer höheren Kultur vertraut machten.*

β. Die mönchische Erziehung der orientalischen Kirche.

Die orientalische Kirche bildet die Metaphysik des Christentums aus und philosophirt über das Verhältnis Christi zu Gott, sowie über die Einheit seiner göttlichen und menschlichen Natur, ohne jedoch damit zum geistigen Abschluß zu gelangen, da sie die völlige Getrenntheit des transcendenten Gottes von dem Menschen festhält, obgleich der Gottmensch erschienen ist. Diese Zwiespältigkeit der Anschauung führt zur Einseitigkeit der erziehlichen Praxis. Der Mensch der orientalischen Kirche verflüchtigt sich im Mönchtum, das, um der Gefahr des Geizes, der Wollust, des Nepotismus und des Irrtums zu entgehen, sich dem Besitz, der Arbeit, der Familie und der Verantwortlichkeit für das eigene Handeln

entzieht, und in dem beschwornen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams sich entselbstigt. Das Mönchtum, das in der teils entsittlichten, teils erst sittlich zu bildenden Welt der Frömmigkeit eine Zufluchtsstätte erhalten wollte, war selbst das Zeugnis von der Unvollkommenheit des sittlichen Bewußtseins. — Die Universalität des Menschen ward in der orientalischen Kirche anerkannt, aber nur (— eine Wiederholung des Orients, jedoch von einem höheren Standpunkte, vom Standpunkte des Christentums aus —) in seiner Entweltlichung und in der Vernichtung des Ich.

Die Erziehung ist, wie die Ideale der Menschen in der orientalischen Kirche, eine mönchische. Durch Gebet und Beschaulichkeit für die Kirche und für den Himmel zu erziehen: das war das Ziel der Erziehung, weil ihr Ausgangspunkt der Gedanke war, daß der Mensch dem Himmel angehört. In den Klosterschulen sollten deshalb die Knaben von dem Verderben der Welt fern gehalten werden. Bekanntmachung mit der heiligen Schrift und mit Heiligengeschichten war im Unterrichte die Hauptaufgabe, und statt der Mythen wurden die Erzählungen von Wundern, statt der Gnomen die Stellen aus den salomonischen Sprüchen auswendig gelernt. Alle Bildung ging darauf hinaus, den Einzelnen in seinem Denken und Thun soviel als möglich zu beschränken und sein Selbst zu vernichten. Und diese Zucht, wie dieser Unterricht, die ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit waren, schrumpften endlich gänzlich zusammen, als die Bedrängnisse der Völkerwanderung, sowie die Kämpfe mit den Persern und Arabern von außen das byzantinische Reich zerrütteten, indeß es sich durch innere Kämpfe — Bilderstreit 2c. — selbst zerfleischte. Nur in einzelnen Klöstern fand die Wissenschaft noch eine Zufluchtsstätte, und nur Bardas, der Reichsgehülfe Michaelis, Constantin Porphyrogennetos, die Komnenen und Michael Paläologos nahmen sich der Wissenschaft wie der Schulen an.

In der orientalischen Kirche war kein lebendiges Leben, Sterben und Wiederauferstehen in Christus: nur äußerliches Sichaneignen christlicher Formen und Formeln, ein ängstliches Hangen und Festhalten an der äußerlichen Erscheinung, ohne in den Kern und in das Wesen einzudringen. Doch nur durch die Erscheinung geht's zum Wesen, durch die Schale zum Kern: darin liegt die Bedeutung der orientalischen Kirche auch für die Geschichte der Erziehung.

c. Die geistliche Erziehung des Mittelalters in der Zeit von Karl dem Großen bis zu den Kreuzzügen.

In dieser Periode macht sich auch der Einfluß der weltlichen Herrscher in der Bildung des Abendlandes bemerkbar. Vor allen nahmen sich Alfred d. Große in England und Karl d. Große im Frankenreiche der Erziehung ihres Volkes an. Dieser Einfluß zeigt sich in dem Bestreben, auch für die Erziehung der Laien Sorge zu tragen. Insbesondere verordnete Karl d. Große, daß jeder Geistliche in seiner Gemeinde Schule halten und die Kinder der Landbewohner unterrichten solle. Die Berücksichtigung des Laientums bei der Erziehung hatte auch die Entwicklung der nationalen Sprache und der nationalen Literatur zur Folge. Doch blieb die Erziehung in den Händen der Geistlichkeit und die hauptsächlichste Erziehungsanstalt, die Klöster und Domschulen, waren, wenn sie auch den Laien offen standen und von ihnen zuweilen benutzt wurden, doch wesentlich Bildungsanstalten für den geistlichen Stand. In jedem Kloster des Benediktinerordens waren Schulen, welche sich in innere für die Oblati, dem Orden durch Gelübde der Aeltern geweihte Knaben, und äußere teilten, und von denen die letzteren wiederum in niedere für den Elementarunterricht und in höhere für den ganzen Umfang der damaligen Wissenschaft zerfielen. Die Dom- und Stiftsschulen waren vom Bischof Chrodegang zu Metz gegründet, indem er die an seiner (meist durch fromme Stiftungen hervorgerufenen) Kathedral- oder Domkirche angestellten Geistlichen zur Erziehung der Jugend nach Benedikts modificirter Regel (canon; Canonici) vereinigte. Sie wurden von den Kanonikern, die unter unmittelbarer Leitung des Bischofs standen, verwaltet und von dem Scholaster geleitet. Darum war die Erziehung ausschließlich geistlich, kirchlich. *Der Unterricht, welchem namentlich Alcuin und Rhabanus Maurus die Wege gewiesen hatten,* umfaßte zunächst die 7 freien Künste, das Trivium: Grammatik, Dialektik und Rhetorik, und das Quadrivium: Musik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie. Hauptwissenschaft jedoch war die Theologie; die anderen Wissenschaften waren nur die Dienerinnen und mußten sich gehorsam ihren Befehlen beugen. Das weltliche Wissen war rein formell; seine ewige Wahrheit hatte der Geist nur in der Religion; aber auch die religiöse Wahrheit war eine jenseitige, die nur im Glauben gegenwärtig ward und von deren Unendlichkeit und Ewigkeit der Glaube allein an der

Kirche die sinnliche Gewißheit hatte. Das Wesen des Unterrichts war nicht freie Entwicklung, sondern leerer Formalismus, Gedächtniskram. *Die Zucht war klösterlich*, finster und streng; der Stock regierte, und Fasten und Kasteiungen gehörten zu den Schulstrafen, das Wesen der Zucht war nicht Gewöhnung zum sittlichen Thun, sondern zu äußerer Werkseligkeit. *Weil die gesamte Erziehung geistlich war, so stand sie unter dem Einflusse Roms, des geistigen Mittelpunktes des christlichen Mittelalters.* Der in Rom residirende Papst war der Geisterfürst, der mit seinen Beamten, den Geistlichen, die zugleich die geistigen sein sollten und im Mittelalter auch waren, die Geisterwelt beherrschte und alles niedertrat, was sich seinem geistigen Regiment entgegenstellte. Christlicher d. i. päpstlicher Glaube und lateinische Sprache, die der Papst zur allgemeinen Bezeichnung des Glaubens, zur Sprache der Kirche, machte, waren das Panier dieses Geisterreiches, der Hierarchie. Der Träger der Geistesentwicklung ward jedoch der ursprünglich mit schöpferischer Kraft begabte und mit Religiösität, Ehre und Treue erfüllte Germane, dessen Wesen mit der Tiefe und Innigkeit seines Gefühlslebens für die geistigen Forderungen und Güter des Christentums der geeignete Boden geworden war. In Durchdringung des Romanischen und des Germanischen, des römischen Christentums und der germanischen Individualität, liegt die Aufgabe und die Macht der occidentalischen Kirche und ihrer Wissenschaft und Kunst, der Romantik. Die Religion erhielt durch ihre beiden Faktoren, das Römische und Germanische, das eigentümliche Gepräge, daß sie die Welt als das Gott- und Geistlose fortstieß und ihren Bekenner aus derselben heraus in die reine Innerlichkeit des Geistes hineinwies. Darum ging das Streben des mittelalterlichen Christen über die Wirklichkeit hinaus in ein transcendentes Reich, in den jenseitigen Himmel, und um die Sehnsucht nach diesem Reiche drehte sich alles Denken, Fühlen und Thun. Dieses Streben nach dem Unendlichen, Geheimnisvollen und Mystisch-Symbolischen gründete auch die gleichfalls aus den christlich-römischen und heidnisch-germanischen Elementen gemischte Romantik, die im Gegensatz zur Klassicität des Altertums mit seinem bewunderungswürdigen Gleichgewicht zwischen der bildenden Kraft und dem zu gestaltenden Stoffe subjektiv geistig war, in dieser ihrer subjektiven Geistigkeit das Denken und Thun aller christlich abendländischen Nationen beherrschte, sich in den Werken der Kunst und Poesie, im Mönchtum, in dem mit dem

deutschen Gefolgswesen innig zusammenhangenden Lehnsstaate und in der aus dem christlich-römischen Elemente hervorgegangenen kirchlichen Verfassung offenbarte *und im Rittertum und den Kreuzzügen ihrer Blütezeit erreichte.* Ihr gehören die majestätischen Dome, jene gewaltigen Blumen von Stein, und die mit der Baukunst verbundene Bildhauerei; ihr die kirchlichen Gemälde, jene Katechismen für das Volk; ihr auch die Hymnen und Lieder, die den Gottesdienst verherrlichten,* ihr endlich die Männer, welche für Erziehung und Unterricht sorgten und zugleich die Wissenschaften pflegten, unter denen nebst den schon genannten, Alcuin nud Rhabanus, auch Scotus Erigena und Gerbert vor allen hervorleuchten. Es war demnach die durch die abendländische Kirche hervorgerufene Kultur ein wesentlicher Fortschritt gegenüber der geistigen Stagnation und Passivität des mönchischen Orientes. Sie repräsentirt* in der Entwicklung der Geschichte die Zucht, den Gehorsam im Denken und Thun, der die Vorbedingung aller Freiheit ist. Zugleich war sie die alleinige Bewahrerin der Wissenschaft und Kunst in den Jahrhunderten, wo das Abendland im Gährungsprozesse lag.

II. Die abstrakt verständige Erziehung des Mohammedanismus.

Der Verknöcherung der orientalischen Kirche gegenüber, welche das lebendige Christentum in Formeln auflöste und in Räubersynoden über die Wahrheit entschied, entwickelte sich, angestoßen von der Religion Mohammeds, des Propheten, Poeten, Priesters und Königs in Arabien, und bedingt durch die Vereinigung durchdringender Beobachtungsgabe, scharfen Verstandes und glühender Sinnlichkeit im Geiste des Arabers, **in allen von Arabern bewohnten Ländern Kunst und Wissenschaft** in so freier Menschlichkeit, daß eine natürliche Verwandtschaft und dadurch eine Anziehung mit der überlieferten Bildung des klassischen Altertums entstand und nicht bloß die Schriften der Griechen, Aristoteles, Euklid 2c. übersetzt wurden, sondern auch eine eigene Poesie, Grammatik, Mathematik, Sternkunde, Medizin und Philosophie aufblühte. Mohammed sebst zwar hatte die Kunst und Wissenschaft auf Erklärung des Koran und auf die Dichtkunst beschränkt. Die Abassiden jedoch wandten sich bereits der Philosophie, Mathematik 2c. zu, ließen die Werke der vorzüglichsten griechischen, syrischen und altpersischen Schriftsteller ins Arabische übersetzen, errichteten öffentliche Schulen in Bagdad, Bassora und Kufa, und gründeten in Bagdad und Alexandrien Bibliotheken. Vorzüglich aber pflegten die Omajjaden

in Spanien Wissenschaft und Kunst, so daß daselbst im 10. Jahrh. 14 Universitäten und fünf öffentliche Bibliotheken außer den Kollegien und Elementarschulen gezählt wurden, an denen arabische, christliche und jüdische Lehrer neben einander arbeiteten. Diese mohammedanisch-arabische Bildung war von wesentlichem Einfluß auf die christlich-abendländische Geistesentwicklung: die Christen des Abendlandes besuchten im 10. und 11. Jahrh. die arabischen Akademien in Spanien, und infolge davon machten sich im Abendlande neben den artibus liberalibus die scientiae, Naturwissenschaften und Philosophie, immer mehr geltend, und es entwickelte sich durch die neuere Bekanntschaft mit Aristoteles die scholastische Philosophie. Die Araber waren die Vermittler des Ostens und Westens und die Bewahrer der klassischen Bildung in der Zeit, als die orientalische Kirche in äußerer Form erstarrt und der Occident in chaotischer Entwicklung begriffen war.

III. Die scholastische Erziehung seit dem Beginne der Kreuzzüge.

Diese Periode läßt sich in zwei Abschnitte scheiden. Der erste fällt mit den Kreuzzügen zusammen. In ihm erscheinen die Kirche und das Papsttum auf dem Höhepunkt ihrer Macht; zugleich erhebt sich aber in dem Rittertume der Laienstand zu einer gleichberechtigten Stellung und begründet im Gegensatze gegen die geistliche Erziehung ein weltliches Erziehungssystem, in welchem auch der sinnliche Mensch Berücksichtigung findet. Der zweite Abschnitt umfaßt die Zeit nach den Kreuzzügen bis zum Schlusse des Mittelalters. Er ist gekennzeichnet durch den Verfall der geistlichen Bildung, die sich noch in den scholastischen Formen bewegt aber von dem Klerus ganz vernachlässigt wurde, und durch den Niedergang des Papsttums. Auch das Rittertum verfiel und die von ihm geschaffenen Formen der Bildung entarteten. Dagegen erhob sich nun das Bürgertum in den Städten zu erhöhter Bedeutung und entwickelte innerhalb ihrer Mauern ein hochstehendes Schulwesen, das sich immer mehr von dem Einflusse der Kirche zu befreien suchte. Hierin wurde es durch die geistige Bewegung unterstützt, welche unter den Namen Humanismus oder Renaissance bekannt ist, durch die endlich die geistlich-scholastische Bildung erschüttert und einer neuen Richtung in der Erziehung die Bahn gebrochen wurde.

α. Die Erziehung im Zeitalter der Kreuzzüge. Scholastik und Rittertum.

Schon im vorigen Zeitraume machte sich der Einfluß des Orientes auf die Bildung des Abendlandes bemerkbar. Gerbert verdankte seine hervorragende Stellung in der Wissenschaft der Bekanntschaft mit der arabischen Gelehrsamkeit. In diesem Zeitraume nahm infolge des vielfachen Verkehrs mit dem Oriente die Wissenschaft einen mächtigen Aufschwung. Durch die Bekanntschaft mit Aristoteles und durch die Verwertung seiner Philosophie bei der Erforschung und Begründung der christlich-theologischen Weltanschauung entwickelte sich die Scholastik als ein wissenschaftliches System, an dessen Ausbau Anselm von Canterbury, Abälard, namentlich aber Thomas von Aquino und Duns Scotus arbeiteten. Im Gegensatze zu den Scholastikern, welche die Dogmen des Christentums durch Beweise zu stützen sich bemühten und darum die Dialektik ausbildeten, suchten die Mystiker die Religion mit dem Gemüte zu erfassen und den Glauben als Herzenssache darzustellen. Als Begründer dieser Richtung ragen Bernhard von Clairveaux und Bonaventura hervor. Neben diesen metaphysischen Richtungen tritt in der Wissenschaft auch schon das Bestreben zutage, die Natur, ihre Erscheinungen und Gesetze zu erforschen. Albertus Magnus und Roger Baco sind die hervorragendsten Vertreter dieser naturwissenschaftlichen Richtung. Als Träger der kirchlichen Wissenschaft erscheinen die zur Zeit der Kreuzzüge entstandenen Orden der Dominikaner und Franziskaner, denen auch die größten Gelehrten dieser Zeit angehören. Unter ihrem Einflusse nahm das Schulwesen einen kräftigen Aufschwung. Insbesondere kennzeichnet sich derselbe durch das Entstehen der Universitäten, deren erste Gründungen dieser Zeitperiode angehören. Auch bildete sich damals zuerst eine Theorie der Wissenschaftslehre und der Erziehung aus. Die Eruditio didascalica des Sachsen Hugo v. St. Victor († 1191) und die Schrift De eruditione filiorum regalium des Burgunders Vincentius von Beauvais († 1264) sind die ersten Werke über christliche Pädagogik.

Der Gegensatz zwischen Priester und Laien hatte sich aber in der Zeit der Salier derart verschärft, daß die geistliche und weltliche Gewalt, Papst- und Kaisertum sich als feindliche Mächte gegenübertraten. Die Geistlichkeit riß alles geistige Leben an sich; die

Bildung ward den Laien immer mehr verschlossen; Investitur und Cölibat trennten die Geistlichen gänzlich von der Welt. Das Laientum erfaßte sich dem gegenüber in sich selbst, und in den Kreuzzügen, der Blüte- und Heldenzeit des christlichen Glaubens, ward die erste große Ketzerei, und zwar eine Ketzerei der That, von den Laien gegen die Kirche verübt. Der Ritter machte zuerst sein Recht und seine Ehre geltend und stellte dem römischen Wahlspruch, „Glaube" als Fahne „Glaube und Liebe!" entgegen.

Das Rittertum mit seinen Minnesängern ist die gewaltige Opposition der That gegen Rom. Der Minnegesang verehrt das Weib, das Rom verschmäht, und verherrlicht die Natur, welche die Kirche als gottlos ansieht. Der Ritter liebt und übt den Körper, dessen Schönheit von der Kirche als Sünde vor Gott angesehen wird, stellt den sieben freien Künsten des Geistes sieben Vollkommenheiten entgegen, welche in Uebungen des Körpers und Erheiterungen des Lebens, in Schachspiel, Versemachen 2c. bestehen, und spricht die französische Sprache, indeß die Kirche in der lateinischen redet. Und empfing auch der Ritter noch seine christliche und geistliche Bildung in den Kathedralschulen, so ging er doch auch in die Hofschulen, in denen er seine weltliche Bildung erhielt und seine Sitte und Waffenübung erlernte.

Die Aufgabe des Ritters war, die Waffen kunstgerecht zur Vertheidigung des Fürsten und Vaterlandes, der Religion und Kirche, der Unschuld und Wahrheit zu führen und eine christliche Haltung des Lebens zu bewahren. Zu diesem Ziele wurde er in drei Lebensabschnitten methodisch erzogen und gebildet. In den ersten sieben Lebensjahren stand das Kind unter Aufsicht der Mutter, der Amme und Pflegerin, die den Körper gesund zu entwickeln und dem Geiste die erste Nahrung zu bieten hatten. Mit dem 7. Jahre ward der Knabe „Junker": als solcher mußte er seinen Herrn zur Jagd und auf Reisen begleiten und ihn und dessen Gemahlin bei Tische bedienen; sein Unterricht bestand in den Lehren der Religion, in der Anleitung zu Ehrerbietung, zu Anstand 2c.; seine Erholungsstunden füllten ritterliche Kampfübungen mit Lanze und Armbrust aus. Im 14. Jahre ward der Junker wehrhaft gemacht, um als „Knappe" seinen Herrn überallhin, im Kriege wie im Frieden, zu begleiten und des Winkes von dessen Gemahlin gewärtig zu sein. Im 21. Jahre ward der Knappe zum „Ritter" geschlagen, wozu er sich durch Fasten, Gebet, Bußübungen 2c. vorbereitete. — Das Ritterfräulein ward vornehmlich zur Religiösität, Züchtig-

keit und Häuslichkeit, den höchsten Tugenden der Frau, erzogen. Es wuchs in den ersten Jahren unter den Augen der Mutter auf, die für äußere und innere Entwicklung Sorge trug, um später im älterlichen Hause, in einem Kloster, oder an einem fremden Fürstenhofe in weiblichen Kunstfertigkeiten und in der Minne, aber auch im Lesen und Schreiben, in fremden Sprachen, namentlich im Französischen und Lateinischen, sowie in den musischen Künsten unterrichtet zu werden.

Das Rittertum war die höchste Spitze jener schwärmerisch glühenden Sehnsucht nach dem Ewigen, welche die mittelalterliche Welt durchwehte. Insofern steht es mit dem Papsttum noch auf ein und demselben Boden. Es ist jedoch zugleich die erste, wenn auch die unbewußte, mit ihrem eigenen Gegensatz noch verwandte Opposition gegen die abstrakte Geistlichkeitskirche und Geistlichkeitserziehung.

β. Die Erziehung in der Zeit nach den Kreuzzügen bis zur Reformation. Das Bürgertum und der Humanismus.

Durch die Kreuzzüge kam mit dem Reichtum auch der Luxus und die Üppigkeit des Orientes in das Abendland. Mit dem steigenden Reichtum mehrten sich die Bedürfnisse, und ihnen zu genügen wirkten Kunst und Gewerbe zusammen. Es tritt deshalb schon während der Kreuzzüge und unmittelbar nach ihnen eine Kunstblüte zutage, welche, getragen von der christlichen Schwärmerei des ritterlichen Geistes, jene majestätischen Dome schuf, die als Zeugen einer religiösen Begeisterung die Städte Italiens, Frankreichs, Englands und Deutschlands schmücken. Vor allen aber offenbart sich der Charakter dieser christlichen himmelanstrebenden Kunst in dem sogenannten gothischen Style; dessen Entwicklung dieser Zeit zufällt, an dessen Hauptwerke, dem Kölner Dome, in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts gebaut wurde. Neben diesem günstigen Einflusse machten sich aber bald auch die nachteiligen Folgen eines erhöhten Luxus bemerkbar. Jene Stände, welche in den Kreuzzügen die Träger der Bildung und Bewegung waren, die Geistlichen und die Ritter, entarteten infolge der Üppigkeit, welche in ihren Kreisen Eingang fand. Die Kirche, welche sich in einen Gegensatz zu Natur und Welt stellte und das Zurückziehen des Geistes auf ihn selbst predigte, kam mit sich in Widerspruch, indem sie in der Natur und in der Welt zu wirken suchte und dieses weltliche Treiben höher stellte, als ihren inneren Beruf. Der Papst, der Fürst der Geister, trat als weltlicher

Machthaber auf. Das Innerlichste, der Glaube, ward das Äußerliche, das Fürwahrhalten historischer Begebenheiten. Die Klöster, die Stätten der Entsagung, zeigten sich nicht selten als Sitze der sinnlichsten Lust. Die Geistlichen, die Repräsentanten der Sitte und Zucht, gaben häufig durch ihren unzüchtigen Lebenswandel ein böses Beispiel und großes Aergernis den ihrer Seelsorge anvertrauten Gläubigen. Bei solchem Treiben konnten natürlich die Schulen nicht gedeihen. Die Kloster-, Dom- und Stiftsschulen verfielen: die Domherrn verzehrten ihre Präbenden auswärts; an ihren Schulen trat statt des Scholastikus ein Rektor ein, und die Lehrer, die oft einzig und allein von dem einzunehmenden Schulgelde leben sollten, mußten neben ihren Lehrstunden noch die Notaritätsgeschäfte des Kapitels oder Botendienste versehen.

Wie die Geistlichkeit, so geriet auch das Rittertum in Verfall. Die ritterliche Erziehung war eine gymnastisch kriegerische, der die Religion zur Unterlage diente. Weil jedoch diese religiöse Unterlage nur in einer äußerlichen Aneignung der katholischen Lehre bestand und der Hauptzweck des Ritters, der Kampf, der sittlichen Basis entbehrte, artete das Rittertum zum Raubrittertum aus und trat „an die Stelle einer einfachen Erziehung zu christlicher Minne das Zerrbild höfischer Galanterie."

Je mehr Mönchs- und Rittertum verfielen, desto mehr blühte das Städtewesen und der Bürgerstand durch Handel und Gewerbe mit seinem Motto: „Bete und arbeite!" auf. **Das Bürgertum** machte dem Cölibat gegenüber die Sittlichkeit der Ehe und Familie, der thatvollen Thatlosigkeit des Ritters gegenüber die Arbeit innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft, dem todten Gehorsam des Mönchs unter seine Ordensregel und der Willkür der ritterlichen Laune gegenüber die Gesetze des Gemeinwesens geltend. Es machte zugleich, entgegen der Geistlichkeit und dem Rittertume, die Landessprache zum Ausdruck seines geistigen Lebens. Es war die praktische That gegenüber der mittelalterlichen Phantasie, die erste Erscheinung und die Basis des neuen Geistes, der in der Mystik das religiöse Gefühl, das germanisch ist, gegen den scholastischen Verstand, der von Rom kommt, in den Kampf schickte und in den Reformatoren vor der Reformation von Arnold v. Brescia an bis zu Wicliffe, Hus und Savonarola die sittliche Opposition gegen die Unsittlichkeit der Hierarchie ergriff, der das Schießpulver, das Linnenpapier und die Buchdruckerkunst, das Postwesen

und die Taschenuhren erfand, der die Blüten der Malerei hervortrieb, und der in der Erziehung revoltirte.

Die nur zu hierarchischen Zwecken benutzte Erziehung in den Händen der kirchlichen Organe rief mit dem Aufblühen des Bürgertums notwendig eine Opposition hervor. Das Verlangen nach Bildung im Bürgertum erzeugte schon im 13. und 14. Jahrhundert die Stadtschulen, die zwar noch in den Dienst der Geistlichkeit treten mußten, aber über die sich nach und nach die Städte, die sie gestiftet hatten, das Recht der Aufsicht aneigneten. Daneben traten Schreibschulen auf, in denen neben Lesen und Schreiben auch Briefschreiben in deutscher Schrift getrieben ward, die unabhängig vom Klerus waren und die Kinder ohne Unterschied des Geschlechts aufnahmen: der Anfang der deutschen Bürgerschulen. In den lateinischen Schulen, die nach dem Vorbilde der Domschulen die klassischen Studien pflegten, war die Grammatik Mittelpunkt des Unterrichts und wurden Kinder aus vornehmen und geringen Ständen aufgenommen. Doch kamen sie eben so wenig wie die deutschen Schulen in ihrem Unterricht über gedächtnismäßiges Auffassen hinaus und mußten auch nur durch äußere Zuchtmittel den unbändigen Sinn ihrer Zöglinge zu beugen.

Die Bildung des weiblichen Geschlechts gehörte vorzüglich der Familie. Doch erhielten die Töchter höherer Stände bereits Schulunterricht und kurz vor der Reformation finden sich in einzelnen Städten besondere Mädchenschulen.

Der Lehrerstand jener Zeit war ein Abbild der städtischen Zünfte. Der Rektor oder Schulmeister ward von dem Magistrate einer Stadt gewöhnlich auf ein Jahr kontraktlich aufgenommen, und mietete sich dann Gesellen, die einzig und allein von ihm abhängig waren. Der Lehrerberuf war ein Handwerk und der Lehrer ein Wandersmann. Mit dem wandernden Meister zog dann oft auch eine Anzahl Schüler weiter: es entstanden die fahrenden Schüler, Bacchanten, Schützen, die zuletzt so sehr zur Landplage wurden, daß obrigkeitliche Verordnungen gegen sie erlassen werden mußten. So wenig aber auch durch so zweifelhafte Organe, die weder Sinn noch Herz für den Lehrerberuf hatten, die Erziehung im allgemeinen gefördert ward, so waren sie doch (— hervorgerufen durch den Mangel an Sinn für die Schule bei der hohen Geistlichkeit und durch die Trägheit und Unwissenheit des Klerus im allgemeinen —) die ersten Vertreter eines eigenen Lehrerstandes und zugleich die ersten Repräsentanten einer von der Kirche sich unabhängig machenden Schule.

Wie die Schule, so suchte sich auch die Wissenschaft durch die Universitäten von der Kirche zu emancipiren. Der Unterricht auf den Universitäten war, so sehr er sich auch in Abstraktionen, in logischen Definitionen und in dialektischen Schlußfolgerungen erging, der erste und großartige Versuch, die Wissenschaft von der Vormundschaft der Kirche zu befreien und sie ebenso zum Selbstzwecke zu machen,wie die lateinischen Schulen das Studium der alten Klassiker zum Selbstzwecke zu machen strebten.

Bei diesem Versuche wurden die Universitäten wesentlich unterstützt durch die neue Geistesrichtung die man als Humanismus, besser als Renaissance bezeichnet. Italien ist ihre Wiege und die großen Dichter Dante, Petrarca und Boccaccio sind ihre Begründer. Petrarcas Schüler Marsiglio und Johann von Ravenna bürgerten das Studium der klassischen Schriftsteller in Florenz ein und hier entstand unter dem Protektorate der Medicaeer ein wichtiger Mittelpunkt des Humanismus. Desgleichen fand derselbe in Rom namentlich unter den Päpsten Nikolaus V. und Pius II. eifrige Pflege. Besonders begünstigt wurde seine Ausbreitung durch das Vordringen der Türken in Europa, wodurch viele griechische Gelehrten nach dem Abendlande verdrängt wurden. Diese fanden für ihre Studien in Italien einen günstigen Boden. Ueberall enstanden daselbst humanistische Schulen. Mailand, Mantua, Ferrara, Verona, Venedig und Neapel wetteiferten in der Förderung derselben. Die Jugend Spaniens, Englands, Frankreichs, der Niederlande und Deutschlands strömte nach Italien, um die neue Bildung kennen zu lernen, und verbreitete sie dann in ihrer Heimat. Speziell in Deutschland hatten den Boden für den Humanismus die von Gerhardt Groot gegründeten Hieronymianer vorbereitet. Sie betrieben in ihren Schulen mit großem Eifer das Studium der alten Klassiker. Aus ihren Kreisen stammten viele der hervorragendsten Humanisten, wie Nikolaus von Cusa, Alexander Hegius, Johann Wessel, Agricola, Erasmus u. a. Namentlich fand der Humanismus in den mächtigen Reichsstädten Nürnberg, Augsburg, Straßburg u. a. Eingang. Aber auch die deutschen Fürsten, vor allen Kaiser Maximilian und der Herzog Eberhard von Württemberg, versammelten um sich einen Kreis von Humanisten, welche teils als Lehrer, teils als Schriftsteller für die Verbreitung des Humanismus eifrig wirkten.

Indem diese geistige Bewegung mit dem Inhalte des wissenschaftlichen Unterrichtes auch dessen Form veränderte, entwickelte sich unter ihrem Einflusse eine neue Pädagogik.

Die meisten Humanisten, wie z. B. Vittorino da Feltre (Rambaldoni) und Guarino von Verona in Italien, Alexander Hegius in den Niederlanden, Rudolf von Langen, Wimpheling u. a. in Deutschland traten als Lehrer und Erzieher auf und einzelne schrieben auch Abhandlungen über die Erziehung: so Vergerius „De ingenuis moribus et liberalibus studiis adolescentiae“; Mapheus Vegius „De educatione liberorum et eorum claris moribus“; Aeneas Silvius (Papst Pius II.) „De liberorum educatione“; Desiderius Erasmus „De ratione studii ac legendi interpretandique auctores“ und „De pueris ad virtutem ac literas liberaliter instituendis“.

Der Humanismus vernichtete den Scholastizismus in den Schulen und ebnete dadurch der Reformation die Wege, welche die Wissenschaft und Religion von den Fesseln befreite, in welche sie starre Dogmen geschmiedet hatten.

B. Die Periode der christlichen Erziehung nach der Reformation oder die Zeit der organischen Erziehung.

Die Reformation in der Kirche ist eine nicht *alleinstehende* That des Geschichtsgeistes. *Gleichzeitig kündet er sich in der Wissenschaft und selbst im politischen Leben an.* Copernicus entdeckt das Sonnensystem, Columbus findet *eine neue Welt*; Magalhaens *umschifft die Erde und* beweist dadurch ihre Kugelgestalt; Baco tritt als Herold der Naturwissenschaften auf. *Der Absolutismus entwickelt sich als eine neue Verfassungsform und gewinnt auch in manchen Staaten die Herrschaft über die Kirche; die schon im Mittelalter entstandenen Nationalstaaten beginnen sich zu einem Staatensysteme zu verbinden, dessen Machtgebiet sich über alle Theile der Erde erstreckt.* Alles — derselbe Geist, der schon *bei der* Gründung der Universitäten und Stadtschulen *sich regte* und der in den Mystikern des Mittelalters, wie in Wycliffe und Hus *deutlich zum Ausdrucke kam,* bis er durch Luther *in alle Schichten des Volkes getragen, gewaltige Bewegungen hervorrief.* Nur mußte und konnte dieser Geist allein und zuerst auf religiösem Gebiete am mächtigsten und kräftigsten in die Welt eindringen. Die Religion ist der Mittelpunkt des Lebens, und eine Änderung des Mittelpunktes ändert auch die Peripherie. Zugleich hatte im Mittelalter die Kirche alles Leben eingenommen und an sich gezogen; an sie mußte deshalb die Weiterentwicklung angeknüpft werden. Luther

knüpfte an sie an. Er ist die persönliche Reaction des Gewissens gegen die Gewissenlosigkeit der Hierarchie. Dem Gefühl der mittelalterlichen Mystik, das in ihm lebendig wird, fügt er die Energie des Willens zu. An die Stelle der äußerlichen Dogmen tritt bei ihm der innerliche Glaube, an die Stelle der Werkheiligkeit die sittliche That. Der freie persönliche Mensch, der sich auf die Autonomie der Vernunft stellt, und dessen aus Gott geborenes Gewissen in Religionssachen weder Clerisei noch Kaiserreich anerkennt, ist die Eroberung der Reformation. Die Reformation und ihr Zeitalter ist und sucht die Einheit von der Objektivität des Altertums und der Subjectivität des Mittelalters. Sie hebt den Gegensatz von Gott und Welt, Geist und Materie auf in der Idee vom organischen Leben und versöhnt somit das Subject mit dem Object, sucht und findet überall die Einheit des Daseins, die Einheit im All.

Der neue reformatorische Geist tritt auch in der Erziehung auf: mit jeder kirchlichen Reformation muß notwendig eine Erziehungsreformation verknüpft sein; jede Weiterbewegung in der Kirche war auch mit einer tieferen Fassung der Erziehung und des Unterrichtes verbunden. Luther selbst wendet sich kraftvoll an den Adel und an die Bürgermeister und Städte deutscher Nation um Aufrichtung der Schulen und schreibt seinen Katechismus, der bald in den Schulen eingeführt wird. Zwingli giebt die erste protestantische Erziehungslehre in dem „Lehrbüchlein, wie man die Knaben christlich unterweisen und erziehen soll.“ Praeceptor communis Germaniae, Melanchthon schreibt nicht nur „De corrigendis adolescentiae studiis“ und „De artibus liberalibus“, sondern errichtet auch mehrere gelehrte Schulen auf die Weise, wie sie sich ihrem Wesen nach bis heute erhalten haben, und entwirft eine Kirchen- und Schulordnung, die lange Zeit hindurch als Gesetz betrachtet wird. So greifen die Reformatoren selbst in die Erziehung ein. War es doch nach ihrem Prinzip nicht anders möglich: die Reformation hat die einzelne Seele frei in Gott gemacht; daß die einzelne Seele zu dieser Freiheit gelange, — dafür mußte die Erziehung nun sorgen. Sie schlägt deshalb in allen Ständen zu neuem Leben aus. In den höheren Schulen entzückt der Hellenismus durch seine Formenschönheit gegenüber der scholastischen Geschmacklosigkeit die edelsten Geister der Reformation, die sich deshalb auch bemühen, ihn in die Welt einzuführen. Die Universitäten erheben sich zur wirklichen Universität; denn auch sie durchweht neubelebend ein humanistischer

Geist. Die Erziehung des Volkes datirt in Wahrheit erst von der Reformation her. Denn obschon der Grund der Volksschulen bereits in den Schreibschulen des 12. Jahrhunderts gelegt ward, so wurden sie doch mit der Reformation nicht nur allgemeiner, sondern auch aus bloßen Lehr- und Lernschulen Lehr- und Erziehungs-anstalten. Und auch die Erziehung des Adels, der dadurch eine andere Stelle im Staate erhielt, daß sich das Bürgertum mit der Monarchie verbündete und beide den Ritter zum Edelmann herab-drückten, durfte hinfort nicht mehr eine bloß kriegerische sein, sondern mußte der kriegerischen die geistige Gewandtheit hinzufügen, die in der Praxis bald darin ihr Ziel suchte, daß sie — wie Rosenkranz treffend bemerkt — die Manier des absoluten Herrschers im Kleinen copirte. Die Erziehung umfaßt von nun an alle Stände und strebt, jede Individualität auf dem Wege der Ent-wicklung den ihr von Gott gegebenen Anlagen gemäß ihrem ewigen Ziele entgegenzuführen. Sie sucht den Menschen harmonisch zu entfalten und dadurch zugleich in Harmonie mit der Menschheit, mit der Natur und mit Gott zu setzen: sie ist die organische Erziehung.

Dieselbe gliedert sich in drei Perioden: in die *humanistische*, christlich-theologische Erziehung, die den Christen noch im Gegensatze zum Menschen auffaßt in die *vorherrschend realistische*, abstrakt menschliche Erziehung, die den Menschen noch in Gegensatz zum Christen stellt, und in die *ebenso humanistische als realistische*, christlich-*menschliche* Erziehung, welche die Einheit von Christ und Mensch im Ideale der Gottähnlichkeit erfaßt und diese Einheit in der Individualität zu entwickeln strebt.

a. Die humanistische, christlich-theologische Erziehung.

Die Reformatoren erstrebten eine allgemeine Verbreitung gelehrter Bildung, um dadurch wissenschaftliche Männer für kirchliche und weltliche Ämter zu erlangen. *Diese Bildung bestand haupt-sächlich in der Pflege der klassischen Studien. Sie hielt an der Richtung fest, welche der Humanismus am Schlusse des Mittel-alters der Wissenschaft gegeben hatte.* Zugleich wollten die Refor-matoren für alle Klassen des Volkes Unterrichtsanstalten schaffen. Weil sie aber in der Schule die Stütze für ihr reformatorisches Streben sahen, so suchten sie dieselbe wiederum zur kirchlichen An-stalt zu machen, weshalb sie den Unterricht im Christentume als Hauptaufgabe der Schule hinstellten: in den Augen der Reforma-

toren notwendige Forderungen zum Siege des Fortschritts; nach den Reformatoren in den Händen der Buchstabenmänner die Waffen zur Knechtung der freien Entwickelung in der Schule. Die Reformatoren selbst bahnten schon den Weg zu dieser Knechtung des Geistes. Sie hatten das Herz im Innern frei gemacht. Als sie diese Innerlichkeit nach außen vertheidigen sollten, hatten sie keine anderen Waffen, als die scholastische Logik, die 6 Jahrhunderte hindurch das Werkzeug des Geistes gewesen war, und in der auch sie aufgewachsen waren. Und wie der freie Geist der Reformation darum auf theologischem Gebiete im Formenwesen und Parteihaß erstarrte, so mußte auch die Schule noch einmal den harten Weg der Scholastik durchwandeln, ehe sie, gleich der Kirche, im Glauben, der freien Hingabe des menschlichen Gemüts an das Göttliche, das es in sich aufzunehmen und im Leben zu verwirklichen strebt, aufzuatmen vermochte.

Diese Entwicklung machte Protestantismus wie Katholizismus durch. Auch in der katholischen Kirche begann im 16. Jahrhundert ein neues Leben, das seinen Einfluß auf die Schulen ausübte und besonders durch das Streben genährt ward, der Bildung und Gelehrsamkeit der Protestanten nicht nachzustehen.

Die humanistische, christlich-theologische Erziehung stellt sich zuerst als Hierarchismus dar, der im Katholizismus als Jesuitismus und im Protestantismus als Orthodoxie auftritt, — begünstigt durch die vom 30jährigen Kriege erzeugte leibliche und geistige Barbarei. Sie setzt sich sodann fort und entwickelt sich weiter im Pietismus Speners auf protestantischer und im Jansenismus *auf katholischer Seite.*

α. **Der Hierarchismus** wiederholt und versucht noch einmal die scholastische vorreformatorische Erziehung nach der Reformation, indem er nicht Sachen, sondern Worte, nicht Wahrheiten, sondern Formeln — überhaupt abstrakte Frömmigkeit und Zungenfertigkeit als Ziel aufstellt.

Der Jesuitismus repräsentirt die Reformation innerhalb des Katholizismus und zugleich die Opposition gegen den Protestantismus. Er wendet sich an die Zweifelsmüdigkeit und an die Sinnlichkeit, an den Ehrgeiz und an die Habsucht der Menschen. Die Freiheit der Reformation bekämpft er mit seiner Freiheit, die in der Verneinung der Freiheit und damit in der Verneinung des Menschenwesens, der Sittlichkeit, des Christentums besteht. Aber

mit scharfem Verstande — und nur Verstandsmenschen, die den Menschen für ein wildes Thier halten, das man zähmen muß, um es beherrschen zu können, gehören ihm an und sind seine wahren, ihm ehrlich ergebenen Werkzeuge, — verfolgt er seine Zwecke. In Kirche, Schule und Familie drang er mit seinen Lehren und Grundsätzen. Der Einzelne erhielt und erhält die seinem Talente angemessene Stellung. Der Einfluß auf das Erziehungswesen, das ihm besonders Claudius Aquaviva verschaffte, war bedeutend und weitgreifend. In den Schulen, die entweder Seminarien für künftige Jesuiten, oder Convikte, Kost- und Erziehungshäuser für Knaben aus anderen Ständen waren, und von Prinzen und Grafen, aber auch von armen ausgezeichneten Kindern besucht wurden, und denen eine Zeit hindurch selbst protestantische Schulmänner ihr Lob spendeten, wird neben dem Lateinischen nur noch Mathematik getrieben, aber auch Reinlichkeit, gute Verpflegung, körperliche Bewegung und fröhliches Spiel betont, sowie körperliche und geistige Individualität der Zöglinge berücksichtigt. Der Unterricht besteht aus einem exakten Mechanismus. Bei vorwiegender Kultur des Gedächtnisses werden die höheren Denkvermögen niedergehalten und die Gefühle einseitig entwickelt. Die eigentliche Erziehung führt durch todten Gehorsam des Schülers gegen den Lehrer, durch gegenseitige Spionage der Schüler unter einander und durch Augendienerei gegen die Obern, von denen die Schüler abhängen, zur sittlichen Corruption.

Die Orthodoxie des 16. und 17. Jahrhunderts wiederholt im Protestantismus den Katholizismus. Ihr System ist ein vollendetes Verstandessystem. Das religiöse Gefühl darf nicht zu Worte kommen. Die Menschen werden nur äußerlich als außerhalb oder innerhalb der Kirche stehend betrachtet: als Kirchengläubige — und die allein heißen hier Christen — oder als Kirchenungläubige, und das sind die ewig Verdammten. Der Glaube, der nichts anderes als die Freiheit der Kinder Gottes selbst, die Gewißheit des Reiches der Wahrheit, der Schönheit und der Tugend, worin Gott der Mittelpunkt ist, muß in todten Buchstaben erstarren. Der Mensch wird alles Göttlichen entleert, und das Göttliche kann deshalb auch den Quell nicht in seinem Innern haben: es muß ihm von außen gegeben werden nnd tritt also mit zwingender Autorität an ihn heran, damit er sich ihm blindlings unterwerfe. Die tiefe Innerlichkeit und freie subjective Geistigkeit, mit der die Reformation so imponirend den Katholizismus, der den Glauben an sich selbst verloren hatte,

in den Staub trat, wird hier durch Geisteslosigkeit vernichtet und sittlich nicht anerkannt. Das orthodoxe System mit seinem Buchstabenglauben und mit seinen klugen Verbarrikadirungen ist äußerlich, was innerlich seine Lehre ist: katholische Scholastik. Die Kirche war eine Polizeikirche, und mit ihr parallel entwickelte sich der Polizeistaat.

Unter der Herrschaft eines solchen Systems mußten natürlich Unterricht und Erziehung in Gedächtniß- und Formelkram bestehen, und in Hinsicht auf die freie geistige Gymnastik und auf die Entwicklung aller Geistesseiten stand die orthodoxe Erziehung rein auf mittelalterlichem, scholastischen Boden. Die Dorfschulen teilten ihre Kinder in drei Abteilungen, von denen die unterste buchstabirte, die zweite syllabirte und die dritte las und schrieb. In den lateinischen Schulen wurde nur lateinisch gesprochen. Die Fürstenschulen *behandelten* in der Religion die loci theologici des Melanchthon und außerdem Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Dialektik und Rhetorik: alles rein scholastisch. In allen Schulen wurden die protestantischen Glaubenslehren äußerlich eingelernt, und aller Unterricht, selbst Rechnen und lateinische Grammatik mußten religiös, d. i. orthodox theologisch gehalten sein. Der Stock, der selbst in den Oberklassen der Gymnasien gebraucht wurde, war — und noch nicht einmal das roheste — Erziehungsmittel. Und das Ziel der Erziehung war, die Erde als ein Jammertal zu erkennen und freudlos das Leben als nichtig zu betrachten. Phrasen für Erkenntniß und für Sittlichkeit wurden mit tyrannischem Zwange eingewöhnt: — die Lehrlinge erstickten im Formalismus, wurden unwissend und roh.

Und doch ist die hierarchische Erziehung ein notwendiges Moment nicht allein in der Entwicklung der Erziehung überhaupt, sondern auch die Grundlage der heutigen Erziehung. Denn in dieser Periode entwickelte sich eine Erziehungstheorie, welche im Keim die ganze neuere Entwicklung des Erziehungs- und Unterrichtswesens in sich enthält und die darum wesentlich zum Fortschritt über die christlich-theologische Erziehung hinaus beigetragen hat. Als solche Erziehungstheoretiker erschienen im 16. Jahrhundert Valentin Trotzendorf, der auf lebendige dialogische Lehrart drang und strenge Zucht einführte, — und Johannes Sturm, der seine Schuleinrichtung soweit als möglich von der *herrschenden theologischen Richtuug zu befreien suchte,* Wort- und Sachkenntniß beim Unterricht verband, Gedächtniß und Verstand gleichmäßig übte und

nichts lernen ließ, was dem Schüler nicht deutlich gemacht war. Zugleich waren die ersten Schritte zu einer wirklichen Organisation des Schulwesens gethan. Die Lehrer wurden von jetzt ab fest angestellt, und streng sittlicher Lebenswandel ward als erste Bedingung von ihnen gefordert. Schulen wurden für alle Stände — auch besondere für Mädchen — errichtet. In die Schuleinrichtungen kam Plan, Zusammenhang und Ordnung. Die Erziehung gewann eine praktische Gestaltung, und dem Geiste, der sie in Zukunft regieren sollte, wurde eine wohnliche Stätte bereitet.

β. **Der Pietismus.** Die einseitige Verständigkeit ruft die ebenso einseitige Gefühlsseligkeit, der Hierarchismus den Pietismus, — die Orthodoxie den Pietismus Speners, der Jesuitismus den Jansenismus hervor.

Der Jansenismus verwirklichte durch die Aufnahme der Augustinischen Lehre von der unwiderstehlichen Gnade und von dem absoluten göttlichen Erwählungs- und Verwerfungsratschlusse das protestantische Glaubensprinzip innerhalb der katholischen Kirche, während er in der Lehre von der Kirche und den Sakramenten katholisch blieb. Die Jansenisten vertraten das Gefühl gegenüber dem jesuitischen Verstande, die tiefe Innerlichkeit gegenüber dem sittenverderblichen Probabilismus des Jesuitismus. In den Lehr- und Erziehungsanstalten zu Port-Royal verwirklichten sie ihre Erziehungsgrundsätze. Und die Tendenz auf die Innerlichkeit, die sie hier festhielten, war ihr Recht. Im wesentlichen aber waren sie nicht frei von ihrem Gegensatze, vor dem sie flohen und den sie bekämpften: der Jesuitismus vernichtet die Individualität, indem er sie zur Maschine macht, und der Jansenismus vernichtet sie, indem er sie im Gefühl der Sündhaftigkeit auflöst.

Analog *erscheint* auf protestantischem Gebiete **der Pietismus**, der zwar den Menschen, gegenüber der Buchstabenorthodoxie, von der äußeren Autorität, von Kirchenherrschaft und Dogmenstreiterei befreit und das Gefühlsleben betont, sowie das objektiv Göttliche in das Subjekt hereinzieht, dafür aber das Individuum in abstrakter Entweltlichung vernichtet, die weltliche Bildung und Gelehrsamkeit verdammt und eine Scheu vor dem auf wahrhaft konkreter Sittlichkeit ruhenden Leben hat. Die pietistische Erziehung sucht dementsprechend in ihren Schülern zuerst das Gefühl totaler Nichtigkeit und Gottverlassenheit zu erwecken, um sodann dem verzweifelten Gemüte in Christus den Rettungsanker zu zeigen. Jede Freude und jeder sinnliche Genuß ist streng verboten. Harte

Sittenpolizei ist eingeführt; separatistische Abgeschlossenheit ist eingerichtet. Bibel, Katechismus und Gesangbuch sind die einzigen Bücher, deren Studium noth thut, geistliche Poesie und Musik finden daneben Gnade; die Philosophie aber ist als gefährlich verwiesen. — Dennoch aber wirkte der Pietismus, von dem durch Spener tief in das Leben eingreifende Werke und Arbeiten der Liebe ausgingen, und der nur erst durch seine weiteren Anhänger, welche die Geltendmachung der Subjektivität nicht konsequent durchzuführen wagten, in sein kleinliches und peinliches weltvernichtendes Wesen ausartete, wie in der Kirche für die Grundsätze der echten Religion, so auch lebendig und wohlthätig auf die Entwicklung der Erziehung. Spener war ein großer Katechet. A. H. Franke, im Glauben stark, trug zugleich der weltlichen Bildung Rechnung, machte die Standesbildung zum Grundsatz seiner Schuleinrichtungen und nahm die Realien in den Lectionsplan des Gymnasiums auf. Und neben diesen Männern schrieb J. Lange seine lateinische Grammatik, Hoffmann seine populäre Naturlehre und Naturgeschichte für Kinder, geknüpft an die Lesung der Bibel, Hecker seine Botanik, Anatomie und Physiologie für Schulen, Büsching seine Jugendschriften, Rambach, der in Jena und Gießen pädagogische Vorlesungen hielt, den „wohlunterwiesenen Informator", Sulzer „Vernünftige Gedanken von der Erziehung und Unterweisung der Kinder ꝛc.", der herrnhutische Bischof Layritz „Betrachtungen über die Erziehung der Kinder".

b. Die realistische, abstrakt menschliche Erziehung.

Als der Begründer dieser Richtung erscheint der englische Philosoph Baco von Verulam, welcher zuerst auf die Natur als die Quelle des Wissens hinwies und damit die Aufmerksamkeit der Menschheit von dem toten Buchstaben auf die lebendige Wirklichkeit lenkte, zugleich aber auch in der „Induktion" den Weg zur Erforschung der Natur kennzeichnete, und hierdurch, sowie durch die Forderung, daß Erziehung und Unterricht sich dem Individuum und dem Gegenstande anzupassen habe, die Entstehung einer naturgemäßen Methode anbahnte. Auf der von ihm eröffneten Bahn schritt man im 17. Jahrhundert rüstig weiter, entwarf neue Projekte, sann auf Erleichterungs- und encyklopädische Abkürzungsmethoden im Unterricht und wollte den sittenlosen Schein in sittliches Wesen umwandeln. Wolfgang Ratke war ein Repräsentant dieser Richtung mit seinen Unterrichtsgrundsätzen: „Alles nach Ord-

nung oder Lauf der Natur; nicht mehr denn Eins auf einmal; alles zuerst in der Muttersprache; erst ein Ding an ihm selbst, hernach die Weise von dem Ding; alles durch Erfahrung und stückliche Untersuchung: nichts soll auswendig gelernt sein." Ihm folgte Amos Comenius, der die Muttersprache in die Schule einführte, die Anschaulichkeitsmethode zur Regel machte, Sachkenntnis mit den Sprachkenntnissen aufs engste verband und erst den Gegenstand als Ganzes, dann seine Teile betrachtete, erst die Sinne, dann das Gedächtnis, hierauf den Verstand und endlich das Urteil übte. John Locke endlich stellte an die Spitze seiner Erziehungsgrundsätze, daß nur in einem gesunden Leibe eine gesunde Seele wohnen kann, empfahl deshalb leibliche Abhärtung und Spiel zur Erholung, versah Würfel und Spielsachen mit Buchstaben und Sylben, um den Kindern das Lesen spielend beizubringen, forderte Erfahrung und Beobachtung als Grundgesetze der Pädagogik, verbannte den Stock aus der Schule und wollte durch Regelung des Willens zur Tugend bilden.

Das waren die Principien, auf denen sich die vorherrschend **realistische, abstrakt menschliche Erziehung** aufbaute, die ihr Wesen in dem Kampfe gegen die christlich-theologische Erziehung hatte.

Gegenüber der Buchstabentheologie der Orthodoxie und der Gefühlsschwelgerei des Pietismus *brachte sie die Vernunft des Menschen zur Geltung.* Wenn Orthodoxie und Pietismus *auf den Himmel als die einzige Heimat des Menschen verwiesen,* zeigte sie, daß der Mensch nicht bloß den Weg zum Himmel zu wandern habe, sondern auch über die Erde gehen müsse und also das irdische Dasein für ihn von Bedeutung und Wert sei. Darum betonte sie die Gegenwart und setzte der Bücherweisheit des Humanismus die Realien entgegen, indem sie die brauchbaren Kenntnisse der Mathematik, Physik, Geographie, Geschichte und die neueren Sprachen als das Wesentliche des Unterrichtes hervorhob. Zur Erziehung des ganzen individuellen Menschen wollte diese neue Richtung in der Erziehung den Körper durch Gymnastik und Abhärtung stärken und den Geist durch Nachahmung der Natur gelegentlich, spielend und dialogisch, dem Worte die Anschauung zufügend, entwickeln. Stock und Rute wurden aus der Schule verbannt. Nicht sklavischer Gehorsam, sondern Gesetzlichkeit durch Vernunft sollte den Willen lenken. Der Zweck der Erziehung ward die unmittelbare Praxis und das Ziel, — über die Nationalität hinaus der reine Mensch. *Rousseaus „Emile" ist das Evangelium dieser abstrakt menschlichen

Erziehung. Ausgehend von dem Grundsatze, daß der Mensch von Natur gut und nur durch die Kultur verdorben sei, wollte er ihn als Naturmenschen* im Gegensatze zur Kultur erziehen. Erfahrung sollte ihn bilden. Seine geistigen und körperlichen Kräfte sollten sich an der Natur und *durch diese ohne alle künstlichen Hilfsmittel* entwickeln. Von Gott sollte er erst als Jüngling hören. *Rousseaus Werk fand selbst in den höchsten Gesellschaftskreisen Eingang und rief eine vollständige Umwälzung auf dem Gebiete der Erziehung hervor. Mit Voltaire und den Encyklopädisten Diderot, D'Alembert u. a. schuf er* den Boden, auf den in Deutschland die Periode der Aufklärung trat, die *in Joseph II. einen eifrigen Anhänger,* in Friedrich dem Großen, dem Gründer des protestantischen Staates, ihren Heros fand, als er vollkommene Religionsfreiheit mit seinem berühmten Ausspruche proclamirte — „Die Religionen Müsen alle toleriret werden und Mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, daß keine der andern abrug Thun, denn hier Mus jeder nach seiner Fasson selig werden.“ Wolf gab dieser Geistesrichtung in seiner Philosophie, nach der von keinem Dinge geredet werden kann, wovon man nicht einen deutlichen Begriff hat und nach der man nichts ohne Beweis annehmen darf, den wissenschaftlichen Ausdruck. Der Deismus mit seinem „höchsten Wesen“ ersetzte die Stelle der positiven Religion in der allgemeinen Gesinnung und Weltanschauung der Aufklärungsperiode, deren Motto der Philosoph von Sanssouci in den Worten aussprach: „Das Wichtigste ist, gut zu leben, gesund zu sein, Freunde zu besitzen und ein ruhiges Herz zu haben.“

Auf solcher Basis, die für die Erziehung bereits durch die Erziehungstheoretiker des 16. und 17. Jahrhunderts angebahnt war, entwickelte sich ein neues Schul- und Unterrichtswesen. *Von Staatswegen* wurde die Errichtung *von Volksschulen* geboten und darin als Methode vorgeschrieben: Anschauung, Fortschritt vom Leichten zum Schweren, Bildung des Gedächtnisses und Bildung für's Leben. Die Schule strebte an, Selbstzweck, selbständig und Organ des Staatsganzen zu werden, und Humanismus und Realismus suchten sie diesem Ziele entgegenzuführen, indem sie — unter sich selbst wieder Gegensätze — das Individuum von der todten Scholastik des Hierarchismus und von der Gefühlsschwelgerei des Pietismus befreien wollten, damit aber in das andere Extrem fielen und eine rein weltliche Erziehung, die alles spezifisch Christliche von sich wies, erzielten.

α. **Der Humanismus** setzt das Erlernen der lateinischen und griechischen Sprache als Zweck und sucht durch Vertiefung in das klassische Altertum und in die Denkmäler der antiken Kunst die rein menschliche Gesinnung zu bilden und die Idee der Menschheit im Individuum zu wecken. In Opposition gegen den Realismus hält er das formale Erziehungsprincip fest und behauptet, daß es im Unterrichte nicht auf Erwerbung positiver Kenntnisse, sondern vorzüglich auf Übung und Stärkung der geistigen Kraft ankomme. Statt jedoch den Zögling in das wahrhaft Menschliche, d. i. in die Entwickelung der Geschichte einzuführen, macht er ihn nur in Griechenland und Rom heimisch, und statt seinen Geist wahrhaft zu entwickeln, macht er ihn, weil er der Gegenwart entfremdet wird, unbehülflich und unpraktisch. Er behauptete sich als eine hauptsächlich in den Wissenschaften herrschende Richtung auf den gelehrten Schulen, den Gymnasien und Universitäten. Als seine Hauptvertreter erscheinen die Philologen. Zwar werden von diesen noch wie im frühern Zeitraume zunächst für praktische Zwecke Schulbücher, Grammatiken und Lexika gearbeitet, doch bewegte sich unter dem Einflusse der in der Wissenschaft im allgemeinen herrschenden Richtung auch die Philologie in neuen dem Realismus sich zuneigenden Bahnen. Schon am Anfange des 18. Jahrhunderts entstand in England eine eigene atheniensische Gesellschaft, die jedoch die sprachliche Seite der Philologie betonte, sowie auch der bedeutendste Philologe Englands in dieser Zeit, R. Bentley, hauptsächlich durch seine kühne Kritik der alten Schriftsteller glänzte. In Deutschland wurde Göttingen eine Hauptpflegestätte der Philologie, als J. M. Gesner daselbst das philologische Seminar gründete. Durch ihn wurde nicht bloß die sprachliche Seite der alten Schriftsteller, sondern auch der Inhalt ihrer Schriften zum Gegenstande der Forschung gemacht. In gleicher Richtung waren J. A. Ernesti und Christ in Leipzig und Christ. Ad. Klotz in Halle thätig. Dieser ist besonders durch seine archäologischen Arbeiten bekannt, welche von Lessing bekämpft wurden. Eine hervorragende Bedeutung erlangte Chr. Gottl. Heyne, der an Gesners Stelle nach dessen Tode das Seminar in Göttingen leitete. Ihm erschien die sprachliche, formale Seite der Philologie von untergeordnetem Werte. Er hob das ästhetische Moment in dem Leben des klassischen Altertums vor allen andern hervor und setzte der Philologie das Ziel, ihre Jünger in das von dem Ideale des Schönen beherrschte Leben des Altertums in Kunst,

Wissenschaft, Glaube und Sitten einzuführen. Damit erweiterte er das Gebiet der Philologie und bahnte die Wege Fr. Aug. Wolf, der als der eigentliche Begründer der Altertumswissenschaft bezeichnet werden kann und dessen Prolegomena zu Homer (1795) eine vollständige Umwälzung in der Methode der philologischen Kritik nnd Forschung hervorriefen*.

β. **Der Realismus** ***(Philanthropinismus)** ist das Prinzip der Pädagogik der Aufklärung. Er knüpfte an Rousseau an, befreite aber dessen System von manchen unpraktischen und excentrischen Theorieen. Vor allem suchte er das Ideal der Erziehung nicht in dem Naturmenschen der Urwälder, sondern stellte ihr die Aufgabe, die Welt glücklich zu machen, den Zögling zu einem glücklichen Menschen zu erziehen. Zunächst suchte Basedow das Rousseausche Ideal* praktisch auszuführen, indem er im Philanthropin die Bildung für's Leben erstrebte, die Realien zu Hauptlehrgegenständen machte, bei allem Lernen vom anschaulichen ausging und körperliche Ausbildung und Verstandeskultur als Zweck der Erziehung aufstellte. Sein „Elementarwerk" und sein „Methodenbuch für Väter und Mütter der Familien und Völker" sind die *Grundlagen des Philantropinismus*; und Campe mit seinem „Robinson", Salzmann mit seiner Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal, Guts Muths, der Verfasser der ersten Gymnastik, Rochow mit dem „Kinderfreund" sind seine *bedeutendsten* Vertreter.

Die allgemein menschlichen Erziehungsprinzipien entwickelten das Schulwesen in katholischen, wie in protestantischen Ländern weiter. In Österreich wurde unter der Fürsorge von Maria Theresia und Joseph II. *durch den Abt J. Felbiger das Volksschulwesen ganz neu organisirt. Es entstand* in jeder Provinz eine Normalschule, in welcher die Lehrer für die übrigen Schulen gebildet wurden, und deren Unterricht Religion, Lesen, Schön- und Rechtschreiben, Rechnen und Rechnungsführung, deutsche Sprachlehre, Aufsätze und lateinische Sprache, Geschichte und Geographie, die Anfangsgründe der Feldmeßkunst und Baukunst 2c. umfaßte; — in größern Städten, auch Klöstern, deutsche Hauptschulen, die in Religion, Lesen, Schön- und Rechtschreiben, Rechnen und Rechnungsführung, deutscher Sprache mit Aufsätzen, lateinischer Sprache und Geschichte mit Geographie 2c. unterrichteten; — in allen kleinern Städten, Marktflecken und auf dem Lande Trivialschulen, die Unterricht in der Religion, im Lesen und Schreiben, sowie im Rechnen 2c. erteilten. Und wie in Österreich, so schritt die Schul-

bildung in Münster, Mainz, Baiern, Salzburg ꝛc. vor. — In den protestantischen Ländern ergriffen die neuen Erziehungsprinzipien die Geister gewaltig, und Bürgerschulen, Realschulen, Industrieschulen, Militär-, Handels- Forstschulen ꝛc. waren ihre Früchte. Es war eine allgemeine Opposition gegen den Aberglauben der Orthodoxie, wie gegen den leeren Formalismus der gelehrten Schulen. Die lateinischen Stadtschulen verwandelten sich entweder in Gelehrtenschulen oder in Bürgerschulen. In den Real- und Bürgerschulen wurden Religion, Schön- und Rechtschreiben, deutsche Sprache, Zeichnen, Rechnen, praktische Mathematik, Kenntnis vom Menschen, Naturgeschichte und Naturlehre, Geschichte und Geographie, Singen, Kenntniß der Gewerbe und der Verfassung des Vaterlandes, sowie die Anfangsgründe der lateinischen und französischen Sprache betrieben. In den Volksschulen traten zu den früheren Lehrgegenständen deutsche Sprache, Verstandesübungen, Kopfrechnen, Zeichnen- und Formenlehre, sowie gemeinnützige Kenntnisse hinzu. Zur Bildung von Lehrern wurden Lehrerseminare errichtet. — Im Gegensatz zur hierarchischen und pietistischen Erziehungsperiode erhielt der Unterricht das Uebergewicht und ward die Erzielung von Einsicht das Hauptziel des Unterricht, indes die Zucht zur bloßen Schuldisziplin herabsank. Die Volksschnle begann sich von der Kirche zu emanzipiren und die Regierungen fingen an, sie als Staatsanstalt zu betrachten. Aufklärung war, wie in der Kirche, so in der Schule das Losungswort geworden.

c. **Die *humanistisch-realistische* christlich-menschliche Erziehung.**

Deutsche Philosophie und französische Revolution sind die Grundsteine, auf denen die neueste Zeit aufgebaut ist, und während jene die Freiheit des Geistes in der Wissenschaft *verkündete*, räumte diese die Reste des Feudal- und Ständestaates weg und beantwortete mit den Waffen in der Hand die Frage: „Was der dritte Stand" sei. Und dieser Geist, der in beiden lebte, und der erkannt hat, daß das Göttliche der Welt und der Menschheit immanent ist, und daß man den Menschen nicht haben kann, ohne das Göttliche mit zu haben, daß dem Menschen das göttliche Gesetz in's Herz geschrieben und daß also die Freiheit nichts anderes ist, als die vollendete Herrschaft des menschlichen Geistes selbst — dieser Geist war es, *den die deutschen Philosophen, vor allen andern Kant, verkündeten, der die Wissenschaft durchdrang, der in den Dichtungen der Heroen unserer Literatur wiederklingt und unter dessen Einfluß das

Schulwesen der Gegenwart sich entwickelte und noch immer sich entwickelt.*

Der Gegensatz zwischen Humanismus und Realismus erscheint aufgehoben, der Humanismus wurde realistisch, der Realismus humanistisch, um mit geeinter Kraft an der „Erziehung des Menschengeschlechtes" zu arbeiten und dasselbe zur „Humanität" zu führen. In Lessing spiegelt sich am deutlichsten diese Verbindung des Humanismus mit dem Realismus, und die Dichter Herder und Schiller sind die feurigsten Apostel der Humanität, des Weltbürgertums, das auf echt christlicher Grundlage, auf der allgemeinen Menschenliebe beruht. Als aber die Deutschen unter dem Joche des französischen Cäsars schmachteten, da erhob sich unter ihnen der Philosoph Fichte mit der Forderung nach einer nationalen Erziehung der Jugend und des Volkes. Seine Worte fanden lebhaften Widerhall und nicht bloß im Munde der Freiheitssänger und in den Heldenthaten der deutschen Krieger zeigt sich ihr Einfluß, auch auf dem Gebiete der Erziehung suchten Jahn, Harnisch u. a. die Forderungen des Philosophen praktisch durchzuführen. Diese nationale Erziehung stand und steht zugleich im Dienste der Humanität und findet durch die humanistisch-realistische Bildung statt, welche als das Kennzeichen der modernen Richtung auch in der Wissenschaft betrachtet werden kann.

*Der gewaltige Aufschwung der realistischen Wissenschaften offenbart sich sowohl in diesen selbst, als auch in ihrer Rückwirkung auf das öffentliche Leben. Für die Naturgeschichte wurde durch Darwin ein Prinzip gewonnen, das diese Wissenschaft in neue Bahnen lenkte; mittelst des Mikroskopes wurde ein neues großes Gebiet für die Forschung erschlossen, dessen Wichtigkeit für das Leben des Menschen immer deutlicher hervortritt. Die Geologie mit ihren Hülfswissenschaften, der Geognosie und Paläontologie, löste sich von der Naturgeschichte ab und gewährt einen Einblick in die dunkle Vorzeit des Erdkörpers, erscheint aber auch von Bedeutung für das wirtschaftliche Leben, speciell für den Bergbau. Die Physik hat namentlich durch die Vertiefung und Erweiterung ihrer Lehre mächtigen Einfluß auf das Leben gewonnen. Die Verwertung des Galvanismus für die Telegraphie, der chemischen Wirkungen des Lichtes für die Photographie, der Elektricität für die Beleuchtung und Mechanik, der Spektralanalyse für die Erkenntnis der chemischen Beschaffenheit der Körper und das wichtige Prinzip von der Erhaltung der Kraft für die gesamte Mechanik

haben dieser Wissenschaft eine Bedeutung gegeben, die sich nicht bloß im Weltverkehre, sondern auch in dem einzelnen Haushalte geltend macht. Überdies hat sich aber von der Physik die Chemie als besondere Wissenschaft abgezweigt, deren Einfluß sowohl im gewerblichen Leben, als auch in der Hygiene fühlbar wird. Dieser Fortschritt in den Naturwissenschaften hat wieder der Medizin die Mittel an die Hand gegeben, eine rationelle Pflege des gesunden und kranken Körpers festzustellen, aber auch in der Anatomie und Physiologie Wissenschaften zu schaffen, deren Wichtigkeit für die Pädagogik immer deutlicher hervortritt. Bei dem hohen Werte, den die Naturwissenschaften für das Leben und ihre Methoden für die Erkenntnis überhaupt besitzen, erhielten die realistischen Disciplinen eine wichtige Stellung unter den Bildungsmitteln der Gegenwart. Doch daneben behielten auch die humanistischen Fächer ihren Wert, zumal auch die humanistischen Wissenschaften gerade unter dem Einflusse der realistischen Richtung eine Umgestaltung und Erweiterung erfuhren. Die Philologie erweiterte sich auch auf das Gebiet der modernen Sprachen (germanische, romanische Philologie), und aus ihr entwickelte sich die Linguistik oder Sprachvergleichung als eine alle menschlichen Sprachen erforschende Wissenschaft. Innerhalb der Philologie entstand dadurch, daß das Stoffliche in den Vordergrund trat, die Literaturgeschichte. Unter der Einwirkung des nationalen Geistes im Anfange unseres Jahrhunderts gewann die Geschichtswissenschaft eine erhöhte Bedeutung. Indem sie sich die Methode der Naturforschung eigen machte, trat in ihr ein gewaltiger Fortschritt zutage, der sich insbesondere dadurch bemerkbar macht, daß nicht bloß Kriege und Staatsaktionen, sondern auch Kunst und Literatur, das politische und soziale Leben den Gegenstand der Geschichtsforschung bilden. Als eine neue Wissenschaft, die recht eigentlich als Produkt dieser humanistisch-realistischen Richtung sich entwickelte, kann die Geographie betrachtet werden, welche in ihrem physikalischen Teile mit den Naturwissenschaften, in der Ethnologie und Ethnographie mit der Sprachwissenschaft und Geschichte zusammenhängt.*

*Der Geist der Zeit offenbart sich auch im Bildungswesen. Die **moderne Volksschule** knüpft an Pestalozzi an. In ihm vereinigen sich das formale Erziehungsprinzip des Humanismus und das materielle des Realismus. Er ist als Erzieher der Repräsentant jener Geistesrichtung, die man als Humanität bezeichnet. Während Humanisten und Realisten bei ihrer Erziehung hauptsächlich die

höhern Gesellschaftsschichten im Auge hatten, widmete sich Pestalozzi gerade den Kindern der ärmsten Schichten des Volkes mit rührender Hingabe.* Er ist darum *in Wahrheit* der Vater der Volkserziehung. Jedem Menschen soll die Möglichkeit zur Bildung und zur selbständigen Erwerbsfähigkeit eröffnet werden: das ist seine Forderung. *Er ist aber auch der Begründer einer richtigen Methode des Unterrichtes.* Sein Ideal eines menschenwürdigen Daseins sucht er durch Bildung mittelst Form, Zahl und Sprache, sowie durch die sinnliche Anschauung zu *verwirklichen*. Die Entwicklung des Menschen wird von innen heraus versucht.

Auf diesem Boden von Pestalozzi's Erziehungsprinzipien bewegt sich die neuere Volksschule. Sie teilt deshalb alle Vorzüge und alle Mängel Pestalozzi's. Aufgabe ward, daß das Kind harmonisch entwickelt, daß Anschaulichkeit bei allen Unterrichtsgegenständen angewendet, daß die freie Geistesthätigkeit angeregt, daß in jedem Lehrgegenstande stufenweis und stetig fortgeschritten werde und daß der Schüler alles mit Bewußtsein lerne und thue. Die Zucht ist nur noch ein äußeres Unterstützungsmittel des Unterrichts. Die Volksschule will nicht mehr Lehr- und Erziehungsanstalt des Landvolkes und der unteren bürgerlichen Stände sein; sie will und soll die Grundschule aller Stände und die notwendige Basis der allgemeinen Bildung werden. Ihre Lehrgegenstände sind: Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, deutsche Sprache, aber auch Zeichnen, Turnen, Gesang und gemeinnützige Kenntnisse. — Die Gegenwart verlangt, daß alle Schulen Erziehungsanstalten sein sollen. Sie fordert mit Pestalozzi, daß der Unterricht nicht das Kennen, sondern das Erkennen betone; aber sie will auch, daß das Schulleben den zu entwickelnden Menschen nach allen Seiten hin erfasse und bilde — nicht bloß nach der geistigen, sondern auch nach der körperlichen hin. Sie will ferner nicht allein intellektuelle, sondern auch Herzens- und Willensbildung. Sie läßt den Unterrichtsstoff Mittel sein; aber sie prüft ihn nichtsdestoweniger nach dem Werte, welchen er an sich hat, und will den Geist nur durch das Allergediegenste nähren und entwickeln. Sie weiß endlich, daß der Mensch sich entwickelt durch Assimilation und Produktion, betont daher nicht minder die Ausführung des Eingesehenen, das Können, und sucht auch das schöpferische Element in dem Kinde anzuregen und zu entwickeln.

Diese letztere Forderung hatte bereits ein Mann hervorgehoben, der gleich Pestalozzi ein Herz für die Menschheit hatte und darum fühlte, was der Erziehung not that. Friedrich Fröbel hat

dem Abc der Anschauung von Pestalozzi das Abc des Thuns hinzugefügt.

Während die Anregung Fröbels zunächst für das vorschulpflichtige Alter Früchte trug, indem in allen Teilen Deutschlands und Österreichs Kindergärten errichtet wurden, bricht sich gegenwärtig die Forderung Bahn, daß auch in dem schulpflichtigen Alter, namentlich auf der Oberstufe die Handarbeit gepflegt werde. Schon sind an vielen Mädchenschulen Europas die weiblichen Handarbeiten eingeführt und auch an manchen Knabenschulen hat die Handarbeit bereits Eingang gefunden.

*Dem realistischen Zuge der Gegenwart entsprechend, sind an die Stelle der Oberstufe der Volksschule Schulen getreten, welche directe für einen bestimmten Beruf vorbereiten, wie Handwerker- (niedere) Ackerbau- und Gewerbeschulen, oder doch in ihrem Lehrplane die Rücksicht auf einen bestimmten Berufskreis walten lassen, so z. B. die Mittelschulen in Deutschland, die Bürgerschulen in Österreich.

Das moderne Volksschulwesen verrät sich als ein Produkt der humanitären Bestrebungen Pestalozzis und seiner Zeit auch dadurch, daß die Schule als Staatsanstalt von der Kirche unabhängig gemacht wurde oder unabhängig zu werden strebt. In einzelnen Staaten hat das geradezu zu konfessionslosen, oder besser gesagt interkonfessionellen (auch Simultan-) Schulen geführt. Nicht weniger zeugt von der humanitären Richtung des gegenwärtigen Schulwesens die eifrige Sorge für die Gesundheit der Kinder, die sich durch das rationelle Betreiben des Turnens und durch den Einfluß, den die Schulhygiene auf Bau und Einrichtung der Schulen und selbst auf den Unterricht nimmt, bekundet. Desgleichen wurzeln die immer zahlreicher entstehenden Blinden-, Taubstummen- und Waisenschulen, sowie die Schulen für geistig beschränkte oder moralisch verkommene Kinder in der humanitären Richtung am Schlusse des vorigen und Anfange des jetzigen Jahrhunderts.

*Bei der hohen Bedeutung, welche das Volksschulwesen gewann, erschien eine gründliche Bildung der Volksschullehrer erforderlich. Deshalb wurde auch dem Lehrerbildungswesen in allen Ländern eine rege Fürsorge zugewandt. Es entstanden zahlreiche neue Lehrerseminare, und auch die alten wurden reorgansiert, sodaß ihre Ziele wesentlich erhöht erscheinen. Da aber die Zahl der erforderlichen Lehrkräfte mit der Durchführung der allgemeinen Schul-

pflicht sich außerordentlich steigerte, so wurde auch das weibliche Geschlecht zum Lehrberufe zugelassen und, man schuf zu diesem Zwecke Lehrerinnenbildungsanstalten.*

Die Bestrebungen Deutschlands auf dem Gebiete des Volksschulwesens fanden in der Schweiz, in Österreich (seit 1866), aber auch in Skandinavien Nachahmung. In der Gegenwart bemüht sich Frankreich, sein Schulwesen zu heben, England hat das alte Princip des help yourself aufgegeben und sucht das Schulwesen auch von Staatswegen zu organisieren und gleichzeitig mit allen Mitteln zu fördern, und Nordamerika, das den Wert einer allgemeinen und gleichmäßigen Volksbildung erkannte, hat meist aus privaten Mitteln reicher Patrioten ein großartiges Schulwesen geschaffen.

*Die **gelehrten Schulen** tragen gleichfalls den Typus der humanistisch-realistischen Richtung an sich. An den eigentlich humanistischen Anstalten, den Gymnasien, ist die Alleinherrschaft der klassischen Sprachen beseitigt. Neben dem Lateinischen und Griechischen wird auch die Mathematik und Geschichte intensiver gepflegt und die Naturwissenschaften (Naturgeschichte, Physik, Geographie) fanden als vollberechtigte Disziplinen in sie Eingang. Bei der Vermehrung des Unterrichtsstoffes mußte eine Beschränkung in dem Studium der klassischen Sprachen eintreten, weshalb das Latein-Sprechen und Schreiben, sowie die schriftlichen Arbeiten im Griechischen wesentlich vermindert wurden. Neben den Gymnasien entstanden aber auch besondere realistische Unterrichtsanstalten, die Real- oder Bürgerschulen, welche die Mathematik und die naturwissenschaftlichen Disziplinen in den Mittelpunkt ihres Lehrplans stellten und daneben auch das Zeichnen als wichtigen Lehrgegenstand aufnahmen. Die humanistische Bildung sollten die deutsche Sprache und Literatur und die Pflege der modernen (französischen und englischen) Sprachen vermitteln. Als ein charakteristisches Gebilde unserer Zeit erscheinen dann die Realgymnasien (auch Realschulen I. Ordn., „Gesammtgymnasien") in welchen das Streben zutage tritt, das Lehrziel der Gymnasien und Realschulen zu kombinieren, also sowohl die klassischen Sprachen, speziell das Lateinische, als auch die Naturwissenschaften und das Zeichnen in entsprechender Weise zu berücksichtigen*.

*Das stärkere Hervortreten der realistischen Richtung führte dann zur Gründung verschiedener höherer Fachschulen, durch deren Benennung schon ihr Ziel gekennzeichnet erscheint. Es entstanden allgemeine Gewerbe-, besondere Maschinenbau-, Kunstgewerbe-, Bau-

gewerbe-, Weberschulen u. dgl., Handelsakademien und Handelsschulen, landwirtschaftliche und forstwirtschaftliche Anstalten, nautische Schulen, Zeichenschulen u. dgl. m.*

Die Universitäten „endlich gleichfalls ein Zeitspiegel" beruhen auf der Lehr- und Hörfreiheit. *Mit der Entwicklung der Wissenschaft und mit der Vervollkommnung der Forschung stellte sich das Bedürfnis nach Erweiterung und Vermehrung von Anstalten ein, welche der wissenschaftlichen Ausbildung und Forschung ihrer Hörer dienen. Nicht bloß für die Medizin wurden Spitäler, anatomische, physiologische, pathologische Institute notwendig, auch die Naturwissenschaften im allgemeinen mußten durch das Anlegen botanischer Gärten, chemischer Laboratorien, physikalischer, zootomischer, geologischer Institute gefördert werden, ja selbst die humanistischen Wissenschaften erhielten in den germanistischen, philologischen Seminaren, in archaeologischen Instituten u. dgl. besondere Pflegestätten für einzelne Richtungen ihres sich immer mehr erweiternden Gebietes. — Sowie neben den humanistischen höhern Lehranstalten sich realistische erhoben, so entstanden neben den Universitäten auch andere Hochschulen, welche die wissenschaftliche Ausbildung für besondere Berufszweige übernahmen. Solche sind die technischen Hochschulen, die Hochschulen für den Bergbau, die Forst- und Landwirthschaft, die Akademieen für die bildenden Künste u. dgl. mehr.*

Mit der Praxis geht die **Theorie der Erziehung** parallel; *der reichen Entfaltung des Schulwesens steht ein außerordentlicher Reichtum an pädagogisch-didaktischen Werken und Schriften zur Seite. Rousseau und Pestalozzi haben wohl die meisten und fruchtbarsten Anregungen zur Entwicklung der Erziehungswissenschaft gegeben, an deren Ausbildung Männer der verschiedensten Berufskreise arbeiteten und arbeiten. Praktiker und Gelehrte, Theologen und Philosophen, ja selbst Ärzte, Dichter und Frauen vereinten sich, um an dem Aus- und Aufbau der Erziehungswissenschaft zu arbeiten*.

*Als der Grundstein der modernen Wissenschaft kann mit gutem Grunde Immanuel Kant bezeichnet werden; auch für das Gebiet der Pädagogik hat er, angeregt durch Rousseaus „Emile," zahlreiche Bausteine geliefert. Er behandelt die Pädagogik nicht als organischen Bestandteil seines philosophischen Systems, sondern stellt nur gelegentlich theoretische Grundsätze und praktische Lehren für die Erziehung auf, die aber mit seinem philosophischen Kritizismus nicht im Zusammenhange stehen. Sie basiren mehr auf der

Erfahrung, als auf wissenschaftlicher Deduktion. Kant ist ein Vertreter der allgemein-menschlichen Richtung in der Erziehung und fordert, daß der Zögling zur sittlichen Freiheit erzogen werde. Die Erziehung gliedert sich nach ihm in eine physische, zu der nebst der Wartung auch die Disziplin und Kultur der Sinne u. a. Organe gehört, und in eine praktische, welche die Unterweisung, die pragmatische und moralische Bildung, umfaßt. Unter seinen Schülern sind namentlich Greiling, Niemeyer und Stephani auf protestantischer, Weiller und Milde auf katholischer Seite hervorzuheben. — Auch Fichte hat die Pädagogik nicht in den Rahmen seines Idealismus eingefügt. Seine Bedeutsamkeit auf pädagogischem Gebiete liegt vielmehr in seinen „Reden an die deutsche Nation," durch welche er eine nationale Erziehung anbahnte. — Der Pantheist Schelling hat für die Pädagogik keinen Wert, aber sein Anhänger Joh. B. Graser hat sowohl als praktischer Schulmann, namentlich Lehrerbildner, erfolgreich gewirkt, als auch in seiner „Divinität" ein von Schelling'scher Philosophie beeinflußtes pädagogisches System aufgestellt. — Ebensowenig als Schelling hat Hegel ein System der Pädagogik entworfen, doch finden sich zahlreiche pädagogisch-didaktische Theorien in seinen Werken, die Rosenkranz zu einem System verarbeitete; auch andere Schüler Hegels, wie Thaulow, Kapp, Deinhardt und Anhalt waren mit Erfolg auf dem Gebiete der Erziehung thätig.*

Als einen besonderen Teil seines philosophischen Systems behandelte Herbart die Pädagogik. Er suchte dieselbe auf seine Psychologie zu gründen. Schon die Kantianer hatten die Psychologie als Grundlage der Pädagogik betont, vermochten jedoch nur einen leeren, schematisirenden Formalismus als empirische Psychologie aufzustellen. Herbart verwarf deshalb diesen Schematismus, faßte in seiner Psychologie die Seelenvermögen in ihrer Einheit auf und versuchte die psychologischen Gesetze durch Mathematik zu begründen. Die Pädagogik ist ihm eine von denjenigen Doktrinen, worin die theoretischen Teile der Philosophie, namentlich Metaphysik, Psychologie und Ethik ihre Probe bestehen sollen. Durch seinen erziehenden Unterricht und durch seine Einführung der Regierung in die Erziehung neben der Zucht hat sich Herbart ein großes Verdienst um die Pädagogik erworben und in die vordersten Reihen der Pädagogiker der Gegenwart gestellt. Dadurch aber, daß er seine Psychologie, die ihm im Verein mit der Ethik der Grund der Pädagogik ist, selbst wieder auf philosophische Spekulation stützt, fällt er mit der-

selben in die einseitige, die Beobachtung des wirklichen Menschen vernachlässigende Richtung der Philosophie. Unter seinen Schülern sind vor allen Waitz, Stoy und Ziller hervorzuheben. — *Sowie Herbart betrachtet auch Beneke die Psychologie als die Grundlage der Erziehung, indes strebt er im Gegensatze zu Herbart, die* Psychologie allein auf innere Erfahrung zu begründen, die Pädagogik nur als eine angewandte Psychologie darzustellen, und alle Zwecke, welche die Erziehung setzt, auf Begründung gewisser psychischer Produkte, sowie alle Mittel, deren sie sich bedient, auf Erzeugung gewisser psychischer Entwicklungen zurück zu führen. *Zu den bedeutendsten Anhängern Benekes gehören Dreßler, Überweg und Dittes. — Arthur Schopenhauer endlich, den man heutzutage als den „modernen" Philosophen bezeichnen darf, behandelt nur gelegentlich in seinen philosophischen Schriften die Erziehung, und betont vor allem die Notwendigkeit der intellektuellen Bildung, indem der Wille, auf den er die Welt zurückführt, nur durch den Intellekt beeinflußt werden kann. Als den einzig richtigen Weg zur Bildung des Intellektes betrachtet er die „Anschauung"*.

Die Philosophen haben konsequente Systeme der Pädagogik teils erstrebt, teils aufgestellt und — soweit sie sonst auch auseinandergehen — als Prinzip der Erziehung die Sittlichkeit bezeichnet. Das spezifische Wesen der Religion tritt, wie in ihren Systemen im allgemeinen, so auch in den auf sie gegründeten Erziehungslehren, in den Hintergrund. Es entstand deshalb von theologischer Seite eine Reaktion und Opposition, die auch in der Pädagogik ihre Vertreter fand. *Daniel Schleiermacher kann den Übergang von den Philosophen zu den Theologen vermitteln, insofern* er die Pädagogik als eine aus der Ethik abgeleitete angewandte Wissenschaft, die der Politik coordiniert ist, betrachtet, *aber den hohen Wert der christlichen Erziehung hervorhebt, die er zunächst der Familie und Kirche zuweist. Einen konfessionellen Standpunkt nehmen die Theologen Palmer auf evangelischer, Sailer und Dursch auf katholischer Seite ein.*

*Zahlreiche Theologen gehören in die Reihe der praktischen Schulmänner, die teils durch Organisation des Schulwesens, teils als Lehrer und Methodiker, teils als Schriftsteller über die Theorie der Erziehung im allgemeinen, oder über besondere Teile der Pädagogik sich um dieselbe Verdienste erwarben. Bei der großen Zahl solcher Männer ist es schwer, eine richtige Auswahl zu treffen. Bei ihnen erscheint der Einfluß Pestalozzis zumeist herrschend.

Unter seinen Anhängern ragen Fr. H. Chr. Schwarz, W. v. Türk, Harnisch, die Brüder Zeller, Natorp, Overberg u. a. hervor. Auch Denzel und Diesterweg stehen unter seinem Einflusse, weniger macht sich dieser bei Dinter und Gräfe bemerkbar. Als Methodiker sind neben den meisten der schon erwähnten Praktiker Bell, Lancaster, Jacotot, Graßmann, Lüben, Zerrenner, Becker, Hentschel, Spieß u. v. a. bemerkenswert.*

Schließlich brauchen wir nur auf Herder, Schiller und Jean Paul Richter zu verweisen, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß auch die nationalen Dichter an der Wissenschaft von der Erziehung mitarbeiteten, sowie die Namen Schallenfeld, Bertha von Marenholtz-Bülow genügen, um die Theilnahme der Frauen an der Theorie der Erziehung zu beweisen.

So kam unter Mitwirkung verschiedener Berufskreise, beeinflußt von den Fortschritten der Wissenschaft auf allen mit der Pädagogik zusammenhängenden Gebieten der Ausbau der Erziehungswissenschaft, wie sie gegenwärtig dasteht, zustande. Sie beruht auf der Anthropologie, die durch Selbst- und Menschenbeobachtung die Physis und Psyche des Menschen zu erforschen strebt. *Man kann sie deshalb die anthropologische Pädagogik nennen. Als solche* sucht und erstrebt sie die Erziehung des ganzen Menschen, die allgemeine Menschenbildung, im Dienste der höchsten menschheitlichen Interessen und stellt als ihr formales Prinzip die Entwicklung auf, indes sie in ihrem materialen Prinzip die individuellen, nationalen und humanistischen Erziehungsprinzipien, sowie die Ideale der harmonischen Entfaltung der Geisteskräfte, der Religiosität, Sittlichkeit, Schönheit 2c. zusammenfaßt und in der Idee der Gottähnlichkeit vereint, womit sie eine harmonische Thätigkeit des Leibes- und Geisteslebens verlangt, geistig aber im Denken die Wahrheit, im Wollen die Freiheit und im Fühlen die Liebe harmonisch entwickelt.

3.

Quellen, Hilfsschriften und Literatur für die Geschichte der Erziehung.

*Insofern die Geschichte der Erziehung zunächst das Erziehungs- und Bildungswesen und dann die Theorien der Erziehung zum Gegenstande hat, kann man solche Quellen, die sich hierauf beziehen, als direkte Quellen bezeichnen. Da aber

die Erziehung, wie sie faktisch erfolgte, sowie ihre Theorien von zahlreichen anderen Faktoren, wie z. B. von der natürlichen Beschaffenheit des Landes, den äußeren Lebensbedingungen, der herrschenden Sitte, den gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnissen, der Wissenschaft ꝛc. abhängen, so wird man die Nachrichten, die über diese die Erziehung bestimmenden Faktoren erhalten sind, als indirekte Quellen bezeichnen.*

*Zu den **direkten** Quellen gehören in erster Linie Nachrichten über das Erziehungs- und Bildungswesen. Darunter sind die zuverlässigsten die uns erhaltenen Gesetze über Errichtung und Einrichtung von Schul- und Erziehungsanstalten. Sie können vom Staate, von der Kirche, von einer Gemeinde oder von einem Einzelnen herrühren. In diese Kategorie gehören z. B. die modernen Volksschulgesetze, der Schulmethodus des Herzogs Ernst von Gotha, die Schul- und Kirchenordnungen zur Zeit der Reformation, die Bestimmungen über das Schulwesen in den mittelalterlichen Stadtrechten, die Pläne und Studienordnungen der Franckeschen Erziehungsanstalten in Halle, des Philanthropinums in Dessau u. v. a. Nicht weniger wertvoll sind dann Berichte von Augenzeugen über dergleichen Anstalten und über den Unterricht und die Erziehung an denselben. Solche Berichte können selbständig erscheinen mit der bestimmten Absicht, dem Leser einen Einblick in die Organisation der besprochenen Anstalten zu gewähren, wie z. B. Richers Bericht über den Unterricht in der Domschule zu Rheims unter Gerbert, Schummels Nachrichten über die erste Prüfung im Philanthropinum (Fritzens Reise nach Dessau), Türks Briefe aus Münchenbuchsee über Pestalozzi, die Berichte über die Schulen, wie sie in der Gegenwart üblich sind u. a.; oder sie behandeln nur gelegentlich bei Schilderung eines Landes, bei der Darstellung der Lebensschicksale eines Individuums die eine oder andere Einrichtung im Schulwesen, wie dies z. B. in Neanders Geographie in Bezug auf die Goldberger Schule Trotzendorfs oder in Thomas Platters Leben der Fall ist. Die zuletzt erwähnte Quellschrift führt uns zu einer anderen Gruppe von Quellen.*

*Das Individuum wird jedesmal nach dem zu seiner Zeit allgemein herrschendem Brauche erzogen und unterrichtet. Folglich sind auch Nachrichten über Erziehung einzelner Individuen eine nicht zu unterschätzende Quelle, die uns namentlich insofern von hohem Werte ist, als wir aus ihr mitunter einen Einblick in die erste Erziehungsstätte, die Familie, gewinnen. Es sind meist her-

vorragende Persönlichkeiten, über deren Erziehung wir genaueres erfahren, so gelegentlich in Biographien großer Männer, eines Alkibiades, Alexander des Großen, Alfred des Großen, oder in Schriften, welche absichtlich die Erziehung eines Individuums behandeln, wie Walafried Strabos Beschreibung seiner Erziehung im Kloster zu Reichenau oder Fenelons Bericht über die Erziehung des ihm anvertrauten Herzogs von Burgund. Besondere Bedeutung haben die Biographien hervorragender Pädagogen, indem sie uns einerseits in der Geschichte ihrer Entwickelung die damals herrschenden Erziehungsformen vor Augen führen, anderseits aber in ihren Lebensschicksalen manche Aufklärung über die Entstehung ihrer Werke und die in denselben vertretenen Ansichten verschaffen. Hierher würden auch die Vorschriften gehören, welche namentlich an den Höfen regierender Fürsten zur Erziehung ihrer Kinder gegeben werden, die aber meist noch in den Familienarchiven schlummern.*

*Neben den Quellen über die Einrichtung des Schul- und Erziehungswesens sind dann die Schriften über die Theorie der Erziehung besonders wichtig. Der Übergang zu dieser Kategorie von Quellen bilden die Lehr- und Schulbücher, für deren Erhaltung leider wenig Vorsorge getroffen wird. In ihnen spiegelt sich nicht nur das, was gelehrt wurde, sondern wir erfahren aus denselben auch häufig, wie es gelehrt wurde. Ausschließlich behandeln die Theorie der Erziehung diejenigen Schriften, welche bloß die Methode des Unterrichtes und der Erziehung zum Gegenstande haben, wie dies in der Methodus institutionis — Ratichii et Ratichianorum oder in der Janua reserata des Comenius der Fall ist. Insbesondere sind aber hierher jene Quellen zu rechnen, welche allgemeine Grundsätze für die Erziehung aufstellen oder förmliche Systeme der Pädagogik entwerfen. Von den heiligen Schriften der Ägypter, Hebräer und Baktrer angefangen, gehören hierher die Schriften des Plato und Aristoteles, insoweit sie die Erziehung behandeln, des Plutarch Kindererziehung, des Rhabanus Maurus Institutio Clericorum, des Comenius Didactica magna, Fenelons Éducation des filles u. v. a.

*Eine eigenartige, aber immerhin direkte Quelle für die Geschichte der Erziehung bilden die Erziehungsromane, in welchen Pädagogen die Grundsätze der Erziehung an einem konkreten Beispiele zur Anschauung zu bringen suchen. Die berühmtesten sind Xenophons Kyrupädie, Fenelons Telemaque und vor allen

Rousseau's Emil, der eine Menge von Nachbildungen hervorrief, unter denen Salzmanns Conrad Kiefer besonders beachtenswert ist. Selbst der historische Roman der Gegenwart hat die Erziehung zu seinem Vorwurfe genommen, wie dies Gutzkows „Söhne Pestalozzis" beweisen.[1])

*Ist schon die Zahl der direkten Quellen groß und darum schwer zu übersehen und noch schwieriger zu durchforschen, so sind die **indirekten Quellen** in ihrer übergroßen Menge unmöglich zu bewältigen. Alle Faktoren materieller und geistiger Art, unter deren Einfluß das Leben des Einzelnen, des Volkes und der ganzen Menschheit steht, wirken auch auf seine Entwickelung und Erziehung ein. Wenn man erwägt, wie viele dieser Faktoren es giebt, und wie vielerlei Quellen zur Erkenntnis dieser Faktoren im Laufe der Geschichte der Menschheit vorhanden sind, so kann man dem Autor einer Geschichte der Pädagogik nicht zumuten, daß er direkt an diesen Quellen die für ihn erforderlichen Thatsachen schöpfe. Er wird sich vielfach damit begnügen müssen, was die Spezialforschung anderer auf dem Gebiete, unter deren Einfluß die Erziehung steht, zutage gefördert hat. Es erscheinen somit die Schriften der Spezialforscher als Hilfsschriften, die Gebiete, auf denen sich ihre Forschung bewegt, als Hilfswissenschaften der Geschichte der Erziehung.*

*Es ist nun unzweifelhaft, daß ebenso wie die physische auch die geistige Entwickelung des Menschen im Zusammenhange steht mit der Bodenbeschaffenheit und den klimatischen Verhältnissen des Landes, in welchem er lebt. Der reine, stets heitere Himmel des Nillandes hat die Ägypter zur Astronomie geführt, die Nilschwellungen haben die Landesvermessung als notwendig erscheinen lassen, das ewig

---

[1]) *In neuester Zeit beginnt man die wichtigsten Quellenschriften zu sammeln und herauszugeben. Die älteste und umfassendste Sammlung ist die „Pädagogische Bibliothek." Eine Sammlung der wichtigsten pädagogischen Schriften älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von Karl Richter. Leipzig (Sigismund und Volkering). Bis jetzt XVII Bände. Später erschienen: Pädagogische Klassiker. Auswahl der besten pädagogischen Schriftsteller aller Zeiten und Völker. Herausgegeben unter der Redaktion von Prof. Dr. Gust. Ad. Lindner. Wien (Pichlers Witwe u. Sohn). Bis jetzt XIV Bände. In besonders gefälliger Ausstattung erscheint die Sammlung selten gewordener pädagogischer Schriften des 16. u 17. Jhdts. Herausgegeben von Aug. Israel. Zschopau (Raschke). Bis jetzt 12 Hefte. Hierher gehört auch die „Pädagogische Chrestomathie" von Dr. J. Chr. Gottlob Schumann. Eine Auswahl aus den pädagogischen Musterwerken aller Zeiten für die pädagogische Privatlektüre mit Einleitungen und Anmerkungen versehen. Hannover (Meyer) 1876. 1880 Bis jetzt 2 Bände, die pädagogischen Werke des orientalischen Altertums, der Griechen, der Römer und des Mittelalters umfassend*.

bewegliche Meer hat die Jonier zu einem geistig regsamen Stamme gemacht, während die Bergländer, in denen die Dorier hausten, sie zu dem konservativsten Stamme der Hellenen bildeten. Demnach ist die **Geographie,** und zwar in erster Linie die historische Geographie eine wichtige Hilfswissenschaft der Geschichte der Erziehung. Die Quellen der historischen Geographie sind ihre indirekten Quellen. — Da der einzelne Mensch in der Gesellschaft lebt, so wirkt diese vielfach erziehend auf ihn ein. Es erscheinen darum die Formen des sozialen Lebens, wie sie sich in Brauch und Sitte, im Rechts- und Staatswesen darstellen, als wichtige Faktoren der Erziehung. Diejenigen Wissenschaften, welche sich mit der Geschichte dieser Faktoren befassen, sind deshalb bei der Darstellung der Geschichte der Erziehung als Hilfswissenschaften zu verwerten. Über das **Rechts- und Staatsleben** der Völker und seine Geschichte liegen zahlreiche wissenschaftliche Beobachtungen vor, deren zuverlässigste Quellen (als indirekte Quellen der Geschichte der Pädagogik) in den Rechtssammlungen, Gesetzen und Urkunden, aber auch in den Reden hervorragender Rechtsanwälte und Staatsmänner zu suchen sind. Dagegen haben die **Sitten und Bräuche der Völker** noch keine zusammenhängenden Darstellungen gefunden. Was davon bearbeitet ist, findet sich zerstreut in den kulturhistorischen Werken und namentlich in Bezug auf Griechen und Römer in den Privataltertümern. — Einer der wichtigsten Faktoren, der in der Erziehung des Einzelnen und der Gesamtheit des Volkes sich geltend macht, ist die **Religion.** Sie setzt der Erziehung ihre Ziele, sie nimmt oft das gesamte geistige Leben eines Volkes in ihren Dienst, und insofern bestimmt sie auch Inhalt und Form der Erziehung. Also wird die Religionsgeschichte, sei sie nun Mythologie der heidnischen, sei sie Kirchengeschichte der christlichen Völker, als eine der wichtigsten Hilfswissenschaften für die Geschichte der Erziehung erscheinen. Ihre Quellen, welche namentlich im frühesten Altertum reichlicher fließen, als die jeder andern Wissenschaft, die h. Schriften der Völker (die Bibel, das Avesta, der Koran u. a.) bilden eine der wichtigsten Gruppen der indirekten Quellen für die Geschichte der Erziehung. — An die Religion schließt sich die Spekulation. Der menschliche Geist wagt sich an die höchsten Probleme, um bald seine Unzulänglichkeit einzusehen und sich dann der Erforschung der ihn umgebenden Natur und der Untersuchung seines eigenen Wesens und seiner Stellung zuzuwenden. Es entwickelt sich die **Wissenschaft,** das höchste Produkt des denkenden Geistes. Da diese an und für sich

als ein Ergebnis des durch Selbsterziehung sich entfaltenden Geistes erscheint, da ferner durch sie in erster Linie der Inhalt des Unterrichtes gegeben ist und da sie in der Ethik und Metaphysik häufig, namentlich in beschränktem Kreise ihrer Jünger, an die Stelle der Religion tritt, um der Erziehung die Ideale zu zeigen, welche sie zu verfolgen hat, so werden die wissenschaftlichen Werke eines Volkes als eine wichtige indirekte Quelle, die Geschichte der Wissenschaften als eine unentbehrliche Hilfswissenschaft der Geschichte der Erziehung betrachtet werden müssen. — Wenn Verstand und Vernunft des Menschen die Wissenschaft geschaffen haben, so rief seine Phantasie, ein nicht weniger eigentümliches Attribut der Menschheit, die **Künste** ins Leben. Erwägt man, daß die Phantasie mit dem Gefühlsleben des Menschen innig zusammenhängt und daß das Gefühl meist mächtiger als Verstand und Vernunft des Menschen Thun und Lassen bestimmt, so muß man die Kunst als einen der bedeutendsten die Erziehung beeinflussenden Faktoren anerkennen. Namentlich gilt dies von jener Kunst, welche durch das Ohr, das eigentliche Erziehungsorgan, in das Innere des Menschen einzieht, der Dichtkunst und Musik. Die Hymnen und Lieder der Völker, denen wir schon auf den Pyramiden begegnen und die noch heute im Volksmunde erstehen, haben jederzeit das Gemüt des Menschen von der Nichtigkeit und Alltäglichkeit des Lebens in höhere Sphären erhoben, „bei überquellender Freude, wie bei trostlosem Schmerze" sein Ungestüm besänftigt und gezähmt; die epischen Gesänge haben die Flammen der Begeisterung in den Herzen des Volkes entzündet und genährt und es zu Heldenthaten und zur Hingebung für das Wohl des Ganzen geleitet; durch das Drama wird die Läuterung der menschlichen Leidenschaft vollzogen und die Sittlichkeit in einer höheren Form gepredigt, als dies in der schlichten Fabel geschieht. Auch die Komödie und die Satire wirkt sittigend, also erziehend auf den Menschen, indem sie seine Schwäche, Thorheit und seine Laster verspottet. Es erschließt sich somit in den Werken der Poesie eine Fülle von indirekten Quellen, in der Geschichte der Literatur der Völker eine höchst beachtenswerte Hilfswissenschaft der Erziehungsgeschichte. Auch die Kunstgeschichte ist als solche zu betrachten; denn die Schöpfungen der bildenden Künste bringen nicht selten ethische Ideale zum sinnlichen Ausdruck und wirken zugleich durch die Anschauung mit größerer Macht und in weiterem Kreise auf die Entwickelung ästhetischer, moralischer und religiöser Gefühle, als dies durch Wort und Schrift geschehen kann.*

Auf diese Quellen gestützt, hat sich eine **historisch-pädagogische Literatur** gebildet, die J. D. Schulze in der „Literaturgeschichte der Schulen und Bildungsanstalten im deutschen Reiche" (2 Theile 1804), F. E. Petri im „Magazin der pädagogischen Literaturgeschichte" (1. Band 1.—2. Sammlung 1805—7; 2. Band 1. Sammlung 1808), besonders aber A. Kapp in „commentatio de historia educationis" (1834), *in der neuesten Zeit Dr. J. Christ. Gottl. Schumann in seiner Abhandlung „Die Geschichte der Pädagogik im Seminarunterricht (14. Aufl. der pädag. Studien von Dr. W. Rein. Wien-Leipzig [Pichler's Witwe und Sohn]) und Dr. Baur im 1. Bande der „Geschichte der Erziehung" von Dr. K. A. Schmid (Stuttgart 1884, Seite 19—28) zusammengestellt haben.*

Dem 17. Jahrhunderte gehört Morhof († 1691) an, welcher in seinen Polyhistor (Lübeck 1688) zahlreiche Notizen über die Pädagogik, namentlich nach der Zeit der Reformation aufnahm. Im vorigen Jahrhunderte schrieb J. A. Fabricius († 1769), der die 3. Auflage des Polyhistor (1732) besorgte, auch ein selbständiges Werk: „Abriß einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit," in 3 Bänden. (Leipzig 1752—1754). Auch Joh. Gottl. Bidermann († 1772) in seinen Werken „Pr. I et II de viris scholasticis in scholis liberalibus." (Naumburg 1742, 1745) und „Altes und Neues von Schulsachen." 8 Theile, (Halle 1752—1755) liefert manche Beiträge zur Geschichte der Pädagogik. Die erste zusammenhängende Geschichte der Pädagogik lieferte C. E. Mangelsdorf in seinem „Versuch einer Darstellung dessen, was seit Jahrtausenden in Betreff des Erziehungswesens gesagt und gethan worden ist." (Leipzig 1779). Ein beschränkteres Ziel setzte sich die „Geschichte des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland" von Ruhkopf (Bremen 1794). Es erschien bloß der erste Band, der in gedrängter Kürze, klar und einfach nach den Quellen gearbeitet, die Geschichte bis zum westphälischen Frieden führt.

In unserem Jahrhunderte steigerte sich das Interesse für diese Wissenschaft und deshalb mehrt sich, je näher man zur Gegenwart gelangt, die Zahl der Schriftsteller auf diesem Gebiete. Die vorzüglichsten, deren Werke allgemeine Geschichte der Pädagogik behandeln, sind: F. H. Chr. Schwarz. Er hat in den ersten beiden Abteilungen des ersten Bandes seiner „Erziehungslehre" (2. Aufl. 1829) [1]) eine

---

) In der ersten Auflage (1813) erschien die Geschichte der Erziehung als letzter Theil der Erziehungslehre.

Darstellung der allgemeinen „Geschichte der Erziehung" gegeben. Das Werk enthält vieles, aber nicht immer aus den ersten Quellen geschöpftes Material.

Niemeyer. A. H. Niemeyer hatte seinen „Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts *in den späteren Jahren* einen „Überblick der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts" angefügt, welcher *anfangs* aphoristisch *gehalten, in den späteren Auflagen sich allmählich zu einem klar und übersichtlich verfaßten auf quellenmäßiger Forschung beruhenden Compendium erweiterte*. Dieses *Compendium* hat *sein Sohn* H. A. Niemeyer im 3. Teile der 9. Ausgabe (Halle 1835) des Werkes *erweitert* und vervollständigt. — (Pustkuchen-) Glanzow hat in einer „kurzgefaßten Geschichte der Pädagogik oder gedrängten Darstellung des Entstehens, Wesens, Zusammenhangs und Wechsels der herrschenden Ansichten über Erziehung und Bildung, *(Rinteln 1830)* die Erziehungsidee darzulegen gesucht und damit eine innere Geschichte der Erziehung gegeben.

Das wichtigste Werk über Geschichte der Erziehung aus der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts ist die „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwicklung von Friedrich Cramer, von der jedoch nur 2 Theile (Elberfeld 1832 und 1838) erschienen sind, von welchen der erste die Geschichte der praktischen und der zweite die Geschichte der theoretischen Erziehung in der vorchristlichen Zeit umfaßt. Das vorzügliche Werk beruht auf Quellenstudium und gibt ein vollständiges Bild von dem, was bei den vorchristlichen Völkern die Erziehung war und was die großen Männer dieser Völker über die Erziehung gedacht haben. Nicht direkt hat Cramer dieses Werk in der „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters, mit Zurückführung auf die allgemeinen literarischen und pädagogischen Verhältnisse jener Zeit" (Stralsund 1843) gleichfalls vorzüglich fortgesetzt.

Grade jene Zeit, welche von Cramer nicht behandelt wurde, fand in Karl von Raumers „Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit" (4 Theile, Stuttgart 1842—1852, seit 1877 in 5. Auflage) eine *sorgfältige Bearbeitung. Er liefert in den zwei ersten Bänden zwar* keine systematisch geordnete Geschichte, *aber eine Reihe gediegener,* oft aus seltenen Quellen geschöpfter Monographien und Charakteristiken ausgezeichneter Pädagogen. *Der dritte Band enthält neben einzelnen

pädagogisch-didaktischen Abhandlungen eine historische Übersicht über die Methodik des Unterrichtes im Deutschen; der letzte beschäftigt sich mit der Geschichte der deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert. — Nach Raumers gediegenem Werke schrieb mit vorwiegender Betonung des Kulturlebens* Emil Anhalt eine „Darstellung des Erziehungswesens im Zusammenhange mit der allgemeinen Kulturgeschichte." (Jena 1846.) — Auch Heinrich Gräfe *kennzeichnete* in seiner „Pädagogik als System" (1845) „die historische Entwicklung der philosophischen Pädagogik" und im 3. Theile der „Deutschen Volksschule" in einem wohlgelungenen Versuche die „geschichtliche Entwicklung der deutschen Volksschule." — *Eine gediegene* systematisch geordnete Übersicht der Geschichte der Pädagogik hat Karl Rosenkranz in seiner „Pädagogik als System" (Königsberg 1848) *geliefert*, indem er die Erziehungsidee in historischer Entwicklung lichtvoll und tiefsinnig, zuweilen allzuscharf nach der Hegelschen Trilogie, darstellt. — Erwähnenswert ist auch Wohlfahrt's „Geschichte des gesamten Erziehungs- und Schulwesens in besonderer Rücksicht auf die gegenwärtige Zeit und ihre Forderungen" (2 Bände, Quedlinburg und Leipzig, 1853 und 55), die jedoch den Fortgang in der notwendigen Entwicklung der Erziehungsidee nicht zu fassen vermag, in theologisch-altrationalistischer Manier die Vergangenheit mit ihrem gegenwärtigen subjektiven Verstande meistert und den Maßstab jetziger Bedürfnisse und Anschauungen an die Vergangenheit legt. — Weniger voluminös, aber nicht brauchbarer ist Friedrich Körner's „Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart" (Leipzig 1857), — eine oberflächliche, kritiklose Zusammenstellung, die nicht einmal Zeit gehabt, sich vor inneren Widersprüchen zu bewahren.

Dagegen hat Dr. H. Heppe in seiner „Geschichte des deutschen Volksschulwesens", (4 Bde., Gotha 1858 u. 1859) *nicht blos ein umfangreiches, sondern auch ein gründliches Werk geschaffen, in welchem er* zuerst die Geschichte des Volksschulwesens in den einzelnen Territorien Deutschlands (Königreich Sachsen, Kurhessen, Darmstadt, Württemberg, Gotha, Weimar-Eisenach, Preußen, Hannover, Braunschweig, Nassau rc.) bald mehr als Geschichte der Dorfschule, bald vorzugsweise als Geschichte der Lehrerseminarien, bald mehr in Auszügen aus den Schulordnungen der verschiedenen Perioden behandelt.

*Fast zur selben Zeit erschien die von Karl Schmidt herausgegebene Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens" I. Aufl. Gotha 1859—78, welche zahlreiche treffliche

Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der Pädagogik enthält, die zumeist von Dr. G. Baur, Kämmel und Palmer herrühren.*

Gleichzeitig verfaßte Dr. Karl Schmidt die 1. Auflage des vorliegenden Werkes. *Über den Plan und die Anlage desselben äußert er sich in folgender Weise:*

„Auf Grund der Quellen, aus denen die theoretische und praktische Erziehung fließt, der Biographien berühmter Pädagogen, der Geschichte einzelner Erziehungsanstalten, der Monographien in der historisch-pädagogischen Literatur und der angeführten Übersichten und Geschichten der Pädagogik, sowie der neuesten Geschichtsforschung überhaupt, versuchen wir eine systematisch-geordnete Geschichte der Erziehung und des Unterrichts mit steter Hinschau auf die Erziehungsidee zu geben, so daß Erzieher, Lehrer, Geistliche und Schulvorsteher, sowie jeder Gebildete, der Interesse an den Fragen hat, welche die Pädagogik aufgeworfen hat und aufwirft, die wichtigsten Entwicklungsstadien der Lehr- und Erziehungsthätigkeit durch die verschiedensten Zeiten hindurch und bei den verschiedensten historischen Völkern verzeichnet finden. Im Bewußtsein von der Macht und dem Siege des Geistes haben wir den Fortschritt im Laufe der Entwicklung nachzuweisen und zu zeigen gesucht, daß auch scheinbarer Stillstand oder Rückgang in der Lebenszeit der Menschheit nur Ruhepunkte waren, auf denen der Geist von neuem ausholte, um desto sichtbarere Triumphe zu feiern. Zugleich setzten wir die Geschichte der Pädagogik in engsten Zusammenhang mit der Geschichte der Kultur und stellten die Kulturgeschichte in den jedesmaligen Hintergrund auf dem Gemälde, auf welchem die pädagogischen Anschauungen im Vordergrunde stehen, um dadurch nachzuweisen, wie die Pädagogik einerseits von der Kultur bedingt ist und andererseits wiederum die Kultur bedingt und entwickelt. So weit aber unser Versuch auch hinter dem ihm gesteckten Ideale zurückgeblieben sein mag, — das Eine hofft und bittet er von der auch die Thaten des Einzelnen segnenden und leitenden Vorsehung, daß er mit den großen Lehren der Geschichte dem gegenwärtigen, in der Erziehung und dem Unterricht hin- und herirrenden Geschlechte zur Fackel diene, mit der es in die großen Tage der Zukunft hinübergeführt werde. Die Lehren der Geschichte sind groß; — die Lehren der Geschichte der Pädagogik tiefeinschneidend in das Familien-, wie in das Staatsleben, in die Gegenwart und damit in die Zukunft." —

„Was die Art unserer Darstellung betrifft, so haben wir uns überall der wahren Popularität befleißigt — jener Popularität, die

nicht zu verwechseln ist mit Seichtigkeit, — die nicht haften bleibt an der Erscheinungen Schale, sondern ihren Kern zu enthüllen strebt, — die aber nicht vergißt, daß auf dem Gebiete der Wahrheit das Höchste auch zugleich das Einfachste, darum mit klaren Worten Darstellbare ist. Wir suchten auf kulturhistorischem und pädagogisch-geschichtlichem Boden den Geist der Zeiten zu erkennen und ihm durch das Wort einen allen Gebildeten verständlichen Ausdruck zu geben. Gewiß nicht ganz mit Unrecht ruft unser Dichterfürst dem Geschichtsschreiber zu:

> Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln."

„Trotz des Strebens nach Objektivität wird auch unsere Darstellung eine subjektive Färbung nicht verkennen lassen; aber wir bemühten uns, die Wahrheit, welche uns aufgegangen war, rückhaltlos zum Ausdrucke zu bringen, und wir sind uns bewußt, keine Konsequenz gescheut zu haben. Der reinen Wahrheit, und nur ihr allein galt unser Dienst; denn ihre Macht erscheint uns höher als alle sonstigen Mächte dieser Welt, und ihr zu dienen, betrachten wir als einen Gottesdienst der erhebendsten Art."

„Das Werk begehrt Einlaß, nicht allein in die Bibliotheken der Fachgelehrten, sondern auch in die gebildete wohlgestaltete Familie, welche ja ein Erziehungstempel zu sein pflegt und nach dieser Seite hin von größerer Bedeutung ist, als alle erziehlichen Institutionen, welche zu ihrer Hülfe und Ergänzung errichtet sind. Erst wenn die Eltern an gründlichen pädagogischen Studien wirkliches Gefallen finden, wird unser Volk werden, wozu es berufen ist: das erziehende und zugleich erzogenste Volk und darum das Licht und die verjüngende Kraft der Welt."

In diesem Werke wurde zum erstenmale seit Schwarz das ganze Gebiet der Erziehungsgeschichte dargestellt und ein reiches Material von Thatsachen zusammengetragen und verarbeitet. Von dem Beifalle, dessen es sich erfreute, zeigt der Umstand, daß schon im Jahre 1868 eine zweite, im Jahre 1873 eine dritte Auflage erforderlich wurde, die Dr. Wichard Lange bearbeitete.

*Aus der neuesten Zeit ist zunächst das Werk des berühmten Nationalökonomen Dr. Lorenz v. Stein hervorzuheben. Er behandelt als Zweig der inneren Verwaltung „Das Bildungswesen" und zwar im 1. Theile, (2. Aufl. Stuttgart 1883) das „System und die Geschichte des Bildungswesens der alten Welt,"

im 2. Theile, 2. Aufl. (Stuttgart 1883) „Das Bildungswesen des Mittelalters. Scholastik, Universitäten und Humanismus"; im 1. Hefte des 3. Theiles (Stuttgart 1884) „Die Zeit bis zum 19. Jahrhundert." (Der Schluß dürfte wohl bald erscheinen.) Das Werk beansprucht ein um so höheres Interesse, als in ihm die Geschichte der Pädagogik vom Standpunkte eines als Staatsrechtslehrer und Philosophen gleich bedeutenden Mannes beleuchtet erscheint. — In einer untergeordneten Stellung behandelt die Geschichte der Pädagogik Otto Willmann in seinem Werke: „Didaktik als Bildungslehre nach ihren Beziehungen zur Sozialforschung und zur Geschichte der Bildung" (1. Bd. Braunschweig 1882). Als integrierenden Bestandtheil der Dedaktik sucht er die „typischen Formen, welche die Bildungsarbeit genommen hat, an der Hand der Geschichte festzustellen", ohne sich in die tausendfachen Verzweigungen und Verwicklungen zu verlieren.*

Die vollkommenste Leistung auf diesem Gebiete ist die „Geschichte der Erziehung vom Anfange bis auf unsere Zeit, bearbeitet in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern von Prälat Dr. K. A. Schmid." Bis jetzt erschien der 1. Band. „Die vorchristliche Erziehung", bearbeitet von K. A. Schmid und G. Baur (Stuttgart 1884.) An der Hand der Quellen und einer reichen Literatur, deren Anführung jedem Abschnitte vorangeschickt wird, wissen die Verfasser in anziehender Form ein deutliches Bild der Erziehungsgeschichte in ihrem Zusammenhange mit Geschichte und Religion zu entwerfen, wobei nur das allzu starke Hervortreten des rein Geschichtlichen selbst dann, wenn es für die Erziehung ohne Belang war, auffällt.

*Seitdem die Geschichte der Erziehung unter die Gegenstände der Lehrerbildungsanstalten aufgenommen wurde [1]), erschien es notwendig mit Rücksicht auf diesen Zweck besondere populäre Lehr- und Handbücher für die Geschichte der Erziehung zu schaffen. Ein solches erschien in L. Kellners Werke: „Erziehungsgeschichte in Skizzen und Bildern." 2 Bde. (1. Aufl. Essen 1862, in 3. Aufl. (Essen 1880). Es behandelt die Geschichte der Erziehung an der Hand von lebensvollen Bildern der hervorragendsten Pädagogen, deren Schriften im Auszuge mitgeteilt werden, und verbindet dieselben durch übersichtliche Skizzen des Bildungswesens jener Ab-

[1]) Vergl. Dr. J. Ch. G. Schumann in den pädag. Studien II. Allmähliche Berücksichtigung der Gesch. der Pädagogik im Seminarunterricht.

schnitte, in welchen es an einer hervorragenden, leitenden Persönlichkeit fehlt. Diesem in katholischem Geiste gehaltenen Handbuche kann die von Aug. Schorn verfaßte „Geschichte der Pädagogik in Vorbildern und Bildern" (Leipzig 1873) gegenüber gestellt werden, welche als Lehrbuch für die evangelischen Seminare bestimmt ist und daher einen geringeren Umfang besitzt, aber durch eine größere Wärme der Darstellung und übersichtliche Anordnung vor dem vorigen Werke sich auszeichnet. Von der Verbreitung dieses Lehrbuches zeugt die 9. Auflage, die, von Herm. Reinecke bearbeitet, zu Leipzig 1882 erschien. Einen mehr wissenschaftlichen Charakter trägt die „Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes von Dr. Dittes. (Leipzig 1870), welche ohne konfessionellen Standpunkt die Entwicklung der Pädagogik im Zusammenhange mit der Wissenschaft und speziell mit der Philosophie der jeweiligen Periode schildert. Denselben Charakter trägt die Geschichte der Pädagogik von Dr. J. Ch. Gottl. Schumann (als 1. Teil seines Lehrbuches der Pädagogik. Hannover, in 1. Aufl. 1874, in 7. Aufl. 1883). Von dem Dittes'schen Werke unterscheidet sie sich durch den konfessionellen lutherischen Standpunkt und durch den größeren Umfang, welcher durch reiche Auszüge aus den Quellenwerken und durch Anführung der wichtigsten Quellen- und Hilfsschriften bedingt ist.*

Die große Zahl der Lehrbücher, die teils selbständig als besondere Geschichte der Pädagogik, teils als Teile der für Lehrerbildungsanstalten bestimmten Lehrbücher der Pädagogik, Volksschulkunde 2c. erschienen (von Böhm, Braun, Bormann, Kahle, Dr. Joh. Neumaier, Niedergesäß u. a.) übergehen wir, um noch zweier Werke, welche hauptsächlich die Hochschulen im Auge haben, zu gedenken. Es sind dies „das Lehrbuch der Geschichte der Pädagogik" von Dr. Albert Stöckl (Mainz 1876), welches zunächst für katholische Theologen bestimmt ist und in guter Übersicht freilich von konfessionellem Standpunkte die Entwicklung der Pädagogik behandelt und am Schlusse eine ausführliche „Übersicht des modernen Erziehungs- und Unterrichtswesens" giebt, und das Lehrbuch der Pädagogik von Dr. Gerh. v. Zezschwitz (Leipzig 1882), das, aus Vorträgen an der Universität zu Erlangen hervorgegangen, in prägnanter Kürze am Schlusse unter dem Titel „Die Bildungsfaktoren in ihrer erziehlichen Wirkung" eine Übersicht über die Entwicklung der Pädagogik liefert.

I. Geschichte der Erziehung vor Christo.
Die Weltepoche der nationalen Erziehung.

A. Die Erziehung bei den Naturvölkern.

*__Quellen und Hilfsschriften__. Wollen wir in die früheste Vergangenheit der Menschheit vordringen, so versiegen uns die schriftlichen Quellen, weil diese Periode weit vor der Erfindung der Schrift zurückliegt. Wir müssen andere Zeugen für die Entwicklung der Menschheit auf dieser ersten Stufe aufsuchen. Da die geistige Entwicklung zunächst unsere Forschung beschäftigt, so ist in erster Linie die Sprache, das bedeutendste geistige Produkt der Völker aus den Uranfängen ihrer Geschichte, als die wichtigste Quelle, zu untersuchen. Aus der Sprache erschließen wir die Verwandtschaft der Völker, aber auch den Gedankenkreis und damit den Inhalt ihrer Kultur. Die Linguistik, eine erst in unserm Jahrhundert ausgebildete Wissenschaft, leitet uns bei der Verwertung dieser Quelle. Als ein weiteres geistiges Produkt der Völker, das in die Anfänge ihrer Entwicklung zurückreicht und darum als Quelle zur Erforschung dieser Anfänge benutzt werden kann, sind die Sagen und Bräuche zu betrachten. Die Sagen verraten uns zunächst die Auffassung des Überirdischen von Seite der Völker und, insofern diese von dem Kulturstande abhängt, die Phantasie, welche hauptsächlich diese Sagen geschaffen, ihren Stoff der Wirklichkeit entlehnt und diese nur verschönt und vergeistigt, so erfahren wir aus den Sagen auch so manches von dem irdischen Leben und der auf dieses bezüglichen Civilisation der Völker. Die Bräuche hängen zum großen Teil mit den Sagen zusammen; sie verweisen zumeist auf die religiösen Anschauungen

des Volkes in früheren Perioden seiner Entwicklung und äußern sich dann in solchen Handlungen, welche man als Ausflüsse des Aberglaubens bezeichnet. Aber häufig sind dergleichen Bräuche nicht auf die Religion, sondern auf uralte Lebensformen zurückzuführen, die im Laufe der Zeit erstorben sind. Sie sind dann Spuren und Überreste von mancherlei Faktoren, welche die Erziehung beeinflußten, von dem Familienleben, von den Beschäftigungen, von den Rechtsformen, von den Spielen und Festen einer uralten Vergangenheit. Darum verdienen sie bei der Erforschung der Anfänge der Erziehung volle Beachtung.*

Von geringerem Werte erscheinen für diese Zwecke die Überreste der materiellen Arbeit der Völker, wie Geräte, Waffen, Bauten u. dgl., wiewohl auch diese uns einen Einblick in die materiellen Bedingungen und Formen des Lebens, in die Elemente der Kunst gewähren und dadurch einen für die Erziehung wichtigen Faktor beleuchten.

*Neben diesen unmittelbaren Quellen besitzen wir aber noch andere Quellen zur Aufhellung der ältesten Entwicklung unseres Geschlechtes. Den Grundsatz, daß die Phyllogenesis der Ontogenesis entspricht, auf die menschliche Kultur im Allgemeinen anwendend gelangen wir zu der Annahme, daß in dem gegenwärtig lebenden Menschen als On sich die Stufe des Menschengeschlechtes als Phyllon abspiegelt. Es giebt also unter den Menschen der Gegenwart nicht bloß einzelne Individuen, sondern ganze Völker, welche in ihrer gegenwärtigen Kultur auf derselben Stufe stehen, auf der die Menschheit überhaupt in den ersten Stadien ihrer Entwicklung stand. Die Erziehung bei diesen uncivilisirten oder Naturvölkern gestattet uns einen Analogieschluß auf die älteste Form der Erziehung der Menschheit überhaupt. Demnach erscheinen uns die Nachrichten über die Lebensweise und Kultur im Allgemeinen, und die Form der Erziehung insbesondere bei dergleichen Naturvölkern als wichtige Quellen zur Erforschung der ältesten Geschichte der Erziehung. Von allgemeinen Werken sind das umfassende Werk Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker, fortgesetzt von Gerland (Leipzig, 6 Bde., seit 1859—72); John Lubbock, Die vorgeschichtliche Zeit, nach der 3. Auflage übersetzt von Passow, 2 Bde., (Jena 1874); Friedr. Müllers Ethnographie (Wien 1873) und Grundriß der Sprachwissenschaft, (Wien 1876) ff., sowie Osk. Peschels Völkerkunde, 5. Aufl. von Kirchhoff (Leipzig 1881) hervorzuheben. Mit der Kultur befassen sich: Ed. B. Tylor, Die Anfänge der Kultur

(übersetzt von J. W. Spengel und Fr. Poske) 2 Bde. (Leipzig 1873); S. John. Lubbock, Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechtes. Deutsch von Passow. (Jena 1875); Friedr. v. Hellwald, Kulturgeschichte, 2 Bde., 3. Aufl., (Augsburg 1883) und Honegger, Allgemeine Kulturgeschichte, 1 Bd., Die vorgeschichtliche Zeit, (Leipzig 1882.) — Speziell über Religion handeln Max Müller in der Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft (Straßburg 1874) und in den Vorlesungen über den Ursprung und die Entwicklung der Religion, 2. Aufl., (Straßburg 1881) und Gust. Roskoff, Das Religionswesen der rohesten Naturvölker, (Leipzig 1880) — insbesondere über Kindererziehung das gründliche Werk von Dr. H. Ploß, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker, 2. Aufl., 2 Bde., Berlin 1882."

"Die Naturvölker haben keine Geschichte," denn die Geschichte eines Volkes ist nichts anderes, als die Darstellung dessen, wie sich in seinem Leben die diesem Leben zu Grunde liegende Idee entwickelt und ausgedrückt hat. Diejenigen Völker, die nicht weiter reichen, als ihr empirisches individuelles Dasein, denen deshalb auch der Gedanke des Alls noch nicht aufgegangen und die also auch nur einzelne Naturmächte als ihre Gottheit erfassen, stehen außerhalb der Geschichte, weil weder das einzelne von ihnen eine innere notwendige Entwicklung hat, noch ein Fortschritt der Geistesentfaltung von einem Volke zum anderen stattfindet. Es ist eine Masse von Nationen, von denen die einzelne oft nur einen Haufen von 200 Personen ausmacht, und die, ohne organischen Zusammenhang, gleichgültig neben einandergehend, nur in zeitweilige Bewegung geraten, wenn sie äußerlich von geschichtlichen Völkern angestoßen werden, oder wenn, eben so äußerlich, geschichtliche Menschen sich an ihre Spitze stellen und sie eine Zeit hindurch fortziehen. Ihre Heimat haben diese geschichtslosen Völker nicht in einem von ihnen selbst geschaffenen geistigen Reiche, sondern nur an einem Teile der äußeren Natur, an den sie sich anlehnen.

Die am niedrigsten Organisirten unter ihnen leben im Walde, in dem sie sich als Raubtiere verhalten und töten, um zu leben, die Jägervölker, die meistens der rothen Rasse in Amerika angehören. Höher stehen bereits diejenigen Völker, die an der Küste wohnen, wo sie mit dem ewig bewegten und beweglichen Wasser

kämpfen, um ihm ihre Nahrung abzugewinnen, und dadurch Geschicklichkeit, Regsamkeit, Thätigkeit, geistige Gewandtheit erwerben. Weil ihr Element nicht zu allen Zeiten gleich nahrungsergiebig ist, darum lernen sie die Sorge für die Zukunft kennen und ein Eigentum sammeln. Es sind die Fischervölker, zu denen vorzüglich die Olivenfarbigen in der Südsee gehören. Teilweise sind auch die Polarvölker zu ihnen zu rechnen. Jedoch haben diese bereits zum Teil ihr Element in der Steppe. Die Hirtenvölker arbeiten auf dem Lande der Natur ihre Nahrung ab. Sie lassen leben, — müssen sogar erziehen, um leben zu können, stehen also der Natur nicht mehr feindlich gegenüber, sondern sammeln einen Teil derselben um sich und stellen sich in denselben als Mittelpunkt hinein. Die Hirtenvölker gehören dem Festlande der alten Welt an: es sind meist die gelbe und schwarzbraune Rasse, mit Ausnahme der Chinesen.

Wo die Geschichte überhaupt fehlt, da fehlt auch eine Geschichte der Erziehung. Die Naturvölker haben keine Geschichte der Erziehung, und kommen nur insofern bei der Geschichte der Erziehung in Betracht, als bei ihnen sich die ältesten Formen der Praxis auf diesem Gebiete zeigen. *Diese Formen nehmen deshalb unser Interesse in Anspruch, weil sie auf die Entwicklung der Erziehung, wie sie sich bei den civilisirten Völkern vorfindet, nicht ohne Einfluß waren, und weil sie noch bei den niedern Schichten solcher Völker selbst in der Gegenwart vorkommen.*

*Die älteste Stätte der Erziehung ist die **Familie**. Diese beruht auf der Ehe, der Verbindung eines Mannes und eines Weibes. Zwar behaupten einzelne Forscher, zuerst Lubbock, daß ursprünglich bei den Menschen kein eheliches Leben bestand, und Weiber und Kinder Gemeingut der Horde waren, der sie angehörten (Hetärismus), aber Peschel hat die Berechtigung dieser Annahme mit guten Gründen zurückgewiesen. In der That findet man bei den weitaus meisten Völkern das Institut der Ehe bald mehr, bald weniger ausgebildet. Gewöhnlich wird auch die Eheschließung mit Beobachtung besonderer Bräuche (Kauf, Raub der Braut) und Festlichkeiten, welche auf die Wichtigkeit, die man dieser Einrichtung beilegt, hindeuten, vollzogen. Polyandrie, die Ehegemeinschaft eines Weibes mit mehreren Männern, kommt seltener, Polygamie dagegen häufiger vor. Der Vater erscheint meist mit der vollen Gewalt über Weib und Kind ausgestattet. Sie sind sein Eigentum, über das er häufig nach Willkür verfügt. Als Ausnahme erscheint bei mehreren Völkerschaften (an der Goldküste, in Polynesien und

Amerika) das Vorrecht der Mutter, indem die Kinder von ihr Namen und Stellung erben, wohl deshalb, weil die Bande, die das Kind mit der Mutter verknüpfen, stärker und inniger sind (mit Unrecht als Gynaikokratie bezeichnet). Im Allgemeinen ist aber die Stellung des Weibes bei den Naturvölkern, wie ja auch häufig bei den untern Schichten der europäischen Kulturvölker, eine untergeordnete, machtlose. Das Weib ist die Sklavin des Mannes, der er alle Lasten aufbürdet.*

Das Weib ist es auch, dem durch die Natur in erster Linie die Pflege und Erziehung des Kindes zugewiesen ist, welcher es sich zuweilen mit aller Hingebung unterzieht. Reisende wissen oft die rührendsten Züge der Mutterliebe bei den Naturvölkern zu berichten. Dagegen steht der Vater bei manchen Völkern dem Kinde fremd gegenüber, doch betrachtet er die Kinder als ein wertvolles Besitztum, insofern er sie als Arbeiter verwenden oder als Skaven verkaufen kann. Bei vielen Naturvölkern teilt der Vater mit der Mutter die Sorge für die Kinder, namentlich in den spätern Jahren ihrer Entwicklung. Der Anschauung, daß Kindersegen ein Glück für eine Familie ist, steht der bei vielen Völkern (Eskimos, Indianerstämmen in Süd- und Nord-Amerika und Australien, eingeborenen Negerstämmen Afrikas u. a.) herrschende Kindermord gegenüber. Meist ist dieser aber durch die Schwierigkeit, die Kinder zu ernähren und zu pflegen, oder durch Aberglauben (namentlich bei Misbildungen) hervorgerufen. Aber selbst bei solchen Völkern, welche Kinder aussetzen und morden, findet sich nicht selten die zärtlichste Fürsorge für ihre am Leben gelassene Nachkommenschaft.

*Diese Fürsorge beginnt meist schon vor der Geburt des Kindes, indem die Frau, die sich als Mutter fühlt, von harten Arbeiten befreit (Indianer, Brasilianer, Koloschen u. a.) oder wohl gar (bei den Nicobaren, Somalis u. a.) von jeder Arbeit ferngehalten und in besonderer Weise geehrt wird. Freilich giebt es andererseits auch Völker (auf den australischen Inseln, in Siam u. a. O.), welche eine solche Frau als völlig unrein (tabu) aus der Gesellschaft ausscheiden. Der Wert, den man auf die Nachkommenschaft legt, zeigt sich in dem Aberglauben, durch welchen Frauen, die in der Mutterhoffnung sind, dem Schutze höherer Mächte, mitunter besonderer Gottheiten, welche speciell als Helfer und Helferinnen bei der Geburt gelten, empfohlen werden. Die Zauberer und Priester unterwerfen sie allerhand Ceremonien, behängen sie mit Amuletten u. dgl. Die Frauen selbst haben allerlei Vorsichtsmaßregeln zu

erfüllen, dürfen z. B. nicht über ein Grab schreiten, nicht zu nahe an's Feuer treten, sich nicht im Kreise drehen u. dgl. Daß so manche dieser Bräuche als „Überbleibsel" der dunklen Vergangenheit sich auch noch bei civilisirten Völkern vorfinden, dürfte jedermann bekannt sein.*

Die Geburt des Kindes wird bei den meisten Völkern in festlicher Weise, mit einem Gastmahle und mit Tänzen gefeiert. Zwar ist die Festfreude in der Regel bei der Geburt eines Knaben größer, als bei der eines Mädchens, doch ist bei manchen Negervölkern Afrikas und einzelnen malayischen Stämmen das umgekehrte der Fall, indem die Eltern bei der Geburt eines Mädchens den Brautschatz oder Preis in Erwägung ziehen, den sie seinerzeit für dasselbe zu erhalten hoffen. Bei einzelnen Völkern ist es Sitte, daß der Vater durch das Aufheben des vor ihm niedergelegten Kindes es anerkennt und dadurch auch über dessen Leben oder Sterben entscheidet. Durch den Namen, den man dem Kinde giebt, wird es in die Familie, aber auch meistens in den Stamm eingereiht. Darum ist die Namengebung, wenn sie nicht gleich nach der Geburt stattfindet, wie dies auf den Samoa-Inseln, bei den Tataren, Korjäken u. a. geschieht, mit besonderen Festlichkeiten verknüpft, zu denen mitunter auch die angeseheneren Männer des Stammes beigezogen werden. Nicht selten waltet bei der Wahl des Namens ein ethisches Moment. Man giebt dem Kinde einen Namen, der irgend einen Vorzug des Geistes und Körpers bezeichnet, welchen man für dasselbe wünscht, oder nennt es nach einem berühmten Manne, den es sich zum Vorbilde nehmen soll. Häufig bestimmen religiöse Rücksichten die Namen der Kinder, um durch den Namen das Kind einer guten Gottheit zu empfehlen oder vor bösen Geistern zu bewahren. Es genügt, auf die bei den christlichen Kulturvölkern in Bezug auf Geburt und Taufe herrschenden Bräuche hinzuweisen, um darzuthun, daß in ihnen sich deutliche Spuren aus dem primitiven Kulturzustande erhalten haben.

*Nach der Geburt beginnt zuerst die körperliche Pflege, der sich alsbald die Erziehung zugesellt. In Bezug auf die **Körperpflege** ist zunächst der Reinigung des Neugeborenen durch ein Bad zu gedenken, das mitunter durch ein bloßes Abwaschen ersetzt wird. Im Allgemeinen zeigt sich bei den Naturvölkern das Bestreben, das Kind gegen die Einflüsse der Witterung abzuhärten und für die Lebensweise, zu der es bestimmt ist, vorzubereiten. Häufig wird das neugeborene Kind sofort in kaltes Wasser eingetaucht. Bei den Jakuten

wird das kaum 3 Tage alte Kind täglich mehrere Male mit Schnee gerieben und mit kaltem Wasser übergossen, indem man dabei ausruft: „Dulde Kälte und du wirst Kälte ertragen, dulde Hitze und du wirst Hitze ertragen." Bei vielen Völkern wird es gar nicht eingehüllt, und zwar gilt das nicht bloß von den Bewohnern der warmen Erdstriche, sondern auch die Pescheräs in der Magalhaens-Straße lassen ihre Kinder ganz, die Tungusen in Nord-Asien fast ganz unbekleidet. Dagegen werden sie bei andern Völkern mehr oder minder sorgfältig umhüllt oder eingewickelt. Dies geschieht namentlich bei den meisten Nomaden des nördlichen Asiens, bei den Indianerstämmen Nordamerikas; aber auch die Schangallas in Ostafrika und einzelne Negerstämme in Westafrika, die selbst unbekleidet gehen, wickeln ihre Kinder ein. Bei der körperlichen Abhärtung hat man aber hauptsächlich die spätere Lebensweise der Kinder im Auge. So werden die Kinder in Tahiti und auf Neuseeland insbesondere mit dem Wasser vertraut gemacht; sie lernen eher schwimmen, als sie gehen können. Auf den Andamanen, wo die Menschen gezwungen sind, in dem dornigen Urwald umherzustreifen, werden die Kinder gegen die Stiche der Dornen dadurch unempfindlich gemacht, daß man ihnen dicht nebeneinander Wunden in die Haut schneidet, die geheilt Narben bilden und die Empfindsamkeit der Haut abstumpfen. Auch die bei den alten Spartanern übliche Sitte der Geißelungen, um die Jünglinge zur Standhaftigkeit und Unempfindlichkeit zu gewöhnen, kommt bei den Stämmen der südamerikanischen Indianer vor und erstreckt sich sogar bei einzelnen auch auf die Mädchen.*

*Neben der Abhärtung, deren Aufnahme als ein Prinzip der modernen Körperpflege hauptsächlich Rousseau zu danken ist, kommt bei den Naturvölkern häufig die Verletzung oder Verunstaltung einzelner Körperteile des Kindes als allgemeine Sitte vor. Sehr weite Verbreitung hat die Beschneidung (Circumcisio) des männlichen Gliedes. Sie findet sich nicht bloß bei den Juden und den dem Islam angehörigen Völkern als religiöser Akt, sondern auch bei vielen Negerstämmen Süd- und Ostafrikas und bei vielen Polynesiern. Es ist wahrscheinlich, daß in dieser Operation eine sanitäre Maßregel der Naturvölker vorliegt. Dagegen haben die bei vielen Völkern, namentlich Afrikas, üblichen Operationen an den Geschlechtsteilen der Mädchen offenbar den Zweck, die weibliche Keuschheit zu bewahren, und zeugen von der niedrigen Stellung, die solche Völker dem weiblichen Geschlechte einräumen.

Eine sehr allgemeine Sitte ist die Verunstaltung des Schädels. Bei den Indianerstämmen Nord- und Süd-Amerikas wird durch fortwährenden Druck auf die Stirn, oder auf den Hinterkopf der Schädel flachgedrückt oder keilförmig zugespitzt. Die Eskimos geben ihm eine pyramidale Form. Einzelne Stämme im südlichen Vorder-Indien pressen ihn an den Seiten zusammen oder drücken ihn am Scheitel herab. Manche Völker Afrikas und Polynesiens begnügen sich damit, die Nase platt zu drücken. Dieser Eingriff in die Natur ist, wie die bekannte Verkrüppelung der Füße bei den Mädchen in China offenbar auf das Bestreben zurückzuführen, den Körper zu verschönen, wobei aber ein uns widerstrebender Schönheitsbegriff maßgebend ist. Indes können wir darauf verweisen, daß die wechselnden Hutformen der Frauen und Männer und die künstlichen Frisuren der Damen bei den Kulturvölkern als Überbleibsel von der Verunstaltung der Schädel in den Urzeiten der Völker zu betrachten sind, und daß noch heutzutage die Sitte, hohe Stöckel an den möglichst klein gemachten Schuhen der Damen anzubringen, zur chinesischen Verkrümmung der Füße führt. — Näher noch steht unseren Sitten das Durchbohren der Nasenscheidewand (Süd-Australien, Salomonsinseln), der Lippen (Botokuden in Süd-Amerika, Bongo in Inner-Afrika) und der Wangen (Eskimos). Es entspricht dem noch heutzutage üblichen Ohrenstechen und bezweckt, den Körper durch äußeren Zierrat, den man an den durchbohrten Stellen anbringt, zu schmücken. Das Ausbrechen und Anfeilen einzelner Zähne, wie es bei den Negritos und manchen Negerstämmen vorkommt, sowie das Färben der Nägel und Zähne sind entschieden auch Mittel zur Verschönerung des Körpers. Es ist zu weit hergeholt, darin die Absicht zu sehen, den Unterschied des Menschen vom Tiere zum Ausdrucke zu bringen. — Eine mitunter sehr schmerzliche Operation ist das Tättowiren. Es wird bei wenigen Völkern (an der Ostküste Afrikas, in Britisch Guyana) in der frühesten Kindheit, meist erst in der Zeit der Pubertät, sowohl an Knaben, als auch an Mädchen vorgenommen. Zwar hat es auch den Zweck, den Körper zu schmücken und ist insofern als Ersatz für die Kleidung zu betrachten, durch deren verschiedenartige Moden die Kulturvölker ihrem Schönheitssinn zu genügen trachten, aber häufig dient es auch als äußeres Zeichen der geschlechtlichen Reife oder der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stamme. In diesen Fällen erhält es mitunter einen religiösen Charakter. Wollte man es bezweifeln, daß von den Naturvölkern

nicht bloß schmerzliche, sondern oft gefährliche Operationen am Menschenkörper vorgenommen werden, um einem eingebildeten Schönheitsideale zu entsprechen, so darf man wohl auf manche Unsitte bei den Kulturvölkern, vor allem auf das Einschnüren der Brust bei dem weiblichen Geschlechte hinweisen, durch welches die wichtigsten Lebensorgane des Menschen, die der Atmung und Verdauung, und damit die gedeihliche physische Entwicklung desselben auf das Tiefste geschädigt werden.*

Die Ernährung der Kinder bei den Naturvölkern ist einfach. In den ersten Jahren gewährt die Mutterbrust die ausschließliche oder doch die hauptsächlichste Nahrung, wobei hervorzuheben ist, daß die Kinder meist 2 oder 3 Jahre, manchmal (bei den Indianern in Canada, bei den Bewohnern der Samoa-Inseln und Neuhollands, bei den Ostjäken, Armeniern u. a.) auch 5 und sogar mehr Jahre gesäugt werden. Doch wird das Kind häufig schon frühzeitig an die bei dem Volke übliche Kost, freilich auch nicht selten an betäubende Genußmittel gewöhnt. Bei dem Aufziehen des gesunden Kindes, namentlich aber bei den Kinderkrankheiten spielt der Aberglaube bei den Naturvölkern eine wichtige Rolle, die er bekanntlich auch bei den Kulturvölkern zu behaupten wußte. Im Allgemeinen legen manche Völker große Sorgfalt in der Pflege der Kinder an den Tag, so z. B. die Eskimos, die Australier in Neuholland, die Abiponer in Südamerika, die Melanesier auf Tahiti u. a. Andere Völker dagegen, wie die Tungusen, Feuerländer und Coroaden in Südamerika kümmern sich wenig um die Pflege ihrer Nachkommenschaft.

*Was speziell die **Erziehung** anbelangt, so richtet sich diese bei den Naturvölkern auf die Erwerbung bestimmter für das Leben erforderlicher Fertigkeiten. Frühzeitig erlernen die Kinder ohne jede künstliche Vorkehrung das Gehen und Laufen. Sind sie größer geworden, so werden die Knaben vom Vater, die Mädchen von der Mutter für die Praxis des Lebens vorbereitet und in sie eingeführt. Bei den Eskimos wird der Knabe in der Führung der Waffen und im Rudern des Bootes unterrichtet und muß schon im 15 Jahre selbständig auf die Seehundsjagd gehen; das Mädchen muß mit dem 14. Jahre schon die Mutter beim Kochen, Nähen, Gerben, im Bauen der Zelte und Boote unterstützen. Bei den Somalis lernt der Sohn vom Vater Lanzen werfen und mit dem Schilde pariren, die Tochter von der Mutter Stroh flechten, Wasser- und Milchschläuche nähen, kochen, Hütten bauen, das Bau-

material herrichten, gerben u. a. Auf den Samoa-Inseln verwendet man die Mädchen zum Wasserholen und Muschelsuchen, zum Flechten von Matten und zur Verfertigung von den nötigen Hausgeräten, während die Söhne mit den Vätern in die Pflanzung, zum Kahn- und Hausbau, zum Fischen u. s. w. gehen und auf diese Weise alle Arbeit erlernen. In Australien lehren die Mütter ihren kleinen Kindern zeitig das Schwimmen. Der Vorgang, wie ihn Jung beschreibt, ist sehr einfach. Die Mutter nimmt das Kind auf die Schultern, geht in's Wasser und taucht unter, und nun arbeitet das kleine schwarze Ding wie ein schwarzer Pudel im Wasser umher, die Mutter stets sorgsam in der Nähe, sofort das Kleine auf den Rücken ladend, wenn seine Kräfte nachlassen. Die Knaben werden in der Handhabung der Waffen unterwiesen, auf Jagden mitgenommen und mit allem bekannt gemacht, was zu ihrem Fortkommen nötig ist. Auch in Neu-Guinea und Neucaledonien werden die Knaben sogar gemeinschaftlich im Führen der Waffen unterwiesen, während die Mädchen mit den Müttern schon früh in den Pflanzungen arbeiten müssen. Bei den Basutos, einem Bedschuanenstamme Süd-Afrikas, werden die Kinder, wenn sie laufen können, zu allerlei kleinen Hilfsleistungen im Hause verwendet; sie müssen Wasser holen, Holz klauben oder die kleinen Geschwister bewachen. Die Mädchen werden auf die Pflanzungen genommen, um zu jäten und zu pflanzen, während die Knaben die Vögel verscheuchen, oder die Ähren abbrechen, die dann am Abend in Fellen oder Körben nach Hause gebracht werden. Die größeren Knaben haben das Vieh zu hüten, und zwar die jüngern die Ziegen und Schafe, die ältern die Ochsen und Kühe. Es ist aus all dem ersichtlich, daß die Kinder der Naturvölker durch Nachahmung und Übung all jene Fertigkeiten lernen, welche sie im Leben brauchen. Wenn man erwägt, daß es zunächst körperliche Geschicklichkeit ist, durch welche die Wilden sich das für ihr Leben Erforderliche verschaffen, daß körperliche Kraft und Gewandtheit erforderlich ist, um in dem fortwährenden Kampfe, der zwischen den einzelnen Völkern und Stämmen herrscht, sich zu behaupten und daß die für die Bequemlichkeit des Lebens erforderlichen Gegenstände und Geräte von den Einzelnen oder von den Hausgenossen in der Familie erzeugt werden müssen, so muß man zugestehen, daß die Seite in der Erziehung, welche auf körperliche Kraft, auf Schärfung der Sinne, Gewandtheit und manuelle Fertigkeit, sich richtet, eine intensivere Pflege findet, als dies selbst bei den Kulturvölkern der Fall ist. Und wenn man heutzutage auch die

Handarbeit in die Schule einzuführen gedenkt oder schon teilweise eingeführt hat, so ist dies ein Zurückgreifen auf ein früheres Stadium der Erziehung, auf das namentlich Rousseaus Emil hingewiesen hat.*

*Für die **geistige Entwickelung** des Kindes kommt in erster Linie die Sprache in Betracht. Hauptsächlich durch die Sprache erzieht der entwickelte den unentwickelten Menschen, wirkt überhaupt der Mensch auf Seinesgleichen ein. Indem das Kind die Sprache des Vaters oder der Mutter lernt, erschließt sich ihm der Kreis der Vorstellungen, in welchem sich sowohl das materielle, als auch das geistige Leben seines Volkes bewegt. Mit der Sprache teilen die Eltern ihren Kindern die gesamte Kultur mit, welche sich bei dem Volke, dem sie angehören, im Laufe großer Zeiträume entwickelt hat. Selbstverständlich ist es wieder Nachahmung und Übung, wodurch das Kind die Sprache erlernt; doch muß zu der bloßen Nachahmung und dem physiologischen Prozesse in den Sprachorganen noch die Assoziation der Laute mit den Anschauungen und das Festhalten der Anschauungen als Vorstellungen mit dem Gedächtnisse, also ein psychischer Prozeß hinzutreten. Es ist bekannt, daß viele Naturvölker, besonders diejenigen, welche sich häufig zu religiösen oder politischen Zwecken, wenn man bei den einfachen Zuständen dieser Völker von solchen reden kann, versammeln, eine große Beredsamkeit zeigen. Damit hängt es wohl zusammen, daß bei einzelnen Völkern mit den Kindern besondere Übungen im Sprechen vorgenommen werden. So erzählt Pechuel-Loesche, daß die Negermutter bei den Bafiote-Negern (an der Loangoküste) dem Kinde kleine Verschen lehrt, „welche (ebenso unlogisch als allerorten bekannte) absichtlich schwierige Wortstellungen enthalten und beim schnellen Hersagen die ungeübte Zunge zum Straucheln bringen. Das kluge Kind werde den Besuchern vorgeführt und errege Bewunderung und Heiterkeit." Nach demselben Berichterstatter üben sich die Negerkinder an der Loangoküste frühzeitig in gewandter Rede, in Zungenfertigkeit und im Erzählen von Märchen; so erkläre sich die spätere Redefertigkeit, die fast alle Neger kennzeichnet.*

*Gleichzeitig mit der Sprache tritt auch der Gesang als Bildungsmittel auf. Er bildet das Gehör und wirkt auf Gemüt und Phantasie. Die ersten Lieder, die an das Ohr des Kindes klingen, sind die Wiege- und Schlummerlieder der Mutter. Sie dienen entweder zum Einschläfern oder zur Erheiterung und

Beschäftigung des Kindes. Dergleichen Liedchen finden sich fast bei allen Naturvölkern. Die Australierin auf Neuholland, sowie die Maorifrau auf Neuseeland singt ihr Kind mit hübschen Liedchen in den Schlaf. Von den Sioux-Indianern verzeichnet Abbé Domenech ein mehrstrophiges Wiegenlied, dessen 2. Strophe folgendermaßen lautet:

Ach Liebling, Du bist ja der Mutter Freude,
Schlaf, schlaf, mein Kindlein, schlaf ein.
Du zarte Wiege, schwank hin und her,
Wiege mein Kindchen nahe bei mir.
Doch, süßer Liebling Du, weine nicht,
Denn Deine Mutter wacht über Dich!

Weniger zart klingt das Lied der Hottentotten-Mutter, die ihren Liebling mit folgenden Worten preist und streichelt:

Du Sohn einer helläugigen Mutter, Du Weitsichtiger,
Wie wirst Du einst das Wild aufspüren,
Du, der Du starke Arme und Beine hast,
Wie wirst Du sicher schießen, die Herero berauben,
Und Deiner Mutter ihr fettes Vieh zum Essen bringen!
Du Kind eines starkschenkligen Vaters,
Wie wirst Du einst starke Ochsen zwischen Deinen Schenkeln bändigen!
Du, der Du einen kräftigen Penis hast,
Wie wirst Du kräftige und starke Kinder zeugen!

Daß die Kulturvölker aus den ältesten Zeiten ihrer Entwicklung noch viele mitunter schlichte und einfache, meist aber gar hübsche, sinnige und herzige Wiege-, Schlummer- und Kinderliedchen erhalten haben, davon zeugen die vielen Sammlungen deutscher, aber auch französischer, italienischer und arabischer Kinderlieder.*

*Wächst das Kind heran, so verbindet sich das Lied mit jenen zielbewußten, unter der Herrschaft der Phantasie stehenden Bewegungen, die man als Spiel bezeichnet. In dem Kinderspiel tritt der Bewegungs- und Nachahmungstrieb des Kindes zugleich mit dem Schöpfungsdrange auf. Es entwickelt also hierdurch nicht nur seinen Körper und erlangt Kraft und Geschicklichkeit, sondern es entfaltet sich hierbei auch ganz besonders sein Geist, indem es nicht blos nachahmt, was es gesehen oder gehört, sondern mit Hilfe der ihm eigentümlichen lebhaften und leicht erregbaren Phantasie selbständig Neues schafft. Mit dem Bewußtwerden seiner physischen Kräfte und seiner geistigen Fähigkeit verbindet sich ein Kraftgefühl,

das bei jedem Erfolge sich erhöht. Hierdurch wird im Kinde jene Heiterkeit und Freude erzeugt, welche als das allgemeine Attribut des Kinderspieles erscheint. Darum gibt es überall da, wo Kinder sind, Kinderspiele und Kinderlieder, ebenso bei den Naturvölkern, als bei den civilisirten Nationen. R. Hartmann sagt von den Völkern Afrikas. „Heiterkeit ist den meisten Afrikanern angeboren und die Spielplätze ihrer Kinder sind die Stätten fröhlicher Lust. Da geht es im Lärmen und Schreien gar toll her. Ich glaube nach meinen Erfahrungen und nach denen befreundeter Personen nicht, daß unter den Kindern auf dem dunkeln Kontinent ein sehr viel anderes Gebahren herrsche, als bei unserer lieben Jugend daheim. Die Kinder der Indianer, Mongolen, Wasser-Malayen und Creolen sollen im Allgemeinen ernster und düsterer sein, als diejenigen der Europäer, Polynesier und Afrikaner, namentlich aber der Nigritier. Unter letztern giebt es auch hübsche Kurzweil mit Früchten, Samen, Steinchen, befiederten Stäben, mit geflochtenen Häuserchen, Nachbildungen von Tieren aus Thon, Holz u. s. w. mit dem Bau von Kroalen aus Sand u. dgl., endlich mit zahmen lebenden Tieren." Von den Basuto erzählt der Missionär Endemann, daß sich die Jungen im Felde mit Fechtübungen, zu welchen Schild und Stöcke dienen, vergnügen; daß sie sich auch im Werfen mit Wurfkeulen üben, Jagden nach Hasen und kleinem Wild anstellen, Sprenkel aufstellen und Leimruthen legen. „Die Tiere, welche sie fangen, quälen sie gern zum Zeitvertreib. Auch vertreiben sich die Knaben die Zeit mit dem Formen von Thonfiguren. Die Mädchen vergnügen sich mit Springen über einen geschwungenen Riemen, sowie mit einem dem „Sautreiben" ähnlichen Spiele 2c., auch mit Tanzen, mit Formen von Kraalen aus Sand, mit Formen von Töpfen 2c." Über die Spiele der Kinder in Australien berichtet Jung. Im Spiel zeigt sich die Kinderschaar der Eingeborenen Australiens von Lebenslust bei voller Freiheit und Verzogenheit übersprudelnd. Kaum haben sie den Magen angefüllt, so heißt es „Laßt uns spielen" und nun geht es entweder an Verstecken, oder Ball spielen, oder eine Nachahmung der Erwachsenen im Kampfe, im Werfen oder im Tanzen, und dann ist ein Kreischen und Lachen, daß es weit durch den Busch wiederhallt, bis einer der ältern sein „genug" ertönen läßt, und dann kehrt Alles ohne Zögern zu seinen Hütten zurück. Ebenso haben bei den Mobus auf Neu-Guinea die Kinder verschiedene Spiele. Das Spielzeug liefert ihnen kein Händler, noch fertigt ihnen der Vater oder die Mutter dergleichen;

sie machen es sehr geschickt selbst. Kleine Windmühlen von Kokosblättern, Kreisel, fliegende Blasen sind beliebtes Spielzeug. Dies Alles wie bei uns. Allein die Knaben üben sich im Speerwerfen, einer ihrer Kameraden schleudert eine Kokosschale am Boden hin, die andern suchen sie zu treffen und bereiten sich so zur Jagd vor. Sie tummeln sich im Wasser und erlegen mit Speeren nnd Pfeilen kleine Fische, die sie nachher am Strande braten. Die Knaben der Eskimos spielen gewöhnlich mit kleinen Schlitten und üben sich im Speerwerfen. Die Mädchen erhalten Puppen, aus Walroßzähnen geschnitzt und mit Fellen bekleidet, oder kleine Figuren. Ein beliebtes Spielzeug bilden junge Hunde, die mit grenzenloser Rücksichtslosigkeit gequält werden.*

Den Spielen reiht sich] als ein Geist und Gemüt bildendes Mittel das Erzählen von Geschichten an. So wie die Kinder der Kulturvölker mit Freude und Spannung den Erwachsenen lauschen, wenn sie ihnen Geschichten erzählen, so ist dies auch bei den Kindern der Naturvölker der Fall. Hier wie dort sind es allerhand Sagen und Märchen, die das Interesse der Kleinen erregen. Wie in den Märchen der Kulturvölker Nixen und Elfen die Wälder und Wässer beleben, so wissen auch die Australier ihren Kindern von Wassergeistern, welche die Kinder in die Flut locken, und von Waldgeistern, welche in den düstern Dickichten hausen, zu erzählen. Der Vater berichtet auch wohl von seinen eigenen Kämpfen und Abenteuern mit Feinden und wilden Tieren, aber auch von den Heldenthaten der Vorfahren, deren Andenken im Munde des Volkes fortlebt und mit zahlreichen sagenhaften Zuthaten im Laufe der Zeiten ausgeschmückt wurde.

*Neben den Erzählungen, die mehr der Unterhaltung als der Belehrung dienen, findet auch mitunter eine besondere Unterweisung, ein eigener Unterricht, in dem Erziehungssystem der Naturvölker seinen Platz. So wird den Kindern der Basutos von den Eltern gewöhnlich am Abende eine Art Religionsunterricht erteilt, und vor der Mündigkeitserklärung müssen sie über das Gelernte in einer Prüfung Rechenschaft ablegen. Bei den Nubiern von El Bedjah lernen die Kinder der Grundbesitzer bei einem Priester (Fagih) etwas lesen, seltener schreiben; — in den Dörfern wird der Unterricht häufig erst nach Sonnenuntergang, beim Licht einiger Feuerbrände erteilt. Die Kinder der Mandingos lernen einige Sätze des Korans lesen und schreiben und einige Gebote hersagen. Sie werden für einen Zeitraum von 3 oder 4 Jahren bei den Marabus in die

Lehre gegeben, wofür diese von den Eltern Geschenke erhalten. Ist der Vater reich, so muß er am Ende der Studien seinen Sohn durch einen Sklaven oder ein anderes namhaftes Geschenk gewissermaßen vom Lehrer loskaufen. In Boma, einer Negerstadt am Kongo, fand der Abbé Durand ein förmliches Erziehungsinstitut, in welches man die Kinder schon von ihrem frühesten Alter an schickt. Hier sprechen sie eine fremde Sprache, tragen eine besondere Kleidung und bleiben völlig getrennt von andern Kindern bis zur Beendigung ihrer Erziehung. Offenbar ist dies eine Schule für die Fetischpriester. Dergleichen Anstalten kommen auch an der Küste des Golfes von Benin vor. Wo also ein besonderer Unterricht und eigene Unterrichtsanstalten vorkommen, da ist der Inhalt desselben meist durch die Religion gegeben, denn diese ist das erste und einzige Gebiet, auf welchem das abstrakte Denken der Völker in dem ersten Stadium ihrer geistigen Entwicklung sich bewegt. Finden wir doch auch in den Geschichten der Kulturvölker, daß sie Jahrtausende brauchten, um sich dem alles geistige Leben beherrschenden Einflusse der Religion zu entziehen und neben der religiösen eine profane Bildung und Wissenschaft zu schaffen.*

Die Religion knüpft an die wohlthätigen und schädlichen Kräfte in der Natur an, und da sind es vor allem die „Lichter des Himmels,“ welche die Aufmerksamkeit und die Verehrung der Völker auf sich zogen. Darum hängt mit der Religion die Pflege der Astronomie zusammen. Thatsächlich finden sich auch Zeugnisse dafür, daß in dieser verhältnismäßig schwierigen Wissenschaft ein Unterricht bei den Naturvölkern stattfindet. Cantova erwähnt, daß auf den östlichen Karolinen in jedem Distrikte zwei Erziehungshäuser sind, in deren einem die Knaben, im anderen die Mädchen, und zwar in dem, was sie von der Astronomie wissen, unterrichtet werden; der Lehrer hat dazu eine Kugel, auf welcher der Stand der Sterne meistens mit roter Farbe angegeben ist.

*Als ein besonderes den Verstand, darum gewissermassen formal bildendes Erziehungsmittel sind die Rätsel zu betrachten, die bei den geistig höher stehenden Naturvölkern vorkommen und bei einzelnen Völkern, z. B. den Basutos, als Lernübungen den Kindern aufgegeben werden. Tylor führt mehrere Beispiele solcher Rätsel an. So von den Zulus: Erratet ihr die Männer, welche viele sind und eine Reihe bilden; sie tanzen den Hochzeitstanz mit weißen Lendengurten geziert? (Zähne). Von den Basutos: Was stürzt vom Berggipfel, ohne zu zerbrechen? (Wasserfall). Welches Ding

wandert schnell ohne Beine und Flügel, kein Abgrund, kein Fluß, keine Mauer hält es auf? (Die Stimme). Von den Samoa-Inseln: Ein Mann mit weißem Haupte steht über der Mauer und reicht bis zum Himmel (Der Rauch). Ein Mann, der zwischen zwei gefräßigen Fischen steht (Die Zunge).*

*Wenn die bisher angeführten Mittel und Einrichtungen zunächst die Entwicklung des Intellektes bezwecken, so dient die **Zucht** hauptsächlich zur Leitung des Willens und dadurch zur Entwicklung der Sittlichkeit. Im Allgemeinen ist die Zucht bei den Naturvölkern sehr lose. Meist werden die Kinder von den Eltern verzogen; diese gewähren ihnen ihren Willen, und sie wachsen in großer Ungebundenheit auf. Namentlich suchen jene Völker, deren Hauptbeschäftigungen der Krieg und die Jagd sind, systematisch ihren Kindern die für diesen Beruf notwendigen Eigenschaften beizubringen. Bei den Fidschi-Insulanern sehen es die Väter gern, wenn ihre Kinder die Mutter schlagen, weil sie darin ein Vorzeichen tüchtiger Tapferkeit erblicken. Bei den Australiern gilt es als Grausamkeit, die Kinder zu züchtigen, sie erhalten kaum eine Zurechtweisung für alle Vergehungen ihres Übermutes, selbst für einen Diebstahl haftet der Vater, ohne aber den Sohn zu strafen. Der Eskimo straft die Mutter, wenn sie das Kind hart behandelt. Bei den Indianern Nordamerikas sucht die Mutter absichtlich ihre Söhne auf jede Weise zum Zorne zu reizen und gibt sich gern ihren Schlägen und Stößen preis, in der Hoffnung, sie dadurch zu Mut und Kühnheit zu erziehen; die Namaquas freuen sich, wenn ihre Kinder so stark geworden sind, daß sie ihre Eltern prügeln können, weil sie dann glauben, daß sie mit Erfolg gegen wilde Tiere und Feinde kämpfen werden. Unter solchen Verhältnissen zeichnen sich die Kinder schon frühzeitig durch Ungehorsam gegen die Eltern, durch Zügellosigkeit in ihren Begierden, durch Übermut und Grausamkeit gegen ihre Altersgenossen und durch Wildheit ihrer Sitten aus. Seltener, wie z. B. bei den Eskimos, bei den Indianerstämmen des tropischen Amerikas zeigen die Jungen im Verkehre mit den Alten Ehrfurcht und Bescheidenheit, häufiger, namentlich bei den Negern, gegenüber dem Vater pünktlichen Gehorsam. In der Erkenntnis der Eltern, daß sie ihre Kinder verzärteln, hat eine Sitte ihren Ursprung, die sich bei manchen Naturvölkern vorfindet und bei den Kulturvölkern häufig vorkommt. Die Eltern lassen ihre Kinder außer dem Hause erziehen. So wird bei den Osseten der Knabe, sobald er seinen Namen erhalten hat, in ein fremdes Haus gegeben und daselbst bis zum 7. Jahre erzogen; ein

gleiches ist bei den Bergstämmen Cambodjas und bei den Bugis auf Celebes der Fall. Auch in Transbeikalien übergiebt der reiche Burjäte seinen Sohn gleich nach der Geburt einem armen Burjäten, bei dem das Kind an Arbeit und Entbehrung gewöhnt wird.*

Bei aller Nachsicht, welche in der Erziehung der Naturvölker herrscht, fehlt es nicht an Strafen. Meist strafen die Eltern, wenn sie in Leidenschaft und Wut sind, und überschreiten dann häufig das Maaß. Bei den Indianern kommen nur Verweise und das Begießen mit kaltem Wasser als allgemeine Strafen vor. Bei den Creek-Indianern werden die Kinder durch Nadelstiche in's Bein und damit verknüpftes Fasten gestraft. Auf den Karolinen erhält der ungezogene Junge Schläge, wenn er allzugierig nach dem Essen greift, namentlich aber prügelt der Neger Senegambiens seinen Sohn, selbst den schon erwachsenen, empfindlich durch, wenn er durch ihn in Zorn gebracht wurde. Die Inder um Madras und die Krus an der Körnerküste Afrikas reiben ihren Kindern, wenn sie ungeberdig sind, Pfeffer in die Augen, so daß diese vor Schmerz furchtbar schreien. Man hält dies Disziplinarmittel für geeignet, die Sehkraft zu stärken. Bei den Krus werden auch die Kinder zur Strafe in einen mit roten Ameisen gefüllten Korb gesteckt und darin eine Zeit lang belassen, damit sie tüchtig gebissen würden. Die Eskimomutter setzt das unbekleidete Kind, wenn es schreit, so lange auf den Schnee, bis es sein Weinen einstellt. Ein häufiges Zuchtmittel, das auch in den verschiedensten Schichten der Kulturvölker sich erhalten hat, ist das Erregen von Furcht durch das Vorerzählen von allerhand Spuk- und Gespenstergeschichten. Man hängt wohl auch den Kindern Amulete um und bringt ihnen den Glauben bei, daß sie ihnen bei jedem Vergehen augenblicklich den Tod bringen. Und wie die Spuk- und Gespenstergeschichten durch die Furcht, die sie einflößen, das Handeln des Kindes beeinflußen, so können auch die schon erwähnten Sagen und Erzählungen durch das Vorführen von Beispielen gefeierter Männer des Volkes den Nachahmungstrieb des Kindes anregen und es zu solchen Thaten anspornen, welche nach der Meinung des Volkes als preiswürdig und ruhmvoll angesehen werden.

*Da der Kreis der Bildung bei den Naturvölkern ein beschränkter ist, so wird er auch in kurzer Zeit durchlaufen. Leicht kann ein halberwachsenes Kind all das sich angeeignet haben, was der Erwachsene, ja, was der älteste des Stammes weiß. Daraus erklärt sich die Frühreife der Kinder bei den Naturvölkern. Mädchen und

Knaben nehmen an all den öffentlichen Festen und Vergnügungen, an all den Genüssen teil, die bei den Kulturvölkern nur den Erwachsenen vorbehalten sind. Freilich müssen sie sich das Recht hierzu durch besondere, mitunter außerordentlich schmerzliche Operationen, denen sie sich zu unterziehen haben, erringen. Fast allgemein wird der Abschluß der Kinderjahre und die Aufnahme des Knaben oder Mädchens in den Kreis der Erwachsenen durch besondere Ceremonien und Feste gefeiert. Wenn mit diesen Festen die eigentliche Erziehung aufhört, so hört doch nicht der Einfluß des öffentlichen Lebens und der in diesem vorhandenen erziehlichen Faktoren, auf die Entwicklung des Individuums auf. Unter diesen erziehlichen Faktoren, welche ganz besonders die geistige Bildung sowohl schon in dem Kindesalter, als auch in den reiferen Jahren beeinflußen, erscheinen als die wichtigsten die öffentliche Moral und Sitte, die Religion und die Kunst.*

*Die **Moral** steht unter dem Einflusse der Sitte. Was der Sitte des Volkes entspricht, das gilt als moralisch. Deutet doch auch das deutsche Sprüchwort: „Ländlich, sittlich", so wie die Etymologie des Wortes „sittlich" auf diesen Zusammenhang hin. Wir dürfen darum nicht den Maßstab unserer Moral an die der Kulturvölker anlegen; denn so verschieden ihre Sitten von den unserigen und untereinander sind, so verschieden ist ihre Moral. Zunächst müssen wir die unser sittliches Gefühl am empfindlichsten verletzende geringe Wertschätzung des Menschenlebens hervorheben. Schon früher wurde der bei den Naturvölkern so häufig vorkommende Kindermord erwähnt. Insbesondere zeugt von der Mißachtung des Menschenlebens die bei so vielen Naturvölkern verbreitete Menschenfresserei (Anthropophagie oder Kannibalismus). Sowohl die malayischen Stämme Hinterindiens und der daran grenzenden Inseln, als auch die Polynesier der Marquesasinseln, Taitis, der Fidschi-Inseln, sowohl die Papuaner Neu-Guineas und der dabei gelegenen Eilande, als die Maoris auf Neuseeland, sowohl die Neger am Kongo und die Basutos in Südafrika, als auch die Botokuden am Orinoko sind noch, oder waren doch vor kurzer Zeit Menschenfresser. Es ist hierbei bemerkenswert, daß sich gerade bei solchen Stämmen, die eine verhältnismäßig höhere Kultur aufweisen, diese grauenhafte Sitte vorfindet. Bei vielen Stämmen, die der Anthropophagie nicht huldigen, kommen doch bei besonderen Gelegenheiten Massenmorde vor. So werden bei Kriegszügen die Gefangenen schonungslos niedergemetzelt und bei feierlichen Bestattungen

wie z. B. in Dahomé am Grabe des Todten Hunderte von Menschen hingeschlachtet. Zum Teile haben wohl diese grausamen Bräuche in allerhand Wahnvorstellungen ihren Grund. Der Menschenfresser glaubt durch das Verzehren des getödteten Gegners die Vorzüge desselben sich zu eigen zu machen, die am Grabe der Verstorbenen geschlachteten Opfer sind bestimmt, dem Abgeschiedenen im Jenseits Dienste zu leisten. Mitunter sind religiöse Motive die Veranlassung zu Menschenopfern: um den Zorn der Gottheit zu versöhnen, oder sich die Gunst derselben für einen besonders wichtigen Zweck zu sichern, bringt man ihr das denkbar größte Opfer, Menschenleben, dar. Immer sind sie aber ein Zeichen für den geringen Wert, den man auf ein Menschenleben legt und für die Grausamkeit der Völker, bei denen solche Bräuche bestehen. Wenn man aber erwägt, wie spät erst, trotz der christlichen Moral, die unveräußerlichen Menschenrechte wirklich anerkannt wurden, wie wenig selbst bei den hochzivilisirten Völkern des Altertums ein Sklavenleben galt, wie viele Hekatomben selbst in der Neuzeit dem Irrwahne der Inquisitoren, den Launen des Despotismus zivilisirter Herrscher zum Opfer fielen, so wird man die menschenmörderischen Bräuche der Wilden billiger beurteilen.*

*Überdies wurden diese Bräuche begünstigt durch den bei solchen Völkern allgemein anerkannten Grundsatz, *daß dem Starken das Recht über den Schwachen zustehe*. Aus diesem Grundsatz ist abzuleiten: die Mißachtung des Weibes und der Kinder, die der Mann als seine Sklaven verwendet, die Willkür der Häuptlinge, die schonungslos jeden ihnen Mißliebigen töten, die *Herzenshärte und Grausamkeit*, die sich namentlich bei solchen Stämmen entwickelt, welche einen schweren Kampf ums Dasein mit den Tieren oder mit Nachbarstämmen zu bestehen haben. Darum sind es nur seltene Erscheinungen, wenn die Australier um Port Stephens verwaiste Kinder adoptieren, oder bei den Anwohnern des Berges Murchison der ganze Stamm sich liebevoll der Kinder annimmt, deren Mütter gestorben. Bei den meisten Naturvölkern zeigt sich eine große Gefühlsroheit. Manche haben nicht einmal die Bezeichnung für Menschenliebe, weil ihnen dieses Gefühl ganz fremd ist. *Gnade* gilt den Indianern *Nordamerikas* oder den Bewohnern der Fidschi-Inseln als Laster, Vergebung als ein Fehltritt; als die größte Tugend wird *Rache* und *Grausamkeit* gepriesen. Die Kinder werden auch schon in der Jugend für diese Tugenden erzogen. So sah Williams auf den Fidschi-Inseln, daß eine Mutter ihre

Kinder anleitete, auf den Leichen der Feinde herumzutreten; bei den Sioux werden die Kinder veranlaßt, an den Grausamkeiten, die man gegen die Gefangenen übt, teilzunehmen; bei den Takhali erhalten sie förmlichen Unterricht darin.*

Ein weiterer Grundsatz, unter dessen Einfluß das Handeln bei den Naturvölkern, also ihre Sittlichkeit steht, ist der Utilitarismus: alles Nützliche gilt als sittlich. Vergegenwärtigt man sich, daß bei Völkern einer niedern Bildungsstufe der Egoismus in einem hohen Grade entwickelt ist, so gelangt man auch zu der bekannten Maxim: jedes Mittel, das zu seinem Zwecke führt, ist gut. Von solchen Prinzipien geleitet, erachten die Naturvölker weder Lüge noch Betrug, weder Diebstahl noch Raub als etwas Böses, natürlich dann, wenn dadurch das beabsichtigte Ziel erreicht wird. Von den Kindern der Motu auf Neu-Guinea erzählt Turner, daß sie zu stehlen anfangen, sobald sie nur laufen können; ein Buschmann, von einem Missionär über den Unterschied des Guten und Bösen gefragt, führte als Beispiel einer bösen That an, daß ein anderer ihm seine Frau raube, als das einer guten, daß er sich die Frau eines andern gewaltsam aneigne.

Weil die Naturvölker auf einer niedern Stufe der geistigen Entwicklung stehen, so hat man sie mit gutem Grunde mit Kindern verglichen, die sorglos in den Tag hineinleben, an keine Zukunft denken und die flüchtige Stunde zu ihrer Annehmlichkeit ausnutzen. Darum sind sie nicht imstande, mit Beharrlichkeit und Ausdauer ein Ziel durch längere Zeit zu verfolgen, Alles, was ihre Aufmerksamkeit oder Neigung erregt, lenkt sie von ihrem Ziele ab; sie erscheinen daher als unzuverlässig und halten weder Versprechungen noch Verträge. Mit den Kindern teilen sie auch den raschen Wechsel, sowie die ungestümen Äußerungen des Schmerzes und der Freude. Wegen geringfügiger Verluste geraten sie in den größten Schmerz, den sie, wie dies von den Südsee-Insulanern erzählt wird, durch heftiges Weinen äußern. Doch bald sind die Thränen getrocknet, wenn sich ihnen irgend eine Annehmlichkeit in Aussicht stellt. Dagegen wird aber von den Indianern erzählt (Waitz), daß sie stilles Ertragen von Schmerz und Krankheit von jedem Manne fordern, in ihrem Benehmen große Ruhe und Gleichmäßigkeit zur Schau tragen und durch Selbstbeherrschung ihre Gemütsbewegungen so sehr in ihrer Gewalt haben, daß selbst die stärksten Leidenschaften nur selten an ihnen sich äußerlich bemerkbar machen.

*Der kindlichen Auffassung entspricht auch die in dem Leben

der Naturvölker sich bekundende Ansicht, daß das Natürliche nichts Schlechtes ist, das bekannte naturalia non sunt turpia. Indem dies auch auf die Äußerungen des geschlechtlichen Lebens angewendet wird, so erscheint es, als ob bei ihnen gar kein Schamgefühl vorhanden wäre. Namentlich gilt dies von jenen Völkern, welche ganz oder fast ganz unbekleidet umhergehen, z. B. den Australiern, einzelnen Stämmen am weißen Nil, den rohen Negern des Sudans und den Buschmännern. Aber auch bei den Maoris auf Neuseeland und bei den Eskimos zeigt sich, trotzdem sie ihren Körper in Kleider hüllen, keinerlei Schamgefühl. Selbst da, wo das Schamgefühl vorhanden ist, äußert es sich auf ganz verschiedene Weise. Die Araberin, die sorgfältig ihr Gesicht verhüllt und vor keinem Manne zu erscheinen wagt, würde die zivilisirten Europäerinnen, die bei den Tänzen in den Salons sich von den Männern umschlingen lassen, für die sittenlosesten Personen halten, während sie andererseits von unserer Damenwelt der Unverschämtheit geziehen würde, weil sie ohne Verlegenheit Knie und Busen sehen läßt. Bei den malayischen Völkern auf den Inseln Hinterindiens und Polynesiens gilt es als höchste Beschämung, wenn der Nabel sichtbar wird. Bei dem Mangel eines Schamgefühls kennen die Naturvölker auch nicht die Tugend der Keuschheit. Die Spiele der Australier und Polynesier sind mit den unzüchtigsten Geberden und Handlungen verknüpft, und die Kinder, sowie die vornehmsten Weiber nehmen an ihnen Teil, ohne daran etwas Anstößiges zu finden. Mit der untergeordneten Stellung des Weibes hängt auch der geringe Wert zusammen, den man auf Frauentugend legt. Die brasilianischen Indianer halten die Keuschheit eines Mädchens für keine Tugend, sondern für ein Zeichen von ihrem wenig anziehenden Wesen, auch die Bewohner der Ladronen und Andamanen halten ein zurückhaltendes Mädchen nicht für tugendhaft, sondern für stolz und selbstsüchtig. Ziemlich allgemein ist es Sitte, daß der Hausherr seinem Gast ein Weib aus seinem Haushalte, mitunter seine Gattin oder Tochter, überläßt. Die Eskimos betrachten es als Beweis großer Freundschaft, wenn zwei Männer ihre Frauen auf einige Tage vertauschen, und der Lappe bevorzugt dasjenige Mädchen, das von einem weißen Manne ein Kind bekommen hat.*

*Ungeachtet der niedrigen Stufe, welche die Naturvölker auf dem Gebiete Moral einnehmen, finden sich doch bei ihnen gewisse Grundlagen oder Urformen der Sittlichkeit. Als Tugend wird all' das anerkannt, was die Erhaltung des Individuums und des ihm

zugehörigen Besitzes fördert, also ebenso gut Mut, physische Kraft und Tapferkeit, als manuelle Fertigkeit, List und Klugheit. Da aber bei vielen Naturvölkern sich schon eine gesellschaftliche Organisation ausgebildet hat, so mußten sich auch die Keime solcher Tugenden entwickeln, welche die Gesellschaft zu ihrer Erhaltung bedarf. Zunächst ist es der Gehorsam gegen das Haupt der Gesellschaft und dessen Anordnungen. Dieser hängt zusammen mit der Anerkennung, deſſen sich physische Macht und Stärke bei Naturvölkern überhaupt erfreut. Er beruht auf Furcht und Zwang ohne ein höheres ethisches Motiv. Da ferner bei jenen Naturvölkern, die ein seßhaftes Leben führen, auch der Begriff des Eigentums entwickelt ist, so entwickelt sich mit diesem die Erkenntnis des Rechtes auf den Besitz dieses Eigentums. Es erscheint demnach der Diebstahl und Raub an den Gliedern der Gesellschaft als ein Unrecht. Die Gesellschaft muß, wenn sie sich behaupten will, auch auf das Leben ihrer Glieder einen Wert legen. Der Mord eines Genossen muß darum als eine Schädigung der Gesellschaft erscheinen. Diese Erkenntnis hat zu der Institution der Blutrache geführt, die als die älteste Form der Todesstrafe für Mord und Todschlag sehr weite Verbreitung hat. Demnach erscheinen die Gebote: „Du sollst der Obrigkeit gehorchen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht tödten" als unentbehrliche Grundlage eines geordneten Zusammenlebens bei vielen, namentlich den seßhaften Stämmen; ihre Erfüllung gilt als notwendige Tugend. Daneben entstehen auch innerhalb der Gesellschaft Tugenden, die weniger durch den Zwang, als durch die im Menschen gelegenen edlen Triebe hervorgerufen werden; als solche kann man die Freundschaft und die Gastfreundschaft hervorheben, für welche mancherlei Beispiele aus dem Leben der Naturvölker angeführt werden.*

*Werden all die angeführten Tugenden durch das Leben und durch die Gesellschaft selbst in den ihr zugehörigen Gliedern erzogen, so gibt es doch auch besondere Mittel, durch welche sie namentlich der Jugend empfohlen und in ihr entwickelt werden. Ein solches sind neben den schon erwähnten Erzählungen, welche durch die darin vorkommenden Beispiele zur Nachahmung reizen, die Sittensprüche, welche sich als Niederschläge einer langjährigen Erfahrung bei vielen Naturvölkern nachweisen lassen. Tylor führt mehrere derselben an. Auf den Fidschi-Inseln sagt man: „die Nakondoleute hauen zuerst den Mast" um den Mangel an Voraussicht zu verspotten. Die Neuseeländer tadeln den Schlemmer: „Tiefe Kehle, flache Sehnen."

Die Basutos verspotten den Schwätzer: „Wasser wird niemals müde zu laufen," und den Mißmutigen, der an nichts Freude hat: „Löwen knurren, während sie fressen." Das Deutsche „Aus dem Regen in die Traufe" erscheint bei den Negern von Guinea in einer anderen Form: „Er floh vor dem Schwert und versteckte sich in der Scheide." Der Energielose wird bei ihnen mit dem Sprichwort getroffen: „Wer nur seine Augenbrauen als Armbrust hat, wird nie ein Tier töten." Das Sprichwort „Asche fliegt ins Gesicht dessen zurück, der sie wirft", entspricht unserem „Wer einem anderen die Grube gräbt, fällt selbst hinein." Gegen die Undankbarkeit richten sich die Sprichwörter: „Das Schwert kennt den Kopf des Schmiedes nicht." „Als die Calabosse sie gerettet hatte, sagten sie, laßt uns sie zur Trinkschale schneiden." Die Thatsache, daß das Sprichwort als Ausfluß der Weisheit betrachtet wird, konstatirt der Spruch: „Wenn ein Armer ein Sprichwort macht, so verbreitet es sich nicht." In dergleichen Sittensprüchen liegt ein pädagogisches Moment, das auch noch heutzutage bei den Kulturvölkern sich geltend macht. Das, was die Distichen Catos im Mittelalter, das „Spruchbuch" in den Schulen der Neuzeit war, das sind die Sprichwörter im Erziehungssysteme der Naturvölker.*

*Ein anderes Mittel, das seit Luther bei der Erziehung geschätzt und verwendet wird, ist die Tierfabel. Sie stammt gewiß aus der Urzeit des Menschengeschlechtes, in welcher der Mensch noch im innigsten Contacte mit der Natur stand, sich mit dieser eins fühlte und alle Wesen in ihr belebte. In der That finden sich bei den meisten Naturvölkern zahlreiche Erzählungen von Tieren. Freilich fehlt vielen von ihnen das moralische Element, sie sind zunächst Tiermärchen, welche durch Geschichten von den Tieren deren Eigentümlichkeit zu erklären suchen und hauptsächlich zur Unterhaltung bestimmt sind. Doch ist der Übergang von solchen unterhaltenden Tiergeschichten zur belehrenden Tierfabel schon bei vielen Naturvölkern nachweisbar. In den Hottentottenmärchen tritt neben den Mythen von dem schlauen Schakal, der den Löwen um den besten Teil der Beute zu betrügen weiß und dem ein schwarzer Streifen auf den Rücken eingebrannt ist, weil er einmal die Sonne weggetragen hat, die moralisirende Fabel von dem Löwen auf, der klüger als seine Mutter zu sein glaubte und durch den Speer des Jägers umkam, weil er nicht auf ihre Warnung vor dem gefährlichen Geschöpfe achtete, dessen Kopf in einer Linie mit Brust und Schultern steht. Ebenso haben die Sulus eine durchaus moralisirende Fabel in der Erzählung vom Klipp-

schliefer, der sich seinen Schwanz nicht holte, als die Schwänze vertheilt wurden, weil er bei dem Regen nicht ausgehen mochte; er bat die andern Tiere, ihm einen mitzubringen und so bekam er gar keinen. Unter den nordamerikanischen Sagen vom Manabozho findet sich eine mit ganz äsopischem Humor. Manabozho verwandelte sich in einen Wolf, tödtete ein fettes Elentier und wollte es verspeisen. Aber nun wußte er nicht, wo er anfangen sollte; denn, sagte er, wenn ich am Kopfe anfange, lachen die Leute und sagen, ich äße es rückwärts, und wenn ich von der Seite anfange, sagen sie, ich äße es seitwärts. Endlich entschloß er sich und war gerade im Begriff, einen delikaten Bissen in den Mund zu stecken, als dicht bei ihm ein Baum knarrte. Still, still! sagte er zum Baum, bei solchem Lärm kann ich nicht essen, und trotz seines Hungers ließ er das Fleisch liegen und kletterte hinauf, um den Baum zur Ruhe zu bringen; aber er verfing sich zwischen zwei Ästen und wurde festgehalten. Da sah er eine Schaar Wölfe kommen. Geht weg! Geht weg! rief er; aber die Wölfe meinten, er müsse da etwas haben, sonst würde er nicht sagen, sie sollten einen anderen Weg gehen. So kamen sie heran, fanden das Elen und verzehrten es bis auf die Knochen, während Manobozho ärgerlich dreinschaute. Der nächste heftige Windstoß öffnete die Äste und setzte ihn in Freiheit, und als er nach Hause ging, dachte er: das kommt davon, wenn ich mich um geringfügige Dinge kümmere, während ich ein höheres Gut in Händen habe.*

*Als ein wichtiger erziehlicher Faktor, der vielfach auch die Sittlichkeit des Volkes beeinflußt, erscheint die **Religion**. Wenn man die Religion als den Glauben an überirdische Wesen bezeichnet, so giebt es kein Volk ohne Religion. Aber diese Religion ist nach der Kulturstufe der Völker sehr verschieden. Ihr Ausgangspunkt dürfte in der Furcht zu suchen sein, die der Naturmensch bei ihm unerklärlichen Erscheinungen, unter denen er leidet, empfindet. So lange er das zum Leben Erforderliche besitzt und sich wohl fühlt, denkt er nicht daran, wem er diese Güter zu danken hat. Bricht aber über ihn eine Krankheit herein, trifft ihn ein unerwartetes Unglück, sei es ein Erdbeben, ein verheerender Sturm, oder sonst ein Ereignis, entreißt ihm der Tod ein Glied der Familie, dann drängt sich ihm das Bedürfnis auf, nach dem Urheber zu forschen. Diesen findet er in der nächsten Umgebung, da sein Geist nicht genug geschult ist, einen komplizierten Causalnexus zu verfolgen. Die Umgebung denkt er sich, wie sich selbst, beseelt. Zu der Er=

kenntnis seines eigenen geistigen Ichs, „der Seele“, führte ihn der Unterschied, den er zwischen einem lebenden und todten Körper beobachten kann. Bei der Bildung und Entwicklung dieser Vorstellung helfen ihm auch noch die Traumerscheinungen, welche ihm die Seele als etwas von den gewöhnlichen Vorstellungen der Materie verschiedenes erscheinen lassen. Mit solchen Seelen belebt er, ganz wie das Kind, nicht bloß die lebenden Wesen, Tiere und Pflanzen, sondern auch die ganze leblose Natur, ja selbst die Gebilde, die des Menschen Hand aus den Naturstoffen geschaffen. In diesen von ihm beseelten Objekten seiner nächsten Umgebung findet er auch die Urheber seiner Leiden und seines Unglücks. Ihre Seelen scheinen ihm als die unsichtbaren Lenker seiner Geschicke. Das ist die niederste Stufe der Religion: der Fetischismus oder der Animismus, welcher sich bei vielen Naturvölkern vorfindet. In dieser Form der Religion liegt kein sonderlicher Antrieb zum sittlichen Handeln. Thut der Fetisch nicht seinen Dienst, so wählt man sich einen neuen Fetisch, der mächtiger erscheint. Bei den meisten Völkern entwickelt sich aber aus diesem rohen Glauben an die beseelte Umgebung eine höhere Form der Religion, indem alle unerklärlichen Erscheinungen auf einige wenige oder mitunter auch auf ein einzelnes übernatürliches Wesen zurückgeführt werden. Zunächst sind wohl diese überirirdischen Wesen dem Menschen feindliche Mächte, deren Feindschaft er durch Gaben oder durch besondere Formen der Verehrung zu versöhnen sucht; es entsteht also schon ein bestimmter Gottesdienst, den man insofern als Zauberei bezeichnen kann, als durch nichtige Handlungen und Sprüche der natürliche Lauf der Dinge aufgehalten werden soll. Eine weitere Entwicklung nimmt die Religion, wenn in diesem höchsten Wesen eine dem Menschen günstige, freundliche Macht erkannt wird, die im Stande ist, die ihm feindlichen Naturmächte einzuschränken. Dann tritt neben der Furcht auch das Vertrauen als die Grundlage seiner Gottesverehrung auf. Er sucht Schutz gegen die Feindschaft der Naturgewalten bei Wesen, die er mit sich selbst geistig verwandt glaubt. Es entwickelt sich der Glaube an gute und böse Geister, also ein Dualismus; die Formen des Gottesdienstes werden mannigfaltiger, infolge dessen ersteht ein besonderer Stand von Priestern. Da die Zauberei in den verschiedensten Formen als das eigentliche Mittel erscheint, um das Böse abzuwenden und das Gute zu erhalten, so kann man die Priester, die den Verkehr mit den Dämonen besorgen, als Zauberer bezeichnen; im Einzelnen haben

sie verschiedene Namen: Schamanen in Nordasien, Medizinmänner in Nordamerika, Paye in Südamerika, Angelok bei den Grönländern u. s. w. Die entwickeltern Formen der Religion, nenne man sie Zauberei oder Magie, gewinnen Einfluß auf die Sittlichkeit des Menschen. Um das Übel abzuwenden oder die Gunst der Gottheit zu erhalten, muß sich der Mensch entweder selbst Entbehrungen auferlegen oder Opfer von dem Besitze, der ihn erfreut, darbringen. Er wird also gezwungen, sein Handeln zu beobachten, es mit dem ihm durch den Zauberer eröffneten, oder von ihm selbst erkannten Willen seiner Gottheit in Übereinstimmung zu bringen. Gut und böse werden allmählich geschieden, wenn auch diese Begriffe keineswegs mit den unsrigen übereinstimmen; es erwächst die Überzeugung, daß das Unheil, welches den Menschen trifft, eine Folge des Bösen ist, das er gethan hat, und daß die gute That auch irdische Güter im Gefolge habe. So erwacht im Menschen der Glaube an eine Vergeltung, und dieser Glaube ist von mächtigem Einflusse auf die Sittlichkeit. Mit Rücksicht auf ihn findet der Grundsatz: „Thue das Gute und meide das Böse“ Eingang in das Gemüt des Naturmenschen. Insbesondere steigert sich der Einfluß der Religion auf das sittliche Handeln des Menschen, wenn sich der Mensch zu einer höheren Auffassung der Gottheit aufschwingt. Neben der Allmacht, die als das erste Attribut derselben erscheint, legt ihr der Mensch auch bald die Eigenschaften der Allwissenheit und Allgegenwart bei. Aber es verrät eine höhere Stufe der Entwicklung, wenn er zur Erkenntnis der eigenen Sündhaftigkeit gelangt, in ihr das heilige und gerechte Wesen verehrt, das, selbst von jeder Sünde frei, die Sünde des Menschen verabscheut und straft. Daß selbst rohe Naturvölker, wenn auch nicht deutlich bewußt, diese Auffassung von ihrer Gottheit besitzen, zeigen mancherlei Bräuche. Die Odschibwëer an dem oberen See in Nordamerika haben einen Monat im Jahre, in welchem sie sagen: „Ich werfe meinen schlechten Lebenswandel weg.“ Die Creek-Indianer haben zugleich mit dem Feste der ersten Früchte eine Art Sühn- und Reinigungsfest. Sie bereiten sich mit strengem Fasten vor und, nachdem ihre Priester die alten Feuer ausgelöscht und mit dem neuen heiligen Feuer einen Teil der geernteten Früchte verbrannt hatten, nehmen die Männer Brech- und Purgiermittel („die Kriegsmedizin“), während sich die Weiber baden und waschen. Damit sind alle Übelthaten des verflossenen Jahres, außer den Mordthaten, gesühnt.*

*Den mächtigsten Antrieb zum sittlichen Handeln bildet die Religion, wenn sich in ihr die Idee der Vergeltung mit dem Glauben an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Leben nach dem Tode verbindet. Daß der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele unter den Naturvölkern ziemlich allgemein verbreitet ist, erhellt aus der Sorgfalt, mit der sie die Toten bestatten, aus den Gaben, die man ihnen in das Grab legt. Nicht bloß Speise und Trank, sondern auch seine Waffen und Hausgeräte werden dem Verstorbenen für das Leben im Jenseits mitgegeben. Ja, selbst seine Weiber und Sklaven werden mitunter getötet, damit er nichts von dem entbehre, dessen er im irdischen Leben bedurfte. Auch der vielfach verbreitete Ahnenkultus, dessen Entstehung aus den Träumen nicht bezweifelt werden kann, ist ein deutlicher Beweis für den Unsterblichkeitsglauben. Über die Art und Weise dieses Fortlebens weichen die Ansichten der Völker vielfach ab. Manche nehmen eine Seelenwanderung durch Tier- und Menschenleiber, andere ein Fortleben in Pflanzen und Bäumen an, wieder andere glauben, daß die Seele eine Wanderung nach entfernten Gegenden unternehme. Diese Gegend, wo sich die Seelen der Verstorbenen aufhalten, versetzen einige Völker auf die Erde, andere unter die Erde, wieder andere in den Himmel. Mit diesem Fortleben nach dem Tode verbinden nicht alle Völker die Idee der Vergeltung. Manche meinen, daß die Art und Weise des Fortlebens lediglich durch die gesellschaftliche Stellung des Lebenden bedingt ist. Auf den Gesellschafts-Inseln herrscht z. B. der Glaube, daß das Paradies (Raiatea) mit seinen Blumen, seinen vielen Jünglingen und Mädchen und seinen glänzenden Festen nur für die bevorzugte Klasse der Areoi bestimmt ist. Auf den Tonga-Inseln glaubt man an ein Inselparadies (Bolotu), in das auch nur die Seelen der Vornehmen gelangen, während die Seelen der gemeinen Leute nicht einmal als unsterblich gelten. Aber bei vielen Völkern ist die Überzeugung von einer Beziehung des künftigen auf das irdische Leben ein Glaubenssatz. Der Grönländer meint, daß in das glückliche Land des Torngarsu nur jene kommen, die zur Arbeit getaugt, große Thaten gethan, viele Walfische und Seehunde gefangen, viel ausgestanden haben oder im Meere ertrunken sind. Die Indianer Nordamerikas stellen nur denjenigen, welche tapfere Jäger und Krieger waren, in Aussicht, daß sie nach dem Tode auf Prärien in ewigem Frühlinge werden jagen können. Die Tupinambas in Brasilien glauben, daß die Seelen derer, welche

tugendhaft gelebt, d. h. sich ordentlich gerächt und viele Feinde verzehrt haben, hinter die großen Berge gehen und in schönen Gärten mit den Seelen der Väter tanzen, daß dagegen die Seelen der Weichlinge und die Unmündigen in die ewige Pein zu Aygnan, dem bösen Geiste, kämen. Ebenso gelangen nach dem Glauben der Cariben nur die Tapferen ihres Volkes nach dem Tode auf die glücklichen Inseln, wo alle guten Früchte wild wachsen, um dort die Zeit mit Tänzen und Gastmählern zu verbringen und ihre Feinde zu Sklaven zu haben; die Feiglinge aber müssen ihren Feinden dienen und in einem wüsten unfruchtbaren Lande jenseits der Berge wohnen. Nach dem Glauben der Tschoktas (in S. O. der Union) reisen die Seelen nach dem Tode weit nach W., wobei der lange schlüpfrige abgeschälte Stamm einer Fichte, von Hügel zu Hügel reichend, den tiefen Fluß des Schreckens überbrückt; die Guten kommen sicher in das herrliche Paradies, die Bösen stürzen dagegen hinab in die Fluten des Abgrunds und gehen in das düstere Land des Hungers und Elends ein, wo sie hinfort wohnen müssen. Wenn der Glaube sich gebildet, daß im künftigen Leben Lohn und Strafe für das auf der Erde gethanene Gute und Böse bevorstehe, so ist dies ein wichtiger Sporn zu einem sittlichen Handeln, ein die Erziehung mächtig fördernder Faktor.*

*Aber auch an und für sich sind die Gedanken und die Handlungen, welche durch die Religion eines Volkes bei dessen Gliedern hervorgerufen werden, ein wirksames Mittel der Erziehung. Die religiösen Bräuche und Opfer wirken auf das Gemüt und erwecken in diesem Stimmungen, die sich von denen des Alltagslebens unterscheiden. Mag es die bloße Furcht oder besser gesagt der eigentümliche Schauer sein, welcher selbst den Wilden bei dem Eingreifen einer übernatürlichen Macht erfaßt, oder mag sich dieser Schauer zur feierlichen Andacht und anbetenden Verehrung des übernatürlichen Waltens potenziren, immer wirken solche Stimmungen veredelnd auf sein Gemüt ein. Dieser veredelnde Einfluß der Religion macht sich unbewußt auch im Kinde geltend, indem dasselbe mit seinen Eltern und mit dem Stamme die religiösen Bräuche und Opfer mitmacht. Neben dieser unbewußten Einwirkung gibt es auch bei vielen Naturvölkern eine bewußte Erziehung für die Religion. Sie findet gelegentlich statt, indem die Eltern ihren Kindern Aufklärungen über den Glauben, den sie hegen, über die Handlungen, die vom religiösen Standpunkte zu thun oder zu unterlassen sind, Mitteilungen machen. Wir haben aber auch früher hervor-

gehoben, daß bei manchen Naturvölkern ein förmlicher Unterricht in der Religion besteht, indem eine Art System der Religion gelehrt, Gebete, Gesänge, Tänze und Reigen, die bei dem Gottesdienste vorkommen, eingeübt werden. Natürlich wird ein solcher Unterricht vor allen bei jener Jugend Platz greifen, welche sich dem Priesterstande widmet. Derjenige, der ein Schamane, Medizinmann, Paye oder, wie sonst die Bezeichnungen für die Priester heißen, werden will, muß von einem erfahrenen Zauberer in die Formen der Zauberei und in die Beschäftigungen seines Standes eingeführt sein, um dann, gewöhnlich nach einer besonderen Vorbereitung unter feierlichen Bräuchen in den privilegirten Stand aufgenommen zu werden. Meistens spielen hierbei ein langes, strenges Fasten, ein längerer Aufenthalt in der Einsamkeit und Verzückungen des physisch herabgekommenen und geistig überreizten Kandidaten eine hervorragende Rolle.*

*Endlich wäre noch eine Seite der Erziehung hervorzuheben, welche wohl größtenteils unter dem Einflusse der Religion steht, aber auch außerhalb derselben in der Gesellschaft und im Verkehre mit der Natur Berücksichtigung findet; es ist dies die **ästhetische Erziehung.** Es ist kein Zweifel, daß wir die Anfänge der Künste bei den Naturvölkern zu suchen haben, daß also auch die Erziehung zum Schönen bei diesen Völkern nicht ganz vernachlässigt erscheint. Des Schönen werden wir uns entweder durch Vermittlung des Ohres oder des Auges bewußt. Zu den Künsten, welche auf das Ohr wirken, gehören hauptsächlich die Musik und Dichtkunst; dagegen wirken Malerei, Bildhauerei und Architektur auf das Auge; Tanz und Schauspiele nehmen Auge und Ohr gleichzeitig in Anspruch. Daß bei der Erziehung das Lied und in ihm Dichtkunst und Musik schon im frühesten Lebensalter des Kindes eine Anwendung finden, wurde bereits erwähnt. Die Wiegen- und Kinderlieder der Mütter legen wie bei den zivilisirten, so bei den nichtzivilisirten Völkern den Grund der ästhetischen Erziehung. Aber auch im Kultus spielen Dichtkunst und Musik eine hervorragende Rolle. Die Gebete und Hymnen, die da gesungen, oder doch in einem Rhythmus und Tonfall rezitirt werden, entwickeln die in der Kindheit gelegten Keime weiter. Tylor führt einzelne Gebete an, welche nicht wenig dichterischen Schwung verraten: Auf den Samoa-Inseln bringt das Familienhaupt eine Libation seines Lieblingstrankes Ava mit folgendem Gebete dar:

Hier ist Ava für Euch ihr Götter!
Blicket freundlich auf diese Familie;
lasset sie wachsen und gedeihen;
erhaltet uns bei guter Gesundheit!
Lasset unsere Pflanzungen fruchtbar sein;
lasset Futter wachsen;
möge Überfluß herrschen für uns, Euere Geschöpfe!
Hier ist Ava für Euch, unsere Kriegsgötter!
Laßt ein starkes und zahlreiches Volk für Euch in diesem Lande sein
Hier ist Ava für Euch, ihr segelnden Götter!
Kommt nicht an diesem Orte ans Ufer.
Möge es Euch gefallen, durch den Ozean hin
nach einem anderen Orte zu segeln.

Ein Kriegsgesang der Delawaren lautet:

O du großer Geist dort oben,
Habe Mitleid mit meinen Kindern
Und meinem Weibe!
Verhüte, daß sie meinetwegen nicht trauern!
Laß mir in diesem Unternehmen gelingen,
daß ich meinen Feind erschlage
und heimbringe die Siegeszeichen
zu meiner teueren Familie und meinen Freunden,
daß wir miteinander uns freuen . . . !
Habe Mitleid mit mir und behüte mein Leben
Und ich will Dir ein Opfer bringen.

Neben solchen lyrischen Ergüssen fehlt es bei den Naturvölkern nicht an epischen Dichtungen, welche meist deren Mythen zum Gegenstand haben; so wird z. B. von den Fidschi-Insulaner erzählt, daß sie reich seien an mythologischen Dichtungen, die in gebundener Rede und gereimt, sowie in gehobener Sprache vorgetragen werden; die Maoris auf Neuseeland haben anmutige Schöpfungssagen und selbst sagenhafte Überlieferungen über ihre Herkunft und älteste Geschichte; die Eskimos besitzen Erzählungen von Reiseabenteuern und Märchen von badenden Jungfrauen, die sich in Schwäne verwandlen u. dgl. Aus den angeführten Beispielen ist zugleich ersichtlich, daß die Dichtkunst nicht bloß im Dienste der Religion steht, sondern auch als profane Dichtung an der ästhetischen Erziehung des Volkes und insbesondere der Jugend Anteil hat.*

*Mit der Dichtkunst im Bunde erscheint auch die Musik als Erziehungsmittel, indessen wird diese auch allein teils zu religiösen Zwecken teils auch bei weltlichen Festen und Lustbarkeiten verwendet. Man trifft bei den Naturvölkern die verschiedensten Instrumente, Harfen, Cymbeln, Flöten, Pfeifen, Trompeten aus Horn oder Muscheln, Holzbecher, die man mittelst Hammerschlägen zum klingen

bringt, am häufigsten aber Trommeln von der verschiedensten Größe und Form. Obzwar die Musik dieser Naturvölker in den seltensten Fällen den ästhetischen Anforderungen eines zivilisirten Volkes genügt, so hat sie doch auf diese Völker, deren Gemüt so leicht aus der Gleichgewichtslage gebracht werden kann, eine außerordentliche Wirkung. Immer äußert sie sich in einem meist wilden *Tanze*, der häufig zu einer förmlichen Raserei ausartet und nicht selten in convulsivischen Zuckungen und Krämpfen endet. Aus diesem Grunde darf man ihren *Tänzen*, die zumeist in religiöse, kriegerische und Liebestänze zerfallen, keinen höheren ästhetischen Wert zuerkennen.*

*Der Tanz bildet den Übergang zu den *bildenden Künsten*. Daß diese bei den verschiedenen Naturvölkern eine mitunter staunenswerte Entwicklung gefunden haben, lehrt jede ethnographische Sammlung. *Die Malerei* kommt in der Verzierung der Gewebe und Werkzeuge, aber auch bei der Tätowirung zur Geltung. Über die Ornamente, die hierbei verwendet werden, äußert sich Owen Jones in seiner Grammatik der Ornamente „Das Auge des Wilden, gewöhnt daran, die Harmonie in der Natur zu betrachten, muß leicht auf die Wahrnehmung des richtigen Gleichgewichts eingehen hinsichtlich der Farbe; und das ist auch wirklich der Fall in den Ornamenten der Wilden, wo das Gleichgewicht der Farbe und Form immer streng erhalten wird." Und über die Form eines Ornamentes auf einer aus dünnen Rindenschichten bestehenden Kleidung aus Tonga-Tabu (Freundschafts-Inseln) fällt er folgendes Urteil: „Es kann nichts primitiveres geben und doch offenbart die Anwendung des Musters einen höchst verfeinerten Geschmack und die größte Geschicklichkeit; es wäre schwer, mit denselben beschränkten Mitteln Schöneres zu leisten." Aber auch *figurale Darstellungen* sind bei den Naturvölkern nicht selten. So zeichnen die Australier an die Felsen Menschengestalten, Keulen, Wasserkürbisse, aber mit besonderer Vorliebe die verschiedensten Tiere: Hunde, Meerschweine, Eidechsen, Haifische, Seesterne u. dgl. Als die holländischen Schiffe den Papuanern auf Neu-Guinea Papier und Bleistift gaben, zeichneten sie mit fester Hand Fische und Vögel darauf. Bekannt sind die Malereien, welche die Betschuanen an den Wänden bei ihren Höhlen anzubringen pflegen. Ein besonderes Zeichentalent bekunden die Eskimos; sie verzieren ihre Knochengeräte mit Zeichnungen, welche Scenen aus ihrem Leben darstellen, wie sie Lubbock abgebildet hat. Die Abbildungen dienen mitunter auch zur Feststellung und Über-

lieferung von Thatsachen, sie sind demnach die **primitivste Form der Schrift**. In dieser Weise finden sie sich hauptsächlich bei den Indianern Nordamerikas vor, auch auf der Osterinsel fand man drei Holztafeln, die mit allerhand bildlichen Zeichen bedeckt waren, und die man als eine Art Schrift deutete. — **Die Bildhauerei** kommt bei den Naturvölkern selten in der Form vor, daß man Menschen- oder Tierfiguren aus Holz oder Thon formt; dagegen schnitzt man aus Holz und Bein die zierlichsten Geräte, nicht bloß Waffen und Becher, sondern auch Ruder, Kähne und Schlitten. Dabei werden diese Kunstprodukte äußerlich häufig mit sehr reichem Schnitzwerk ausgestattet. Welch hoher Kunstsinn sich mitunter sowohl in der Form als Verzierung solcher Geräte verrät, ersieht man aus dem schon erwähnten Werke Owen Jones. Von einem Ruder aus Neuseeland behauptet er, daß es mit den Werken der höchsten Civilisation wetteifern könne, es gebe an der ganzen Oberfläche keine einzige übelangebrachte Linie. Die Gestalt im Allgemeinen sei höchst elegant und die Verzierung durchgehends aufs beste geeignet, die Form zu entwickeln. Auch aus Thon und Stein werden mancherlei Geräte, mitunter auch Särge gebildet. Hiebei zeigt sich gleichfalls der Geschmack des Volkes sowohl in der Form des Gerätes, als in dem daran angebrachten Schmucke. — Am wenigsten entwickelte sich bei den Naturvölkern die **Architektur**. Die meisten dieser Völker führen ein Nomadenleben oder wohnen in Zonen, wo der Mensch des schützenden Obdaches nicht so dringend bedarf. Dennoch offenbart sich in ihren Zelten und Wohnhäusern, in ihren Anlagen der Dörfer und Festungen und in ihren Tempel- nnd Grabbauten ein ästhetischer Sinn, der unsere Anerkennung erzwingt. Im Allgemeinen kann man demnach von der Kunst der Naturvölker sagen, daß sie zwar noch in der Kindheit ist, aber eben deshalb durch ihre Anmut und Naivetät, durch die Einfachheit ihrer Mittel und die in jedem Werke zu tage tretende Individualität des Schöpfers fesselt.*

*Daß dieser Geschmack an Werken der bildenden Kunst, die freilich noch mit dem Gewerbe vereint ist, sich der Jugend mitteilt, dazu bedarf es zunächst keiner besonderen äußerlichen Mittel. Die Jugend sieht die Formen, gewöhnt sich an dieselben, findet an ihnen Gefallen und bildet sie von selbst nach. So werden gewiß manche Zeichnungen, die man bei den Naturvölkern vorfindet, Versuche von Kindern sein, welche die Zeichnungen der Alten oder direkt die Natur nachbildeten. Auch erfahren wir, daß bei vielen

Völkern die Kinder sich aus Thon Tiere und Menschen bilden, um mit diesen Figuren zu spielen, also sich in der Plastik versuchen. Desgleichen bauen sie sich im Spiele Zelte und schmücken sie nach Art der Großen. Außer diesem unbewußten Einflusse, den ein Volk durch seine Kunst auf die ästhetische Erziehung der jungen Generation nimmt, macht sich auch ein bewußter Einfluß geltend. Die Mutter unterweist das Mädchen, das es zum Weben und Flechten anhält, auch direkt, welche Muster es an den Zeugen anzubringen habe. Der Vater, der dem Sohne die Waffen und Geräte schnitzen lehrt, giebt ihm die Ornamente an, mit welchen sie zu verzieren sind.*

*Die Betrachtung der Erziehung bei den Naturvölkern[1]) zeigt, daß die Menschheit schon auf der frühesten Stufe ihrer Entwicklung das Wesen der Erziehung kennt, insofern eine zielbewußte Einwirkung der Erwachsenen auf die Jugend stattfindet, um diese in erster Linie mit allen für das praktische Leben erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten auszustatten. Diese Erziehung erstreckt sich zunächst auf den Körper und insbesondere auf die Ausbildung in allen Fertigkeiten der Hand, als des spezifisch menschlichen Organes, dessen er sich im Kampfe ums Dasein und bei der Beschaffung alles dessen bedient, was er fürs Leben notwendig hat, oder wodurch er sich dieses Leben angenehm zu machen vermag. Doch bleibt die Erziehung bei der Pflege des Körpers, seiner Sinne und Organe nicht stehen, auch der Geist wird in den Bereich ihrer Thätigkeit gezogen, und damit wird die Körperpflege eigentlich erst zur Erziehung. Schon der Naturmensch gelangt zur Erkenntnis der Seele als des edleren, besseren Teils seines Ichs, dem er übernatürliche Eigenschaften, häufig auch die Unsterblichkeit zuschreibt. Mit dieser Erkenntnis verbindet sich zwar keine planmäßige, aber doch eine, dem jeweiligen Zwecke entsprechende Einwirkung auf die Seele des Kindes, die eine Entwicklung derselben erzielt. Diese Entwicklung findet in allen jenen Richtungen statt, in welchen das Seelenleben sich äußert. In der Sprache äußert und mit der Sprache entwickelt sich der Intellekt, als dessen Grundlagen Gedächtnis und Phantasie erscheinen.

---

[1]) *Die Erziehung bei den alten Bewohnern Mexikos und Perus wurde nicht berücksichtigt, weil diese Völker nach alle dem, was von ihnen überliefert und erhalten ist, den Kulturvölkern zugezählt werden müssen. Auch die Sitten und Bräuche der Kulturvölker wurden nicht herbeigezogen, weil in ihnen schon der Einfluß der Zivilisation der historischen Zeit sich geltend macht und es schwierig erscheint, sie von diesem Einflusse loszulösen.*

Außerdem kommen besondere Mittel in Anwendung, um dessen Entwicklung zu fördern, unter denen sich auch das Spiel, ja selbst ein förmliches Unterrichten vorfindet. Mit den Vorstellungen, die in der Sprache zum Ausdrucke kommen, erwachen auch die Gefühle, welche die Grundlagen für das Wollen und Handeln bilden. Zur Erzeugung, Entwicklung und Leitung dieser Seiten des Seelenlebens sind schon bei den Naturvölkern jene Mittel vorhanden, deren sich die Kulturvölker bedienen. Die Zucht, welche unter Anwendung von Lohn und Strafe richtige Gewöhnungen erzeugt, stellt die physische und psychische Thätigkeit des Kindes in den Dienst der in der Gesellschaft bestehenden höheren Formen des Lebens, welche zunächst als das Produkt der den Menschen vor den Tieren auszeichnenden geistigen Anlagen, die man in dem Begriff Vernunft zusammenfaßt, erscheinen. Es sind dies vor allen die Sittlichkeit, die Religion und Kunst, deren Grundlagen sich schon bei den Naturvölkern vorfinden. Insofern das geistige Leben dieser Völker in diesen Formen sich äußert, wirken sie erziehend auf alle Individuen, die an diesem geistigen Leben teilnehmen, insbesondere auf die leicht empfängliche Jugend. Aber nicht bloß das Leben in der Gesellschaft bildet unvermerkt Geist und Gemüt des Kindes und lenkt sein Wollen und Handeln in bestimmte Richtungen; es finden sich auch schon bei den Naturvölkern besondere Erziehungsmittel auf diesem Gebiete des Seelenlebens, wie die Tierfabeln, Sittensprüche, religiösen Vorschriften, Glaubenssätze, u. dgl.*

*So offenbart sich schon auf der ersten Stufe der Entwicklung der menschliche Geist als eine allen Menschen innewohnende Potenz, deren Wirksamkeit sich nicht bloß auf die Erhaltung des physischen Lebens beschränkt, sondern auch den idealen Zielen des Wahren, Guten und Schönen zustrebt. Mögen diese Ziele noch so unbestimmt und verborgen in dem Bewußtsein des Naturmenschen schlummern, so zeigt doch gerade die Erziehung der Naturvölker, daß sie vorhanden sind und daß der Geist des Naturmenschen, wenngleich unbewußt, sich doch zu jenen Idealen zu erheben sucht, welche der zivilisirte Mensch mit Bestimmtheit erkennt und als Ziele der Erziehung setzt. Freilich erscheinen alle diese höheren Formen des Lebens, in welchem der menschliche Geist nach einer seiner Natur entsprechenden Entfaltung ringt, noch primitiv und unvollkommen. Aber so wie in der Knospe die Schönheit der Blume verborgen und unentfaltet liegt, so erkennt man auch in den Äußerungen des geistigen Lebens der Naturvölker die unentwickelten Formen jener

reichen Kultur, zu welcher sich die Menschheit im Laufe von Jahrtausenden emporgearbeitet hat. Es stimmen demnach sowohl die Richtungen als auch die Ziele der Erziehung bei den Naturvölkern vielfach mit dem überein, was die hochentwickelte Gegenwart in der Erziehung anstrebt. Es gewinnt aber diese erste Phase in der Geschichte der Erziehung noch ein erhöhtes Interesse durch den Umstand, daß nicht bloß dieselben Faktoren, sondern auch dieselben Formen und Mittel in der Erziehung der Naturvölker vorkommen, welche in der Gegenwart angewendet werden. Besonders interessant und lehrreich wird überdies die Erkenntnis, die man aus der Betrachtung der Erziehung der Naturvölker gewinnt, daß einerseits manche Mängel der heutigen Erziehung sich als „Überbleibsel" aus der dunklen Vergangenheit der Menschheit erhalten haben, und daß anderseits wieder einzelne Vorzüge der Erziehung bei den Naturvölkern im Laufe der Zeiten durch eine einseitige Pflege des Geistes aus dem Erziehungssysteme der Kulturvölker verschwunden sind. Mit der Erziehung der Naturvölker ist der Grund gelegt zu dem Menschheitsideal, an dessen Ausgestaltung und Vervollkommnung die Kultur seit Jahrtausenden arbeitet. Zwar ist das Gebilde noch vielfach roh und unbestimmt, aber deutlich erkennt man bereits die Grundformen des Menschenbildes. Die Geschichte der Erziehung bei den Kulturvölkern zeigt, wie sich aus diesen rohen Formen allmählich immer deutlicher und immer vollkommener der Typus entwickelte, der als Ideal der Menschheit der Erziehung in der Gegenwart vorschwebt.*

B. Die Erziehung bei den Chinesen und Japanesen.

* Durch die Betrachtung der Erziehung bei den Naturvölkern wird die in der Anthropologie feststehende Thatsache von der Einheit des Menschengeschlechtes nur noch bestimmter erwiesen und jedem Zweifel entrückt. Ebenso unzweifelhaft ist aber die Verschiedenheit der Menschenrassen. Diese Verschiedenheit bezieht sich nicht bloß auf die Körperbildung, sondern auch auf die geistigen Fähigkeiten. Zwar sind alle Menschenrassen der Kultur im Allgemeinen fähig, aber diese Fähigkeit unterscheidet sich nach verschiedenen Graden und ist beschränkt durch verschiedene Grenzen. Mögen Klima, Bodenbeschaffenheit und die Natur, unter deren Einfluß der Mensch steht, als ein wesentlicher Faktor, der diese Verschiedenheit bedingt, gelten, so beweist doch auch die Verschiedenheit der einzelnen Individuen, die als Kinder eines Stammes unter gleichen äußeren Einflüssen leben, daß als ein noch wichtigerer Faktor die angeborenen geistigen Anlagen zu betrachten sind. Von diesem Standpunkte muß zugestanden werden, daß unter den Rassen vor allen anderen die mittelländische (kaukasische) die geistig entwickeltste und die für die geistige Entwicklung befähigtste ist, und daß sich ihr zunächst die mongolische und dann die amerikanische anreiht. Nur diese drei Rassen weisen Kulturvölker auf.*

*Die Kulturvölker der amerikanischen Rasse sind die Azteken Mexikos, die alten Bewohner Mittelamerikas und die Quichuas oder das Inkavolk in Peru. Es war eine hochgradige Kultur, über welche die Europäer, die bei der Eroberung des Landes sie noch kennen lernten, berichten, und welche sich in den von diesen Völkern hinterlassenen Werken, zumeist Bauten, bekundet. Aber

diese Kultur ist entschwunden, ohne daß sie einen merklichen Einfluß auf die Folgezeit geübt oder unter dem Einflusse einer anderen höheren Kultur eine selbständige Entwicklung gewonnen hätte. Überdies fließen die Quellen zu spärlich und zu trübe, um ein richtiges und deutliches Bild von ihrer Erziehung zu entwerfen. Dadurch erscheint es gerechtfertigt, daß diese Völker in der Geschichte der Erziehung übergangen werden.*

Wichtiger sind die Kulturvölker der mongolischen Rasse, die Chinesen und Japanesen. Während die amerikanischen Kulturvölker durch den weiten Ocean von den Völkern, welche als Träger des geschichtlichen und kulturellen Lebens der Menschheit erscheinen, getrennt sind, stoßen die mongolischen Völker unmittelbar an sie an und es war darum unvermeidlich, daß Übergänge und Einflüsse von der einen auf die andere Seite stattfanden. Auch darum erscheint die Erziehung bei diesen Völkern von erhöhter Bedeutung, weil dieselben noch gegenwärtig als Kulturvölker mit einer eigenartigen Zivilisation bestehen, die als Resultat einer mehrere Tausend Jahre umfassenden geschichtlichen Entwicklung erscheint. Zwar kann man nicht behaupten, daß in China die Geschichte ihren Anfang nimmt, (denn die Anfänge der ägyptischen Geschichte reichen 1000 Jahre vor die der Chinesen), auch nicht, daß die Geschichte von China über Indien weiter nach dem Westen schreitet, (denn weder China noch Indien nehmen einen merkbaren Einfluß auf den Gang der Geschichte des Altertums an den Gestaden des Mittelmeeres); aber unzweifelhaft kam die Kultur und Zivilisation nach Europa aus dem Oriente; denn die ältesten Kulturvölker der mittelländischen Rasse, die Ägypter, Inder, Altchaldäer wohnten im Oriente, dem man ja auch den Nordosten Afrikas zurechnen muß. Darum gilt für die Kultur wie für die Natur der Satz:

Ex oriente lux! Die Sonne geht im Morgenlande auf; auch die geistige. Das Morgenland ist die geistige Morgenröthe, — Tagesanbruch, von Morgennebeln vielfach umlagert; immer aber blitzt das Sonnenlicht wieder durch und drückt den Nebel nieder — das Land der Kindheit des Menschengeschlechts. Im Orient beginnt die Geschichte der Menschheit, *in Asien und dem zunächst gelegenen Theile Afrikas* der Anfang der historischen Entwicklung.

In Asien durchdringt sich — wenn auch nicht so innig wie in Europa — Wasser- und Erdprozeß: wo aber die innigste Durchdringung von beiden, da ist die Erde am meisten entwickelt. Da-

gegen ist Afrika vorwiegend das Land des Hochgebirges und der Monotonie — die Natur ohne Gegensatz: ein einförmiges Terrain, ein Körper ohne Glieder, ein Hochland mit Gluthimmel; es steht darum *mit den meisten seiner Völker* in der Vorhalle des Geschichtstempels, *nur* in seinem Norden *entwickelte sich eine höhere Kultur und mit dieser ein geschichtliches* Leben. Der große, durch alle Hauptzonen sich ausbreitende Kontinent von Asien schließt neben geschlossenen endlosen Binnen- und Wüstenregionen Alpen- und Tiefländer wie eine reiche Inselnatur in sich und bietet, im innersten Zusammenhange mit dieser Mannigfaltigkeit, eine ebenso mannigfaltige Pflanzen- und Tierwelt dar. Und wie sein Klima und seine Pflanzen und Tiere, so seine Menschen. Seine üppige Vegetation sowohl, wie sein glühender Himmel, spiegeln sich in seinen Menschen wieder. Und diese staunen- und schreckenerregende Natur mit ihren riesigen Bergen und ihren eintönigen Ebenen, mit ihren ungeheuren Strömen und ihren geisterhaft-klaren Gestirnen stürmt zugleich so kolossal auf den Geist ein, daß er verwirrt und erdrückt sich vor ihr selbstlos niederwirft. Darum auch ist der Orient das Land der Substanz, in der das Individuum auf- und untergeht, wie es bei der Überfülle der wirklichen Natur in dämmernde Träume versinkt, oder vielmehr zwischen extremer starrer Ruhe und leidenschaftlicher Erregtheit *schwankt.* Der Orient ist, wie ihn Hegel charakterisirt, die vom patriarchalischen Naturganzen ausgehende, in sich ungetrennte, substantielle Weltanschauung, in der die weltliche Regierung Theokratie, deren Herrscher auch Hoherpriester oder Gott, Staatsverfassung und Gesetzgebung zugleich Religion, sowie die religiösen und moralischen Gebote oder vielmehr Gebräuche ebenso Staats- und Rechtsgesetze sind. In der Pracht dieses Ganzen geht die individuelle Persönlichkeit rechtlos unter; die äußere Natur ist unmittelbar göttlich, oder ein Schmuck des Gottes, und die Geschichte der Wirklichkeit Poesie. Die nach den verschiedenen Seiten der Sitten, Regierung und des Staates hin sich entwickelnden Unterschiede werden, an der Stelle der Gesetze, bei einfacher Sitte, schwerfällige, weitläufige, abergläubische Zeremonien, — Zufälligkeiten persönlicher Gewalt und willkürlichen Herrschens, und die Gliederung in Stände eine natürliche Festigkeit von Kasten. Am Hergebrachten fest hangend, ist der Orientale durch und durch konservativ. Sein schönstes Glück besteht in Ruhe und Genuß. Die Idee und das Recht der freien Persönlichkeit kennt und anerkennt er nicht: er hat einerseits wenig tiefes Gefühl für Ehre und Schande, indeß er seine Größe in List

und Schlauheit setzt; andrerseits ist er gegen die Höheren servil, gegen die Niederen despotisch. Weil damit aber der Mensch noch nicht als persönliches Wesen erfaßt ist: darum fehlen auch im Orient noch die wahrhaft menschlichen Fundamente der Sittlichkeit, — darum erscheint der Vater als der unbedingte Herr über Leben und Tod des Kindes, — darum ist das Weib die Sklavin des Mannes, — darum ist das Erziehungsziel mechanische An- und Eingewöhnung der Satzungen und Typen, an die das Volksleben gebunden ist, Abrichtung zur gedankenlosen Unterwerfung unter die unbezweifelbare Autorität, im Unterricht unwandelbare Überlieferung der religiösen Satzungen durch das Gedächtniß, mechanisches Auswendiglernen der Formeln und Gebete, welche die alles Wissen und alle geistige Bildung umfassende Priesterkaste gegeben hat, und welche man — consequent — in Tibet und bei den Kalmücken durch Maschinen verrichten läßt. Die Erziehung bemüht sich, die erreichte Kulturstufe festzuhalten, nicht über sie hinauszugehen. Die Individualität, nicht zur Berechtigung und Anerkennung gekommen, wird nicht und soll nicht aus sich bestimmt werden: ihre Bestimmung wird ihr äußerlich — durch die Geburt und durch Abrichtung gegeben. Können und Kennen wird äußerlich mitgetheilt und äußerlich aufgenommen, wie der orientalische Geist sich selbst nur äußerlich, in und an der Natur, hat. — Es finden sich im Oriente die Anfänge aller Kultur, die ersten Entdeckungen, welche die Basis zu allem wahrhaft menschlichen Leben bilden, die ersten Grundsteine zum Aufbau der Weltgeschichte. Der Orient ist in seinem ganzen Leben und also auch in seiner Erziehung die Wiege der Völker.

Asien ist die Folie des ersten historischen Lebens, — nicht in seinem Stamme, dem Innern, sondern in seinen Gliedern, den Küsten, und nach seinen vier Weltgegenden, wovon jedoch das nordische Tiefland, Sibirien, in seiner Erstarrung und Einförmigkeit außerhalb der Geschichte liegt. Nach drei Seiten hin, in drei Reichen, von denen jedes ein Doppelstromland umfaßt, schließt sich also Asien auf, in China, dem Tiefland des Hoangho und Yantsekiang, in Indien, dem Tiefland des Indus und Ganges, und in Mesopotamien, dem Tieflande des Euphrat und Tigris. Von diesen drei Kulturcentren geht auch die Geschichte der Erziehung aus. — Afrika hat nur in Ägypten und zwar nicht eine afrikanische, sondern eine asiatische Geschichte, wie Ägypten von Natur von seinem kontinentalen Stamme durch Wüsten getrennt, durch einen Isthmus aber und durch

dessen beiderseitige Meere nach Asien gewiesen ist: wie das Land selbst, so ist auch seine Erziehung — symbolisch. Und während Ägypten, obwohl Afrika angehörig, in seiner Bildung und Erziehung zum Orient gerechnet werden muß, so tritt hingegen der Gipfelpunkt des semitischen Stammes, Palästina mit dem Volke Israel, das äußerlich dem Oriente angehört, mit seinem geistigen Leben aus demselben heraus, weil es abgesondert von allen andern Völkern und Ländern mit seiner Theokratie und theokratischen Erziehung in der Weltgeschichte einzig dasteht.[1])

a. **Die Erziehung bei den Chinesen.**

***Quellen und Hilfsschriften.** Die größere Ausgabe der chinesischen Klassiker von James Legge (The Chinese Classics, Hongkong und London 1851 ff.) war mir nicht zur Hand; dagegen die späteren Ausgaben des Shuking, Shiking, Yiking und Hiâoking, die derselbe Autor in dem Sammelwerke Max Müllers, The sacred book of the East, herausgab. Das Shiking lag auch in der Ausgabe Viktors v. Strauß (Heidelberg 1880) vor, F. Rückerts Schiking, (Altona 1833), das für die älteren Auflagen benutzt wurde, ist antiquirt. Laotse's Weg zur Tugend (T'ao-te-king), übersetzt von Reinh. v. Plänckner (Leipzig 1870). Ebenso rühren Übersetzungen der von Confucius verfaßten Hauptwerke „Die erhabene Wissenschaft" (Ta-hio) und „Der unwandelbare Seelengrund" (Tchong-Yông) von Reinh. v. Plänckner (Leipzig 1875) her, gegenüber denen Schotts Werke des Kungfu-dsu (Halle 1826) entbehrlich erscheinen.

An Hilfsschriften wurden in den früheren Ausgaben: Duhalde „Ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs und der großen Tartarei;" aus dem Französischen übersetzt von Mosheim. 4 Bde. (Rostock 1748); Gützlaff „3jähriger Aufenthalt im Königreiche Siam nebst einer kurzen Beschreibung seiner 3 Reisen in die

[1]) *Diese im Anschlusse an Hegel entwickelte Charakteristik des Orients wurde, wenn sie auch im Einzelnen nicht überall zutrifft, mit einigen Verbesserungen belassen. Ganz ähnlich kennzeichnet auch L. v. Stein „den Geist des Orientes" (p. 151 f.); er hebt aber insbesondere hervor, daß der Einfluß dieses Geistes noch immer sich geltend macht (p. 164 f.), denn der Orient hat mit dem Geheimnis des Göttlichen das Priestertum geschaffen und durch dieses ist der Kampf zwischen Glauben und Wissen, der Streit zwischen Staat und Kirche und das erbitterte Ringen um die Herrschaft der Kirche über die Schule in das nach Freiheit ringende Bildungswesen des Abendlandes eingedrungen. Darum greift der Geist des Orients noch in die heutige Bildung hinein.

Seeprovinzen Chinas" (Basel 1835) und „Leben des Tarkuang," Memoiren des Hofes zu Peking (Leipzig 1852); ferner Davis „La Chine," traduite de l'Anglais par Richard, revue par Bàzain (Paris 1857); Käuffer „Geschichte von Ostasien" 3 Bde. (Leipzig 1858) und Lechler „Acht Vorträge über China" (Basel 1862) benutzt. — Hierzu kamen an neueren Werken Georg Weber „Allgemeine Weltgeschichte" 2. Aufl. (Leipzig 1882). James Legge „The Religions of China" (London 1880) und die Abhandlungen, die Plath in den Sitzungsberichten der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften zu München veröffentlicht hat, vor allen sein Bericht „Über Schule, Unterricht und Erziehung bei den alten Chinesen." (Jhrg. 1868 2. Bd.), der sich auf Ed. Biot's „Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Chine et de la corporation de lettrées depuis les anciens temps jusqu'à nos jours" (2 Bde. Paris 1845 und 1847) stützt.*

Das chinesische Reich ist um die Hälfte größer als Europa und erstreckt sich vom östlichen Hochasien bis an den großen Ocean. Es zeigt alle Verschiedenheiten der Erdformen in ihrer größten Ausdehnung und besteht aus einem höher gelegenen Stufenlande und einem vom Hoangho und Yantsekiang durchschnittenen fruchtbaren Tieflande. Nach den drei Hauptabschnitten, im Norden des Hoangho, im Zwischenstromlande und in dem südlichen Dritteil richtet sich, wie Ritter bemerkt, die Vegetation und Landeskultur des großen Reiches. „Das südliche Dritteil allein ist das romantische Land, die Wildnis, das Waldrevier; dazwischen hochkultivirte Thäler, der Kampferbaum, der Feigenbaum, der Theestrauch. Im mittleren Dritteil ist Reisbau, Seidenkultur in den Maulbeer-Plantagen, Baumwollenbau, Zuckerrohr 2c. in unsäglicher Menge vorherrschend. Im nördlichen Dritteil ist dies alles minder einheimisch, oft nur kärglich zu finden, wenig Weizen; Reis und Thee in Petscheli so wenig als in England; dagegen andere Getreidearten, Grasfluren, Ulmen, Pappeln, Weiden." Wir sehen hier — sagt Lord Brougham — ein Territorium von enormer Ausdehnung, welches sich 1500 engl. Meilen von Ost nach West und eben so viele von Nord nach Süd erstreckt, von mehr als 300 Millionen Menschen bevölkert, die alle unter einem Herrscher stehen, ihre Gewohnheiten eine Periode hindurch bewahrend, die weit über die autentische Geschichte anderer Völker hinausgeht. Das Land ist *schon* zivilisirt, als Europa noch in Barbarei

versunken war; es besitzt Jahrhunderte vor uns die Künste, welche wir für die Haupttriumphe der Zivilisation halten; ja es übertrifft seine Industrie selbst jetzt noch die Industrie und den Unternehmungsgeist des Westens durch die ungeheure Größe der öffentlichen Arbeiten. Dieses Land wird teilweise umschlossen von einer riesigen, vor 2000 Jahren erbauten Mauer von 1500 engl. Meilen Länge, und es besaß einen Kanal von 700 Meilen volle vier Jahrhunderte, ehe man einen Kanal in Europa hatte. Die Regierung dieses unermeßlichen Reichs wird von dem einzigen Oberhaupte in Folge des regelmäßigen und mechanischen Gehorsams der Chinesen ausgeübt, als ob die Regierten Tiere oder Massen von leblosem Stoffe wären. Dabei ist das Volk — sagt Lechler — nicht nur nicht in rohe Unwissenheit versunken, sondern wirklich allgemein im Besitze von Bildung in einer gewissen Ausdehnung, und es schätzt dieselbe höher, als irgend ein Volk der Welt. Die Institutionen Chinas existieren seit mehr als 25 Jahrhunderten und haben während dieser Zeit *mancherlei Änderungen erfahren.*[1]) Dabei ist allerdings der Fortschritt, der sich in der Kulturentwicklung der Chinesen offenbart, ein langsamer, auch erreichten *sie bei all ihrer Zivilisation und ihrem frühen Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten* eine Grenze, über deren Schranken sie nicht herauskamen. Die Hilfsquellen dieses zivilisirten Staats sind unberechenbar und waren dennoch nicht im Stande, zwei vollständige Eroberungen durch eine Barbarenhorde zu verhüten oder die Seeräubereien einer benachbarten Insel — Japan — zu züchtigen. Das Staatswesen *zeigt eine sorgfältig gegliederte Verwaltung, welche sich auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens erstreckt, dabei aber ist die Verfassung noch patriarchalisch,. und es giebt weder eine geordnete Gesetzgebung noch ein öffentliches Recht.* Wissenschaft und Kunst werden beschützt; aber zugleich wird ihre Verbesserung durch Ausländer verboten. Mit der Aufmunterung der einheimischen Industrie ist die Ausschließung des ausländischen Handels verbunden. Schon einer ihrer ersten Kaiser hat die Entdeckung gemacht, daß bestimmte Kräuter dienlich seien zur Heilung gewisser Krankheiten; aber bei dieser Kräuterkunde stehen die Chinesen noch jetzt, ohne daß sich

[1]) *Die genauere Bekanntschaft mit der Kultur und Geschichte der Chinesen hat die früher im Abendlande allgemein verbreitete Ansicht von dem Stillstand oder der Erstarrung der chinesischen Kultur, welche auch Dr. Karl Schmidt adoptirte, als unrichtig erwiesen. Deshalb mußten mancherlei Änderungen und Umstellungen an dem bisherigen Texte vorgenommen werden.*

die Heilkunde zur Wissenschaft erhoben hätte. *Sie haben das Pulver schon frühzeitig gekannt, aber es nur zu Feuerwerken verwendet. Ebenso war ihnen die Eigenschaft der Magnetnadel, stets nach Norden zu weisen, bekannt; aber zur Verwendung derselben als Compaß konnten sie sich nicht aufschwingen. Dieser langsame und beschränkte Fortschritt in der Kultur wird mit Unrecht als Stabilität bezeichnet. Erklärlich wird er durch die isolirte Lage, welche die Chinesen als ein Kulturvolk mitten zwischen unzivilisierten Völkern einnehmen, und durch die Rasseneigentümlichkeit ihres Stammes. Es mangelte einerseits an äußeren Einwirkungen einer höheren Kultur, so daß sie alles aus sich selbst schöpfen und schaffen mußten, anderseits zeigt der Mongole eine Zähigkeit und Ausdauer, die auch darin sich bekundet, daß er an dem Alten hängt und es festhält und jeder Neuerung mit Mißtrauen entgegentritt.*

*Die Grundlage für die Erziehung und den Unterricht bilden **Sprache** und **Schrift**.* Die Sprache des Chinesen beruht auf symbolischen Andeutungen für den Gedanken; die Wörter der Sprache, die alle an äußerem Gehalte gleich sind (— nur Accent und Stellung unterscheiden die Geltung eines Wortes als Substantiv, Verbum, Adjektiv, Zahlwort, Präposition —) setzen sich krystallinisch an einander, ohne flektirt und zu einem organischen Sprachsatze verbunden zu werden. Die Schrift ist Bilderschrift, die das ganze Wort ohne Rücksicht auf dessen lautliche Bestandteile zum Ausdruck bringt. Mit 50 000 perpendiculär unter einander gesetzten Schriftzeichen und 450 Silben oder einfachen Lautverbindungen wird das ganze Sprachgebäude aufgeführt, und diese Silben erhalten zur Bezeichnung der vielen Tausende im Leben vorkommenden Begriffe ihre Erweiterung dadurch, daß sie, mit verschiedenem Accent ausgesprochen, jedesmal andere Begriffe bezeichnen. Der Gedankenkreis, der durch diese Sprache ausgedrückt wird, erstreckt sich ebenso gut auf das sinnliche, als auf das geistige Gebiet. Die Sprache dient dem täglichen Verkehre, aber auch den Gefühlsergüssen des Dichters und den metaphysischen Spekulationen des Weisen.

*Die erste und wichtigste Stätte der Erziehung ist die **Familie**. Die Familie *gilt in China* als der Mittelpunkt aller Sittlichkeit, als das innerste Heiligtum alles Lebens. Darum hat auch die Ehe daselbst einen hohen Wert; denn sie spiegelt das göttliche Naturleben wieder. Die Polygamie herrscht zwar auch in China noch; die Beischläferinnen haben aber nicht gleiches Recht mit der

rechtmäßigen Frau, und ihre Kinder haben erst hinter den Kindern der ersten ein Erbrecht. Auch kann der Mann die Frau nicht nach Willkür, sondern nur bei Unfruchtbarkeit, bei Liederlichkeit, bei Nichtachtung der Verwandten des Mannes, bei Geschwätzigkeit, bei Neigung zum Diebstahl, bei neidischen und mißtrauischen Gemütsanlagen und bei unüberwindlichem Haß entlassen. Die Ehe ist eine sittliche Pflicht, der sich kein Tugendhafter entziehen darf, denn der Ehelose ist der Mörder seines Geschlechtes. — Die Frau ist dem Manne nicht gleichgestellt. Sie *soll zu ihrem „hohen Herrn" mit Ehrfurcht blicken, ihm unterwürfig und gehorsam sein.* Die den Mann mißhandelnde Frau soll 100 Hiebe mit dem Bambusrohr erhalten, indes im umgekehrten Falle der Mann niemals straffällig ist. *Doch zeigt sich schon in den Liedern des Schiking ein inniges Verhältnis zwischen den Gatten.* — Die vornehme Frau hat sich schon in frühester Jugend der Verkrüppelung der Füße, des Herunterbiegens der Zehen zu unterziehen, wodurch ihr längeres Gehen und Stehen zu einer Unmöglichkeit gemacht wird; sie ist ausschließlich auf das Haus beschränkt, und verläßt dieses nur in einer geschlossenen Sänfte. *Die Frauen der niederen Stände arbeiten im Hause, sind eifrig und thätig bei der Pflege der Seidenwürmer, bei der Anfertigung von Geweben, beim Einsammeln von Pflanzen und Kräutern zur Nahrung und zum Gottesdienst, bei der Bereitung von Speisen, beim Einmachen der Früchte u. dgl. Die Weiber* der Ackerbauer arbeiten *auf dem Felde.* Der Mord der ungeborenen, das Aussetzen der neugeborenen Kinder wird nicht bestraft. *Namentlich werden die neugeborenen Mädchen nicht selten von ihren Müttern getötet.* Die Prostitution des chinesischen Weibes ist eine der schmachvollsten aller Nationen. Die geringere Stellung des Weibes tritt schon in der Erziehung hervor. Der neugeborene Knabe, bei dessen Geburt Pfeil und Bogen links von der Thür der Eltern gelegt werden, wird sorgfältig in die besten Tücher gehüllt; für das Mädchen, dessen Geburtszeichen rechts von der Thür der Eltern *ein Gürteltuch ist, wird bald eine Hülle für gut genug gehalten.*[1]) Das Mädchen muß mit Scherben zufrieden sein, wo der Knabe mit Edelsteinen spielt, und wenn ein Vater nach der Zahl seiner Kinder gefragt

[1]) *Einem Sohne des Kaisers gaben die alten Chinesen (nach dem Schi-king) als Spielzeug den Halbscepter, dem neugeborenen Töchterchen hingegen legte man als Spielzeug einen Ziegel hin, d. h. den Ziegel, der beim Weben zum Pressen benutzt wurde.*

wird, so zählt er bloß die Söhne. Selten werden die Mädchen unterrichtet; sie lernen die gewöhnlichen häuslichen Arbeiten; vom 10. Jahre ab dürfen sie nicht mehr aus dem Hause gehen; mit dem 20. Lebensjahre sollen sie verheiratet werden. Frauen können deshalb selten gut schreiben oder lesen. „Was kann überhaupt ein Weib Bedeutendes leisten? Wie der Wein bereitet und bewahrt, die Speise gekocht wird, dafür mag sie sorgen; ein Mädchen muß vor Allem darauf achten, den Ältern nicht lästig zu werden." Schi-king -- „Das Haus ist das Gefängnis der Frau." Kong-tse: „Die Frau ist dem Manne in ihrem ganzen Dasein unterworfen; wenn er stirbt, wird sie darum noch nicht ihre eigene Herrin; als Tochter steht sie unter dem Befehl ihrer Eltern oder, in deren Ermanglung, ihrer ältern Brüder; als Witwe steht sie unter der Aufsicht ihres ältesten Sohnes, und dieser, mit aller Liebe und Achtung sie behandelnd, soll alle Gefahren von ihr entfernen, denen die Schwäche ihres Geschlechtes sie aussetzen könnte."

Das Verhältnis der Eltern und Kinder ist das letzte und reinste Widerbild des Verhältnisses zwischen dem Himmel und der Kreatur, und die Ehrfurcht und Liebe der Kinder gegen die Eltern ist die erste und heiligste aller Pflichten, höher als die Liebe zu dem Gatten, höher als die Ehrfurcht vor dem Kaiser; darum ist auch des Kaisers Vater nicht sein Unterthan. In den Pflichten gegen die Eltern liegen dem Chinesen alle übrigen Pflichten beschlossen. Die kindliche Liebe ist die Grundlage aller Sitten und Einrichtungen, wie der Keim und der Gipfel aller Tugenden. „Wer die Ältern verehrt, wird auch den Kaiser hochachten, und dieser wird in seinen Unterthanen seine Kinder achten." Unbeschränkt ist der Gehorsam der Kinder gegen den Vater: ohne weiteren Beweis muß der Mandarin den Sohn auf jede Anklage des Vaters strafen; denn der Sohn muß strafbar sein, mit dem der Vater nicht zufrieden ist. Der Elternmörder wird in Stücke zerrissen und sein Haus von der Erde vertilgt: alle Distriktsbeamte werden bei solcher Frevelthat abgesetzt, weil sie nur bei schlechter Verwaltung möglich war. „Wenn die Ältern irren, — sagt das Buch Liki — so soll sie der Sohn mit Demut, Bescheidenheit und Sanftmut auf den Irrtum aufmerksam machen. Weisen sie den Tadel zurück, so soll er sich bestreben, immer gehorsamer und ehrerbietiger gegen sie zu sein, und dann muß er ihnen ihren Irrtum wieder vorhalten. Und wenn die erzürnten Ältern den Sohn züchtigen, bis das Blut

herabfließt, so darf er dennoch keinen Groll gegen sie hegen, sondern muß sie nur mit um so größerer Ehrerbietung behandeln." Ernährung der altgewordenen Ältern ist die höchste Pflicht eines Sohnes, und stirbt der Vater oder die Mutter, so muß der Sohn drei Jahre trauern und während der Trauerjahre nichts von dem verändern, was der Vater gemacht oder angeordnet hat. Nach dem Tode des Vaters ist der älteste Sohn das Haupt der Familie, und er wird wie der leibliche Vater verehrt. Jeder Familienstamm wird in ein gemeinschaftliches Grab gelegt, das von den Bewandten zu bestimmten Zeiten besucht wird und von dem weg in ein anderes Land zu ziehen als der höchste Schimpf und als todtwertes Verbrechen betrachtet wird.

Die Erziehung der Kinder *in der Familie* beginnt bereits vor der Geburt. Die Chinesen sorgen für das diätetische Verhalten der Schwangern, untersagen ihnen die Leidenschaft der Liebe und haben Schriften über Geburtshülfe. *Das neugeborene Kind wird unter besonderen Formen vom Vater anerkannt und erhält einen Namen, den der Knabe ablegt, wenn er ins Jünglingsalter tritt. Bei den alten Chinesen bestand ein besonderes Fest der Namengebung am Ende des dritten Monates. Die erste Nahrung reicht die Mutter selbst ihrem Kinde. Nur in höheren Ständen kamen und kommen Ammen vor. Bald nach der Geburt des Kindes wendet sich der Vater an einen Astrologen, um zu erfahren, ob seinem Kinde Glück oder Unglück bevorstehe.* Die eigentliche Erziehung fangen nach dem Tschün-tsieu[1]) die Alten an, wenn die Kinder sprechen und allein essen können, denn da die Kinder nichts haben, was ihre Gedanken zu bestimmen dient, so soll man täglich ihre Ohren erfüllen und ihren Bauch ausstopfen mit Lehren der Wahrheit. Wegen des heiligen Verhältnisses der Ältern zu den Kindern und der Kinder zu den Ältern ist es, da keine Erziehung ohne Ungehorsam, also ohne Erbitterung möglich ist, vorzuziehen, einen Erzieher anzunehmen, oder die Kinder zur Erziehung mit anderen Ältern gegenseitig auszutauschen, oder dieselben in die Schule zu schicken. Doch sind dabei auch die Ältern und zwar von Natur zur zärtlichsten Sorge für ihre Kinder verpflichtet. Die Ältern müssen — so ermahnt ein chinesischer Kaiser — aufmerksam auf den kleinsten Schrei des Kindes sein, den Ton seiner Stimme

[1]) *Eines der heiligen Bücher (King); es ist historischen Inhaltes und reicht bis ins 8. Jahrhundert zurück, wurde aber von Confucius bis auf seine Zeit (481 v. Chr.) herabgeführt.*

beachten, auf seine Miene und Farbe sehen, damit sie seinem Bedürfnis entgegenkommen können. „Lächelt das Kind, so sind die Ältern voll Freude, weint es, so sind sie traurig. Versucht es zu laufen, so gehen sie seinen kleinsten Bewegungen nach, ohne nur einen Schritt zu verlieren; ist es krank, so ist bei ihnen alle Ruhe und Eßlust vorbei. Sie ernähren das Kind, sie unterrichten es, bis sie es zu einem Menschen gebildet haben, und dann verheiraten sie es, geben ihm ein Haus, quälen sich auf hunderterlei Weise, um nur ihr Kind zu versorgen und sein Bestehen zu sichern, und so erschöpfen sie um dasselbe all' ihre Herzenskraft. O, die Tugend eines Vaters und einer Mutter ist wahrhaft unendlich, sie ist wie der höchste Himmel.“ Die jetzige Sitte armer Ältern in China, ihre eigenen Kinder zu verkaufen, scheint bei den Chinesen der Älternliebe nicht zu widerstreiten, weil die Verkauften nicht Sklaven werden, sondern dienende Mitglieder der Familie, die sie kauft. Dem Geist der alten Sitten und Gesetze widersprechend aber ist das in späterer Zeit eingeführte Aussetzen oder Ermorden der neugeborenen Kinder, dem die Regierung, da die Ältern ein unbedingtes Recht über ihre Kinder haben, nur mit Findelhäusern *entgegentreten* kann.

*Die Wichtigkeit der Erziehung und des Unterrichtes für das Volk erkannten die Chinesen schon in uralter Zeit. Das älteste heilige Buch, das Schu-king,[1] sagt: „Von Anfang bis zu Ende müssen die Gedanken auf das Studium gerichtet sein. Hat einer auch gute, schmackhafte Speisen, ißt sie aber nicht, dann kennt er ihren guten Geschmack nicht; hat einer auch die höchsten Prinzipien, studiert sie aber nicht, dann kennt er ihre Güte nicht; daher, wenn man studiert, weiß man erst, was nicht genügt; wenn man lehrt, erkennt man erst seine Beschränktheit. Erkennt man, was nicht genügt, dann kann man erst umkehren; weiß man, wie man beschränkt ist, dann kann man erst sich anstrengen. Darum sagt man: Lehren ist halbes Lernen, Lernen und Lehren ist gegenseitiges Zunehmen.“ Als Confucius, wie das Lün-jü (eines der vier Bücher, Sse-schu, welche ihm und seinen Schülern zugeschrieben werden), berichtet, nach einem Lande kam, dessen Volk zahlreich war, fragte ihn sein Schüler: was es noch mehr bedürfe, wenn es so zahlreich ist? Confucius erwiderte: „Bereichere es!“ Jener fuhr fort und fragte weiter: „Was bedarf es denn noch, wenn es reich ist?“ Confucius antwortete:

[1]) *Es ist eine Kollektion historischer Erinnerungen, welche die Jahre 2357 bis 627 v. Chr. umfassen. Obgleich späteren Ursprungs, geht es doch auf alte Quellen zurück.*

„Unterrichte es.“ Im Li-ki, einer Compilation aus älteren Werken, die in den ersten Jahrhunderten v. Chr. entstand, werden die Aufgaben eines weisen Fürsten besprochen: darnach genügt es nicht, die Ausübung der Gesetze zu überwachen, gute Männer zu Ämtern zu berufen, die Weisen aufzusuchen und selbst mit solchen, die tief unter ihm stehen, sich zu verbinden. „Wünscht der Weise sein Volk umzuwandeln und die Sitten zu vervollkommnen, so muß er den Unterricht befördern. Der Jaspis giebt unbearbeitet kein vollendetes Gefäß; so kennt der Mann, der nicht studirt hat, nicht den rechten Weg oder das Prinzip (Tao). Daher stellen die weisen Könige des Altertums bei Gründung von Reichen und bei der Leitung des Volkes die Belehrung desselben und das Studium voran.“*

In der That wurde auf die Bildung des Volkes schon in der frühesten Zeit[1]) sorgfältig geachtet. Schon aus dem 22. Jahrhundert v. Chr. berichtet das Schuking von einer Teilung des Landes, wobei ein Teil den Unterrichtszwecken zugewiesen wird. Aus derselben Zeit wird schon eines Unterrichtsministers (Sse-thu) gedacht, der die Belehrungen über die fünf Verhältnisse zu erteilen und deren Befolgung zu überwachen hatte. Diese fünf Verhältnisse und die ihnen entsprechenden Pflichten bildeten die Grundlage des Lebens und der Lehre im alten China: Zwischen Vater und Sohn soll die Liebe, zwischen Fürsten und Unterthanen das Recht, zwischen Mann und Frau der Unterschied der Geschlechter, zwischen Ältern und Jüngern die gehörige Unterordnung, zwischen Freunden und Genossen Treue herrschen. Als Bildungsmittel wird bereits in dieser frühesten Zeit die Musik und der Gesang angeführt. Der Kaiser Schün ernennt Kuei zum Vorstande der Musik mit dem Zwecke: „zu unterweisen seine Söhne, daß sie grade aus aber milde, gütig aber fest, kräftig aber nicht grausam, unternehmend aber nicht arrogant seien.“ Auch kommt schon der Stock als Disziplinarmittel in der Schule vor.

*Doch reichen die Nachrichten über Schulen nicht soweit zurück. Genaueres berichten die Quellen über Erziehung und Schulen in der Zeit der Tscheu-Dynastie (vom 12. bis 3. Jahrh. v. Chr.) Bei der monarchischen Verfassung Chinas wurde auf die **Erziehung der kaiserlichen Prinzen** große Sorgfalt verwendet. Sie wurden

---

[1]) *Da Dr. Karl Schmidt nur eine Übersicht über die Erziehung der Chinesen in der Gegenwart gab, so mußte eine Übersicht über die Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den früheren Zeiten neu gearbeitet werden.*

zugleich mit den Söhnen der Fürsten und der höchsten Beamten als **„Söhne des Reiches“** (Kue-tseu) an besonderen Schulen, die man **Hofschulen** nennen kann, erzogen und unterrichtet. Es werden verschiedene Schulen dieser Art erwähnt, über deren Verhältnis zu einander aus den alten Schriften nichts bestimmtes ersichtlich ist. Es scheint, daß sich diese Schulen einerseits nach den Unterrichtsgegenständen, anderseits nach den Altersstufen gliederten. In Bezug auf die **Gegenstände** wurden zunächst die sechs Arten der Schrift, das Buchstabieren, das Lesen, die neun Arten des Rechnens, die Diction und Konversation, darunter namentlich alles Detail in Bezug auf die Konferenzen und wie man (an die Greise) Worte richtet, die Lektüre von Gedichten und Geschichtsbüchern erwähnt. Einen wichtigen Platz nahm im Unterrichte die **Moral** ein. In dieser wurde das Verhältnis zwischen Vater und Kindern, ältern und jüngern Brüdern, Mann und Frau, Fürst und Unterthanen, Ältern und Jüngern, Freund und Freund, Wirt und Gast gelehrt und insbesondere Vater und Mutter zu lieben, die Weisen zu ehren, den Lehrern und den an Jahren ältern zu folgen, eingeschärft. Die Ehrfurcht vor dem Alter ist ein Grundzug im Charakter der Chinesen schon in der ältesten Zeit. Das Li-ki berichtet über das Ansehen des Alters: „Bei Hofe gilt bei gleicher Würde das Alter höher. Siebziger tragen am Hofe einen Stock. Achtziger erscheinen nicht bei Hofe; will der Fürst sie befragen, so geht er zu ihnen. Beim Gehen geht man nicht mit Ältern zusammen, sondern hinter ihnen. Sieht man einen Greis, so weichen Wagen und Fußgänger aus, und sieht man Greise und Weißköpfe, so läßt man sie Lasten auf Wegen und Stegen nicht tragen. Greise wurden von Staatswegen ernährt und gespeist und zwar geschah dies in den Schulen offenbar, um der Jugend ein gutes Beispiel zu geben; vielleicht sollte auch die Jugend im Umgange mit den Greisen etwas von ihrer reichen Erfahrung lernen. An der hohen Schule des Reiches speiste der Kaiser persönlich drei Greise. So wurde neben Belehrungen auch das Beispiel als Erziehungsmittel angewandt. — Bei dem Streben der Chinesen, alles Wissen und Handeln in bestimmte äußerliche Formen zu kleiden, legten sie ein großes Gewicht auf das äußere Verhalten und entwickelten ein strenges Ceremoniell, das sich auf alle Handlungen des öffentlichen und vielfach auch des häuslichen Lebens erstreckte. Es werden die **Gebräuche** (Li) bei den Opfern, beim Empfange im kaiserlichen Palast, bei Leichengängen, im Armeedienste, bei Ver-

sammlungen, aber auch bei Annahme des männlichen Hutes, bei der Heirat, bei Mahlzeiten und Besuchen erwähnt, mit welchen der Unterricht die Jugend vertraut machte. Ihre Einhaltung wurde von einem gebildeten Chinesen gefordert.*

*Mit der Moral und dem Ceremoniell stand der **Musikunterricht**, auf den großer Wert gelegt wurde, im innigsten Zusammenhange. „Musik", so heißt es, „ist dasjenige, wodurch man das Innere ordnet, die Ceremonie das, wodurch man das Äußere ordnet. Ceremoniell und Musik vereinigen sich in der Mitte und offenbaren sich in der Gestalt nach außen." An einer andern Stelle wird des Unterrichts der Musiklehrer gedacht: „Sie lehrten die Söhne des Reiches durch die Musik die Tugenden der Beobachtung der rechten Mitte, der Eintracht, der Verehrung der Geister, den Respekt gegen Obere, die Pietät und Freundschaft." Es wurde sowohl der Gesang, als auch Instrumentalmusik gelehrt. Die Töne wurden durch Noten bezeichnet und diese benannt. Es werden schon im Schu-king sechs Namen von Noten (schinkg, kung, schang, kio, tschung und yü) angeführt und acht Arten von Instrumenten: aus Seide, Bambus, Metall, Stein, der Kürbisfrucht, Thon, Leder, und Holz erwähnt.[1]) Aus viel späterer Zeit stammen die Berichte von 12 Noten, resp. 12 Tönen, die durch 12 Bambusrohre von 0,3" Durchmesser und verschiedener Länge (4,66"—9") erzeugt wurden und eine chromatische Skala bildeten.[2]) Was man heutzutage über chinesische Musik hört, zeigt nicht eine besondere musikalische Anlage dieses

[1]) Die Instrumente aus Seide waren Saiteninstrumente, die aus Bambus verschiedene Arten von Flöten und Pfeifen, die aus Metall Glocken; Steine wurden in bestimmter Form und in besonderer Quantität ausgesucht und durch Schlagen zum Klingen gebracht, Flaschen-Kürbisse höhlte man aus und brachte in deren Körper verschiedene Bambusrohre an; aus gebrannter Erde wurden Blasinstrumente mit verschiedenen Öffnungen verfertigt; das Leder wurde bei mancherlei Arten an Trommeln verwendet, und aus Holz bestanden allerlei, mitunter sonderbar geformte Kästen, auf die man schlug, um besondere Töne zu erzeugen, aber auch Brettchen wurden durch Anschlagen zum Tönen gebracht. (Vergl. G. W. Fink in der Ersch-Gruber'schen Encyclopädie, der das Werk Amiot's „Memoires concernant l'histore, les sciences, les arts, les moeurs, les usages des Chinois. T. VI." Paris 1781, excerpirte.

[2]) Bezeichnend ist es für die Wichtigkeit, die man der Musik beilegte, daß die Länge des längsten Rohres („der gelben Schale)" die Grundlage des Längenmaßes, sein Rauminhalt die Grundlage des Raummaßes bildete und auch die Einheit des Gewichtes im Zusammenhange mit dessen Rauminhalte stand. Es füllten nämlich dies Rohr 1200 Hirsekörner aus. Das Gewicht von 100 Hirsekörnern wurde als Einheit für die Gewichtsmaße genommen.

Volkes. Ihre Vokalmusik ist in der Kindheit, ein einförmiges Recitativ, sie wissen nichts von Harmonie, haben für europäische Musik kein Ohr, dagegen ein feines Gefühl für den Timbre, was mit der Mannigfaltigkeit ihrer Instrumente zusammenhängt. Man darf deshalb annehmen, daß auch im Altertum die Musik keine größere Entwicklung erlangte. Dennoch melden die chinesischen Quellen gewaltige Wirkungen derselben. Im Schu-king heißt es: „Wenn der klingende Stein berührt oder mit Kraft geschlagen wird, wenn die Saiten stark angezogen oder schwach berührt werden, um das Singen zu begleiten, dann kommen die Vorfahren, um dem Ti (Gott) zu dienen. Das bringt die Tiere und Vögel in Bewegung; die lebenden Wesen (die Menschen) nehmen eins das andere zum Tanz und alle Häupter der Verwaltung werden harmonisch. An einer anderen Stelle wird eine eigene Musik, Siao-schao, die in neun verschiedenen Tonarten (wahrscheinlich auf neun Instrumenten) aufgeführt wurde, gepriesen. Als Confucius sie hörte, sagte er: „Ich dachte nicht, daß eine Musik eine solche Schönheit erreichen könne, wie diese.“ Er ward durch sie so tief bewegt, daß er sich drei Monate lang des Fleischessens enthielt.*

*Mit der Musik war **der Tanz** verbunden. Bei jeder festlichen Gelegenheit kamen Tänze und mimische Darstellungen vor. Bei Opfern, Gastmählern, bei Versammlungen, bei kriegerischen Übungen wurde in Begleitung der Musik getanzt. Darum wurde die Jugend wohl zumeist von den Lehrern der Musik auch im Tanzen unterwiesen. Es werden große und kleine Tänze, der Tanz mit Feder und Schild, mit Schild und Axt, mit Feder und Flöte erwähnt. Wie bei der Musik, so legte man auch beim Tanz auf die ethische Wirkung desselben Wert. Das Li-ki erzählt, daß Kuei die Musik regelte und die tugendhaften Vasallen mit einer Musik belohnte und fährt fort: „Wenn daher ein Fürst bei der Leitung des Volkes sich anstrengt, dann sind seine Tänze (Pantomimen) zusammenhängend und lang, während die Pantomimenfolge dessen, der sein Volk lässig regiert, nur kurz sind. Daher braucht man nur seine Pantomimen zu sehen, um daraus schon seine Tugend zu erkennen.“*

*Der Tanz führt zu den **körperlichen Übungen** überhaupt. Auch diese fanden in der Erziehung der Hofschulen volle Berücksichtigung. Unter den *Fertigkeiten, in welchen die Jugend unterwiesen wurde, erscheinen die fünf Arten die Pfeile abzuschießen und die fünf Arten Wagen zu fahren. Außerdem wird ausdrücklich berichtet, daß die Prinzen und ihre Genossen im Handhaben des Schildes und der

Lanze Belehrung erhielten. Auch wird der Bräuche, die im Armeedienste, bei Truppenzügen und Truppenvereinigungen üblich waren, als Gegenstand des Unterrichtes gedacht. Insbesondere wird das Bogenschießen als eine der Hauptbeschäftigungen angeführt. Man schoß zur Übung auf eine Scheibe. Daß dieses Scheibenschießen ein Fest war, wobei musikalische Produktionen und Tänze stattfanden, stimmt mit den Sitten im Abendlande überein; aber eigentümlich chinesisch ist die Verwendung des Scheibenschießens als Disciplinarmittel. Das Schu-king sagt hierüber etwas dunkel: „Für alle Schwätzer und Verläumder, die nicht im Rechte sind, ist die Schießscheibe dazu da, sie aufzuklären, der Stock, sie zu erinnern, das Buch, sie zu belehren.“* Die körperlichen Übungen verfolgten den Zweck, die Jugend für den Armeedienst und für den Krieg vorzubereiten. Daß die Jugend am Hofe für den Kriegsdienst vorgebildet und wahrscheinlich von den auf diesem Gebiete erfahrensten Männern unterrichtet wurde, dafür spricht die Nachricht, daß der Kaiser vor dem Auszuge in den Krieg in der Hofschule die Kriegspläne erhält und nach dem Kriege wieder daselbst ein Opfer darbringt und hierbei die Zahl der abgeschnittenen Ohren verkündet. Als eine passende Vorübung für den Krieg, bei welcher die erlernten Fertigkeiten in Anwendung kommen, galt die Jagd (auf Wildschweine, Wölfe, Bären, Nashörner, Tiger).

Aller Wahrscheinlichkeit nach bestanden **besondere Plätze und Räumlichkeiten,** wo die Jugend in diesen körperlichen Fertigkeiten unterwiesen und geübt wurde. Das als eine runde Tafel, die rings von Wasser umgeben ist, geschilderte Pi-yung scheint ein solcher Platz gewesen zu sein. So wie es für die körperlichen Übungen besondere Räumlichkeiten gab, so werden uns auch besondere Namen für die Schulen, wo man Bücher las, und besondere Bezeichnungen für die Anstalten, wo das Ceremoniell gelehrt und Musik und Tanz getrieben wurden, überliefert. Bemerkenswert ist auch, daß der Unterricht nach den Jahreszeiten wechselte. Im Frühlinge sang man, im Sommer rührte man die Saiten, im Herbste lernte man die Ceremonien, im Winter las man Bücher. Im Frühlinge wurden Schild und Lanze, im Herbste mimische Tänze gelernt.*

*So wie die Schulen nach den Gegenständen des Unterrichtes gegliedert waren, so waren sie auch nach dem Alter und Entwicklungsgang der Schüler abgestuft. Wir erfahren, daß der Erbprinz mit acht Jahren, die Söhne der höchsten kaiserlichen Beamten mit 13 Jahren die „kleine Schule“ (Siao-hio), der Erbprinz mit

15 Jahren, seine Schulgenossen mit 20 Jahren die „große Schule" (Thai-hio) besuchen. Zum Übertritte waren Prüfungen erforderlich. Hierüber meldet das Li-ki: „Alle, die im Weichbilde das Examen machten, mußten durch Weisheit und Talent sich auszeichnen. Einige traten hervor durch ihre Tugend, einige erhoben sich durch besondere Thaten, einige waren durch ihre Reden ausgezeichnet; auch die, welche die liberalen Künste (?) trieben, wurden befragt; beantworteten sie von drei Fragen eine, so wurden sie der Reihe nach in ihrer Schule befördert und hießen Leute des Weichbildes und gelangten in die große Schule."*

*Für den Unterricht in den verschiedenen Schulen waren zahlreiche **Lehrer** erforderlich. Da gab es einen kleinen und einen großen Musikmeister, einen Ceremonienmeister, einen Büchervorsteher, einen Oberlehrer (Thaifu) und einen Unterlehrer (Schao-fu), einen großen Instructor und einen kleinen Instructor, große Assistenten und kleine Assistenten u. dgl. Die Lehrer wurden geehrt und hochgeschätzt.* Wen man einmal für seinen Lehrer erkannt hat, den muß man sein ganzes Leben lang wie seinen Vater verehren: — so sagt ein chinesisches Sprichwort. Wenn ein Schüler mit seinem Lehrer auf der Straße geht, so darf er denselben nicht verlassen, um mit einer andern Person zu sprechen, der er begegnet; auch darf er nicht in derselben Linie, wie er gehen, sondern muß sich etwas rechts halten. Wenn sein Lehrer sich auf seine Schulter stützt, um ihm etwas ins Ohr zu sagen, so muß er mit der Hand den Mund bedecken, um demselben nicht durch seinen Athem beschwerlich zu fallen. Wenn der Lehrer ihn fragt, so darf er diesem nicht mit der Antwort zuvorkommen und darf nicht eher antworten, als bis jener geendet hat. Die Achtung vor dem Lehrerstande bezeugt auch der alte Brauch, beim Beginne des Unterrichtes, bei besonderen Festen, die in den vier Jahreszeiten in den Schulen stattfinden, bei feierlichen Schulvisitationen den „früheren Lehrern" Opfer darzubringen."*

Das gesamte Bildungswesen stand unter einem Unterrichtsminister (Sse-thu oder Ta-sse-thu), dessen schon in der früheren Epoche gedacht wurde. Was über dessen Wirkungskreis berichtet wird, belehrt uns, daß ihm nicht blos der Unterricht, sondern auch der Kultus, aber auch über dies die Sorge für das materielle Wohl des Volkes und für die Ordnung im Staate, die Rechtspflege und das Finanzwesen oblag.

Auch der Kaiser wandte dem Unterrichte seine Aufmerksamkeit zu. Er besuchte, wie es scheint, zu besonderen Zeiten im Jahre die Hofschulen, und das Li-ki berichtet von einem eigenen Ceremoniell, das bei dergleichen Besuchen eingehalten wurde. Die Jugend, durch Trommelschlag geweckt, versammelte sich zu seinem Empfange. Er befahl dann, den frühern Lehrern und den früheren Wesen zu opfern. Nach dem Opfer erfolgte die Speisung der Greise. War diese vorüber, so wurde eine Ode gesungen und darnach über die Prinzipien von Vater und Sohn, Fürsten und Unterthanen, Ältern und Jüngern gesprochen. Musik und Tanz beschlossen das Progamm. In Begleitung des Kaisers erschienen die Vasallenfürsten, welche nach Abschluß der Feier in ihre Gebiete zurückkehrten, um auch dort die Greise und die Jugend zu speisen.

*Bezüglich **des Unterrichtes und der Erziehung der großen Masse des Volkes** liegen im Li-ki Nachrichten vor, die sowohl den Gang in der Erziehung des Einzelnen als auch die Einrichtungen, welche für die Bildung des Volkes bestanden, zur Anschauung bringen. Bei der untergeordneten Stellung, welche dem weiblichen Geschlechte in China zufiel, wird vor allem die Erziehung der Söhne berücksichtigt: „Wenn der Sohn," so lautet der betreffende Abschnitt, „allein essen kann, so lehrt man ihn, sich der rechten Hand dabei bedienen; wenn er reden kann, sagt der Knabe (für „ja") wei, das Mädchen jü, der Knabe trägt einen ledernen, das Mädchen einen seidenen Gürtel. Im sechsten Jahre lehrt man das Kind zählen und die Namen der (vier) Weltgegenden. Im siebenten Jahre sitzen Knaben und Mädchen nicht mehr auf einer gemeinsamen Matte und essen auch nicht mehr zusammen. Im achten Jahre lehrt man sie, (wie Kinder) zur Thüre aus- und eingehen, sich auf die Matte niedersetzen, wie sie essen und trinken und hinter den ältern Personen gehen und man beginnt (ihnen) Nachgiebigkeit zu lehren. Im neunten Jahre lernen sie die Tage zählen, den ersten des Monats, den Tag des Vollmondes, und die Namen der Jahre im Cyklus (von 60). Im zehnten Jahre gehen sie aus zum Lehrer außer (dem Hause), weilen auch außer dem Hause und lernen schreiben und rechnen. Sie dürfen noch keine seidenen Jacken und Pantalons tragen; der Lehrer beginnt (die üblichen Bewegungen) bei den Gebräuchen. Morgens und Abends lernen sie fragen (ältere) und üben sich im Schreiben (der Charaktere) auf Bambutafeln und im richtigen Aussprechen derselben. Im 13. Jahre lernen

sie die Musik, lesen mit lauter Stimme die Gesänge; wenn sie ausgewachsen sind (nahe dem 15. Jahre) den Tanz Siang. Sie lernen dann Bogenschießen und Wagenlenken. Im 20. Jahre (erhält der junge Mann) den männlichen Hut, beginnt zu lernen die Gebräuche, die fünf bei glücklichen und unglücklichen Verhältnissen, die Heeres-, die Gast- und Hochzeits-Gebräuche. Er kann nun ein Pelzkleid und seidene Kleider tragen, tanzt den Tanz Ta-hia; er sucht Pietät und Bruderliebe zu üben, erweitert seine Kenntnisse, aber lehrt noch nicht; er empfängt noch, teilt aber nicht mit. Im 30. Jahre hat er ein Haus (heirathet er) und führt die Geschäfte des Mannes (baut das Feld oder übernimmt ein Amt), studiert tief und ununterbrochen, knüpft Freundschaften an und nimmt sich ihre (reinen) Absichten zum Muster. Im 40. Jahre beginnt er den Staatsdienst, besorgt (öffentliche) Angelegenheiten, erteilt Ratschläge, teilt Gedanken mit. Wenn die Befehle der Obern mit dem Prinzipe harmoniren, so führt er sie aus, wo nicht, so zieht er sich zurück. Im 50. Jahre wird er Großbeamter und tritt in die höhere Verwaltung ein und im 70. zieht er sich von den Geschäften zurück." Wir erfahren daraus, daß der Chinese verpflichtet war, während seines ganzen Lebens an seiner Ausbildung zu arbeiten, daß er namentlich bis zu seinem 30. Jahre noch Unterweisungen erhielt, nach dieser Zeit aber sich selbst zu erziehen und zu bilden hatte. Doch beziehen sich die Unterweisungen in der Zeit vom 20. bis zum 30. Lebensjahre ausschließlich auf die Verhältnisse und Formen des öffentlichen Lebens und können als eine Einführung ins praktische, soziale und politische Leben aufgefaßt werden. — Die Erziehung vor dem 20. Jahre kann in drei Stufen gegliedert werden, bis zum 10. Jahre wird der Knabe im Hause erzogen. Er lernt richtig sprechen, zählen, sich im Raume und in der Zeit orientieren; er wird an die Anstandsformen, wie sie in der Familie bestehen, gewöhnt und zum Gehorsam gegen ältere Personen angehalten. — Mit dem 10. Jahre beginnt der Schulunterricht. Der Lehrer bringt ihm das Lesen, Schreiben und Rechnen bei, unterweist ihn dann in der Musik, speziell im Gesang, in den verschiedenen Gebräuchen, die mit dem Schulleben verknüpft sind und sich auf den Verkehr der Kinder mit dem Lehrer und wohl überhaupt mit Erwachsenen beziehen, und im Tanzen. — Mit dem 15. Jahre scheint der eigentliche systematische Unterricht des größten Teiles der Schüler abgeschlossen zu sein; nur diejenigen, die noch ein höheres Wissen anstrebten, studierten weiter und stiegen nach

abgelegten Prüfungen in höhere Schulen auf und erhielten besondere Titel. Die übrigen traten schon ins praktische Leben ein und mußten sich an den Feldarbeiten beteiligen. In der Zeit, wo am Felde nichts zu thun war, im Herbst und Winter und im Frühjahre, wenn die Äcker bestellt waren, gingen sie in die Schule und lernten vom 15. bis 18. Jahre „die kleine“, vom 18. bis 20. Jahre die „große Gerechtigkeit“.[1]) Daneben wurden sie im Bogenschießen und Wagenlenken unterwiesen und eingeübt.*

Bemerkenswert ist die sorgfältige Scheidung des männlichen vom weiblichen Geschlechte, die schon im Hause mit dem siebenten Jahre der Kinder platzgreift. Die Erziehung der Mädchen bleibt auf das Haus beschränkt. Sie lernen bis zum 10. Jahre all' das, was die Knaben. „Vom 10. Jahre an, so meldet das Li-ki, geht das Mädchen nicht aus dem Hause. Die Mutter (eine Frau) lehrt sie, sich artig und sittsam zu betragen, zu hören und zu gehorchen. Sie beschäftigt sich damit, Hanf zu spinnen, Seide zu bearbeiten, Zeuge zu weben und Quasten zu machen; sie lernt die Frauenarbeiten, das Kleidermachen, und besorgt, was bei den Opfern nötig ist, bringt den Wein, die Saftextracte, die Körbe und irdenen Gefäße, die macerierten Pflanzen und die Fleischbrühe und hilft beim Ritus die (dargebrachten) Gaben mit aufzustellen. Im 15. Jahre legt sie die Haarnadel an, im 20. verheiratet sie sich, wenn ein besonderer Grund aber da ist (sie Vater und Mutter verliert), erst im 23. Jahre (nach der 3jährigen Trauer).“ Demgemäß wurden die Mädchen nur in den weiblichen Handarbeiten und in den Geschäften, welche die Frauen im Hause und in der Öffentlichkeit zu besorgen hatten, unterwiesen, von einem Unterrichte in den Elementarkentnissen des Schreibens oder Lesens ist keine Rede.

*Über das öffentliche Bildungswesen lauten die Berichte nicht ganz übereinstimmend. Soviel ist aber als feststehend anzunehmen, daß es mehrere Kategorien von Schulen gab und daß vorzügliche Leistungen, die man bei öffentlichen Prüfungen bethätigte, das Recht verliehen, in die höhere Schul-Kategorie aufzusteigen. Man kann mit großer Wahrscheinlichkeit vier nach den politischen Verwaltungsgebieten eingerichtete Abstufungen unterscheiden. 1. Die Gemeindeschulen, Siu; 2. die Schulen der Kantone (Tang), die den Namen Tschiang führen; 3. die Schulen

[1]) *Die kleine Gerechtigkeit scheint sich auf die Verhältnisse von Vater und Sohn und von Ältern und Jüngern; die große Gerechtigkeit auf die von Fürst und Unterthan, Mann und Frau und Freund und Freund zu beziehen.

der Districte (Tschen), Siü geheißen, und 4. die Schulen der Provinzen (Hiang) Hio, Akademien genannt.*

Diese Schulen standen unter den politischen Beamten, die jedes dieser Verwaltungsgebiete leiteten. Pflicht dieser Beamten war es, neben der übrigen Verwaltung auch für den Unterricht Sorge zu tragen, und zwar bezog sich dieser Unterricht nicht blos auf die Jugend, sondern auch auf die Erwachsenen, welche zu bestimmten Zeiten versammelt, mit den Verordnungen bekannt gemacht, und über ihr Verhalten geprüft und darnach belobt oder bestraft wurden. Es scheint, daß die Beamten zugleich auch die Lehrer oder doch Leiter der in ihren Verwaltungsgebieten liegenden Schulen waren.

Die Gemeindeschule zerfiel in eine Unter- und Oberstufe (kleine und große Schule) und stand unter dem Vorstand der Kommune (Tso-see); die Kantonschule unter dem Kantonvorstand (Tang-tsching); die Districtsschule unter dem Districtsvorstand (Tscheu-tschang) und die Akademie, die sich auch in eine niedere und höhere Akademie gliedert, unter dem Provinzstatthalter (Ta-fu). Die besten Schüler aus den Gemeindeschulen gelangten in die Kantonschulen, aus diesen wurden die vorzüglichsten ausgesucht, um in die Districtsschulen aufgenommen zu werden. Im Auftrage des Unterrichtsministers prüfte der Ta-fu die besten der Districtsschüler (Sieu-sse), und die aus ihnen Auserwählten (Siuen-sse) wurden von dem Unterrichtsminister selbst geprüft. Hatten sie die Prüfung bestanden, so hießen sie dann Studierende von besonderem Verdienste (Tsiün-sse). Die vorzüglichsten aus ihnen wurden in die hohe Schule bei Hofe (Hio) befördert und hießen Tsao-see, Studierende, die bereits absolviert haben.

Die Prüfungen bezogen sich teils auf das Wissen und die Fertigkeiten, teils auf die Moral. In den Wissenschaften und Künsten wurden die Schüler über das Schrifttum (Schriftzeichen, Schriftarten und Literatur), die Arithmetik, die religiösen und sonstigen Gebräuche, über Musik und die Fertigkeit im Bogenschießen und Wagenlenken geprüft. Aus der Moral mußten sie die Kenntnis der sechs Pflichten der kindlichen Ehrerbietung, der Treue und Freundschaft, des gütigen Benehmens, der Verwandtenliebe, der Zuverlässigkeit und der Barmherzigkeit nachweisen und in ihren Sitten die sechs Tugenden: Verstand, Weisheit, Wahrhaftigkeit, Menschenfreundlichkeit, Eintracht und Mäßigkeit, bekunden.

*Aus dem was über Erziehung und Unterricht sowohl der höhern als auch der niedern Schichten des Volkes überliefert ist,

zeigt sich, daß vor Allem die moralische Erziehung betont wurde; aber hierbei hatte man nicht die Heranbildung eines sittlichen Charakters im Auge, sondern es wurde alles Gewicht darauf gelegt, daß der Knabe und Jüngling die Pflichten, die wahrscheinlich in einer nach bestimmten Kategorien geordneten Sittenlehre zusammengefaßt waren, sich einpräge und nach Außen hin durch Befolgung und strenge Einhaltung der vorgeschriebenen Bräuche und Anstandsformen bethätige. Außerdem erschienen gewisse Fertigkeiten, Bogenschießen, Wagenlenken und hauptsächlich Musik und Tanz als wichtige Disciplinen. Der hohe Wert der Musik lag in der Wirkung, die sie auf das Gemüt und damit auch auf die sittliche Haltung des Menschen übt. Von Gegenständen, die zur Bildung des Intellectes dienen, werden das Schrifttum und das Rechnen erwähnt.

Unter dem **Schrifttum** wird wohl in erster Linie das Schreiben und Lesen zu verstehen sein. Wenn man erwägt, daß die Chinesen eigentlich eine Bilderschrift haben, in welcher jedes Wort durch ein bestimmtes Bild bezeichnet erscheint, so gelangt man zu der Erkenntnis, daß auf das Erlernen der Schrift viel Zeit und Mühe verwendet werden mußte. Doch mit der Aneignung der mechanischen Fertigkeiten des Lesens und Schreibens war der Unterricht der gesammten Jugend im Schrifttum nicht abgeschlossen. Es wurden gewiß auch die bedeutendsten Werke der Literatur gelesen, erklärt und der darin niedergelegte Wissensstoff zur geistigen Bildung verwertet. Es ist demnach erforderlich, einen Blick auf die ältere chinesische Literatur zu werfen, um das, was gelehrt wurde, oder doch, was auf den Unterricht dem Stoffe nach maßgebend war, kennen zu lernen.

Für die Zeit vor Confucius kommen hauptsächlich die drei canonischen Bücher (King): das Schuking, Schi-king und Yi-king in Betracht. Das Schi-king enthält Dichtungen, die nach dem Berichte eines Scholiasten aus dem 1. Jahrhunderte vor Chr. von Confucius aus 3000 alten Liedern ausgewählt und zusammengestellt wurden. Dieser Bericht erscheint glaubwürdig, denn im Li-ki wird erwähnt, daß der Kaiser in jedem 5. Jahre durch die Provinzen zu reisen pflegte. Da hatte ihm der Obervorstand der Musik die Gedichte der verschiedenen Provinzen, die von den Musikvorständen derselben gesammelt wurden, vorzulegen, damit er an ihnen einen Maßstab „für die Sitten und das Verhalten des Volkes" erhalte. Die Lieder des Schi-king waren für den Gesang

bestimmt. Es wurde also durch dieses Werk weniger die intellektuelle als vielmehr die ästhetische und moralische Erziehung beeinflußt. — Das Schu-king ist zunächst eine Sammlung historischer Nachrichten, die bis zum Jahre 627 v. Ch. herabreichen. Es vermittelte also geschichtliche Kenntnisse; doch verrät sich in ihm die Neigung des Volkes zum Moralisieren, indem allerhand Sentenzen und Unterweisungen der Herrscher und ihrer Minister, die sich zum Teil auf das menschliche Leben im Allgemeinen, größtenteils aber auf staatswirtschaftliche und politische Verhältnisse beziehen, in die historischen Begebenheiten verwoben erscheinen. Es finden sich aber daselbst auch Abschnitte geographisch-statistischen Inhaltes, aus denen ersichtlich ist, daß die Geographie schon in dieser Periode, freilich zunächst im Dienste und für die Zwecke des Staates, ausgebildet und gelehrt wurde. Was anderweitig über die geographischen Kenntnisse der alten Chinesen überliefert ist, zeigt von dem primitiven Zustande dieser Wissenschaft. So dachten sie sich die Erde als eine viereckige feststehende Fläche, die von vier Meeren umflossen werde, und um die sieben (Regenten) Planeten: Sonne, Mond, Mercur, Venus, Mars, Jupiter und Saturn kreisen. In einem Teile des Schu-king, „der große Plan" benannt, finden sich auch Nachrichten über die Naturkunde der alten Chinesen. Sie unterschieden fünf Elemente: Wasser, Feuer, Metall, Holz und Erde, zu denen später auch noch das Korn hinzukam. Diesen entsprechend kannten sie auch fünf Zeiten: dem Holz entsprach der Frühling, dem Feuer der Sommer, dem Metall der Herbst, dem Wasser der Winter und der Erde das Jahr. Unter Meteoren verstanden sie den Wind und Regen; aber auch den Sonnenschein, die Hitze und Kälte und die Jahreszeit oder das Klima rechneten sie zu ihnen. In der Astronomie führte sie die zu praktischen Zwecken angestellte Beobachtung des Himmels zur Bestimmung der Solstitien, Äquinoctien und des Sonnenjahres von $365^1/_4$ Tagen. Sie benannten neben den Planeten die Milchstraße und die Sternbilder, verzeichneten Sonnen- und Mondesfinsternisse, ohne sie jedoch zu berechnen. Die Erklärung solcher Verfinsterungen durch den Überfall von Drachen, welche die Weltkörper zu verschlingen drohen, verrät keine weit fortgeschrittene Kenntnis auf diesem Gebiete. — Der Fortschritt von der Naturkunde zur Naturphilosophie zeigt sich in dem dritten der canonischen Werke, im Yi-king. Es wird von den Chinesen auf das 12. Jahrhundert v. Ch. zurückgeführt, dürfte aber spätern Ursprungs sein. Yi be-

deutet Wechsel. Dieser erscheint als das Prinzip der Welt. Denn alles in der Welt, ebenso die Naturprodukte, wie die menschlichen Sinne und die Gesellschaft sind dem Wechsel unterworfen. Dieser Wechsel drückt sich in der Welt durch die vorhandenen Gegensätze aus. In der Natur zeigen sich das Harte und das Weiche, das Aktive (Yong) und das Passive (Yin), der Himmel und die Erde, die Sonne und der Mond, das Männliche und das Weibliche, das Licht und die Finsternis als solche Gegensätze; aber auch auf geistigem Gebiete in Bezug auf Ansehen, Macht, Unterordnung und Gehorsam begegnet man dem Wechsel. Die Gesamtheit der Gegensätze bildet die Welt. Die Kraft, welche diesen Wechsel hervorruft, ist der Kwei-schan. Das Schan ist das Aktive, Yong, die erste Materie im Zustande der Ausdehnung, das Kwei ist das Passive, Yin, die erste Materie im Zustande der Zusammenziehung. Es begegnet sich diese Philosophie mit den Grundsätzen der jonischen Naturphilosophie. Der Wechsel als das Prinzip der Welt kehrt in dem „Werden" des Herakleitos wieder; die Verdichtung und Verdünnung haben auch Thales und Anaximenes als bewegende Kräfte, welche zur Entstehung der Welt führten, aufgestellt. Aber auch Hegels dialektische Methode erinnert an die Vereinigung der Gegensatze in einer höhern Einheit. Freilich ist diese Einheit nur eine sprachliche Form, die das Vorhandensein dieser Gegensätze zum Ausdruck bringt. Immerhin zeugt aber das Ringen der Chinesen nach einer einheitlichen Weltanschauung von der verhältnismäßig hohen Stufe, die das spekulative Denken bei ihnen erreichte. Der metaphysische Kern erscheint aber im Yi-king mit einer mystischen Form umkleidet. Das Aktive (Yong) wird durch eine ganze ——, das Passive (Yin), durch eine getheilte Linie — — ausgedrückt und durch eine Kombination dieser Linien entstehen acht Diagramme.

——   — —   ——   — —   ——   — —   ——   — —
——   ——   — —   — —   ——   ——   — —   — —
——   ——   ——   ——   — —   — —   — —   — —

Diesen Diagrammen entspricht der Wechsel in den Erscheinungen der Welt, und es werden nun die verschiedenen Erscheinungen in der Natur und dem Menschenleben auf diese Diagramme zurückgeführt und aus ihnen Deutungen für die Zukunft abgeleitet. Durch diese kabbalistische Spielerei erhielt das Yi-king den Charakter eines Buches der Wahrsagung. — Hiermit wäre das Hauptsächlichste aus dem Schrifttum der Chinesen hervorgehoben, insofern es auf den Unterricht im Lesen und Schreiben wirklich Einfluß nahm oder doch nehmen konnte.*

*Der zweite Gegenstand, der in den Schulen zur Bildung des Intellektes in Verwendung kam, war das **Rechnen.** Es wurde bereits erwähnt, daß die Knaben an der Hofschule in den neun Arten des Rechnens unterwiesen wurden. „Die neun Abschnitte" (Kieu-tschang) ist auch der Name des ältesten mathematischen Werkes, nach dem angeblich schon zur Zeit der Tscheu-Dynastie gelehrt wurde. In diesem Werke kommen Gesellschafts- und Mischungsrechnungen, das Ausziehen der Quadrat- und Kubikwurzel, Gleichungen, Berechnungen der Dreiecks- und Kreisfläche, geometrische Aufgaben, die durch den pythagoräischen Lehrsatz gelöst werden müssen, und Körpermessungen vor. Obgleich die gegenwärtige Form des Buches späteren Ursprunges ist, wofür auch die daselbst vorkommenden Rechnungsarten sprechen, so weisen doch die Traditionen der alten Chinesen auf eine frühe Entwicklung der Mathematik zurück. Die Erfindung der Ziffern und des Rechenbrettes wird schon vor die Hälfte des dritten Jahrtausends zurückverlegt. Die Ziffern zeigen besondere Zeichen für 10, 100, 1000 und 10 000. Indem durch das Vorsetzen der Zahl die multiplikative, durch das Nachsetzen derselben die additive Verbindung angedeutet wurde, gestaltete sich das Zahlenschreiben als sehr komplizirt. Es mußte z. B. die Zahl 257 384 in folgender Weise geschrieben werden: (2×10) (5×10 000) + (7×1000) + (3×100) + (8×10) + 4. Aus dem Umstande, daß über die 10 000 kein besonderes Zahlzeichen bestand, schließt man, daß ursprünglich die Rechnungen diese Grenze nicht überschritten. Zeigt sich in der Zahlenschreibung das dekadische Zahlensystem (natürlich ohne Stellungsarithmetik), so haben sich daneben Spuren eines Sexagesimal- oder Duodezimalsystems erhalten. Namentlich deutet darauf der 60jährige Cyklus, dessen bereits gedacht ist. Die einzelnen Jahre des Cyklus haben besondere Namen, die jeder Chinese, wie es oben berichtet wurde, schon zu Hause kennen lernte. Er konnte deshalb, über sein Alter befragt, sofort Auskunft geben, indem er das Jahr nannte und hinzufügte, ob dasselbe zu dem laufenden, vergangenen oder vorvergangenen Cyklus gehört. — Das Rechenbrett entwickelte sich wohl aus den Rechenschnüren, die in der ältesten Zeit im Gebrauche standen. Es waren dies mit Knötchen versehene Schnüre, wie solche auch Herodot bei dem Zuge des Dareios gegen die Scythen (IV. 97) erwähnt. Das Rechenbrett (swan pân) besteht aus zehn Drähten, welche in einen Rahmen gespannt sind und durch einen Grunddraht in zwei Abteilungen geteilt erscheinen, deren kleine zwei, deren größere fünf Kugeln trägt. An diesen

Rechenmaschinen führte und führt man noch heutzutage alle Additionen und Subtraktionen aus. Für die Multiplikation und Division bestanden wohl dieselben Regeln, die noch heutzutage gelehrt werden. Man beginnt die Multiplikation bei der höchsten Stelle und vollzieht die Division durch wiederholte Subtraktion. — Auch in der Geometrie hatten die Chinesen nach ihrer Tradition schon in früher Zeit einzelne Entdeckungen gemacht. In dem h. Buche der Rechnung Tscheu-pei, dessen erster Teil schon in die Zeit um 1000 v. Chr. versetzt wird, wahrscheinlich aber einer spätern Periode angehört, wird in diesem ältern Abschnitte als Basis der Geometrie die Lehre vom Kreise, der dem Himmel entspreche, und vom rechtwinkligen Vierecke, das als Symbol der Erde gelte, bezeichnet und der pythagoräische Lehrsatz vorgetragen. Auch wird das Verhältnis des Durchmessers zum Umfange des Kreises mittelst der Zahl 3 bestimmt, welche darum als symbolische Zahl für den Himmel, sowie die Zahl 4 für die Erde gesetzt wird. Im Tscheu-li[1]) werden neben dem Hofastronomen und Hofastrologen ein „Obermesser" und ein besonderer „Beamter des Meßapparates" erwähnt: auch wird daselbst der Nivellirung nach der Wasserfläche, der Konstatirung der senkrechten Stellung eines Pfostens durch hängende Seilstücke (Senkblei), der Benutzung eines Schattenzeigers und der Beobachtung des Schattens der auf- und niedergehenden Sonne zur Orientirung nach den Himmelsgegenden gedacht. Daraus dürften wir auf eine nicht unbedeutende Entwicklung der Feldmeßkunst schließen, wenn diese Nachrichten wirklich auf alten Traditionen beruhen.[2])*

*Neben der Wissenschaft, welche hauptsächlich auf den Unterricht Einfluß nimmt, ist der **Religion** als eines wesentlichen Faktors der Erziehung zu gedenken. In der ältesten Zeit verehrten die Chinesen den Himmel, Tien, als die höchste und einzige Gottheit. Er ist das Höchste, Größte und Allesumfassende. Doch mit der Zeit schritten sie zur Personifikation dieser Naturerscheinung, und als solch persönlicher Gott erscheint der Himmel unter dem Namen Schang-Ti oder Ti, der oberste Kaiser, der Beherrscher des Universums. Als Diener dieses Herrschers werden die Geister des Regens, der Wolken, der Winde, des Donners, der Berge, der

[1]) *Dieses Werk wird zwar schon den ersten Kaisern der Tscheu-Dynastie (1122—1109 v. Chr.) zugeschrieben, stammt aber in seiner gegenwärtigen Gestalt aus dem 1. Jahrhundert v. Chr.*

[2]) *Nach Cantor, Vorlesungen über Gesch. der Mathematik, I. Bd. Leipzig 1880.*

Hügel, der Seen und Ströme verehrt. In späterer Zeit (unter der Tscheu-Dynastie) tritt neben den Himmel die Erde, Tu, als gleichberechtigte Gottheit. Himmel und Erde sind die Schöpfer aller Kreaturen, unter denen der Mensch die höchste Stelle einnimmt. Zum Himmel blickt der Mensch mit Verehrung, zur Erde mit Dank, der Himmel verrät die Majestät, die Erde die Liebe der Gottheit. Dem Himmel wird zur Zeit des Wintersolstitiums auf einem runden, der Erde zur Zeit des Sommersolstitiums auf einem viereckigen Altar vom Kaiser ein großes Huldigungsopfer dargebracht. In den Gottheiten verehrte man die mächtigen und wohlthätigen Kräfte der Natur. Als solche hatten sie keinen Einfluß auf die Moral, also auch nicht auf die Erziehung des Volkes. Man begnügte sich damit, sie sich durch Opfer, zu denen wahrscheinlich in ältester Zeit auch Menschen dienten, gnädig zu erhalten und ihren Willen durch Wahrsagungen zu erforschen, unter denen die aus den Linien auf dem Rücken einer Schildkrötschale und aus den bereits erwähnten Diagrammen, welche man aus den Ruten einer Pflanze bildete (kwa), die berühmtesten waren. Erst als man den Gottesbegriff läuterte, und in der Gottheit auch ein ethisches Prinzip zur Geltung kam, wirkte die Religion auch sittigend auf das Leben des Menschen. Im Schi-king finden wir bereits zahlreiche Stellen, welche diese Auffassung der Gottheit verraten. Der Himmel sorgt nicht bloß für das materielle Wohl der Menschen und läßt das Getreide als ihr Hauptnahrungsmittel gedeihen, sondern er überwacht auch die Aufführung des Kaisers. Erfüllt er seine Pflichten und erweist er die vorgeschriebene Verehrung der Gottheit, so riecht diese die süßen Gerüche seiner Opfer, segnet ihn und sein Volk mit Reichtum und Glück. Wird er aber gottlos und pflichtvergessen, dann stürzt sie ihn vom Throne und setzt einen andern an seine Stelle. Dieser biblischen Auffassung begegnet man auch schon in dem ältern geschichtlichen Werke, dem Schu-king. Aber auch mit der Frage über die Entstehung des Übels in der Welt beschäftigten sich die Chinesen schon in verhältnismäßig früher Zeit. Sie schrieben es dem Menschen zu. Der Himmel läßt die Menge des Volkes geboren werden und giebt ihr gute Anlagen, aber wenige behalten sie und harren bis zu Ende aus. Schon bei einem der ersten Kaiser begegnet man dem Ausspruche: Der Sinn des Menschen ist unabläßig geneigt zu irren; seine Verwandtschaft mit dem, was recht ist, ist gering. „Darum," so lautet ein Spruch des Kaisers Wu, des Begründers

der Tscheu-Dynastie, „schuf der Himmel, das Volk zu unterstützen, Gesetzgeber und Lehrer für dasselbe, die ihm helfen sollten, gut zu bleiben.“ „Der gute Herrscher sucht,“ wie einer von Wu's Nachfolgern, Tang, (um 1730 v. Chr.?), — der erste, welcher deutlich die Lehren der menschlichen Natur erklärte, — es that, „einen großen Weisen, mit dem er seine Kraft vereinigt, um die Gunst des Himmels für das Volk zu erlangen. Dagegen bringt namentlich der Herrscher, wenn er die vom Himmel vorgezeichneten Wege verläßt, Unglück über den Staat, denn der Himmel kennt kein Erbarmen und verbreitet Schrecken über das Land.“*

Einen mächtigen Einfluß auf die Erziehung nahm in China der Ahnenkultus, die am allgemeinsten verbreitete Form des Gottesdienstes, welche hauptsächlich darin bestand, daß man Ahnentafeln, Brettchen, die mit den Namen der Vorfahren bezeichnet waren, an bestimmten Orten, auch Tempeln aufstellte und vor diesen Symbolen der Verstorbenen Opfer darbrachte und Gebete verrichtete. Die Entstehung dieses Kultus wird in die ältesten Zeiten chinesischer Geschichte verlegt. In ihm offenbart sich der kindliche Gehorsam, der über das Grab reicht, die Ehrfurcht und Dankbarkeit der Kinder gegenüber den Eltern, die bei deren Tode nur noch deutlicher empfunden wird, und zur Apotheose derselben führt. Diese Verehrung der Eltern wurde erweitert auf alle Vorfahren. Sie erscheinen als Schutzgeister der Familie, deren Wohlgefallen sich der Nachkomme durch einen sittlichen Lebenswandel und durch ein eifriges Streben nach Ehre und Ruhm zu erwerben trachtete, weil er der Überzeugung lebte, daß diese Ehre und dieser Ruhm auch auf seine Vorfahren übergehe. Dagegen suchte er aber auch Schutz und Hilfe in der Not bei seinen Vorfahren und erblickte, wenn diese ausblieb, darin eine Strafe für seine Sünde. In diesem Glauben lag ein wichtiges pädagogisches Moment. Der Ahnenkultus blieb jedoch nicht auf den Familienkreis beschränkt. Die Ahnen des Kaisers, des Sohnes des Himmels, waren Gegenstand der Verehrung des ganzen Volkes und neben diesen wurden auch die Manen von besonderen Helden, die sich irgendwie Verdienste um das Land und Volk erworben oder sich durch besondere Tugenden ausgezeichnet hatten, vom ganzen Volke verehrt. Auch in diesem Kultus lag ein Antrieb zu sittlichem Handeln.

*Unter der Regierung der Tscheu-Dynastie traten die großen Weisen Lao-tse und Kong-tse (Confucius) auf, welche auf Religion und Moral der Chinesen nachhaltigen Einfluß übten und

darum auch für die Geschichte der Erziehung wichtig erscheinen.[1]) Der ältere unter ihnen, **Lao-tse,** war um 604 v. Chr. geboren. Sein Name bedeutet „altes Kind." Gegenüber der etymologischen Sage, daß er als Greis mit grauen Haaren geboren wurde, wird wohl die Deutung dieses Namens als „ehrwürdiger Philosoph" berechtigt sein. Er war einer der Historiographen am Hofe der Tscheu und bekleidete die Stelle eines Bibliothekars und Archivars. Obwohl er sehr zurückgezogen lebte, verbreitete sich doch bald der Ruf seiner Gelehrsamkeit und seiner hohen Sittlichkeit, und Wißbegierige kamen herbei, um ihn zu hören und zu sprechen. Unter diesen war auch der an Jahren viel jüngere Confucius. Der wirklichen Welt, wie sie in der Natur, in der Gesellschaft und vor allem im Staate sich darstellt, zugewandt, und das historisch Gewordene wertschätzend, berief sich dieser in seinen Gesprächen auf die Grundsätze der alten Weisen. Darauf erwiderte ihm Lao-tse: „Die, über welche Du sprichst, sind gestorben, ihre Beine sind zu Staub vermodert, nur ihre Werke sind geblieben. Wenn der gebildete Mann seine Zeit versteht, so steigt er in die Höhe, aber wenn der Zeitgeist gegen ihn ist, so geht er, als ob ihm die Füße gefesselt wären. Ich habe gehört, daß ein geschickter Kaufmann, selbst wenn er reiche Schätze hoch aufgespeichert hat, unter Umständen arm, daß selbst ein weiser Mann, obwohl sein Wissen vielumfassend ist, auch mitunter beschränkten Geistes erscheinen kann. Leg' ab Deinen stolzen Sinn, Deine vielen Wünsche, Deine selbstbewußte Haltung, Deinen wilden Willen. Sie sind nicht von Nutzen für Dich. Das ist Alles, was ich Dir zu sagen habe." Diese Worte machten auf Confucius einen tiefen Eindruck. Er sprach mehrere Tage nicht, und, als die Schüler in ihn drangen, zu sagen, was ihm fehle, sagte er: „Ich weiß, wie die Vögel fliegen, wie die Fische schwimmen, wie die Tiere laufen. Aber den Läufer fängt man mit der Schlinge, den Schwimmer mit der Angel und den Vogel schießt man mit dem Pfeile. Da ist jedoch der Drache. Ich kann nicht sagen, wie er auf dem Winde sich über die Wolken erhebt und zum Himmel emporsteigt. Heut' hab' ich Lao-tse gesehen und kann ihn nur mit dem Drachen vergleichen."[2]) Willig erkannte also

[1]) *Nebenbei sei erwähnt, daß im 6. Jahrhundert auch eine jüdische Colonie sich in China niederließ, durch welche vielleicht babylonische Kulturelemente Eingang in China fanden. Siehe Cantor, Gesch. der Mathematik, I. p. 567, 578.*

[2]) *Ich zog die dem chinesischen Wortlaut sich anschließende Übersetzung Legges der Plänckners vor, der die vorhandenen Lücken in dem Gedankengange ergänzt und auch die Anordnung der Gedanken ändert.

Confucius die Höhe des Gedankenfluges seines wissenschaftlichen Gegners an. Von dem Leben Lao-tses ist noch bekannt, daß er in spätem Alter den Hof verließ, um seinem Vaterlande den Rücken zu kehren. An der Grenze hielt er sich bei einem Grenzkommandanten auf. Dieser bat ihn, vor seinem Abschiede doch ein Buch herauszugeben, das seine Lehre enthielte. Dies that denn auch Lao-tse und verließ danach das Land. Man weiß nicht, wo er starb. Dieses Buch heißt Tao-te-king, d. h. Lehre vom Tao-te. Das Tao bedeutet das höchste Wesen; te die Tugend, die durch den Glauben an dieses höchste Wesen erzeugt wird; darum übersetzt Plänckner den Titel des Werkes „Der Weg zur Tugend." In diesem Werke verkündete Lao-tse eine Philosophie, welche in ihren metaphysischen Lehrsätzen eine neue Religion begründete, in der eine edle Moral als der einzige Gottesdienst erscheint. Diese Religion erkennt einen einzigen Gott Tao an. Von ihm heißt es (c. 25): „Es besteht ein das All erfüllendes, durchaus vollkommenes Wesen, das früher war, denn der Himmel und die Erde. Es besteht da in erhabener Stille, es ist ewig und unveränderlich, und ohne Anstoß dringt es überall hin und ist überall da. Man kann es die Mutter, die die Welt geboren, nennen. Seinen Namen nenne ich nicht, ich nenne es am liebsten Tao; soll ich diesem eine bezeichnende Eigenschaft beilegen, so würde es die der höchsten Erhabenheit sein. Ja, erhaben ist das Wesen, um das sich das All und alles im All bewegt; als solches muß es ewig sein und wie es ewig ist, so ist es auch folgerichtig allgegenwärtig." Dieses Tao offenbart sich sowohl in der Natur, als auch im Menschen: „Das Tao ist erhaben, erhaben ist auch der Himmel, erhaben die Erde, erhaben ist auch das Ideal des Menschen. So sind denn vier erhabene Dinge im Universum, und das Ideal des Menschen ist ohne Zweifel eines derselben; denn der Mensch stammt von der Erde, die Erde stammt vom Himmel, der Himmel stammt vom Tao. Und das Tao stammt ohne Frage allein aus sich selbst." Die höchste Aufgabe des Menschen ist es, dieses unnennbare geistige Tao zu erfassen, „eins zu werden mit dem Unerforschlichen." Nur derjenige vermag es, der ganz von Leidenschaften frei ist. Er muß dann sowohl das Geistige wie das Leibliche zum Gegenstande seiner Betrachtung machen und sich ausschließlich der metaphysischen Spekulation widmen. „Was er schafft, das will er vor seinem Geiste, nicht vor Augen stehen haben, was er ersinnt, soll dem Geiste, nicht dem Leibe Nutzen sein. Das Vollbringen seiner geistigen Regsamkeit ist das Ideale, nicht das Reale"

(c. 2). Obwohl in dieser Forderung der Weltflucht und dem Zurückziehen von den öffentlichen Angelegenheiten das Wort gesprochen wird, wie ja auch Lao-tse schließlich in der Einsamkeit sein Leben schloß, so wird doch an anderen Stellen wieder als Bedingung der Vollkommenheit des Weisen ein an Tugenden reiches, von Fehlern freies Leben auch in der Gesellschaft gefordert: „Wo der Weise auch sei, da liebt er den Ort, wo er weilt, und verschönert alles durch seine Gegenwart. Mit seinen Forschungen durchdringt er die Tiefen der Natur. Wenn er gibt, gibt er mit Unparteilichkeit, Milde und Barmherzigkeit, und gibt gern. Wenn er spricht, so ist seine Rede offen, wahr und treu; wenn er befiehlt, so ist er streng gerecht und den Gesetzen gemäß in seinen Anordnungen. Was er auch thue, da zeigt er Befähigung, jede seiner Handlungen ist geschickt, passend und angenehm“ (c. 8). Der Weise kennt keinen Hochmut, keine Härte, keine Habsucht: „Ein volles Glas läuft leicht über; ein zu scharf geschliffenes Schwert wird leicht stumpf; ein mit Gold und Edelsteinen gefüllter Saal ist schwer zu hüten. Wer also bei äußerem Glanze, bei Macht, Ehre und Glücksgütern übermütig ist, der trägt selbst die Schuld, wenn er des so Wandelbaren verlustig geht“ (c. 9). „Wer sich auf den Fußspitzen in die Höhe reckt, wird nicht aufrecht stehen bleiben können. Wer sich nur selbst betrachtet, wird keinen klaren Blick für anderes haben. Wer nur auf sich selbst bedacht ist, wird nichts kluges zu tage fördern. Wer zu sehr von sich eingenommen ist, hat wenig Verdienst um die Welt“ (c. 24). „Mit aller Kraft muß man danach streben, daß das reinere geistige Selbst — Vernunft und Willenskraft — das weniger gute und weniger reine Begehren so in seine Gewalt bekomme, daß das Selbst ein einiges, harmonisches, unteilbares Ganzes werde. Man muß mit aller Anstrengung, Aufmerksamkeit, Besonnenheit und mit aller moralischen Kraft die höchste Einheit und Reinheit zu gewinnen suchen, so daß die Seele so klar und rein werde, wie die eines neugeborenen Kindes. Wenn man so geläutert ist und alle Schlacken entfernt hat, kann man das Erhabene schauen, denn man hat keine Gebrechen mehr. Wer nun mit reiner Seele die Menschheit liebend umfaßt und überallhin Segen bringt, der wird das Immaterielle, das geistige Wesen ergründen können“ (c. 10). „Ist er vom Tao beseelt, so gelangt er in den Besitz von drei Kleinoden: das erste ist die Liebe, das zweite die Genügsamkeit, das dritte die Demut. Wer Liebe besitzt, hat Seelenstärke, wer Genügsamkeit besitzt, Seelengröße, wer Demut besitzt, der kann das Werk der

Liebe an seinen Nebenmenschen erfüllen und macht sich würdig für die Ewigkeit" (c. 67). Der Weise hat aber auch die Aufgabe, sein Wissen nicht nur für sich zu behalten, sondern es auch unter dem Volke zu verbreiten (c. 65). „Wie kommt es, daß die gewaltigen Ströme und Meere die Herrn aller Bergwässer sind, sie diese alle in ihr Gebiet aufnehmen? Dadurch, daß sie in edelmütiger Weise sich unter diese herabzulassen verstehn. So auch der Weise. Will er sich über das Volk erheben, will er wahrhaft höher stehen, als dies, so muß er durch Wort und Lehre sich hinab begeben unter dieses" (c. 61). Bei dieser Belehrung des Volkes im Tao werden von dem Lehrer Wohlwollen, Deutlichkeit und Klarheit in Sprache und Darstellung, Überzeugung und Liebe gefordert: „Wer sich gut zu bewegen versteht, wird keine plumpen Fußspuren zurücklassen. Wer die Sprache in der Gewalt hat, wird sich keinen Fehler der Ausdrucksweise zu schulden kommen lassen. Wer zu rechnen versteht, braucht keine Rechenmaschine. Wer etwas gut zu verwahren versteht, der braucht nicht Schloß noch Riegel, und es wird ihm doch nichts entwendet. Wer etwas zu fesseln versteht, der braucht nicht Bande, nicht Stricke und es kann ihm doch nicht gelöst werden. Daher wird der Weise, der ja in allem erfahren ist, wenn er den Menschen dienen will, sie so unterstützen, daß er sie zum Heile führt, er wird sie nicht verlassen, sondern sein Werk zu Ende führen. Denn der Erfahrene ist ja der Lehrer des Unerfahrenen und dieser, der Unerfahrene, der sich jenem vertrauungsvoll in die Arme geworfen, wird sein ihm anvertrautes Pfand. Muß nun der Unerfahrene nicht seine Lehrer hochschätzen? Muß nicht dieser der, der ihm sein Vertrauen geschenkt hat, lieben und ihm freudig Gutes thun fort und fort?" (c. 27.)*

Die wenigen Stellen, die angeführt wurden, beweisen zur Genüge, welch edle Moral uns in Lao-tses Schriften entgegenweht, und welche Bedeutung diese für das Verhalten des Menschen dadurch gewinnt, daß sie als die notwendige Vorbedingung zur Erkenntnis der Gottheit zugleich auch als die einzige Form des Gottesdienstes gefordert wird. Weil aber dieses Religionssystem eine hohe Intelligenz, eine seltene Selbstbeherrschung und große sittliche Vollkommenheit seiner Bekenner beanspruchte, so fand und findet es noch bis heutzutage wenige Anhänger, denn der weitverbreitete Aberglaube der Tao-sse, hat mit der Lehre Lao-tse's nichts als den Namen der Gottheit gemein.

*Um so größere Verbreitung erlangte und besitzt die Lehre des zweiten Reformators **Kong-tse, Kong-fu-tse** oder **Confucius**. Er war

im Jahre 551 v. Chr. in dem Reiche Lu geboren und stammte aus einem hochangesehenen Geschlechte. Schon im 3. Jahre verlor er den Vater*, mit dem 15. Jahre erwachte die Neigung zu ernsten Studien in ihm. *Im 19. Jahre heirathete er und gründete sich eine Lebensstellung in der Beamtenhierarchie. Zugleich gab er sich mit allem Eifer wissenschaftlichen Studien hin und erlangte bald so große Berühmtheit, daß viele strebsame Jünglinge sein Haus besuchten und seinen Lehren lauschten. Ein Minister des Reiches gab seinen Söhnen auf dem Todtenbette den Auftrag, seine Schüler zu werden. Nachdem Confucius die Hauptstadt des Reiches besucht hatte, wo er mit Lao-tse zusammengetroffen war, gelangte er in seiner Heimat zu hohen Ehrenstellen und behauptete sich in den bürgerlichen Wirren, die in Lu ausbrachen. Er wurde sogar Vorstand einer Stadt. Als solcher wußte er dieselbe nicht bloß vor den Übergriffen der feudalen Barone zu schützen, sondern führte in ihr auch eine gute Rechtspflege und geordnete Wirtschaft ein. Selbst auf die Sitten der Bürgerschaft erstreckten sich seine Reformen. Hierdurch steigerte sich sein Ruhm, so daß man von weither kam, um seine Verwaltung kennen zu lernen und zu bewundern, und seine Weisheit in Liedern verherrlichte. Doch wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten. Seine Neider und Feinde verdächtigten ihn bei dem Statthalter, und dieser entließ ihn aus dem Dienste. 56 Jahre alt verließ er sein Heimatland und reiste 13 Jahre umher, überall lehrend und predigend, überall gefeiert. Aber seine Lehren fanden nicht den Anklang, den er wünschte, auch fehlte es nicht an mancherlei Gefahren, die seinen Biographen den Anlaß boten, die Ruhe und Geistesgegenwart des Meisters zu preisen. Er selbst sagte von sich, als einer seiner Schüler zögerte, einem zudringlichen Frager den Meister zu beschreiben: „Warum sagst du nicht, daß ich ein Mann bin, der im Eifer für die Wissenschaft seine Nahrung, in der Freude an der Beschäftigung seine Sorgen vergißt, der nicht merkt, daß ihn das Alter überkomme.“ Im Jahre 443 kehrte er wieder nach Lu zurück und wurde mit großen Ehren empfangen, nahm aber am politischen Leben nicht mehr teil, sondern widmete sich ganz wissenschaftlichen Arbeiten. Manch' schwerer Schicksalsschlag trübte seine letzten Jahre. Er verlor seinen einzigen Sohn, geliebte Schüler wurden ihm durch den Tod entrissen, schließlich 478 starb er selbst, von seinen Schülern wie ein Vater durch drei Jahre betrauert. Aber seine Bedeutung für das ganze geistige Leben des Reiches wurde bald nach seinem Tode erkannt und gewürdigt. Man er-

richtete ihm Tempel und brachte ihm Opfer dar. Um die Zeit der Geburt Christi wurde von Staatswegen ein öffentlicher Gottesdienst für ihn an gewissen Tagen des Jahres festgestellt. An einem solchen Tage geht der Kaiser vor die Ahnentafel (Symbol des Geistes) des Confucius und betet: Ich opfere dem Philosophen Kong, dem alten Lehrer, dem vollendeten Meister und spreche: O Lehrer, an Tugend gleich dem Himmel und der Erde, dessen Lehren die Vergangenheit und Gegenwart umfassen, du ordnetest und überliefertest die sechs klassischen Werke und übermitteltest Lehren für alle Geschlechter. In ehrwürdiger Befolgung der alten Bräuche bringe ich Dir das Opfer. . . . Mögest Du entgegennehmen diese Gaben."*

*Die Bedeutung des Confucius liegt nicht darin, daß er eine neue Religion begründete, sondern daß er die vorhandenen Überlieferungen auf allen von der Vorzeit gepflegten Wissensgebieten sammelte und zusammenstellte und die religiösen Anschauungen und Bräuche läuterte und durchgeistigte. Er ist kein Religionsstifter, sondern ein Reformator. Er hielt an dem Himmel, als der obersten Gottheit fest, betete zu ihm, erkannte die höhern geistigen Wesen an und opferte den Toten. Weil er so den herrschenden Ansichten beipflichtete, fand seine Lehre allgemeine Verbreitung. Während er aber für die Öffentlichkeit die Aufrechthaltung der bestehenden Sitten und Bräuche für notwendig erachtete, gab er ihnen im Kreise seiner Schüler eine tiefere Deutung. In dem Himmel erblickte er nicht eine personifizirte Naturkraft, sondern den höchsten Intellekt, der in der ganzen Natur waltet, und der auch in dem Geiste des Menschen sich offenbart. Die transcendente Gottheit, der Theos, wurde durch ihn zugleich als immanent in der Natur erfaßt und auf diese Weise der Theismus mit dem Pantheismus zu einer einheitlichen Weltanschauung verknüpft. Um die Gottheit zu erkennen, müsse man sein eigenes geistiges Ich, das Göttliche im Menschen, erforschen. In ihm offenbart sich das Ewige, Unwandelbare, Unvergängliche. Diese Erforschung sei die eigentliche Religion. Darum heißt auch das wichtigste Werk des Confucius Tchong-Yong, der unwandelbare Seelengrund. Begegnet sich in dieser Auffassung des höchsten Wesens Confucius mit Laotse, so unterscheidet er sich anderseits vollständig von diesem in der Aufgabe, die er dem Menschen setzt. Während dieser das Zurückziehen des Individuums auf sich selbst fordert, um ungestört der Erforschung des Göttlichen leben zu können, hatte jener das übliche Leben im Staate vor Augen

und forderte die Bethätigung des Individuums in dem großen vom göttlichen Geiste durchdrungenen Ganzen. Hierbei hängt das Glück des Einzelnen von dem Gedeihen und der Wohlfahrt des Ganzen, also des Staates ab. Darum schrieb er ein Werk über die Regierungskunst, worin er u. a. den Fürsten ermahnt:* „Fürst, verachte die Tugend nicht. Sie macht das ganze Glück des Staates aus. Fehlt dir dieses himmlische Kleinod, so werden alle deine Strahlen ihren Glanz verlieren. Da herrscht der ewige Friede, wo Tugend auf dem Throne sitzt. Aller Unterricht eines Fürsten bestehe in der Entwickelung seiner vernünftigen Natur, die von oben ihm zu Teil ward; dann in der Beharrlichkeit alles dessen, was gut ist; und so erneuere, verbessere er das Volk durch gute Gesetze und schönes Beispiel."

*Die Ordnung in einem Staate beruht aber nicht bloß auf der Sittlichkeit und Tüchtigkeit des Fürsten, sondern auch auf der Tugend aller seiner Glieder. Diese Tugend offenbart sich gegenüber dem Staate in der getreuen Pflichterfüllung; denn die Natur, die dem Staate vom Himmel bestimmt wurde, das Göttliche im Staate, ist die Ordnung, und diese basirt auf den Gesetzen. Sie zu befolgen, ist Pflicht eines jeden Staatsbürgers. Diese Pflichten gliedert Confucius nach dem uralten Schema: in die Pflichten zwischen Regent und Unterthan, zwischen Vater und Sohn, Gatten und Gattin, älterem und jüngerem Bruder und zwischen Freund und Freund." Die Grundlage für alle diese Verhältnisse bildet aber das Pflichtverhältnis des Kindes zu den Eltern. Ein eignes Werk, das dem Confucius zugeschrieben wird, wahrscheinlich aber von einem seiner Schüler herrührt, das Hiao-king, behandelt diesen Pflichtenkreis. Darin heißt es: „Die Kindesliebe ist die Wurzel aller Tugend und aus ihr erwächst alle Moral. Die Hauptpflichten des lebenden Menschen sind die Dienste der Ehrfurcht und Liebe gegen die Eltern, so lange sie noch leben, und die des Kummers und der Trauer für sie, wenn sie gestorben sind." Es werden dann diese Dienste noch im Einzelnen angeführt: „Der gute Sohn bekundet in seinem Betragen gegen sie die größte Ehrfurcht, bei ihrer Ernährung und Erhaltung zeigt er, daß ihm dies das größte Vergnügen sei; sind sie krank, so fühlt er die größte Angst, in der Trauer um sie zeigt er öffentlich den größten Kummer, bei den Opfern, die er ihnen darbringt, entfaltet er die größte Pracht." „Wer die Pflichten gegen seine Eltern erfüllt, der wird auch in einer höhern Stellung frei sein von Stolz, in einer niedrigen frei

sein von Insubordination; und unter Seinesgleichen nicht streitsüchtig erscheinen. In einer höhern Stellung führt Stolz zum Sturz, in einer niedrigen Insubordination zur Strafe, unter Genossen der Streit zum Zücken der Waffen. Sind diese drei Forderungen nicht erfüllt, so ist der Sohn, mag er die Eltern täglich mit Rind-, Hammel- oder Schweinefleisch nähren, doch kein guter Sohn." Somit hat die Erfüllung der Kindespflichten selbstverständlich auch die der übrigen Pflichten im Gefolge, ist also die Grundlage aller sozialen Tugenden. Über die Pflichterfüllung fordert aber Confucius noch als göttliche Tugenden: die Erkenntnis, die Seelenstärke und die Menschenliebe, mit welch' letzterer sich die Gerechtigkeit zu verbinden hat.

Die Moral, sowie die Religion des Confucius erscheint gewissermaßen als konservativ. Was sich im Laufe der Jahrhunderte als Sitte und Kultus ausgebildet hatte, das strebt er zu erhalten und bemüht sich, dies mit den Errungenschaften der wissenschaftlichen Forschung in Übereinstimmung zu bringen. Dabei fehlt es nicht an Andeutungen, welche zeigen, wie schwer ihm diese Arbeit wurde, und welche Zweifel seinen Geist beschlichen. Als ihn ein Schüler über die Dienste, die man den Toten erweise, fragte, sagte er: „Wenn Du nicht im Stande bist, den Menschen in ihrem Leben zu dienen, wie kannst Du den Geistern dienen?" Über den Tod um Auskunft ersucht, erwiderte er: „Du kennst nicht einmal das Leben, wie kannst Du etwas über den Tod erfahren?" Einem seiner Schüler, der ihn fragte, ob die Toten von den Opfern, die man ihnen bringe, Kenntnis haben, gab er die ausweichende Antwort: „Wenn ich sagte, daß die Toten hiervon Kenntnis haben, fürchte ich, daß dankbare Söhne und Enkel sich durch die Opfer für die Toten an ihrer Gesundheit und an ihrem Vermögen schädigen. Wenn ich aber sagte: Der Tote hat keine Kenntnis davon, fürchte ich, daß unkindliche Söhne ihre Väter unbeerdigt lassen würden." Daß er jedoch an der Unsterblichkeit der Seele festhielt, ist aus andern Stellen ersichtlich. In einem Gespräche mit seinem Lieblingsschüler äußert er sich darüber: „Der Körper und die vegetative Seele[1]) steigen herab, während der Geist in der Höhe schwebt;" und an einem andern Orte: „Die Gebeine und das Fleisch werden zur Erde auf den Feldern, aber der Geist entweicht und entfaltet sich in der Höhe in einem Zustande glorreichen Glanzes."*

---

[1]) *Confucius unterscheidet eine Seele (shan), die sich im Körper offenbart, und einen Geist (kwei), der im Odem des Menschen sich ausdrückt.*

Wenn wir noch erwägen, daß auf Confucius die Redaktion der berühmten heiligen Bücher, des Schu-king, Schi-king und Yi-king, zurückgeführt wird, so müssen wir zu der Erkenntnis gelangen, daß er nicht bloß als Sittenlehrer und religiöser Reformator, sondern auch als Begründer einer neuen wichtigen Epoche auf dem Gebiete der chinesischen Wissenschaft und Literatur einen mächtigen Einfluß auf die Erziehung und den Unterricht nahm und darum den hervorragendsten Pädagogen zugezählt werden muß.

Unter den Nachfolgern des Confucius ragt vor allem Meng-tse, der um die Mitte des 4. Jahrhunderts lebte, hervor. Seine Werke gehören zu den vier kanonischen Büchern der Philosophen (Schu). Aus denselben ist der Verfall ersichtlich, in welchem sich zu seiner Zeit Sitte und Bildung befanden.

Um die Mitte des 3. Jahrhunderts wurde die Tschen-Dynastie gestürzt und die Tsin-Dynastie gelangte auf den Thron. Der erste kräftige Herrscher derselben, Tsin-sche-huang-ti, führt den Beinamen der „Bücherverbrenner," weil er ein Edikt erließ (213 v. Chr.), demzufolge alle alten Werke, welche sich auf Geschichte, Sitten und Bräuche bezogen, verbrannt werden sollten. Hierin wird wohl ebenso sehr eine politische, als religiöse Revolution zu erkennen sein. Sie war hauptsächlich gegen den Confucianismus gerichtet.

*Diesem gegenüber wurden die Anhänger Lao-tses begünstigt. Es begann um diese Zeit die Umgestaltung seiner metaphysischen Lehre vom Tao zu jenem Aberglauben, als welcher später die Religion des **Taoismus** erscheint. Schon in den Werken Lie-tse's und Tschuang-tse's, die zwei oder drei Jahrhunderte nach Lao-tse lebten, findet man eine Fülle grotesken Aberglaubens niedergelegt, der den Verdacht erregt, daß sie unmöglich selbst an denselben glauben konnten.*

*Nach der kurzen Regierung der Tsin-Dynastie kam um 200 v. Chr. die Han-Dynastie zur Herrschaft. Diese ließ wieder die alten Bücher aufsuchen und sammeln und trat für die Lehren des Confucius ein. Doch der Hang des Menschen zur Versinnlichung des Abstrakten offenbart sich in der Religion hauptsächlich dadurch, daß man das Übersinnliche, Göttliche herabzuziehen und seine Macht in der Umwandlung des Naturlaufes, in Wundern, zu erblicken sucht. Die Religion des Confucius ist wenig geeignet, diesem Hange der Menschen Rechnung zu tragen, sie ist eine Religion der Gebildeten. Die große Masse ersetzte ihren formlosen Gottesdienst durch einen wüsten Aberglauben, der sich an die Schriften der Nachfolger Lao-tses anlehnte; selbst vom Kaiser Wu (um 130 v. Chr.) wird

berichtet, daß er durch Magier irregeführt, ihren astrologischen Deutungen, ihren alchymistischen Versuchen, Gold zu erzeugen, ihren Erzählungen von Geistern und ihrem Verkehre mit diesen Glauben schenkte.*

*Dem Umsichgreifen des Aberglaubens kam der **Buddhismus** entgegen, der um das Jahr 65 v. Chr. in China Eingang fand. Es war aber nicht so sehr die reine Lehre Buddahs, als vielmehr der Götzendienst dieser Religion, welcher bei der großen Masse des Volkes Aufnahme fand. Unter dem Einflusse des Buddhismus entwickelte sich der Taoismus zu einer besonderen Religion, deren Dogmen und deren Gottesdienst sich vielfach an ersteren anschließen, aber auch Vieles aus den in China von Altersher einheimischen religiösen Anschauungen und Bräuchen aufgenommen haben. So wie in den Tempeln der Buddhisten häufig eine Dreifaltigkeit erscheint, deren einzelne Gottheiten als der personifizirte Buddha, als das Gesetz und als die Kirche oder von der Menge als der alte, gegenwärtige und zukünftige Buddha gedeutet werden, so ist auch in den Tempeln der Taoisten eine Dreifaltigkeit zu finden, die als das vollkommene, höchste und größte heilige Wesen verehrt wird. Neben diesen entstanden aber gar viele andere Gottheiten, so vor allen die sogenannten Staatsgottheiten, darunter die Väter der Arzneikunde, ein Gott des Krieges, ein Gott der Litteratur. Überdies verehrte jede Stadt, jeder Markt einen Schutzgott, der auch von der Regierung anerkannt wurde, und die Zahl dieser Gottheiten wuchs und wächst noch zu einer immer größeren Menge an. Der Taoismus erlangte allmählich sehr große Verbreitung und erhielt eine nach dem Muster des Buddhismus organisirte Hierarchie, an deren Spitze der Tschang „Himmelsherr" auf dem Berge Lung-hu in Tschiang-hsi steht; von dem, wie vom Dalai-Lama, der Glaube verbreitet ist, daß seine Seele auf seine Nachfolger übergehe. Der Kultus ist ein krasser, mit abergläubischen Ceremonien durchsetzter Götzendienst. In den Tempeln der Taoisten wimmelt es von Wahrsagern, Astrologen, Geomanten und Zauberern.*

*Die Dogmen des Taoismus sind wohl nicht geeignet, einen günstigen Einfluß auf die Erziehung ihrer Bekenner zu nehmen; der Aberglaube und Götzendienst ertötet jedes Streben nach Erkenntnis und Selbstvervollkommnung, die wichtigste Pflicht, welche Lao-tse, der von den Taoisten gern als ihr Stifter bezeichnet wird, seinen Anhängern ans Herz legte. Dafür aber findet sich in den moralischen Schriften des Taoismus gar manches, was

geeignet ist, auf das Leben seiner Anhänger sittigend einzuwirken. Zumeist erscheint dies nicht originell, sondern den Lehren des Confucius und der Buddhisten entlehnt. Freilich ist es mit allerhand Wunderbarem und Groteskem gemischt. Das wichtigste Werk dieser Art ist „das Buch der Gedanken und Handlungen und deren Vergeltung" (übersetzt von St. Julien: Les livres des Récompenses et des Peines), aus dem zur Kennzeichnung der eigentümlichen Mischung von Moral und Aberglauben einiges hier folgen möge: „Es giebt nicht zwei (gesonderte) Thüren für das Glück und Unglück im Geschicke des Menschen. Beides kommt (durch eine Thür), je nachdem es die Menschen rufen. Die Vergeltung folgt dem Guten und Bösen, wie der Schatten dem Körper. Es giebt Geister, welche die Sünden der Menschen beobachten und nach deren Größe das Leben zumessen. Von diesen Geistern (die namentlich aufgezählt werden,) haben einige ihren Sitz in den Sternen, drei im Menschen und einer im Ofen. „Die vier letztern gehen an bestimmten Tagen in den Himmel, um daselbst die Resultate ihrer Beobachtungen mitzuteilen." Dann folgt die Beschreibung eines „guten Menschen," welche auch unseren Anschauungen entspricht. Von ihm heißt es: „Die Menschen achten ihn, der Himmel schützt ihn, die Geister verteidigen ihn, und was er thut, hat Erfolg. Er kann hoffen, Unsterblicher zu werden. Will er ein Unsterblicher „des Himmels" werden, so muß er 1300 gute Thaten, als Unsterblicher „der Erde" nur 200 aufweisen. In der Schilderung des Bösen, welche nunmehr folgt, wird neben manchen, das auch uns als solches erscheint, einzelnes angeführt, was nur von den Taoisten als Sünde betrachtet wird, z. B. das Tanzen am letzten Tage des Monats, das Ausspucken nach dem Norden zu, das Seufzen oder Singen vor dem Ofen. Die Strafen bestehen in dem Wegnehmen von Jahren und Tagen; für große Sünden werden auch 12 Jahre, für kleine 100 Tage vom Leben des Sünders weggenommen. Reicht seine Lebensdauer nicht aus, um alle verdienten Strafen zu erleiden, so werden die Strafen auch an seinen Nachkommen vollzogen. Zum Schlusse heißt es: „Ist der Sinn eines Menschen zum Guten geneigt, so erwarten ihn die guten Geister, wenn auch das Gute nicht gethan ist. Ist er aber zum Bösen geneigt, so erwarten ihn die bösen Geister, wenn auch das Böse nicht gethan ist. Hat er etwas Böses gethan, und er macht es gut und bedauert es und versucht nur Gutes zu thun, so wird er nach einiger Zeit Glück und Erfolg haben. Die Worte, Blicke und Thaten eines

Guten sind immer gut. Sieht man sie so alle Tage, so folgt nach drei Jahren des Himmels Segen. Die Worte, Blicke und Thaten eines Bösen sind immer bös. Sieht man sie so alle Tage, so folgt nach drei Jahren das Unglück."*

Mit der Lehre der Vergeltung hängt der Glaube an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode zusammen, dessen Verbreitung unzweifelhaft auch der altchinesische Ahnenkultus förderte. In einem taoistischen Werke betitelt „Das göttliche Panorama"[1] wird es als verwerfliche Meinung eines Ungläubigen bezeichnet, zu behaupten: „Wenn ein Mensch stirbt, dann ist es mit ihm zu Ende; hat er seine Haut verloren, so hat er das Ärgste erduldet, was ihn treffen konnte. Ein lebender Mensch kann gefoltert werden, aber niemand sah den Geist eines Mannes auf der Folterbank; nach dem Tode ist alles unbekannt" 2c. In Wahrheit wissen diese Menschen nicht, „daß bloß der Körper vergeht, die Seele aber immer und immer lebt und daß, was immer sie Böses thun in diesem Leben, es ihnen vergolten werden wird im künftigen." Für diese Vergeltung nach dem Tode bedurfte es eines besonderen Ortes und so entstand der Glaube an ein Fegefeuer, zu dessen Ausgestaltung auch die von den Buddhisten nach China gebrachte Lehre von der Seelenwanderung manches beigetragen haben mochte. Der Taoist nimmt an, daß in jedem Menschen drei Seelen wohnen, die eine bleibe beim Körper und gehe mit diesem zugrunde, die zweite bleibe bei der Ahnentafel und nehme hier die Opfer und Huldigungen entgegen, die dritte gelange in das Fegefeuer. Dieses denkt man sich am Grunde eines Ozeans in den Tiefen der Erde. Die nicht sonderlich reiche Phantasie der Chinesen stellte es sich in Form von zehn Gerichtshöfen vor, in welchen besondere Richter der Unterwelt zu Gerichte sitzen und zugleich die verhängten Strafen vollziehen lassen. Diese Strafen erscheinen abgebildet in den Tempeln der Staatsgottheiten und zwar in einem besonderen Raume, betitelt „Zimmer des Grauens;" beschrieben ist diese Unterwelt in dem oben erwähnten „göttlichen Panorama." Daraus ist ersichtlich, daß der Mensch, der von Jugend an Gutes gethan hat, sofort in die Zahl der Unsterblichen aufgenommen wird; hält sich das Gute und Böse in seinem Leben

---

[1] *Der ganze Titel lautet: „Das göttliche Panorama publiziert durch die Gnade des Yü Ti, damit Mann und Weib sich ihrer Fehler erinnern und für ihre Sünden Buße thun." Es wurde übersetzt von Herb. Giles in dem Werke Strange Stories from a Chinese Studio.*

die Wage, so wird er als Mensch zu einem Leben wiedergeboren, in welchem sich auch Glück und Unglück die Wage halten. Bereut er aber seine Sünden und lebt dann tugendhaft, so wird sein Leben ein glückliches werden und ist er ein Weib, so wird es als Mann wiedergeboren. Überwiegt aber das Böse, so wird er durch alle Höfe geschleift und und mit der für seine Laster festgesetzten Strafe gestraft. Als solche erscheinen das Ziehen und Strecken der Muskeln, das Zerbrechen der Beine, das Fressen des Herzens und der Leber durch Enten, das Zerreißen der Lunge und der Eingeweide durch Hunde, das Ausreißen der Zunge und der Zähne und dgl. Qualen, wie sie fast alle Völker, welche an eine Hölle glaubten, ersannen. Wird er als Mensch wiedergeboren, so hat er ein Leben voll Armut und Elend zu führen. Immerhin ist er aber noch besser daran, als derjenige, welcher ob seiner schweren Sünden nur als Tier wiedergeboren wird. Erinnert diese Unterwelt des Taoismus an das Fegefeuer und die Hölle des Christentums, so begegnet man auch einer Lehre, welche in dem „Ablasse" der katholischen Kirche ein Analogon hat. Hat die Seele nämlich einen Überschuß an guten Werken aufzuweisen, so kann sie mit diesem auch andere erlösen, namentlich Weib und Kinder aus den Qualen der Hölle befreien. Daß der Taoismus in der Lehre von der Fortdauer der Seele nach dem Tode und von der Vergeltung ein wichtiges Erziehungsmittel schuf, kann nicht geläugnet werden, aber ebenso sicher ist es, daß die hierdurch erzeugte Furcht vor der Strafe im Jenseits die Quelle wurde, aus welcher die Priester dieser Lehre ihre Macht und ihren Reichtum zu vergrößern und zu vermehren wußten.*

*Die Entwicklung des Taoismus zu der eben geschilderten Form gehört schon den Jahrhunderten nach Christi Geburt, also dem Mittelalter an, in welchem nach dem Aussterben der Han-Dynastie (220 v. Ch.) insbesondere die Herrscher aus den Häusern der Tang (617—907) und Sung (280—479 und wieder 990—1279) längere Zeit regierten, auf die nach einer 100jährigen Herrschaft der Mongolen (Yuen, 1279—1368) die Ming-Dynastie (1368—1645) folgte. Es entwickelte sich in dieser Periode sowohl die poetische als auch die wissenschaftliche Litteratur. So blühte unter den Tang die Lyrik, unter den Mongolen der Roman und das Drama. Die Verallgemeinerung des Buchdruckes unter der Sung-Dynastie hatte einen wesentlichen Fortschritt in der Wissenschaft zur Folge. Als einer der bedeutendsten chinesischen Gelehrten dieser Zeit, der speziell

für die Pädagogik von Wichtigkeit ist, verdient **Tschu-hi** hervorgehoben zu werden. Er lebte im 12. Jahrhunderte (1129—1200 n. Ch.) und war ein Mann von umfassendem Wissen, weshalb er den Beinahmen „Fürst des Wissens" erhielt. Seine Werke bewegen sich auf den verschiedensten Wissensgebieten, und da er Schärfe des Geistes mit vielseitigem Wissen verband, so bildete das von ihm geschaffene System aller Wissenschaften die Grundlage für das wissenschaftliche Studium der Folgezeit. Für die Pädagogik ist er aber vor allem durch sein Werk „die kleine Schule," Siao-hio, eine Abhandlung über die Erziehung der Kinder, von hervorragender Bedeutung, weshalb hier einiges aus dieser alten Erziehungs- und Unterrichtslehre folgen möge:[1]) „Die große Kunst der Erziehung besteht darin, frühzeitig die Begierden des Zöglinges zu unterdrücken, sich herabzulassen zu seiner Fassungskraft, nichts von ihm zu fordern, als was er ohne Anstrengung thun kann, und ihm nur Beispiele der Sittlichkeit und Tugend vor Augen zu führen. Die vier Forderungen enthalten alles was für die Erziehung der Jugend wesentlich ist." — „In der Methode des Unterrichtens muß der Lehrer vor allem die große Kunst gut zu unterrichten und die Fehler, die er vermeiden muß, kennen und zwar 1. Beim Unterrichte darf der Lehrer nicht zu schnell von einem Gegenstande zum andern übergehen und niemals mehrere Gegenstände zugleich behandeln. 2. Er muß seinen Schüler anregen, ermutigen, fördern, aber ihn niemals drängen, noch weniger ihn zum Überhasten zwingen. 3. Er darf nicht glauben, daß sein Schüler ihn nachträglich verstehen und nichts von dem vergessen werde, was er ihm sagen würde. Wenn er den ersten Grundsatz einhalten wird, so werden sich seine Gedanken ordnen und von selbst im Geiste seines Schülers verknüpfen; durch Beachtung des zweiten Grundsatzes wird er ihm das Studium leicht und angenehm machen; berücksichtigt er den dritten Grundsatz, so wird er ihn dazu bringen, selbst über das nachzudenken, was er lernt, und es sich anzueignen. Das ist die Grundlage der Kunst des Unterrichtens. — Wenn ein Lehrer deutlich unterrichtet, so wird er, ohne sich in überflüssige und lange Besprechungen einzulassen, das was er sagt, dem Schüler beibringen. Ist der Gegenstand, den er behandelt, zu schwierig und zu abstrakt, so muß man ihn

[1]) *Es ist dies dem Dictionaire de Pédagogie von F. Buisson entlehnt, der wieder M. Leon Rousset's Werke über China folgt.*

durch einfache und natürliche Vergleiche und Analogien veranschaulichen. Ein Lehrer soll seinen Schüler anhören. Wenn dessen Geist nicht so weit aufgeweckt ist, um selbst Fragen zu stellen, so muß man sie ihm nahe legen, sie in dem finden, was er frägt, bewirken daß in ihm Fragen entstehen und diese dann leiten und weiter führen. Das ist die große Kunst des Unterrichtens. — Unter den Lernenden finden sich hauptsächlich vier Fehler verbreitet: 1. Einige wollen zu viel auf einmal lernen. 2. Andere wünschen nicht genug zu lernen oder wollen zu wenig lernen. 3. Wieder andere wollen ohne Mühe und sehr schnell gescheit werden. 4. Endlich giebt es noch andere, die leicht wiederspenstig, mutlos und verdrießlich werden. Der Lehrer muß sich bemühen zu unterscheiden, welche Fehler sein Zögling hat, und muß ihn, ohne daß er es merkt, zu bessern trachten. Vernachlässigt ein Lehrer seine Schüler, so stellen sie unpassende Fragen, studieren ohne Ordnung und Reihenfolge, lernen insgeheim das, was sie nicht sollen, verkennen den Nutzen der Wissenschaften, geben sich unschicklichen Spielen hin, hegen keine Achtung vor ihren Lehrern und ziehen die Grundsätze der Alten ins Lächerliche."*

Unwillkührlich werden wir durch diese Weisungen Tschuhi's an die Grundsätze erinnert, welche in Deutschland mehr als vier Jahrhunderte später Ratke und Comenius verkündeten und welche noch heutzutage wie in China, so auch bei uns in Geltung sind.

*Aus der Zeit nach Tschuhi ist insbesondere des Einflusses zu gedenken, den unter der Mongolenherrschaft die Araber auf die chinesische Kultur nahmen. Und wenn die wissenschaftliche Literatur Chinas in der Gegenwart zahlreiche Werke und Encyclopädien über Medizin und Naturgeschichte, Geschichte, Geographie, Astronomie, Mathematik, Mechanik und Technik aufweist, in welchen man so manches wiederfindet, was in den wissenschaftlichen Werken der abendländischen Kulturvölker enthalten ist, so ist dies ein Beweis, dafür, daß wir ebenso im Reiche der Mitte, wie in jedem andern Kulturstaate einen geistigen Fortschritt, eine Entwicklung der Kultur annehmen müssen, und daß die Berührung mit andern Kulturvölkern, namentlich den Indern und Arabern, nicht spurlos vorüber ging, sondern dem geistigen Leben Chinas mancherlei Anregung und Förderung gewährte. Darum ist der Vorwurf der Stagnation, den man früher den Chinesen machte, nicht begründet und läßt sich nur auf den Mangel an Einsicht in ihre Leistungen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kultur zurückführen. Aller-

dings erhielt sich in China mehr als in andern Kulturstaaten das Althergebrachte ziemlich unverändert, aber deshalb ist doch der Forschritt nicht zu verkennen. Auch im Erziehungswesen der Gegenwart unter der Dynastie der Mandschu (seit 1645) erkennt man noch vielfach dieselben Formen, in welchen sich der Unterricht und die Erziehung im Altertume chinesischer Geschichte bewegten, aber man darf nicht läugnen, daß auch auf diesem Gebiete eine Entwicklung, ein Fortschreiten sich bemerkbar macht.*

*Über **die Schulen und Studien der Gegenwart** liegen ausführliche Nachrichten zumeist von Missionaren und Reisenden vor, auch sind einzelne Lehrbücher bereits übersetzt, so daß man einen genaueren Einblick in den gegenwärtigen Zustand des Schulwesens gewinnt.*

Die Knaben fangen ihre Studien mit dem sechsten oder siebenten Jahre an. Der Unterricht ist keine Zwangssache. Es werden keine Lehrer vom Staate angestellt. Der Schulmeister braucht kein Examen zu machen, auch keine obrigkeitliche Erlaubnis. Die Ältern nehmen als Lehrer für ihre Kinder, wem sie Vertrauen schenken. Er wird für ein Jahr angenommen und erhält 100 bis 200 Gulden Gehalt nebst freier Kost oder dafür angemessene Entschädigung. Ein Lehrer übernimmt 20—30 Schüler. Schulhäuser als Gemeingut eines Ortes gibt es nicht. Vermögende Familien nehmen das Schu-fong oder Bücherzimmer zum Schulzimmer; oder der Lehrer hat ein zur Schule passendes Haus und nimmt die Kinder bei sich auf. Am häufigsten werden die Schulen in die Tempel oder in die Ahnenhallen verlegt.

Die Einrichtung der Schule ist sehr einfach. Der Lehrer bekommt einen Tisch und Lehnsessel für sich, und jeder Schüler hat selbst einen Schreibtisch und Stuhl mitzubringen. Bücher, Papier, Tusche und Pinsel zum Schreiben hat jeder selbst anzuschaffen. Der Eintritt in die Schule ist mit einer förmlichen Ceremonie begleitet, unter dem Namen Koi-hok d. h. Eröffnung der Studien. In jedem Schullokal ist ein kleiner Altar angebracht, der dem Confucius und dem Wun-tschou-ya, der der Gott der Wissenschaften genannt wird, geheiligt ist. Hier bringt der Lehrer zuerst ein Opfer und bittet um die geistige Gegenwart dieser vergötterten Persönlichkeiten, damit unter ihrem segensreichen Einflusse die Schule gedeihe und berühmte Männer daraus hervorgehen. Dann folgen die Schüler mit der Darbringung ihrer Ehrfurchtsbezeugungen, welche im Verbrennen von Weihrauch und in Verbeugungen vor

dem Altare bestehen, indem sie sich durch diese Ceremonie unter den Schutz der hier verehrten Götter stellen wollen. Bei dieser Gelegenheit bekommen die Knaben neue Namen. Bisher wurden sie bei ihrem sogenannten Milchnamen genannt; jetzt kommt der Schulname. Der Name wird wieder verändert bei der Erlangung eines neuen Grades, bei der Verheirathung rc. Jeden Tag, wenn die Schüler zur Schule kommen, verneigen sie sich gegen den Altar, wie gegen den Lehrer, und nehmen dann ihre Plätze ein. Dem Lehrer liegt Unterricht und Erziehung ob. Er muß deshab die Schüler auch stets im guten Benehmen unterrichten und ihnen die Regeln des Anstandes und der Höflichkeit beibringen.

Einen Einblick in dieselben gewährt der Hausschatz, Kia-phao-tsiouan-tsi d. i. vollständige Sammlung der Familienkostbarkeiten genannt, welcher Vorschriften für den Lehrer beim Unterrichte, für den Schüler in Bezug auf Schulbesuch, Wohlanständigkeit, Betragen gegen Ältern, Lehrer, Verwandte, Fremde, Benutzung der Schulbücher, Regeln über das Lesen und Schreiben, über Ordnung und Reinlichkeit im Anzuge und in den Büchern enthält. „Die Kinder müssen mit Tagesanbruch in die Schule. Zuerst begrüßen sie den heiligen Confucius, dann ihre Lehrer. Ist die Schule zahlreich, so werden die Schüler beim Nachhausegehen in Abteilungen entlassen, indem man die zuerst entläßt, die am entferntesten von der Schule wohnen. Auf dem Wege dürfen die Kinder nicht spielen. Beim Nachhausekommen sollen sie zuerst die Hausgötter, dann die Ahnen und gleich nachher die Ältern grüßen." „Des Morgens von drei bis fünf Uhr fange der Schüler seine Arbeit an; denn die Morgenzeit ist eine viel bessere Zeit zur Arbeit, als der übrige Tag und der Abend." „Der Schüler lese jeden Abend bei Lichte, mit Ausnahme des Sommers, wenn es heiß ist; er liebe seine Bücher und wahre sie vor allem Schaden. Beim Lesen muß Auge, Geist und Ohr nur auf einen Gegenstand gerichtet sein. Man lese mit leichter Stimme, um seine Lungen nicht anzugreifen und zu ermüden." „Die vier kostbarsten Juwelen eines Gelehrten oder Dichters sind: Tinte, Papier, Schreibzeug und Pinsel. Die Kinder sollen sich während des Schreibens die Finger nicht beflecken und eine gerade Haltung beobachten. Das Buch sollen die Kinder drei Zoll vom Körper entfernt halten. Auch dürfen sie nur die vorgeschriebenen Bücher nebst Papier und Schreibzeug mit in die Schule bringen. Die Schüler sollen sich innerlich über die aufgegebenen Stücke prüfen und sich gegenseitig

zur Aufmunterung und zum guten Beispiel dienen. Alles, was sie hören, soll sie zur Nachahmung oder zur Vermeidung antreiben, und der Lehrer soll dies überall hervorheben. Ist der Sinn einer Lektion nicht klar genug, so bitte man den Lehrer um genauere Erklärung, und begnüge sich nicht mit Zweifeln und verwirrten Begriffen. Jedes Buch zum Vergnügen ist ein Hindernis für die ernsten Studien und muß, wie überflüssiges Gold und jegliche Art der Spiele, verbannt werden. Die Schüler sollen Artigkeit in Wort und Handlung beweisen, auf ihren Sitzen eine anständige Stellung beobachten, die Füße nicht übereinander schlagen und sich weder rechts noch links anlehnen. Auf der Straße darf der Schüler nicht werfen, nicht hüpfen oder springen, sondern er muß in gehöriger Gleichförmigkeit einhergehen. Wer auf der Straße gefragt wird, gebe eine bescheidene Antwort und gehe dann weiter. Die faulen Schüler sollen erst einige Mal ermahnt werden, dann auf ihrem Platze knieen, hernach vor der Thür, und endlich, wenn alles nichts hilft, körperlich, aber nicht gleich nach dem Essen, gestraft werden. Den Schülern wird der größte Fleiß zur Pflicht gemacht. „Saget nicht: Was ich heute nicht lerne, lerne ich morgen, was dieses Jahr nicht, ein anderes Jahr! Denn wenn die Tage und Monate verflossen sind, dann steht das Jahr nicht in eurer Gewalt." „Wer in der Jugend nichts lernt, dessen Herz verschlechtert sich, und die besseren Keime bleiben unfruchtbar. Ein solcher gerät im reiferen Alter in Unglück und zieht sich als Feind der Gesetze öffentliche Bestrafung zu. Wie selten hingegen wird einer, der lesen gelernt und die Gerechtigkeit erkannt hat, zu schlechten Handlungen verleitet." Wenn man vom Studieren, das man sich durch Abwechslung erleichtern soll, ermüdet ist, so muß man den Körper bewegen, und die Schultern bald hoch, bald niedrig, bald vorwärts bewegen, um die Lebensgeister wieder zu erfrischen." „Die Lehrer müssen vollkommen weise sein und dürfen sich bloß mit der Unterweisung ihrer Schüler beschäftigen und unausgesetzt ihre Pflicht erfüllen. Denn nur so werden sie sich die Ehrfurcht der Häuser des Morgenlandes erwerben. Aber manche Lehrer beschäftigen sich zugleich mit der medizinischen Praxis, mit Wahrsagerei, Astrologie, mit Abfassung öffentlicher Bittschriften und mit Mäklergeschäften. Solche ziehen sich nebst vielen anderen Nachteilen die Verachtung der Ältern und der Kinder zu."

*Beim Unterrichte wird als erstes Schulbuch das San-tse-king d. h. das Buch der 3 Buchstaben (ein Auszug aus dem

„Paß zu den Regionen der klassischen und geschichtlichen Literatur“) verwendet. Es heißt so, weil es rythmisch abgefaßt ist, so daß immer 3 Schriftzeichen einen Satz bilden. Es beginnt mit den Worten: „Die Menschen sind von Geburt aus gut. Die Natur vereinigt sie, die Erziehung trennt sie. Wenn das Kind nichts lernt, so wird seine Natur schlechter. Die Erziehung vermag das, was sie der Lehrer machen läßt.“ Es werden dann die Methoden der Erziehung besprochen und* die Wichtigkeit der kindlichen und brüderlichen Pflichten durch Vorschrift und Beispiel eingeschärft. Darauf folgt eine Übersicht der verschiedenen Zweige des Wissens in aufsteigender Reihenfolge nach den verschiedenen Hauptzahlen: die drei großen Mächte (Himmel, Erde, Mensch), die vier Jahreszeiten und Himmelsgegenden, die fünf Elemente (Metall, Holz, Wasser, Feuer, Erde), die fünf Kardinaltugenden (Liebe, Gerechtigkeit, Schicklichkeit, Weisheit, Wahrheit), die sechs Arten des Getreides (Reis, Gerste, Weizen, Bohnen, Hirse und eine Art Korn), die sechs Haustiere (Pferd, Ochs, Schaf, Geflügel, Hunde, Schweine), die sieben Leidenschaften (Liebe, Haß, Freude, Betrübnis, Lust, Zorn und Furcht), die acht Noten der Musik, die neun Grade der Verwandtschaft, die zehn sozialen Pflichten (zwischen Fürst und Minister, Vater und Sohn, Mann und Weib, ältern und jüngern Geschwistern, und Freunden). Auf diese Übersicht folgen Regeln für einen Kursus der akademischen Studien mit einem Verzeichnis der zu gebrauchenden Bücher und eine Übersicht der allgemeinen Geschichte Chinas, nebst einer Aufzählung der successiven Dynastien des Reichs. Der Stoff ist zu gedrängt und zu trocken, als daß der jugendliche Geist ihn zu seiner Belehrung in sich aufnehmen könnte. Auf die Entwicklung des Denkvermögens ist es aber auch bei den Schülern in diesem Alter noch gar nicht abgesehen; sie sollen nur ganz mechanisch einen Vorrat von Wissenswertem in ihr Gedächtnis aufnehmen, bis die Zeit kommt, wo ihnen durch die Erklärung des Lehrers das Verständnis darüber aufgeschlossen wird.

*Denselben Charakter wie das San-tse-king hat auch das zweite Lesebuch Tsien-tse-uan „das Buch der 1000 Zeichen“, so benannt, weil es 1000 chinesische Schriftzeichen enthält. Es ist gewissermaßen ein Cyclus, der in systematischer Ordnung die durch das erste Lesebuch vermittelten Elementarkenntnisse erweitert. Wer all' die Zeichen, Wörter und Erklärungen sich zu eigen gemacht hat, besitzt schon eine beträchtliche Summe von Kenntnissen in der

Geschichte, Geographie, Literatur, Moral und in den häuslichen Pflichten und Tugenden.*

Die Methode, lesen zu lehren, ist folgende: das Buch wird aufgeschlagen und der Lehrer fängt an zu lesen. Die Schüler, deren jeder sein Buch vor sich hat, sprechen dem Lehrer Wort für Wort nach, die Augen unverwandt auf's Buch gerichtet und mit dem Zeigefinger den Worten folgend. Es wird nur eine Zeile gelesen und diese so lange repetiert, bis die Schüler sich die Aussprache eines jeden Zeichens gemerkt haben und ohne den Lehrer die Zeile lesen können. Nun müssen sie dieselbe auswendig lernen. Das thun sie mit lauter Stimme, indem sich jeder besonders seine Aufgabe so lange vorschreit, bis sie sich seinem Gedächtnisse eingeprägt hat. Wenn er damit fertig ist, geht er zum Lehrer hin, legt sein Buch vor demselben auf den Tisch, kehrt ihm den Rücken zu und sagt so seine Aufgabe her. Dann geht der Lehrer an die nächste Zeile und fährt so fort, bis das ganze Buch auswendig gelernt ist.

Außer dem Erlernen des Lesens der Schriftzeichen wird in dieser Anfangsschule nur noch das Schreiben gelehrt. Die Schüler bekommen eine Vorschrift vom Lehrer, welche zuerst die einfachsten Zeichen mit wenigen Strichen enthält, bis sie allmählich die mehr zusammengesetzten schreiben lernen. Diese Vorschriften werden unter das Papier gelegt, auf das der Schüler schreiben soll, und von demselben mit dem Pinsel nachgezeichnet. Hat er im Nachzeichnen Übung erlangt, so beginnt er, aus freier Hand zu schreiben. Viele Knaben, die in die Schule gehen, lernen nie mehr als lesen und schreiben, und bringen es dabei nicht einmal zum Verständnis der Schriftzeichen. Wenn daher einer schon im Stande wäre, ein ganzes Buch fließend zu lesen, so würde er doch noch nicht Rechenschaft geben können über den Inhalt des Gelesenen. Von einem Unterrichte im Rechnen, in der Geographie, allgemeinen Geschichte, Naturgeschichte, oder in fremden Sprachen ist nicht die Rede. Auch kein Religionsunterricht wird erteilt. Schon der San-tse-king hat jedoch, so wie einige andere kleine Lehrbücher, die auf ihn folgen, einen sittlichen Charakter, und nach diesem werden die Bücher gelesen, welche die Lehren des Confucius oder Mencius enthalten.

Diejenigen, welche sich den Studien widmen wollen, erhalten eine gründliche Erklärung der Klassiker, und werden angehalten, Verse zu machen und Aufsätze zu schreiben. Dies geschieht durch Lehrer, die eine Prüfung bestanden haben und graduiert sind.

Wenn einer einigermaßen im Rufe der Gelehrsamkeit oder Geschicklichkeit zu unterrichten steht, so sammelt sich eine größere Anzahl junger Leute um ihn, die unter seiner Instruktion sich für die Examina vorbereiten. Solche Privatkollegien sind zahlreich in Städten, noch mehr auf dem Lande. In ihnen werden Vorlesungen über die 4 Bücher und die 5 Klassiker gehalten. Viermal im Monat werden Aufsätze geschrieben und Verse gemacht über Themata, nach vorhergegangener Besprechung und Anleitung von Seiten des Lehrers. Um sich einen fließenden Stil und Eleganz in der Komposition anzueignen, lernen die chinesischen Studenten eine beträchtliche Anzahl von Aufsätzen, die, in musterhaftem Stile von berühmten Gelehrten geschrieben, in eigenen Sammlungen vorhanden sind, auswendig, um sich nach denselben zu bilden.

Lechler teilt einen Aufsatz über die Worte „Fui ya put hoi khi lock" d. i. „die Freude des Fui war keinem Wechsel unterworfen," mit. Nach dem Gesetze der Aufsätze soll jede Arbeit 8 Glieder haben.

Das erste Glied heißt Pho-thi oder Eröffnuug des Thema's, und der Aufsatz fängt nun so an: Der große Weise (Fui) hatte wahre Freude; aber nur der Heilige (Confucius) verstand, daß eine solche keinem Wechsel unterworfen war. Denn die Freude, welche nicht durch äußere Verhältnisse erzeugt worden ist, leidet auch durch äußere Verhältnisse keinen Wechsel. Was aber den Fui eigentlich zum Fui machte, wer konnte das erkennen, außer dem großen Meister selbst!

(Nun kommt das zweite Glied Hi-kong, oder Anfang der Betrachtung des Gegenstandes.) Unter den Menschen auf Erden ist nur der Selbstgenügsame nicht abhängig von äußerem Glück, und der sich selbst besitzt, ist nicht träge im Innern, indem die Tugend in seinem Herzen waltet. Dies ist der sicherste Beweis, daß er eine vollkommene Natur vom Himmel erhalten hat. Wenn er nicht den beständigen Besitz derselben hätte, so würde ihm dieselbe selbst unter günstigen Umständen nicht lange wichtig bleiben, wie vielmehr würde Widerwärtigkeit im Stande sein, dieselbe zu zerstören.

(Nun kommt das dritte Glied Nyp-thi oder Einführung des Themas. Hier wird Confucius redend eingeführt, weil das Thema ein Ausspruch von ihm ist). Ich nehme also das, was den Menschen am wenigsten angenehm ist, und betrachte darnach den Fui.

(Viertes Glied, genannt Thi-pi oder Gleichnisrede.) Was die Menschen nicht gern haben, ist es etwa, daß Fui gerade das erwählte? Wenn es ihm aber auch gegen seine natürliche Neigung begegnete, so widerstrebte er ihm nicht, sondern fügte sich darein; deshalb sehen wir, daß auch unter solchen Umständen doch wohl ein Fui sein konnte. Was den Menschen bitter ist, sollte das dem Fui allein süß sein? Wenn es aber der Himmel so ungefähr über ihn bestimmt hat, so hat er es auch nur so von ungefähr angenommen. Untersuchen wir dies näher, so müssen wir denken, daß unter solchen armseligen Umständen eben so wohl auch kein Fui hätte sein können.

(Nun kommt das fünfte Glied Tschuth-thie oder Hervortreten des Thema's. Fui also hatte wahrlich eine selbständige Freude.

(Das sechste Glied, genannt Tschung-pi oder die Mitte, berücksichtigt nun die eigentlichen Verhältnisse des Fui.) Bedenke ich, daß er zu den Weisen aufgeschaut hat, um von ihnen zu lernen, so ist dies schon lange Zeit her. Von dem Prinzip, das Himmel, Erde und alle Dinge regiert, hat Fui auch schon längst die Hauptsache erkannt. Durch diese Erkenntnis hat sich sein Herz erweitert und er braucht nicht, um das Eine zu erlangen, das Andere fahren zu lassen, noch strebte er darnach, sich Freuden zu verschaffen, und indem er zugriff und sich aneignete, machte Fui wirklich einen Fortschritt von wenigem zu größerer Fülle. Bedenke ich, wie er das Studium auf das Leben anwandte, so ist auch das schon lange her. In dem, was er lieben oder hassen, sich aneignen oder bekämpfen sollte, hatte Fui seine Natur schon längst fixiert. Nachdem er seine Natur fixiert hatte, erhielt sein Temperament den Frieden, und diese Freude war für ihn eine unaussprechliche, ewig unvergeßliche Freude. Frei von Schuldbewußtsein vor dem Himmel, wie von Beschämung vor den Menschen, war er wohl arm, aber an Freude wurde er immer reicher.

(Das siebente Glied, genannt Tschui-ku, heißt und ist weirtee Ausführung, indem jetzt der Begriff „Wechsel" berücksichtigt wird.) Seine Freude! wie würde er sie um das Reich vertauscht haben, und für einen einzigen Körper, was brauchte er zu suchen? Irdische Größe konnte sie nicht vermehren, und lebte er in Armut, was schadete ihm dies? Ob er handelte oder ruhte, so folgte er seinem festen Vorsatze. Des Morgens wie des Abends war er regiert von dem unabänderlichen Prinzip. Seine äußere Erscheinung war die eines Thoren; aber sein Geist war friedlich. Musik und Gesang waren seine tägliche Erholung, und sein Temperament war glücklich. Er betrat meine Halle und vernachlässigte nicht, die Sitten und die Musik der 4 Geschlechter des Altertums zu erforschen und zu vergleichen. Er ging mit mir hinaus in die Welt, und ob uns jemand ein Amt übertragen wollte, und ob wir uns ins Privatleben zurückzogen, so konnten der Lehrer und der Schüler sich gegenseitig Zeugnis geben. Nicht nur äußerte sich nie eine Erregung des Gemüts in seiner Gestalt, sondern auch Kummer bewegte nicht sein Herz. Nicht allein klebte keine weltliche Lust an seiner Brust, sondern er bedurfte auch nicht der Ascese, um die Erleuchtung seines Gemüts zu befördern. Also in Betreff seiner Freude, so war dieselbe wirklich keinem Wechsel unterworfen.

(Nun kommt das achte Glied, genannt Mat-ku — Endglied.) Nun selbst unter Hunger doch Freude zu haben, ist auch das schöne Streben gewisser Weisen, aber wenn der Hunger wirklich kommt, so ist die Freude gleichsam erzwungen, und ich fürchte, daß die, welche im Anfang fröhlich sind, doch nachher wieder umschlagen. Freude an der Philosophie zu haben, ist auch die gewöhnliche Gesinnung der Gelehrten; aber ob da, wo Philosophie ist, auch beständig Freude ist, sind zwei verschiedene Dinge. Ich befürchte, daß die, welche die Freude augenscheinlich fest zu halten suchen, im Verborgenen doch träge sind.

(Nun folgt der Schluß, genannt Khi-lu d. h. das Thema geht seinen Weg.) Fui hatte seine Freude selbständig, wie könnte sie deshalb einem Wechsel unterworfen gewesen sein! O Fui, du hattest gleich mir mit rauher Kost und Wasser zum Getränk und dem gebogenen Arm statt eines Kopfkissens — stetige Freude.

Die öffentlichen Prüfungen bestehen in China seit der Zeit der Tang-Dynastie. Die erste Prüfung findet statt in dem Hien oder derjenigen Amtsstadt, welche eine Unterpräfektur bildet, und wird geleitet von dem Mandarin eines solchen Distrikts; derselbe wird unterstützt durch einen literarischen Beamten, den Kok-thoi. Das Examen dauert mehrere Tage. Ohne Buch und sonstige Hülfsmittel muß der Kandidat 7 Aufsätze und über 7 Gegenstände Verse liefern. Wer bestanden, kann der zweiten Prüfung beiwohnen, welche in dem Fu oder der Präfekturstadt abgehalten wird. Sie wird von dem Präfekten geleitet, assistirt von dem literarischen Kanzler oder einem andern Beamten, dem Erteiler der Instruktionen. Diese Prüfung ist strenger als die erste. Die nach dieser zweiten Prüfung für befähigt gehaltenen Kandidaten müssen sich einer dritten Prüfung vor dem literarischen Kanzler der Provinz unterwerfen, der zu diesem Zwecke zweimal in drei Jahren jede Präfektur seiner Provinz besucht. Erst in Folge dieser dritten Prüfung wird einer bestimmten Anzahl von Kandidaten der niedrigste Grad, nämlich der eines Siu-tschoi d. i. „blühendes Talent" erteilt. (Trotz der Strenge wird doch Betrug und Unterschleif von den Kandidaten beim Examen getrieben. Sie bestechen die Wächter, die sie zu untersuchen haben 2c. Wie verantwortlich jedoch die Examinatoren sind, erhellt daraus, daß einer der höchsten Beamten in Peking noch 1850 öffentlich enthauptet wurde, weil er im Examen Einen ohne Verdienst begünstigt hatte.) Der Siu-tschoi hat noch keinen Anspruch auf Anstellung; aber er ist ein Mann über dem gemeinen Volke. Wenn er seine Studien vernachlässigt, kann er seinen Rang wieder verlieren. Darum muß er die Examina fortwährend besuchen bis ins sechzigste Lebensjahr, selbst wenn er in dieser ganzen Zeit nie einen höhern Grad erreicht. Tausende von den Siu-tschoi werden Pädagogen, Advokaten, Schreiber in der öffentlichen Amtsstube, Ärzte, Briefschreiber 2c.

Die Prüfungen für den zweiten Grad finden alle drei Jahre in der Hauptstadt jeder Provinz statt unter der Leitung zweier kaiserlicher Examinatoren aus Peking. Dieses Examen zur Erlangung des Diploms eines Ki-nyin oder Licentiaten wird von einem Engländer also beschrieben: „Die Provinz Kiang-nan, von der Nanking die Hauptstadt ist, hat 16 Präfekturen, und die Zahl der Kandidaten, welche sich bei der Prüfung für den zweiten Grad in Nanking einfinden, ist sehr groß. Im Durchschnitt darf man ihrer 20,000 rechnen, von denen ungefähr 200 im Examen bestehen. Außer den 2 kaiserlichen Examinatoren, welche expreß von Peking geschickt

werden, beläuft sich die Zahl der bei einem solchen Examen beschäftigten literarischen Beamten auf 65, nebst noch einer Menge untergeordneter Diener. Wenn die Kandidaten das Examinationslokal betreten, werden sie untersucht, ob sie keine Bücher oder sonst Schriftliches bei sich tragen, dessen sie sich als einer unberechtigten Hülfeleistung bei ihrer Arbeit bedienen könnten; auch werden die strengsten Vorsichtsmaßregeln ergriffen, jede Kommunikation mit der Außenwelt oder unter sich zu verhindern, so lange sie sich in dem Examinationslokale befinden. Drei Abteilungen von Thematen werden aufgegeben, deren jede drei Tage und eine Nacht in Anspruch nimmt, und ehe diese Zeit abgelaufen ist, darf keiner das ihm zugewiesene Zimmer verlassen. Was sie zum Essen und Schlafen brauchen, nehmen sie mit. Die Examinationshalle enthält 7500 Zellen, die je 12 Quadratfuß messen und hoch genug sind, um darin zu stehen. Das Gerät besteht aus einer Bank zum Sitzen und Schlafen und einem Tisch zum Schreiben und Essen. Die Zellen sind um eine Anzahl offener Höfe rund herum angelegt, empfangen ihre Luft und ihr Licht vom mittleren Hofe und sind der Beobachtung der Soldaten ausgesetzt, welche den Platz bewachen und darauf achten, daß niemand mit den eingeschlossenen Studenten den geringsten Verkehr unterhalte. Das Unangenehme der engen Zelle wird noch sehr vermehrt durch den Rauch, der vom Kochen in die Höhe steigt, welches im Hofe geschieht, und durch die Hitze des Wetters, die im September, wo die Prüfungen statt haben, sehr groß ist. — Wenn die Arbeiten angefertigt sind, kommen sie zuerst in die Hände einer niedern Prüfungskommission, welche untersucht, ob das vorgeschriebene Reglement in allen Stücken genau eingehalten ist. Kein Aufsatz darf mehr als 700 Schriftzeichen enthalten, aber auch nicht weniger als 100. Kein Wort darf über die roten Linien hinausgeschrieben sein, womit das Examenpapier liniiert ist, dessen sich alle zu bedienen haben. Radieren oder Korrigieren ist unter keinen Umständen gestattet. Nachher werden die Arbeiten zwei kaiserlichen Examinatoren vorgelegt, welche die letzte Entscheidung abgeben über die für befähigt zu Erklärenden, welche dann nach ihrem Verdienst geordnet werden. Der Grad eines Ki-nyin berechtigt den Besitzer zur Anstellung nach einigen Jahren, während der nächst höhere Grad eines Doktors dem Besitzer ungesäumt eine Magistratur zusichert. Schon das Besuchen der Examina ist an und für sich eine Ehrensache, während das Durchfallen nie zur Schande gereicht. An den ersten Tagen des Examens werden die

Themata aus 4 Büchern gewählt, nebst einer Aufgabe zum Versemachen. An den folgenden Tagen bilden die 5 Klassiker den Gegenstand, über welchen Kompositionen gemacht werden müssen, indem aus jedem ein Thema aufgegeben wird. Endlich werden 5 Aufgaben verschiedener Art gegeben, welche zu bearbeiten außer dem Studium der klassischen Bücher eine ausgedehnte Belesenheit in der allgemeinen Literatur erfordert.

Wenn die Ernennung der Graduierten erfolgt ist, werden ihre Namen öffentlich bekannt gemacht. Gedruckte Verzeichnisse derselben werden in den Straßen feil geboten und gehen durch die ganze Provinz. Eine Proklamation, welche diese Namen enthält, wird unter 3 Salvenschüssen an das Geschäftsbüreau des Unterstatthalters angeklebt. Seine Excellenz kommt heraus, verneigt sich dreimal gegen die Namen der promovirten Männer und kehrt dann unter einer andern Salve zurück. Ein Ki-nyin oder Licentiat hat das Recht, eine Flagge vor seinem Hause aufzuhissen.

Der dritte Grad der Tsin-szu oder Doktoren wird alle 3 Jahre in Peking an erfolgreiche Licentiaten erteilt. Das Verfahren bei dieser Prüfung ist dasselbe, wie in den Provinzen, nur daß die Examinatoren von höherem Range sind. Die Themata werden aus denselben Werken genommen, und die Abhandlungen sind fast nur Wiederholungen derselben Gedankenfolge und Beweise. Die Graduirten werden sämmtlich in eine Liste der Bewerber um Beförderung von dem Ministerium der Civilbeamten eingetragen, um bei der ersten Erledigung angestellt zu werden.

Der vierte und höchste Grad ist der eines Han-lin oder Mitgliedes der kaiserlichen Akademie. Die alle 3 Jahre stattfindende Prüfung für diese Auszeichnung wird im kaiserlichen Palaste gehalten und übertrifft natürlich alle an Ehre, da sie in Gegenwart der höchsten Personen im Reiche vorgenommen wird. Die Erlangung des Grades ist so viel, als die Erlangung eines Amtes, indem die Mitglieder der Akademie Gehalte bekommen und auf verschiedene Weise im Staatsdienst verwendet werden.

Wie überall, so ringt übrigens China auch auf dem Gebiete der Erziehung, aus dem Zustande der *Abgeschlossenheit und* Erstarrung heraus zu kommen. Der Donner europäischer Schußwaffen rüttelt die Bewohner des Reiches der Mitte auf aus ihrem Schlafe. Sie fangen an zu begreifen, daß es für China eine Lebensfrage ist, sich nicht allein europäische Waffen zu verschaffen, sondern der auf der Naturwissenschaft ruhenden Mechanik Thür und Thor zu öffnen

und zu dem Behufe der Pflege der Naturwissenschaft selbst eine wohnliche Stätte zu bereiten.

1866 eröffnete man, getrieben von dieser Überzeugung, eine mechanische Werkstätte zu Schanghai, in welche die Offiziere von Peking zum Lernen befohlen wurden. 1867 folgte die Einrichtung einer polytechnischen Schule in der Seeprovinz Fut-schien, an welcher talentvolle junge Leute von Lehrern aus dem Auslande gründlich mathematisch zu Maschinentechnikern gebildet werden sollen, und 1868 am 26. Februar genehmigte der Kaiser den von dem rührigen Prinzen Kung vorgelegten Plan zur Errichtung einer großen Universität in Peking und bewilligte bedeutende Summen dafür. Es hatte *Mühe gekostet,* die zwei großen Hindernisse: Zulassung der Fremden und Erschütterung oder vielmehr Zerstörung des Monopols der Gelehrtenkaste zu überwinden. Aber die Zopfgelehrten sind zur Ruhe verwiesen und die Ausführung des Werkes geht rasch von statten. Als Lehrer wurden meist Franzosen berufen, doch auch einige Deutsche. Sie haben sich verpflichten müssen, binnen zwei Jahren chinesisch zu lernen, um in dieser Sprache vortragen zu können. Während dieser Zeit sollen alle Gebäude, unter denen auch eine große Sternwarte nach europäischem Muster, fertig sein. Viele kostbare Instrumente sind meist in England und Frankreich bestellt und zum Teil in Deutschland angefertigt worden. — Die offizielle Peking-Zeitung brachte das Universitätsstatut mit allen Details.

Es enthält fünf Paragraphen: 1) Der Student muß vorher die „klassischen" Studien absolviert haben; 2) Er muß im Universitätsgebäude wohnen und vom Morgen bis zum Abend anwesend sein; 3) Er hat monatlich und halbjährlich eine Prüfung zu bestehen und wird darnach lociert; 4) Er hat sich nach drei Jahren einer Austrittsprüfung zu *unterziehen*. Befähigte erhalten Auszeichnungen und rücken in die höheren Klassen der Staatsgelehrten; Nichtbefähigte müssen weiter studieren; 5) Er erhält freie Station und monatliches Taschengeld (ungefähr 63 Mark).

Unterschieden von den „wissenschaftlichen" Dingen sind in dem Statut die „sechs schönen Künste", nämlich 1) Beobachtung der Prinzipien gesellschaftlicher Ordnung, 2) Musik, 3) Bogenschießen, 4) Wagenlenken, 5) Schreiben und 6) Rechnen. Prinz Kung beklagt in seiner Denkschrift den Verfall des Rechnens; die Gelehrten und der Staat seien Schuld daran. Jene hätten einst den unsinnigen Erlaß bewirkt, daß sich niemand mit Astronomie als Selbststudium

befassen dürfe, bei schwerer Strafe. Die Astronomie war ein Monopol des Mandarinentums, und der Staat gewährte ihm Schutz zur Aufrechthaltung des Monopols. Größter Ruhm der Dynastie, so meint Kung, sei es, dem Vaterlande die mathematische und astronomische Grundlage und, was die Europäer darauf gebaut hätten, als altes Eigentum wieder zurück zu bringen(!); daher vor Allem und entschieden die zwei Dinge: Astronomie und Mechanik, und daher sei auch die Berufung der an sich verhaßten Auswärtigen zu rechtfertigen.

So schreitet China auch in der Gegenwart, wenn gleich langsam und bedächtig, auf der Bahn der Zivilisation und speziell im Unterrichtswesen vorwärts.

Im Allgemeinen zeigt der Zustand der gegenwärtigen Kultur in dem Reiche der Mitte eine hohe Stufe der Entwicklung. Doch ist diese mehr äußerlich. „Sie bezieht sich zunächst auf den Intellekt und erfaßt nicht das Gemüt; sie haftet an der Form und vernachlässigt das Innere, die Gesinnung des Menschen. Die Wissenschaft ist und gilt als das Höchste im chinesischen Leben: nur die Gelehrten sind die Beamten. „In China ist Wissenschaft und Staat Eins; das ganze Leben des Volkes ruht auf der Erkenntnis; die Weisen sind die Staatsmänner, und die Staatsmänner sind die Weisen." Vorzüglich ist die Astronomie als die Wissenschaft vom Himmel, der die höchste Offenbarung des göttlichen Seins ist, schon früh ausgebildet: die Astronomen sind die Propheten des Himmels, und der Kaiser muß sich in seinem Regieren nach den Konstellationen der Gestirne richten. Die Naturgeschichte wird durch fleißige Beobachtungen reich ausgebaut. Die Arzneikunde ist über die rohesten Anfänge nicht hinausgekommen. Die Geschichte wird sorgfältig gepflegt und hat eine reiche Literatur. *Daneben mangelt es nicht an geographischen und statistischen Werken*, und die Philosophie sucht das Wesen aller Dinge zu erkennen. Freilich ist, weil beim Chinesen das *Denken nicht intensiv entwickelt wird*, sein eigentlich wissenschaftliches Leben meist bloßes Sammeln von Beobachtungen und Einfällen, und eine geistige Verarbeitung des Stoffes beginnt erst seit Confucius. Und eben darum fehlt den Chinesen, die viele Erfindungen gemacht haben, auch zur Ausbildung und Verwendung derselben der Geist. In China war das Schießpulver erfunden, ehe man es in Deutschland kannte; hier verstand man die Kunst, durch Holzstereotypen Abdrücke zu vervielfältigen, lange vor der

Erfindung der Buchdruckerkunst in Deutschland; von hier datirt die Erfindung des Porzellans, des Kompasses, der Glocken, der Spielkarten. Aber all' diese Erfindungen zeugen entweder an sich schon oder dadurch von beschränktem Geist, daß sie nicht allseitig benutzt wurden. Idealität und höhere Gefühle wie höhere Denkkräfte treten gleichfalls beim Chinesen zurück: die Kunst, die ein Übergewicht des persönlichen Geistes über die Natur voraussetzt, weil sie eine Idealisirung der Natur durch den menschlichen Geist ist, kommt deshalb zu keiner höheren Entwicklung. Die chinesischen Schnitzwerke sind nur Spielereien. Die Baukunst ist ohne Schwung und Idealität. Den Gemälden fehlt die Perspektive, der Größensinn ist gering. Dagegen ist der Farbensinn groß und — alle Gebäude sind farbig angestrichen, wie auch die Chinesen alle Völker in der Färberei übertreffen. Die Musik ist lärmend, ohne viel Harmonie: „Eure Arien, sagte ein chinesischer Doktor aus den Han-lin dem Pater Amiot, sind nicht für unsere Ohren gemacht und unsere nicht für euere." Der Putz besteht in Prunk statt in schöner Form, in Verstümmelung statt in Bildung, und an die Stelle der schönen Bewegung tritt in China die geschickte — die Kunstfertigkeit des Jongleurs. Die Poesie, die geistige Kunst, ist als Lyrik und hier zwar zart und wahr, aber doch nüchtern und kühl: es gibt auch Lieder, didaktische Gedichte und Fabeln, ja selbst Dramen; doch stehen die letzteren in ihrem Werte noch hinter den übrigen Kunstschöpfungen zurück. Und wie die Poesie, so wurzelt auch die chinesische Religion vorzugsweise in dem das Äußere und Innere der Dinge, die Erscheinung und die inwohnende Kraft unterscheidendem Verstande. Die Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit, der Bestand der Natur: das ist's, was die Chinesen verehren. Die chinesische Religion schaut das Naturdasein nicht bloß als Vielheit einzelner Existenzen, sondern unter dem Gesichtspunkte der allgemeinen Naturkraft, welche die Regel und das Gesetz des Ganzen ist, und als solche Tien (Himmel) genannt wird. Der Mensch ist ein geistiges Wesen — Wan-wut-tschi-lin, „aller Dinge Geist." Das Tier hat keinen Lin oder Geist, obgleich es das Vermögen hat, zu wissen und zu handeln; es folgt dabei nur seinem Naturtriebe. Mencius sagt: „Wenn man von dem Athem oder Leben spricht, so ist kein Unterschied zwischen Menschen und Tieren in Beziehung auf ihr Wissen und Handeln; aber wenn man von ihrer Vernunft spricht, wie könnte sich in Tieren Liebe, Gerechtigkeit, Anstand und Weisheit in Vollkommenheit vor-

finden? Dies zeigt, daß der Mensch der Geist aller Dinge ist, oder allein unter allen Kreaturen eine geistige Seele besitzt." Der Chinese glaubt daß alle Menschen von Natur gut sind. Schon Mencius sagt: „Alle Menschen haben ein mitleidiges Herz, das sich des Lasters schämen kann; alle Menschen haben ein Herz, welches geneigt ist, Achtung und Respekt zu zollen; alle Menschen haben ein Herz welches zwischen Recht und Unrecht unterscheiden kann. Ein mitleidiges Herz aber ist Liebe; ein Herz das sich des Lasters schämen kann, ist Gerechtigkeit; ein Herz, welches Achtung und Respekt zollen kann, ist Anstand; ein Herz, das zwischen Recht und Unrecht unterscheiden kann, ist Weisheit. Diese Tugenden sind nicht von außen hineingekommen, sondern wir besitzen sie wesentlich." — Die Anatomie ist den Chinesen ein unbekanntes Studium, weil sie sich vor der Sektion fürchten, des abgeschiedenen Geistes der Verstorbenen halber. Der Schu-king sagt, daß der Mensch 5 Sinne habe: die Gestalt, Sprache, Gesicht, Gehör und das Denkvermögen. Auch werden ihm 7 Gemütseigenschaften zugeschrieben: 1) er kann sich freuen; 2) zornig werden; 3) sich betrüben; 4) lustig sein; 5) Liebe haben; 6) Haß empfinden; 7) Verlangen nach etwas haben. Den Verstand setzen die Chinesen in den Magen: Ein heller Kopf heißt auf chinesisch ein heller Bauch. Auch glauben sie, daß das Klima einen großen Einfluß auf den Menschen ausübt. So heißt es bei Confucius: „Die Leute mit einem geduldigen und milden Geiste zu unterrichten und sich nicht zu rächen an einem, der sich unvernünftig gegen mich beträgt: dies ist der Geist des Südens. Unter den Waffen zu liegen und furchtlos dem Tode entgegen zu gehen, ist der Geist des Nordens und das Element des Tapfern." Wenn sich der Mensch des Verlustes seines guten Herzens schuldig gemacht hat, muß er sich selbst wieder herstellen. „Wenn einer seinen Verstand braucht, so findet er den rechten Weg; wenn einer seinen Verstand nicht braucht, der findet ihn nicht. Niemand betrübe sich darüber, daß er keine Kraft habe; der Fehler liegt nur in dem Mangel an Übung." Mencius rät die Übung als Mittel zur Wiederherstellung des verlorenen guten Herzens an, Confucius das Studium. Im Buche „des unwandelbaren Seelengrundes" heißt es: „Confucius sagt: wer das Studium liebt, ist nahe an der Erkenntnis; wer kräftig handelt, ist nahe an der Liebe; wer Schamgefühl besitzt, ist nahe an der Großmut; wer diese drei kennt, der besitzt die Mittel, um persönliche Tugend zu kultivieren." Commentar: „Die Naturen der

Menschen sind ursprünglich gleich tugendhaft; aber ihre Fähigkeiten sind nicht gleich. Einige verlieren nie die ursprüngliche Reinheit des Gemüts: So war es mit Yau und Schun, welche Heilige waren von Geburt. Bei andern ist die ursprüngliche Reinheit des Gemüts und der vollkommene Verstand einigermaßen befleckt und verdunkelt durch den Einfluß der äußeren Dinge; deshalb ist das Studium nötig, um die sittliche Bedeckung und den Nebel, der den Verstand umhüllt, wieder wegzutreiben und das Gemüt in seiner ursprünglichen Herrlichkeit wieder herzustellen. Dies war der Fall bei den Kaisern Wu, Wan und Tang. Es gibt aber auch noch solche, deren Gemüt so sehr befleckt ist, daß ein langer, wachsamer Kurs anstrengenden Studiums nötig ist, um eine vollständige Neuerung zu bewirken. Aber gleich wie Leute, welche auf verschiedenen Wegen wandeln, doch alle in derselben Stadt ankommen, so sind auch alle Menschen gleich, wenn sie zur Vollkommenheit gelangen; welches auch die Mittel sein mögen, durch welche völlige Erkenntnis und vollkommene Heiligkeit erlangt wird, können doch alle durch persönliche Anstrengung dazu gelangen."

Als Gattung gedacht, steht der Mensch in der Mitte zwischen Himmel und Erde und hat im Weltganzen die Bestimmung, das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten, als Träger der sittlichen Weltordnung. Durch das Beharren in der rechten Mitte allein wird das Gleichgewicht im Weltall bedingt und das Walten und Schaffen des Himmels und der Erde unterstützt: die rechte Mitte ist die allgemeine Regel des Weltalls, welche durch die Sünde des Menschen gestört wird. Die Haupttugend ist demnach das ruhige Stilleben, sanfte Milde gegen andre Menschen, die passive Liebe des Ertragens, des Schonens, der Nachgiebigkeit, des Gehorsams, der Treue, der Ordnung als des steten Festhaltens am regelmäßigen Leben, des Maßhaltens. Zu verhüten, daß diese rechte Mitte gestört wird, ist die große Aufgabe des Kaisers, des großen Sohnes des Himmels, des eigentlichen Gottes auf Erden, der die menschlichen Einrichtungen durch alles berücksichtigende Gesetze und durch eine Stufenfolge unzähliger Beamten ordnet und regiert. Der Kaiser ist der leitende Mittelpunkt der Menschheit, — der Regierer, der Bildner, das Vorbild, der Vater des Volkes, der für das leibliche und geistige Wohl des Volkes sorgt — der Geist des Staates, in dem das Volk der Körper ist, die wirkliche Vorsehung, auf die das Volk mit unbegrenztem Vertrauen emporschaut und in der es sich dadurch

frei fühlt, daß es sich nach allen Seiten hin durch genaue Vorschriften und Regeln bestimmt weiß. Der Staat ist nichts, als die zur kosmischen Bedeutung entwickelte Familie. Die Familie ist zur Staatsordnung, die Staatsordnung zur Familie geworden: es gibt nur Väter und Kinder — eine große Volksfamilie, deren Haupt, der Vater Aller, der Kaiser, mit väterlichem Despotismus über die Väter der Familien und über die Väter des Amtes gebietet. Darum ist auch die Erziehung, obwohl staatlich geregelt, doch nur Familienerziehung im Kreise der großen Staatsfamilien, weshalb man sie auch häufig als patriarchalisch kennzeichnet.

Sie trägt denselben Typus der Entwicklung oder vielmehr Entwicklungslosigkeit, den Religion und Staatsverfassung, Kunst und Wissenschaft, ja selbst das Klima Chinas aufweisen. Wo der Geist so wenig in die Tiefen blicken kann, wie bei den Chinesen, wo nur mechanische Geistesthätigkeiten herrschen; wo die Unmündigkeit soweit geht, daß es in Wahrheit keine Emanzipation der Kinder giebt; wo die individuelle Freiheit des Einzelnen in dem Kaiser, dem despotischen Vater Aller, verschwindet; wo das religiöse Leben von den Schranken des peinlichsten Ceremoniells umzogen ist: da kann auch die Erziehung nicht über Mechanismus und Ceremoniell hinausgehen. Erziehung und Unterricht kommen über *gedächtnismäßiges Einprägen von Vorstellungen,* über Regelung des äußeren Anstandes, über Aneignung der vorgeschriebenen Ceremonien, über Erwerbung von Kenntnissen zu äußerem Fortkommen und äußerer Ehre nicht hinaus. Das Schul- und Erziehungssystem in China ist ein Polizeisystem. Der Buchstabe der heiligen und klassischen Bücher bindet den Geist, und ein menschenquälerisches, das Gedächtnis zur Überbürdung verurteilendes Prüfungssystem untergräbt jedwede Originalität. Man knechtet nicht blos den Körper, sondern auch die Seele, und Gehorsam ist auf allen Gebieten die erste Pflicht. Selbst die großen Weisen des chinesischen Volkes kommen, wie im Allgemeinen nicht zur Idee der Welt und Gottheit, so in der Erziehung nicht zur Idee der Erziehung des Menschen zum Menschen, sondern nur zu moralischen Lehren und Vorschriften.

---

b. Die Erziehung bei den Japanern.

Neben den Chinesen erscheinen die Japaner als das wichtigste Kulturvolk der mongolischen Rasse.[1]) Sie wurden dies nicht so sehr durch ihre Kultur, welche sich ziemlich genau an die chinesische anschließt, als vielmehr durch die enge Verbindung, in die sie namentlich seit dem Jahre 1868 mit dem Abendlande traten. Seitdem verdrängen die modernen Kulturformen der civilisierten Völker des Abendlandes immer mehr die einheimischen Sitten und Einrichtungen.

Die Geschichte der Erziehung[2]) steht im innigsten Zusammenhange mit der Geschichte und Kultur des Volkes. Die Geschichte Japans wird in zwei Hauptperioden gegliedert: Die erste umfaßt die Zeit der Herrschaft des Mikado und heißt Oschei. Sie beginnt mit dem ersten historischen Herrscher Jimu Tenno (660—585 v. Chr.), einem Nachkommen der Sonnengöttin Amaterasu und reicht bis 1192 n. Chr., wo die Macht des Mikado, des geistlichen Herrschers, durch den Schôgun (Taikun) gestürzt wurde. In der zweiten Periode, Haschei, von 1192 bis 1868 brachte der Kriegsadel die Herrschaft an sich, und der eigentliche Herrscher war das Haupt dieses Adels, der Schôgun. Mit dem Eindringen der Amerikaner und Europäer um die Mitte dieses Jahrhunderts begann der Kampf gegen das Schôgunat. Durch eine Revolution, die von dem Adel des Landes selbst ausging, wurde es beseitigt und der Mikado Mutsuhito zum alleinigen Herrscher erhoben. Mit dem Jahre 1868 begann die neue Ära Meiji, in welcher die Regierung und das Unterrichtswesen, aber auch das Leben und die Sitten Japans nach europäischem Muster eingerichtet wurden, sodaß das Einheimische immer mehr zurück tritt.

---

[1]) *Zwar ist der Ursprung der Japaner noch nicht festgestellt. Es ist immerhin möglich, daß die Einwanderung eines malayischen Stammes von den Inseln des großen Oceans her erfolgte, aber die Urbevölkerung Japans, die Aïnos, gehören dem mongolischen Stamme an, ebenso die Stämme, welche von China und Korea aus in vorhistorischer Zeit die japanischen Inseln besetzten.*

[2]) *Für die Geschichte der Erziehung bei den Japanern wurden keine Quellenwerke benutzt. Das Hauptsächliche, was hierüber bemerkenswert erscheint, wurde dem gründlichen Werke von J. J. Rein, Japan nach Reisen und Studien. Leipzig 1881; einer Monographie: Das Unterrichtswesen Japans von R. Bluhm im Dittes'schen Pädagogium, III. Jahrg., S. 630—636 und dem offiziellen Berichte Circulars of Information des Bureau of Education in Washington entlehnt, welcher in Heft 4 (1885) das Unterrichtswesen in Japan (Education in Japan) behandelt.*

In Bezug auf die Erziehung wird es genügen, zwei Zeiträume zu unterscheiden: die Zeit der frühern einheimischen und die Zeit der jetzigen modernen Erziehung.

Es ist selbstverständlich, daß, so rasch auch die neuen Kulturformen des Westens in das öffentliche Unterrichts- und Erziehungswesen eindrangen, doch die Familie, das eigentliche innere Leben der großen Masse des Volkes, von dieser Wandlung nicht berührt ward. In dem Familienleben der Gegenwart werden sich daher auch die alten Formen der Erziehung erhalten haben. Deshalb möge die Geschichte der alteinheimischen Erziehung mit einer Darstellung der Familie, der ersten Erziehungsstätte des Kindes, eröffnet werden.

*Die Ehe galt in früherer Zeit als bloßer Civilvertrag, um den sich weder der Staat noch die Kirche kümmerten, nur die Verwandten der herrschenden Familie, die Kuge, und der Kriegsadel, die Daimios, bedurften bei ihren Eheschließungen der Zustimmung der Centralregierung in Yedo. Der Vater hatte in der japanischen Familie das unbeschränkte Recht über das Eigentum seiner Kinder. Er konnte dieselben, wie in Rom, auch verkaufen, was noch jetzt namentlich mit den Mädchen geschehen soll. Dieses Recht war anderseits verknüpft mit einer großen Verantwortlichkeit für die Handlungen der ihm unterstehenden Personen. — Die Stellung der Frau war eine untergeordnete, was schon aus der Sitte der Polygamie, die früher weitverbreitet war, sich erschließen läßt. Ihre drei Hauptpflichten waren und sind: Gehorsam gegen die Eltern (so lange sie ledig ist), Gehorsam gegen den Mann (wenn sie verheiratet ist) und Gehorsam gegen den ältesten Sohn (wenn sie zur Witwe wird). Weil die Ehe blos ein Civilvertrag war, so war die Scheidung von der Frau leicht möglich. Doch wurde diese, namentlich, wenn sie Kinder hatte, von ihrem Manne mit Achtung und Güte behandelt. Auch stand sie als O-kami-san, „ehrbare Herrin," über der Konkubine, Mekake, und deren Kindern in bevorzugter Stellung. Überdies war das weibliche Geschlecht nicht so vom öffentlichen Verkehre abgeschlossen, wie dies bei andern orientalischen Völkern der Fall ist. Insbesondere erfreute sich das Mädchen vor seiner Vermählung einer Freiheit, für welche selbst die im Abendlande herrschenden Schranken nicht bestanden. Als verheiratete Frau hatte sie ihre ganze Fürsorge dem Hause zuzuwenden. Sie sollte durch ein heiteres Temperament dem Manne das Leben erheitern, durch Reinlichkeit in der Kleidung und Wohnung ihm den Aufenthalt im

Hause verannehmlichen, eine tüchtige Hausfrau, eine treue und liebevolle Gattin und Mutter sein. Und noch jetzt gelten die verheirateten Frauen in Japan als Muster in allen weiblichen Tugenden. Es scheint, daß in der älteren Periode Japans die Stellung der Frauen eine noch günstigere war; denn bis auf Yoritomo (um 1160 n. Chr.) bestand bei dem Adel noch die weibliche Erbfolge, und die alte Geschichte Japans zählt sogar unter den Herrschern des Landes neun Kaiserinnen. — Kindersegen gilt als Gunst des Himmels. Ein japanisches Sprichwort sagt: „Biedere Leute haben viele Kinder.“ Der in China nicht seltene Kindermord kommt in Japan nicht vor. Das neugeborene Kind bekommt am 3. Tage seinen Namen; am 30. Tage wird ihm der Kopf rasirt und die Mutter trägt es in den Tempel, um dem Familiengotte zu danken und einige Münzen zu opfern. Ist es 4 Monate alt, so wird es nach Art der Erwachsenen angekleidet und erhält, wenn es dem Adel angehört, von seinem Paten einen Anzug, der mit Bildern von Kranichen und Schildkröten, Symbolen eines langen Lebens, geschmückt ist. Nach 11 Monaten und 11 Tagen werden ihm einzelne Stellen des Kopfes rasirt, während man an den übrigen das Haar wachsen läßt. Die Mutter säugt das Kind mitunter bis zu seinem 5. Jahre, was sich wohl aus dem Mangel von tierischer Milch erklären läßt. Sie hütet es mit großer Sorgfalt und trägt es selbst während ihrer Arbeit auf dem Rücken in ihrem Gewande umher. Die Erziehung der Kinder wird mit großer Ruhe geleitet. Heftige Affektsäußerungen und körperliche Züchtigung sind gesellschaftlich verpönt. Darum nennt Alcock Japan „das Paradies der Kinder.“ Hier werden Eltern zu Kindern und freuen sich ebenso am Kreiselschnurren, Drachensteigen 2c. wie diese. Neben den verschiedenen Spielzeugen unterhalten sich auch die Kinder mit Kindergesellschaften, zu denen sie sich mit aller Förmlichkeit einladen und bei welchen sie ganze Szenen aus dem sozialen Leben mit allen Gewohnheiten und Bräuchen der Erwachsenen aufführen. So werden Hochzeiten und Gastereien, aber auch Begräbnisse unter allen Formen der herrschenden Etiquette dargestellt. Auch fehlt es nicht in der japanischen Kinderstube an Märchen und Sagen, um die Phantasie der Kinder zu wecken und zu nähren. Darin spielt der Kukai (eigentlich Kobo Daischi, ein großer Gelehrte aus dem 8. Jahrhundert), eine hervorragende Rolle. Es wird erzählt, wie dieser Gelehrte und Heilige die bösen Geister verscheuchte, indem er einen Vers aus der buddhistischen Bibel mit solcher Geschicklich-

keit in die Luft schrieb, daß um jeden Buchstaben eine goldene Krone wuchs, oder, wie er mit Mund, Händen und Füßen fünf verwischte Zeilen des berühmten Kalligraphen Ogischi auf einmal wiederherstellte. So milde die Zucht im Hause erscheint, so streng wird von den Kindern Gehorsam und Ehrerbietung gegen die Eltern gefordert. „Das Lamm trinkt knieend die Milch seiner Mutter, der Rabe vergilt die Wohlthaten seiner Eltern", sagen japanische Sprichwörter. Harte Strafen treffen ein Kind, das die gesetzliche Trauer um Eltern oder Großeltern nicht einhält. Eine eigentümliche Einrichtung beeinflußte nicht wenig das Familienleben Japans, die Adoption. Der Vater hatte das Recht, mit Übergehung seiner eigenen Kinder ein fremdes Kind zu adoptieren, das in alle Rechte des Sohnes eintrat. Diese Adoption hatte einen materiellen und einen religiösen Zweck. Es sollte hierdurch die Möglichkeit geboten sein, bestimmte Rechte und Vorteile einer Familie zu sichern; so adoptierte z. B. ein geschickter Arzt einen andern jungen Menschen, der sich in diesem Beruf auszeichnete, während sein eigener Sohn kein Geschick hierzu zeigte. Namentlich galt dieses Recht für den Kriegsadel, dessen Vorrechte an den Militärdienst geknüpft waren. Aber auch deshalb wurde die Adoption üblich, damit im Falle des Aussterbens der männlichen Nachkommen die Fortdauer der den Vorfahren darzubringenden Opfer gesichert erscheine. Für die Erziehung hatte diese Adoption insofern einen Nachteil, als sie die innigen Bande der Familie lockerte und als durch sie ein Privilegium für den Adpotierten geschaffen wurde, das ihn häufig jeder Sorge um die eigene Ausbildung enthob. Seitdem die Bedeutung des Feudaladels gesunken ist, nimmt auch die Sitte der Adoption ab.*

*Was das Schulwesen Japans in der älteren Periode anbelangt, so entwickelte sich dasselbe zum Teile unter dem Einflusse Chinas. Schon unter dem 15. Mikado, Odschin (270—310 n. Ch.), fand die Philosophie des **Confucius** und **Mencius** Eingang nach Japan. Dieser Mikado schenkte dem Schulwesen große Beachtung und betrachtete die Sorge hiefür als eine seiner Hauptpflichten. Am Anfange des 7. Jahrhunderts, unter Suiko (593—628), verbreitete sich der **Buddhismus** über Japan, und ein buddhistischer Priester Domho soll damals die Japaner gelehrt haben, Tusche und Papier zu bereiten. Mit dem Buddhismus drang nicht bloß chinesische Kultur und Sitte, sondern auch die chinesische Sprache nach Japan ein. Es wurde die einheimische Sprache (Yamato) vielfach mit chinesischen Elementen versetzt und das Chinesische in ähn-

licher Weise als Sprache der Gebildeten und Gelehrten eingeführt, wie das Latein im Mittelalter. Unter dem Kaiser Mommu (673–686) wurde das Schulwesen reformirt. Er gründete eine Universität in Kioto und viele Universitäten in den Provinzen. Eine hohe Blüte erreichte es unter den Kaisern Schomu und Kammu (782—805). In dieser Zeit lebte der schon erwähnte, in Sagen verherrlichte Gelehrte Kobo Daischi, der die japanische Silbenschrift, das Katakana erfand, indem er 47 Zeichen für ebensoviel Silben auswählte. Später entwickelte sich daraus eine Kursivschrift, das Hirakana, das als Volksschrift im Gebrauche steht. Unter einem späteren Mikado Daigo († 930), wirkte als Minister ein berühmter Gelehrter, Sugawara-Mitschizune, der aber später ins Elend geriet und des Hungertodes starb. Er wurde als Tentschin (Himmelsmensch) deifizirt und als Gott der Gelehrsamkeit verehrt. Man errichtete ihm Tempel, und die Schuljugend betet noch jetzt zu ihm als ihrem Schutzpatron. Als der Kriegsadel und das Schogunat emporkam, (12. Jahrhundert), sank die Bildung. Unter der Herrschaft der Schogune kam um die Mitte des 16. Jahrhunderts das **Christentum** und damit die abendländische Bildung nach Japan. Bei der Neigung der Japaner, Fremdländisches aufzunehmen, verbreitete sich dasselbe sehr rasch im Lande, zumal einzelne Herrscher sich desselben annahmen. Es waren hauptsächlich Jesuiten, welche das Christentum predigten, darum entstanden daselbst auch zahlreiche Jesuitenschulen und Konvikte. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts bestand in Arima ein Jesuiten-Seminar für junge japanische Edelleute und in Funai auf der Insel Kiusiu eine Universität, an welcher zwanzig Patres lehrten. Doch der Übereifer der katholischen Orden und die Eifersucht der Holländer, welche am Anfange des 17. Jahrhunderts sich festsetzten, auf die Portugiesen, die hauptsächlich das Christentum daselbst verbreitet hatten, nährten das Mißtrauen gegen die Bekenner des Christentums, das hauptsächlich daher rührte, daß diese in dem Papste einen andern Lehensherrn anerkannten. Schließlich brachen blutige Christenverfolgungen aus, welche zur völligen Vernichtung des Christentums (1638) führten. Während dieser Verfolgungen herrschte mit kräftiger Hand Tokugawa Iyeyasu (um 1600), der mit Berücksichtigung der bestehenden Verhältnisse durch eine durchgreifende Gesetzgebung (Testament des Gongen-sama, der Name, den er nach dem Tode erhielt), die Verfassung und Verwaltung ordnete. Auch das Schulwesen erhielt durch ihn jene Organisation, in welcher

es bis auf die jüngste Zeit verblieb. Es gab Hochschulen (Han), innerhalb der Territorien der Feudalherren, namentlich in den Hauptstädten Yedo, der Residenz der Schogune seit Iyeyasu, Kioto und Osaka, außerdem private und öffentliche Schulen, sowohl in den Städten als auch auf den Dörfern. Doch hatten diese Schulen keinen einheitlichen Lehrplan, nur für die Elementarschulen, deren Anzahl eine außerordentlich große war, bestand ein gleichmäßiger Lehrgang, der hauptsächlich das Lesen und Schreiben umfaßte, sich aber auch auf die Belehrung in den Pflichten, im Anstand und in der heimatlichen Geschichte erstreckte.*

*Der Schulunterricht begann bei den Knaben am 6. Tage des 6. Monates seines 6. Lebensjahres. Da erhielt er in aller Feierlichkeit die erste Lektion. Mit Bastpapier, einem Kästchen, in welchem sich der Pinsel, Tusch und eine Tuschschale befanden, und einem kleinen Gefäße fürs Wasser ausgerüstet, erschien er vor dem Lehrer, der ihm nun die verschiedenen Schriftzeichen und zwar zuerst die einheimischen, dann die schwierigen chinesischen vormachte und nachmachen ließ. Mit unermüdlicher Geduld und unveränderter Freundlichkeit malte der Lehrer die einzelnen Zeichen vor und stand dem Schüler in der Nachbildung derselben bei. Dagegen folgte der Lehrling mit Aufmerksamkeit den Worten und Bewegungen seines Meisters und ließ sich die häufige Wiederholung derselben Arbeit nicht verdrießen. Und wenn er zu ermatten drohte, dann erzählte ihm wohl der Lehrer von der rastlosen Ausdauer und Geduld des Ono-no-tofu, der sich den Frosch zum Muster nahm, welcher nicht müde wird, immer wieder zu versuchen, auf einen Weidenzweig zu klettern. Hatte sich der Schüler ein Zeichen durch häufige Wiederholung gründlich eingeprägt, so ging es zum zweiten, dritten u. s. w. So gewann er die Kenntnis der einheimischen Silbenschrift und erwarb sich allmählich einen Vorrat chinesischer Schriftzeichen. Hatte er die größte Schwierigkeit in der Erlernung und dem Gebrauche der chinesischen Ideogramme überwunden, so wurden teils einzeln, teils im Chore, meist in singender Weise verschiedene Werke gelesen. Die wichtigsten Lesebücher waren das Buch von der kindlichen Pietät Kokio, das goldene Mittel Chiuyo, in welchem Regeln für den Umgang enthalten sind, und die Bücher des Koschi und Moschi, welche japanische Geschichte behandeln. — Die Mädchen lernten auch lesen und schreiben, doch beschränkte sich dasselbe auf die japanische Kurrentschrift, das Hirakana. Überdies wurden sie in den ihrem Geschlechte zukommenden Aufgaben und Pflichten unterwiesen.

Eine wichtige Rolle spielte bei der weiblichen Erziehung die Musik; die Mädchen lernten das Samisen und meist auch das Koto spielen. Ersteres ist eine 3saitige Guitarre, die fast in jedem Hause vorhanden ist, letzteres eine 13saitige Cither, die liegend gespielt wird.*

Höhere Bildung befähigte zu allen Ämtern und wurde darum hochgeschätzt. Deshalb genossen auch die Lehrer große Achtung. Diese Bildung ward hauptsächlich den Kindern des Adels (der Samurai) zuteil. Sie bezog sich auf chinesische Sprache und Literatur, namentlich auf die Philosophie des Confucius und Mencius. So wie in China gab es auch in Japan feierliche Prüfungen, bei welchen die Kandidaten ihre Befähigung an den Tag zu legen hatten.

In der Erziehung wurde, wie bei den Chinesen, das Hauptgewicht auf den Gehorsam gegenüber den Eltern und dem Herrscher oder dessen Stellvertreter gelegt. Ein dem chinesischen nachgebildeter Kodex der Moral stellte die Pflichten fest, welche dem einzelnen Individuum in der Familie, in der Gesellschaft und im Staate oblagen und die sich hauptsächlich in der Erfüllung bestimmter äußerer Formen äußerten. Es waren fünf Haupttugenden: die Humanität, Aufrichtigkeit, Klugheit, Weisheit und Treue, welche man von einem gebildeten Japaner forderte, und fünf Gebote gegen Diebstahl, Lüge, Unmäßigkeit, Mord und Ehebruch, deren Befolgung zu seinen Pflichten gehörte; auch gab es fünferlei Beziehungen, zwischen Vater und Sohn, Herrn und Diener, Mann und Frau, Freunden und Geschwistern, für welche besondere Vorschriften wie in China bestanden. „So verflüchtigte sich die Moral in die Kenntnis von einer Anzahl von Regeln und in die mechanische äußerliche Einhaltung derselben im Leben des Einzelnen und der Gesellschaft. Das Gemüt, der innere Mensch wurde hiervon nicht ergriffen. An die Stelle einer wirklichen Erziehung trat eine äußerliche Drillung.“

*Die Religion war auch nicht geeignet, diesem Mangel in der Erziehung der großen Masse der Bevölkerung abzuhelfen. Es gab und giebt in Japan drei Religionen, den Sinto-ismus, den Buddhismus und den Confucionismus. Die ursprüngliche einheimische Religion verehrte die Naturkräfte, speziell die des Himmels, unter denen die Sonnengöttin, von der sich die Herrscher des Landes ableiten, den ersten Rang einnimmt. Aber diese Himmelsgottheiten sind zu erhaben, als daß der Mensch sich unmittelbar an sie wenden könnte. Er bedarf hierzu besonderer Vermittler, Kami,

die entweder eigentliche Götter oder zu Göttern gewordene fromme Menschen sind. Dieser Kultus heißt im Japanischen Kami-no-mitsi, „Weg der Götter“, ist aber besser unter dem chinesischen Namen Sin-to (Schin-tao) bekannt. Er erinnert in manchen Punkten an die Lehre Zarathustras. Wie diese gebietet er Reinheit der Seele und des Leibes und Bewahrung des reinen Feuers, des Symbols der Reinheit. Aber diese Reinheit besteht hauptsächlich in der Erfüllung der gegebenen Vorschriften und Gesetze. Äußerlich bethätigt sich dieser Kultus in der Verehrung der Geister (Kami), in Wallfahrten und in der Beobachtung der vorgeschriebenen Festtage und Ceremonien. Wie aber in China der ursprüngliche Naturkultus in den Aberglauben des Taoismus entartete und dieser wieder mit dem Buddhismus verschmolz, so geschah dies auch in Japan mit dem Sinto-ismus. Die Zahl der Kami wuchs immer mehr an, indem der Mikado das Recht hatte, jeden Menschen, der sich irgend welche Verdienste erworben hatte, in die Reihe der Götter zu versetzen. Als der Buddhismus von China über Korea nach Japan eindrang, war derselbe schon unter dem Einflusse des chinesischen Taoismus entstellt und floß um so leichter mit dem einheimischen Kami-Kultus zusammen, als dieser mit der alten chinesischen Religion, aus der sich der Taoismus entwickelt hatte, seinem Ursprunge nach innig verwandt war. Die dritte Religion, die Lehre des Kong-fu-tse ist eigentlich eine Religion für Gebildete, indem sie an die Stelle des Kultus eine edle Moral und an die Stelle der Dogmen philosophische Betrachtungen setzt. Sie ist daher nur wenig verbreitet. Ihre Anhänger, Siutu, zählt sie hauptsächlich unter den Gebildeten. Je höher sie über dem beim Volke verbreiteten Aberglauben des Sintoismus und Buddhismus steht, desto leichter erkennt dieses, wenn es zu einer höhern Stufe der Bildung gelangt, die Nichtigkeit und Ungereimtheit seiner Religion, und die Folge hiervon ist der religiöse Indifferentismus, der nur die äußerlichen Formen noch aus alter Gewohnheit festhält, aber von deren Werte weder durchdrungen noch auch überhaupt überzeugt ist.*

*Unter dem Einflusse einer solchen Moral und Religion gestaltete sich die Erziehung in Japan außerordentlich einseitig. Sie „bildete respektvolle Söhne, folgsame Schüler, disziplinirte Unterthanen, geschickte Kalligraphen, enthusiastische Bewunderer des Altertums, engherzige Verehrer der Philosophie des Confucius, aber sie erregte die Intelligenz nicht, ließ das individuelle Gewissen ganz unter der Herrschaft der Sitte, erweckte keine religiösen Gedanken und Gefühle

und ermutigte den engherzigsten Kasten- und Clangeist. Sie machte den jungen Krieger zu einem gefügigen loyalen Unterthanen seines Lehensherrn, aber trug wenig zur Entwicklung eines allgemeinen Rechtsgefühls und zur Veredlung des Herzens bei, sie verhütete z. B. nicht, daß er mit Mißachtung aller Menschenrechte und Pflichten am ersten besten Wanderer außerhalb der Grenze seines Clans sein Schwert probierte, oder in übermütiger Rachsucht einem Rivalen den Weg verlegte."*

Eine vollständige Umwälzung trat auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens und ganz besonders in der Bildung und Erziehung mit der Revolution des Jahres 1868 ein. Das Meiji ist eine neue Ära in der Geschichte der Erziehung der Japaner. Grade auf dem Gebiete des Unterrichtswesens entfaltete die neue Regierung eine außerordentlich rege Thätigkeit. Es wurde schon 1871 ein Ministerium des Unterrichtes geschaffen, das im folgenden Jahre ein Unterrichtsgesetz schuf und zahlreiche Schulen errichtete. Dieses Unterrichtsgesetz wurde 7 Jahre später (1879) aufgehoben und ein neues an dessen Stelle gesetzt, das im folgenden Jahre (1880) neuerdings erweitert und verbessert wurde. Nach diesem ist jetzt der Unterricht und die Erziehung der Jugend organisiert. Diese moderne Erziehung ist der im Abendlande bei den Deutschen, Franzosen und Engländern herrschenden nachgebildet, hat aber einzelne Eigentümlichkeiten aus der früheren Epoche übernommen. Es ist ein erfreuliches Bild, das Unterricht und Erziehung gegenwärtig in Japan bereiten. Außer den Kindergärten, in deren Lehrplänen neben dem Bauen, Falten, Spielen, Singen, Zeichnen und der Besprechung verschiedener Objekte merkwürdigerweise auch das Rechnen, Lesen, Schreiben und Gespräche über die Sittlichkeit (conversations on morals) erscheinen, giebt es in Japan Elementar-, Mittel-, Normal-Schulen, eine Universität und zahlreiche Fachschulen.

*Die Elementarschulen sind Pflichtschulen und es giebt sowohl öffentliche, als auch Privat-Knaben- und Mädchenschulen. 1882 zählte man 29081 solcher Schulen. In der Regel hat jedes Dorf eine, jede Stadt auch mehrere Elementarschulen; doch giebt es auch Wanderlehrer oder Exkurrendo-Schulen da, wo die Armuth und allzugroße Entfernung einer Gemeinde die Errichtung einer selbständigen Schule nicht ermöglicht. Die Schulpflicht dauert 8 Jahre, vom 6. bis zum 14. Jahre. Der Lehrplan ist nicht gleichmäßig und richtet sich nach den örtlichen Verhältnissen. Die Elementarschule zerfällt in 3 Stufen, die Unter-, Mittel- und Ober-

stufe. Auf der ersten Stufe in den drei ersten Jahrgängen werden die Elemente der Moral, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und Turnen gelehrt. Auf der Mittelstufe, die wieder drei Jahrgänge umfaßt, kommen noch die Elemente der Geographie, der Geschichte, des Zeichnens, der Naturgeschichte und Naturlehre und für Mädchen das Nähen hinzu. Der Unterricht auf der Oberstufe mit zwei Jahrgängen erweitert sich dann noch auf die Elemente der Chemie, Geometrie, Physiologie und für Knaben Staatswirtschaft, für Mädchen Haushaltungskunde. Mit Rücksicht auf lokale Verhältnisse können einzelne Gegenstände wegfallen und dafür andere z. B. Elemente der Landwirthschaft, der Industrie, des Handels ꝛc. eingesetzt werden, doch darf der Unterricht in der Moral, im Lesen, Schreiben und Rechnen nie weggelassen werden.*

Als Lehrer kann derjenige angestellt werden, der 18 Jahre alt ist und entweder ein Zeugnis der Normalschule, oder die Lizenz als Lehrer von Seiten des Statthalters der Provinz (Fu oder Ken[1]) besitzt. Das Zeugnis der Normalschule ist für 7 Jahre und das ganze Land giltig. Die Lizenz des Statthalters, die auf Grund einer Prüfung für den Unterricht an der Elementarschule, oder nur einer Stufe derselben, oder auch nur einzelner Gegenstände erteilt wird, gilt bloß für 5 Jahre und nur für die Provinz. — Die Schulangelegenheiten — namentlich insofern sie mit der Schulpflicht zusammenhängen — besorgen in den einzelnen Bezirken (Ku oder Gun[2]) Schulkomitee's (Bezirksschulräthe) unter der Aufsicht und Leitung des Bezirksvorstandes (Kutschō oder Guntschō).

*Die Mittelschulen gewähren eine höhere Bildung und bereiten für die Hochschulen vor. Sie zerfallen gleichfalls in öffentliche und private Anstalten, deren Zahl im Jahre 1882 172 betrug. Als Musterschule wurde vom Unterrichtsministerium die Mittelschule zu Osaka gegründet. Dieselbe gliedert sich in zwei Stufen. Auf der unteren Stufe, welche 4 Jahrgänge enthält, wird Moral, chinesische und japanische Sprache und Litteratur, englische Sprache, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Geographie, Geschichte, Physiologie, Zoologie, Botanik, Physik, Chemie, Staatswissenschaft, Buchhaltung, Schreiben, Zeichnen, Singen und Turnen gelehrt. Auf der Oberstufe, die zwei Jahrgänge umfaßt, wird der Unterricht in der Moral,

---

[1]) Die Statthalter in den 3 Hauptstädten Tokio, Kioto und Osaka heißen Fu, die in den 44 Provinzstädten Ken.

[2]) Ku heißen die Bezirke, die unter einem Fu, Gun solche, die unter einem Ken stehen.

in der japanischen und chinesischen Litteratur, in der englischen Sprache, in Physik und Chemie, in der Buchhaltung, im Zeichnen, Singen und Turnen fortgesetzt und auf die Trigonometrie, Mineralogie und japanisches Recht erweitert. Doch können diese Schulen nach den örtlichen Verhältnissen auch eine teilweise Umgestaltung des Lehrplanes erfahren. Es kann an die Stelle des oberen Kursus ein allgemein literarischer und allgemein wissenschaftlicher (humanistischer und realistischer) Kursus treten; der Unterricht im Englischen kann ganz wegfallen oder durch den Unterricht im Deutschen oder Französischen ersetzt werden. Auch kann die Landwirtschafts-, Industrie- und Handelslehre ꝛc. unter die Gegenstände aufgenommen werden. Mit Rücksicht auf den zu behandelnden Lehrstoff kann die Studienzeit um 1 Jahr verlängert oder verkürzt werden.*

Den Mittelschulen für die männliche Jugend entsprechen die höheren Schulen für Mädchen, deren es im Jahre 1882 fünf gab. Sie haben die Aufgabe, die Mädchen, welche die Elementarschule absolviert haben, weiter zu bilden und sie für ihren künftigen Beruf als Hausfrauen und Mütter vorzubereiten. Ihre Organisation ist verschieden, auch die Zahl der Klassen ist nicht gleich; doch darf der Kursus nicht 5 Jahre überschreiten. In ihnen werden die Mädchen in der Moral, im schriftlichen Aufsatz, im Schreiben, Zeichnen, in der Arithmetik, Geographie, japanischen Geschichte, Physik, Chemie, Naturgeschichte, im Nähen, in der Haushaltungskunde, in der Anstandslehre (Etiquette), in der Musik und im Turnen unterwiesen und mit der Behandlung der Kinder im Kindergarten vertraut gemacht.

*Für die Heranbildung von Lehrern bestehen gesonderte Normalschulen (Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalten), deren man im Jahre 1882 76 zählte. Die Lehrerbildungsanstalten zerfallen in 3 Kurse, den niederen, mittleren und oberen Kurs. Zur Absolvierung des niederen Kurses braucht man 1 Jahr (2 Semester), zu der des mittleren $2^1/_2$ Jahre (5 Semester), zu der des oberen 4 Jahre (8 Semester). Je nachdem man den einen oder anderen Kurs absolviert hat, ist man zum Lehrer auf der Unter-, Mittel- oder Oberstufe der Elementarschule befähigt. Im unteren Kurse wird Moral, Lesen, Schreiben, Arithmetik, Geographie, Physik, Erziehungslehre, Schulhaltung, Lehrpraxis, Gesang und Turnen gelehrt, wozu im Mittelkurse Geschichte, Zeichnen, Philosophie, Naturgeschichte, Chemie, Geometrie, Buchhaltung treten, während im Oberkurse noch überdies Algebra, Staatswissenschaft, japanisches

Recht und Logik vorgetragen werden. Um den lokalen Bedürfnissen zu entsprechen, können auch Landwirtschaftslehre, Handelswissenschaft, Technologie u. a. eingeführt werden. — An den Lehrerinnenbildungsanstalten fällt der Unterricht im japanischen Recht und in der Staatswissenschaft weg, dagegen muß der Unterricht im Nähen und in der Haushaltungskunde aufgenommen werden. Die Gegenstände dieser Anstalten sind Moral, Lesen, Schreiben, Arithmetik, Geographie, japanische Geschichte, Zeichnen, Naturgeschichte, Physik, Nähen, Haushaltungskunde, Anstandslehre (Etiquette), Unterrichtslehre, Gesang und Turnen. — Mit jeder Normalschule ist eine Uebungsschule verbunden.*

Zur Fortbildung der Lehrer bestehen in einzelnen Provinzen eigene Kurse, in anderen sind besondere Lehrer bestimmt, welche den Unterricht in den Elementarschulen zu überwachen und den Lehrern dieser Schulen die erforderliche Unterweisung in der Methode des Unterrichts zu erteilen haben. Überdies besteht in Tokio eine höhere Lehrer- und Lehrerinnenbildungsanstalt (Sekundär-Seminar). In dem für die Heranbildung der Lehrer in den Elementar-, Mittel- und Normalschulen bestimmten Institute wird im oberen Kurse, der eben die Zöglinge zu Lehrern an Mittel- und Normalschulen heranzubilden hat, neben den an Lehrerbildungsanstalten vorkommenden Gegenständen noch japanische und chinesische Litteratur, englische Sprache und physikalische Geographie, Astronomie, Geschichte der Zivilisation und Philosophie gelehrt. — An der Muster-Normalschule für Lehrerinnen erweitert sich der Unterricht gegenüber den übrigen Normalschulen noch auf die Aufsatzlehre, Chemie und die Erziehungslehre. Mit ihr ist als Übungsschule eine Elementarschule, dann eine höhere Töchterschule und ein Kindergarten verbunden, im Anschlusse an den die Unterweisung der Lehrerinnen in der Praxis und Theorie des Kindergartens stattfindet.

*Die einzige Universität befindet sich in Tokio und heißt Tokio Daigaka. Sie zerfällt in 4 Fakultäten: die juridische, mathematisch-naturwissenschaftliche, medizinische und litterarische. An der juridischen Fakultät wird hauptsächlich japanisches und chinesisches, aber auch englisches und französisches Recht vorgetragen. Sie umfaßt drei Jahrgänge; wer aber sich noch speziell ausbilden will, kann ein viertes Jahr dazu nehmen. — An der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät erstrecken sich die Vorträge auf Mathematik, Physik, Chemie, Biologie, Astronomie, Ingenieur-

wissenschaft, Geologie, Bergbau und Hüttenkunde. Mit dieser Fakultät sind ein astronomisches und meteorologisches Observatorium, botanische Gärten und physikalische, chemische und naturhistorische Museen verbunden. — Die medizinische Fakultät ist für die Heranbildung von Pharmazeuten und Ärzten bestimmt. Für die Pharmazeuten dauert der Kurs 3, für die praktischen Ärzte 4 Jahre, wer aber das Doktorat erwerben, Igakuschi werden will, muß noch über dies ein Jahr lang Spezialkurse hören. Für die Praxis sind zwei Spitäler der medizinischen Fakultät zugewiesen. — An der literarischen Fakultät wird Philosophie, Nationalökonomie, Politik und japanische und chinesische Literatur vorgetragen, und es bestehen an ihr besondere Seminare (Koten-koschiu-ka) für japanische und chinesische Sprache, Literatur und Geschichte.*

Außer der Universität giebt es eine Militärakademie zur Heranbildung von Offizieren und Stabsoffizieren unter der Leitung des Kriegsministeriums und eine Ingenieur-Akademie für Land- und Wasser-, Maschinen- und Schiffbau, Architektur, Telegraphie, Chemie, Bergbau und Hüttenwesen (unseren technischen Schulen vergleichbar). Jeder dieser Kurse umfaßt 6 Jahre und zwar entfallen hiervon 4 Jahre auf den allgemeinen Vorbereitungskurs, der für alle Fächer gemeinsam ist, und 2 Jahre auf den speziellen Fachkurs.

Zahlreich sind die verschiedenartigen Fachschulen: Es gibt höhere und niedere Ackerbau-, Handels-, Gewerbe-, Forst-, Telegraphen- und nautische Schulen; neben der Universität bestehen auch in den Provinzen Hochschulen für Pharmazie, Medizin, Mathematik, Naturwissenschaften, für das Zeichnen, für Architektur, Literatur u. dgl. Auch ein besonderer Central-Turnkurs wurde für Lehrer an Normalschulen und anderen Schulen, die sich zu Turnlehrern ausbilden wollen, in Tokio eingerichtet.

*Als Bildungsmittel allgemeiner Art wurden an verschiedenen Orten Bibliotheken und Museen eingerichtet, die meist mit den Schulen im Zusammenhange stehen, jedoch dem Publikum zugänglich gemacht sind. Etwa 19 Bibliotheken und nur 4 Museen (Lehrmittelsammlungen) sind von größerem Werte und in guter Einrichtung. Vor allen ragen die Bibliothek und das Museum (Educational-Museum) in Tokio hervor. Namentlich ist das Museum eine für das Unterrichtswesen außerordentlich förderliche Anstalt. Es ist eine umfassende Sammlung aller Lehr- und Lernmittel und hat den Zweck, zunächst alle Personen, die mit dem Unterricht zu thun haben,

mit ihnen vertraut zu machen, aber auch das Interesse des Publikums für diesen wichtigen Faktor des Unterrichts zu gewinnen. Daselbst sind alle Geräthe und Apparate, die in Schulen nöthig sind, Original-Modelle und Abbildungen von Naturobjekten, Lehr- und Hilfsbücher für Erzieher 2c. zu sehen. Diese Anstalt liefert auch für die Schulen Sammlungen von Tieren, Pflanzen und Mineralien, chemische und physikalische Apparate, Schulgeräthe u. dgl. um einen billigen Preis. Sie dient auch dazu, die Fabrikanten von chemischen und physikalischen Lehrmitteln zur Konstruktion neuer Apparate anzuregen, und besorgt den Vertrieb derselben für die Schulen. Auf diese Weise fördert sie den Fortschritt im Unterrichte. In neuester Zeit (1884) wurden Vorträge an diesem Museum eingeführt. Sie werden von den Doktoren (Gaguschi) der Universität gehalten und behandeln Fragen, die sich auf den Unterricht und die Erziehung beziehen. Die reichen Sammlungen des Museums bieten die Gelegenheit, alle erforderlichen Demonstrationen zur Veranschaulichung des Vorgetragenen vorzuführen. Zunächst sind diese Vorträge für die Fortbildung der Elementar-, Mittel- und Normalschullehrer bestimmt, doch kann jeder, der mit dem Unterrichte und der Erziehung in irgend einer Weise zu thun hat, denselben beiwohnen. Wiewol diese Einrichtung den Vorträgen, wie sie in Paris (am Collège de France, an der École des hautes études 2c.) und in London (am Royal Institut 2c.) bestehen, nachgebildet ist, so wurden sie doch in Japan modifiziert und speziell in den Dienst des Unterrichtes gestellt und zu einem Förderungsmittel des Unterrichtswesens umgebildet.*

*Die Leitung und Verwaltung des gesamten Unterrichtswesens liegt in den Händen des Unterrichtsministers (Mombuscho). Er hat einen älteren und einen jüngeren Vizeminister und einen Unterrichtsrat zur Seite, der gegenwärtig aus 21 Mitgliedern besteht, die aus den berühmtesten Gelehrten des Landes auserwählt sind und sich durch Kooptation ergänzen. Im Unterichtsministerium gibt es mehrere unter besonderen Sekretären stehende Abteilungen: eine Abteilung für den speziellen (höhere und Fachschulen) und für den allgemeinen Unterricht (Elementarunterricht, Normalschule), eine Abteilung für Schulbücher, welche Schulbücher herauszugeben und die anderswo erscheinenden zu prüfen hat, eine Abteilung für die finanziellen Angelegenheiten, eine Abteilung für allgemeine Angelegenheiten, eine Abteilung für die Berichterstattung, die nach den Berichten der Provinzstatthalter den Gesammtbericht an den Kaiser zu verfassen hat, eine Abteilung für Personalien (das Per-

sonal-Sekretariat), eine Abteilung für Gesetze, eine Abteilung für Pensionen und Belohnungen, eine Abteilung für Musik und eine Redaktionsabteilung für das Regierungsblatt.*

Der Unterrichtsminister und der Vizeminister inspizieren gelegentlich selbst die Schulen der Provinzen und senden außerdem Inspektoren aus, um sich vom Stande der einzelnen Schulen zu überzeugen. In den einzelnen Provinzen haben deren Statthalter, in deren Bezirken die Bezirksvorstände das Schulwesen zu überwachen und hierüber zu berichten. Überdies bestehen neben den Schulkomitee's in den Bezirken, deren bereits gedacht wurde, auch noch Schulkomitee's höherer Kategorien, welche nicht mit Rücksicht auf die ersteren, sondern mit Rücksicht auf die höheren Schulen, die ihnen zugewiesen sind, eingerichtet sind. Die Mitglieder der Schulkomitee's werden aus den von der Bevölkerung namhaft gemachten Vertrauensmännern vom Statthalter ausgewählt. Wählbar ist jeder Mann, der wenigstens 20 Jahre alt ist, entweder Liegenschaften oder Gebäude besitzt und in dem Bereiche des Schulbezirkes seinen faktischen Wohnsitz hat. Die Wahl hat wenigstens für die Dauer von 4 Jahren zu gelten.

Auch die Lehrerkonferenzen sind in Japan eingeführt. So beruft der Unterrrichtsminister gelegentlich die Leiter der Unterrichtsabteilung in den Statthaltereien und die Direktoren der in ihrem Bereiche gelegenen öffentlichen Schulen, um sich von dem Stande des Schulwesens die erforderliche Einsicht zu verschaffen oder ihnen allgemeine Weisungen in Bezug auf den Unterricht zu geben. Auch die Statthalter halten mit den Beamten der Unterrichtsabteilung, den Direktoren und Lehrern der ihnen unterstehenden Schulen Konferenzen ab, in welchen Schulangelegenheiten beraten werden. Endlich giebt es auch noch Versammlungen der Mitglieder der Schulkomitee's, der Direktoren und Lehrer in den einzelnen Schulbezirken, an denen sich die mit den administrativen Schulangelegeuheiten betrauten Beamten beteiligen, in welchen über die Bedürfnisse der Schule, über Schulprüfungen, Methode des Unterrichts u. dgl. gesprochen und beraten wird.

*Die Ausgaben für die öffentlichen Schulen werden zum Teile durch das einlaufende Schulgeld, zum Teile durch lokale Schulumlagen der Gemeinden, Bezirke und Provinzen, nnd endlich durch Zuschüsse aus dem Staatsschatze gedeckt. Für das Jahr 1882 betrugen die Auslagen, die der Staat für das Unterrichtswesen

verausgabte, über 23,5 Mill. Mark (6,6 Mill. Yen), mit den Umlagen der verschiedenen Stadt- und Landbezirke erhöhte sich der Betrag auf 65,3 Mill. Mark (18,3 Mill. Yen).*

*Es ist also ein reich dotiertes, wohl eingerichtetes Schul- und Unterrichtswesen, das sich in dem blühenden Inselreiche an der Ostküste Asiens in kurzer Zeit entwickelt hat. Was England, Frankreich und Deutschland, die hervorragendsten Kulturstaaten Europas, in Jahrhunderte langer Entwicklung auf dem Gebiete der Bildung überhaupt, insbesondere aber auf dem Gebiete des Schul- und Unterrichtswesens erreicht haben, das wurde auf eine ganz eigenartige Kultur, auf ein nicht bloß der Sprache, sondern sogar der Rasse nach ganz verschiedenes Volk aufgepflanzt, und entfaltet sich daselbst in seltener Üppigkeit. Offenbar war der Boden günstig, auf dem die Pflanzung erfolgte. Das Volk war durch eine vielhundertjährige Schulung empfänglich für die Segnungen der Bildung und konnte diese wegen der Fügsamkeit und Schmiegsamkeit, die eine eigentümliche Erziehung seinem Charakter aufgeprägt hatte, leicht in sich aufnehmen. Der Aufnahme dieser neuen Kultur stellten sich auch nicht jene Hindernisse entgegen, welche sonst bei Kulturvölkern den Eingang des fremdartigen Ausländischen erschweren. Da die einheimische Kultur und vielleicht die angeborene Naturanlage des Volkes einseitig die Entwicklung des Intellektes begünstigt, aber die des Gefühles nicht gepflegt hatte, so gab es keine intensive religiöse und nationale Schwärmerei, keine zelotischen Priester und begeisterten Patrioten, welche mit Zähigkeit das alte Einheimische verteidigt und sich dem Eindringen des neuen Geistes entgegengestemmt hätten. Hierzu gesellten sich noch andere günstige Umstände. Die ganze geistige Revolution ging grade von den höchsten Schichten der Gesellschaft aus, denen sich unterzuordnen das japanische Volk als Haupttugend durch Jahrhunderte lange Zucht sich angewöhnt hatte. Und weil eine radikale Umwälzung in dem gesamten geistigen Leben des Volkes erfolgte, so wurde mit den althergebrachten Anschauungen und Vorurteilen vollständig aufgeräumt. Das Neue hatte also nicht den zähen Kampf mit dem Alten zu bestehen, der im Abendlande viel Zeit und Kraft erforderte, ehe jeder Fortschritt zum Siege gelangen konnte. Aber grade die Umstände, welche die Raschheit und die Größe des geistigen Fortschrittes in Japan ermöglichten, vermindern die Gewähr von der Dauerhaftigkeit und Beständigkeit dieses Fortschrittes. Diese ganze moderne Bildung hat keine Wurzeln in dem Gemüte

des Volkes, sie ist nicht organisch aus dem Volksgeiste hervorgewachsen und gleicht einer Treibhauspflanze, welche man aus fremdem Boden in ein gutes Erdreich eingesetzt hat und die unter günstigen äußeren Verhältnissen trefflich gedeiht. Ändern sich diese äußeren Verhältnisse, kommen rauhe Stürme, so wird diese üppige Pflanze bald dahinwelken und absterben. Es ist ein in der Psychologie sowie in der Geschichte der Menschheit längst erkanntes Gesetz, daß ein geistiger Besitz, je schneller, je müheloser er erworben, desto weniger geschätzt wird und desto leichter wieder verschwindet. Nur das, was ein Volk mit dem ganzen Gemüte erfaßt, was es nach langem, schweren Ringen gegen seine eigene Tradition schrittweise sich erkämpft hat, das wird zu seinem dauernden, schwer ausrottbaren Eigentum, denn es haftet mit tausend Fasern an seinem innersten Wesen, an der Volksseele, und erscheint als deren eigene Schöpfung ihr wert und teuer.*

Grade deshalb, weil in der Geschichte der Vergangenheit kein ähnliches Beispiel einer derartigen, das soziale, politische und kulturelle Leben eines Volkes vollständig umgestaltenden Bewegung vorhanden ist, verfolgen wir sie mit erhöhtem Interesse. Insbesondere muß der Pädagoge seine ganze Teilnahme einer Bewegung zuwenden, welche die Schule als Hauptmittel zu einer Umwälzung ausersehen hat, die den Geist des Volkes in ganz fremde, bisher unbekannte Bahnen einlenkte.*

C. Die Erziehung bei dem kuschitischen Stamme der Ägypter.

***Quellen und Hilfsschriften.** Seitdem es dem menschlichen Scharfsinne gelungen ist, die Hieroglyphen zu entziffern[1]), erschloß sich eine Fülle von einheimischen Quellen, welche den zuverlässigsten Stoff für die Geschichte der Pädagogik der Ägypter liefern. Übersichtlich sind die bisher gelesenen ägyptischen Texte zusammengestellt in der Sammlung „Records of the Past," die in London erscheint und noch nicht abgeschlossen ist. Der Papyrus Prisse, der daselbst noch nicht zur Veröffentlichung gelangte und für die Erziehung wichtig erscheint, wurde in der Übersetzung von Dr. Lauth (Sitzungsberichte der kgl. bayer.

[1]) Die Art und Weise, wie dieses schwierige Problem gelang, ist ausführlich bei Maspero (Geschichte der morgenländischen Völker, übersetzt von Pietschmann, p. 577—592,) dargelegt, wo sich auch ein Verzeichnis der hieroglyphischen Schriftzeichen und Proben der hieratischen und demotischen Schrift vorfinden.

Akademie in München. 1869. II. Bd. u. 1870. I. u. II. Bd.) „Die Lehren des Schreibers Ani" in der Bearbeitung von Chabas (in der Zeitschrift l'Egyptologie, Jhg. 1874) benutzt, und außerdem wurde die für das Studienwesen wichtige und an interessanten Dokumenten reiche Abhandlung von Maspero Du Genre Epistolaire in der Bibliotheque de Hautes Etudes (XII. fasc. Paris. 1873) herbeigezogen. — Von ausländischen Quellen liefert die Bibel wenig hierher Gehöriges. Dagegen sind die griechischen Schriftsteller reich an Beiträgen zur Geschichte der altägyptischen Erziehung. Vor allem Herodot (im ganzen II. und dem Anfange (c. 1—20) des III. Buches seiner Geschichte, dann Plato, der gelegentlich in seinen „Gesetzen" und in seinem Werke „Vom Staate" bei der Erziehung ägyptischer Einrichtungen auf diesem Gebiete gedenkt. Auch Diodor von Sizilien, ein Zeitgenosse des Augustus, behandelt recht ausführlich (in dem ersten Buche seiner historischen Bibliothek) das Leben und die Sitten der Ägypter. — Für die Religion der Ägypter sind Plutarch in seiner Schrift „Über Isis und Osiris" (gute Ausgabe von Parthey, Berlin, 1850) und Jamblichus wichtig.

Als Hilfsschriften kommen neben den schon erwähnten Arbeiten über die Geschichte der Pädagogik jene Werke in Betracht, welche sich mit ägyptischer Geschichte und Kultur beschäftigen. Darunter „die allgemeine Weltgeschichte" von G. Weber, die in der 2. Aufl. (Leipzig, 1882) Ägyptens Geschichte und Kultur ausführlich behandelt; dann Max Dunckers Geschichte des Alterthums, 5. Aufl., Leipzig, 1878, I. Bd., dessen gründliches Werk auch bei der Behandlung der Pädagogik der übrigen Kulturvölker Vorderasiens herbeigezogen wurde; dasselbe gilt von Fr. Lenormants Manuel d'Histoire ancienne de l'Orient, 6. Aufl., Paris, 1869, und von G. Masperos Geschichte der morgenländischen Völker im Alterthume, übersetzt von Dr. R. Pietschmann, Leipzig, 1877. Hauptsächlich ägyptische Geschichte behandelt das ziemlich antiquierte Werk Ch. K. J. Bunsens „Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte," 6 Bde., Hamburg und Gotha, 1845—1857; das wichtigste Werk für ägyptische Geschichte ist H. Brugschs Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen, Leipzig, 1877, neben dem Georg Rawlinsons History of Ancient Egypt, 2 Bde., London, 1881, anzuführen ist. Im Erscheinen sind begriffen „Ägyptische Geschichte" von A. Wiedemann, 1. Abthlg. bis zum Tode Tutmes III., Gotha, 1884, und „Geschichte des alten Ägyptens" von Dr. Joh. Dümichen in der allgemeinen Geschichte von W. Oncken seit 1879 (bis jetzt ist bloß die Geographie des Landes abgeschlossen). Eine treffliche Übersicht liefert Leo Reinisch im 1. Bde. von Paulys Realencyclopädie (1864). — Über ägyptische Kultur sind Wilkinsons Manners and Customs of the Ancient Egyptians in 3. Aufl. von Dr. S. Birch, London, 1878, und Adolf Ermans „Ägypten und ägyptisches Leben im Altertum," I. Bd., Tübingen, 1875; über Mythologie außer den älteren Abhandlungen von Dr. R. Lepsius (namentlich über den ersten ägyptischen Götterkreis, Berlin, 1851) das neueste Werk von H. Brugsch, Religion und Mythologie der alten Ägypter, 1. Hälfte, Leipzig, 1884, anzuführen. Vieles freilich schon Antiquierte über ägyptische Religion und Philosophie ist in dem schon von Dr. K. Schmidt benützten Werke Röths Geschichte der abendländischen Philosophie (Mannheim, 1846 u. 1858) enthalten.*

*Mit den Ägyptern beginnt die Geschichte der mittelländischen oder kaukasischen Rasse, deren natürliche Anlagen sie zur Führerin in der Entwicklung der Menschheit bestimmten. Von

welchem Mittelpunkte aus dieselbe sich verbreitete, läßt sich nicht feststellen; doch weisen alle Anzeichen auf das vordere Asien hin, wo die meisten Stämme dieser Rasse am frühesten zu höherer Kultur gelangten. Der am weitesten nach Süden vorgeschobene Stamm, der die älteste Kultur aufweist, war der hamitische oder kuschitische. Wir finden seine Spuren an den Küstenländern des persischen Meerbusens, an den Rändern Arabiens und Irans und in den Küstenebenen des Libanons und Philistäas; aber an allen diesen Stellen ist er in der historischen Zeit durch andere Stämme verdrängt. Schon in der vorhistorischen Zeit hatten nämlich die Hamiten Asien verlassen und waren, sei es über die Landenge von Suez, sei es über die Meeresstraße von Bab-el-Mandeb, nach Afrika hinübergezogen. Hier hatten sie sich zunächst wohl im fruchtbaren Nilthale festgesetzt, dann aber auch über die nördlichen Küstenländer dieses Weltteils und die diesen benachbarten Oasen der Wüste er-ergossen. Auf diesem weiten Raume löste sich der große Stamm in mehrere Völker auf, deren Ueberreste noch in den heutigen Berbern Nordafrikas (den Nachkommen der alten Libyer, Mauren, Numider und Gätuler), den Barabras oder Bédschas Nubiens und den Kopten Ägyptens erhalten sind. Aber nur den Bewohnern des unteren Nilthales war es beschieden, schon in der frühesten Periode menschlicher Geschichte eine Kultur zu entwickeln, über deren ehrwürdiges Alter wir staunen und deren Vielseitigkeit und Höhe wir bewundern. Die Ägypter eröffnen die Geschichte der Menschheit und diese hebt somit bei **Afrika** an.* Doch nur ein kleiner Teil desselben hat Anteil an der Geschichte. Die Masse seiner Länder lagert sich gleichförmig ungegliedert zu beiden Seiten der Mittagslinie und ist der Wohnsitz der Neger, die unter den heißen Strahlen der Tropenlinie sich nirgends über die Anfänge menschlicher Kultur erhoben. Nur Ägypten nimmt lebendig an der Geschichte Teil: es liegt aber auch nur räumlich innerhalb des Kontinentalganzen von Afrika; in seinem geschichtlichen Leben ist es ein Glied der orientalischen Welt. Das Land besteht aus dem vier bis neun Meilen breiten Nilthale und den es einschließenden Bergketten, der östlich-arabischen und der westlich-lybischen. Durch die Einschnürungen dieser Ketten werden die Stufen des Nillandes — Ober-, Mittel- und Unterägypten — angedeutet. Herodot hat Ägypten ein „Geschenk des Nils" genannt, und es verdankt in Wahrheit dem Nil sein Dasein, wie seine historische Bedeutung. Die jährlichen Ueberschwemmungen des Nils bedingen Ägyptens Fruchtbarkeit: veranlaßt durch das

Schmelzen des Schnee's auf den Hochgebirgen und die periodischen Regengüsse der Tropenländer übersteigt der Fluß im Juli seine Ufer und macht das Land zu einem See, aus dem die Städte und höher liegenden Orte wie Inseln vorragen, bis er, wenn die tropischen Regengüsse vorüber sind, allmälig wieder in seine Ufer zurückkehrt, an allen Orten einen schlammigen Niederschlag zurücklassend, auf dem bereits im November grüne Saaten emporschießen, die im März eine reichliche Ernte bieten. Diese Eigentümlichkeiten des Landes forderten zugleich auch den Geist des Menschen heraus. Die Beobachtung der regelmäßig eintretenden Ueberschwemmungen führte zur Sternenkunde, Kalenderbestimmungen, Feldmeßkunst, Wasserbauten, Baukunst. Das durch den Strom befruchtete Land forderte wie von selbst zur Bebauung auf, aber auch zur Bewässerung der vom Nil nicht getroffenen Länder, zur Eindämmung der Gewässer, um sie zum längeren Verweilen zu zwingen, zur Grenzregulierung, um den störenden Wirkungen der Überschwemmungen vorzubeugen, und zur Begriffsbestimmung von Recht und Eigentum. Dazu kam die Abgeschlossenheit des Landes, welche die ungestörte Entfaltung und vorherrschende Geistesrichtung des eigentümlichsten Volkes hervorrief, das sich in Farbe, Sprache und Sitte scharf von den Negern scheidet und sich durch hohe Stirn, dunkle, feurige Augen, schmale, spitze Nase, spitzes Kinn und schwärzliche Hautfarbe charakterisiert. *Unter solch' günstigen äußeren Einflüssen hat dieses Volk* der ersten und ältesten Kultur der Erde den Ursprung gegeben. Diese Kultur, die in einer Entfaltung aller Zweige, die man unter dem Namen „materielle Kultur" zusammenfassen kann, besteht, ist die nothwendige Konsequenz der bannenden Naturmächte des Nilthales, der unvermittelten Gegensätze des Ganzen, der Hitze und unendlich reflektierten Lichtmasse des Tages und der Kühle und unheimlichen Finsternis der Nacht ꝛc., sowie der ursprünglich vorhandenen Volksindividualität, auf die gerade so und nicht anders *von der Natur und Umgebung* eingewirkt ward.

*Weil diese Kultur sich durch mehrere Jahrtausende entwickelte, so änderte sich innerhalb dieses langen Zeitraumes vielfach ihr Charakter. Mit der jeweiligen Kultur erfuhr auch die Erziehung und der Unterricht mancherlei Umgestaltungen. Doch fehlen Anhaltspunkte, um die einzelnen Stadien in der Entwicklung der Erziehung zu verfolgen. Wir müssen uns daher damit begnügen, die erhaltenen Nachrichten ohne Rücksicht auf die einzelnen Epochen zu einem übersichtlichen Bilde zusammenzustellen. Um jedoch dem

Bilde die erforderliche historische Treue zu sichern, soll bei jeder Nachricht die Zeit, aus der sie stammt, wenn auch nur ungefähr, gekennzeichnet werden. Zum Verständnis dieser chronologischen Andeutungen erscheint es notwendig, in allgemeinen Umrissen die Geschichte des Landes unter den Pharaonen darzustellen.*

*Nach einer verhältnismäßig niedrigen Schätzung beginnt die historische Geschichte Ägyptens mit Mena, dem Könige von This, um das Jahr 3900 v. Chr., und schon von seinem Sohne wird gemeldet, daß er anatomische Werke verfaßt habe. Wie die Pallas Athene gerüstet aus dem Haupte ihres Vaters hervorkam, so tritt Ägypten schon mit einer reichen Kultur und in hoher geistiger Entwicklung aus dem Dunkel der geschichtslosen Zeit hervor. Nachdem zwei Dynastien von This aus (daher Thiniten) das Land beherrscht hatten, ging die Herrschaft an Könige über, welche in Memphis ihre Residenz aufschlugen (Memphiten). Sie bilden die III., IV., V. und VI. Dynastie. Ihnen gehören die Erbauer der zahlreichen Pyramiden an, welche sich im Westen von Memphis gegen Süden hinziehen. Neben diesen Pyramiden sind zahlreiche Gräber mit Inschriften und Abbildungen erhalten, durch die wir einen Einblick in die Kultur dieser uralten Periode menschlicher Geschichte gewinnen. Wie die Statue des Schafra, das älteste Portrait der Welt, uns diesen zwei Jahrtausende vor Moses herrschenden König vor unser leibliches Auge führt, so tritt uns in den zahlreichen Denkmälern das gesamte öffentliche und soziale Leben der damaligen Zeit entgegen. Der König mit seinem ganzen Hofstaate, die Priester und Krieger, die Beamten und Handwerker steigen aus dem Dunkel der Vergangenheit in das helle Licht der Gegenwart und gewinnen für uns Leib und Leben. Es ist eine feudale Kriegsaristokratie, der wir hier begegnen. An der Spitze steht der König mit seinen Verwandten; das Priestertum erscheint noch nicht als ein bevorzugter Stand. Der Kriegsadel bekleidet auch priesterliche Ämter. Die Eroberungszüge dieser Herrscher richten sich einerseits gegen Süden nach Nubien, von wo Neger als Beute nach Ägypten geschleppt werden, die im Laufe der Zeit einen nicht unbedeutenden Bestandteil der Bevölkerung ausmachten, andererseits gegen Nordosten nach der Sinaihalbinsel und dem angrenzenden Syrien, wo die Aamu, offenbar semitische Stämme, nomadisierten, die allmälig in dem Nilthale Aufnahme fanden und sich hauptsächlich im Delta ausbreiteten. In diese Periode reichen schon die ältesten schriftlichen Werke zurück und zwar sind Bruchstücke medizinischer Werke aus

der zweiten, dritten und vierten Dynastie, einzelne Kapitel des „Todtenbuches," die auch schon der zweiten Dynastie angehören sollen, und das älteste pädagogische Werk „Unterweisungen des Pta-hotep," eines Prinzen aus der fünften Dynastie, erhalten. Mit der sagenberühmten Nitaqrit (der Rhodopis der Griechen) schließt die VI. Dynastie, das Altertum des antiken Ägyptens.*

*Nach mehreren Jahrhunderten innerer Kämpfe, welche die feudalen Herrscher in den einzelnen Teilen des Landes gegen einander führten, gelang es den Fürsten von Theben, sich zur Oberherrschaft emporzuschwingen (XI. und XII. Dynastie). Namentlich wußten die Usurtesen und Amenemhas (XII. Dynastie) sich Nieder- und Oberägypten zu unterwerfen und in der Herrschaft dieser Länder zu befestigen. Es waren mächtige Fürsten, die damals über Ägypten geboten. Mit kräftiger Hand stellten sie die Ruhe und Ordnung in dem durch Parteikämpfe durchwühlten Lande her; eroberten in erfolgreichen Kämpfen die verloren gegangene Sinaihalbinsel und drangen in Nubien weiter vor, als die Könige des alten Reiches. Dabei ließen sie sich es angelegen sein, die materielle Wohlfahrt des Volkes zu heben und für dessen Bildung zu sorgen. Der Nilmesser zu Semneh, der Möris-See im Fayum bekunden die Sorgfalt, welche diese Könige der Regulirung des Nils, der Hauptquelle des Segens für Ägypten, zuwandten und die hohe Blüte, zu der es die Ingenieurwissenschaften unter ihnen gebracht hatten. Zahlreiche Bauten in der neuen Residenz zu Theben, in Beni-Hassan, aber auch im Delta zu On und im Fayum, vor allem das von den Griechen als Weltwunder gepriesene Labyrinth (Lope-ro-hunt „Tempel am Eingang zum See") verkünden die Macht ihrer Gründer und liefern uns zugleich einen Einblick in die Kultur dieser Zeit. Diese ist wesentlich verschieden von der des ägyptischen Altertums. Es sind andere Namen, andere Titel, andere Götter, die uns hier begegnen. Selbst die alte Schrift der Ägypter erscheint umgestaltet. Neben der heiligen Schrift der Vorfahren kam bereits in der XI. Dynastie eine Kursivschrift, die hieratische, bei der Vervielfältigung literarischer Werke in Aufnahme. Und an solchen giebt es keinen Mangel. Als die hervorragendsten, die sich auch in den folgenden Jahrhunderten des Rufes des Klassizität erfreuten, sind die Unterweisungen Amenemhas I., des Gründers der XII. Dynastie, an seinen Sohn Usortesen I., die Ratschläge des Schriftgelehrten Duau-se-Charda an seinen Sohn Papi und die Denkwürdigkeiten eines Verbannten Sineh mit Namen

hervorzuheben, welcher bei einem Beduinenstamme in der Nordostgrenze Ägyptens Aufnahme fand und zu hohen Ehrenstellen gelangte. Diese semitischen Stämme lagen häufig im Kampfe mit den Pharaonen und gelangten als Gefangene nach Ägypten. Daß aber auch im Frieden dergleichen semitische Niederlassungen entstanden, beweist das Grabmal der Fürsten von Meh in Beni-Hassan, wo der Einzug und die Aufnahme einer Familie von 37 Personen aus dem Volke der Aamu (semitischer Asiaten) dargestellt ist.*

*Unter der XIII. Dynastie, den Sebekhoteps, die ihren Thron noch immer in Theben hatten, begann die Bedeutung Thebens zu sinken. Dagegen hob sich das Delta, wo mächtige Städte, vor allen Tanis, Saïs und Xois erblühten. In Xois erstand die XIV. Dynastie, die von semitischen Hirtenstämmen, die aus Asien und der Sinaihalbinsel über die östlichen Grenzfestungen hereingebrochen waren, gestürzt wurde. Diese Semiten, gewöhnlich Hyksos (auf den Denkmälern Mentiu, Hirten, oder Satiu, Bogenschützen) genannt, beherrschten mehr als ein halbes Jahrtausend Ägypten, doch behaupteten sich die einheimischen Fürsten in Theben und an anderen Orten Ober- und Mittelägyptens gegen Zahlung eines Tributes in einer gewissen Selbständigkeit. Nur das Delta bis gegen Memphis zu blieb in unmittelbarem Besitze der fremden Herrscher (XV. und XVI. Dynastie), die in Tanis ihre Residenz aufschlugen. Unter ihnen erfolgten zahlreiche Einwanderungen semitischer Stämme nach dem Delta, von welchen die der Israeliten aus dem Lande Kanaan durch die Bibel bezeugt ist. Da die ägyptische Kultur die der Asiaten weit überragte, so blieb sie auch unter der Fremdherrschaft allein maßgebend. Die Hyksoskönige nahmen den Titel der alten Pharaonen an und richteten ihren Hofstaat nach deren Muster ein. Die Verfassung und Verwaltung blieb ungeändert, auch die Religion blieb unberührt, nur daß die Semiten ihren eigenen Nationalgott, den Sutech, verehrten. Doch blieb die Herrschaft der Semiten nicht ohne Einfluß auf die einheimische Kultur. Das Pferd und der Kampf zu Wagen wurde erst durch sie in Ägypten einheimisch, und viele semitische Wörter fanden in der ägyptischen Sprache Eingang. Als ein Hyksoskönig, abweichend von der Haltung seiner Vorgänger, seiner Religion allgemeine Anerkennung verschaffen wollte, brach ein Aufstand aus, der nach langem Kampfe zur Vertreibung der Fremdlinge führte. Mit Ahmes I., dem Begründer der XVIII. Dynastie, beginnt (um 1700 v. Chr.) die Blütezeit Ägyptens. Wenn man die Zeit

von der XI. bis zur XVIII. Dynastie als das Mittelalter des alten Ägyptens bezeichnet, so eröffnete sich mit Ahmes die neue Zeit.*

Unter den Königen der XVIII. Dynastie, die wieder von Theben aus das Land beherrschten, kehren die Namen Amenhotep und Thotmes häufig wieder. Schon der erste Amenhotep, in dessen Adern Negerblut rollte, da sein Vater sich eine Gefährtin aus der schwarzen Rasse ausgewählt hatte, drang tief nach Äthiopien vor und unter seinen Nachfolgern wurde das ganze Nilthal bis gegen Senaar unterworfen und für die ägyptische Zivilisation gewonnen. Sein Sohn Thotmes I. unterwarf die Fürsten und Städte in Palästina, Phönizien und Coelesyrien bis an den Euphrat hin, seine Tochter Hatasu erbaute die erste Kriegsflotte im rothen Meere, um die West- und Südküste Arabiens, das wichtigste Handelsgebiet der damaligen Zeit, mit Ägypten zu vereinigen. Den Höhepunkt erreichte Ägypten unter deren jüngerem Bruder Thotmes III., den man mit Recht den „Großen“ nennt. Er befestigte die Herrschaft über Äthiopien, Arabien und Nordsyrien, und breitete sie auch über Mesopotamien und Assyrien aus. Die Landesgeschichte Ägyptens wird unter ihm zur Weltgeschichte. Da die Ägypter die Herren des vorderen Asiens geworden waren, so traten sie mit den Kulturvölkern dieses Gebietes in nähere Berührung. Es ist gewiß auf diese Beziehungen zurückzuführen, daß die Aufnahme semitischer Worte in der ägyptischen Sprache überhand nahm. Wie sehr sich unter diesen mächtigen Königen auch die geistige Kultur des Landes hob, beweisen die großartigen Bauten und Gräber, die sie im Nilthale, namentlich in Theben aufführten, deren Trümmer wir zu Luxor, Karnak, Medinet-abu und Deir-el-Bahri bewundern. Mit einer religiösen Revolution, die sich gegen den Kult des Ammon, des Hauptgottes von Theben richtete, schließt diese glänzendste Epoche ägyptischer Geschichte. — Nach einer Zeit innerer Bürger- und Religionskriege, welche Ägyptens Machtstellung stark erschütterten, kamen (um 1400) die Ramessiden, ein Fürstengeschlecht aus dem Delta (die XIX. und XX. Dynastie), zur Herrschaft. Diesem gelang es, wieder Ordnung im Lande herzustellen und die verloren gegangenen Besitzungen wenigstens zu einem großen Theile wieder zu gewinnen. Vor allen ist Ramses Miamun durch seine Kämpfe gegen die Cheta, welche Pentaur in der ältesten Kunstepopöe, die sich erhalten hat, feierte, und durch Gründung der Stadt Ramses, bei deren Bau die Israeliten frohndeten, bekannt. Unter seinem

Sohne Menephtha erfolgte der Auszug der Israeliten. Ein späterer Herrscher, Ramses III., wußte die Herrschaft seiner Vorfahren gegen die Einfälle der Libyer im Westen, der Syrer im Osten des Deltas zu behaupten und schlug mit einer großen Flotte den Angriff der von Seevölkern der Mittelmeerküsten, unter denen die Shardana (Sidonier), Philister, Lykier, Tyrsener erscheinen, unternommen wurde, in einer entscheidenden Schlacht an den Nilmündungen erfolgreich zurück. Zum letzten Male erlangte Ägypten unter diesem Pharao den Glanz und die Macht, die es unter einem Ramses II. besessen hatte. Aber schon nahte der Verfall. Unter den letzten Ramessiden gingen allmälig die auswärtigen Besitzungen verloren und selbst im Innern brachen Palastrevolutionen und Aufstände aus. Schließlich stürzte ein Oberpriester des Ammon die Ramessiden vom Throne.*

*Die meisten Ueberreste, die aus der Pharaonenzeit stammen, gehören in die Periode dieses berühmten Königsgeschlechtes. Die Bauwerke, welche von On und Memphis bis hinauf nach Abusimbel im Nilthale vorkommen, überliefern uns zumeist die Namen und Heldenthaten von Königen dieses Hauses. Zahlreiche Gräber und Handschriften stammen aus dieser Zeit und wir lernen aus ihnen das materielle und geistige Leben dieser Epoche genauer als das jeder anderen kennen. Die Gesellschaft und das Staatswesen, die Religion, Kunst und Wissenschaft der alten Ägypter treten uns am deutlichsten und ausführlichsten in den zahlreichen Werken dieser Zeit entgegen; darum wird auch das Bild, das wir von der Erziehung der Ägypter entwerfen, ihre Züge an sich tragen. Die Epoche der Ramessiden ist wohl der Höhepunkt der geistigen Entwicklung Egyptens, die Pflege der geistigen und physischen Kultur hat in ihr die größte Intensität erlangt; aber die politische Machtstellung ist im Niedergange, das nationale Element im Zurückweichen begriffen. Darum beginnt mit der Zeit der Ramessiden die letzte Phase in der ägyptischen Entwicklung, das Greisenalter des Volkes. Es ist gekennzeichnet durch das Ueberwiegen des Materiellen im Leben des Volkes und durch die einseitige Pflege der intellektuellen Bildung. Das offenbart sich in dem Luxus des öffentlichen und privaten Lebens und in dem Reichtum der Literatur dieser Zeit. Aus dieser sind neben den Dichtungen und wissenschaftlichen Werken für die Erziehung besonders wichtig: Die Lehren des Schreibers Ani (Eney) an seinen Sohn Khons-hotep und mancherlei Briefe, namentlich die des Oberbibliothekars des Königs Ramses II. (Amen-em-ant) an Pentaur. Das starke Hervortreten der intellektuellen Bildung

hängt mit der Umgestaltung der sozialen Verhältnisse zusammen, die sich schon in der XII. Dynastie vorbereitete, aber hauptsächlich im neuen Reiche vollzog. Zwar blieb das mit dem Nimbus der Göttlichkeit umstrahlte Königtum im Vollbesitze seiner Macht und auch der Kriegsadel bewahrte in den Kämpfen, in welche die Pharaonen verwickelt waren, seine hervorragende Stellung im Staate und in der Gesellschaft. Aber neben ihm erhob sich als Rivale das Priestertum zu immer größerer Bedeutung. Dieses hatte sich allmälig der gesamten Verwaltung bemächtigt und alle Bildung an sich gebracht. Die Richter, die Ärzte, die Gelehrten gehörten dem Priesterstande an. Das ganze Schrifttum lag in seinen Händen. Als Bedingung zur Erlangung jeder höheren Stellung im Civil- und Kriegsdienst galt die Aneignung der Bildung, welche die Priester vermittelten; — der Schriftgelehrte oder Schreiber ward die unterste Stufe der Beamtenhierarchie. Es ist aber unrichtig anzunehmen, daß es in Ägypten eine Priesterkaste gab, welche, durch soziale Schranken abgeschlossen, das Land unter ihre Herrschaft gebracht hatte. Jedermann konnte sich die Bildung aneignen, die erforderlich war, um auf der Stufenleiter der verschiedenen öffentlichen Ämter und Würden emporzusteigen. Es war nicht viel anders, als etwa im vorigen Jahrhunderte in Deutschland, wo jeder, der Priester, Richter, Arzt oder Gelehrter werden wollte, das Gymnasium oder die Universität, die Gelehrtenschule, absolvieren mußte. Daß die Oberpriester der Haupttempel einen sehr hohen sozialen Rang hatten, erklärt sich aus der Macht und dem Einfluß, welchen Besitzer großer Güterkomplexe — und als solche erscheinen die Tempelvorsteher — im politischen Leben erlangten, und aus der hohen Bildung, welche ihnen eigen war. Es genügt auf die Erzbischöfe und Bischöfe im Mittelalter und in den katholischen Staaten der Gegenwart hinzuweisen, um die Stellung der kirchlichen Hierarchen in Ägypten zu kennzeichnen. Insbesondere gelangten die Oberpriester des Ammon in Theben zu einer so einflußreichen Stellung, daß einer von ihnen die Ramessiden stürzte und sich selbst auf den Thron von Ägypten schwang.*

*Damit beginnt der vollständige Verfall des Reiches. Gegenkönige erhoben sich, fremde Herrscher rissen den Thron an sich. Eine Zeit lang beherrschten äthiopische Könige das Pharaonenreich, nach ihnen ward es eine Beute der Assyrer, die sich zur Vorherrschaft in Asien aufgeschwungen hatten. Als die Macht der assyrischen Herrscher im fernen Ninive zu sinken begann, erhob sich

in Ägypten der Fürst von Saïs Psamtek I. zur Herrschaft im ganzen Lande und begründete die XXVI. Dynastie (664), unter welcher Ägypten eine Nachblüte erlebte. In dieser Zeit drangen karische und jonische Einwanderer in das Delta und gründeten daselbst zahlreiche Niederlassungen. Psamtek stützte sich auf diese Fremdlinge und erwählte sich aus ihnen die Mitglieder seiner Leibwache, weshalb die einheimischen Krieger in Massen nach Äthiopien auswanderten. Hauptsächlich betrieben aber die griechischen Ansiedler den Handel. Um den Verkehr mit ihnen zu vermitteln, entstand eine besondere Klasse von Dolmetschern, Landeskindern, die im Griechischen unterwiesen wurden. So wichtig diese Periode dadurch wurde, daß die Griechen zum ersten Male sich mit der uralten Kultur der Ägypter vertraut machten, und so glänzend griechische Schriftsteller das Pharaonenreich unter Amasis (Ahmes) auch schildern, so bald fiel es dem Großkönig von Persien Kambyses zum Opfer. Aber weder die massenhafte Einwanderung der Griechen noch die Herrschaft der Perser hat an der uralten Kultur des Landes wesentliche Veränderungen hervorgebracht. Herodot, der Vater der griechischen Geschichtsschreibung, besuchte etwa zwei Menschenalter nach der persischen Eroberung das Land (um 460) und der berühmte Philosoph Plato weilte zu Beginn des 4. Jahrhunderts (um 390) in demselben. Beide sahen mit Staunen die großartigen Werke ägyptischer Kunst und bewunderten die Tiefe und das Alter der ägyptischen Weisheit, welche noch unverändert sich in ihrer eigentümlichen Form erhalten hatte. Auch die Eroberung Alexanders und die Herrschaft der Ptolemäer hat an der heimischen Kultur der Ägypter keine durchgreifende Veränderung hervorgerufen, wohl aber der altägyptischen Kultur eine andere ägyptisch-hellenische an die Seite gesetzt. Weil diese in ihrem Ursprunge hellenisch war, so kann sie erst bei der Geschichte der Erziehung der Griechen Berücksichtigung finden.*

*Die erste physische und geistige Pflege erhielt das Kind zu allen Zeiten in der **Familie**. Was von dem Familienleben der alten Ägypter in Bildern und schriftlichen Aufzeichnungen erhalten ist, zeugt von einer gesunden Entwicklung desselben. Bei der großen Masse des Volkes herrschte Monogamie, in den höheren Ständen und auch im Königsgeschlechte kommt mitunter Polygamie vor. Doch auch dort, wo mehrere Frauen im Hause waren, erscheint nur eine als die eigentliche Gattin und führt den Titel „die liebe Frau, die Herrin des Hauses." Desgleichen ist nur eine Frau des Königs die

Königin, „die die Götter Horus und Set schaut, die sehr angenehme, die sehr gelobte, die Freundin des Horus, die vom Vereiniger beider Diademe geliebte, die Gemahlin des Gottes, die Mutter des Gottes, die große Gemahlin des Königs.“ Auch spricht der Umstand, daß den Priestern nur eine Frau zu nehmen gestattet war, für die edlere Auffassung der Ehe von Seiten der Ägypter. Die Frauen erfreuten sich einer großen Selbständigkeit, gingen auf den Markt und nahmen an den öffentlichen Festen und Unterhaltungen teil, so daß dies dem Griechen Herodot auffiel und wie eine verkehrte Welt erschien. Schon in der III. Dynastie kommen Frauen als Herrscherinnen vor, die alle Pflichten eines Königs erfüllten; auch sonst bringen die Frauen der Könige und Priester den Gottheiten öffentlich Opfer dar. Die bevorzugte Stellung der Frau zeigt sich namentlich auch darin, daß die Kinder nicht selten nach ihr genannt wurden. Doch lag der Frau hauptsächlich die Besorgung des Haushaltes ob. Sie bereitete die Hausgeräte, spann und wob die Stoffe, welche für die Kleidung der Familienglieder notwendig waren. — Das Verhältnis zwischen Mann und Weib war ein herzliches. Schon Ptah-hotep empfiehlt dem Manne: „Wenn Du weise bist, sorge für Dein Haus, liebe Deine Frau ohne Zank, nähre sie, schmücke sie! das ist die Lust ihrer Glieder. Gieb ihr Wohlgerüche, erfreue sie in Deiner Lebenszeit, sie ist ein Gut, das seines Besitzers würdig sein soll. Sei kein Tyrann! Durch Schmeichelei erreichst Du mehr als durch Gewalt und machst sie willfährig Deinen Wünschen. Munter ist dann ihr Atem, ihre Augen suchen in Deinen zu lesen. Selbst Dein Zurechtweisen wird ihr zum Zeichen Deiner Liebe und beschleunigt die Arbeit ihrer Hände.“ In ähnlicher Weise spricht Ani zu seinem Sohne: „Sei nicht roh gegen die Frau im Hause, wenn Du weißt, daß sie alles in Ordnung hält. Sag ihr nicht: Wo ist das? bring es uns! Denn sie legte es an den gebührenden Platz. Dein Auge soll dies gesehen und stillschweigend ihr Verdienst anerkannt haben. Voller Freude lege Deine Hände in die ihrigen. Es giebt viel Volk, welches nicht weiß, wie ein Mann selbst Unglück bringt in sein Haus, weil er nicht die Art es zu führen versteht.“ Ein Wittwer, der nach dem Tode seiner Frau erkrankte und erfuhr, daß sein Leiden von ihr stamme, schrieb einen Brief an den „weisen Geist“ seiner verstorbenen Gattin und rühmt sich darin der guten Behandlung, die er ihr während des Lebens angedeihen ließ: „Du wurdest meine Frau als ich jung war und ich war bei Dir; dann verwaltete ich allerlei

Ämter und war bei Dir und verließ Dich nicht und bereitete Deinem Herzen keinen Kummer. Sieh, als ich die Offiziere der Fußtruppen des Pharao samt seinen Wagenkämpfern unterwies, ließ ich sie herbeikommen, um sich vor Dir auf den Bauch zu werfen, und sie brachten allerlei gute Dinge, um sie vor Dich hinzulegen." — — Die Bilder bestätigen diese schriftlichen Aufzeichnungen, man erblickt auf ihnen die Frau, wie sie den Arm um den Hals des Mannes schlingt, wie sie ihm mit den Kindern zusieht, wenn er am Vogelnetz sitzt, oder ihn auf den Reisen zur Jagd im Schilfrohr der Sümpfe begleitet. — Der Ehebruch kam wohl nicht häufig vor. Nur bei den niederen Schichten der Gesellschaft wird der Angriff auf fremde Frauen als gewöhnliche Sünde erwähnt. Daß auch die Frauen mitunter die Verführerinnen waren, beweist die Erzählung von Josef und dem Weibe Potiphars, welche vielleicht ein Vorbild in der Geschichte von den zwei Brüdern hat, die in einem Papyrus (Orbinei) aus der Zeit des Königs Seti II. erzählt wird. Darum warnt Ani seinen Sohn: „Hüte Dich vor den ehebrecherischen Weibern und besuche sie nicht," während Ptah-hotep den, der in Weibergemache Zutritt hat, zur Vorsicht mahnt: „Hüte Dich vor der Berührung der Frauen, . . kein Vorsichtiger wird sie verführen. Es lassen sich Tausende von Männern verführen, um zu genießen einen traumgleich entschwindenden Augenblick. Aber man erreicht nur den Tod, wenn man sie erkennt. Der Vorsatz ist bös, seine Ausführung erweckt Reue und das Herz verwirft ihn." Die Ehebrecherin wurde nach dem Zeugnisse Diodors durch Abschneiden der Nase, der Verführer durch 1000 Stockstreiche, falls er aber der Notzucht sich schuldig machte, durch Verlust seines Gliedes bestraft.

Kinder waren der erwünschte Segen der ehelichen Gemeinschaft. Welchen Wert man auf den Kinderbesitz legte, zeigt der Umstand, daß die Kinder der Nebenweiber dieselben Rechte hatten, wie die der rechtmäßigen Gattin; Ramses II. hatte gegen 200 Kinder, von denen viele der Söhne, „der göttliche Same," in hohen Würden erscheinen. Es kam deshalb bei den Ägyptern der Kindermord gewiß höchst selten vor. Diodor erwähnt, daß Eltern, die ein Kind töteten, nicht mit dem Tode bestraft wurden, aber drei Tage und drei Nächte ununterbrochen den Leichnam in den Armen halten mußten. Für die Wertschätzung des Lebens der Kinder spricht auch das Gesetz, daß ein schwangeres Weib, das zum Tode verurteilt wurde, nicht eher, als bis sie geboren hatte, hingerichtet werden durfte. Das Verhältnis der Kinder zu den Eltern war ein schönes. Die

Eltern pflegten die Kinder mit Sorgfalt und Liebe und die Kinder vergalten ihnen die Wohlthaten mit Verehrung und Gehorsam. Ptah-hotep ermahnt den Vater: „Wenn Du ein verständiger Mann bist, so erziehe Deinen Sohn zur Tugend: gehorcht er, wandelt er nach Deiner Vorschrift und sorgt er für Deinen Wohlstand, wie es sich ziemt, so wirst Du ihm alle Freundlichkeit erweisen. Aber auch der ungehorsame Sohn ist der Sprosse Deines Leibes, entziehe ihm nicht Dein liebendes Herz; bleib ihm ein Vater und liebevoller Ermahner. Ist er ausschweifend, übertritt er Deine Grundsätze, schlägt er jedes Wort in den Wind, führt sein Mund böse Reden, so schlag ihn auf seinen Mund, sobald er sich gegen Dich ausläßt! Gieb ihm nicht nach! Zur Bändigung gereicht am besten die Arbeit, nicht giebt es Ausschweifung bei denen, welche mit Arbeit beschäftigt sind." Andererseits findet sich das vierte Gebot des jüdischen Dekalogs auch schon in den Unterweisungen dieses Königssohnes vor. Es heißt daselbst: „Gehorcht ein Sohn seinem Vater mit Freude, dann wird er gern gesehen bei jedermann. Wer in Gehorsam hört auf das zu ihm Geredete, dem wirds wohlgehen in seinem Leben, der wird geehrt sein bei seinem Vater und sein Lob wird sein im Munde aller Lebenden." ... „Ein Sohn, der da folgt dem Beispiele des Horus (des Rächers seines Vaters), wird glücklich sein infolge seines Gehorsams, er wird alt werden, in der Gunst steigen. Er wird selbst sprechen zu seinen Kindern: Kostbar ist für den Menschen die Lehre seines Vaters, jeder wird sie verehren. ... Das was er gesagt hat zu seinen Kindern, — ach wie werden es die Kinder wiedersagen, sich nährend von den Gaben der Worte, die wahrhaft ein Keim sind für das Leben seiner Kinder." Die Denkmäler zeigen auch die Achtung, welche die Kinder dem Vater bezeugen. Selbst die Königssöhne folgen zu Fuß dem Wagen ihres Vaters und müssen sich das Recht, mit ihm am Tische zu sitzen, durch die Tapferkeit im Kriege erringen. Bis über das Grab reicht die Verehrung der Kinder gegen ihren Erzeuger. Der Sohn hat die Pflicht, den Namen seines Vaters fortleben zu lassen, sein Andenken hoch zu halten. Sein Vorbild ist Horus, der den Tod seines Vaters Osiris an Set rächte. Im Grabe zu Beni-Hassan erzählt ein Gaufürst: „Ich habe den Namen meines Vaters wachsen lassen und die Stätte des Totenkultus und das dazu gehörige Gut ausgestattet. Ich habe meine Statuen (der Vorfahren) in den Tempel begleitet. Ich habe ihnen Opfer dargebracht von reinem Brot, Öl und Weihrauch." Auch die Mutter wurde hoch in Ehren gehalten. Häufig

erscheint auf den Denkmälern das Bild der Mutter ohne das des Vaters und es wird oft die Abstammung von der Mutter, nicht aber die vom Vater erwähnt. Der Schreiber Ani legt seinem Sohne die Liebe zur Mutter eindringlich ans Herz: „Deiner Mutter sollst Du nicht vergessen, was sie für Dich gethan, daß sie Dich geboren und auf allerlei Art ernährt hat. Thätest Du es, so könnte sie Dich tadeln, sie könnte ihre Arme zu Gott erheben, und er würde ihre Klage hören. Denn lange hat sie Dich unter dem Herzen getragen als schwere Last. Sie hat Dich dann auf dem Nacken getragen und ihre Brust 3 Jahre lang in Deinen Mund gelegt. So zog sie Dich auf, ohne sich vor Deinem Schmutz zu ekeln. Und als Du dann in die Schule gethan und in der Schrift unterrichtet wurdest, so stand sie täglich bei Deinem Obersten mit Brot und Bier aus ihrem Hause.“ *

*Von Feierlichkeiten bei der Geburt und Namengebung ist nichts überliefert. In dem Namen der Kinder erscheint häufig der Name des Königs, unter dessen Herrschaft sie geboren wurden, insbesondere zur Zeit der XI. und XII., der XVIII. bis zur XX. Dynastie.

*Die ersten vier Jahre bildeten die unterste Stufe in der Entwicklung des Kindes. Es heißt in dieser Zeit ein „weiser Kleiner.“ Die Mutter säugte meist selbst das Kind, mitunter bis in sein drittes Lebensjahr. In den höheren Gesellschaftsschichten gab es auch Ammen. Namentlich wird der Amme, die den König säugte, oft in Ehren gedacht. Sie heißt „die große Amme, die den Gott nährte und den König schmückte.“ Das Kind ging unbekleidet umher. Ein Enkel des Pyramidenbauers Schufu erscheint noch im Naturkostüm, obgleich er schon „Schreiber des Bücherhauses“ ist, d. h. die Schule besucht. Auch die Kost war sehr einfach. Die gewöhnliche Nahrung der Kinder war das Mark des Papyrus, die Wurzeln und Stängel von Wassergewächsen, die man geröstet, gesotten oder gebraten genoß. Es ist darum glaublich, was Diodor meldet, daß die Erziehung des Sohnes bis zu seinem Jünglingsalter dem Manne aus dem Volke den geringen Betrag von 20 Drachmen (etwa 16 Mark) kostete. Daß die Kinder auf dieser Stufe sich mit Spielzeug unterhielten, beweisen die Spielsachen, die sich erhalten haben. Man fand Puppen bald aus Holz, bald aus Elfenbein, manche ohne Glieder oder nur mit unbestimmten Andeutungen von solchen, manche sehr kunstvoll mit beweglichen Füßen und Armen und Haarbüscheln auf dem Kopfe, eine Klapperpuppe, deren Arme beweglich sind und einen Holzklotz halten, der beim

Schütteln aufschlägt, ein Krokodil, das durch das Öffnen und Schließen seines Rachens das Kind unterhielt, hölzerne und lederne Ballen, Kreisel u. dgl. Die Bildwerke zeigen uns auch Kinder, die mit Blumen, Tieren, namentlich Vögeln, spielen. So schleppt der schon erwähnte Schreiber des Bücherhauses einen Wiedehopf mit sich herum. Daß auch Lieder und Erzählungen schon frühzeitig bei der Erziehung der Kinder eine Rolle spielten, dürfen wir wohl vermuten, obwohl dies nicht ausdrücklich bezeugt ist.*

*Mit dem fünften Jahre begann das Knabenalter. Für dieses war eine besondere Tracht, in älterer Zeit ein einfacher Gürtel bestimmt. Auf dieser Stufe teilte sich das Haus und die Schule in die Erziehung. Im Hause nahm der Vater den hauptsächlichsten Einfluß auf die Erziehung der Knaben, was die erhaltenen Ermahnungen von Vätern an ihre Söhne beweisen. Das Haus lehrte, wie Diodor sagt, das was die Kinder für das Leben brauchen. Die Zucht im Hause war mitunter, namentlich in den niederen Volksschichten, streng. Duau-se-Charda schildert die traurige Lage des Maurers und fügt hinzu: „Hat er sich mühselig sein Brot verdient und kehrt er nach Hause, so prügelt er seine Kinder." Unstreitig gab es aber schon in früher Zeit Schulen. Anfangs dürften wohl nur Kinder der höheren Klassen in Schulen unterrichtet worden sein. Aber im neuen Reiche verallgemeinerte sich die Bildung und es entstanden niedere oder **Elementar-**, und **höhere** oder **Gelehrtenschulen.** Das Bestehen der beiden Kategorien von Schulen ist freilich erst aus späterer Zeit bezeugt. Uza-hor-enpiris, ein Vertrauensmann des Königs Darius, erzählt in einer Inschrift: „Se. Maj. der König Darius gab den Auftrag, ich sollte nach Ägypten kommen, um wiederherzustellen die Schulen der Hierogrammatisten. . . . Ich that, was Se. Maj. befahl. Ich wählte sie aus ihren Schulen, die Kinder der Bewohner. . . . Ich gab sie einem geschickten Lehrer, der sie unterrichten sollte in jeder Art der Arbeit. Ich versorgte sie alle, welche sich auszeichneten, mit all dem, was nötig war zum Schrifttum nach ihrem Fortschritt." Auf Elementarschulen verweist auch Plato, wenn er auf Grund eigener Erfahrung berichtet, daß die große Masse des Volkes in Ägypten die Buchstaben und das Rechnen lernt. Es waren demnach Lesen, Schreiben und Rechnen die Lehrgegenstände der für die große Masse des Volkes bestimmten Schulen. Die Ägypter hatten eine dreifache Schrift: die älteste war eine Bilderschrift, die Hieroglyphen, und wurde hauptsächlich auf Inschriften verwendet, aus ihr entwickelte sich seit

der XI. Dynastie die hieratische Schrift, die zumeist auf den älteren Papyrushandschriften, welche literarische Produkte überliefern, erscheint; sie vereinfachte sich wiederum zur demotischen oder epistolographischen Schrift, die seit der XXVI. Dynastie allgemeine Verbreitung fand. Unter den Buchstaben, deren allgemeine Kenntniß Plato bezeugt, ist wohl die demotische Schrift zu verstehen, welche man im gewöhnlichen Verkehr gebrauchte und welche wegen der geringeren Zahl der Schriftzeichen auch leichter zu erlernen war, als die beiden anderen Schriftarten. Die Vorschriften waren auf Holz- oder Steintafeln geschrieben; die Kinder copirten sie mit einem Rohre auf dünnen Holzblättchen, die mit einer leichten Lage von weißem oder rotem Stuck überzogen waren. Im britischen und im Turiner Museum sind dergleichen Täfelchen vorhanden. Erst bis der Knabe eine gewisse Fertigkeit erlangt hatte, gestattete man ihm auf Papyrus mit roter oder schwarzer Tinte zu schreiben. Im Rechnen waren die Ägypter schon zur Zeit der Hyksos weit fortgeschritten. Sie hatten das dekadische Zahlensystem und besondere Zeichen für 10, 100, 1000, 10000, 100000 und 1000000. Die Denkmäler bekunden auch, daß sie beim Rechnen sich der Finger als Hilfe bedienten. Auch berichtet Herodot, daß die Ägypter mit Steinchen rechnen, was das Vorhandensein eines Rechenbrettes voraussetzt, das durch einen Papyrus aus der Zeit Menephthas I. bestätigt wird. Es werden also die Knaben auf der Elementarstufe in diese Technik des alltäglichen Rechnens eingeführt worden sein. Überdies aber gedenkt Plato einer besonderen Methode im Rechnenunterrichte, die denselben anregend gestaltete: „Man läßt den Kindern Äpfel oder Kränze unter sich, und zwar bald unter mehrere, bald unter wenigere von ihnen dergestalt verteilen, daß jeder eine gleiche Zahl bekommt; man läßt sie bei ihren Faustkämpfen und ihrem Ringen sich gegeneinander abpaaren und den dabei Übrigbleibenden zurückstellen, sodaß alle dabei wechselseitig mit einander und zwar in der gewöhnlich dabei beachteten Ordnung an die Reihe kommen; man läßt sie ferner spielend Trinkschalen von Gold, von Erz, von Silber und von anderen Massen unter einander mischen oder auch ihre ganze Anzahl auf irgend eine Weise verteilen, kurz sie, wie gesagt, so die für den (täglichen) Gebrauch notwendige Anwendung der Zahlen aus ihren Spielen durch die Anpassung derselben an diese entnehmen, und so sind dann diese Spiele dem Lernenden eine nützliche Vorübung für die Aufgabe, ein Heer in Reihen und Züge zu ordnen und ins Feld zu führen und wiederum

das Hauswesen zu verwalten."... „Außerdem aber entledigen sie sich auch hinsichtlich der Messungen von Allem, was Länge, Breite und Tiefe hat, einer in allen Menschen von Natur vorhandenen eben so lächerlichen als schmählichen Unwissenheit." Nach dieser Stelle wurden in diesen Schulen auch die Elemente der Geometrie gelehrt und gymnastische Übungen vorgenommen, was mit dem Werte, den man in Ägypten auf Geometrie legte, und mit den auf den Denkmälern so häufig vorkommenden Darstellungen von Ringkämpfen und gymnastischen Produktionen vollständig stimmt. In diese Kategorie gehörte auch das Ballspiel, das ebenso von Kindern als Erwachsenen, und zwar sowohl vom männlichen als weiblichen Geschlechte mit Vorliebe betrieben wurde. — Wie lange der Unterricht in diesen Elementarschulen dauerte, ist nicht bezeugt. Aller Wahrscheinlichkeit nach nur wenige Jahre.*

*Länger wurden die Knaben in den **höheren Schulen** unterrichtet. Der erste Prophet des Ammon aus der Zeit Ramses II. erzählt, er sei 4 Jahre kleines Kind, dann 12 Jahre Knabe gewesen. Rechnen wir, daß der Unterricht mit dem siebenten Jahre begann, so würde dies darauf hindeuten, daß er bis zum siebzehnten Jahre, also 10 Jahre, dauerte. Dieser höhere Unterricht wurde an den Tempelschulen, unter denen die zu On oder Heliopolis, Memphis und Theben als Hauptstätten der Wissenschaft glänzten, von Schriftgelehrten, „Schreibern," ertheilt und umfaßte mehrere Stufen. Die unterste Stufe entsprach den fürs Volk bestimmten Elementarschulen. Aus diesen Elementarklassen gelangten die Knaben nach bestandener Prüfung in die höhere Schule, wo sie sich meist einem Meister anschlossen, zu dem sie zeit ihres Lebens große Anhänglichkeit bewahrten. Das Studium wurde wieder durch eine Prüfung abgeschlossen; bestanden sie diese mit Erfolg, so erhielten sie den Titel „eines Schreibers" und waren befähigt, jedes öffentliche Amt zu bekleiden, Priester, Ärzte, Offiziere, Richter, Ingenieure, Architekten, Astronomen und Schriftgelehrte zu werden. Einzelne von ihnen, welche sich den Wissenschaften ausschließlich widmeten, verblieben selbst nach Erlangung dieser Würde im Tempel und wurden auf öffentliche Kosten verpflegt, um ungestört ihren wissenschaftlichen Forschungen leben zu können.*

*Zu diesen Tempelschulen hatten Kinder aller Stände Zutritt; doch wurden sie hauptsächlich von den Söhnen der höheren Gesellschaftsschichten, der Priester, des Adels, der Staatsbeamten 2c. besucht. Es scheint, daß die meisten Schüler an der Schule auch

Kost und Wohnung erhielten, weshalb das Studium den Eltern nicht geringe Kosten verursachte. In einem Papyrus (Harris) wird erwähnt, daß der Vater und die Mutter, die ihren Sohn in die Schule schicken, wohl von fünf Sklaven drei opfern, d. h. ihren Haushalt wesentlich einschränken müssen. In ärmeren Familien brachte die Mutter ihrem Sohne die Kost in die Schule, und der Knabe kehrte nach Schluß der Schule auf die Nacht nach Hause zurück, wie dies der Schreiber Ani meldet. Trotz der großen Kosten strömten diesen Schulen zahlreiche Schüler zu. Man legte hohen Wert auf das Studium und sah darin das Mittel, um sich eine angenehme Existenz und eine angesehene Stellung zu verschaffen. Darum die hohe Verehrung, die man dem mit einem Ibiskopfe dargestellten Gotte Thot als der Quelle aller Weisheit zollte. Ein Hymnus, der auch als Schulgebet Verwendung gefunden haben mochte, lautet: „Komm ehrwürdiger Ibis, Gott, der Du schützest Sesûnnû (Hermopolis magna), Sekretär der großen Götter, in Unnu komm zu mir! Weise mir die Wege! Mach mich erfahren durch Deine Verdienste! Deine Verdienste überragen die der anderen; derjenige, der sie besitzt und in ihnen geschickt ist, wird ein Beamter. Meine vielen Werke, die machtest Du. Die Meisterwerke, die mächtig und groß sind, Du machst sie! Du bist es, der die Bedingungen für das macht, was nicht ist! Sait und Renent (die zwei schöpferischen Prinzipe) sind mit Dir! Komm zu mir! Weise mir den Weg! Ich bin ein Diener Deines Heiligtums. Gestatte mir zu sprechen mit Deiner Macht! Ich sage und die ganze Welt sagt mit mir: Die menschlichen Einrichtungen und ihre Größe, Thot machte sie. Sie (die Leute) kommen, bringend ihre Kinder um sie (für Dich) zu begeistern. Deine Verdienste sind über alle Verdienste; Kraft, Stärke und Freude dem, der sie besitzt!" Häufig begegnet man in den Papyrushandschriften den Ermahnungen der Väter und Lehrer an ihre Söhne und Schüler zum Fleiß und Eifer im Studium. Duau-se-Charda schildert seinem Sohne in grellen Farben die Leiden der Handwerker und fährt fort: „Ich habe die Gewaltthätigkeit gesehen, (drum) hänge Dein Herz an die Wissenschaften. Ich habe die Handarbeiter gesehen, (und) in Wahrheit, nichts geht über die Wissenschaften. Wie man es ins Wasser thut, so tauche hinein in das Innere des Buches Ani, Du wirst dort jene Vorschrift finden, die besagt: „„Wenn der Schriftgelehrte in Chennu (Silsilis, der Ort, wohin der Sohn zum Zwecke der Studien gebracht werden sollte) sich an das Studium macht, so wird seine (physische) Unthätig-

keit ihm nicht zum Schaden gereichen. Ein anderer sättigt ihn, er rührt sich nicht, er ruht sich aus. Ich sah den Handwerker,"" so heißt es dort in treffenden Worten, „„ich lehrte Dich die Literatur lieben, Deine Mutter, ich führte ihre Schönheit vor Dein Angesicht. Sie ist wichtiger als alle Handwerke, sie ist kein eitles Wort auf dieser Erde. Wer sich bemüht hat von Kindheit an aus ihr Nutzen zu ziehen, der wird geehrt. Man schickt ihn, Aufträge auszuführen. Wer sich nicht dahin wendet, bleibt im Elend."" Der, welcher die Schrift versteht, ist dadurch schon besser als Du. Nicht ist es dasselbe mit den Handwerkern, die ich Dir vorgeführt habe. Ein Genosse verachtet dabei den anderen. Nie hat man gesagt zu einem Schriftgelehrten: „„Arbeite für den und den; überschreite nicht was man Dir gesagt."" Gewiß, indem ich Dich nach Chennu führte, handelte ich aus Liebe zu Dir; (denn) wenn Du einen Tag in der Schule gewinnest, so ist das für die Ewigkeit. Die Arbeiten, die man dort schafft, sind dauernd wie die Berge. Das ist es, was ich Dich schnell, schnell kennen lehre, lieben lehre, denn es entfernt die Feinde." In gleicher Weise schreibt der schon erwähnte Oberbibliothekar an seinen Schüler Pentaur: „Derjenige, der Schriftgelehrter wird, ist befreit von aller knechtischen Arbeit, ist geschützt gegen alle Arbeit beim Bauen, ist entfernt von der Haue und dem Schäferstab. Trägst Du nicht das Schreibzeug? Dieses macht den Unterschied zwischen Dir und dem Hirten. Du hast Dich entfernt von dem Elend. Du hast keinen Gewaltherrn, keine zahlreichen Vorgesetzten."*

*Was den **Unterricht** an diesen höheren Schulen anbelangt, so erstreckte er sich offenbar auf alle bei den Ägyptern entwickelten Wissenschaften. Die Grundlage bildeten das Lesen und Schreiben. In dieser Kategorie von Schule wurden die hieroglyphische und hieratische Schrift gelehrt. Wenn man sich den Charakter dieser Schrift vergegenwärtigt, welche mehrere Hunderte von Zeichen aufweist, die bald alphabetische, bald syllabarische, bald ideographische Geltung haben, von denen mehrere einen und denselben Laut (homophone) bezeichnen, aber viele auch für verschiedene Laute gleichzeitig (polyphone) verwendet werden, so läßt sich leicht schließen, daß die Einführung in diese komplizierte Schrift keine geringe Zeit und Mühe kostete. Unstreitig beruhte dieser Unterricht auf regelmäßiger und sorgfältiger Übung und es ging hierbei das Lesen und Schreiben Hand in Hand. Es wurden klassische Werke der ägyptischen Literatur von den Schülern nach Vorlagen abgeschrieben oder auch einzelne Stellen aus ihnen nach Diktaten der Lehrer aufgezeichnet.

Der Lehrer sah diese Schriften durch und zeichnete am Rande die schlecht ausgeführten Zeichen oder das unrichtig geschriebene Wort. Ein gut Teil der ägyptischen Literatur hat sich in solchen Schülerkopien erhalten. Die im Allgemeinen richtige Orthographie, die Nettigkeit der Ausführung zeugt für die Mühe und Sorgfalt, die man in den Schulen auf das Schreiben verwandte. Daß mit dem Lesen sich auch der Unterricht in der Sprache verband, liegt auf der Hand. Von einer grammatischen Behandlung der Sprache haben sich keine Spuren erhalten. Demnach wurde wahrscheinlich durch das Sprechen, Lesen und Auswendiglernen die erforderliche Sprachfertigkeit entwickelt und der Wortvorrat zugleich mit dem Wissensgebiete vermehrt und erweitert. Es war wohl zunächst die einheimische ägyptische Sprache, welche ausschließlich in den höheren Schulen gelehrt wurde. Aber zur Zeit der Ramessiden hat das Ägyptische viel Semitisches in sich aufgenommen. Wie man in Deutschland im 17. und 18. Jahrhundert mit Vorliebe französische Wörter in die Sprache der höheren Kreise einführte, so trat damals in Ägypten die Sucht auf, semitische Wörter zu gebrauchen (z. B. rosch der Kopf, sar der König, beit das Haus u. v. a.) und selbst ägyptischen Wörtern semitische Formen zu geben. Wir dürften demnach kaum mit der Annahme irren, daß damals neben der ägyptischen Sprache auch die semitische, die zumeist im Delta gesprochen wurde, einen Gegenstand des Unterrichts bildete. Dafür spricht ausdrücklich eine Stelle in den Unterweisungen Anis an seinen Sohn. Um diesem zu beweisen, daß er gelehrig sein solle, führt er mehrere Beispiele an: „Das Pferd unterwirft sich dem Joche; der Hund folgt seinem Herrn; das Kameel trägt seine Last; man lehrt einen Neger das Ägyptische, Syrische und alle fremden Sprachen." Als unter der XXVI. Dynastie, zur Zeit der Psammetichiden, zahlreiche Griechen sich im Nilthale ansiedelten und den Handel in ihre Hände brachten, fand auch ihre Sprache Eingang im Lande. Anfangs lernte bloß die Klasse der Dolmetscher das fremde Idiom, aber allmälig verbreitete sich dasselbe immer weiter, zumal die Könige auch ihre Leibwache aus den Griechen auswählten. Aus dem Berichte Herodots über seinen Aufenthalt in Ägypten können wir deutlich ersehen, daß die Priester, die ihn umherführten, in seiner Sprache mit ihm verkehrten. Es wird darum gewiß in Ägypten nicht an Gelegenheit gefehlt haben, die griechische Sprache zu erlernen. Die Vermutung dürfte deshalb nicht unberechtigt sein, daß an den Schulen im Delta, wo das griechische Element sehr stark vertreten war, auch das Griechische gelehrt wurde.*

*Wie aber das Lesen und Schreiben heutzutage nicht bloß zu dem Zwecke betrieben wird, um diese Fertigkeiten im Kinde zu entwickeln und es formal zu bilden, sondern auch um den Inhalt des Gelesenen und Geschriebenen zur realen Bildung des Schülers zu verwerten, so dienten auch in Ägypten die Werke, die man las und schrieb, analog unseren Lesebüchern, dazu, um der Jugend positive Kenntnisse zu vermitteln. Deshalb ist es ebenso interessant als lehrreich, die Lesebücher der ägyptischen Schulen, welche zugleich die ältesten Schullesebücher der Menschheit sind, kennen zu lernen. Als das älteste dieser Art erscheint die Unterweisung des Ptah-hotep, deren bereits gedacht wurde. Ptah-hotep schrieb sein Werk als 110 Jahr alter Greis. Er beginnt es mit einer Klage über die sinkenden Kräfte des Greisenalters. Da er in nichts anderem den Menschen nützen kann, so ergreift er die Rohrfeder, um andere Greise in der Weisheit der Vergangenheit zu unterweisen, damit sie diese der jüngeren Generation überliefern und dazu beitragen, die Tugend in der Welt zu erhalten. Darauf folgen nun „Sprüche des guten Wortes," welche Regeln für das Leben in der Familie, in der Gesellschaft und im Staate enthalten, vor Diebstahl und Betrug warnen, zur Ergebenheit gegen Vorgesetzte, zur Milde gegen Untergebene, zur Vorsicht im Reden und Handeln, zum Mitleid mit den Unglücklichen, zur Geduld und Wohlthätigkeit mahnen, insbesondere aber den Gehorsam und seine Folgen preisen. Sie schließen auch mit dem bereits angeführten Lobe eines gehorsamen Sohnes. Dieses Lesebuch war dazu geeignet, die Jugend über ihre Pflichten zu belehren und ihr zugleich die für das Leben notwendige Klugheit im Verkehr mit den Menschen einzuschärfen. Es kann als das älteste pädagogische Werk der Menschheit bezeichnet werden. — Eine ähnliche Richtung verfolgen zwei andere Werke, die aus der XII. Dynastie stammen und gleichfalls als Lesebücher in der Schule verwendet wurden: Die Unterweisungen des Königs Amenemha I. an seinen Sohn und Nachfolger Usortesen und des Duau-se-Charda an seinen Sohn Papi. Die ersteren enthalten Lehren für einen Herrscher, an die sich die Schilderung der glänzenden Regierung des Vaters schließt, welche dem Sohne zum Vorbilde dienen soll; den Schluß bildet eine Ermahnung zur Dankbarkeit gegen den Vater, den Urheber all' des Glückes, dessen sich der Sohn erfreut. Es ist also in diesem Werke neben der didaktischen auch die historische Prosa vertreten. Die Lehren Duau-se-Chardas bezwecken, dem Sohne den Wert des Studiums und die Aussichten,

welche sich ihm, wenn er seine Studien erfolgreich zurückgelegt haben werde, eröffnen, vor Augen zu führen. Um dies recht anschaulich zu thun, schildert der Verfasser jedenfalls in stark aufgetragenen Farben die Mühsal und das Elend der verschiedenen Handwerker, die mit der Arbeit ihrer Hände kümmerlich sich und die Ihrigen erhalten, des Schmiedes, des Webers, des Maurers, des Färbers, des Schusters 2c. Gegenüber ihrem traurigen Schicksale tritt das bequeme Leben und die angesehene Stellung eines Schriftgelehrten um so deutlicher hervor. Mit einzelnen Weisungen zur Bescheidenheit, Frömmigkeit, Unterwürfigkeit und Genügsamkeit schließt dies Werk, in welchem neben der didaktischen Tendenz die Schilderung der Lebensweise des Handwerkerstandes im Vordergrund steht, also wieder eine neue Seite des prosaischen Stiles dem Schüler vorgeführt wird. — Ein anderes klassisches Werk, das häufig in den Schulen gelesen wurde, „Die Denkwürdigkeiten eines Abenteurers," Sineh (Saneha) mit Namen, könnte man in die Reihe der poetischen Erzählungen stellen. Der Autor erzählt seinen Weg durch die Wüste, seine Aufnahme bei einem Beduinenscheich, in dessen Dienste er trat, und schildert die Verdienste, die er sich um diese Stämme, namentlich durch einen siegreichen Zweikampf gegen einen Helden erwarb, welcher sich rühmte, bisher von Niemandem besiegt worden zu sein. Trotz der glänzenden Stellung, die er sich errungen, zieht ihn aber die Sehnsucht nach der Heimat. Er wendet sich deshalb an den König Amenemha mit der Bitte, ihm die Rückkehr zu gewähren. Als der ersehnte Brief anlangt, wird er öffentlich vorgelesen und von Sineh in der überschwänglichen Schreibweise der Zeit beantwortet. Er übergiebt die Güter, die er sich erworben, seinen Söhnen und kehrt in die Heimat zurück. Daselbst wird er vom Könige in glänzender Audienz empfangen und zu den höchsten Ehrenstellen befördert. Zum Schlusse schildert er die Schönheit und Bequemlichkeit der Wohnung, die ihm eingeräumt, und die Pracht des Grabes, das auf Befehl des Königs für ihn gebaut wurde. Während die rein erzählenden Abschnitte uns in ihrer schlichten Einfachheit unwillkürlich an die biblischen Erzählungen von dem Aufenthalte Mosis in der Wüste und von dem Siege Davids über Goliath erinnern, tragen viele Stellen den Typus jener wort- und bildreichen Diktion an sich, welche in den Titeln und Lobpreisungen der Herrscher auf den Denkmälern vorkommt. Gleich im Eingange seiner Erzählungen erwidert er die Anfrage des Scheichs nach der Macht des ägyptischen Herrschers mit

einem schwungvollen Panegyrikus auf Amenemha und Usortesen I. und der Brief, den er aus seiner Verbannung an den König schreibt, zeigt in der umständlichen, phrasenreichen Form deutlich die Absicht des Verfassers, ein schönes Muster für diese Art von Darstellungen zu liefern. Neben diesen epischen wurden aber auch lyrische Dichtungen in den Schulen gelesen, und zwar waren es religiöse Hymnen und Lieder, an denen die ägyptische Literatur besonders reich ist, welche in den Schulen ebenso sehr die sprachliche, als die ästhetische und religiöse Bildung förderten. Den Charakter dieser Hymnen zu zeigen, wird sich später die Gelegenheit bieten.*

*Doch mit dem bloßen Lesen und Sprechen war der sprachliche Unterricht nicht abgeschlossen. Man leitete in den ägyptischen Schulen auch die Jugend an, richtig zu schreiben und die eigenen Gedanken in gefälliger Form zum Ausdruck zu bringen. Für diesen Zweck bestanden gewisse Stilmuster, die der junge Ägypter copieren und sich eigen zu machen hatte, um sie dann später anzuwenden. Solche Stilmuster dürften die in den Erzählungen Sinehs enthaltenen Lobpreisungen des Königs sein, auch sind noch besondere Formularien derselben Art erhalten, in welchen der König als Sieger, als Erbauer von Kunstwerken, als Gründer von Städten 2c. gefeiert wird. Wichtiger erscheinen Lobeserhebungen des Lehrers, deren es auch welche giebt, weil aus ihnen, wenngleich sie in etwas überschwenglicher Form abgefaßt sind, die hohe Verehrung, deren sich der Lehrer erfreute, ersichtlich ist. Deshalb mag ein Beispiel hier seinen Platz finden: Ein Schüler schreibt an seinen Lehrer: „Auswahl der Schreiber, reiches Herz, beredter Mund, dessen Stimme zu hören eine Freude ist, Urheber der göttlichen Worte, der alles weiß, Mensch, ausgezeichnet durch die Macht und die Arbeiten Safechs, der Dienerin des Herrn von Sesennu in dem Saale der Bücher (Bibliotheksgöttin), thätiger Arbeiter im Archive der Schriften, erster unter den Genossen, Haupt der Mitbürger, . . . feste Stütze für alle jungen Leute, die aus Deinen Händen hervorgehen, dessen Finger den Kleinen vergrößern, Auserlesenster der Menschen, der nach sich selbst urteilt, der seine Pläne erfüllt und dadurch alle Menschen erfreut, der die Verdienste würdigt, Liebling der Herzen, der nie bekämpft den Wunsch eines ihm an Jahren Überlegenen, den nichts überdrüssig macht, der eilig durchfliegt die Texte der Bücher, Junger, Hervorragender, Bezaubernder, Bild der Gnade!“ 2c. 2c . . . An die Titel, die noch weiter geführt werden, schließen sich die Wünsche des Schülers an: „Mögest Du leben in guter Gesundheit

und Kraft, sei reich, geehrt, gut ausgestattet! Möge Dir nicht versagt sein, was Du zu einem angenehmen Leben bedarfst! Mögen die Freuden und das Vergnügen an der Pforte Deines Weges sein! Mögen sie sich Dir offenbaren während Deines ganzen Lebens, damit auf dessen Pfade nirgends ein Mangel sei. Mögest Du betrachten den Diskus der Sonnenscheibe und Dich daran sättigen bei dem Ausgange aus der Welt! Mögen die Götter Dir gnädig sein, daß sich nichts gegen Dich erhebe, damit Dir der Lohn für das Alter nicht entrissen werde! Mögest Du gesalbt sein mit den Essenzen der Weisheit und Gerechtigkeit, wenn Du eintrittst in das Land des Westens, damit Du Dich vereinigst mit den vollkommenen Seelen und von ihnen gelobt werdest! Möge sich das Ansehen Deiner Worte verbreiten in Mendes bei Unofer, in Abydos vor den Zwillingsschwestern (Isis und Nephthys)! Mögest Du den Himmel durchwandeln mit den Dienern Gottes! Mögest Du Dich verbinden mit dem Schreiber der Barke (Nesem) und nicht zurückgewiesen werden, damit Du betrachten kannst die Sonnenscheibe am Himmel in den Werken, die sie jährlich zu vollführen hat!" ꝛc. — Doch hatten die Schüler nicht bloß nach den ihnen vorgelegten Mustern Aufsätze zu liefern, sie bearbeiteten auch selbständig nach eigener Erfindung verschiedenartige Stoffe. So verfaßte z. B. ein Schüler zur Zeit Ramses II. in einem gedankenbunten formlosen Machwerk, das von semitischen Fremdwörtern strotzte, die Schilderung eines Helden und glaubte ein Meisterwerk geschaffen zu haben. Darauf erwidert ihm sein Lehrer mit viel Sarkasmus, sich gleichfalls vieler Fremdwörter bedienend: „Dein Schriftstück hat zu viel von der Glane (es hat zu viel von anderen Werken entlehnt). Es ist ein Ballast hochtrabender Redensarten, deren Deutung derer Lohn sein mag, die darnach suchen, ein Ballast, welchen Du nach Deinem Belieben aufgeladen hast. „„Ich beschrieb einen Champion,"" so sagst Du wiederholt. Wir dagegen: „„Ist Wahrheit in Deiner Schilderung?"" Nun behandelt der Lehrer die einzelnen Teile der Schilderung, um das Unnatürliche und Unzutreffende derselben darzuthun. Dann fährt er fort: „Bist Du erzürnt, ob der Rede, so ich zu Dir gesprochen, so weiß ich zu schätzen Dein Herz nach allen Seiten. Es züchtigt ein Vater, aber er weiß sein Maß hunderttausend Mal. Ich kenne Dich. Gar unbedeutend ist, was über Deine Zunge läuft, gar verwirrt sind Deine Anordnungen. Du kommst zu mir in einer Hülle von Verdrehungen, mit einem Ballast von Fehlern. Du zerreißt die Worte, wie es Dir in den

Sinn kommt. . . . Ich habe Dir gestrichen das Ende Deines Schriftstückes und ich liefere Dir zurück Deine Beschreibung. Was Deine Worte enthalten, das ist alles zusammen auf meiner Zunge, ist sitzen geblieben auf meinen Lippen. Ein Durcheinander ist es, wenn man es hört, ein Ungebildeter vermag es nicht zu deuten. Es sind diese Worte die Sprache eines Mannes aus den Marschen (semitisch) mit einem von Elephantine (ägyptisch). Aber da Du ein Schreiber Pharaos bist, so gleichst Du dem Wasser, welches das Land fruchtbar macht. Mit Milde deute es. Sage nicht, „„Du hast stärkend gemacht meinen Namen vor allen Menschen!"". . . Findest Du, daß meine Bemerkungen zutreffend sind, so wirst Du für uns sein, wie der berühmte Uah." Aus diesem Schreiben erhellt, daß die Lehrer die Arbeiten ihrer Schüler mit Sorgfalt ausbesserten und hierbei strenge Kritik übten. Daß es aber auch Lehrer gab, die solche Mühe verdroß, zeigt die Antwort eines Schülers auf den Brief seines Lehrers, in welchem er die Belehrung, die er zu erhalten hoffte, nicht fand. Es heißt darin: „Ich erhielt Deinen Brief, als ich mit den Stuten fuhr, die mir gehören. Du ergötzest Dich, Du bist heiter, Du bereitest Dich vor, mir eine Antwort zu schicken, aber Du gehst nicht in Dein Gemach, den Brief zu lesen, indem Du findest, daß das weder eine Annehmlichkeit noch ein Vergnügen ist. Darum sind Deine Worte verwirrt und irreführend, alle Weisungen verkehrt." *

Neben dem Unterrichte in der Sprache und Literatur wurde an den höheren Schulen auch die Mathematik gelehrt. Es ist ein Übungsbuch in dieser Disziplin erhalten (Papyrus Rhind, nach seinem Übersetzer auch Papyrus Eisenlohr), welches der Schreiber Ahmes in der Zeit zwischen der XVII. und XVIII. Dynastie verfaßt hat, worin er sich auf eine viel ältere Schrift beruft, die aller Wahrscheinlichkeit nach auf einen König der XII. Dynastie zurückreicht. Was wir anderweitig überliefert haben, bezeugt gleichfalls das hohe Altertum der ägyptischen Kenntnisse in der Mathematik. Die Thatsachen, daß schon die Pyramiden genau nach den Himmelsgegenden orientiert sind, daß der Winkel, den die Seitenwände der Pyramiden mit der Grundfläche bilden, wenig oder gar nicht von 52° abweicht, stimmen mit den Berichten der griechischen Schriftsteller (Herodot, Plato, Aristoteles u. v. a.) überein, denen zufolge das Rechnen, die Geometrie und Astronomie als Erfindungen der Ägypter bezeichnet und ihrem Gotte Thot zugeschrieben, d. h. als uralt bezeichnet werden. Auch hat die

Meinung Herodots vieles für sich, daß die Überschwemmung des Nils eine häufige Vermessung der Felder nothwendig machte und dies die Entstehung der Geometrie herbeigeführt habe. Aus dem erhaltenen Übungsbuche ersehen wir nun, wie entwickelt die Kenntnisse in der Mathematik bei den Ägyptern schon in dieser viele Generationen vor Moses zurückliegenden Zeit waren. Aus der Arithmetik werden daselbst die Rechnungen mit Brüchen, bei welchen die Zerlegung der Brüche in Stammbrüche (solche mit dem Zähler 1) und selbst die Zurückführung auf einen gemeinsamen Nenner vorkommt, Gleichungen ersten Grades mit einer Unbekannten, Gesellschaftsrechnungen, arithmetische und geometrische Reihen behandelt. Nicht weniger interessant sind die geometrischen Aufgaben. Sie beziehen sich auf die Flächenberechnung von Rechtecken, Dreiecken, Trapezen und Kreisen, wobei hervorzuheben ist, daß der Kreis einem Quadrate gleichgesetzt wurde, dessen Basis $\frac{8}{9}$ des Durchmessers ist. Aber auch Probleme aus der Stereometrie und Trigonometrie erscheinen daselbst gelöst. Das erhaltene Aufgabenbuch enthält keinerlei theoretische Anleitung, wie die Lösung zu machen ist, und keinerlei Regeln, nach denen man vorzugehen habe, weshalb Cantor[1]) vermutet, daß zu diesem Übungsbuch ein Lehrbuch gehörte, das leider nicht erhalten blieb.*

*In welchen Wissenschaften noch an den Schulen Ägyptens unterrichtet wurde, ist ersichtlich aus Clemens Alexandrinus, einem Schriftsteller aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., welcher den Inhalt der 42 canonischen Bücher der Ägypter anführt. Sie verteilen sich auf die verschiedenen Rangordnungen der Priester und zwar sind es folgende: 1) die zwei Bücher der Sänger, von denen das eine die Lobgesänge auf die Götter, das andere eine Schilderung des königlichen Lebens enthält. 2) Die vier Bücher der Horoskopen; das erste handelt von der Anordnung der Firsterne, das zweite von der Ordnung des Mondes, der Sonne und der Planeten, das dritte von den Synoden und der Erleuchtung der Sonne und des Mondes, das letzte aber von den Aufgängen der Gestirne. 3) Die zehn Bücher der Hierogrammateis. Diese enthielten die Lehre von der Schrift (Hieroglyphik), dann die Kosmographie und Geographie, die Chorographie Ägyptens, namentlich die Erscheinungen am Nil, ferner die Lehre von den Maßen und zuletzt die Anweisung zur Anlegung des Inventars für die Kirchengüter und zur Einrichtung der Tempel. 4) Die

---

[1]) *Vorlesungen über Gesch. der Math. I. Band. Leipzig 1880.

zehn Bücher der Stolisten (Kleiderbewahrer) waren insbesondere interessant, denn sie enthielten die Lehre vom Unterrichte und von der Erziehung, handelten von dem Zeichnen der hl. Tiere und von dem Gottesdienst (den Rauch- und Schlachtopfern, den Gesängen und Gebeten, den Festen und Prozessionen). 5) Die zehn hieratischen Bücher der Propheten bezogen sich auf die Gesetze, die Götter und die Bildung der Priester. Zugleich lehrten sie auch die Verwaltung der Einkünfte. In diesen 36 Büchern war die gesamte Philosophie der Ägypter niedergelegt. Außerdem gab es noch sechs Bücher der Pastophoren, medizinisch-chirurgische Werke, welche über die Beschaffenheit des Körpers, über Krankheiten, Instrumente und Arzneimittel, Augen- und Frauenkrankheiten Belehrungen enthielten.*

*Wenn man diese glaubwürdige Nachricht eines unbefangenen Schriftstellers zusammenhält mit dem, was von anderen Schriftstellern über die Wissenschaften der Ägypter überliefert ist, und mit den Fragmenten, die sich aus der ägyptischen Literatur erhalten haben, so ergiebt sich ein erfreuliches Bild von dem Stande der Wissenschaften in Ägypten. Auf diesem Wege ist es auch möglich, einen Einblick in die Disziplinen zu gewinnen, welche an den höheren Schulen tradiert wurden. Unter diesen ist vor allen die Astronomie hervorzuheben, welche mit der Mathematik in innigem Zusammenhange steht. Die Ägypter unterschieden die Planeten, zu denen sie die Sonne, aber auch die Erde zählten, von den Fixsternen, die sie in besonderen Sternbildern, unter denen der Sirius (Sothis) am wichtigsten war, gruppierten, und fertigten besondere Fixsternkarten an. Sie teilten den Tag und die Nacht in je 12 Stunden und die Sonnenbahn, deren Schiefe ihnen nicht unbekannt war, in 12 Teile. Sie kannten nicht bloß das Sonnenjahr von 365 Tagen, sondern hatten schon seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. neben diesem bürgerlichen Jahre ein solches von $365^1/_4$ Tagen im Gebrauche, worauf die Einführung einer Zeitperiode (Sothisperiode) von 1461 bürgerlichen Jahren, die gerade 1460 siderischen entsprachen, beruhte. Sie beobachteten den Auf- und Untergang der Gestirne, die Sonnen- und Mondesfinsternisse und wußten diese vorher zu bestimmen. Selbst die Präzession der Äquinoctialpunkte scheint ihnen nicht unbekannt gewesen zu sein. Demnach bildete die Astronomie einen wichtigen Lehrgegenstand in den höheren Schulen, und zwar erschien sie zunächst für das praktische Leben zur Feststellung des Kalenders wichtig, aber ihre ganz besondere Bedeutung erlangte sie durch die Astrologie, die sich mit ihr verband, indem bei den

Ägyptern der Einfluß der Sterne auf die Geschicke des einzelnen Menschen und das irdische Leben überhaupt als Glaubenssatz feststand. Darum beschäftigten sich sowohl die Horoskopen, als auch die Hierogrammateis mit astronomischen und astrologischen Studien.*

Der Astronomie nahe verwandt ist die Geographie. Aus dem Verzeichniß der hl. Bücher erhellt, daß sowohl die allgemeine Geographie als auch die spezielle Landeskunde Ägyptens mit besonderer Betonung alles auf den Nil bezüglichen Wissensstoffes an den Schulen gelehrt wurde. Unter den Gelehrten erscheinen auf den Inschriften „die Hir-seschta (Geheimnislehrer) aller Lande," unter denen wohl nichts anderes als die Geographen zu verstehen sind. Die aus der Zeit der Ramessiden erhaltenen Landkarten, die zahlreichen geographischen Inschriften, denen auf den Tempel- und Palastwänden ein ganz bestimmter Platz eingeräumt ist, zeugen von der Entwicklung und Bedeutung dieses Wissenszweiges. Ein Papyrus aus dem 14. Jahrhundert, auf welchem die Reise eines Ägypters nach Syrien, Phönizien und Palästina erzählt wird, verrät, daß der Horizont der Ägypter keineswegs so begränzt war, als man dies früher meinte. Auch dürfte der Alexandriner Eratosthenes aus der Zeit der Ptolemäer die Bedeutung, welche er in der Wissenschaft der Geographie erlangte, ägyptischer Gelehrsamkeit zu danken haben.

*Unter den Naturwissenschaften hat man wohl, einer falschen Etymologie folgend, die Chemie auf ägyptischen Ursprung zurückgeführt.[1] Doch läßt sich, abgesehen von den empirischen Kenntnissen, welche bei der Bereitung des Glases, des Porzellans, der Farben und bei der Mumifizierung der Leichen in Anwendung kamen, von einer Wissenschaft der Chemie bei den Ägyptern nichts nachweisen. Ebenso wenig kann festgestellt werden, ob sich bei ihnen die Naturgeschichte und Physik als eigene Wissenschaften entwickelt hatten. Nur die Bezeichnung „Geheimnislehrer (Hir-seschta) der Tiefe," die sich auf Inschriften vorfindet, läßt der Vermutung Raum, daß sich die Ägypter, die den Bergbau in der Sinaihalbinsel, im Nilthale und in der arabischen Bergkette betrieben, auch mit Geologie und Geognosie beschäftigten. Dagegen ist bezeugt, daß die Medizin in Ägypten eine besondere Pflege fand. Was

[1] *Man leitete nämlich das Wort Chemie, das aus dem griechischen χυμός (Saft, Flüssigkeit) und χυμεία entstand, von Kemi(t), der Bezeichnung für Ägypten, ab.

Clemens Alexandrinus in Bezug auf die sechs Bücher der Pastophoren mitteilt, stimmt mit der Ansicht des Herodot, daß es in Ägypten für jede Krankheit und für jeden Körperteil besondere Ärzte, Spezialärzte für die Augen, den Kopf, die Zähne, den Unterleib und für geheime Krankheiten, gebe. Schon die Odyssee (IV. 229) schildert Ägypten als ein Land, „das sehr viele nützliche, aber auch gefährliche Heilmittel erzeugt, wo jeder Arzt alle Menschen an Kenntnissen übertrifft." Vor allem ist der aus der Zeit der XVIII. Dynastie stammende, von Ebers zum teile übersetzte und nach ihm benannte Papyrus das älteste Denkmal medizinischer Wissenschaft, — offenbar ein Teil der von Clemens angeführten Bücher — geeignet, einen Einblick in diese Wissenschaft zu gewähren. Aus demselben ist ersichtlich, daß die Ägypter schon aus viel früherer Zeit, ja selbst aus der Zeit der I. Dynastie, medizinische Werke kannten, was gleichfalls griechische Nachrichten bestätigen. Sein Inhalt stellt sich als eine Sammlung von Rezepten für die verschiedensten Krankheitsfälle dar und offenbart sich als Quelle, aus welcher griechische Ärzte ihre Weisheit schöpften. Doch nichts verrät, daß die Ägypter genauere Kenntnisse von der Anatomie oder Physiologie des menschlichen Körpers besaß, wie man es aus der Sitte des Einbalsamierens schließen zu können meinte. Dagegen zeigt sich an vielen Stellen, daß bei der Medizin der Aberglaube eine wichtige Rolle spielte. Die kunstreichen Medikamente und Salben werden dann erst recht wirksam, wenn sich ihre Anwendung mit allerhand Gebeten und Zaubersprüchen verbindet. Der Umstand, daß Clemens Alexandrinus den Büchern der Pastophoren eine gesonderte Stellung neben den 36 Büchern, welche die gesamte Wissenschaft der Ägypter behandeln, zuweist, könnte die von Maspero ausgesprochene Annahme rechtfertigen, daß für die Heranbildung von Ärzten besondere Hochschulen bestanden.*

Daß die Ingenieurwissenschaften, welche den bisher erwähnten Disziplinen zunächst stehen, bei den Ägyptern hoch entwickelt waren, beweisen die zahlreichen, oft großartigen Land- und Wasserbauten, welche über das ganze Niltal verbreitet sind, und von denen viele noch heutzutage sich als segensreich für das Land bewähren. Einzelne Zeichnungen von Plänen, die sich erhalten haben, bekräftigen die Richtigkeit der Annahme, daß in den höheren Schulen, vielleicht in besonderen Abteilungen, diese Wissenschaften gelehrt wurden.

*So wie heutzutage strebte die Jugend, die sich dem Studium widmete, auch in Ägypten danach, sich hierdurch eine sorgenfreie

Existenz zu schaffen. Duau-se-Charda ermahnt seinen Sohn: „Nannot, der Schreiber hat auf seinem Arm den Tag seiner Geburt, und wenn er kommt in den Gerichtssaal ist er ein gemachter Mann. Gewiß, es giebt keine Schreiber, die nicht essen die Speisen des königlichen Palastes. Meschent macht blühen den Schreiber, ihn stellend an die Spitze des Gerichtshofes." Und in dem Briefe eines Lehrers an seinen Schüler heißt es: „Wenn Du die Befähigung für ein öffentliches Amt erwirbst, gewiß wirst Du es erlangen in dem (entsprechenden) Alter. Gut vorbereitet kommt der in seinem Geschäfte geschickte Schreiber vorwärts. Er stärkt sich durch fortwährende Arbeit." Die meisten der Zöglinge traten aus den höheren Schulen in den Staatsdienst und wirkten in diesem entweder als Verwaltungsbeamte oder als Priester. Auf den Inschriften werden Hir-seschta (Geheimnislehrer) des Pharao und „Hir-seschta, welche die Worte prüfen," erwähnt. Unter ersteren sind wohl die Geheimschreiber des Königs, also Hofbeamte, unter letzteren Richter zu verstehen, welche die Klagen anhörten, Zeugenaussagen verglichen und auf Grund mündlicher und schriftlicher Verhandlung entschieden. Die für diesen Beruf erforderlichen Kenntnisse mußten an den Schulen auch vermittelt werden. Unter den kanonischen Büchern erwähnt Clemens Alexandrinus ausdrücklich „die Gesetze" und die Bücher über die Verwaltung der Einkünfte. Man kann darum mit gutem Grunde annehmen, daß sowohl das Zivil- und Strafrecht als auch Verwaltungskunde und Finanzwissenschaft an den ägyptischen Schulen gelehrt wurden, zumal die erhaltenen Urkunden darthun, daß die Rechtspflege und Verwaltung im alten Ägypten eine nicht geringe Entwicklung erreichte und sich in besonderen, mitunter komplizierten Formen bewegte.*

*Hauptsächlich wurde aber an diesen höheren Schulen alles das gelehrt, was der Priester für seinen Beruf brauchte, also bildete — wenn wir es so nennen dürfen — die Theologie den Hauptgegenstand. Dieser Unterricht bezog sich wohl zunächst auf die Liturgik. Die Kandidaten lernten die Gesänge, die zu Ehren der Götter in den Tempeln und bei Prozessionen gesungen wurden, die Einrichtung der Tempel, die Gebete und die Ceremonien, welche bei dem Gottesdienste vorgeschrieben waren; sie wurden auch mit den Festen, die im Verlaufe des Jahres abzuhalten waren, bekannt gemacht und mußten zu diesem Zwecke sich die für die Feststellung dieser Feste notwendigen Kenntnisse in der Astronomie erwerben, die ihnen überdies auch noch zu dem Zwecke diente, um aus den

Gestirnen Aufschlüsse für die Zukunft zu erteilen. Die höchste Kategorie der Priesterschaft wurde in die esoterische Religionswissenschaft eingeweiht, welche im Gegensatze zu dem Aberglauben des Volkes in der Religion die Lösung jener metaphysischen Probleme suchte, die Gegenstand der Spekulation aller Kulturvölker waren und sein werden.*

*Ehe aber die Stellung der Religion unter den Faktoren der Erziehung erörtert wird, muß hervorgehoben werden, daß unter dem Einflusse der Religion sich die Kunst in Ägypten entwickelte. Was also von einer **ästhetischen Erziehung** der Jugend zu sagen ist, hängt zumeist mit der Religion zusammen. Die Dichtkunst und Musik, die Skulptur und Architektur stehen hauptsächlich im Dienste der Religion. Wir dürften demnach nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß auch an den Priesterschulen Künstler herangebildet, und daß die Künste als Bildungsmittel bei der Erziehung der Jugend an diesen Schulen verwendet wurden. Unter den allgemeinen Bildungsmitteln, welche an den Schulen zur ästhetischen Bildung in Verwendung kamen, ist vor allen der Dichtkunst und Musik zu gedenken. Die meisten Dichtungen, die sich erhalten haben, sind Hymnen und geistliche Lieder, Verherrlichungen der Götter, und Gebete, mit welchen sich der Mensch an sie wendet. Ihnen stehen die epischen Dichtungen nahe. Unter diesen ragt das Epos Pentaur's, in welchem der Kriegszug Ramses' II. gegen die Cheta besungen wird, und der Siegessang Thotmes' III. hervor. Die Könige gelten als Söhne der Götter und erfreuen sich göttlicher Verehrung. Darum haben selbst die Inschriften, welche von Kriegszügen der Könige, von ihren Regierungshandlungen, Bauten, Opfern u. dgl. berichten, mehr den Charakter epischer Dichtungen, als geschichtlicher Darstellungen. Auf solche Inschriften, denen sich dann noch Verzeichnisse von Königen und in späterer Zeit Genealogien anreihen, beschränkt sich das, was man als die Geschichtsschreibung der Ägypter bezeichnen kann. Wenn wir den Ägyptern wegen der vielen Inschriften, die sich an jedem Bauwerke, ja selbst an unscheinbaren Produkten ihrer Kunstindustrie vorfinden, den historischen Sinn nicht absprechen, ihn sogar ihnen im hohen Grade zuerkennen müssen, so haben sie es doch nicht zu einer Geschichtsschreibung, noch weniger zu einer Wissenschaft der Geschichte gebracht. Deshalb kann unter den Gegenständen, die an den Schulen gelehrt wurden, die Geschichte nicht angeführt werden, vielmehr muß das,

was an deren Stelle trat, in die Kategorie der poetischen Erzählung eingereiht werden, wohin auch die schon besprochene Biographie Sineh's gehört. Zu den epischen Dichtungen gehören überdies die Romane und Märchen, die uns auf Papyrushandschriften erhalten sind, wie z. B. die Geschichte von den zwei Brüdern, von denen der eine eine Frau nach Art der Potiphar besitzt, welche ihren Schwager verführen will, von ihm aber zurückgewiesen sich rächt, eine Erzählung von einem verwunschenen Prinzen u. dgl. Auch die Erzählung Herodots vom Rhampsinit ist ein solches Märchen, das auf einheimischer Tradition beruht. In dieser Erzählung zeigt sich auch das Interesse des Volkes an komischen Situationen. Dieses wird bestätigt durch allerlei komische und humoristische Darstellungen, die sich auf den Bildwerken der Ägypter vorfinden. So erblickt man auf denselben einen Löwen und einen Esel, wie sie singen und ihren Gesang mit der Harfe begleiten, einen Pavian, der die Flöte spielt, Ratten, die eine Festung angreifen, die von Katzen verteidigt wird u. dgl. Daraus schließt man, daß die Ägypter die Tierfabel kannten. Nähere Untersuchungen haben auch ergeben, daß sie als Satire, um bestimmte Vorgänge am Hofe zu verspotten, in Anwendung kam.*

*Mit der Dichtkunst steht in innigem Zusammenhange die Musik. Daß dieselbe im Erziehungssysteme der Ägypter eine Rolle spielte, erhellt aus der großen Bedeutung, die man ihr beilegte, und aus der hohen Entwicklung, die sie bei ihnen erlangte. Sowohl bei festlichen Gelegenheiten, sei es kirchlichen Liturgien, sei es kriegerischen Aufzügen, als auch bei Unterhaltungen kamen Sängerchöre und Musikbanden, die in einer ganz bestimmten Weise zusammengesetzt erscheinen, vor. Als Instrumente wurden Harfen, Lyren, Guitarren, Tambourine, doppelte und einfache Pfeifen und Flöten benutzt. Die Harfen, welche in Theben (aus der Zeit Ramses III.) gefunden wurden, sollen so vollkommen konstruiert sein, daß ein Kenner (der Engländer Bruce) die Behauptung aufstellt, daß durch sie, „weit zwingender als durch tausend griechische Berichte, der Beweis erbracht sei, daß zur Zeit, als sie konstruiert wurden, Geometrie, Zeichnen, Mechanik und Musik daselbst in höchster Blüte standen." Wenn von Pythagoras erzählt wird, daß er den wissenschaftlichen Charakter der Musik in Ägypten kennen gelernt habe, so wird hierdurch bestätigt, daß die Musik in Ägypten nach wissenschaftlichen Grundsätzen betrieben wurde. Es wird behauptet, daß die Ägypter eine dreifache Harmonie unterschieden, eine Harmonie der Stimmen, eine Harmonie der Instrumente und eine Harmonie der Stimmen und

der Instrumente. Aus all' dem sind wir berechtigt, zu schließen, daß Gesang und Musik zu den Bildungsmitteln im alten Ägypten gehörten. Das bezeugt ausdrücklich Plato, der in den Gesetzen hervorhebt, „daß die jungen Männer in Ägypten an schöne Tonweisen gewöhnt werden, und daß feste Gesetze die Tonweisen, welche das Richtige naturgemäß ausdrücken, für die verschiedenen Feste feststellen. Diese Tonweisen erhalten dadurch, daß man sie als Schöpfungen der Isis betrachtet, einen geheiligten Charakter, und es ist nicht gestattet, von ihnen abzuweichen." Gegenüber diesen Zeugnissen verdient die Meldung Diodors keine Beachtung, „daß die Ägypter die Musik aus der Erziehung verbannten, weil sie den Geist verweichliche."*

*Die Musik führt zum Tanz. Dieser scheint im alten Ägypten nur dann, wenn er religiösen Zwecken diente, für anständig gegolten zu haben. Plato erwähnt an der schon einmal angezogenen Stelle, „daß in Ägypten die jungen Männer von Staatswegen zu schönen Tanzbewegungen angeleitet werden, und daß für diese Tänze je nach den verschiedenen Festfeiern ganz bestimmte, unabänderliche Vorschriften bestehen." Dagegen war das Tanzen zur bloßen Unterhaltung in den besseren Schichten der Gesellschaft nicht üblich. Man ergötzte sich bloß an dem Anblicke der Tänze, welche besondere, den niederen Klassen angehörige Tänzer und Tänzerinnen aufführten. Was die Gymnastik anbelangt, so wurde bereits der gymnastischen Übungen der Kinder gedacht. Hier sei noch hinzugefügt, daß Herodot von Wettkämpfen nach Art der olympischen Spiele in der Stadt Chemmi berichtet, bei denen als Preise Rinder, Schafe, Kleider und Pelze verteilt wurden, und daß Diodor vom Vater des Sesostris erzählt, er habe zugleich mit diesem alle Kinder, die in Ägypten am Geburtstage seines Sohnes geboren waren, erziehen lassen. Damit sie nun recht stark und kräftig würden, habe er angeordnet, daß sie an körperliche Übungen und Strapatzen gewöhnt werden; keinem habe man früher Speise reichen dürfen, der nicht vorher 180 Stadien durchlaufen habe. Derselbe Schriftsteller meldet, daß der ägyptische Hermes (Thot) der Erfinder der Palästra ist, und daß ihm die Sorge für die Gefälligkeit der Bewegung und die Schönheit der Körperbildung zugeschrieben wird. Wenn er an einer anderen Stelle läugnet, daß bei den Ägyptern die Gymnastik betrieben ward, so können wir das nur dahin deuten, daß die gymnastischen Übungen in Ägypten nicht dieselbe wichtige Stellung in der Erziehung hatten, wie in Griechenland, und daß sie nicht systematisch betrieben wurden. Im Vordergrunde werden wohl solche Übungen gestanden haben, welche

für den Krieg erforderlich waren: Laufen, Springen, Fechten, Ringen, Übungen mit den Waffen u. dgl. Daß auch das Schwimmen dazu gehörte, bezeugt die Inschrift eines Nomarchen von Siut aus der Zeit des mittlern Reiches, der von sich erzählt, er habe mit den Königskindern zugleich das Schwimmen gelernt.*)

*Die bildende Kunst erfreute sich in Ägypten besonderer Pflege, und die Künstler standen in hohem Ansehen. Ein nicht unbedeutender Teil der Inschriften verkündet die Pracht und Größe der Bauten, welche die Herrscher und die Großen des Landes zur Verewigung ihres Namens errichteten. Auch giebt es wohl kein Land, wo so zahlreiche und großartige Werke der bildenden Kunst aus der frühesten Vergangenheit der Menschheit erhalten blieben, als das Nilthal. Die Architekten stammten oft aus königlichem Geschlechte, und viele waren mit königlichen Prinzessinnen vermählt. Sie werden mit großer Auszeichnung auf den Inschriften erwähnt. Brugsch konnte darum die Genealogie einer Architektenfamilie durch viele Jahrhunderte hindurch verfolgen. Der Architektur war die Skulptur und Malerei untergeordnet; diese Künste kamen hauptsächlich zur Ausschmückung der Grabbauten, Tempel und Paläste in Anwendung. Auch die Bildhauer standen in hohem Ansehen. Einer von ihnen, Iritisen, nennt sich „den treuen Diener des Königs, der ist im innersten Gemache seines Herzens und ihm Vergnügen bereitet alle Tage; einen Künstler, weise in seiner Kunst, einen Mann, der über allen steht durch sein Lernen." Ein genaueres Studium der erhaltenen Kunstwerke führt zu der Erkenntnis, daß die bildende Kunst in Ägypten verschiedene Stadien der Entwicklung durchmachte, namentlich zeigt sie sich in der Zeit der XII. Dynastie auf dem Höhepunkte ihrer Entfaltung. Trotzdem tragen ihre Werke in allen Zeitperioden ein so gleichartiges Gepräge, daß bei oberflächlicher Betrachtung die Annahme von einer Unveränderlichkeit und einem durch Jahrtausende dauernden Stillstand der ägyptischen Kunst möglich war. Die Gleichförmigkeit hängt mit dem harten Materiale, in welchem die Kunstwerke ausgeführt wurden, und dem religiösen Zwecke zusammen, dem sie zu einem großen Teile dienten. Sie zeichnen sich nicht so sehr durch Schönheit, als durch Größe und Massenhaftigkeit aus und erwecken darum in dem Beschauer den Eindruck des Gewaltigen und Erhabenen. Ihren Gestalten fehlt die Anmut der Form und die Freiheit der Bewegung, aber sie fesseln durch ihre große Regelmäßigkeit und schlichte Einfachheit. Bei der Bedeutung, welche die bildende Kunst in Ägypten hatte,

muß man annehmen, daß es besondere Schulen für solche Künstler gab; man kann sie Architekturschulen nennen. Ob sie eine Abteilung der Tempelschulen bildeten, wie dies im Mittelalter bei den Klosterschulen der Fall war, oder ob es selbständige Akademien waren, ist nicht bezeugt.*

Wir dürfen aber auch annehmen, daß in den höheren Schulen das Zeichnen und Malen gelehrt wurde; denn die Papyrushandschriften sind mit zahlreichen Bildern geschmückt, und selbst die Hieroglyphenschrift setzt eine gewisse Fertigkeit im Zeichnen voraus. Es ist demnach wahrscheinlich, daß der Unterricht im Zeichnen und Malen im Anschlusse an die Hieroglyphik erteilt wurde. Auf diesen Unterricht, der hauptsächlich bei der Ausstattung der vielen heiligen Texte verwertet wurde, bezieht sich die von Clemens Alexandrinus überlieferte Nachricht vom Zeichnen der hl. Tiere. Mit Rücksicht auf den vorherrschenden religiösen Zweck, dem die Zeichnungen dienten, bestanden strenge konventionelle Normen, an die sich die Zeichner zu halten hatten, aus denen der gleichmäßige Charakter der erhaltenen Zeichnungen sich erklärt. Sie bestätigen das, was Plato hierüber in den Gesetzen berichtet: „Es war weder Malern, noch allen sonstigen Darstellern von Gestalten (Charakteren) und was sonst dahin einschlägt, gestattet und ist es auch heute noch nicht weder in der bildenden noch in der gesamten musischen Kunst, Neuerungen zu machen, oder irgend etwas von den althergebrachten vaterländischen Sitten Abweichendes zu erfinden. Wenn man also die daselbst vor zehntausend Jahren gearbeiteten Gemälde und Bildsäulen betrachtet, so wird man finden, daß sie weder irgend wie schöner, noch häßlicher als die jetzt gelieferten, sondern mit derselben Kunst gearbeitet sind." Über ein Hilfsmittel, dessen man sich bei dem Zeichnen schon im alten Ägypten bediente, belehren uns einzelne unvollendet gebliebene Werke. Aus ihnen ersieht man, daß sich die Zeichner, die ein Werk kopirten, das Original, sowie das Feld, auf dem die Kopie anzubringen war, in Rechtecke teilten und sich auf diese Weise das Kopieren erleichterten.

Indem wir die Überlieferungen über Wissenschaft und Kunst im alten Ägypten herbeizogen, gewannen wir einen Einblick in die verschiedenen Disziplinen, die an den höheren Schulen des Landes gelehrt wurden. Es ergab sich, daß durch diese Disziplinen nicht bloß der Intellekt gebildet, sondern auch der Sinn für das Schöne geweckt und genährt wurde, und daß selbst körperliche Übungen, die ebensosehr der körperlichen als ästhetischen Ausbildung der Jugend dienten, den Ägyptern nicht unbekannt waren.

*Schließlich sei noch der **Zucht** gedacht, welche das moralische Moment in der Schulerziehung repräsentiert. Mancherlei Briefe, die erhalten sind, bezeugen, daß die Zucht strenge war und der Stock als Zuchtmittel nicht fehlte. Ein Lehrer schreibt an seinen Schüler: „O schreib (fleißig), sei nicht träge, oder Du wirst derb geschlagen werden.... Dein Arm soll fortwährend gestützt sein auf die Wissenschaften, gönne Dir keinen Tag der Ruhe, sonst wird man Dich schlagen. Es hat der junge Mensch einen Rücken; er hört, wenn er geschlagen wird. Hör gut, was man Dir sagt, Du wirst davon Nutzen ziehen. Man lehrt tanzen die Ziegen, man bändigt die Pferde, man macht hocken die Tauben, fliegen die Habichte. Die Anstrengung des Geistes soll Dich nicht beschweren, die Bücher dürfen Dich nicht anwidern, Du wirst davon Nutzen ziehen." Ein anderer Lehrer klagt über seinen Schüler: „Man bringt Dir dies Schreiben. Du handelst wie ein Mensch ohne Verstand und Bildung. Noch zur Zeit des Niederlegens prüft man Dich; schon am frühen Morgen unterrichtet man Dich. Du aber hörst nicht auf den Lehrer. Das Herz empfindet Trauer, daß Du nur Deinen eigenen Willen thust. Denn das Kameel gehorcht dem Zuruf, es läßt sich heraufführen aus Kusch; man bändigt den Löwen und zähmt das Pferd; nur Dich nicht. Man kennt nicht Deinesgleichen unter den Menschen. Merke Dir das!" Heftiger fährt in einem anderen Schreiben der Lehrer seinen Schüler an: „Du bist für mich, wie ein Esel, den man jeden Tag schlägt, Du bist für mich, wie ein stupider Neger, den man als Tribut bringt. Man macht hocken den Geier, man lehrt fliegen den Sperber. Ich werde aus Dir einen Menschen machen, Du schlimmer Bube. Wisse das wohl!" Diese Briefe, die aus der Zeit der 19. Dynastie stammen, zeigen zugleich, daß die Zucht in den höheren Schulen sich damals lockerte, und daß die Schüler das Studium vernachlässigten. Es hängt dies mit der Überproduktion an Schriftgelehrten zusammen, die damals infolge des Zuströmens der Jugend zu den hohen Schulen eintrat. Ein großer Teil der Studierenden erlangte keine Anstellung. Nur diejenigen, die sich einer Protektion einflußreicher Personen erfreuten, gelangten in den Besitz von Stellen. Die anderen traten ins Heer, widmeten sich dem Landbau oder mußten selbst in dem von ihnen verachteten Handwerk sich eine Existenz schaffen. Manche ließen die Wissenschaften im Stiche, trieben sich in Wirtshäusern herum und verbrachten ihre Tage mit Weib, Wein und Gesang. Solch' ein verbummelter Studio war auch Pentaur, ein Namensvetter des

berühmten Epikers.[1]) Ihm macht deshalb sein Lehrer bittere Vorwürfe: „Ich höre, Du lässest die Wissenschaften im Stich und rennest Gassen auf und ab, überall die Bierhäuser aufsuchend. Jedesmal, so oft man Bier trinkt, macht es einen sinnlos und das schwächt den Geist. Du bist wie ein gebrochenes Ruder, wie eine Kapelle ohne Gott, wie ein Haus ohne Brot, dessen Mauern schwanken, dessen Balken wackeln. Die Leute fliehen Dich und Du machst ihnen Wunden. O daß Du doch wüßtest, daß der Wein ein Gräuel ist, daß Du dem Schedehtrank abschwörtest, daß Du nicht kühle Getränke Dir ins Herz setztest und daß Du des Tenreku vergäßest. Unterwiesen zur Flöte zu singen, zu rezitieren zur Pfeife, im Sängerton zu sprechen zur Leier, zu singen zur Harfe, sitzest Du in der Mitte alter Betteln und fängst an mit dem Halse zu wackeln, sitzest in der Mitte junger Dirnen, die mit Essenzen gesalbt sind, den Kranz der Münze um den Hals, und Du beginnst Deinen Bauch zu klopfen, Dich wie eine Ente zu schaukeln und fällst auf den Bauch und bist beschmutzt wie ein Krokodil." In ähnlicher Weise warnt Ani seinen Sohn von der Teilnahme an dergleichen Gelagen: „Übernimm Dich nicht im Biertrinken! Was aus Deinem Munde kommt, das kannst Du nicht mehr sprechen. Du fällst hin, zerbrichst Dir die Glieder, und keiner reicht Dir die Hand. Die Genossen trinken weiter. Sie stehen auf und sagen: Weg mit diesem, der getrunken hat (betrunken ist)."*

*Eine besondere Erziehung genossen die **königlichen Prinzen,** deren es mitunter eine ziemlich große Zahl gab. Man wies ihnen einen besonderen Teil des königlichen Palastes an, wo sie unter Leitung eines besonderen Hofmeisters, der sich des höchsten Ansehens erfreute, erzogen wurden. Der Hofmeister hatte sowohl für das körperliche Gedeihen als auch für den Unterricht und die Zucht der Prinzen zu sorgen. Zugleich mit ihnen wurden aber auch häufig Knaben erzogen, die sich frühzeitig durch gute geistige Anlagen auszeichneten und für die Zukunft schöne Hoffnungen erweckten. So berichtet Ptah-schepses, ein Hoherpriester aus Memphis, von sich, „er sei vom Könige Menkera (IV. Dynastie) ernährt worden unter den königlichen Kindern im großen Hause des Königs, im Kabinet und in der Wohnung des Königs und vorgezogen worden allen anderen Knaben." „Als er Mann geworden, habe ihm Se. Majestät die große Königstochter

[1]) Brugsch identifiziert ihn mit dem Epiker.

Matscha zur Gemahlin gegeben.“ Ein hoher Palastbeamter aus dem neuen Reiche rühmt sich, daß er ein Kind gewesen sei zu den Füßen des Königs, als Zögling des Horus, des Herrn des Palastes. Ein anderer berichtet: „S. Majestät setzte mich zu seinen Füßen in meiner Jugend und zeichnete meinen Namen mehr aus, als den meiner Genossen. Er belobte mich und gewährte mir täglich Nahrung und wenn ich bei seinen Gängen war, so lobte er mich heute noch mehr als er es gestern gethan hatte, und ich wurde wirklicher Verwandte.“*

*Die **weibliche Jugend** genoß wohl im Allgemeinen keinen intensiveren Unterricht. Nur die Töchter der höchsten sozialen Rangsklassen, die auch als Sängerinnen einzelner Gottheiten erscheinen und als solche wahrscheinlich priesterliche Funktionen verrichteten, mußten die für diesen Beruf erforderlichen Kenntnisse sich aneignen, wozu nebst dem Gesange wohl auch die Kenntnis des Schreibens und Lesens der Hieroglyphen gehörte. Thatsächlich hat sich ein Brief von einer Sängerin des Tehuti und ein Brief an eine Sängerin des Ra erhalten, wodurch der Beweis erbracht ist, daß diese Frauen des Lesens und Schreibens kundig waren. Vor allen wurden aber die königlichen Prinzessinnen sorgfältig erzogen, da sie mitunter selbst als Regentinnen des Reiches berufen waren, an der Spitze der kirchlichen und politischen Hierarchie zu stehen. Ihre Erziehung war Männern anvertraut, die in großem Ansehen standen. Auf einem Bildnisse aus der XVIII. Dynastie ist ein Hierogrammateus als Erzieher einer Prinzessin dargestellt, wie er diese auf dem Schoße hält und sich mit einem Kreise von Freunden unterredet.*

*Aus all' dem, was über die Schulerziehung der alten Ägypter überliefert ist, ersieht man, daß ihr Bildungswesen hoch entwickelt war. Sie besaßen niedere und höhere Schulen, an die sich als Fachschulen Hochschulen anschlossen. Man kann mit gutem Grunde annehmen, daß solche für Priester und Ärzte, Ingenieure und Architekten, Verwaltungsbeamte und Richter bestanden. Zugleich ergiebt sich aus dem Vorangehenden, welche sorgfältige Pflege in Ägypten die Wissenschaften fanden. Ganz besonders förderte die Entwicklung der Wissenschaften die Einrichtung, daß an den hohen Priesterschulen die Gelehrten nicht bloß die materielle Verpflegung erhielten, um sich ungestört der wissenschaftlichen Forschung widmen zu können, sondern daß ihnen daselbst auch die für diesen Zweck erforderlichen Mittel und Behelfe zur Verfügung standen. Unter diesen Mitteln sind insbesondere die **Bibliotheken** hervorzuheben. Solche

gab es schon zur Zeit der VI. Dynastie. In dem Grabe eines Großwürdenträgers erscheint unter dessen Titeln auch der eines „Verwalters des Bücherhauses.“ Also schon in einer Zeit, die um mehr als 1000 Jahre vor Moses zurückliegt, bestand in Ägypten ein Schrifttum, dessen Werke zu einer Büchersammlung zusammengestellt werden konnten, deren Obhut man einem hohen Beamten anzuvertrauen genötigt war. Bekannt ist auch die bei Diodor erhaltene Nachricht von der großen Bibliothek, die Osymandias anlegte, und über welche er die bedeutungsvolle Inschrift „ψυχῆς φάρμακον“ (Heilmittel der Seele) setzte. Die moderne Forschung hat in dem sogenannten Ramesseum diesen von Diodor beschriebenen Bibliothekspalast wieder erkannt. Man kennt auch den Namen des Oberbibliothekars dieses Königs. Es ist dies Amen-m-ant, jener große Gelehrte, dessen Briefe an Pentaur so lehrreich für die Zustände der Bildung seiner Zeit sind. Welchen Wert man auf die Bibliotheken legte, zeigt der Umstand, daß selbst königliche Prinzen als Vorstände der Bibliothek bezeichnet werden. Nach dem arsinoitischen Funde (Papyrus Rainer) sind wir zu der Annahme gedrängt, daß unter den Bibliotheken nicht bloß Sammlungen wissenschaftlicher Werke, sondern auch von Urkunden, also gleichzeitig Archive, zu verstehen sind.*

*Nachdem das gesamte Schul- und Bildungswesen des alten Ägyptens dargestellt wurde, erübrigt es noch der anderen Faktoren zu gedenken, welche auf die Erziehung des Individuums, sowie des Volkes von nachhaltigstem Einflusse waren. Unter diesen ragt zunächst die **Moral** hervor. — Ehe man die zahlreichen Bildwerke und Inschriften durchforscht hatte, stellte man sich die alten Ägypter als ein ernstes, ja düsteres Volk vor, das unter dem Drucke eines despotischen Königs und einer eigennützigen Priesterkaste in Elend und Not seine Tage verbrachte und dem irdischen Leben abgeneigt alle Hoffnung auf die Zukunft jenseits des Grabes setzte. Ein genaueres Studium der erhaltenen Überreste ergab, daß diese Auffassung eine irrige war. Vielmehr erscheinen die alten Ägypter als ein heiteres Volk, das wenngleich genügsam in seinen Bedürfnissen doch gern sich den Freuden des Lebens im Hause und in der Öffentlichkeit hingab. Sehr häufig sind in den Gräbern und Bauten Darstellungen von allerhand Spielen, von Reigen und Lustbarkeiten. Namentlich waren die religiösen Feste mit pomphaften Aufzügen verbunden und gestalteten sich zu wahren Volksfesten. Neben dieser heiteren Auffassung des Lebens verraten die Abbil-

dungen die Wertschätzung, deren sich die Arbeit in Ägypten erfreute. Zwar sucht Duau-se-Charda seinem Sohne die Lage der Handwerker im düstersten Lichte darzustellen, und auch Amen-m-ant stellt seinem Schüler die traurige Lage des Handwerkers vor Augen, „der keine Geltung hat, mit unangenehmen Arbeiten überhäuft ist, keine Dirne, die ihm Wasser trage, kein Weib, das ihm sein Brot bereite, besitzt." Aber diese Darstellungen sind mit der bestimmten Absicht verfaßt, um die Jugend für das Studium zu gewinnen. Ihnen widersprechen die zahlreichen Abbildungen vom Land- und Weinbau, vom Fischfang, von den verschiedenartigsten Handwerken, die sich hauptsächlich in den Gräbern vorfinden und mit Lobpreisungen der Verstorbenen verknüpft sind. Auch die hohe Blüte der gewerblichen Technik, namentlich des Kunstgewerbes, erklärt sich aus der günstigen Lage der Gewerbetreibenden, die nicht wie in anderen, selbst hochzivilisierten Staaten dem Sklavenstande angehörten, sondern als freie Bürger ihrer Thätigkeit oblagen. Selbst der Umstand, daß die Kinder gewöhnlich in das Gewerbe ihres Vaters eintraten, begünstigte die Entwicklung desselben, indem sich eine Familientradition bildete, die auf ein einzelnes Gebiet beschränkt, innerhalb desselben eine stetige Vervollkommnung erleichterte. Überdies wurde von Staatswegen das Handwerk gefördert und geschützt. Es mußte sich jeder Ägypter über eine Beschäftigung ausweisen, keiner aber durfte mehr als ein Gewerbe betreiben. Auch bestand schon im alten Ägypten ein Verbot gegen den Müßiggang — das älteste Gesetz gegen Arbeitsscheu.*

*Obwohl die Religion das irdische Leben lediglich als Vorstufe für das Leben nach dem Tode bezeichnete, so war doch der Sinn der großen Masse des Volkes dem irdischen Leben zugewandt, geradeso wie das Christentum, in welchem eine ähnliche Auffassung vom Leben auf der Erde herrscht, nicht hinderte, daß die ihm zugehörenden Völker das Leben auf Erden von einer praktischen und zugleich heiteren Seite auffaßten. Diese Richtung auf das praktische Leben spricht sich auch in den Schriften aus, welche sich als Vorschriften der Moral erhalten haben. Neben den schon früher erwähnten Unterweisungen Pta-hoteps und Duau-se-Chardas, die dem alten Reiche angehören, geben auch die in gleichem Sinne gehaltenen Weisungen des Schreibers Ani an seinen Sohn Khonshotep aus der Zeit der Ramessiden einen Einblick in die herrschenden moralischen Grundsätze der alten Ägypter. Sie enthalten allgemeine Tugendgebote, die in der Moral aller Völker wiederkehren, aber auch

besondere praktische Winke für das Leben und Belehrungen über das Benehmen in verschiedenen Lebenslagen. So empfiehlt Ptah-hotep die Weisheit und Bescheidenheit: „Wenn Du reich bist, so setze Dein Vertrauen in das Wissen, in die Vernunft. Es steht geschrieben im ersten Buche: „„Niemals liebt es ein Denkender, zu bezeichnen seinen Eintritt durch Flüche."" Nicht sei übermütigen Sinnes, nicht niederträchtiger Gesinnung in Deinen Reden, bemeistere Deine Schritte und Deine Antwort." — „Das Wissen sei Dein Schatz, wenn Dein Vermögen in kläglichem Zustande ist. Dein Verdienst steht höher als das Deines Verwandten, dessen Kasten voll ist, größer ist dasselbe als seine Pracht; denn diese ist das Eigentum eines anderen, ererbt von einem anderen." — „Wenn Du zum Stande der Gelehrten gehörst, so bilde Dir nicht ein, daß Du derart Großes leistest, dessen sich erinnern sollen die kommenden Geschlechter; denn siehe, ein großes Tier ist das Krokodil, wenn es auftaucht aus dem Flusse. Aber im Augenblick ist es unter dem Niveau des Wassers wieder verschwunden und glatt wie zuvor ist der Spiegel des Flusses." Er mahnt zur Wohlthätigkeit: „Es leuchte Dein Antlitz so lange Du lebst, wenn erscheint am Tische ein Darbender mit der Bitte um Almosen. Bekundet die Gier in seinem Gesichte die Leere seines Magens und mußt Du ihn zurückweisen, so bringe ihn nicht dazu, Dich anzupacken." Er rät zur Enthaltsamkeit: „Sei enthaltsam in Deinem Begehren. Schweife nicht aus im Reden, verschiebe nicht den Zeitpunkt zur Einschränkung Deiner Begierden. Es ist eine schlimme Sache, den Augenblick dafür zu versäumen. Sei nicht maßlos im Erwerbe für Dein Haus. Ist doch Enthaltsamkeit des Herzens ein Reichtum. Wer nicht am Reichtum klebt, der gewinnt einen solchen." Er warnt vor Diebstahl: „Binde die Garben auf Deinem eigenen Felde und sättige nicht den Magen von den Feldfrüchten des Nachbars. Verwerflich ist die Behauptung: Es ist jedweder gleich wie der Besitzer." Er giebt aber auch Weisungen für den Verkehr mit Vorgesetzten und Untergebenen und für die Behandlung der Dienstboten: „Wenn Du ein Untergebener bist, so mache Platz dem, der höher steht als Du, begrüße ihn ehrfurchtsvoll. Halte Dir vor Augen, wer vor Dir steht. Belästige ihn nicht, betrachte ihn nicht zu oft, es wird ihm dies unangenehm. Rede nicht zu ihm, bis er es verlangt." „Triffst Du mit Deinem Vorgesetzten zusammen, wenn er in gereizter Stimmung ist, so sei zuvorkommend. Neige Deinen Arm und beuge Deinen Rücken. Sei nicht aufbrausenden

Sinnes. Ein schlimmes Wort aus Deinem Munde kann Dich verderben. Besiege ihn vielmehr durch die Achtung, die Du ihm vor Dir einflößest. Das ist mehr wert, als das Aufblitzen Deiner Leidenschaft." — „Hat Dir Gott die Vorstandschaft über einen andern zuerkannt, so sei nicht stolzer Gesinnung gegen ihn. . . . Achte ihn, ehre ihn. — Wenn Jemand sich überhebt, so wird ihm Demütigung durch Gott, der ihn erhoben hat. Er wirft ihn von sich, wenn er ihn zu Boden geworfen." — „Beköstige Deine Dienstboten mit dem, was Dir zu Gebote steht. Wer es fehlen läßt an der Beköstigung seiner Dienstboten, von dem sagen alle Dienstleute: Geht nicht zu diesem Herrn, denn kein Stückchen Brot findet sich unter seinem Dache." An anderer Stelle werden die *Pflichten des Ordners, des Verwalters, des Wächters, des Knechtes* und namentlich ausführlich, wie schon früher hervorgehoben wurde, die des Sohnes gegenüber dem Vater eingeschärft.*

*In ähnlicher Weise ermahnt Ani seinen Sohn zu einem *tugendhaften Leben*: „Ergieb Dich Gott, bewahre Dich für Gott. Dein Auge betrachte die Werke Gottes. Er ist es, der schlägt und an den man sich wendet." — „Bete demütig, tugendhaften Herzens, dessen Worte still und geheim sind. Gott wird Deine Geschäfte begünstigen, Deine Worte hören, Dein Opfer annehmen." — „Sei nicht herzlos. Gott ist es, der Dir die Existenz giebt." — „Wer vieles empfängt und wenig giebt, der gleicht einem, der ein großes Unrecht zufügt." — „Halte nichts Schlechtes von den Leuten." — „Hüte die Zunge." — „Der Busen des Menschen ist der Saal eines Speichers voller Antworten. Wähle die guten aus und verschließe die Bösen. Auf eine grobe Antwort hat man einen Stock. Sprich mit Süße von der Freundschaft, und Du wirst dauernd Frieden haben." — „Der hat nichts Gutes im Sinn, der Böses spricht." — „Der Verräter klagt falsch an, Gott läßt die Wahrheit an den Tag kommen; sein Trug kommt an den Tag und bringt ihn zum Falle." — — „Iß nicht Brot in der Gegenwart des Armen, ohne ihm hiervon zu reichen. Der eine ist reich, der andere arm und das Brot bleibt bei dem, der freigiebig ist. Wer im vorigen Jahre reich war, ist vielleicht noch in diesem ein Landstreicher." — Zugleich erteilt er ihm aber *praktische Ratschläge* für das Leben: „Sei fleißig, halte Dein Auge offen, damit Du nicht als Bettler endest; denn ein Mann, der viel müßig ist, wird nicht geehrt." — „Halte Dir immer einen verläßlichen Verwalter, behalte ihn im Auge und behandle ihn gut." — „Sei freundlich

gegen den Gast; er giebt Dir Antwort, wer er ist. Begrüße ihn freundlich; er wird Dir mitteilen, was ihn herführt." — „Sei nicht aufdringlich und tritt nicht unaufgefordert in das Haus eines Anderen. Was Dein Auge sieht, darüber schweige und erzähle es nicht draußen an einen Anderen, damit es Dir nicht zum todeswürdigen Verbrechen werde." — „Bleib nicht sitzen, wenn ein anderer, der älter oder höher im Rang ist als Du, steht." — „Verkehre nicht mit dem Sklaven eines Anderen, sonst kannst Du in Unannehmlichkeiten kommen. Du redest ihn ab, er entflieht, und Du wirst verklagt." — „Aufstieg und Abstieg, es ist nicht gut, sich für das eine oder andere vorzubereiten. Man muß immer auf den Wechsel gefaßt sein." — „Du hast Dir einen prächtigen Garten angelegt. Müh Dich für Dich ab und rechne nicht auf andere. Bau für Dich selbst ein Haus, das brauchst Du nicht zu teilen." — „Folge nicht den Weibern, laß sie nicht Dein Herz einnehmen! Heiratest Du, so nimm eine junge Frau."*

*Mit diesen Grundsätzen, welche als eine Theorie der Moral bezeichnet werden können, stimmt die übliche Praxis im Leben überein. Was die alten Ägypter als moralisches Handeln betrachteten und was sie im Leben wirklich thaten oder unterließen, ersieht man aus den Grabesinschriften und aus den vielen den Mumien beigeschlossenen Papyrusrollen, auf welchen sich ein Rechenschaftsbericht der Toten über ihr Thun und Lassen vorfindet. Schon in der V. Dynastie verkündet ein Großwürdenträger seine Tugenden mit folgenden Worten: „Nachdem ich die Dinge geschaut habe, verließ ich diese Stätte, an der ich die Wahrheit redete, an der ich Gerechtigkeit übte. Seid gut gegen mich, ihr, die ihr später kommen werdet, und legt Zeugniß ab für euern Ahnen: Das ist das Gute (das er vollbrachte), möchten wir desgleichen thun in dieser Welt! So sprechen die, welche später kommen werden. Ich habe nicht Klage erhoben, ich habe nicht getötet. O mächtiger Gebieter im Himmel und Herrscher des Alls! Ich bin einer, der im Frieden lebte, übend die Frömmigkeit, liebend seinen Vater, liebend seine Mutter, sich hingebend jedem, der mit ihm war, die Freude seiner Brüder, die Liebe seiner Diener, der nie Klage erhob. Ich habe die Dinge verlassen und bin aus der Welt geschieden, bestattet in diesem Grabe. Ich sprach die Wahrheit, die Gott gern hat, tagtäglich. Gutes redete ich mit den Königsbrüdern. Nie sprach ich Verläumdung gegen Jemand auf Erden vor der Majestät meines Herrn." Im Totenbuche rechtfertigt

sich die Seele vor dem Gerichtshofe des Osiris und der 42 Beisitzer in folgender Weise: „Ja, ich kenne Euch Gebieter der Wahrheit und Gerechtigkeit; ich brachte Euch Wahrheit, ich vertilgte für Euch die Lüge. Ich handelte nicht mit List und Trug gegen die Menschen. Nicht bedrückte ich die Witwen. Ich log nicht vor Gericht. Ich weiß nichts von der Lüge! Ich that nichts Verbotenes. Ich ließ keinen Aufseher der Arbeiter täglich mehr Arbeit thun, als ihm zukam. . . . Ich war nicht leichtfertig. Ich war nicht träge. Ich war nicht schwach. Ich war nicht matt. Ich that nichts, was die Götter verabscheuen. Ich machte nicht den Knecht seinem Herrn abspenstig. Ich ließ Niemanden hungern. Ich verursachte keine Thränen. Ich habe nicht getötet. Ich gab keinen Befehl zu hinterlistigem Morde. Ich übte keine Hinterlist gegen irgend Jemand aus. Ich entzog nie den Tempeln die Brote. Ich unterschlug nicht die Opferkuchen der Götter. Nicht entriß ich den Toten ihre Habe und ihre Binden! — Ich betrog nicht. Ich fälschte nicht die Getreidemaße! Ich betrog keinen Finger breit am Maße. Ich eignete mir nichts von den Äckern zu. Ich betrog nicht mit den Gewichten der Wagschale. Ich fälschte nicht das Gleichmaß der Wage. Ich entzog nicht die Milch dem Munde der Säuglinge. Ich jagte die hl. Tiere nicht auf der Weide. Ich fing nicht mit Netzen die hl. Vögel. Ich fing nicht die hl. Fische aus ihren Teichen. Ich hemmte das Wasser nicht zu seiner Zeit. Ich schnitt keinen Arm des Flußes in seinem Laufe ab. Ich löschte das hl. Feuer nicht aus zu seiner Stunde. Ich verletzte nicht den Kreis der Götter bei den ihnen wohlgefälligen Opfern. Ich vertrieb nicht die Rinder von dem, was den Göttern gehört. Ich trieb den Gott nicht zurück bei seiner Prozession. Ich bin rein. Ich bin rein. Ich bin rein." — — — — — „Laßt den Verstorbenen zu Euch kommen, der unschuldig ist, der nicht gelogen, der nichts Böses gethan, nicht gesündigt, kein falsches Zeugnis abgelegt und sich nichts angethan hat. Er hat (überall) Wonne erregt. Von dem, was er gethan hat, reden die Menschen, und die Götter freuen sich darüber. Er ist versöhnt mit Gott durch seine Liebe. Er gab Brot dem Hungrigen, Wasser dem Durstigen, Kleidung dem Nackten, ein Fahrzeug dem, der nicht weiter konnte. Er brachte das Opfer den Göttern, Totenmahle den Verstorbenen. Rettet ihn vor sich selbst! Zeuget nicht wider ihn vor dem Beherrscher der Toten, weil sein Mund rein ist und seine Hände rein sind." *

Unwillkürlich erinnern diese Bekenntnisse der Verstorbenen an die Gebote des Dekalogs, doch tragen sie auch den Stempel der spezifisch-ägyptischen Verhältnisse an sich. So zeigt das Verbot, den Arm des Flusses abzuschneiden, von der Wichtigkeit, welche die Nilbewässerung in Ägypten hatte, sowie die Verbote, sich fremde Äcker anzueignen, dem Aufseher der Arbeiter allzuviele Arbeit aufzubürden, den Knecht seinem Herrn abspenstig zu machen, die Getreidemaße zu fälschen, beim Gewichte zu betrügen, das Fahrzeug dem Ermüdeten zu verweigern, die Sünden kennzeichnen, welche bei den wichtigsten Produktions- und Verkehrsverhältnissen des Landes am häufigsten zutage traten. Ganz besonders aber tritt in diesen die Moral der Ägypter zum Ausdrucke bringenden Äußerungen der Einfluß hervor, den die Religion des Landes auf die Sittlichket seiner Bewohner nahm. Die Schädigung der heiligen Tiere, das Entreißen der Binden der Toten sind Sünden, die nur bei den Ägyptern möglich waren, auch das Unterschlagen der Tempelbrote und Opferkuchen, das Auslöschen des hl. Feuers und das Zurücktreiben der Gottheiten bei den Prozessionen bezieht sich auf besondere äußere Formen der ägyptischen Gottesverehrung.

*Um aber den Einfluß, den die **Religion** auf die gesamte Erziehung im alten Ägypten nahm, zu würdigen, ist es notwendig, auf dieselbe näher einzugehen. Die Religion Ägyptens ging aus den eigentümlichen Naturverhältnissen des Nilthales hervor. Sie beruhte auf einer Personifikation der in der Natur vorhandenen dem Menschen schädlichen oder nützlichen Kräfte. Unzweifelhaft wurden die Sonne, welche den Tag erzeugt und durch ihre Strahlen die Vegetation aus der Erde lockt und zur Reife bringt, der Mond, die Sonne der Nacht, der Nil, dessen Bewässerung das Land seine Fruchtbarkeit dankt, die Erde, welcher die Früchte, die der Mensch zum Leben braucht, entsprießen, schon in der ältesten Zeit verehrt. Auch die nützlichen Tiere, das Rind, der Hund, die Katze, der Ibis und Sperber waren Gegenstände der Verehrung des Volkes. Dasselbe gilt von dem heißen Winde der Wüste, der versengenden Sonne des Sommers, der finstern Nacht, dem Krokodil und sämtlichen Mächten, die dem Menschen gefährlich erschienen. Indem diese sich dem Menschen aufdrängenden Mächte in den verschiedenen Landesteilen unter verschiedenen Namen verehrt wurden, und indem eine Differenzierung jeder einzelnen Gottheit in verschiedene, sei es nach dem Geschlechte, sei es nach verschiedenen Phasen ihrer Erscheinung unterschiedene Einzelgottheiten eintrat,

vermehrte sich die Zahl der Götter und Göttinnen. Auch die höhere Zivilisation begünstigte das Anwachsen der Zahl der Gottheiten. So dürfte Thot und der ihm geheiligte Hundskopfaffe, das dem Menschen ähnlichste Tier Ägyptens, als Personifikation der Segnungen der Kultur erst mit deren höherer Entwicklung in das ägyptische Pantheon gelangt sein. Da bei jedem Volke die Spekulation zuerst auf dem Gebiete der Religion, dem wichtigsten in seiner frühesten Entwicklung, zur Geltung kommt, so machte sich auch bei den Ägyptern das Bedürfnis fühlbar, ein geordnetes Religionssystem zu schaffen. Je nach der geistigen Entwicklung des Volkes gestaltete sich auch sein Religionssystem um. Anfangs waren es physikalische oder besser gesagt kosmogonische Erkenntnisse, welche zu einer bestimmten Anordnung und Gliederung der Gottheiten führten, später beeinflußten psychologische und philosophische Theorien die Ausgestaltung der ägyptischen Theologie. Vor allem erhielt der Kultus der Tiere bei dem geistigen Fortschritte des Volkes einen anderen Charakter. Die Tiere wurden als Inkarnationen, später als Symbole der Gottheiten gefaßt, und als solche mit dem Pantheon in Verbindung gesetzt, sodaß jeder Gottheit ein oder auch mehrere Tiere zugewiesen wurden.*

*Der Einfluß der Religion auf die Erziehung des Volkes trat zunächst in dem Gottesdienste zu tage. Das Volk und jeder Einzelne aus dem Volke verehrten in den Gottheiten mächtige Gewalten, zu denen sie in allen Bedrängnissen des Lebens Zuflucht nahmen. Von ihnen erflehten sie Glück und Segen, zu ihnen wandten sie sich um Abwendung von Unheil und Gefahren. Gebete, Opfer und Festlichkeiten waren zunächst die Mittel, um sich die Gunst der Himmlischen zu erwerben. In dem Bekenntnis der Schwäche und in der Anerkennung der Übermacht der göttlichen Gewalt, der sich die Zuversicht auf wirksame Hilfe von ihrer Seite zugesellte, lag ein wichtiges sittigendes Moment. Aber auch der Umstand, daß man dem Gottesdienste, dem Verkehre mit den höchsten Mächten, die größte Feierlichkeit zu geben suchte, daß alle Kunst und alle Ehre, die der Mensch zu erdenken vermochte, in den Dienst der Gottesverehrung gestellt wurde, machte die Religion zu einem Faktor in der Erziehung des Volkes. Die großartigen Tempel mit ihren kolossalen Göttergestalten und ihren prächtigen Geräten, die schwungvollen Hymnen und Gesänge, die feierliche Musik, die pomphaften Aufzüge und die sinnvollen Zeremonien, mit welchen die höchsten geistlichen und weltlichen Würdenträger, ausgestattet mit allen Insignien ihrer Macht,

den Gottesdienst verrichteten, ergriffen das Gemüt der Masse und erhoben sie aus der niederen Sphäre des Alltagslebens in eine höhere, geistige Region, zu welcher die Erbärmlichkeit des Erdendaseins nicht hinaufreichte. Freilich faßte die große Masse der Bevölkerung im alten Ägypten, grade so wie in allen Ländern, das Äußere des Kultus ins Auge und glaubte durch nichtige Formeln und Handlungen die Hilfe und den Schutz der Gottheiten zu gewinnen. Durch das Herabsagen oder Herablesen bestimmter Gebete, durch Talismane und Amulette, durch Wallfahrten zu besondern Tempeln, durch die Wartung und Pflege heiliger Tiere u. dgl. Aberglauben trug sie dem religiösen Bedürfnisse Rechnung. Selbst die höchsten Lebenskreise blieben von diesem Aberglauben nicht frei. Wird doch in einem Papyrus erzählt, daß zur Heilung einer Königstochter (Bint-resch), die an einen arabischen Fürsten (in Bachatan) vermählt war, die Statue des Gottes Chonsu aus Ägypten gebracht wurde und daß diese die gewünschte Heilung herbeiführte. Aber abgesehen davon, daß selbst der Aberglaube auf einer niederen Bildungsstufe seine Berechtigung hat und mitunter das Leben und die Handlungen des Menschen in günstiger Weise beeinflußt, hat die Moral der Ägypter durch den Glauben eine Förderung erfahren, daß die Götter in Tiergestalten auf Erden weilen und den Gang der Dinge überwachen, daß sie also als Zeugen der Handlungen des Menschen das Gute und das Böse, das er thut, sehen und beobachten. Dadurch fühlte sich der Ägypter unter steter Kontrolle der Himmlischen und fürchtete sich, durch ein sündhaftes Leben sich ihre Gunst zu verscherzen. Namentlich hat aber der Glaube an eine Fortdauer nach dem Tode und an eine Vergeltung im Jenseits die Sittlichkeit gefördert. Dieser Glaube ging offenbar aus der Naturbetrachtung hervor. Das Wiederaufblühen der Natur im Frühjahre, das in dem schönen Naturmythus von Osiris und Isis verherrlicht erscheint, und das Unter- und Aufgehen der Sonne, das alltäglich sich vollzieht, hat schon in der frühesten Zeit Ägyptens den Glauben an eine Fortdauer des Menschen nach dem Tode, an eine Auferstehung in einem Reiche des Lichtes hervorgerufen und blieb ein Dogma, das von der Bevölkerung Ägyptens bis in die spätesten Zeiten festgehalten wurde und ihre Lebensführung beeinflußte. In der Überzeugung, daß das Schicksal nach dem Tode von seiner Lebensweise auf Erden abhänge, daß er vor der Entscheidung über sein künftiges Schicksal vor Osiris, dem Herrn der Unterwelt, strenge Rechenschaft über sein

Thun und Lassen ablegen müsse, hatte der Ägypter in seinem Leben die menschlichen und göttlichen Gesetze stets vor Augen und suchte ihnen gemäß sein Leben einzurichten.*

*Noch wichtiger erscheint der Einfluß der Religion in Ägypten, wenn man die Entwicklung ins Auge faßt, die sie bei den Gebildeten und Gelehrten genommen hatte. Neben der Astronomie, deren Ursprung auf den Wunsch des Menschen, den Willen der Götter und die Zukunft zu erforschen, zurückzuführen ist, wurzelt in der ägyptischen Religion alle Wissenschaft, welche die Entstehung der Welt und des Menschen, die Kräfte der Materie und des Geistes erforscht, das Gute und das Böse bestimmt und erklärt und in die Geheimnisse des Überirdischen, Metaphysischen eindringt, um darnach dem Menschen die Aufgabe seines Lebens und sein Ziel vorzuzeichnen. Es zeigt sich, daß die Religion der Gebildeten ein Monotheismus war, der sich dadurch mit der Volksreligion abfand, daß er die vielen Gottheiten entweder als untergeordnete Geister, oder aber als besondere Erscheinungen und personifizierte Eigenschaften des einen Gottes erfaßte. Ursprünglich bestand nach dem Glauben der Ägypter ein Chaos, Nu. Von aller Ewigkeit her erzeugte sich in diesem Chaos Gott „der Einige, der wahrhaft vorhandene, der einzig wirklich Lebendige, der alleinige Erzeuger im Himmel und auf Erden, der nicht erzeugt ward, der Vater der Väter und die Mutter der Mütter." Er ist unwandelbar, allgegenwärtig, unermeßlich. Er empfängt in sich und gebärt aus sich unablässig und bringt so von Ewigkeit ein zweites Selbst hervor. Er ist also Vater, Mutter und Sohn zugleich. Aus ihm gingen als seine Glieder hervor die Götter, die sich mit ihm zu wohlthätigem Wirken einten. Zunächst entwirrte er das Chaos und sprach zur Sonne „Komm zu mir." Die Sonne kam und begann zu scheinen. Auf sein Gebot ebnete der leuchtende Schu die Erde und schied die Gewässer in zwei getrennte Massen. Aus der einen, die sich über das Erdreich ergoß, entsprangen die Flüsse und das Weltmeer, die andere schwebte in den Lüften und bildete das Himmelsgewölbe, „die Wasser der Höhe," auf welchen die Gestirne und Götter, von einer ewigen Strömung ergriffen, auf und ab zu fluten begannen Durch die Schöpfung hatte aber Gott die übelwirkenden Naturkräfte, „die Söhne des Abfalls," gegen sich aufgebracht. Ihr Oberhaupt Apap (als Schlange dargestellt) versuchte das göttliche Werk zu zerstören. Es begann der Kampf des Guten und Bösen. Das Gute, materiell gefaßt, ist der Nil und die Sonne, das Böse

die Wüste und die Nacht. Gott wurde mit der Sonne, Ra, deren tägliche Geburt als das deutlichste Ebenbild der beständigen göttlichen Erzeugung erschien, und das Böse mit der Finsternis der Nacht identifiziert. Darum erscheint als Ausdruck für Gott Ra allein oder in Verbindung mit dem Hauptgott Thebens, Ammon-Ra; aber auch die Hauptgottheiten anderer Orte, Osiris, der Gott von Abydos, Tum, der Gott von Heliopolis, Chem, der Gott von Koptos bezeichnen oft den einen Gott. Zwar besiegte Gott die schädlichen Mächte, vernichtete sie aber nicht. Darum suchen sie fortwährend die Ordnung der Natur zu unterbrechen. Nach Bändigung derselben fährt Gott in seiner Schöpfung fort: „Er bildete die Erde, das Silber und das Gold, den ächten Lapis nach seinem Wohlgefallen. — Er macht Kräuter zum Leben der Heerden, nährende Pflanzen für die Sterblichen. Er schafft Leben den Fischen im Strome, den Vögeln unter dem Himmel. Er gewährt Odem dem, was im Ei ist. Er läßt leben das Gewürm, giebt zu leben den Vögeln, Gewürm und Vögeln allzumal. Er schafft Vorrat der Ratte in ihrem Loche und ernährt den Vogel auf dem Aste... Preis sei Dir, der Du sie machtest allesamt!... Die Menschen gehen hervor aus Deinen Augen und verbreiten sich auf Erden, die Heerde des Ra... Die Ägypter (Retu), die Neger (Nahsi), die Asiaten (Aâmu) und die hellfarbigen Nordvölker, ... sie alle sagen: Preis Dir, daß Du unter uns weilst... Wir werfen uns vor Dir nieder, weil Du uns erschufest."*

Wie der Mensch aus der Hand Gottes hervorging, verstand er nichts von den Künsten des Lebens; selbst die Sprache fehlte ihm. Da stieg Gott auf die Erde herab und offenbarte sich dem Menschen in verschiedenen Gestalten, als Ammon Ra (in Memphis Ptah, in Heliopolis Atum), als Schu (Sohn des Ra), Seb, Osiris, Unnofre, Set und Hor.

Das Leben des Menschen verglichen die Ägypter dem Laufe der Sonne, seine Geburt dem Sonnenaufgang, seinen Tod dem Sonnenuntergang. Wie aber die Sonne wieder aus der Nacht hervortritt, so sollte auch der Mensch wieder auferstehen und zu einem zweiten Leben wieder geboren werden. Sein Erdendasein wurde nur als eine Station, eine Entwicklungsform (cheprau) seines Daseins, dessen Anfang und Ende gleich unbekannt ist, aufgefaßt.

*Während dieses Erdendaseins besteht er aus der Vernunft (Schu) und dem Körper. Durch diesen haftet er am Stoffe, durch jene steht er mit Gott in Verbindung. Der Funke Vernunft hat

die Machtvollkommenheit, die Elemente zu beherrschen, verliert sie aber durch die Verbindung mit dem Körper. Er würde aber sofort den Körper zerstören, wenn er ihn unmittelbar berühren würde. Darum hüllt er sich in eine immerhin noch göttliche Substanz, die Seele (ba). Doch diese ist noch zu lauter, um unmittelbar mit dem Körper in Verbindung zu treten. Hierzu bedient sie sich des Hauches oder Odems (Nifu). Dieser ergießt sich durch den Körper, ohne ihn zu schädigen, schwellt die Venen und Arterien, mischt sich mit dem Blute und haucht dem Stoffe Leben ein. Der Leib (cha) umhüllt also den Hauch, der Hauch die Seele, die Seele, die Vernunft. Während Leib, Hauch und Seele auch die Tiere haben, ist die Vernunft das charakteristische Attribut des Menschen. Vermöge seiner Vernunft lernt er das Gute und das Böse unterscheiden. Die Vernunft sucht ihn der Herrschaft des Leibes, der Lüste und Begierden zu entreißen. Es entbrennt dann der Kampf zwischen dem Sinnlichen und Göttlichen im Menschen. Oft siegt der Körper, die Vernunft verläßt ihn, er sinkt zum Tiere herab. Oft siegt aber die Vernunft, dann befreit sich die Seele von den Fesseln der Sinnlichkeit, strebt nur dem Guten zu und ahnt, wenngleich ihr Blick durch den stofflichen Schleier getrübt ist, den ewigen Glanz des Göttlichen.*

*Beim Tode des Menschen zieht sich der Hauch in die Seele zurück. Das Blut erstarrt, die Venen und Arterien entleeren sich und der Leib zerfiele, wenn man ihn nicht einbalsamieren würde. Die Vernunft wird ihrer Hülle ledig und wird ein reiner Geist, ein Dämon. Die Seele erscheint aber vor dem Gerichtshofe des Osiris, der Sonne und des Herrn der Unterwelt. Dieser entscheidet mit 32 Richtern über ihr weiteres Schicksal. Spricht ihr Herz gegen sie, wird sie auf der untrüglichen Waage der Wahrheit und Gerechtigkeit zu leicht befunden, dann wird sie ihrer Vernunft zur Züchtigung übergeben. Diese fährt mit dem göttlichen Feuer ausgerüstet in die Seele, weckt in ihr quälende Reue, züchtigt sie mit der Geißel ihrer Sünde und treibt sie zwischen Erde und Himmel umher. In ihren Qualen sucht sie menschliche und tierische Körper auf, dringt in sie ein, belädt sie mit Fluch und stürzt sie in Mordthaten und Wahnsinn.[1]) Nach Jahrhunderten solcher Qualen, nachdem sie ihre Sünden

---

[1]) Man hielt die Wahnsinnigen in Ägypten, wie auch noch im Christentum, für Menschen, die von bösen Geistern besessen sind.

abgebüßt, sinkt sie in das Nichts zurück.[1]) — Die gerechte Seele hat aber noch mancherlei Prüfungen zu bestehen. Sie schwingt sich durch unbekannte Räume, geleitet von ihrer Vernunft und ermutigt durch die Hoffnung auf die bevorstehende Seligkeit empor. Ihre Kräfte und ihr Wissen sind gewachsen. Sie kann alle Gestalten annehmen. Bald erscheint sie als Goldsperber, bald als Kranich, bald als Viper, bald als Schwalbe.[2]) Vergeblich tritt ihr das Böse (als Krokodil, Schildkröte oder auch Schlange dargestellt) entgegen. Sie überwindet alle Hindernisse und gelangt zu ewiger Seligkeit. Da durchdringt sie vollständige Klarheit, sie gesellt sich dann der Schaar der Götter zu und schreitet mit diesen einher in der Anbetung des vollkommensten Wesens. In der höchsten Vollkommenheit wird sie ganz „Vernunft" und sieht Gott von Angesicht zu Angesicht und versenkt sich ganz in ihn.*

*Diese Ansichten, die größtenteils in dem Totenbuche niedergelegt erscheinen, zeugen von der höheren Entwicklung, den die Forschung über die Entstehung der Welt, das Werden und Vergehen des Menschen und das Leben nach dem Tode bei den Ägyptern genommen hatte. Manche dieser Ansichten kehren bei anderen Völkern wieder. Daß die Welt durch die Macht eines Gottes aus dem Chaos hervorging, ist ebenso gut jüdische und christliche, als griechische und römische Annahme. Die Dreieinigkeit des einen vollkommenen Schöpfers als Vater, Mutter und Sohn kehrt im Trimurti der Inder und im Christentume wieder. An die Psychologie der Ägypter läßt sich die der Griechen anknüpfen, welche den Geist, als das Göttliche im Menschen, von der Seele, die mit dem Leibe zugrunde gehe, unterschieden. Der Gerichtshof und die Unterwelt haben ihr Analogon in den Lehren des Christentums von der Richterthätigkeit Gottes nach dem Tode. Ebenso kehren die Hölle mit ihren Qualen und der Himmel mit seinen Freuden in der christlichen Religion wieder, ja die Seligkeit der Frommen daselbst wird fast mit den Worten des Totenbuches dahin festgestellt, daß sie „Gott von Angesicht zu Angesicht sehen und ihn ohne Ende genießen." Aber auch der Brahmaismus erinnert in seinen Lehren von der Vereinigung

---

[1]) Auf einem Denkmale aus der Zeit der Ramessiden sind die Qualen der Sündhaften analog den noch heutzutage bei den niederen Schichten des katholischen Volkes verbreiteten Vorstellungen dargestellt.

[2]) Diese Verwandlung der Seele in verschiedene Gestalten hat die Meinung hervorgerufen, daß die Ägypter an die Wanderung der Seele durch Tierleiber glaubten.

und dem Aufgehen in Brahma und von den Qualen der Sünder nach dem Tode an die ägyptischen Vorstellungen.*

*Gegenüber diesem den Menschen erhebenden und zur Sittenreinheit und Tugend führenden Glauben trat bei der höheren geistigen Entwicklung, die sich namentlich im neuen Reiche in weite Kreise verbreitete, auch eine entgegengesetzte Ansicht zutage. In einzelnen Inschriften zeigt sich der Zweifel an der Fortdauer nach dem Tode und der Glaube an den gleichzeitigen Untergang des Leibes und der Seele. Eine verstorbene Frau ruft ihrem zurückgelassenen Gatten zu: „O Bruder, o Gatte, o Freund, höre nimmer auf zu trinken, zu essen, den Becher der Freude zu leeren, zu lieben und Feste zu feiern! Folg Deinen Wünschen immerdar und laß niemals Dein Herz in Sorgen sein, so lange Du auf Erden weilst! Denn der Amet (die Unterwelt) ist das Land der Schlaftrunkenheit und der Finsternis, eine Wohnung der Trauer für die, welche in ihm weilen. Sie schlafen in ihren körperlosen Gestalten, sie wachen nicht auf, um ihre Brüder zu schauen, sie erkennen weder Vater noch Mutter, es sehnt sich ihr Herz nicht nach ihrer Gattin, noch nach ihren Kindern. Ein Jeglicher erhält Sättigung vom lebenden Wasser, nur ich dürste. Das Wasser kommt zu dem, der auf Erden weilt; das Wasser, wo ich bin, macht mich dürsten. Ich weiß nicht mehr, wo ich bin, seitdem ich in das Land einzog. Ich weine nach Wasser, welches von hinnen gegangen ist. Ich jammere nach dem Lufthauch an den Ufern des Nils, damit er kühle mein Herz in seinem Leid. Denn es haust hier der Gott, dessen Name Alltod ist. Er ruft alle zu sich, und alle kommen, sich ihm zu unterwerfen, zitternd vor seinem Grauen. Er fragt wenig nach den Göttern und den Menschen. Ein jeder ist gleich vor ihm. Ein jeder fürchtet sich, zu ihm zu beten, nicht erhört er ihn. Nicht kommt man ihn zu preisen, denn keinem ist er gnädig, der ihn verherrlicht. Nicht schaut er auf irgend welchen Lohn, der ihm gereicht wird." Allerdings stammt diese Inschrift aus einer verhältnismäßig späten Zeit, wahrscheinlich erst aus der Zeit der Ptolemäer, aber „der feierliche Festgesang" der Ägypter, den Goodwin übersetzte, und der dem Könige Entef aus der XI. Dynastie zugeschrieben wird, zeigt, daß die Ansicht von der Sterblichkeit der Seele als Resultat einer wissenschaftlichen Weltanschauung bereits im alten Reiche vorhanden war. Es heißt daselbst: „Der Körper ist bestimmt zu verschwinden, aber die Atome (Kinder) bleiben selbst seit der Zeit der Vorfahren. Die Götter, die früher waren, bleiben in ihren Gräbern, die Mumien

der Heiligen sind eingehüllt in ihre Grabkammern. Die, welche Häuser bauten, und die, welche keine Häuser hatten, sieh, was wird aus ihnen? Ich hörte die Worte des Imhotep [1]) und Hartatef.[2]) Es wird gesagt in ihren Sprüchen. „Nach all' dem, was ist Glück? Ihre aufgetürmten Wälle sind zerstört, ihre Häuser verschwunden. Kein Mensch kommt von dort, der meldet von ihnen, der erzählt von ihren Beschäftigungen, der aufrichtet unsere Herzen." Ihr geht zu dem Orte, von wo keine Rückkehr ist! Stärke Dein Herz, zu vergessen, wie Du Dich vergnügt hast! Stille Deine Begierde, so lange Du lebst! Salbe Dein Haupt mit Öl, kleide Dich in feines Linnen, geschmückt mit kostbarem Metall, mit dem Geschenke Gottes! Vervielfältige Deine Annehmlichkeiten, gieb Deinem Begehren nach, erfülle Dein Begehren nach dem Angenehmen, so lange Du lebst, nach dem Wunsche Deines Herzens! Der Tag wird kommen, an dem man hinfährt zum Lande, welches das Schweigen liebt. Klagen befreien nicht den, der im Grabe ist. Feiere Feste mit strahlendem Angesicht! Du siehst, daß niemand seine Güter mit sich nimmt. Niemand, der dorthin geht, kehrt zurück."*

Also schon in der ältesten Periode ägyptischer Geschichte findet man Spuren einer Philosophie, welche an die Stelle der Unsterblichkeit des Geistes die Unsterblichkeit der Materie setzt und infolge dieser materialistischen Weltanschauung den Sinnengenuß predigt. Der Pessimismus und Materialismus ist eine immer wiederkehrende Phase in dem Kreise, in welchem sich die metaphysische Spekulation der Menschheit bewegt.

*Die Stellung Ägyptens in der Geschichte der Erziehung ist viel wichtiger, als die Chinas oder Japans. Denn während die mongolischen Stämme dieser Länder keinerlei Einfluß auf die Erziehung im Abendlande genommen hatten, verdankt das Abendland und die Gegenwart den Ägyptern gar viele Errungenschaften im Erziehungs- und Bildungswesen. Es ist bekannt, daß Ägypten den Griechen als das Land galt, wo alle Weisheit und Gelehrsamkeit seit den ältesten Zeiten heimisch war. Ihre frühesten Philosophen haben aus ägyptischer Quelle das Wissen geschöpft, durch welches sie über alle ihre Zeitgenossen hervorragten, und das man an ihnen bewunderte. Pythagoras, Thales und Plato haben

[1]) Ein Sohn des Ptah, der als Erfinder der Wissenschaften verehrt wurde.

[2]) Der Sohn des Königs Menkera aus der IV. Dynastie, dem ein mystisches Werk zugeschrieben wurde.

sich an ägyptischer Weisheit gebildet. Namentlich hat aber zu der hohen Entwicklung, welche die griechische Wissenschaft in Alexandrien erlangte, die uralte ägyptische Kultur beigetragen. Auch für die Ausbildung der christlichen Theologie waren die religiösen Anschauungen der Ägypter nicht ohne Bedeutung. So fließt der Strom der Bildung aus ägyptischer Quelle durch zwei mächtige Kanäle, durch die alexandrinische Schulgelehrsamkeit und die christliche Religion nach Rom und über dieses nach dem ganzen mittleren Europa. Zwar lassen sich nicht all die feinen Äderchen verfolgen, die aus Ägypten diesem Strome zuflossen, und es fehlt noch an den erforderlichen eingehenden Detailforschungen, um dieselben zu entdecken und bloßzulegen, aber immerhin kann man auf einzelne Momente in dem Bildungswesen des Abendlandes hinweisen, welche ihren Ursprung wahrscheinlich in Ägypten haben.*

*Die Organisation des Unterrichtes und der Erziehung bei den Neupythagoräern hat gewiß ihr Vorbild in den ägyptischen Priesterschulen, und das Bewußtsein von dieser Abstammung findet in der Tradition deutlichen Ausdruck, daß ihr sagenhafter Urheber, Pythagoras, aus Ägypten den größten Teil seines Wissens geholt habe. Unzweifelhaft wurden bei der Einrichtung der Klosterschulen des Mittelalters die gleichartigen Institutionen der neupythagoraeischen Gemeinschaften berücksichtigt und in vielem nachgeahmt. Und wenn unser heutiges Bildungswesen im Einzelnen auf die Klosterschulen des Mittelalters zurückgeht, so reicht es zugleich mit diesen in die graue Vorzeit der ägyptischen Priesterschulen zurück. Insbesondere zeigt sich auch in den Gegenständen, welche in die Schulen des Mittelalters eingeführt wurden und noch heute in unseren Schulen gelehrt werden, altägyptischer Einfluß. Es ist keine allzukühne Annahme von Steins, daß das sogenannte Quadrivium des Mittelalters, die Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, dem alten Ägypten zu danken ist. Der Name Pythagoras, der mit allen diesen Disziplinen in Verbindung gebracht wird, verrät die Quelle, der sie entstammen. Es ist überdies Thatsache, daß die Ägypter in den genannten Wissenschaften es schon in früher Zeit weit gebracht hatten und daß ihr hoher Stand in der alexandrinischen Epoche auf ägyptischen Einfluß zurückzuführen ist. Aber auch die Einrichtung, daß in den Klöstern des Mittelalters ein Teil der Mönche sich der kirchlichen Kunst, ein anderer der Arzneikunde widmete, hat zu viel Analogie mit den Priesterschulen des alten Ägyptens, als daß man die Annahme einer freilich

mittelbaren Entlehnung zurückweisen könnte. Desgleichen ist die Einführung einer namentlich in dem heutigen Bildungswesen wichtigen Einrichtung, — der Bibliotheken, — auf Ägypten zurückzuführen. Zwar gab es solche auch frühzeitig in Mesopotamien, aber der Ruhm, den die Bibliotheken von Alexandrien in der griechischen Wissenschaft erlangten, verweist auf das Nilland als die Heimat derselben.*

Was endlich die Religion, dieses wichtige Erziehungsmittel der Völker anbelangt, so hüllt sich der Ursprung derselben gewöhnlich in ein mystisches Dunkel, das nur schwer und auch nicht gern beseitigt wird. Wenn man sich aber vergegenwärtigt, daß das Totenbuch der Ägypter viele Jahrhunderte vor Moses entstand, daß die Israeliten sich längere Zeit in Ägypten aufhielten und Alexandrien als eine wichtige Metropole des Christentums in der frühesten Zeit seiner Entwicklung erscheint, so kann man sich der Vermutung nicht verschließen, daß in das Judentum und Christentum ägyptische Elemente Eingang fanden. In der That deuten die Schaubrote der Juden auf die gleichartige Form des ägyptischen Kultus; die Infeln und Krummstäbe der christlichen Bischöfe erinnern zu sehr an die gleichen Attribute der ägyptischen Könige und Großwürdenträger, als daß sie ihre ägyptische Quelle verleugnen könnten; selbst das Kreuz kommt als Symbol des Lebens in unvordenklicher Zeit auf den Denkmälern der Ägypter in den Händen ihrer Götter vor. Daß in der Moral des Dekalogs fast wörtliche Anklänge an altägyptische Texte, in der Lehre von der Auferstehung, von dem Tode und dem Fortleben in einer zweiten Welt ganz christliche Anschauungen zutage treten, wurde angedeutet.

*Die Ägypter haben demnach in der Erziehung die Grundlagen geschaffen, auf welchen der ganze Bau unseres Unterrichts- und Erziehungswesens ruht. Zwar ist manches in diesen Grundlagen nicht spezifisch ägyptisch, sondern allgemein menschlich. Dieses allgemein Menschliche trat sowohl in der Erziehung bei den Naturvölkern, als auch bei den Chinesen zutage. Während aber das, was sich bei den Naturvölkern vorfindet, die Vorbedingung für das Erziehungssystem jedes Kulturvolkes, somit auch der Ägypter bildet, kann weder von einer Beziehung noch von einer Einwirkung Chinas auf Ägypten oder Ägyptens auf China die Rede sein. Es könnten höchstens die Analogien und die Unterschiede in dem Erziehungssysteme beider Völker hervorgehoben werden. Aber einen Fortschritt oder Rückschritt von einem Volke zum andern anzunehmen,

dazu liegt kein Anhaltspunkt vor. Beide Erziehungssysteme haben sich gleichzeitig aber gänzlich unabhängig von einander entwickelt, und man kann also auch nicht von einer Entwicklungsphase des menschlichen Geistes sprechen, selbst wenn man diese für die Geschichte unpassende Abstraktion in Anwendung bringen wollte. Man könnte höchstens die Eigentümlichkeit der mongolischen und mittelländischen Rasse hervorheben, die sich in den Erziehungssystemen der beiden Völker ausspricht, wenn man es wagen dürfte, aus einem Individuum auf die ganze Gattung zu schließen. Da dies aber nicht gestattet ist, so mag es genügen, die Geschichte der Erziehung der Ägypter in ihrer Beschränkung auf ihr Land dargestellt und ihren Einfluß auf die spätere Erziehung in allgemeinen Andeutungen gekennzeichnet zu haben.

D. Die Erziehung bei den semitischen Völkern.

Das Gebiet der Semiten erstreckt sich von der Halbinsel des Sinai und dem rothen Meere bis zum Hochlande von Iran und dem persischen Meerbusen, und von den armenischen Bergen und den Küsten des Mittelmeeres südwärts bis zu den Gestaden des indischen Oceans. Die Verschiedenheit des Klimas, der Bodenformation 2c. in diesem weiten Lande und die *Verschiedenheit* in den leiblichen und geistigen Anlagen der dasselbe bewohnenden Menschen rief die Trennung der Semiten in verschiedene Völker, die Spaltung ihrer Sprache in verschiedene Dialekte, die Gegensätze in ihrem ganzen Geistesleben hervor. Aber trotz aller Verschiedenartigkeit in Sprache, Charakter, Sitte und Lebensweise der einzelnen semitischen Volkszweige, haben doch alle eine nicht geringe Familienähnlichkeit, die sich in der Einförmigkeit und Armut ihrer Sprachen, in dem einfachen Neben- und Nacheinander der Satzordnung 2c., — in dem angeborenen Mangel am philosophischen Denken, — in der geringen Anlage zu wahrhaft ästhetischen Kunstschöpfungen und zu plastischen Gestaltungen, in der Unfähigkeit, ein politisch freies Staatsleben zu entwickeln, zeigt. Es *wurzeln* diese Eigentümlichkeiten in der stark ausgesprochenen Subjektivität, in der Tiefe der Gemütsinnerlichkeit, die das Zentrum des semitischen Geisteslebens bildet, in dem zähen, thatkräftigen Mute und im praktischen Unternehmungsgeiste, sowie im Egoismus, in der Intoleranz und in dem bis zum Fanatismus gesteigerten Glauben an ausschließliche Berechtigung.

Es treten im semitischen Volksgeiste zwei entgegengesetzte Elemente hervor: ein unbändiger Trieb der Selbsterhaltung, der durch einen scharfen, durchdringenden, den eigenen Vorteil schlau erwägenden Weltverstand und durch ein entschieden mechanisches und praktisches Talent unterstützt wird; und dann tiefste Innerlichkeit und träumerische Gemütsfülle, die oft in höchste Begeisterung aufflammt und die der Grund geworden ist, daß aus dem semitischen Völkerzweige die drei Religionen des geistigen Monotheismus, die hebräische, christliche und mohammedanische, hervorgegangen sind.

Der Hauptstamm der Semiten zerfällt in einen nördlichen und südlichen Zweig. Dem nördlichen Zweige gehören die Bewohner des mesopotamischen Tieflandes, die Babylonier und Assyrer, die Aramäer im syrischen Bergland, die Hebräer in Palästina und die Phöniker im syrischen Küstenlande an, zu denen auch die Punier an der Nordküste Afrikas zu zählen sind. Der südliche Zweig umfaßt die verschiedenen Stämme der arabischen Halbinsel und einzelne Stämme Abessiniens. Während der letztere Zweig erst in der Geschichte des Mittelalters zu welthistorischer Bedeutung gelangte, haben einzelne Stämme des nördlichen Zweiges schon in den frühesten Zeiten des Altertums einen maßgebenden Einfluß auf die Kulturentwickelung der Menschheit genommen. Vor allen gilt dies von den Babyloniern, Assyrern und Hebräern, weshalb deren Erziehungsgeschichte unsere vollste Beachtung beansprucht. Zwar erscheinen auch die Phöniker als ein für die Verbreitung vieler Kulturmomente wichtiges Volk. Aber sie sind nicht so sehr Schöpfer, als vielmehr Vermittler dieser Kulturmomente, zudem sind die von ihnen erhaltenen Überreste und Traditionen zu spärlich, als daß eine zuverlässige Geschichte dieses Handelsvolkes geschrieben werden könnte. Deshalb wird auch das Wenige, was von seiner Erziehungsgeschichte zu sagen ist, passend als Anhang an die Geschichte der Babylonier und Assyrer angefügt werden können.

a. Die Erziehung bei den Babyloniern und Assyrern; die Phöniker.

*Quellen und Hilfsschriften. Seitdem die von diesen Völkern in den Trümmern ihrer Metropolen zurückgelassenen Keilschriften gelesen werden können, bilden diese die besten und zuverlässigsten Quellen. Eine Übersicht über die gelesenen Texte bringt das schon erwähnte Werk Records of the Past und A. H. Sayce's babylonische Literatur, übersetzt von K. Friederici. Leipzig, 1878.

Übersetzungen vieler Texte geben auch die verschiedenen Hilfsschriften, namentlich Fr. Lenormant's Les premières civilisations, Paris, 1872. Desselben Verfassers Les sciences occultes en Asie. 1. Magie. 2. Divination, Paris, 1874, übersetzt Jena, 1878, und Etudes cunéiformes, Paris, 1877—79. G. Smith's Assyrien Dicoveries, London, 1875 und J. Menant's Découvertes Assyriens. La bibliotheque du Palais de Ninive, Paris, 1880. Zu den einheimischen Quellen gehört auch das in Fragmenten erhaltene, in griechischer Sprache geschriebene Werk des Berosos, eines babylonischen Priesters (um 280 v. Ch.), betitelt „Babylonische Geschichte." — Unter den fremden Quellen nimmt die Bibel den ersten Rang ein. Hinter ihr stehen die griechischen Historiker Herodot, Diodor u. a. zurück.*

Von Hilfsschriften sind neben den soeben erwähnten und den p. 195 angeführten (von Weber, Duncker, Lenormant und Maspero) noch hervorzuheben: Georg Rawlinson The five great monarchies of the ancient eastern world, 4. Aufl., 1879, in 3 Bdn. J. Menant Annales des rois d'Assyrie, Paris, 1874. J. Oppert l'immortalité de l'âme chez les Chaldéens, Paris, 1875. G. Smith Assyria, London, 1875 und The history of Babylonia, nach seinem Tode herausgegeben von Sayce, London, 1877. Ed. Schrader Keilinschriften und Geschichtsforschung, Gießen, 1878. Mürdter Kurzgefaßte Geschichte Babyloniens und Assyriens nach den Keilschriftdenkmälern, Stuttgart, 1882. Dr. Fr. Kaulen Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen, 2. Aufl., Berlin, 1883. Fritz Hommel Die semitischen Völker und Sprachen, I. Vorsemitische Kulturen in Ägypten und Babylonien, Leipzig, 1883. Ed. Meyer Geschichte des Altertums, I. Bd., Geschichte des Orients, Stuttgart, 1883 und Fritz Hommel Geschichte Babyloniens und Assyriens als 2. Thl. der allgemeinen Geschichte von W. Oncken, im Erscheinen begriffen.

Die biblische Tradition verlegt den Ausgangspunkt der Semiten nach dem armenischen Berglande. Von hier aus zog ein Teil des Stammes, dem Laufe der Ströme folgend, in das Tiefland am Euphrat und Tigris. Das ist das Land, dessen große und schöne Datteln Xenophon preist, von dessen Palmenbäumen und Getreide, „das zweihundertfältige Frucht bringt", Herodot erzählt, das aber jetzt unter der rohen Türkenherrschaft „zu einem weiten Raubfelde" geworden ist. Die Paläste und Tempel, die Prachtbauten der alten Zeit — sagt Ritter — sind alle in Schutt und Graus zerfallen, statt der hängenden Lustgärten und der blühenden Paradiese bedecken graue Rohrwälder die sumpfigen Uferstellen, und eben da, wo einst die Gefangenen von Israel in der geschäftigen Herrscherstadt über das gefallene Jerusalem ihre Klagelieder singen mußten und ihre Harfen schlugen, da sind nur noch die unvergänglichen einzelnen Weiden hier und da stehen geblieben, in deren Einöde aber weder ein Trauerlied noch eine Frauenstimme tönt.

*In diesem Lande trafen die Semiten auf ein Volk, das bereits eine hochentwickelte Kultur besaß. Es gehörte dem turanischen oder

altaischen Stamm an und erscheint auf seinen eigenen Denkmälern unter den Namen Sumir und Akkad, weshalb man es als die **Sumero-Akkadier** bezeichnet. Diese Kultur nahmen die semitischen Stämme[1]) in sich auf, gestalteten sie um und entwickelten sie weiter. Da es unmöglich ist, im Einzelnen nachzuweisen, was vorsemitisch und semitisch ist, so wollen wir einheitlich zusammenfassen, was über die Geschichte und Erziehung der mesopotamischen Stämme überliefert ist. Insoweit es möglich ist, zu sondern, was den Sumeriern und was den Semiten zukommt, soll dies auch wirklich geschehen.*

*Die ältesten Stätten sumerischer Geschichte finden sich im südlichen Teile Mesopotamiens. Die Trümmerhügel von Mugheir, dem alten Ur, Warka, dem alten Erech, Senkereh, dem wichtigen Larsa, Niffer, dem einstigen Nippur, Abushahrein, dem ältesten Heiligtume der Sumerier Eridu, und Tello, dem uralten Sirgulla(?), verkünden uns eine Kultur, welche selbst ins 4. Jahrtausend v. Ch. zurückreicht. Später erst gewannen Babel (bei Hilleh), Sippar-Agadi, das biblische Sephervaim, und Kutha (bei Tell Ibrahim), eine größere Bedeutung. In diesen Städten herrschten Könige, die in mancherlei Kriegen sich befehdeten. Eine Zeitlang geboten die Könige von Elam, dem spätern Susiana, aus dem Stamme der Kossäer (Kuschiten?) auch über das untere Mesopotamien. Schon in dieser Urzeit, die das 4. und 3. Jahrtausend vor der christlichen Ära umfaßt, hatte dieses Volk eine Kultur entwickelt, deren Überreste Bewunderung erregen. Es baute große Paläste und Tempel in einer eigentümlichen stufenförmigen Form, es kannte die Bearbeitung der Metalle und schuf aus Gold, Erz und Eisen allerhand Gerätschaften und Schmucksachen, es erfand eine Schrift und hinterließ in dieser Denkmäler, welche reiche Aufschlüsse über seine Religion geben, aber auch das Bestehen einer geordneten Gesetzgebung und nicht unbedeutender Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie verraten. — Um die Wende des 2. Jahrtausends kamen, wie es scheint, kriegerische Stämme semitischen Ursprungs von Norden her in das Land, unterwarfen es ihrer Herrschaft und begründeten einen neuen Staat, dessen Mittelpunkt die Stadt **Babylon** wurde. Sarnukin erscheint als der Begründer dieses Staates, in welchem

[1]) Weil zumeist da, wo in historischer Zeit Semiten saßen, vor ihnen Hamiten angesiedelt waren, und weil die Bibel in Sinear (Mesopotamien) den Nimrod, einen Sohn des Kusch, als gewaltigen Jäger und mächtigen Herrscher kennt, so nimmt man auch an, daß die sumerische Kultur zuerst von hamitischen und erst nach diesen von den semitischen Stämmen übernommen wurde.

auf Grund der alten einheimischen turanischen Kultur sich eine neue semitische ausbildete. Es wird von ihm erzählt, daß er eine Bibliothek zu Erech gründete, in welcher er die alten Bücher sammelte und neue Bücher, die teils Übersetzungen und Erklärungen sumerischer Werke, teils selbständige semitische Arbeiten enthielten, aufstellen ließ. Neben dem altbabylonischen oder, wie man es gewöhnlich auch nennt, chaldäischen Reiche, entstand ein anderes semitisches Reich, das nach der alten Hauptstadt Assur (dem heutigen Kaleh-Shergat) **Assyrien** genannt wird. Außer der Hauptstadt erblühten daselbst die Städte Ninua (Ninive), dessen Ruinen bei dem heutigen Kujundschuk liegen, und Kalah, jetzt Nimrud, zu hervorragender Bedeutung. Die Kultur dieses Reiches weist nichts Originelles auf, vielmehr stimmt sie mit der babylonischen vollkommen überein. Die Könige Assyriens waren zumeist kriegerische Herrscher. Deshalb fehlte es nicht an Kämpfen zwischen den beiden semitischen Staaten, in welchen bald dieser, bald jener im Vorteile blieb; doch seit Tiglatpileser I. (um 1120) gewann Assyrien an Macht und Ausdehnung und überflügelte Babylonien, das in mehrere kleinere Staaten zerfiel. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts unterwarf Tiglatpileser II. diese Staaten und begründete ein Weltreich in Vorderasien, das sich über Mesopotamien, Syrien, Armenien und einen Teil Klein-Asiens erstreckte. Seine Nachfolger setzten die Eroberungen fort. Unter ihnen sind Salmanassar (IV.), Sargon, Sancherib und Assarhaddon durch ihre Kämpfe gegen die Hebräer aus der Bibel bekannt. Namentlich erfreute sich Assyrien unter Sargon hoher Blüte, von der die Trümmer der Sargonsstadt (Dur Saryukin), das heutige Khorsabad, Kunde geben. Assarhaddon gelang es auch, das Pharaonenreich zu unterwerfen, das sein Nachfolger Assurbanipal behauptete. Dieser Herrscher hat aber nicht so sehr durch Kriege, als durch die Pflege der Wissenschaften und Künste seinen Ruhm begründet; denn von ihm stammt jene Bibliothek, die sich in dem sogenannten Südwestpalast von Kujundschik vorfand, und die einen Einblick in die assyrische Wissenschaft und Kultur gewährt. Doch schon unter seinem Sohne (606) wurde das Reich zerstört, das Volk vernichtet. Sein Erbe trat in Mesopotamien Babylon an, das unter Nebukadnezar eine ähnliche Weltstellung erlangte, wie sie früher Assyrien hatte. Den Mittelpunkt dieses neugegründeten Reiches (**Neu-Babyloniens**) bildete Babylon, in dessen Trümmern sich zumeist Werke dieses mächtigen Königs vorfinden. Doch kurz nur währte der Glanz dieser Monarchie.

Der Perserkönig Kyros eroberte die Stadt, die Herrschaft der Semiten hörte auf, und die Arier gelangten in den Besitz des ganzen vorderen Asiens.*

*Die ältesten Gesetze, die sich aus der sumerischen Zeit erhalten haben, beziehen sich auf **die Familie**, die wichtigste Stätte der Erziehung. Aus ihnen ergiebt sich, daß der Vater die unumschränkte Gewalt über seine Kinder hatte, daß er sie „scheeren", d. h. strafen, ihnen Knechtesdienste auferlegen, ja sie verkaufen konnte. Doch nahm die Mutter im Hause eine würdige Stellung ein. Ihr Name geht dem des Vaters voran, und die Kinder haben ihr deshalb Ehrfurcht zu bezeugen wie dem Vater. Will der Sohn sich seiner Mutter nicht fügen, so wird er geschoren aus der Stadt gejagt und von Erde und Wasser ausgeschlossen." Zwar verrät die Bestimmung, daß eine untreue Gattin in den Fluß zu werfen sei, die untergeordnete Stellung des Weibes, aber das Gesetz, daß der ungetreue Mann eine empfindliche Geldstrafe zahlen muß, beweist, daß diese Unterordnung keineswegs so weit ging, als selbst bei den klassischen Völkern des Altertums. Damit stimmt auch die Thatsache, daß auf dem Throne in den sumerischen Städten gelegentlich Königinnen vorkommen, das weibliche Geschlecht somit zur höchsten Würde, zur Leitung des Staates, gelangen konnte. Bemerkenswert ist auch, daß die Rechte der Kinder gegenüber den Eltern gesetzlich gewahrt erscheinen. Vater und Mutter, welche sich weigerten, ihr Kind anzuerkennen, wurden mit Gefängnishaft bestraft. — In diesen Familienverhältnissen trat eine Änderung ein, als die Semiten mit ihrem sinnlichen Charakter die alte turanische Bevölkerung verdrängten. Da sank das Weib zur Sklavin des Mannes herab. Das Versteigern der heiratsfähigen Mädchen und das Preisgeben der Frauen zu Ehren der Mylitta, von dem Herodot in seiner Schilderung Babyloniens (1– 195 ff.), erzählt, stimmt mit den Nachrichten der Bibel über die Sittenlosigkeit, die in den Hauptstädten Babylon und Ninive herrschte. Der Mann sah in dem Weibe nur das Werkzeug seiner Sinnenlust, gegen das ihm jede Willkür erlaubt war, das aber selbst kein Tadel treffen durfte. Ein Thontäfelchen beantwortet die Frage: „Was ist ein tugendhaftes Weib?" mit den Worten: „Dasjenige, das nach seiner Heirat keinen Mann liebkost, das in Abwesenheit ihres Gatten sich nicht malt, das in Abwesenheit ihres Mannes nicht ablegt die Kleider, dessen Schleier kein Freier aus der reinen Rasse gelüftet hat, die niemals befeuchtete ihre Zähne mit berauschenden Getränken." — Und wie die Frau wurden

auch die Kinder gering geschätzt. Zwar galten die Götter, namentlich Ea, als Stifter der Heiraten und Geber der Kinder, aber sowohl in Mesopotamien, als auch bei den übrigen Semiten bestand die Sitte, die Kinder den Göttern zu opfern. Was die Bibel (II. Könige 17, 31) von den Bewohnern Sipparas verkündet, daß sie ihre Söhne den Göttern Adar Malik und Anunit darbringen, bestätigt ein babylonischer Hymnus an Gott Bin, in dem es heißt: „Der Sprößling, der sich in seiner Menschlichkeit erhebt; — den „Sprößling hat er für sein Leben gegeben; — das Haupt des „Sprößlings hat er für sein Haupt gegeben; — die Stirn des „Sprößlings hat er für seine Stirn gegeben; — die Brust des „Sprößlings hat er für seine Brust gegeben." Bei solchen Zuständen in der Familie konnte die Erziehung der Jugend sich nicht gedeihlich gestalten. Sie wuchs zumeist ohne jede geistige Pflege unter den ungebildeten Weibern und Sklaven im Harem auf.*

Eine Ausnahme fand bei dem bevorzugten Stande der Priester und Wahrsager statt, indem deren Kinder von ihren Vätern schon im Hause sorgfältig unterrichtet und für den Beruf, den sie von ihnen ererbten, vorbereitet wurden. Diodor (II. 29) schildert das Wissen der babylonischen Priester, die er mit dem allgemein üblichen Namen der Chaldäer bezeichnet: „Gewidmet dem Dienste der Götter bringen sie ihr Leben mit Philosophieren zu und erfreuen sich in der Astrologie eines hohen Ansehens. Sie rühmen sich der Wahrsagekunst und verkünden die Zukunft; sie wissen das Übel abzuwenden und das Gute zur Stelle zu schaffen, sei es durch Reinigungen, sei es durch Opfer, sei es durch Beschwörungen. Sie sind erfahren in der Kunst, aus dem Vogelfluge zu wahrsagen, sie verstehen auch Träume und Gesichter zu deuten. Erfahren in der Opferschau gelten sie als Kenner der Wahrheit." Dann fährt er fort: „Dies ihr Wissen haben sie nicht so gelernt, wie die Griechen. Vielmehr ist es bei ihnen Familientradition. Der Sohn lernt es vom Vater und ist darum von jedem öffentlichen Amte befreit. Dadurch, daß die Söhne ihre Väter zu Lehrherren haben, genießen sie einen doppelten Vorteil. Einerseits wird ihnen nichts vorenthalten, und sie lernen alles mit dem zuversichtlichen Vertrauen in die Worte ihrer Väter. Andererseits müssen sie es, weil der Unterricht schon in der frühesten Jugend, also einer Zeit beginnt, in welcher der Mensch am empfänglichsten ist, und weil die Lehrzeit so lange dauert, zu einer großen Fertigkeit bringen."

Aus dieser Stelle würde sich ergeben, daß die Söhne der Chaldäer für ihren Beruf durch die eigenen Väter vorgebildet wurden. Soll damit gesagt sein, daß die Söhne der Priester nur innerhalb der Familie von ihrem Vater allein Unterricht erhielten, so ist dies gewiß unrichtig. Denn bei dem vielseitigen Wissen, das in den zahlreichen uns erhaltenen Werken dieses Volkes niedergelegt erscheint, ist es nicht glaublich, daß dasselbe als bloße Familientradition überliefert worden wäre. Diodor hat wohl die mystisch-babylonischen Geheimlehren der zu seiner Zeit auch in Italien verbreiteten Chaldäer im Auge gehabt und darum vermutet, daß diese als Geheimnis von den Vätern nur ihren Söhnen mitgeteilt werden.

Dagegen bezeugen die einheimischen Denkmäler, daß es Schulen gab. In einem Verzeichnis von Vorbedeutungen wird die Geburt eines Kindes, das an jedem Fuße sechs Zehen hat, dahin gedeutet, daß die Kinder nicht zur Schule gehen werden. Namentlich gab es Priesterschulen in den durch ihre Heiligtümer berühmten Städten zu Babylon, Erech, der Schriftstadt Sippara und beim Tempel des Nebo, des Gottes der Wissenschaft, in Borsippa. Auch am Hofe der Könige bestanden eigene Schulen. Im Buche Daniel (I. 3, 4) wird erwähnt, daß König Nebukadnezar seinem Oberstkämmerer den Auftrag gab, gesunde, schöne, vernünftige, weise, kluge Kinder der vornehmen Israeliten auszuwählen, „die geschickt wären, zu dienen an des Königs Hofe und zu lernen chaldäische Schrift und Sprache. Solchen verschaffte der König, was man ihnen täglich geben sollte von seiner Speise und von dem Weine, den er selbst trank, daß sie also 3 Jahre aufgezogen, darnach vor dem Könige dienen sollten.“ Ganz besonders wurden die königlichen Prinzen erzogen. Der König Assurbanipal erzählt von sich: „Im königlichen Palaste empfing ich die Weisheit Nebos, all' die königlichen Tafeln, die Gesamtheit der Thontäfelchen, alle waren darin, ihre Gegenstände studierte ich ... Ich lernte Bogenschießen, reiten, Bogen spannen.“ All' diese Schulen waren demnach nur für die privilegierten Stände bestimmt. Sie dienten hauptsächlich zur Erziehung der Priester und der königlichen Beamten.

Was an diesen Schulen gelehrt wurde, deutet ganz zutreffend die biblische Stelle an. In erster Linie „Schrift und Sprache der Chaldäer.“ Die Schrift der Assyrer und Babylonier war die von den Turaniern erfundene Keilschrift. Sie ging aus einer Bilderschrift hervor und gestaltete sich im Laufe vieler Jahrhunderte

zu einer Silbenschrift um, welche aus der Zusammenstellung von verschiedenartigen Keilen besteht. Die Lektüre dieser Schrift ist außerordentlich schwierig, weil in ihr zahlreiche *Idrogramme* vorkommen, welche mit verschiedenen Lauten gelesen werden können, also polyphon sind. Ursprünglich für die Wiedergabe der sumerischen Sprache bestimmt, wurden die Zeichen später auch für die semitischen Sprachen angewendet und erhielten einen ganz andern Lautwert. So z. B. wurde mit dem Zeichen der Sonne ◇ (später ≿|) im Sumerischen „ud“ der Tag, „bar“ das Hervorbrechen des Lichtes, glänzen, „lach“ leuchten, bezeichnet und dieses Zeichen auch für diese Silben als Silbenzeichen gesetzt. Da aber im Semitischen die Sonne „sham shu“, der Tag „umu“ heißt, so kann dasselbe Zeichen auch sham shu und umu gelesen werden. Aus der Schwierigkeit der Schrift läßt sich schließen, daß zum Erlernen der Schreibkunst viel Zeit und Mühe erforderlich war.

Da aber die Sprache, in welcher die alten Werke geschrieben waren, nach dem Eindringen der Semiten außer Gebrauch kam, diese Werke aber die Grundlage aller Gelehrsamkeit bildeten, so mußte in den Schulen, welche Gelehrte heranbildeten, dafür gesorgt werden' daß die *todte Sprache* gelehrt und die in ihr geschriebenen Werke verstanden wurden. Hierzu bedurfte es aber einer ununterbrochenen Tradition. Diese erbte sich innerhalb des *Priesterstandes* fort, da hauptsächlich der religiöse Charakter den alten Schriftwerken zu so hohem Ansehen verhalf. Die Priester fühlten das Bedürfnis, die alten in turanischer Sprache geschriebenen Gebete, Zauberformeln und Sagen zu verstehen, die sie bei ihrem Amte brauchten. Darum entwickelte sich in den Priesterschulen ein *systematischer philologischer Unterricht in der sumerischen Sprache*, der auch zu einer systematischen Behandlung der lebenden semitischen Sprachen führte. Unter den erhaltenen Schriftwerken ist ein großer Teil *philologischen* Charakters. Man fand Zusammenstellungen von Schriftzeichen, in denen sie nach ihrem Laut- und Sinnwert und nach ihrer sumerischen und semitischen Bedeutung erklärt werden (Syllabare), Wörterbücher, in denen die Wörter beider Sprachen neben einander angeführt erscheinen, Lehr- und Übersetzungsbücher, eine Grammatik der assyrischen Sprache mit Paradigmen, bilingue Phrasensammlungen u. dgl. Es sind das jene Hilfsmittel, mit welchen die assyrischen Gelehrten ihre Übersetzungen der alten Werke zustande brachten, und die auch in unseren Tagen die Entzifferung der Keilschriften ermöglichten. Aber zugleich erblickt man

in ihnen Lehrmittel, welche beim Unterrichte in den Priesterschulen Verwendung fanden. Manche Täfelchen erscheinen als Präparationen und Arbeiten von Schülern. Zumeist sind es dann Excerpte größerer Werke und Antworten auf gestellte Fragen, bei welchen mitunter der Schüler seine Unkenntnis eingestand, indem er statt der Antwort ein „lu îdi,“ „ich weiß nicht“, hinschrieb.*

*Aber neben der Unterweisung in der Schrift und Sprache fand in den Schulen auch noch ein Realunterricht statt. Über den Stoff, der in demselben vermittelt wurde, geben uns die erhaltenen Thontäfelchen der Bibliotheken reichlichen Aufschluß. Da die Schulen in erster Linie zur Heranbildung der Priester dienten, so stand die Religion im Mittelpunkte der Unterrichtsgegenstände. Es wurden also die hl. Schriften des Volkes gelesen und erklärt und hierdurch die Jugend zugleich zur Religiosität, wie man eben diesen Begriff damals faßte, erzogen. Über die hl. Schriften meldet Berosus eine einheimische Tradition. Nach dieser lebten die Menschen ursprünglich in tierischer Rohheit. Da kam aus dem persischen Meerbusen ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Fisch, mit Namen Oannes. Dieses verweilte bei den Menschen, lehrte sie „die „Schrift und alle Wissenschaften und Fertigkeiten, die Gründung „von Städten, den Bau von Tempeln, die Abfassung von Gesetzen, „die Landesvermessung und den Ackerbau und überhaupt alles, was „zur Kultur eines Volkes gehört.“ Bei Tage verblieb es bei den Menschen, in der Nacht tauchte es in das Meer unter. Es schrieb aber Oannes „über die Entstehung der Welt und über die Einrichtung des Staates“ und hinterließ diese Schriften den Menschen. Seitdem wurde nichts mehr von den Menschen erfunden. Nach Oannes kamen noch andere diesem gleichgestaltete Ungeheuer aus dem persischen Meerbusen, die aber nur das von Oannes im Allgemeinen Gelehrte im Einzelnen ausführten. Als Gott (Kronos) durch die Sintflut das Menschengeschlecht vernichten wollte, gab er Xisuthros (dem babylonischen Noah) den Auftrag, alle Bücher, und zwar die ältesten, die mittleren und die spätesten in der Sonnenstadt Sippara zu vergraben. Nachdem die Flut verlaufen war, forderte ihn eine Stimme auf, nach Babylon zu gehen, die vergrabenen Bücher aus Sippara zu heben und sie den Menschen zu übergeben. — Entkleidet man diese Erzählung der sagenhaften Hülle, so läßt sich als ihr Kern die Thatsache feststellen, daß die gesamte Kultur der Babylonier auf das im Süden an der Meeresküste wohnende Urvolk, die Sumero-Akkadier zurückzuführen ist, und daß man sie als

göttliches Werk betrachtete. In dem Namen Oannes dürften die beiden Hauptgottheiten der Sumero-Akkadier Ea und Anu verborgen sein, von denen Ea, der Geist des Wassers und der Tiefe, als Urheber der Weisheit, Anu als Herr des Himmels verehrt wurde. Die Form des Ungeheuers erklärt sich aus der Art der Darstellung babylonischer Gottheiten. Geschichtlich ist auch, daß in Sippara die hl. Schriften aufbewahrt wurden, denn „die Schriftstadt" besaß faktisch eine große Bibliothek. Als Inhalt der hl. Schriften wird die Geschichte der Weltschöpfung (das verstehe ich unter γενέα) und die Staatsverfassung direkt angegeben, aber auch das, was Oannes der Menschheit lehrte: die Geometrie, der Bau der Tempel ꝛc., ist offenbar als Inhalt seiner Schriften gemeint. Thatsächlich behandeln die Thontäfelchen, die sich zumeist aus der Bibliothek Assurbanipals erhalten haben, die verschiedenen Gebiete menschlicher Kultur. Unter den religiösen Schriften nimmt ein Werk, das auf 200 Täfelchen geschrieben ist, wohl die erste Stelle ein. Es bestand aus 3 Teilen: Der erste enthielt Beschwörungsformeln gegen die bösen Geister, der zweite solche gegen Krankheiten, der dritte Hymnen. Lenormant weist darauf hin, wie diese Einteilung den im Buche Daniel erwähnten Klassen der Chaldäer: den khartumim „Beschwörern," hakamim „Ärzten" und Asaphim „Theosophen" entspricht. In diesem Werke spiegelt sich die Religion der Urbevölkerung ab, die von den Semiten zum großen Teile aufgenommen wurde. Sie kennt keinen einheitlichen Gott, sondern besteht in der Verehrung von Geistern, „Dämonen," Naturkräften, die dem Menschen Nutzen oder Schaden bringen und demnach als gute oder böse Geister betrachtet werden. Man kann unter ihnen Rangstufen unterscheiden. Als die höchsten erscheinen der Geist des Himmels (Zi-ona), der Geist der Erde (Zi-kia) und der Geist der Unterwelt (Mul-ge). Aus der Unterwelt stammen zumeist die bösen Geister, die Geister der Winde, die furchtbaren Sieben, die den Sturm über die Erde und den Himmel heraufbeschwören, die Geister der Krankheiten u. a. Gegen sie kämpfen die Dämonen des Lichtes, vor allen der Geist der Sonne, der die Finsternis und die bösen Zauber zerstreut, und der Geist des Feuers, der im Herdfeuer und Opferfeuer gleichfalls alle bösen Dämonen fern hält. Indem sich das Volk den Himmel, die Erde und die Unterwelt mit einer Unzahl von Dämonen, die zumeist dem Menschen feindlich sind, bevölkert dachte, erschien es notwendig, die Mittel zu kennen, sich der bösen Zauberer zu erwehren. Für diesen Zweck

bestanden besondere Gebete, Litaneien, Zauber- und Beschwörungsformeln, aber auch besondere Zeremonieen. Diese mußten die Priester lernen, an die sich das Volk um Abwendung von Übeln wandte. Daher wurden sie in ihren Schulen mit diesen Geheimlehren vertraut gemacht. Die große Fülle der Texte, die sich erhalten hat, zeugt für die Wichtigkeit, die man diesem Unterrichtszweige beilegte. Selbst als die Religion unter dem Einflusse der semitischen Stämme Mesopotamiens eine Umgestaltung erfuhr, erhielt sich die Zauberei und Magie als hochgeschätztes Erbe der sumerischen Urbevölkerung. Der Glaube an die Macht von dergleichen abergläubischen Formeln und Bräuchen kann wohl nicht günstig auf die Erziehung gewirkt haben. Der Mensch, der nichtigen Handlungen den Einfluß zuschreibt, selbst die Naturgewalten zu bändigen, denkt nicht daran, durch sein Handeln das Wohlgefallen der überirdischen Gewalten zu erringen. — Es finden sich aber unter den religiösen Schriften auch zahlreiche Hymnen, die gleichfalls bei der Unterweisung in den Priesterschulen Verwendung fanden. Die meisten dieser Hymnen offenbaren bereits den Einfluß der religiösen Anschauungen der semitischen Babylonier und Assyrer. Diese schufen bestimmte Göttergestalten, die mit besonderen Attributen ausgestattet und zu einem Pantheon geordnet wurden. Als oberster Gott galt ihnen El oder Ilu, dem zunächst eine Trias stand. Ihr gehörten der Gott des Chaos und darum Herr der Unterwelt Anu, der Weltschöpfer Bel und der Gott der Erde und Erhalter der Welt Ea an. Jedem dieser Hauptgötter wurde eine weibliche Gottheit, dem Anu die Allat als Herrin der Unterwelt, dem Bel die Belit oder Mylitta als Göttin der Fruchtbarkeit, und dem Ea die Taaut an die Seite gesetzt. Dieser Trias folgten dann der Gott des Äthers und aller meteorologischen Erscheinungen Bin, der Mondgott Sin, der Sonnengott Samas und die Planetengottheiten: Adar, der Saturn, Nebo, der Merkur, zugleich der Gott der Weisheit, Nergal, der Mars, zugleich Kriegsgott, Marduk, der Jupiter, später mit Bel verschmolzen, und Istar, die Venus, Kriegsgöttin, aber auch Göttin der Fruchtbarkeit. In den Hymnen an diese verschiedenen Gottheiten offenbart sich bereits ein erziehliches Moment. Abgesehen von dem ästhetischen Einfluß, den die schwunghafte Sprache und der Rhythmus derselben auf den Leser oder Hörer übten, erscheinen in ihnen die Gottheiten nicht als bloße Naturmächte, sondern als ethische Gewalten, die den Menschen zur Sittlichkeit zwingen. So verkündet ein Hymnus von Samas dem Sonnengott:

Der Herrscher des Himmels, der Höchste, der bist Du!
Das Gesetz, das die Ohren des Landes fesselt (zum Gehorsam zwingt), das bist Du!
Du kennst die Wahrheit, Du kennst die Lüge!
Sonne! Die Herrlichkeit hat Dein Haupt umkleidet,
Sonne! Die Lüge, die mißgünstige, hat (Dich?) verläumdet — —
Sonne! Der oberste Richter des Himmels und der Erde, der bist Du!

In ähnlicher Weise wird der Mondgott Sin als derjenige gepriesen, „der da macht bestehen die Verträge in der Gerechtigkeit, der gründend Verträge für die Menschen, durch seinen Willen Glück und Segen verbreitet über den weiten Himmel und die weite Erde.“*

*Gegenüber diesen sittlichen Gewalten fühlt der Mensch seine Schwäche und Sündhaftigkeit. Er bemüht sich, durch ein frommes und sittliches Leben und durch gute Werke sie für sich zu gewinnen und mit ihrer Gunst sein Glück auf Erden zu gründen. Hat er aber schwere Schuld auf sich geladen, so ergreift tiefe Reue sein Herz, und er wendet sich an die Gottheiten, um sie in ihrem Grolle zu versöhnen und ihre Hilfe und Verzeihung zu erflehen. Dieser Stimmung geben die Bußpsalmen Ausdruck, die sich erhalten haben und die ganz merkwürdig an die biblischen Psalmen erinnern. Einer derselben, als „des klagenden Herzens Beruhigung“ bezeichnet, lautet:

Die Wasser der See (meine Thränen) trinke ich,
Das, was Gott verboten, aß mein Mund,
Das, was die Götter verboten, darauf beharrte ich in meiner Thorheit.
O Herr, meine Übertretung ist groß, meine Sünden sind zahlreich.
— — — — —
Mein Herr, im Zorne seines Herzens hat er mich gestraft,
Gott in der Strenge seines Herzens hat mich überwältigt,
Die Göttin hat auf mich gelegt Leiden und mich versetzt in Qualen.
Ich lag am Grunde, und Niemand streckte mir die Hand entgegen;
Ich weinte und Niemand erfaßte meine Hand;
Ich schrie laut, und Niemand hörte mich;
Ich bin in Finsternis und Verwirrung. Ich kann mich nicht erheben.
Gott klagte ich mein Leid, an ihn wandte ich mein Gebet.
Die Füße meiner Göttin umarmte ich;
An Gott, der wußte, was ich nicht wußte, sandte ich mein Gebet;
An die Götter, die wußten, was ich nicht wußte, sandte ich mein Gebet.
— — — — —
In den Wässern der verheerenden Flut ergreife seine Hand!
Die Sünden, die er begangen, bring sie wieder zum Segen!
Die Übertretung, die er begangen, laß sie die Winde davontragen!
Mein schweres Unglück vernichte wie ein Kleid!
O mein Gott, sieben mal sieben sind meine Übertretungen,
Meine Übertretungen sind vor meinem Angesicht!

O meine Götter, sieben mal sieben sind meine Übertretungen,
Sie stehen mir vor Augen.
Möge dein Urteil mir das Leben geben!
Möge dein Herz wie das Mutterherz am Tagesabend
Sich mir wieder zuneigen!*

*Dieses Bewußtsein der Schuld und Nichtigkeit gegenüber den Göttern zeigt sich auch bei den in hoher Erhabenheit mit unbeschränktem Despotismus über die Menschen herrschenden Königen. Der mächtige Sardanapal betet: „O Herr laß meine Mängel und Sünden ausgelöscht sein vor Deinem Angesichte, auf daß ich mich versöhnt fühle mit Dir. Denn ich bin nichts als ein Sklave Deiner Macht, als ein Anbeter der großen Götter." Welcher Gegensatz offenbart sich in diesem Gefühle der eigenen Sündhaftigkeit und Nichtigkeit des mächtigen Herrschers gegenüber dem Selbstbewußtsein, das in den Gebeten der ägyptischen Herrscher, der personificierten Götter- und Gotteskinder, hervortritt? Wir dürften mit der Annahme nicht fehlgehen, daß dieser Unterschied in der Weltanschauung seinen Grund in der Verschiedenheit des Volks- und Stammescharakters hat. Der Hamite betrachtet die Gottheit als ein in der Natur und in seinem Leben waltende höhere Intelligenz, der gegenüber er sich zwar unterordnet, aber doch auch als Glied der Natur Anspruch auf Berücksichtigung und Wertschätzung des eigenen Ichs erhebt. Sieht er doch in den Göttern nur Vorbilder, die auch er zu erreichen vermag. Wie diese im himmlischen Lichte ewig walten, so erhofft er auch für sich ein ewiges Leben im Reiche des Lichtes, umstrahlt von der Glorie der Göttlichkeit. Bei den Semiten verbindet sich die Neigung zur Sinnlichkeit und Üppigkeit, der sich naturgemäß ein Hang zur Grausamkeit zugesellt, mit dem Bedürfnis nach zeitweiliger Sammlung des Geistes, die zur Selbstbeobachtung und Reflexion über das eigene Ich, zur Erfassung und Verinnerlichung des einzig Beständigen und Wertvollen in der Flucht der vergänglichen Erscheinungen führt. Damit kam die Erkenntnis des Göttlichen, Ewigen als einer *sittlichen* Potenz, der gegenüber der Mensch ein verwerflicher Sünder, alles Irdische eitler und vergänglicher Tand ist. Bedenken wir überdies, daß die Semiten Mesopotamiens durch ihre Priester die Dämonologie ihrer Vorgänger, der Turanier, ererbten, in welcher die bösen Geister die Hauptrolle spielten, so erklärt es sich, weshalb in ihrer Religion die Angst und Furcht vor den Göttern vorwaltete, und die Schlechtigkeit und Nichtigkeit der Menschen zum Dogma geworden ist.*

*Mit dieser Anschauung stimmt auch ihr *Glaube über die Bestimmung des Menschen und über die Art seiner Fort-*

dauer nach dem Tode. Der Mensch ist geboren, um zu sterben. Schon im Leben ein eitel sündhaft Wesen, ist er dazu bestimmt, zum Nichts zu werden. Darum sagt Hasisadra (der schon erwähnte Xisuthros): „Mamit, die Göttin des Verhängnisses, die Schöpferin des Schicksals, hat den Menschen bestimmt ihr verhängnisvolles Geschick. Sie hat bestimmt das Leben und den Tod. Der Tag des Todes aber ist unbestimmt." Über die Fortdauer nach dem Tode belehrt uns hauptsächlich das Epos „Höllenfahrt der Istar," welches gewiß mit den übrigen mythologischen Epen zu den Bildungsmitteln der Priesterschulen zählte. Daselbst heißt es bezüglich der Unterwelt: „Gegen das unwandelbare Reich, die Gegend, wo Niemand zurückkehrt, wandte Istar, die Tochter des Königs Sin, ihr Antlitz, gegen den Sitz des Todes, gegen den Ort, wo man eintritt, ohne je zurückzukehren, gegen den Weg, den man herabsteigt, ohne ihn je heraufzusteigen, gegen den Ort, dessen Bewohner nichts haben, als Staub für ihren Hunger, als Erde zu ihrer Nahrung, wo man nicht sieht das Licht und in Finsternis wandelt, wo die Schatten, wie die Vögel (Fledermäuse) das Gewölbe erfüllen." Demnach fürchteten die Assyrer und Babylonier den Tod als das unabweisliche Schicksal, hinter welchem sie eine ewige Ruhe, einen traumlosen Schlaf in düsterer Finsternis annahmen. Das Reich des Todes war ihnen das Reich des Schreckens, dem alle Krankheiten und alles Elend entstammen; die Todten selbst galten ihnen als Gegenstände der Furcht. Istar droht dem Pförtner der Unterwelt, der sie nicht einlassen will: „Ich werde die Todten erwecken, auf daß sie die Lebenden verzehren, ich werde den Todten Gewalt geben über die Lebenden." Daß ein Glaube, der keine persönliche Fortdauer, keine Vergeltung kannte, auch keinen wohlthätigen Einfluß auf die Erziehung übte, liegt auf der Hand.*

Dieser Anschauung von der Sterblichkeit der Seele widerspricht es nicht, wenn die Epen von einzelnen bevorzugten Wesen, wie z. B. Hasisadra, dem babylonischen Noah, dem Seher Heabani, dessen überirdische Stellung schon seine Darstellung als eine Art Satyr kennzeichnet, erzählen, daß sie die Unsterblichkeit erlangt haben.

*Dagegen giebt es aber einzelne Fragmente von Hymnen, welche diesen Glauben direkt zu widersprechen scheinen, indem sie eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, eine Glückseligkeit im Himmel bei den Göttern verkünden[1]). In einem Gebete für den König wird

[1]) Ed. Meyer läugnet diesen Widerspruch.

diesem ein langes Leben erfleht und „nach dem Leben in diesen Tagen „möge er gelangen zu den Festen am himmlischen Hofe, in die Wohnung „des Glückes, und in dem Glanze der glücklichen Gefilde möge er „wohnen und führen ein ewig Leben seliglich in Gegenwart der Götter, „die in Assyrien wohnen!" Den Tod des Gerechten schildert eine Inschrift: „Istar und Marduk nähern sich seinem Todtenlager und bringen ihm Labsal aus ihren Wohnungen. Wie pures Silber möge sein Gewand strahlen, wie Erz möge er glänzen! Zur Sonne, dem größten der Götter, möge er auffliegen und möge die Sonne, der größte der Götter, seine Seele empfangen in ihre heiligen Hände!" Andere Hymnen sprechen sogar von einem Gerichte und schildern ausführlicher das Leben im Reiche der Götter. „Wasch' deine Hände," so lautet es in einer, „reinige deine Hände! Laß die Götter, deine Eltern, waschen ihre Hände, reinigen ihre Hände! Iß heilige Speise von heiligen Tellern, trink heiliges Wasser aus heiligen Gefäßen. Bereite dich vor auf das Gericht des Königs, des Sohnes seines Gottes" und nach dem Gerichte heißt es: „Sie haben hingestellt das heilige Wasser. Die Göttin Anat, die große Gemahlin Anus, wird dich bedecken mit ihren heiligen Händen. Gott Ea wird dich bringen in einen Ort des Vergnügens. Er wird dich stellen in die Mitte von Honig und Butter. Er wird in deinen Mund gießen wiederbelebendes Wasser, dein Mund wird geöffnet sein zu Danksagungen." Offenbar wird hier von einem Fortleben der Seele nach dem Tode und von dem Aufenthalte der Seele in einer Wohnung des Glückes in Gegenwart der Götter berichtet. Wie dieser Widerspruch gegen den herrschenden Glauben zu erklären ist, dazu fehlt es an sichern Anhaltspunkten. Bestanden gleichzeitig die abweichenden Ansichten über das jenseitige Leben? Oder ist vielleicht der Glaube an einen Himmel der Gerechten eine frühere Phase in der Entwickelung der Lehre von der Vergeltung? Wir würden uns der Vermutung zuneigen, daß diejenigen Hymnen, welche von dem Gerichte und dem Lohne des Gerechten sprechen, aus späterer Zeit stammen und daß in ihnen sich bereits arische Einflüsse bekunden, welche in Assyrien, das mit seinen Landschaften auf das iranische Hochland reicht, leicht erklärlich sind. Dagegen, daß die Semiten Mesopotamiens oder gar schon die Sumero-Akkadier Belohnungen und Strafen nach dem Tode annahmen, spricht die biblische Tradition, die in ihrem älteren Teile noch nichts von dem Fortleben nach dem Tode weiß.*

*In den epischen Dichtungen, welche in den Schulen gelesen wurden, lernte die Jugend aber auch die Kosmogonie und die

Mythen, kennen, welche zugleich die Urgeschichte ihres Volkes bildeten. Die uns erhaltenen und bereits entzifferten Mythen und Sagen erinnern vielfach an die Erzählungen der Genesis, nur erscheinen in ihnen überall die einheimischen Götter. So lautet der Bericht über die Schöpfung:

Als die obere Region noch nicht genannt war Himmel,
und die untere noch nicht hieß die Erde,
und der Abgrund der Unterwelt noch nicht geöffnet hatte seine Arme:
Damals gab Mummu Tiamat (die Gebärerin des Alls) Leben all diesem,
Und die Wässer waren gesammelt an einem Platze.
Niemand lebte damals, keine Tiere wanderten umher,
Kein Gott war noch geboren.
Ihre Namen waren nicht genannt, ihre Eigenschaften nicht bekannt.
Damals wurden die ältesten der Götter Lakhmu und Lakchamu (?) geboren und wuchsen auf.
Darauf wurden Assur und Kissur (Ki-Assur) geboren und lebten lange Zeit. Anu,
er machte Wohnungen für die großen Götter.
Er stellte Konstellationen fest, deren Figuren wie die Tiere waren.
Er machte das Jahr. Er teilte es in vier Teile,
Er stellte fest die zwölf Monate mit ihren Konstellationen, drei und drei,
Und für die Tage des Jahres bestimmte er Feste;
Er machte Wohnungen für die Planeten, für ihren Auf- und Niedergang;
(Er sorgte,) daß nichts fehl gehe: der Lauf keines verzögert werde;
Er stellte unter sie die Wohnungen Bels und Eas;
Er öffnete große Thore von beiden Seiten,
Er machte stark die Pforte zur Rechten und Linken;
In die Mitte stellte er Leuchter.
Den Mond bestimmte er, zu regieren die Nacht und zu wandern durch die Nacht bis zur Tagesdämmerung.
Jeden Monat ohne Unterschied machte er heilige Versammlungstage;
Beim Beginne des Monats und beim Anbruch der Nacht
Ließ er seine Hörner hervorsprießen zu beleuchten den Himmel.
Am siebenten Tage setzte er einen heiligen Tag
und befahl abzulassen von jedem Geschäft;
Da erhob sich die Sonne am Horizonte des Himmels in Glorie.

Wie in der Bibel wird von einer Empörung der geschaffenen Wesen erzählt, an deren Stelle die Menschen geschaffen wurden. Hierher gehört wohl auch der Kampf zwischen Bel und dem Drachen, unter welch' letzterem der böse Geist zu verstehen ist. Desgleichen wird in einem Fragment des Turmbaus gedacht, den die Bibel nach Babylon verlegt. Um die Menschen zu strafen, welche die Götter erzürnt hatten, verhängen diese die Sintflut, aus der nur Hasisadra sich rettet. Der Bericht über diese Überschwemmung stimmt auch in den einzelnen Details mit der Relation der Bibel überein. Die

Zeit nach der Flut erscheint ausgefüllt mit den Heldenthaten des Izdubar, welche auf 12 Tafeln verzeichnet sind und in einzelnen Zügen an die Heraklessage erinnern, weshalb sie Lenormant mit den zwölf Zeichen des Tierkreises in Verbindung bringt. Aus der mythischen Zeit führen dann die Sagen, welche sich an die Person des Königs Sargon von Agadi knüpfen, der wie Moses in einem Binsenkorbe ausgesetzt und von einem Wasserschöpfer als Gärtner erzogen ward, in die geschichtliche Zeit. Somit trat der Unterricht in der Religion auch in Beziehung zu dem Geschichtsunterricht.*

Daß an den Schulen Mesopotamiens die Geschichte gelehrt wurde, steht außer allem Zweifel. Gegenüber den Ägyptern zeigen die Assyrer und Babylonier einen gut entwickelten historischen Sinn. Zwar hat sich bei ihnen keine eigentliche Geschichtsschreibung entwickelt, aber die Anfänge hierzu erblicken wir in den Königslisten und in den Chroniken, die sich erhalten haben. Neben den Fragmenten einer assyrischen Reichschronik erhielt sich eine Chronik des neubabylonischen Reiches und eine synchronistische Geschichte Babyloniens und Assyriens. In diesen Annalen werden nicht bloß Kriege und Friedensschlüsse, sondern auch andere Begebenheiten, z. B. Bündnisse, Bauten, Jagden der Könige erzählt. In den Schulen wurden diese Annalen gelesen, gelernt und excerpiert. Es ist ein Thontäfelchen erhalten, das eine Schülerarbeit auf dem Gebiete des Geschichtsunterrichts sein dürfte. Auf der einen Seite sind elf Könige von Babylon mit ihren Regierungsjahren der Reihenfolge nach aufgeführt, auf der Rückseite werden elf Könige einer kleinern Stadt genannt, aber einen Namen hatte der Schüler vergessen und daher ausgelassen.

*Noch mehr wie die Geschichte hing mit der Religion die Astronomie zusammen, die auch als Lehrgegenstand an den Priesterschulen gelehrt wurde. Die Astrologie, welche schon in der turanischen Vorzeit ihren Ursprung hat, sich aber namentlich bei den Semiten ausbildete, welche die Planeten göttlich verehrten, führte zu Himmelsbeobachtungen und zu einer Wissenschaft der Himmelskunde. Der Astrolog wurde der wichtigste Ratgeber der Könige, weshalb diese bei ihren Palästen zumeist Türme (Zikurat geheißen) zu Beobachtungen der Gestirne bauten. Die astronomischen Beobachtungen reichen in Babylon schon in das Jahr 2230 v. Chr. zurück und für den König Sargon (also vor 2000 v. Chr.) wurde ein astrologisches Werk verfaßt, das zu einem Teil erhalten blieb. Herodot bezeichnet die Chaldäer als die Erfinder des Gnomons, mittelst dessen die Höhe

der Sonne und dadurch auch die Schiefe der Ekliptik bestimmt wurde, und des Polos, einer konkaven runden Scheibe zur Bestimmung der Zeit. Ihnen schreibt er auch die Einteilung des Tages in Stunden zu. Unter den erhaltenen Tafeln finden sich solche mit Aufzeichnungen über die Aufgänge der Venus, des Mars und Jupiter. Besonders genau beobachteten sie den Mond und deshalb konnten sie die Mondesfinsternisse vorher berechnen. Auch der Sonnenlauf war ihnen genauer bekannt. Sie zählten zwar die Zeit nach Mondjahren, aber sie brachten dieselben mit dem Sonnenjahr von 365 Tagen in Übereinstimmung, indem sie alle acht Jahre zwei Monate einschalteten. Desgleichen bestimmten sie die Sonnenfinsternisse vorher. Ihnen verdankt man die Einteilung der Ekliptik in die zwölf Bilder und in 360°, des Grades in 60′, der Minute in 60″. Sie führten zuerst die Einteilung der Monate in Wochen und der Woche in sieben Tage ein, deren Benennung nach Planeten auch auf sie zurückzuführen ist. Ja man will sogar behaupten, daß sie die Präzession der Äquinoktialpunkte kannten und danach ihren Welttag auf 43200 Jahre bestimmten. Bei so vielseitigen Kenntnissen in der Astronomie und bei der Wichtigkeit, welche die Astrologie für den Priesterstand hatte, ist eine Pflege derselben in den Schulen unzweifelhaft.*

*Die Astronomie setzt **mathematische Kenntnisse** voraus. Darum dürfen wir annehmen. daß in den Schulen auch die Mathematik gelehrt wurde. Es wurden in Senkereh Tafeln mit mathematischen Inschriften gefunden, welche vielleicht als Hilfsmittel in der Schule gebraucht wurden. Sie enthalten die Quadrat- und Kubikzahlen von 1—60. Auch ist der Gebrauch von Brüchen, die 6 oder 60 zum Nenner haben, nachgewiesen. Es verrät sich in diesen Überlieferungen die bemerkenswerte Thatsache, daß bei den Chaldäern ein **Sexagesimalsystem** mit wahrem Stellenwerte der einzelnen Rangordnungen bestand. Sie besaßen deshalb auch eine besondere Bezeichnung für 60, Soss, und 60^2, Sar; da sie aber auch 600 als eine höhere Einheit mit Ner bezeichneten, so scheint das Sexagesimalsystem mit dem Decimalsystem frühzeitig verquickt worden zu sein. Die Arithmetik scheint auch deshalb bei den Chaldäern eifrigere Pflege gefunden zu haben, weil sie zu allerhand mystischen und kabbalistischen Spekulationen benutzt wurde. So wissen wir, daß sie ihre Gottheiten mit den ganzen Zahlen von 1 bis 60, die Dämonen mit den Bruchzahlen $\frac{1}{60}$ — $\frac{60}{60}$ bezeichneten. Über die **Geometrie** der mesopotamischen Völker sind keine Nachrichten

erhalten. Aus den Zeichnungen auf ihren Denkmälern ist ersichtlich, daß sie Parallellinien, Dreiecke und Vierecke kannten und es auch verstanden, rechte Winkel herzustellen. Gewiß war ihnen die Teilung des Kreises in 6 Teile und in 360 Grade bekannt, auch scheinen sie das Verhältnis des Durchmessers zum Kreisumfang mit 1:3 gefunden zu haben. Daß die Geometrie zur Vermessung der Grundstücke benutzt wurde, ist bei einem Volke, das den Ackerbau mit Sorgfalt betrieb und die Felder zu bewässern pflegte, vorauszusetzen. Thatsächlich haben sich Urkunden erhalten, welche das Bestehen eines förmlichen Katasters, wenigstens in der assyrischen Periode, beweisen. Für die Pflege der mathematischen Disziplinen zeugt auch die Erfindung eines auf alle Gebiete des Maßes sich erstreckenden Systems, wie es erst die französische Republik für die Gegenwart schuf. Es liegt dem metrischen Systeme der Assyro-Babylonier die Sexagesimalteilung zugrunde. Die Grundlage bildete die dem menschlichen Körper entlehnte Elle, die man in 60 Linien teilte. 360 Ellen bildeten ein Stadium, die Einheit zur Bemessung größerer Strecken. 36 Linien gaben einen Fuß. Das Viereck über dem Fuß war das Grundmaß der Fläche; der Kubikfuß (bei den Griechen Medimnos oder Metretes) die Einheit des Hohlmaßes. Das Gewicht eines Kubikfußes Wasser bildete die Grundlage des Gewichtes und hieß bei den Griechen ein Talent. Dieses Gewicht Goldes oder Silbers wurde als Einheit der Wertbestimmung zugrunde gelegt und in kleinere Münzen geteilt, und zwar hieß der 60. Teil des Talents Maneh (griechisch Mna) und der 60. Teil einer Maneh Schekel oder Sikel. Die Anführung der griechischen Namen bei diesen Maßen weist auf die ziemlich feststehende Thatsache hin, daß diese assyrisch-babylonischen Maße und Gewichte über Klein-Asien und Phönikien zu den Griechen kamen. Da diese sie zu den Römern brachten, und da unsere alten Maße auf die römischen zurückgehen, so verdanken wir unser altes Maßsystem eigentlich den mesopotamischen Völkern.*

*Die Kenntnis der Mathematik war demnach nicht bloß für die Priester, sondern auch für die Laien von Wichtigkeit. Die Unterweisung hierin konnte deshalb nicht auf die Kandidaten des Priesteramtes beschränkt sein. Ehe aber jener Disziplinen gedacht wird, welche für die profane Bildung erforderlich waren, sei noch der medizinischen Studien gedacht, welche lediglich für die künftigen Priester erforderlich waren, da die Chaldäer zugleich die Ärzte waren. Die Kenntnisse der Assyro-Babylonier in der Medizin waren sehr

bescheiden. Sie betrachteten die Krankheiten, sowie alle Unglücksfälle als Verhängnisse böser Geister oder beleidigter Gottheiten, und darum halfen gegen diese Talismane, Beschwörungen, Gebete oder vielmehr das Recitieren bestimmter Formeln von Seiten des Kranken oder noch häufiger des die Verhexung beschwörenden Chaldäers. Es sind nicht wenige solcher Gebete und Formeln für verschiedene Krankheiten erhalten. Doch finden sich auch unter den Fragmenten assyrischer Werke Rezepte, welche Zucker, süßes Öl, Hydromel und Waschungen und Reibungen des Körpers verordnen. Gewisse medizinische Kenntnisse, welche aber nicht über die Hausmittel, wie sie noch heutzutage angewendet werden, hinausreichen, waren also doch namentlich in späterer Zeit vorhanden, wiewohl das, was Herodot über die Behandlung der Kranken, wahrscheinlich infolge eigener Beobachtung, sagt, von keiner besonderen Wertschätzung der Ärzte durch das Volk zeugt. Nach seinem Berichte trug man in Babylonien den Kranken ins Freie, und die Vorübergehenden fühlten sich verpflichtet, ihn über seine Krankheit zu befragen und ihm namentlich dann, wenn sie selbst dieselbe Krankheit gehabt hatten, Ratschläge zu geben, wie er sich heilen könne. Nach alledem dürften die medizinischen Studien in den Priesterschulen die Studierenden nicht viel in Anspruch genommen haben.*

*Da aber nicht bloß für Priester, sondern auch für königliche Beamte durch die Schulen vorgesorgt werden mußte, so war es notwendig, diesen die für ihren Beruf erforderliche Bildung zu geben. Schon oben wurde darauf hingewiesen, daß die mathematischen Kenntnisse, namentlich insofern sie sich auf die Feldmeßkunst und auf Maße und Gewichte beziehen, hauptsächlich im öffentlichen Verkehr verwertet wurden. Halten wir uns gegenwärtig, daß die Beamten des Königs, insofern sie nicht Priester waren, hauptsächlich mit der Rechtsprechung, sowohl im Zivil- als auch im Strafrecht, und mit der Verwaltung betraut waren, so ergiebt sich daraus der Stoff, in welchem sie unterwiesen werden mußten. Sie lernten die Gesetze kennen, die für die verschiedenen Rechtsfälle bestanden, sie mußten aber auch in die Formen eingeführt werden, in welchen sich das öffentliche Rechtsleben und die Verwaltung bewegte. Daß solche Gesetze und Formen bestanden, ist durch zahlreiche Urkunden bezeugt. Der familienrechtlichen Bestimmungen wurde bereits gedacht. Es sind Berichte über Verbrechen, (so über einen Golddiebstahl, die Schrift eines Beamten, der sich gegen den Vorwurf der Illoyalität und gegen die Beschuldigung, ein Mädchen entführt zu haben, ver-

teidigt), Verträge über den Bezug von Wasser, über den Kauf und Verkauf von Feldern, Häusern und Sklaven, Urkunden, welche die Grenzen von Grundstücken feststellen, und namentlich das Archiv des Bankhauses Egibi enthalten, aus welchem die verschiedenen Geschäfte, welche dieses Haus namentlich mit dem Könige, aber auch mit verschiedenen Volksklassen, Offizieren, Beamten und Bauern, machte, ersichtlich sind. Das Haus hatte die Steuern gepachtet, welche auf die Felder und Gärten gelegt waren, es erhob auch die Miethen und Zölle, welche für die Benutzung der Straßen und Kanäle bezahlt wurden.*

Neben den Rechts- und Verwaltungswissenschaften mochte die für den Beamtenstand bestimmte Jugend auch noch zwei Gegenstände gelernt haben, über deren Pflege Überlieferungen erhalten sind. Es sind dies die Geographie und Naturkunde. Es giebt mehrere Fragmente geographischen Inhalts, so z. B. ein Verzeichnis, wo alle Städte, Berge, Flüsse angeführt erscheinen, eine statistische Übersicht über die Beamten, über die verschiedenen Provinzen der Monarchie, ihre Produkte und Einkünfte, über die Städte und deren Tribut in Naturalien oder in Geldsummen; eine Klassifikation der wichtigsten Gebäude im Reiche nach Tempeln, Festungen, Denkmälern u. dgl. Man sieht deutlich, daß diese Werke für die Zwecke der Verwaltung studiert wurden. Ebenso sind unter den erhaltenen Thontafeln naturhistorische Werke gefunden worden. Eines enthält ein Verzeichnis der bekannten Pflanzen und Mineralien; namentlich werden die Holzarten, welche man zum Bauen oder zur Herstellung von Gerätschaften brauchte, und die Metalle und Steine, die man bei Bauten und Bildwerken verwendete, daselbst aufgeführt. Auch ein Fragment über in Assyrien bekannte Tiere hat sich erhalten. Dasselbe ist nach Gattungen und Arten geordnet. Zwar ist die Einteilung noch primitiv, aber man staunt, schon darin eine wissenschaftliche Nomenklatur zu finden, die bei jedem Individuum zwei Namen, den der Gattung und Art anführt.

*Es wurde demnach ein gar mannigfaches Wissen in den Schulen für die Priester und Staatsbeamten vermittelt, wovon uns sogar schriftliche Denkmäler aufbewahrt sind. Diese Denkmäler sind zumeist Reste von Bibliotheken, also von Einrichtungen, welche als ein wichtiges Unterrichtsmittel hervorgehoben werden müssen. Schon in der sumero-akkadischen Zeit bestanden dergleichen Bibliotheken, namentlich sind die von Hutha und Agadi (Sippara) bekannt. Der Gründung der Bibliothek in Erech durch Sargon wurde bereits

gedacht. Auch von dem zweiten Sargon, dem Eroberer Samarias, erfahren wir, daß er für seinen Palast durch den Oberbibliothekar Nabu-zukub-kinu, dessen Vater und Großvater auch Bibliothekare waren, Werke kopieren ließ. Daß die große Bibliothek Assurbanipals in Ninive ziemlich gut erhalten ist, wurde bereits erwähnt. Sie besteht aus Thontäfelchen nicht über 9" hoch und 6½" breit. Diese sind nach Serien und Tafeln geordnet. Die Serie erscheint als Titel z. B. „Klagelied an die Göttin Istar." Dazu wird die Zahl der Tafel gesetzt. Zudem folgen am Schluß die Anfangsworte der nächsten Titel und die Signatur „Palast Assurbanipals, des Königs der Gesamtheit, des Königs von Assyrien 2c." Daraus erhellt, daß eine sorgfältige Ordnung in den Bibliothekswerken eingehalten wurde, was besondere Beamte zur Überwachung und Erhaltung voraussetzt. In der That werden häufig bei den Bibliotheken Schreiber, Bibliothekare und Oberbibliothekare erwähnt, von denen manche dem Namen nach angeführt erscheinen.*

Neben der intellektuellen Bildung, der in erster Reihe die Schulen und Bibliotheken dienten, wurde gewiß auch die ästhetische gepflegt. Die uns erhaltenen Kunstwerke der Babylonier und Assyrer beweisen, daß eine Unterweisung in der Baukunst und Bildnerei und im Zeichnen stattgefunden haben mußte. Die großartigen Bauten mit ihren Terrassen, Säulen und Bogen, die riesigen Götterstatuen und die zahlreichen Reliefs auf den Alabasterplatten, welche die Paläste umsäumen, die in farbigem Thon und glasierten Ziegeln bunt ausgeführten kunstvollen Zeichnungen an den Böden und Seitenwänden der Paläste verraten eine hohe Stufe der Kunst und setzen darum eine systematische Schulung der Kunstjünger voraus. Ob es für diesen Zweck besondere Kunstschulen gab, oder ob die Priesterschulen eigene Abteilungen für diesen Unterricht enthielten, läßt sich nicht angeben. Dagegen ist es wahrscheinlich, daß an den Priesterschulen zugleich als besondere Disziplin die Musik, und zwar sowohl Instrumentalmusik als auch Gesang gelehrt wurde. Denn, wie aus den Schriftdenkmälern erhellt, wurden die Hymnen und Psalmen gesungen, gehörte also der Gesang zu dem Gottesdienste. Desgleichen finden sich auf den Bildwerken Darstellungen von Musikern, namentlich mit Harfen und Zymbeln, sowohl bei religiösen Festen, als auch bei kriegerischen Aufzügen. Demnach war Instrumentalmusik auch zur Verherrlichung des Gottesdienstes üblich, somit der Unterricht darin für die Priesterschulen erforderlich.

*Es erübrigt noch der moralischen Erziehung zu gedenken, die zwar im innigen Zusammenhange mit der Religion steht, aber doch auch in besonderen Formen zu Tage tritt. In der Religion steht zuhöchst die richtige Weise der Anbetung und Verehrung der Gottheiten, die Moral hat aber hauptsächlich die Regelung der Beziehungen der Menschen zu einander im Auge. Bei der Wichtigkeit, welche die Religion und deren Vertreter, die Chaldäer, in Mesopotamien besaßen, erscheint die Vollziehung des Gottesdienstes in der richtigen Form als Hauptsache. Abgesehen von den Zaubersprüchen, Gebeten und Opfern, deren richtige Verwendung die Chaldäer wahrscheinlich gegen entsprechendes Honorar kund und zu wissen thaten, erscheint als religiöse Pflicht die Sabbatfeier. In der Erzählung von der Schöpfung wurde bereits die Einsetzung des Sabbats als eines heiligen Tages, an dem alle Geschäfte ruhen sollten, erwähnt. In einem Festkalender, der in seinem Ursprunge schon auf die Akkadier zurückreicht, wird die Sabbatruhe im Einzelnen gekennzeichnet. „Am Sabbat darf man keine Vögel und keine gekochten Früchte genießen, keine Kleidung wechseln, kein Opfer darbringen, nicht ausfahren, keine Gesetze geben, keinen Befehl erteilen und keine Medizin nehmen." Wer wird bei der Lektüre dieser uralten Vorschrift nicht an die Ritualgesetze des Pharisäertums gemahnt? Hier wie dort offenbart sich derselbe Geist einer in Äußerlichkeiten gipfelnden Gottesverehrung. Dieser gegenüber sind die Nachrichten über die besondere Moral nur spärlich. Wenn in den Hymnen auf die Götter ihre Wahrheit, ihre Treue in der Haltung der Verträge und ihre Gerechtigkeit gepriesen wird, so dürfen wir annehmen, daß diese Tugenden von dem Volke wertgeschätzt wurden. Die meisten Bußpsalmen enthalten das Geständnis der Sündhaftigkeit und Reue. Von welcher Art die Sünden, welche diese Gefühle hervorriefen, waren, erfahren wir zumeist nicht. Ein Bußpsalm an die Himmelsgöttin macht hiervon eine Ausnahme. Darin fragt ein Sünder, den das Unglück verfolgt, die Göttin um den Grund hievon:

„Hab ich entfremdet Vater und Sohn, Bruder und Bruder oder Freund und Freund?
„Hab ich nicht befreit den Gefangenen, erlöst den Gebundenen und den im Kerker Eingeschlossenen?
„Hab ich mich widersetzt meinem Gott oder verachtet meine Göttin?
„Hab ich an mich genommen fremdes Gebiet oder in schlechter Absicht betreten das Haus meines Nachbars?
„Hab ich mich genähert dem Weibe meines Nächsten?
„Hab ich vergossen eines Menschen Blut oder irgend einen seiner Kleider beraubt?

Diebstahl, Raub, Mord, Ehebruch und Gottlosigkeit werden demnach als Sünden, die man zu meiden hat, Kindes-, Bruder- und Freundesliebe und die Erlösung der Gefangenen als Tugenden, die man zu üben hat, gekennzeichnet. Es werden also hauptsächlich jene Tugenden hervorgehoben, welche für den Bestand einer geordneten Gesellschaft und eines geregelten Verkehrs innerhalb derselben wichtig sind.*

*Ob die Jugend eine besondere Unterweisung in der Moral etwa im Anschluß an den Religionsunterricht oder an die Mitteilung der bestehenden Gesetze erhielt, läßt sich nicht angeben. Die einzigen Spuren moralischer Unterweisung sind Sprichwörter, welche dazu bestimmt waren, von den Studierenden aus dem Akkadischen in das Assyrische übersetzt zu werden. Sie sind, wie alle dergleichen Produkte des Volksgeistes, Erfahrungssätze, welche praktische Lebensweisheit lehren. Z. B.:

Weil ich sterben muß,
Will ich essen,
Und weil ich leben will,
Muß ich arbeiten.

Oder:

Du gingst, du nahmst
Das Feld des Feindes,
Da ging er und nahm
Dein Feld der Feind.

Ein drittes kennzeichnet einen vom Unglück Verfolgten:

Im Fluß bist du nun,
Und dein Wasser ist trübe,
Auch da du im Garten warst,
Schmeckten deine Datteln wie Galle.*

*Überblickt man all' das, was über Unterricht und Erziehung bei den mesopotamischen Völkern bekannt wurde, so offenbart sich darin ihre hervorragende Stellung in der Geschichte der Erziehung. In ihren Schulen wurde zuerst die Philologie betrieben und wurden jene Werke geschaffen, die als Rüstzeug für dieses Studium erforderlich sind: Lexica, Grammatiken und Lehr- und Übersetzungsbücher. Ferner, begegnet uns bei ihnen zuerst der Unterricht in der Geschichte. Die Chronologie, die Grundbedingung zur Entwicklung einer Geschichtswissenschaft, haben sie vor allen andern Völkern geschaffen. Besonders wichtig erscheinen sie aber als die Schöpfer von bestimmten Formen des Handels und Verkehrs. Indem sich bei ihnen begünstigt durch den Reichtum, der nach einem Weltreiche zusammenfloß, eine vielseitige Industrie entfaltete, welche dem überhandnehmen-

den Luxus zu Dienste stand, nahm mit dieser auch der Handel einen gewaltigen Aufschwung, der nicht wenig durch die Wasserstraßen am Euphrat gefördert ward. Je lebhafter der Verkehr mit den Nachbarvölkern wurde und je weitere Kreise er zog, desto mehr drängte sich das Bedürfnis auf, bestimmte Formen für denselben zu schaffen. Es entstanden infolge dessen Maße, Münzen und Gewichte, Schuldverschreibungen, Kauf- und Mietverträge, Banken u. dgl. Einrichtungen, die den Verkehr wesentlich erleichterten. In diese entwickelten Formen des Handels, insbesondere in die Volkswirtschaft im Allgemeinen, mußte die Jugend eingeführt werden. Gerade deshalb wird in den mesopotamischen Schulen der Grundsatz, non scholae sed vitae discimus, zuerst zur Durchführung gelangt sein; ihre Schulen werden eine Fülle von Wissen vermittelt haben, welches unmittelbar im praktischen Leben verwertet wurde. Die Geographie und Statistik die Mathematik und Naturkunde wurden hauptsächlich mit Rücksicht auf ihre Verwendbarkeit im materiellen Leben gelehrt und von diesem Standpunkte auch behandelt.*

*Nicht minder wichtig erscheinen die mesopotamischen Völker in Bezug auf die religiöse Entwicklung der Menschheit. Abgesehen davon, daß die Traditionen der Bibel über die Entstehung der Welt und die älteste Geschichte der Menschheit zum Teile in Mesopotamien ihre Heimat haben, so stammt auch von dort die im Judentume vertretene Auffassung der Gottheit als eines überirdischen aber menschlichen Leidenschaften nicht fremden Wesens her, das mit Strenge die Handlungen der Menschen beobachtet und jeden Abfall von sich, jeden Frevel gegen sich mit Strafen unerbittlich verfolgt und selbst an Kindeskindern rächt. Gegenüber dieser Gottheit erscheint der Mensch ein nicht blos ohnmächtiges, sondern auch sündhaftes Wesen, dessen Herz von Geburt an schon dem Bösen zugeneigt ist. Diese Auffassung wurzelt in der Magie der Sumero-Akkadier Sie machte die Religion zu einem Gefühle der Furcht und Angst vor den überirdischen Mächten, von denen sich der Mensch überall umgeben wähnte. Dieses Gefühl beutete der privilegierte Priesterstand zu seinem Nutzen aus und schuf Zauberformeln, Gebete und Litaneien, mit denen man das Unglück fern halten, führte Ceremonien, Talismane und Zaubereien ein, durch welche man die Götter sich gewogen machen konnte. Je tiefer das religiöse Gefühl oder vielmehr je größer die Furcht vor den übersinnlichen Gewalten war, desto dringender war der Wunsch, sie nicht zu verletzen, oder, wenn sie verletzt wurden, sie zu versöhnen. Diesem Wunsche wußten die Priester zu genügen, in deren Händen

das von Qualen und Skrupeln geängstigte Volk sich befand. Sie erkannten an den Gestirnen, an den Opfertieren und an tausend anderen Zeichen den Willen der Gottheit und das Schicksal des Menschen und wußten daher jederzeit Rat und Trost. Wenn im Judentume das Hohepriestertum als das unmittelbare Organ der Gottheit erscheint und ein peinliches Ritualgesetz die nichtigsten indifferentesten Handlungen des einzelnen Menschen unter die unmittelbare Controle Gottes stellt, wenn Judentum und Christentum die Sündhaftigkeit des Menschen und die Erbsünde predigen, die ihm von seiner Geburt anhaftet, wenn die Christen Litaneien absingen, deren eintöniger Refrain wohl mitunter hundertmal wiederkehrt, wenn Juden und Christen am siebenten Tage von jeder Arbeit ruhen und den Tag der Gottesverehrung widmen: so sind alle diese und noch manche andere Ansichten und Bräuche ein Erbe, welches das Judentum aus seiner alten Heimat mitbrachte und dem Christentum übermittelte. Es ist demnach unzweifelhaft, daß selbst in den Erziehungsmitteln der Gegenwart sich nicht wenige Elemente vorfinden, deren Ursprung in das mesopotamische Tiefland zurückreicht.*

Als Vermittler dieser Elemente erscheinen jene semitischen Stämme, welche zwischen Mesopotamien und den Küsten des Mittelmeeres wohnten, und die man im Allgemeinen als Syrer bezeichnet, von denen aber die Phöniker und Israeliten über alle an Bedeutung hervorragen. Zwischen den uralten Culturmittelpunkten Ägypten und Babylon wohnend, haben diese Stämme Vieles von jeder dieser Culturen in sich aufgenommen und zu einer neuen Cultur entwickelt, welche sie dann dem Westen übermittelten. Hierbei fiel den Israeliten fast ausschließlich das religiöse, den Phönikern das profane Gebiet zu.

Die Phöniker.[1]) *Schon die Natur verwies die Phöniker auf die Schifffahrt. An einem Küstensaume wohnend, wo die See mehrere gute Rheden bildete, sahen sie sich gedrängt, Schiffe zu bauen, für welche die Cedern des anliegenden Libanons geeignetes Holz lieferten. An den günstigen Rheden erblühten bald reiche Städte, unter denen

[1]) *Die Quellen zur Geschichte und Cultur der Phöniker fließen außerordentlich spärlich. Einheimische Inschriften sind in geringer Zahl vorhanden, und die Vorhandenen sind meist sehr kurz und inhaltsleer; die bedeutendste ist die Grabschrift des Königs Eschmunazar, wahrscheinlich aus der Zeit der Perserherrschaft. Aus einheimischen Quellen, angeblich aus San-Choniathon, will Philo von Byblos, ein Zeitgenosse Kaiser Hadrians, seine phönik. Geschichte, welche nur in Fragmenten erhalten ist, die namentlich die kosmogonischen Mythen behandeln, geschöpft haben.

Sidon (die Fischerstadt), Sor (Tyrus „der Fels"), Berut (Berytos) und Gebal (Byblos) die bedeutendsten waren. Schon unter den Königen der 18. Dynastie, also im 15. Jahrhundert, erscheinen häufig die Fenuch (daher wohl der Name Phöniker) auf den Inschriften der ägyptischen Pharaonen, was auf einen lebhaften Verkehr mit dem Nillande schließen läßt. Zugleich ersieht man aus diesen Inschriften, daß sie ihr Gebiet längs der Küste nach Norden ausdehnten oder vielmehr daselbst Colonien gründeten. Bald setzten sie nach der an Rohprodukten reichen Insel Cypern über und dehnten ihre Fahrten nach Rhodus, Kreta, den Inseln und Küsten des ägäischen Meeres aus. Später gelangten sie an die Gestade Siciliens und Sardiniens, nach Nordafrika und zuletzt nach Südspanien.*

In der Gründung von Colonien an den Gestaden des Mittelmeeres liegt ihre culturelle Bedeutung. Zwar waren diese Colonien nicht viel mehr als Handelsfaktoreien, welche bei einer höheren Entwicklung der einheimischen Bevölkerung zumeist verschwanden, aber dennoch kamen durch die Colonisten zahlreiche Culturelemente zu dieser zumeist noch wilden Bevölkerung. Darum sind die Phöniker als Verbreiter der Segnungen einer höheren Cultur von ganz hervorragender Bedeutung in der Geschichte der Erziehung der Menschheit.

*Vor allen andern Culturelementen verdankt ihnen das Abendland die Schrift. Zwar sind sie nicht die Erfinder derselben, vielmehr lernten sie die Schriftzeichen bei den Ägyptern und Chaldäern kennen, und es ist noch streitig, ob die phönikischen Schriftzeichen von den Hieroglyphen oder der Keilschrift stammen; aber die Beschränkung der Zeichen auf eine geringe Zahl (22), die ausreicht, alle Laute zum Ausdruck zu bringen, und die consequente Durchführung eines rein phonetischen Schriftsystems ist ihr unläugbares Verdienst. Ebenso sicher ist die Thatsache, daß von ihnen die Buchstabenschrift, sei es direkte oder indirekte, nach Griechenland und von da nach Italien und dem übrigen Europa gelangte. Mit der Schrift verbreitete sich aber auch ihr Ziffersystem im Abendlande. Die phönikischen Buchstaben wurden zugleich als Ziffern verwendet. Die Völker, zu

---

Doch ist dies nicht richtig, vielmehr ist San-chon-iath „der Inbegriff des Gesetzes des Chon", der Name für h. Schriften der Phöniker. Außer Philo findet sich manches in der Bibel und in den griechischen Schriftstellern (Herodot, Strabo, Arrianus, Diodor). Bearbeitet ist dieses Material bei Movers in seinem berühmten aber antiquierten Werk: Das phönikische Altertum, 3 Bde., Berlin 1849—56. Zuverlässiger sind E. Renan, Mission en Phénicie, Paris 1864 ff., H. Prutz. Phönizien, geogr. Skizzen und historische Studien, Leipzig 1875.*

denen sie gelangten, übernahmen diese Art der Zahlbezeichnung, wie dies bei den Griechen deutlich sichtbar ist. Also auch auf die Entwicklung des Rechnens nahmen die Phöniker einen fördernden Einfluß. Desgleichen dürfen wir annehmen, ohne daß es bezeugt ist, daß sie bei ihren weithin sich erstreckenden Fahrten sich durch Beobachtung der Gestirne orientirten. Sie mußten demnach keine geringe Kenntnis der astronomischen Erscheinungen besitzen. Bei dem Verkehre, der zwischen Phönikien und Mesopotamien bestand, ist mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß sie viele Kenntnisse auf diesem Gebiete den Babyloniern verdankten. Anderseits ist es fast selbstverständlich, daß die abendländischen Völker, zu denen die Phöniker kamen, von ihnen mancherlei Aufklärungen über den Himmel und seine Erscheinungen erhielten. So deutet die Heraklessage, welche viele phönikische Elemente aufweist, darauf hin, daß die Griechen die 12 Zeichen des Tierkreises durch die Phöniker kennen lernten. Auch die Sagen, die sich an die Benennungen der andern Sternbilder knüpfen, enthalten Spuren ihrer östlichen Heimat. Namentlich deutet der Name des Polarsternes bei den Griechen (*Φοινίκη*) darauf hin, daß die Phöniker diesen für die Orientierung wichtigen Stern entdeckten und den Griechen bekannt machten. Fügen wir noch hinzu, daß einzelne Züge in der Mythologie der Griechen, wie namentlich die Sage von Aphrodite, Adonis und Herakles phönikischen Ursprungs sind, so wären die wichtigsten Momente hervorgehoben, auf welche sich der geistige Einfluß der Phöniker erstreckt.*

*Nicht minder wichtig erscheinen sie aber auf dem Gebiet der materiellen Cultur. Sie waren das bedeutendste Handelsvolk des Altertums, denn der Welthandel lag ausschließlich in ihren Händen. Als Händler tauschten sie die Produkte der Naturvölker gegen die Kunstprodukte der zivilisierten Menschheit aus. Mit diesen brachten sie zugleich ein Stück Kultur zu den ersteren, durch welche ihre Lebensweise sich angenehmer gestaltete und ihre Sitten sich verfeinerten. Anfangs bloße Vermittler der Waaren, wurden sie mit der Zeit auch die Erzeuger derselben. Ihre Städte, ursprünglich Stapelplätze der aus andern Ländern bezogenen Produkte, wurden später die Sitze einer blühenden Industrie. Im Abendlande wurden sie deshalb als Erfinder all' jener Industriezweige betrachtet, deren Produkte durch sie in den Handel kamen. So wurde ihnen die Erfindung des Glases zugeschrieben, obgleich sie die Glasbereitung in Ägypten kennen lernten, offenbar deshalb, weil sie Glaswaaren selbst erzeugten und sie in das Abendland brachten.

Dagegen dürfen sie als wirkliche Erfinder der Purpurfärberei betrachtet werden, die in ihren Städten schwunghaft betrieben wurde. Die Griechen hatten für den Purpur und die Phöniker denselben Namen (φοίνιξ), und noch in der Zeit der römischen Kaiser waren ihre Produkte auf diesem Gebiete vor allen geschätzt. — Mit den Färbereien standen die Webereien in Verbindung. Sidonische Gewänder werden sowohl im Homer, als auch in dem ältern Teile der Bibel gerühmt, und auf den Bildwerken der Ägypter, welche die syrisch-phönikische Bevölkerung darstellen, trägt dieselbe reiche buntgewirkte Gewänder. Auch die Weberei ist keine einheimische Erfindung. Sowohl in Ägypten, als auch in Mesopotamien wurden in alter Zeit feine Gewebe gearbeitet; dort sind wohl die Lehrmeister der Phöniker in dieser Industrie zu suchen. — Nach Ägypten weist auch der Ursprung des Bergbaues, den die Phöniker mit Eifer betrieben und an den Gestaden des Mittelmeeres, auf Cypern, in Thasos, Tarsis u. a. O. verbreiteten. Der Verfasser des Buches Hiob hatte wohl ein phönikisches Bergwerk in der Erinnerung, als er schrieb (c. 28): „Man bricht einen Schacht fern von Wohnenden; verlassen vom Fuße hangen sie hinab; fern von Menschen schweben sie. Die Erde, aus welcher Nahrung sproßt, unter sich wird sie umgekehrt wie von Feuer. Sitz des Saphirs ist ihr Gestein und Goldstaub ist darauf. An Kieselsteine legt man die Hand, kehret vom Grund aus Berge um. In Felsen bricht man Gänge durch, und alles Kostbare sieht dann das Aug'. Das Tröpfeln der Bäche hemmet man, und Verborgenes bringt man ans Licht." — Aber auch in der Bearbeitung der Metalle waren die Phöniker berühmt. Schon Homer preist sie als kunstvolle Arbeiter in Erz und meldet von kostbaren Mischkrügen, die von ihnen herrührten. In den Trümmern der assyrischen Stadt Kalah fand man eherne Schalen und Krüge, die ihrem Ursprunge nach phönikisch sind. — Überhaupt hatte das Kunstgewerbe in Phönikien eine hohe Entwicklung erreicht. Zahlreiche Gerätschaften, die unter den Beutestücken ägyptischer Herrscher aus den syrisch-phönikischen Landschaften aufgezählt und abgebildet sind, Ringe und andere Schmucksachen aus Gold und Silber, Elfenbein und Edelgestein, geschnittene Steine u. dgl. beweisen die Kunstfertigkeit der Phöniker und zeugen von der intensiven Pflege, deren sich überhaupt die Kunst in den phönikischen Städten erfreute. Zwar sind nur kärgliche Spuren ihrer Bauten und Bildwerke erhalten, aber den Anteil, den die Bibel ihnen beim Bau des salomonischen Tempels zuschreibt und die Berühmtheit

ihrer Tempel zu Tyrus, Aradus u. a. O. läßt auf eine hohe Stufe der Kunst schließen. Diese Kunst ist keineswegs originell. Was sich davon erhalten hat, trägt entweder ägyptischen oder assyrischen Typus, oft auch eine Mischung beider Kunstrichtungen. Nur im Gebiete des Kunsthandwerkes bei der Dekoration der Vasen scheint der sogenannte geometrische Stil, der die Flächen durch Mäanderlinien oder Zickzacklinien gliedert und am Fuße der Vase eine Knospe anbringt, phönikischen Ursprungs zu sein. Die Bedeutung der Phöniker auf dem Gebiete der Kunst und des Kunsthandwerkes liegt aber nicht in ihrer Originalität, sondern vielmehr in dem Verdienste, die Kunst und ihre Werke bei andern, derselben noch fernstehenden Völkern, verbreitet zu haben. So wie der Bau des salomonischen Tempels und die Cherubim der Bundeslade auf phönikische Kunst und phönikische Vorstellungen zurückzuführen sind, so haben die neuen Funde in Mykenae, Orchomenos und an der Stelle des alten Troja (zu Hissarlik), die sich zumeist an den Namen Schliemanns knüpfen, deutlich dargethan, daß auch die Griechen die ältesten Kunstwerke durch die Phöniker erhielten und ihre früheste Kunstentwicklung unter phönikischem Einflusse stand. — Zuletzt sei noch des Schiffsbaues gedacht, der in Phönikien seine größten und besten Werkstätten hatte. Die phönikischen Schiffe waren weltberühmt, und Kauffahrer für die weiten Fahrten verstand man nur an den Schiffswerften Phönikiens zu bauen. Daß zum Bau und zur Ausrüstung solcher Schiffe vielerlei Fertigkeiten und selbst Kenntnisse in der Mechanik gehörten, liegt auf der Hand. Als die andern Völker an den Küsten des Mittelmeeres nach dem Vorbilde der Phöniker die Schifffahrt eifriger zu betreiben begannen, nahmen sie die Muster zu ihren Schiffen von den Phönikern, so daß diese auch als Meister des Schiffsbaues im Abendlande erscheinen. — Schifffahrt und Handel, die hauptsächlichsten Beschäftigungen des Volkes, erforderten die Bekanntschaft von Maßen für die Raum-, Wert- und Gewichtsverhältnisse. Es ist schon früher hervorgehoben worden, daß die Erfinder der Maße, Gewichte und Münzen die mesopotamischen Völker sind. Aber die Phöniker waren es, welche diese Erfindung verwerteten und die babylonischen Maße im Abendlande verbreiteten. Demnach steht die vielseitige Einwirkung der Phöniker auf die Völker, mit denen sie verkehrten, außer allem Zweifel. Es danken ihnen diese Völker zahlreiche und wichtige Elemente ihrer Bildung. Darum können die Phöniker mit Recht eine wichtige Stellung in der Geschichte der Erziehung der Menschheit beanspruchen.*

Soviel über ihren Einfluß auf die Entwicklung der abendländischen Völker bekannt ist und so hoch sie als deren Erzieher geschätzt werden müssen, so wenig ist uns darüber überliefert, wie bei ihnen die Jugend erzogen und gebildet wurde. Wir sind hierin auf bloße Vermutungen angewiesen.

Über das Familienleben der Phöniker haben sich keine Nachrichten erhalten, doch wird von zahlreichen Kindesopfern berichtet, welche in den phönikischen Städten und Kolonien die Eltern den Göttern darbrachten, was für keine Wertschätzung des Familiensegens spricht. Wenn ferner von den Frauen und Töchtern der Phöniker erzählt wird, daß sie sich in dem heiligen Bezirke ihrer Gottheiten jedem Fremden preisgaben, wenn die Tempel von Priesterinnen wimmelten, welche im Dienste ihrer Göttin die Prostitution trieben, so deutet das auf eine niedrige Stellung des Weibes und berechtigt zu der Annahme, daß die Erziehung in der Familie keinen guten Einfluß auf die Entwicklung der Jugend nehmen konnte, namentlich aber die weibliche Jugend der sittlichen Atmosphäre entbehrte, welche sie vor einer frühzeitigen Entartung bewahrt.

*Ein günstigeres Bild dürfte die öffentliche Erziehung geboten haben. Vergegenwärtigen wir uns die Zustände in den reichen Handels- und Fabriksstädten Phönitiens, so tritt uns sofort der Gegensatz in der Bevölkerung entgegen. Einer reichen Klasse von Kaufleuten, Schiffsrhedern, Fabrikanten und Bankherren steht die große Masse des Volkes gegenüber, die in den Fabriken, bei den Schiffen, in den Bergwerken sich im Tagelohn ihr Brot verdient. Daß diese arme Bevölkerung, die zum Teile dem Sklavenstande angehörte, keinerlei Unterricht genoß, dürfte höchst wahrscheinlich sein. Dagegen werden die reichen Geschlechter, die in manchen Gemeinden auch die Regierung in Händen hatten, unzweifelhaft dafür gesorgt haben, daß ihre Jugend mit den fürs Leben erforderlichen Kenntnissen ausgestattet werde. Es ist demnach wahrscheinlich, daß besondere Anstalten zur Bildung dieser Jugend bestanden, die man nach dem künftigen Berufe, zu welchem die Schüler erzogen wurden, als nautische, kaufmännische und technische Schulen bezeichnen könnte. Die Kenntnisse, welche die Phöniker in der Astronomie, in der Mathematik, aber gewiß auch in der Geographie, Mechanik, Berg- und Hüttenkunde besaßen, wurden in diesen Schulen der Jugend vermittelt. Hauptsächlich wurde durch diese Gegenstände ihr Verstand entwickelt. War demnach die intellectuelle Bildung, welche die Kinder der

höheren Gesellschaftskreise sich in der Schule erwarben, keineswegs gering, so war es dagegen um die moralische schlecht bestellt.*

Man schildert die Phöniker als treulos und heuchlerisch, finster und grausam, bestechlich und habsüchtig, sinnlich und ungläubig. Es sind das Charakterzüge, welche mit der Beschäftigung und mit dem aus diesen hervorgehenden Reichtume der Bevölkerung zusammenhängen. Daß manche Eigenschaft auch als Eigentümlichkeit des Stammes zu betrachten ist, scheint daraus geschlossen werden zu dürfen, daß auch bei den Babyloniern und Assyrern ähnliche Charakterzüge sich vorfinden. Mag auch bei der Schilderung der Phöniker, die zunächst aus den Schriften der Israeliten stammt, Haß und Abneigung gegen die Kananäer manche unberechtigte Verallgemeinerung einzelner Fälle verschuldet haben, so ist doch unzweifelhaft, daß die blühenden Handelsstädte Phönikiens Sidon, Tyrus, Aradus, in welche der Reichtum der Mittelmeerküste zusammenfloß, Stätten eines außerordentlichen Luxus und ungewöhnlicher Üppigkeit und Sinnlichkeit im Lebensgenusse waren. Mit der Genußsucht verknüpft sich aber stets hartherziger Egoismus und rücksichtslose Grausamkeit.

*Selbst die Religion begünstigte diese Schattenseiten im Charakter des Volkes. Sie war eine Art Pantheismus, welcher in allen Erscheinungen der Natur und des Lebens die Gottheit Bal oder El erblickte. Dieser eine Gott erhielt je nach der Örtlichkeit, wo er verehrt wurde, nach den Eigenschaften, die man ihm zuschrieb, nach den Erscheinungen, in welchen man ihn zu erkennen glaubte, besondere Beinamen, die später zur Bezeichnung selbstständiger Gottheiten wurden. So gab es einen Bal von Sidon und Bal von Zur (Tyrus), einen „Stadtkönig" (Melkart) Bal, einen Bal der kurzweg als Herr (Adon), andere, die als Erhalter (Chon), als Zerstörer (Moloch) und Lebensspender (Zebub) verehrt wurden. Insofern er sich in der Sonne offenbarte, hieß er Bal Samim, als Feuergott Bal Hamon. Dem männlichen Gotte wurde eine Göttin Balat an die Seite gestellt, die bald Aschera bald Astaroth genannt wird. Später scheint aus Babylon der Sterndienst zu den Phönikern gekommen zu sein. Aus dieser Zeit stammen die Planetengötter, die Kabirim. All diese Gottheiten besaßen Opferstätten, Tempel und Feste, in welchen sich der Charakter des Volkes und die geringe Entwicklung seines sittlichen Bewußtseins ausspricht. Wie dies schon bei den Babyloniern hervorgehoben wurde, schwankte auch der Phöniker zwischen der sorglosen Hingabe an den üppigsten Genuß des Lebens und zwischen reuevoller Verzichtleistung auf alle irdischen Freuden hin und

her. Sowohl in der Freude, als auch in dem Schmerze, kannte seine sinnliche Natur kein Maß, hier wie dort steigerte sich sein Gefühl zur Begeisterung ja zur Raserei. Die zarteren Gefühlsregungen waren ihm fremd. Deshalb waren seine Feste eigentlich Orgien der Sinnlichkeit. Der Aschera, der lebenspendenden Göttin zu Ehren, wurden die schändlichsten geschlechtlichen Excesse verübt. Ihre Tempel waren Stätten der Wollust, ihre Feste Freudentage der Unzucht, der sich selbst die Mädchen und Frauen schamlos hingaben. Dagegen wurde im Herbste das Hinwelken und Absterben der Natur im Tode des Adonis betrauert und beklagt. Das Volk zerriß seine Kleider, die Frauen zerschließen ihre Haare, und Klagelieder durchtönten unablässig die Luft, um die Größe des Schmerzes zu bekunden.*

*In dieser Trauer spricht sich auch die Furcht aus, welche das Volk vor dem Tode empfand. Dem irdischen Leben und seinem Genusse zugewandt, erschien ihm nichts so schrecklich, als das Scheiden von diesem Genusse. Den Trost auf eine Fortdauer nach dem Tode kannte es nicht. Die Inschrift Eschmunazars belehrt uns, daß die Phöniker über das Schicksal des Menschen nach dem Tode keine bestimmte Vorstellung hatten. Auf dieser Inschrift wird die Strafe, welche jenen droht, die des Königs Todtenlager irgend wie schädigen oder zerstören, in folgendem Fluche ausgesprochen: „Nicht soll werden ihnen ein Lager bei den Schatten, und nicht sollen sie begraben werden in einem Grabe, und nicht soll ihnen bleiben ein Sohn noch Samen an ihrer Statt .... Ihr Samen soll nicht Wurzel haben unten, nicht Frucht oben, noch Ansehen im Leben unter der Sonne.“ Also lediglich eine Fortdauer des Menschen in seinen Nachkommen ist durch diese Inschrift als Glaube des Volkes bezeugt. — Ebenso wenig, als über das Schicksal nach dem Tode, hatten die Phöniker auch über den Ursprung der Welt und des Menschen eine edlere Auffassung zutage gefördert. Während bei den meisten Völkern der Geist des Menschen als etwas Göttliches gekennzeichnet wird und hierdurch die Erhebung von dem Sinnlichen und das Streben nach sittlicher Vollkommenheit schon durch den Ursprung des Menschen als seine Aufgabe vorgezeichnet erscheint, trägt die Kosmogonie der Phöniker denselben materialistischen Zug an sich, der ihr ganzes Handeln und Denken kennzeichnet. „Im Anfang,“ heißt es in der Darstellung der Weltschöpfung nach Sanchoniathon, „war das Chaos (Bohu), und das Chaos war finster und stürmisch bewegt, und der Hauch (Ruach) schwebte über dem Chaos. Und all das war unbegrenzt und hatte Ären hindurch keine Schranken. Da ward der Geist von

Liebe entzündet zu seinen eigenen Anfängen, und es entstand eine Durchdringung, und diese Verflechtung ward genannt Sehnsucht (Schefet'). Dies ist der Anfang aller Schöpfung. Der Geist selbst aber hatte kein Bewußtsein seiner Schöpfung. Aus der Durchdringung des Geistes und des Chaos enstand Môt (der Schlamm) und aus Môt ward aller Samen der Schöpfung, und Môt war der Vater aller Dinge; Môt hatte aber die Gestalt eines Eies. Und es erglänzten die Sonne, der Mond, die Sterne und großen Gestirne. Es waren aber auch Geschöpfe ohne Bewußtsein da, und aus diesen lebendigen Wesen entstanden die vernunftbegabten, und man nennt sie T'ophesamim (die den Himmel Anschauenden). Da wurden durch den Donnerhall des Kampfes der Elemente, die sich zu trennen begannen, diese vernunftbegabten Wesen gleichsam aus ihrem Schlummer geweckt, und die Männchen und Weibchen fingen sich an zu regen auf Erden und im Meere." Es wäre nicht schwer aus diesem Fragmente die materialistische Kosmogonie der Gegenwart herauszulesen. Das Chaos, die Attraction und Gravitation, als die Kräfte, welche den Antrieb zu der Entstehung von besonderen Gebilden gaben, der Urschlamm, das Protoplasma, die Entwicklung des Organischen aus dem Unorganischen, des Bewußten aus dem Unbewußten, ja selbst die Entwicklung des Geistes im Kampfe gegen die Elemente, also im ersten Kampfe um das Dasein, tritt uns bei den Phönikern ebenso wie bei den Naturforschern der Jetztzeit entgegen. Die Liebe, der die Phöniker fröhnten, ist ihnen auch Schöpferin der Welt. Ihre Phantasie hat die Weltschöpfung lediglich als eine Reihe von geschlechtlichen Handlungen aufgefaßt; über dieses Bild hat sich ihr Geist nicht erhoben.*

*Mit dem excentrischen Charakter des Volkes und mit ihrem zähen Festhalten an dem Sinnlichen und Materiellen hängt die Sitte der grauenhaften Menschenopfer zusammen, welche zwar auch in Mesopotamien vorkamen, aber nirgends in solchen Mengen dargebracht wurden, als in Phönikien. Unter den Gottheiten erscheinen Moloch und Astarte als die das Leben vernichtenden, dem Menschen Unheil bringenden Götter. Jedes Unglück rührt von ihnen her. Um also dieses von sich abzuwehren, versöhnten die Phöniker die furchtbaren Götter mit dem kostbarsten, das sie hatten, mit dem Leben selbst. Darum legten die Mütter ihre Kinder erbarmungslos in die glühenden Arme des erzenen Molochstandbildes und übertäubten ihre Menschlichkeit mit dem Lärmen der Pfeifen und Pauken, welches die grausige Begleitung zu dem Gewimmer der

armen Würmer abgab; darum ehrte man die gehörnte Astarte nicht bloß mit keuscher Entsagung, sondern selbst mit der Entmannung, und es war nicht ungewöhnlich, daß Jünglinge an den Festen der Götter im Taumel der Festfreude beim betäubendem Klange der Cymbeln, Pauken und Pfeifen Hand an sich legten, sich verstümmelten und dadurch das Leben der zukünftigen Generation schon im Keime vernichteten. Zu den fleischlichen Orgien, die man der Aschera zu Ehren beging, ist diese Raserei ein gräuliches Gegenbild.*

*Weil also die Phöniker als das wirksamste Opfer das Menschenleben betrachteten, so mußten sie nach der Höhe der Schuld, die sie zu sühnen hatten, und nach der Größe der Gunst, die sie von den Göttern erbaten, das Opfer steigern. Darum wurden bei einem allgemeinen Unglück, wenn eine Seuche oder eine Hungersnot wütete, oder ein unglücklicher Krieg den Staat in Gefahr brachte, von den Königen ihre eigenen Kinder zum Opfer gebracht, um das Volk von diesem Unglücke zu befreien. In dieser gewiß auch den Babyloniern bekannten, aber ausdrücklich von den Phönikern überlieferten Anschauung und in der bei den Semiten verbreiteten Überzeugung von der Nichtigkeit und Sündhaftigkeit des Menschen, wurzelt der christliche Glaube von der Erlösung. Um die ganze Menschheit in ihrer Sündhaftigkeit mit Gott zu versöhnen, genügte keinerlei Menschenleben, selbst wenn es das eines irdischen Königs gewesen wäre. Die große Masse der ganzen Menschheit in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von der Strafe der Sünde zu befreien, dazu bedurfte es des denkbar höchsten Opfers, das sich eben nur im Sohne Gottes selbst bot.

Demnach verdankt das Abendland den Phönikern nicht bloß die Schrift, die Maße, die Münzen und zahlreiche Elemente seiner materiellen Cultur, auch die Grundlehre des Christentums von der Erlösung der Menschheit durch den Tod des Gottessohnes hat ihr Vorbild in dem Glauben und den Bräuchen dieses Volkes.

b. Die Erziehung bei dem Volke Israel.

***Quellen und Hilfsschriften.** Als wichtigste Quelle liegt die Bibel vor. Ihre Verwertung wird dadurch erschwert, daß sie bei Juden und Christen als hl. Buch galt und gilt und deshalb über die Entstehung der einzelnen Bestandteile keine unbefangenen historischen Zeugnisse erhalten sind. Darum weichen die Ansichten der Forscher über die Zeit, in welche die Abfassung der einzelnen Bücher des alten Testamentes zu setzen ist, außerordentlich ab. — Die assyrisch-babylonischen Inschriften liefern wohl viel Beiträge zur Geschichte Israels (vgl. Eb. Schrader. Die Keilschriften und das alte Testament, Gießen 1872), aber keine zur Geschichte der

Erziehung. Für die spätere Zeit ist der Talmud eine wertvolle Quelle. Er besteht aus der Mischna (Wiederholung), einer Sammlung von Gesetzen, Entscheidungen und Erklärungen, die im 2. Jahrhundert angelegt wurde, und den Erläuterungen der Mischna, die als Gemara in zwei Sammlungen, einer palästinensischen aus dem 4. und einer babylonischen aus dem 6. Jahrh., erhalten sind. Einen ähnlichen Charakter haben die Midraschim („Studien") und Targumim („Paraphrasen"), welche zwar einer späteren Zeit angehören, aber auf ältere Quellen zurückgehen. — In griechischer Sprache schrieben der Alexandriner Philo und Josephus Flavius. Beide lebten im 1. Jahrhundert. Sie waren Israeliten, hatten sich aber mit der griechischen Wissenschaft vertraut gemacht, namentlich hatte Philo mit Eifer die griechischen Philosophen studiert. Seine Werke schließen sich zumeist an die Bibel an. So beziehen sich seine Abhandlungen „über die Weltschöpfung, die Cherubim, die Sprachenverwirrung" auf die Urzeit; in den Werken „über Abraham" „die Wanderung" und „Josef" werden die Erzväter behandelt. Mit Vorliebe beschäftigt er sich mit Moses, und zwar hauptsächlich in seinen Schriften „über Moses und den Dekalog." Von den Werken des Josephus Flavius ist namentlich das über „jüdische Altertümer" (Ἀρχαιολογία Ἰουδαική) für den vorliegenden Zweck dienlich.*

Von **Hilfsschriften** führte die ältere Auflage H. Ewald Geschichte des Volkes Israel, Göttingen, 1847 und 1848 (in 3 Aufl. 1864—1868.) Meier Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Hebräer, Leipzig, 1858. Dähne, geschichtliche Darstellung der jüdisch-alexandrinischen Religionsphilosophie, Halle, 1834 und aus der Ersch und Gruber'schen Encyclopädie III. Sect. g. die Artikel „Palästina" von Haase und „Pädagogik" von Meier an. *Für die neue Auflage wurden außerdem verwertet Dr. Ferd. Hitzig, Geschichte des Volkes Israel, 2 Bd., Leipzig, 1869. Dr. Grätz, Geschichte der Juden, namentlich der I., (Leipzig, 1874) und II. Bd. (ibid. 1875/76.) Dr. Bernh. Stade Geschichte des Volkes Israel, Berlin, 1881 (als 6. Teil des 1. Hauptabschnittes des Oncken'schen Werkes „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" im Erscheinen begriffen.) Franz Delitzsch, Commentar über die Genesis 4. Aufl., Leipzig, 1872. Fr. Bleek, Einleitung in das alte Testament, 2. Aufl. von Joh. Bleek und Ad. Kamphausen, Berlin, 1865. K. H. Graf, Die geschichtlichen Bücher des alten Testamentes, Leipzig, 1866. Dr. A. Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte, I. Bd., München, 1879, II. und III. Bd., Heidelberg, 1875. Elias van Gelder, Die Volksschule des jüdischen Altertums. Inaug. Dissert., Berlin, 1872 und K. Fried. Keil, Handbuch der biblischen Archäologie, Frankfurt und Erlangen 1858/59.*

Das Volk Israel war schon durch die inselartige Lage seines Landes zwischen dem Libanon, der syrischen und arabischen Wüste und dem mittelländischen Meere von allen benachbarten Völkern abgesondert. Rougemont weist darauf hin, daß Palästina der Mittelpunkt der bewohnten Erde in der alten Welt ist und zwar eben sowohl in Beziehung auf die räumliche Dimension, als in Bezug auf die rings von der Natur vorgezeichneten und in seiner nächsten Umgebung zusammentreffenden, großen Völkerstraßen, welche, ohne Palästina selbst oder wenigstens ohne Jerusalem und den geschichtlichen Mittelpunkt des Landes zu berühren, in allen Rich-

tungen bis zu den entferntesten Völkern führen. Und allerdings ist Kanaan die Mitte zwischen Europa und Asien; auf der einen Seite die trennende Wüste, auf der andern das offene Meer, über Syrien nach dem Orient, über Ägypten nach Afrika und Europa zeigend, die alle durch's Mittelmeer verbunden sind, — ein reich gesegnetes Terassenland, das nicht zur Verweichlichung führt und das zum Landbau einladet, das in Wüste und Meer, in Hochgebirg und Thal die Wunder der Allmacht verkündet und doch kein träges Ruhen zuläßt, abgeschlossen zugleich und aller Welt offen. Auf diesem Boden entwickelte das eigentümlichste aller Völker mit seiner spröden Individualität und mit seinem innerlichen, den ewigen Bedürfnissen des Geistes zugekehrten Leben eine Weltanschauung, die einerseits zwar die Nabelschnur des Orients sowie seines Landes an sich trägt, andrerseits aber weit über die orientalischen Völker, wie über Griechenland und Rom hinausragt.

Die Entwicklung des Volkes läßt sich in zwei Hauptabschnitte teilen, in die Zeit vor und nach der assyrisch-babylonischen Gefangenschaft. Innerhalb des ersten Abschnittes bilden wieder die Auswanderung nach Ägypten und das Entstehen des weltlichen Königtums Ereignisse, nach welchem sich die Geschichte im Allgemeinen und die der Erziehung insbesondere gliedern läßt.

α. Vor der assyrisch-babylonischen Gefangenschaft.

*Die älteste Periode umfaßt die Zeit der **Patriarchen**. Das Volk der Hebräer hat sich losgelöst von dem semitischen Hauptstamme Mesopotamiens und die fruchtbaren Gefilde des südlichen Palästinas unfern von dem Gestade des todten Meeres besetzt. Neben einzelnen Kriegen überliefert uns die Bibel hauptsächlich die Familiengeschichte der Patriarchen, welche als Scheikhs an der Spitze des nomadisierenden Volkes standen. Diese Ueberlieferung stammt aus einer viel spätern Zeit. Darum enthält sie neben ältern Traditionen viele Zuthaten aus der Zeit ihrer Entstehung. Namentlich fühlte man später das Bedürfnis, in der fern liegenden Vergangenheit eine Art goldenes Zeitalter zu schildern und in sie den Ursprung all der spätern Sitten und Einrichtungen des Volkes zu verlegen*. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, werden uns durch die Genesis in den Patriarchen die Ideale des Volkes vorgeführt: in Abraham die feste, unerschütterliche Zuversicht und der unbedingte Gehorsam des Glaubens in ganzer Kraft und Fülle, — in Isaak die Elasticität des Glaubens im Dulden und

Leiden, — in Jakob der heiße Kampf mit Fleisch und Blut und mit den Widerwärtigkeiten des Lebens, — in Josef endlich die Treue des Glaubens, die sich im stillen Dulden, wie im kräftigen Thun bewährt; — lauter rein menschliche Gemälde, die in lieblichen und treuen Schilderungen die Sitteneinfalt jener ältesten Zeit abmalen, — in deren Porträts nicht bloß die Juden, sondern auch die Mohammedaner ihre Urväter wiedererkennen, — auf deren Typen die Weltanschauung der Juden, Christen und Mohammedaner gemeinsam zurückgeht. Vor Allem tritt aus ihnen die leuchtende Gestalt des **Abraham** hervor, der — die älteste sittliche Persönlichkeit — „nach langen innern Kämpfen zuerst die Sklaverei und den Fluch des blutigen menschen- und kindermörderischen Molochdienstes brach,[1]) weil er Gottes unmittelbare Stimme in Gewissen und Vernunft höher achtete als alle Überlieferungen seiner Stammgenossen" und der „in der Beschneidung den Grundgedanken des Menschenopfers aufbewahrte, daß das Natürliche im Geistigen untergehen, das Endliche vom Unendlichen verzehrt werden soll."[2]) *Auf ihn werden die meisten der heiligen Stätten zurückgeführt, welche das israelitische Volk in seinem Lande später verehrte: der hl. Hain Mamres, die sieben Brunnen mit den hl. Bäumen Ber-Sabas, die Eiche bei Beth-el, die Grabstätte der Patriarchenfamilie bei Hebron, die Altäre in Beth-el und auf dem Berge Moria u. a. Es waren dies wohl Heiligtümer, die schon vor der Einwanderung der Hebräer von der dortigen Bevölkerung verehrt, aber von den Hebräern in ihren Cultus übernommen wurden. Über diesen Cultus und über die Gottheit, welcher er galt, ist in den biblischen Schriften keine deut-

[1]) Das Opfer der Erstgeburt brachten die Hebräer aus der mesopotamischen Heimat mit (siehe oben p. 256.)

[2]) Die Beschneidung stammt aus Ägypten, wo sie vorzüglich bei den höheren Ständen, den Priestern und Kriegern, üblich war. Auf Beziehungen zu diesem Lande weist die Bibel deutlich hin, indem sie Abraham zur Zeit einer Hungersnot nach Ägypten auswandern und das Weib, die ihm den Ismael gebar, aus Ägypten stammen läßt. Die Beschneidung war wohl in Ägypten eine ursprünglich **hygienische** Maßregel, später erscheint sie aber auch als **Weiheakt**. Bei den Israeliten scheint sie ursprünglich den Zweck gehabt zu haben, die Vermehrung der Nachkommenschaft zu fördern, wenigstens wird sie mit der Verheißung großer Fruchtbarkeit verknüpft. Später jedoch gewann sie eine doppelte Bedeutung. Sie ist das **Bundeszeichen** des Volkes, aber sie hat zugleich einen **religiösen Charakter**, sei es, daß sie ein blutiges Opfer, das man für das Leben Gott darbringt, vertritt, sei es, daß sie als ein Reinigungsakt aufzufassen ist. Ihr Ursprung wird in der Bibel wohl auf Abraham zurückgeführt, aber auch Moses und Josua erscheinen als Begründer dieser Sitte.

liche Überlieferung. Meist wird sie als der „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs," „El" oder „Jahwe", also so bezeichnet, wie der spätere Nationalgott des Volkes. Daß er jedoch in der ältern vorägyptischen Periode nicht in dieser Art als „einziger, unbeschränkter Gott der Kinder Israels" aufgefaßt wurde, darauf deutet neben dem bei den Syrern heimischen Stein- und Baumkult, der zur Zeit der Erzväter verbreitet war, auch der Umstand hin, daß in der Patriarchenfamilie noch besondere Familiengottheiten, die Teraphim, erscheinen, und daß auch der König von Salem Melchisedek, also der Angehörige eines stammfremden Volkes, als Priester „des höchsten Gottes des Himmels und der Erde" (El 'Elion) erscheint. Sollte vielleicht Abraham oder vielmehr der Stamm der Semiten, den er repräsentiert, diesen Gott der Salemiten an die Stelle der vielen Götter, die er in Mesopotamien verehrte, gesetzt haben? Diesem Stammesgotte, dem Gotte Abrahams, Isaaks und Jakobs, wird aller Segen, welcher über die Patriarchenfamilie kommt, zugeschrieben, ihm werden Gelübde und Opfer, ihm der Zehent dargebracht, zu ihm erheben die Erzväter um Abwendung von Gefahren und Rettung aus dem Unglücke betend ihre Stimmen. Doch erscheint die Auffassung der Gottheit noch sehr naiv. Gott kehrt in Menschengestalt in der Hütte Abrahams ein, ißt von den Speisen, die dieser ihm vorsetzt, und sieht persönlich nach, ob die Sündhaftigkeit Sodoms und Gomorras wirklich so groß sei, als er es erfahren. Abraham kann es wagen, mit Gott über die Errettung der sündhaften Bevölkerung so zu verhandeln, wie ein Kaufmann um den Preis einer Ware feilscht, und Sara erkühnt sich sogar, in Gottes Angesicht zu lügen, daß sie bei der Verheißung der Nachkommenschaft nicht gelacht habe. Es erscheint eben die Religion, sowie die gesamte Kultur dieser Periode auf einer niedrigen Stufe der Entwicklung. Auch der Unterschied zwischen Gutem und Bösem tritt nicht deutlich zutage. Das Vorteilhafte, Nützliche wird häufig noch mit dem Guten verwechselt. Abraham gibt seine Frau Sara gegenüber dem ägyptischen Könige und dem Könige von Gerar als seine Schwester aus,[1]) Sara treibt die Hagar mit ihrem Sohne aus dem Hause und gibt sie dem Hungertode preis, Rebekka hintergeht ihren blinden Gatten, um ihrem Lieblinge Jakob die Erstgeburt zu verschaffen, Laban täuscht seinen Neffen Jakob und führt ihm statt Rahel die triefäugige Lea zu, Rahel stiehlt und verbirgt die Hausgötter ihres Vaters u. a.

[1]) Dasselbe wird an einer andern Stelle von Jakob erzählt.

Auch im Verkehre der Geschlechter herrscht eine Laxheit, die selbst dem bescheidensten Maße von Anstand nicht genügen kann: Ruben erzeugt mit Bilha, dem Kebsweibe seines Vaters, Kinder, die verwitwete Thamar gibt sich ihrem Schwiegervater Juda preis und die Töchter Lots empfangen von ihrem eigenen Vater Nachkommenschaft. Gemildert wird das für uns Anstößige dieser Erzählungen durch die Erwägung, daß in ihnen die bei den Juden übliche Leviratsehe (die Vermählung der Witwe mit dem nächsten männlichen Verwandten ihres verstorbenen Mannes) vorbildlich dargestellt werden soll. Dagegen wird die Päderastie als ein himmelschreiendes Verbrechen bezeichnet, die Keuschheit Josefs im Hause Potiphars gepriesen und die Schändung Dinas durch ihre Brüder an Sichem in grausamer und hinterlistiger Weise gerächt.*

Die unser sittliches Gefühl verletzenden Formen des geschlechtlichen Umganges hängen mit der Organisation der Familie zusammen, welche in der Zeit der Patriarchen noch in den Anfängen ihrer Entwicklung steht. Es herrscht Polygamie; deshalb ist die Stellung des Weibes dem Manne gegenüber eine untergeordnete, ja gedrückte. Eine alternde kinderlose Frau rechnet es sich zum Lobe, wenn sie dem Manne eine Sklavin als Concubine zuführt und diese von ihm Kinder erhält. Erst wenn die Frau den Mann mit Kindern beschenkt hat, gewinnt sie mehr Anwert. Doch zeigen sich in der Patriarchenfamilie schon Spuren von Achtung und Liebe, die dem Weibe als Gattin gezollt, und von den persönlichen Rechten, die ihr als Hausfrau zugestanden werden: „Da riefen sie Rebekka und sprachen zu ihr: willst Du mit diesem Manne ziehen? und sie sprach: ich will ziehen;" — „Isaak nahm Rebekka und sie ward sein Weib und er liebte sie;" — „und es diente Jakob um die Rahel sieben Jahre und sie waren in seinen Augen wie einzelne Tage, weil er sie liebte;" — „und Sara sprach zu Abraham: Treibe diese Magd aus und ihren Sohn, denn nicht soll erben der Sohn dieser Magd mit meinem Sohne, mit Isaak. Aber das Wort mißfiel Abraham sehr um seines Sohnes willen. Da sprach Gott zu Abraham: Es mißfalle Dir nicht um des Knaben und Deiner Magd willen; Alles, was Sara Dir sagt, gehorche ihrer Stimme, denn in Isaak soll dein Same genennet werden." *Überhaupt haben Sara im Hause Abrahams und Rebekka im Hause Isaaks eine so bevorzugte Stellung, als ob sie die einzigen Gattinnen ihrer Männer wären. Das hat wohl seinen Grund darin, daß sie als Trägerinnen der Reinheit ihres Stammes erscheinen. Sie gehören derselben

Familie, wie ihre Männer an, und auch Jakob holt sich seine beiden Frauen aus der Familie des Bruders seiner Mutter. Es deutet das auf die hohe Wertschätzung der Reinheit des Stammes hin, die sich auch bei vielen Nomaden der Gegenwart vorfindet.

Der Familienvater hat das unbeschränkte Recht über seine Weiber und Kinder. Abraham verstößt die Hagar und sein eigenes Kind und zaudert nicht, seinen Sohn als Opfer zu schlachten. Dies sein Recht vererbt er durch seinen Segen auf den Sohn. Dieser tritt nach des Vaters Tode an dessen Stelle und „vor ihm neigen sich die Kinder seines Vaters." — Kinder, namentlich Söhne, bildeten den Segen der Ehe, den die Frau mit Sehnsucht herbeiwünschte. Unfruchtbarkeit galt als ein Unglück. Die Kinder wurden von den Müttern gesäugt; bei der Entwöhnung fand ein festliches Mahl statt. Ihre Erziehung bewegte sich in den einfachsten Formen. Am Vorbilde und unter Anleitung der Eltern lernten sie die Beschäftigungen, die bei einem Nomadenstamme vorkamen. Sie hüteten die Herden, halfen bei den Feldarbeiten oder jagten mit Köcher und Bogen das Wildpret am Felde und in der Wüste. Von den Eltern wurden sie auch in die Religion des Stammes eingeführt. Sie lernten zu dem Gotte ihrer Väter beten, ihm Opfer darbringen und auf ihn ihr Vertrauen setzen. Sie verehrten ihn als den Geber alles irdischen Glückes und als den gerechten Richter, der schon auf Erden das Böse straft und das Gute lohnt.

Die Nomadenfamilie ging nach Ägypten,[1]) in das Land alter Cultur und geregelten Staatslebens, in die Schule, und nachdem sie gelernt und gedient hatte, um frei sein zu können, ward sie von dem Schüler ägyptischer Priester- nnd Staatsweisheit, von **Moses**, zu einem Volke mit einer selbständigen Stellung neben anderen Völkern erhoben. Der Auszug aus Ägypten bezeichnet einen Wendepunkt in der Geschichte des Volkes und Moses, *welcher das Volk während eines langjährigen Aufenthaltes in der Wüste für seinen künftigen Beruf erzogen hat, gehört zu den hervorragendsten Gestalten, welche in der Geschichte der Menschheit auftraten. Er hat mit der Religion auch das gesamte geistige und materielle

---

[1]) *Die Kritik geht wohl zu weit, wenn sie den Aufenthalt der Israeliten in Ägypten leugnet, der, wie die Bibel beweist, als eine alte Tradition von dem Volke festgehalten wurde. Auch die Namen, die in der Geschichte Josefs erscheinen, verrathen ägyptischen Ursprung, und selbst in der Religion der Israeliten läßt sich ägyptischer Einfluß (in den Schaubroten, der Bundeslade, dem Priesterschmucke, dem Dekalog) nicht verkennen.*

Leben seines Volkes in neue Bahnen geleitet und die Grundlagen für jene Erziehung geschaffen, deren Folgen noch bis in die Gegenwart fortdauern. Ausgerüste t mit* dem reinsten Gottesglauben und dem festesten Gottvertrauen, dem sich die heißeste Volksliebe, Thatkraft und Entschlossenheit, tiefe Menschenkenntnis und Erfahrung in allerlei Kunst und Wissenschaft zugesellte, stellte er das im Innersten des eigenen Gemütes entwickelte göttliche Leben als eine feste bindende Norm für sein Volk hin. Sein Hauptzweck war die Feststellung des Glaubens an den einigen Gott, die Einführung einer diesem Gotte angemessenen Verehrungsweise und die Überführung der Israeliten vom Hirtenleben zum Ackerbau. Durch die Gesetzgebung ward Israel zu Jahwes Eigentum vor allen Völkern, zum priesterlichen Königreiche und zum heiligen Volke. Der Dekalog, der kurze Inbegriff des ganzen Gesetzes, zeigt in seinem ersten Gebote den Quell aller Gesetzeserfüllung und in seinem letzten den Quell aller Gesetzesübertretung und legt auf der ersten Tafel die Pflichten gegen den einigen, geistigen und heiligen Gott, denen sich die Pflichten gegen die Eltern, als Stellvertreter Gottes für die Kinder, anreihen, auf der zweiten die Pflichten gegen den Nächsten — Achtung vor dem leiblichen und vor dem moralischen Leben, vor dem physischen und vor dem psychischen Eigentum — dar. Von den Fundamentalwahrheiten dieser zehn Gebote aus repräsentiert das Volk Israel der gesamten Heidenwelt gegenüber das Prinzip wahrer Sittlichkeit und echter Religiosität. Die sinaitische Gesetzgebung ist der Gipfelpunkt der vorchristlichen Zeit. — Von ihren Prinzipien aus soll das ganze Leben des Volkes geregelt werden. Ehrfurcht vor dem Alter wird demnach gefordert, Milde und Gerechtigkeit gegen den Armen, gegen Witwen und Waisen eingeschärft, der Verarmung durch das Halljahr entgegengewirkt. Der einheimische Sklave soll als ein Glied des Hauses angesehen werden und nach sechsjähriger Dienstzeit ohne Lösegeld seine Freiheit wieder erlangen; der Leibeigene von fremdem Stamm wird durch Gesetze vor jeder Willkür und Härte geschützt. Die Erinnerung an die Fremdlingsschaft in Ägypten soll jeden Israeliten zur Humanität gegen den Fremdling antreiben; vor Gericht hat derselbe vollkommen gleiches Recht mit dem Einheimischen. Selbst des Feindes soll der Israelit sich annehmen: „so du den Ochsen deines Feindes oder seinen Esel irrend triffst, so sollst du ihm denselben zurückführen." Außerdem war die Gesetzgebung wesentlich eine agrarische. Das Paschafest, das Pfingstfest und das Laubhüttenfest hatten eine

doppelte Bedeutung: sie waren einerseits Versammlungsfeste, an denen jeder erwachsene Israelit beim Heiligtum erscheinen sollte; andererseits hatten sie eine agrarische Beziehung, weil der Ackerbau die materielle Grundlage des Volks- und Staatslebens sein sollte. Das israelitische Leben sollte sich in einfacher Familiensittlichkeit bewegen und der Einzelne in Bearbeitung der Scholle, die Jahwe der Familie gegeben, seine Aufgabe, seinen Mittelpunkt in dem gemeinsamen Herrn haben. Daneben bezogen sich die Gesetze wesentlich auf Reinigungen und Speisen. Es wurden mehrere das physische Leben des Menschen betreffende Zustände als verunreinigend und daher von der Gemeinschaft des Heiligtums ausschließend betrachtet: Tod und Verwesung als Früchte der Sünde, alle Zustände, in welcher sich Ähnlichkeit mit den Zuständen am gestorbenen Leibe zeigen, wie der Aussatz, die abnormen wie normalen Funktionen des geschlechtlichen Lebens wegen der Polarität, die zwischen Zeugung und Verwesung herrscht. Und weil und wie Jahwe Israel von den Völkern abgesondert hat, daß es ihm ein heiliges Volk sei, so und darum soll auch Israel absondern die reinen Tiere von den unreinen: unter den Landtieren galten alle, die nicht wiederkäuen und deren Klauen nicht durchaus gespalten sind, unter den Wassertieren alle, die nicht Floßfedern und Schuppen haben und unter den Lufttieren die Raubvögel, Insekten und fliegenden Säugetiere für unrein. — Das gesamte Gesetz hatte den Segen: „Welcher Mensch dasselbige thut, der wird dadurch leben," — und den Fluch: „Verflucht sei, wer nicht alle Worte dieses Gesetzes erfüllt, daß er danach thue." Zur Bewahrung des Gesetzes war der Stamm Levi berufen: er sollte das Volk mit dem Gesetze Jahwes bekannt machen und richterlich darnach entscheiden. Die spezielle Aufgabe der Priester war: Mittler zwischen Jahwe und dem Volke zu sein, das Volk mit Gott zu versöhnen. Ihre Hauptverrichtung war neben dem Räuchern und dem Segnen das Opfern als Symbol der Versöhnung, das auf dem Gedanken ruhte, daß die Sünde aus der Lust hervorgehe, die Lust in der Seele ihren Ursprung habe und die Seele im Blute wohne: „Des Leibes Leben ist im Blute, und ich habe es auf den Altar gegeben, daß eure Seelen damit versöhnt werden, denn das Blut ist die Versöhnung für das Leben."

Die mosaischen Gesetze kräftigten und stärkten das Volk Israel im Innern, so daß es nach außen sich bewähren und „das gelobte Land" erobern konnte, und daß es unter tapfern und patriotischen Männern, den Richtern, nach mannigfachen innern und äußern

Drangsalen die im Lande bei der Eroberung nicht gänzlich unterjochten Völkerschaften zu vernichten vermochte. Damit war es zugleich vom unsteten Nomadenleben weg zu festen Wohnsitzen gelangt und zur Höhe seiner Entwicklung emporgestiegen, wo es einen König hatte und also „war wie alle Völker," *wo* der König es „richtete und vor ihm herzog und seine Streite stritt." Mit der politischen Einigung im Königtum erhielt das religiöse Prinzip des Hebraismus den realen Boden. In David gipfelte das Königtum: er hat als König und Kriegsheld die nationale Einheit des Volkes begründet und den wirklichen Staat geschaffen und organisiert; — aber in seiner Person zeigte sich bereits der Widerspruch, der Israel vernichtete. Nach der einen Seite war er ein asiatischer Despot, der mit Willkürherrschaft Schuld auf sich häufte und in Gefahr stand, in entnervender Sinnlichkeit unterzugehen; andrerseits war sein sanguinisches Temperament und daher sein für jeden neuen Eindruck plötzlich empfänglicher Geist (— ein Widerschein und Abbild seiner jedesmaligen Lage —) der höchsten religiösen und poetischen Begeisterung, sowie der tiefsten Reue und Bußfertigkeit nach seinen Vergehungen fähig, so daß er doch „der Mann nach dem Herzen Gottes" blieb, und daß unter seiner Regierung die klassische Periode der Dichtkunst ihren Anfang nahm, oder vielmehr von seinem vielumfassenden Geiste und von seinem feinen Gefühl für Schönheit begründet ward. So war sein Volk in Eroberungen hineingerissen, obschon es ebensowenig einen erobernden als einen handeltreibenden Staat bilden durfte, da alle Institutionen auf die Abschließung des Volkes und auf seine Reinhaltung von fremden Einflüssen berechnet waren. Dieses Herausgedrängtwerden aus dem eigenen Geleise, sowie die Bekanntschaft mit fremden Ländern und der Einfluß derselben unter Salomo, den seine Pracht und seine Weisheit, die vom Morgenlande bewundert ward, nicht vor Thorheit schützte, und der in einem Harem nicht nur seinen ausländischen Weibern fremden Götzendienst gestattete, sondern selbst daran teilnahm, — lähmten die Volkskraft. Die sonst glänzenden Unternehmungen Salomo's hatten im Volke keinen Boden. Die Künstler und Handwerker waren Fremdlinge, und der Handel, der durch Tyrer und Edomiter betrieben ward, sowie der damit in das Land gebrachte Luxus zogen das zum Ackerbau und zur Viehzucht geborne Volk in verderbliche Üppigkeit hinein. Das Joch Salomo's wurde jetzt als Geißel, Rehabeam's Gewaltthätigkeiten wurden als Skorpionen empfunden! — die zehn nördlichen Stämme rissen sich los:

die Einheit des nationalen Gottesdienstes ward zerstört und damit der Weg zum Götzendienste, aber auch zum Untergange des Volkes gebahnt. Umsonst suchten die Propheten diesen Strom zu hemmen.[1] In langem, faltigem Mantel aus groben härenen Stoff, zusammengehalten durch einen ledernen Gürtel, — so traten diese göttlichen Demagogen, wie sie Herder bezeichnet, als eben so freimütige Redner, die den traurigen Zustand des Reiches schilderten und auf die bei innerer Zerrüttung von außen drohenden Gefahren hinwiesen, wie als eifrige Sittenprediger auf, die eine dauernde Hülfe nur in der Rückkehr zur alten Sittenreinheit und Gottesfurcht fanden und das Volk *auf Gott hinwiesen, der sich dann wieder seinem Volke zuwenden und wie er es schon früher oft gethan, es vor Gefahren bewahren, aus der Abhängigkeit und Unterthänigkeit befreien und zu neuer Macht erheben werde. Aber das Volk und seine Herrscher hörten nicht auf ihre Worte. Das Gefürchtete trat ein.* Sargon führte Israel über den Euphrat (722 v. Chr.), und Nebukadnezar riß die Mauern Jerusalems nieder (586 v. Chr.).

In der Periode, welche die Zeit von dem Auszuge der Israeliten aus Ägypten bis zur assyrisch-babylonischen Gefangenschaft umfaßt, entstanden die meisten der hl. Schriften. Da es nicht leicht ist, Älteres von dem Spätern zu sondern, so kann auch in der Darstellung der Erziehung innerhalb dieses mehrere Jahrhunderte langen Zeitraumes kein Unterschied gemacht werden, wiewohl es unzweifelhaft ist, daß die Erziehung in der Zeit der Richter in anderen Formen und unter anderen Einflüssen stattfand, als zur Zeit der spätern Könige, eines Hiskias oder Josias.

*Die Familie blieb auch nach dem Auszuge des Volkes aus Ägypten der wichtigste Organismus, auf dem der Stamm und der Staat beruhte. Die Gesetze enthalten viele familienrechtliche Bestimmungen, welche den Zweck verfolgen, die Familien zu erhalten. Auf die Familie sah der Israelit zunächst seine Thätigkeit beschränkt, seinem Hause und dessen Bewohnern wandte sich zumeist seine Sorgfalt zu. Der rege Familiensinn, der sich bei den Israeliten infolge dieser hervorragenden Stellung der Familie entwickelte, blieb ihnen auch bis auf die Gegenwart eigentümlich, und vielleicht war dieses starke Hervortreten der Familie auch eine der Ursachen, weshalb der

[1]) *Auch einzelne Könige, wie Hiskias und Josias, traten mit Eifer für die Aufrechterhaltung des reinen Gottesglaubens ein und bekämpften die Abgötterei.*

Staat bei den Israeliten nie jene Ausbildung erlangte, welche er bei andern semitischen Völkern erreicht hatte. Die Ehe war so wie zur Zeit der Patriarchen auch nach der mosaischen Gesetzgebung Polygamie. Doch war den Königen geboten, nicht zu viele Frauen zu nehmen. Daß mit der Polygamie mancherlei Unzukömmlichkeiten verknüpft waren, zeigen die Verbote (Lev. 18, 18), zwei Schwestern gleichzeitig zu ehelichen, und (Deut. 21, 15—17) dem von der Lieblingsfrau stammenden jüngeren Sohne das Recht der Erstgeburt zuzusprechen. Die Polygamie bringt es mit sich, daß die Stellung der Frau gegenüber dem Manne nicht die einer gleichberechtigten Genossin, sondern die einer Dienerin ist. Sie erscheint wie die Kinder und Sklaven als ein Besitz des Mannes, den er sich für Geld oder auch für Dienste, die er den Eltern leistet, erkauft. So erwirbt David die Tochter des Saul für die Dienste, die er diesem als Krieger leistet. Mitunter erhält auch die Braut von ihren Eltern eine Mitgift. Von der untergeordneten Stellung des Weibes zeugt die Bestimmung, daß der Mann selbst den Gelübden, welche die Frau Gott gegenüber eingeht, die Verbindlichkeit entziehen kann, ohne daß ihrer Seele daraus Schaden entstehen sollte. Da die Ehen bei den Israeliten frühzeitig geschlossen wurden, so suchten zumeist die Eltern für ihren Sohn die Braut oder warben doch um sie im Namen ihres Sohnes. Aber man darf nicht annehmen, daß die Wahl ganz der Willkür der Eltern anheim gestellt war, denn die Mädchen lebten nicht so abgeschlossen wie heutzutage im Orient. Vielmehr gingen sie im Hause und außerhalb desselben ungehindert ihren Geschäften nach, trieben die Herden auf die Weide, holten Wasser vom Brunnen und scheuten sich nicht, selbst mit fremden Männern Gespräche anzuknüpfen. Somit hatten die Jünglinge Gelegenheit, nach eigener Neigung die Wahl zu treffen. Wie in der Patriarchenzeit, so war es auch später üblich, unter den Töchtern der männlichen Verwandten die Braut für den Sohn zu suchen: Simsons Vater wundert sich, warum sein Sohn nicht um eine Tochter seiner Verwandten freie, und Rehabeam hat die Tochter seines Oheims Absalom zur Gemahlin. Die Hochzeitsfeierlichkeiten bestanden hauptsächlich in einem Gastmahle, das im Hause des Bräutigams abgehalten wurde, und in den Segenswünschen, mit welchen die Braut aus dem väterlichen Hause entlassen und dann nach dem Mahle in das Brautgemach geleitet wurde. Im Hause war die Frau die untergeordnete Gehilfin des Mannes, die das Hauswesen besorgte und Freud und Leid mit ihm

teilte. Doch nahmen an öffentlichen Angelegenheiten, Opfern, festlichen Aufzügen und Unterhandlungen der Männer die Frauen auch teil. Die Frauengestalten einer Deborah und Hulda oder der Thekoerin und Abigails in der Geschichte Davids zeigen den Einfluß, den das weibliche Geschlecht selbst in wichtigen Fragen nehmen konnte. Besondere gesetzliche Bestimmungen waren zum Schutze des weiblichen Geschlechtes und der Ehe überhaupt festgestellt. Wer um ein Weib gefreit, es aber noch nicht heimgeführt hat, soll nicht in den Krieg ziehen, damit er nicht sterbe und ein anderer es heimführe (Deut. 20, 7.); auch derjenige, der ein Weib heimgeführt hat, soll ein Jahr von staatlichen Leistungen frei sein und nicht zum Kriege ausziehen, damit er fröhlich sei mit dem Weibe, das er genommen (Deut. 24, 5.). Wer eine Jungfrau geschwächt hat, soll dem Vater 50 Schekel zahlen und sie heiraten, aber er darf sich von ihr nicht scheiden lassen (Deut. 22, 28), verleumdet er seine Frau, daß er sie nicht als Jungfrau befunden, so soll er ihrem Vater 100 Schekel zahlen und sich nie von ihr scheiden (Ibid. 22, 13—19). Hat er die Wahrheit gesprochen, so soll sie gesteinigt werden (Ibid. 22, 20). Der Tod durch die Steinigung ist auch für den Ehebruch bestimmt (Lev. 20, 10. Deut. 22, 22), doch macht sich der Mann nur dann des Ehebruches schuldig, wenn er sich mit der Frau oder mit der Verlobten eines Andern vergeht. Die Ehescheidung war nach dem Gesetze (Deut. 24) ohne besondern triftigen Grund gestattet. Für diesen Fall mußte der Mann seiner Frau eine Urkunde (Scheidebrief) über die Scheidung ausstellen. Sie kehrte dann in die Familie ihres Vaters zurück und konnte wieder verheiratet werden. Doch war es ihr nicht gestattet, zu ihrem ersten Gatten zurückzukehren, wenn der zweite Mann sie entließ. Eigentümliche Einrichtungen bestanden, um die Familien zu erhalten. Die Adoption fremder Kinder ist eine solche Einrichtung, die sich auch bei andern Völkern (s. S. 181) findet. In der Bibel ist sie blos in der Patriarchenzeit (Gen. 78, 5 und 50, 23) und da nur für die Adoption der Enkel durch den Großvater bezeugt. Spezifisch israelitisch ist die schon erwähnte Leviratsehe. Obwohl das Gesetz die Ehe zwischen den nächsten Agnaten nnd Cognaten verbietet (Lev. 20, 11 ff.), so verpflichtet es doch den Bruder, die Frau seines Bruders nach dessen Tode zu heiraten, wenn dieser keine Kinder hinterlassen hat, und bestimmt, daß der erste Sohn aus dieser Ehe, als Nachkomme des Verstorbenen zu betrachten sei, damit sein Name nicht vertilget werde in Israel (Deut. 15, 5 ff.). Diese

Einrichtung zusammengehalten mit anderen Nachrichten über Familienfeste und familienrechtliche Bestimmungen veranlaßt Stade zu der Annahme, daß die Familie in Israel ursprünglich eine Cultusgenossenschaft war, in welcher der Ahnencultus herrschte.*

Thatsächlich wurde, wie schon die Leviratsehe beweist, großer Wert auf die Nachkommenschaft gelegt. Unfruchtbarkeit der Frau galt als großes Unglück, und das Aussterben der Familie als göttliche Strafe. Viele blühende Kinder waren der Stolz der Mutter und wurden als Segen Gottes betrachtet. Je mehr Kinder, um so mehr auch ist das Fortleben der Eltern gesichert: die Eltern leben in den Kindern fort. Darum gehen auch die Gesinnungen der Eltern zum Segen oder zum Fluche für die Kinder auf diese über; darum tragen Kinder, die in wilder Befriedigung der Wollust erzeugt werden, zeitlebens eine wollüstige Gesinnung in sich; darum stehen die Kinder, die in einer Ehe, welche auf wahre Zuneigung und Achtung gegründet ist, erzeugt werden, ihr Lebelang von Gott gesegnet da.

Bei der Geburt der Kinder werden schon in der Patriarchenzeit Hebammen erwähnt. Sobald ein Kind geboren war (— der neugeborne Knabe wurde mit viel größerer Freude begrüßt, als das Mädchen —), wurde es in Salzwasser gebadet und in Windeln gewickelt. Der Knabe wurde sodann am achten Tage beschnitten und dadurch *in den Bund aufgenommen, den Gott mit Abraham geschlossen.* Er erhielt dabei einen Namen, der oft von zufälligen Umständen *bei der Geburt* abhing, oft sehr bedeutsam war, dessen appellativische Bedeutung sich meist auf Jahwe und den religiösen Cultus bezog und dessen Wahl mehr von dem Vater als von der Mutter ausgegangen zu sein scheint. — Der Mutter lag die erste Sorge für den Säugling ob. Sie stillte denselben in der Regel an ihrer eigenen Brust und zwar meist bis über das dritte Jahr hinaus. *In der königlichen Familie wird auch das Vorhandensein von Ammen (2 Kg. 11, 2) erwähnt. War das Kind ein Knäblein, so wurde es nach vierzig, war es ein Mägdlein nach achtzig Tagen Gott dargestellt. Zugleich wurde die Mutter von dem Priester feierlich entsühnt und gereinigt. Dafür hatte sie ein jähriges Lamm zum Brandopfer und eine Turteltaube oder eine junge Taube zum Sühnopfer darzubringen. Arme Familien brachten auch zum Brandopfer nur vier Tauben. War das Kind die erste Geburt, so mußte es überdies am 30. Tage um 5 Schekel gelöst werden, denn alles, was seine Mutter bricht, gehörte den Priestern

(Lev. 12, 1—8, Num. 18, 15 und 16).[1] Auch die Entwöhnung des Kindes wurde zuweilen mit einem Opfer festlich begangen (I. Sam. 1, 23).*

Die Kinderzucht war im Volke Israel auf Furcht gegründet, und Stock und Ruthe fehlen ihr nicht. Die elterliche Autorität scheint bis zur Verheiratung der Kinder gewährt zu haben. Den Gatten konnte der Vater nicht nur der Tochter, sondern unter gewissen Beschränkungen auch dem Sohne die Gattin bestimmen. Die Tochter konnte verkauft werden, aber nur an Israeliten und nur aus Armut. Ihr stand es zwar im Hause ihres Vaters frei, Gelübde zu übernehmen, diese waren aber nur gültig, wenn der Vater dazu schwieg und der Vater sie dadurch bekräftigte.

Die Autorität der Eltern gegenüber den Kindern war unbeschränkt. Die Lehre des Dekalogs: „Du sollst Deinen Vater und Deine Mutter ehren, wie Dir der Herr Dein Gott geboten hat, auf daß Du lange lebest auf Erden und Dir's wohlgehe im Lande, das Dir der Herr, Dein Gott, gibt" ward den Kindern schon früh eingeprägt. Die Eltern standen dem Kinde an Gottes Statt, und die Frömmigkeit gegen sie floß mit der Frömmigkeit und Ehrfurcht gegen Gott zusammen. „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das sollen die Raben am Bache aushacken und die jungen Adler fressen." Wer einen Fluch gegen den Vater oder die Mutter ausstieß, über den ward öffentlich der Fluch ausgestoßen und die Todesstrafe verhängt, die Todesstrafe traf auch Den, der Vater oder Mutter schlug. *Selbst derjenige Sohn wurde mit dem Tode gestraft, der eigensinnig und ungehorsam den Warnungen und Züchtigungen seines Vaters und seiner Mutter trotzend in seinen Lastern, der Verschwendung und Trunkenhaftigkeit, verharrte (Deut. 21, 18 ff.). Für den Elternmord bestanden keinerlei gesetzliche Bestimmungen, ebensowenig wie in Athen und Rom, dagegen findet sich bei den Israeliten auch keine Spur von dem Brauche, Kinder auszusetzen, der bei den Griechen und Römern bestand.*

Die Erziehung des Kindes oblag in den ersten Jahren der Mutter. Diese legte die Keime zu den Tugenden, die im Volke hochgehalten wurden und prägte ihm wohl zunächst die Gebote Gottes ein.

---

[1] *Offenbar ist dies eine Verordnung, welche auf die früher üblichen Menschenopfer der Erstgeburt hinweist.*

Sobald der Geschlechtsunterschied hervortrat und eine Trennung der Geschlechter notwendig ward, blieb nur noch die Tochter bei der Mutter, um bei ihr den religiösen und häuslichen Sinn zu pflegen und zu entwickeln, sowie in die Wirtschaft praktisch eingeführt zu werden. *Sie lernte kochen und backen, spinnen und weben und die Kleidungsstücke verfertigen. Auch die musische Bildung wurde nicht vernachlässigt. Sowohl die Töchter der Vornehmen, als auch die der niederen Volksschichten hatten an ihr anteil. Sie lernten* neben dem Spiel der Handpauke oder der Kastagnetten auch Gesang und Tanz, wobei der letztere nie zum bloßen Vergnügen und nie zum Dienste der Wollust, sondern nur bei feierlichen Gelegenheiten zur Verherrlichung Jahwes geübt ward.

Der Sohn trat beim Hervortreten des Geschlechtsunterschiedes aus dem engeren häuslichen Kreise heraus und unter die spezielle Aufsicht des Vaters. Von diesem ward er zunächst im Ackerbau oder in der Viehzucht, in der Jagd oder Fischerei, auch wohl im Töpfer-, Walker-, Färber-Handwerk oder in dem eines Holz- und Metallarbeiters unterrichtet. Ohne daß er einen geregelten gymnastischen Unterricht erhielt, wurde er in den Waffen geübt, da jeder Israelit vom 20. Jahre an zum Militärdienst verpflichtet war. Der weitere Unterricht bezog sich vorzüglich auf die mosaische Gesetzgebung und auf die Kenntnis der jüdischen Geschichte. Neben der Einprägung des Gesetzes im Großen wurden die speziellen Gesetze nach und nach eingelernt. Es wurde dem Knaben untersagt, Tiere zu mißhandeln, Vogelnester zu zerstören ꝛc. Er wurde an Reinlichkeit und gesunde Diät gewöhnt und betreffs der Selbstbefleckung überwacht.

Eine gelehrte Bildung beginnt in einem Volke mit dem Auftreten einer Literatur und des Schriftgebrauchs. Die älteste Spur eines schriftlichen Denkmals unter den Israeliten findet sich in den zwei Gesetzestafeln der zehn Gebote: Moses führte wahrscheinlich, wie Meier bemerkt, mit der Constituirung der sittlichen Gemeinde auch die Schrift ein und ward dadurch zugleich der Begründer der hebräischen Literatur. Nachher zeichnete Samuel das Königsgesetz 1. Sam. 10, 25 schriftlich auf. Nach David und Salomo ward das Schreiben häufiger und allgemeiner, und besonders gewann unter Salomo die Geschichtsschreibung dadurch, daß am königlichen Hofe ein Historiograph angestellt ward, der alle wichtigen Ereignisse aufzeichnen mußte. Mit dem Beginn der prophetischen Literatur im 9. Jahrh. entlehnen Dichter schon Bilder von der Schrift,

was einen allgemeineren Gebrauch vorausgesetzt: der Hirt Amos um 800 kann schreiben. Vom 7. zum 6. Jahrh. entstand Vielschreiberei, die in und nach dem babylonischen Exile zunahm, worauf dann die schriftliche Mitteilung an die Stelle des lebendigen Wortes trat.

Öffentliche Schulen waren nicht vorhanden. Die höhere Bildung, welche auf der Kenntnis des Lesens und Schreibens beruht, wurde den Söhnen der vornehmeren Familien von eigenen Erziehern *oder auch einem Propheten erteilt. So z. B. übergibt David seinen Sohn Salomo dem Propheten Nathan zur Erziehung (II. Sam. 12, 25). Schwieriger ist es anzugeben, worin der Unterricht bestand. So viel ist gewiß, daß neben den technischen Fertigkeiten des Lesens und Schreibens, auch die Elemente des Rechnens gelehrt wurden, wie sie im Levit. 25, 27 und 50 bezüglich der Zeitrechnung verwertet sind. Auch bezeugen die Nachrichten über den Bau der Arche durch Noah (Gen. 6, 15), der Stiftshütte durch Moses (Exod. 36) und des Tempels durch Salomo (I. Kge. 6.), daß gewisse Kenntnisse in der Geometrie, die Berechnung der Flächen und Körper, die eine Vertrautheit mit den Maßen voraussetzt, bei den Israeliten verbreitet waren. Ihre Kenntnisse in der Astronomie beschränkten sich wohl auf ein geringes Maß. Ihr Kalender war ungeordnet. Da sie die Zeit nach dem Monde einrichteten, so darf wohl eine genauere Bekanntschaft mit dem Mondeslaufe und den Mondesphasen vorausgesetzt werden. Die Bekanntschaft mit dem Sonnenzeiger ist bei Jesaias (18, 8) und im Buche der Könige (II. 20, 20) bezeugt und beim Propheten Amos wird der Sternbilder der Pleiaden und des Orions gedacht, ein Beweis, daß die Israeliten die wichtigsten Sternbilder kannten und benannten. Ob Babylon oder Ägypten die Quellen waren, aus denen die Israeliten ihre Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie schöpften, läßt sich bei der Mangelhaftigkeit der Nachrichten nicht entscheiden. Noch spärlicher sind die Nachrichten über ihre Kenntnisse in der Naturgeschichte. Außer dem in der Genesis bei der Schöpfung (C. 1, 24—26 und C. 2, 19 und 20) im Allgemeinen über die Geschöpfe der Natur Gesagten bietet die gelegentliche Anführung von einzelnen Tieren, Pflanzen und Mineralien einen Einblick in die Kenntnisse der Israeliten, so z. B. das Verzeichnis der reinen und unreinen Tiere (Num. C. 11 und Deut. C. 14), wobei die Unterscheidung der Wassertiere in solche, die Floßfedern und Schuppen haben und in solche, die ohne diese sind, die Gliederung der Säugetiere in Klauenfüßler und

Sohlengänger, die Einteilung des fliegenden Gewürms in ein solches, das auf vier Füßen geht, und in ein solches, das auch vier Füße, aber an den Hinterfüßen zwei Schenkel hat, die zum Springen dienen, bemerkenswert erscheint. Über die Edelsteine, welche bei den Israeliten in hohem Werte standen, belehren uns die Vorschriften für den priesterlichen Schmuck (Exod. 28, 9 und 17—20 cf. ibid. 29, 6 und 10—13). Daß Kenntnisse in der Naturgeschichte geschätzt wurden, beweist die Schilderung der Weisheit Salomos (I. Kge. 4, 33). Daselbst heißt es: „Und er redete über die Bäume, von der Ceder auf dem Libanon, bis zum Ysop, der an der Mauer wächst; und er redete über das Vieh und über die Vögel und über das Gewürm und über die Fische.“ Doch ist es fraglich, ob diese Nachricht nicht erst aus der Zeit des Exils stammt. — Reicher erscheint das Wissen der Israeliten auf dem Gebiete der Geographie. Im Buche Josua bekundet sich (namentlich C. 12—21) eine genaue Bekanntschaft mit der Geographie des gesamten von den Israeliten bewohnten Landes und seiner nächsten Umgebung. Es werden daselbst nicht bloß die Stämme und ihre Städte, sondern auch die Berge und Thäler, die Seen und Flüsse zumeist bei der Begrenzung der einzelnen Gebiete genau angeführt. In dem Exodus lernt man die Stationen an den Karawanenstraßen kennen, die aus Ägypten nach Palästina führten und die den im Verkehre mit Ägypten stehenden Israeliten nicht unbekannt waren. Als die Israeliten unter Salomo zugleich mit den Phönikern sich mit Schiffahrt und Handel zu beschäftigen anfingen (I. Kge. 10), da erweiterten sich ihre geographischen Kenntnisse. Aus dieser Zeit dürfte die Völkertafel der Genesis (C. 10) stammen, die als ein wichtiges ethnographisches Dokument von der verhältnismäßig richtigen und weitgehenden Kenntnis der Israeliten über die Abstammung und Verwandtschaft der Völker in der damaligen Zeit Zeugnis ablegt. — Was die Geschichte anbelangt, so beginnt die eigentliche Geschichtsschreibung erst in der Zeit der Könige, und zwar war ein besonderer Historiograph (Maskir d. h. der in Erinnerung bringende) damit betraut, die Ereignisse jeder Regierung zu verzeichnen. Aus diesen Aufzeichnungen entstanden die Reichsannalen (das Buch der Begebenheiten der Tage, sepher dibre hajjamim.) Über die Zeit vor den Königen waren teils mündliche Traditionen, teils schriftliche Aufzeichnungen erhalten. Von letzteren werden im 4. Buche Mosis (21, 14) ein „Buch der Kriege Jahwes (sepher milchamot Jahwe)“ und in dem Buche Josua (10, 13) und

2. Sam. (1, 19—27) „das Buch des Frommen (sepher hajjaschar)“ erwähnt. Aber außerdem wurden mit der Zeit die mündlichen Überlieferungen von Liedern, die im Volke gesungen wurden und oft auf ein historisches Ereignis Bezug nahmen, von Sagen, die sich teils an bestimmte Personen, teils an besondere Heiligtümer knüpften, niedergeschrieben und zusammengestellt. Aus solchen Quellen entstanden im Laufe der Zeit jene canonischen Bücher, welche über die Geschichte des Volkes Aufschluß geben. Wir dürfen nicht zweifeln, daß der junge Israelit in der Geschichte seines Volkes unterwiesen wurde, zumal diese Geschichte auf das Innigste mit der Religion zusammenhing.*

*Den wichtigsten Faktor in der israelitischen Erziehung bildet die **Religion.** Unter ihrem Einflusse standen alle Lebensäußerungen des Volkes, vor allem der Unterricht und die Erziehung der Jugend. Daß der Glaube an den e i n e n Gott sich erst allmählich aus den alten primitiven Formen der Religion entwickelte, ist ebenso sicher, als daß Moses zur Entstehung eines richtigen Gottesbegriffes viel beitrug. Wie langsam dieser religiöse Fortschritt Platz griff, dafür sind die biblischen Schriften das sprechendste Zeugnis. Fast in keinem Zeitraume fehlen Nachrichten über den Cult anderer Gottheiten und über allerhand Aberglauben, dem das Volk nachhing. Zugleich ist aus diesen Nachrichten ersichtlich, welche religiösen Vorstellungen dem reinen Gottesglauben Eintrag thaten und vielfach auch auf die Formen des Cultus Einfluß nahmen. Zunächst hat die Anwesenheit des Volkes in Ägypten auf seine religiösen Vorstellungen eingewirkt. Die Schaubrote, die Beschneidung scheinen ägyptischen Ursprungs zu sein, die Bundeslade erinnert zu deutlich an die Götterschreine der Ägypter, als daß diese nicht ihr Vorbild gewesen wären, auch das goldene Kalb, welches das Volk in der Abwesenheit Mosis anbetete, weist auf den Tiercult der alten Ägypter zurück. Daß auch in späterer Zeit Gott in Form von Stierbildern verehrt wurde, ist vielfach bezeugt. Berühmt waren die Stierbilder, welche Jerobeam zu Bethel und Dan errichtete, um den Unterthanen seines Reiches einen Ersatz für den Tempel zu Jerusalem zu bieten (I. Kge. 12, 28). Die Propheten eifern häufig gegen diese Art von Götzenbildern, die sie verächtlich Kälber nennen. In ihrer Zeit war es offenbar der phönikische Moloch- und Baalcult, der die Religion der Israeliten beeinflußte, wiewohl dieser Einfluß gewiß nicht so mächtig gewesen wäre, wenn nicht in der Jahwereligion selbst Elemente dieses Cultus aufgenommen worden

wären. Scheint es doch, als ob die Hörner am Altare des Tempels zu Jerusalem noch Überbleibsel der früheren Darstellung der Gottheit gewesen wären. Eine bildliche Darstellung Gottes ist auch gemeint, wenn Gottesbilder als Ephode („Überzüge" aus edlem Metall über einen Kern von Holz oder Thon) bezeichnet werden. Einen solchen Ephod errichtete Gideon zu Ophra (Richt. C. 8), wo sein Vater einen Altar Baals und einen hl. Hain besaß. Auch der Ephraimit Micha, in dessen Hause Jahwe verehrt wurde, besaß einen Ephod, dem er ein Gotteshaus baute, und zu dessen Dienste er einen Leviten bestellte. Die Söhne Dans entführten ihn (Rich. C. 17 und 18) und stellten ihn in ihrem Gebiete auf. Desgleichen hatte der Priester Achimelech, zu dem sich David vor den Verfolgungen Sauls flüchtete, einen Ephod, hinter dem er das Schwert Goliaths barg (I. Sam. 21, 9). Ja selbst auf Moses wird ein Gottesbild zurückgeführt, das man im Tempel zu Jerusalem aufbewahrte. Als giftige Schlangen die Israeliten auf ihrem Zuge durch die Wüste heimsuchten, errichtete Moses eine eherne Schlange, durch deren Anblick die Gebissenen geheilt wurden. Dieser Schlange brachten die Israeliten Rauchopfer dar, bis sie der fromme König Hiskias zertrümmerte (II. Kge. 18, 4). Insbesondere bestand auch in der Zeit nach dem Auszuge aus Ägypten der Teraphimcult fort, der in der Zeit der Patriarchen bezeugt ist. Von dem schon erwähnten Micha wird an der citierten Stelle berichtet, daß er neben dem Ephod auch Teraphim hatte und sie auch an die Daniten ausliefern mußte. Selbst im Hause Davids gab es solche Teraphim. Seine Frau Michal rettet ihren Mann vor den Verfolgungen ihres Vaters dadurch, daß sie statt seiner den Teraphim in das Bett legt (I. Sam. 19, 20), woraus sich ergibt, daß die Teraphim in Menschengestalt dargestellt wurden. Der Prophet Hosea gedenkt (3. 4) des Ephods und der Teraphim als einer ganz allgemein verbreiteten Einrichtung, ein Zeichen, daß diese ursprünglich dem Götzendienste angehörigen Cultformen in die Jahwereligion aufgenommen wurden. — Ebenso ist wiederholt in den mosaischen Gesetzen verboten, sich an Todtenbeschwörer oder an Wahrsager zu wenden (Lev. 19 u. 20, Deut. 13.), welche durch Traumgesichte und durch Zeichen und Wunder das Volk verführen. Aber dieselben Mittel wendet auch Jahwe an, um seinen Willen zu verkünden: Saul erfährt das Schicksal, das ihm Gott bestimmt, durch die Todtenbeschwörerin von Endor (1. Sam. 28, 6 ff.) und Salomo erhält durch ein Traumgesicht an heiliger Stätte zu Gibeon von Gott Weisheit und Reichtum zu=

gesichert (I. Kge. 3. 4 ff.). Auch die Orakel, welche die Israeliten, sei es durch das Urim und Tummim (I. Sam. 28, 6), sei es durch den Ephod (I. Sam. 30, 7), sei es durch das Loos vor der Lade des Bundes (I. Sam. 14, 40 ff.), erhielten, deuten auf heidnischen Ursprung hin. Ja selbst in der Vorstellung von Jahwe lassen sich Spuren einer kosmischen Gottheit, einer Naturkraft, nachweisen. Wenn Deborah in ihrem Liede, einem der ältesten Denkmäler der hebräischen Literatur (Richt. 5, 4), singt: „Jahwe, als du auszogst von Seïr, als du einherschrittest vom Gefilde der Edomiter her, da dröhnte die Erde, und es troffen die Himmel und es troffen die Wolken von Wasser, und Berge schwankten vor Jahwe, selbst der Sinai (schwankte) vor Jahwe, dem Gotte Israels," so enthält dies einen deutlichen Hinweis darauf, daß in Jahwe der Gott des Gewitters verehrt wird. Unter Donner und Blitz offenbart sich Jahwe am Sinai oder Horeb. In dem Rollen des Donners hörte der Israelit die Stimme seines Gottes. Als dieser sich dem Propheten Elias offenbarte (I. Kge. 19, 11), da ging vor ihm ein Gewittersturm, der Berge zerriß und Felsen sprengte, dann kam ein Erdbeben, nach dem Erdbeben Feuer, Jahwe aber erschien erst in dem sanften Säuseln, welches auf das Feuer folgte. Auch darin, daß Jahwe auf das Gebet des Elias dessen Opfer durch einen Blitzstrahl entzündete, daß er im brennenden Dornbusch oder in einer Wolke erschien, zeigt sich der Zusammenhang Jahwes mit dem Gewitter. Mit gutem Grunde werden daher die Cherubim, auf denen Jahwe (nach Ps. 18, 11) dahinfährt und fliegt, als die Gewitterwolken, die Seraphim als die zuckenden Blitze gedeutet. Mit diesem Gewittergotte, dessen Sitz ursprünglich am Sinai gedacht wurde (Exod. Cap. 19, Deut. 33, 2), verschmolz der semitische Baal, der auch auf den Bergen wohnte. Die Cultstätten des Baal auf dem Hermon, Tabor, Ebal und Garizim wurden heilige Berge, wo Jahwe seinen Sitz nahm. In Genesis 22, 14 wird einer sprichwörtlichen Redensart gedacht, „daß Jahwe auf dem Berge" erscheint. Der Cult der Israeliten in der älteren Zeit wird geradezu von den Propheten als „Höhencult" bezeichnet.*

*Eine wichtige Stufe in der Entwicklung des Gottesbegriffes bezeichnet die Ausgestaltung Jahwes als Nationalgott der Israeliten, wozu durch Moses der Grund gelegt ward. So wie Kemosch der Gott der Moabiter, Milkom der der Ammoniter ist, so ist Jahwe der Gott Israels, der Gott der Hebräer, der Gott, der den Kindern Israels Kanaan gegeben, der in diesem Lande wohnt und

herrscht. Die Kriege, welche das Volk führt, sind „Kriege Jahwes." Wer das Land Israel verläßt, entfernt sich vom Antlitze Jahwes, verbirgt sich vor seinem Angesicht. Aus dieser Auffassung Jahwes als Nationalgott des Volkes erklärt sich die Grausamkeit im Kampfe gegen die andern Völker. Die feindliche Bevölkerung wird schonungslos vernichtet, selbst die Haustiere verfallen dem Schwerte. Es paart sich eben nationaler mit religiösem Fanatismus, indem es gilt, die Macht Jahwes über die feindlichen Gottheiten zum Ausdrucke zu bringen. Nicht wenig hat zur Ausbildung des Monotheismus die Entstehung des Königtums beigetragen. Als ein König über das ganze Volk gebot, war es selbstverständlich, daß der Nationalgott besonders an der Stelle verehrt wurde, wo der König ihn verehrte. Der politische ward auch der religiöse Mittelpunkt des Landes. Daraus erklärt sich die Einholung der Bundeslade durch den König David und ihre Aufstellung in der „Stadt Davids." Namentlich galt aber der Tempel, den Salomo in Jerusalem aufführte, als der auserwählte Sitz Gottes, wo er die Gebete erhörte, die jeder Einzelne und das ganze Volk zu ihm emporsendeten (I. Kge. 8, 10—12 und 27—53). In dem Tempel sahen die Israeliten den Ort seines Thrones und den Ort der Sohlen seiner Füße (Ezech. 43, 7), dahin wallfahrteten sie, um ihm Opfer und Gebete darzubringen, denn dort fühlten sie sich in unmittelbarem Verkehre mit ihrem Gotte.*

*Einer der wichtigsten Faktoren, die zur Läuterung des Gottesbegriffes und damit zur religiösen Erziehung des Volkes beitrugen, war das Priester- und Prophetentum. Der Begründer des Priestertums und der erste Organisator des Gottesdienstes war Moses. Er ist der Mittler zwischen Israel und seinem Gotte. In Jahwes Auftrage spricht er zum Volke, von ihm erhält er die Gesetze, die er verkündet, von ihm erbittet er sich jedesmal die besonderen Weisungen für das, was er zu thun habe, um das Volk nach seinem Willen zu leiten. Das Priestertum erbte in der Familie des Moses fort und setzte sich an all' den Orten fest, wo Cultstätten bestanden. Es hielt den Glauben an Jahwe aufrecht, erforschte und verkündete seinen Willen und lenkte durch Segen und Fluch, durch Rat und Belehrung Religion, Recht und Sitte des Volkes. Ihm ist namentlich die Verbreitung des Jahwecultus und die Ausgleichung der neuen Religion mit den religiösen Vorstellungen der älteren Bevölkerung Kanaans zu danken. So wie die christlichen Missionäre in Deutschland die Lehren und Bräuche des Christentums mit den heidnischen An-

schauungen des Volkes in Verbindung zu bringen wußten, so haben die Priester aus dem Stamme Levi die cananäischen Culte der Jahwereligion anzupassen gewußt und hierdurch der Verbreitung dieser Religion wesentlichen Vorschub geleistet. In späterer Zeit hielt man sich bei der Wahl der Priester nicht mehr an die Abstammung. Jerobeam machte „Priester aus dem ganzen Volke. Wer Lust hatte, dem füllte er die Hand (mit Opfergaben) und der wurde Priester der Höhen.“ Nicht minder wichtig als das Priestertum erscheint das Prophetentum für die Entwicklung eines reineren Gottesbegriffes. Die Propheten knüpfen an „Gottesmänner“ und „Seher“ an, die schon vor Besetzung des Landes Kanaan daselbst bestanden. Ein solcher Seher war z. B. Bileam, der im Lande der Moabiter wohnte und um Geldeslohn segnete und fluchte (Lev. 22—24). Auch Baal hat seine Propheten (I. Kge. 18, 26 ff.). Somit ist das Prophetentum nicht spezifisch israelitisch. Es wurde aber in die Jahwereligion aufgenommen und zwar erscheint es zuerst zur Zeit Sauls. Gewöhnlich wird Samuel als Begründer des Prophetentums bezeichnet. Die ersten Propheten treten in Schwärmen auf und singen zum Schalle der Cithern, Pauken, Flöten und Harfen begeisterte Lieder. Das charakteristische Merkmal ist demnach die Ekstase, welche durch Tänze und eine lärmende Musik gefördert wird. Diese Ekstase wirkt ansteckend. Die Boten, die Saul sendet, und schließlich Saul selbst werden durch das Gebahren der Propheten zum Prophezeien hingerissen. Weil „Söhne und Kinder der Propheten“ erwähnt werden, so nahm man wohl besondere Prophetenschulen an. Aber an einen besonderen Unterricht darf man nicht denken. Vielmehr sind es Gesellschaften nach Art orientalischer Derwische, die sich um einen hervorragenden Führer sammelten. Ein solcher war Samuel in Rama (I. Sam. 19, 18 ff.), Elias zu Bethel (II. Kge. 2, 3), Elisa zu Jericho (II. Kge. 2, 15), am Karmel und in Gilgal (II. Kge. 4, 25 und 38). Diese großen Propheten erscheinen als mächtige und einflußreiche Persönlichkeiten, denen selbst Könige die höchste Ehrerbietung bezeugen (I. Kge. 18, 7). Ihre Thaten erinnern vielfach an Zauberer; so z. B. läßt Elias bei der Witwe in Sarepta das Öl im Kruge und das Mehl im Hause nicht ausgehen, er erweckt ihren verstorbenen Sohn zum Leben, er teilt den Jordan mit seinem Mantel; Elisa läßt die ihn verspottenden Knaben von Bären fressen, heilt den Aussatz Na'amans u. dgl. Doch bei all' diesen Wundern wird Jahwe angerufen, dessen Macht sich in dieser Weise offenbart.*

Mit der Zeit gewinnt das Prophetentum einen andern Charakter. Schon Nathan erscheint bei David in einer anderen Stellung. Während die Prophetenschüler im Gegensatze zum Hofe stehen und sich durch ihrer Hände Arbeit, durch das Sammeln von Kräutern und Früchten oder freiwilligen Gaben, die man ihnen bringt, ernähren, erscheint Nathan als ein ständiger Berater des Königs David, der am Hofe häufig verkehrt und auch an der Erziehung seines Sohnes sich beteiligt. Als die Israeliten im Innern gespalten von den äußern Feinden bedrängt wurden, und siegreiche Eroberer in ihr Land eindrangen, da gewann das Prophetentum eine höhere ethische Bedeutung. Amos, Micha, Jesaias, Jeremias sind nicht bloße Zauberer, die Wunder wirken, nicht bloße Wahrsager, welche die Zukunft deuten, sondern sie sind die Erzieher ihres Volkes in der Zeit des Verfalles. Sie vertreten das öffentliche Gewissen und halten Hoch und Nieder unerbittlich die Fehler vor, welche als Ursachen alles Unheils erscheinen, sie predigen den Glaubeu an Jahwe, der erzürnt über den Abfall des Volkes Unheil über dasselbe verhängt. Sie fordern Buße und reuige Rückkehr zu ihm und trösten mit der Hoffnung auf seine Versöhnung und auf eine glücklichere Zeit, in welcher er wieder das Volk Israel zu seinem bevorzugten Volke erheben und ihm die andern Völker unterwerfen werde. Mit den herbsten Vorwürfen über den sittlichen Verfall vereinigen die Propheten Schilderungen des tiefsten Elendes, um die Macht und Größe Jahwes um so glänzender hervorzuheben und die Wiederkehr schönerer Tage um so verlockender erscheinen zu lassen. Diese Aussicht auf schönere Zeiten eröffnete sich in den messianischen Weissagungen, welche in der Zeit vor dem Exile hauptsächlich die Wiederherstellung des einheitlichen jüdischen Reiches unter einem mächtigen und reichen Fürsten aus Davids Stamm im Auge haben, dem es gelingen werde, die reine Jahwereligion und mit dieser Recht und Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Sittlichkeit wieder zur Herrschaft zu bringen. Durch diese Propheten wurde der Jahweglaube zu derjenigen Vollkommenheit geläutert, die uns bei der Vorstellung des einen Gottes vorschwebt. Der Nationalgott tritt bei dem politischen Verfalle des Staates zurück und Jahwe wird zu der höchsten sittlichen Potenz erhoben. Der Staat geht schließlich unter, aber die Religion wird durch die Propheten nicht bloß gerettet, sondern von dem ihr aus früheren Zeiten anhaftenden Schlacken heidnischer Vorstellungen und Culte gereinigt. In ihr erscheint Jahwe nicht bloß als „schützende Himmelsmacht und als eifriger Nationalgott," sondern

er erhält durch die Idee der Geistigkeit, Erhabenheit *und Heiligkeit* des Göttlichen einen geistig sittlichen Inhalt. Durch den Gedanken des geistigen Monotheismus, sowie durch Erreichung des Zieles, dem alle Religion zustrebt, an dem aber die hebräische Religion zum ersten Male in der Weltgeschichte anlangte: sich frei und selbstständig zu wissen in Gott — erhebt sie sich in schöpferischer Genialität über die Relionsanschauungen der orientalischen Völker, sowie über die der Griechen und Römer, in denen insgesamt Gott und Welt, Sichtbares und Unsichtbares zusammenfallen und die deshalb auch den Menschen nicht aus der Natürlichkeit herauszuheben vermögen.

Sehet nun, daß Ich, Ich bin Er:
  Und daß kein Gott ist neben mir,
Ich kann töten und lebendig machen,
Ich kann schlagen und kann heilen,
  Und ist Niemand, der aus meiner Hand errette. —

Durch diesen Gedanken geht Israel mit seiner Religion über die Endlichkeit und Natürlichkeit zum Ewigen, der das allgemeine Lebensgesetz alles Seins und als solcher wesentlich Einer ist, der im Gegensatz gegen die natürliche Welt als Heiliger alle sittliche Ordnung in Einen Zweck vereinigt, der seine Heiligkeit auf das wirkliche Leben anwendend als Gerechtigkeit erscheint und als in sich bestimmte Macht die Weisheit ist. Die Welt ist diesem Gotte gegenüber unselbstständig, zwar eine Manifestation Gottes, aber doch seinem unendlich über sie erhabnen Wesen unangemessen, seiner Macht unterworfen und mit all' ihrem Glanz und ihrer Herrlichkeit nur ein vorübergehender Schein. Wie herrlich sie auch sein mag — sie ist nur ein Beweis von Jahwes Macht und Größe: Himmel, Licht und Wolken, die Fittige des Windes und die Feuerflammen sind sein äußeres Gewand und seine Boten; die Pracht der Sterne läßt er am Himmel leuchten und die Brunnen in den Gründen quellen; wenn er aber sein Antlitz wegwendet, vergeht Alles und wird zu Staub. — Wie die Welt groß und nichtig zugleich, so weiß sich auch der Mensch vor der Anschauung des Einen, erhabenen und heiligen göttlichen Willens einesteils als ein Nichtiges, Ohnmächtiges, Vergängliches, andernteils aber durch das freie Bezogensein auf das gegenständige Gesetz des Absoluten als ein in der göttlichen Ordnung seinem endlichen Zwecke nach gesetztes, berechtigtes und gesichertes Dasein. Das Rechte ist das Göttliche,

und als Weltliches ist es von Gott gesetzt, sein Gesetz, dem der Mensch seine Besonderheit und Natürlichkeit zum Opfer bringen muß, wofür ihm sodann sein natürliches Sein als göttliches Geschenk zurückgegeben wird; wenn des Menschen Wille heiliger Wille und sein Thun Rechthun ist, so muß sein äußerliches Dasein Dem entsprechen, es muß ihm wohlergehen nach seinen Werken und er muß lange leben auf Erden.

Indem weltliches und göttliches Recht zusammenfielen, gab die Religion die Normen nicht bloß für die Verehrung und das Verhältnis der Gottheit, sondern auch für die Moral und selbst für die äußern Lebensbedingungen des Menschen in der Familie und im Staate ab. Sie ward demnach der weitaus wichtigste und einflußreichste Faktor in der Erziehung des ganzen Volkes und jedes einzelnen Gliedes desselben. Sowohl die religiöse als auch die ästhetische und moralische Erziehung hing auf's Innigste mit der Religion zusammen.

*Die **religiöse Erziehung** besorgte in früherer Zeit ausschließlich, in späterer hauptsächlich das Haus. Und zwar waren das Beispiel der Eltern und der erwachsenen Familienglieder, sowie die Übung und Gewöhnung der Kinder an religiöse Handlungen die Mittel, durch welche die Keime der Religion in dem Kindesherzen geweckt und entwickelt wurden.* Der Hausvater sprach jedesmal — sagt Schwarz — wenn er sich mit den Seinigen zu Tisch setzte, erst das Gebet des Segens und Dankes über Brod und Wein; vielleicht wurden auch die Gebete in den bestimmten Zeiten des Tages von dem Vater im Kreise der Seinigen gesprochen; in späterer Zeit findet sich ein eigenes Betzimmer im oberen Teile des Hauses; besonders aber waren es die öffentlichen Gebräuche und Feste, an welchen schon die Kinder teilnahmen und durch die der religiöse Sinn in ihnen gebildet ward. An dem Laubhüttenfest schwenkten auch sie unter dem Hosiannagesang den Lulab, d. i. den Büschel, der aus bestimmten Gewächsen bestand; an der Passahmahlzeit durften sie gleichfalls teilnehmen; am Sabbath mußten sie Speisen mischen. Endlich wurden sie zu den jährlichen Festreisen mitgenommen, und „das Angenehme und Festliche solcher jährlichen Karawanen, wo ganze Familien zusammen waren, Verwandte und Freunde sich wiedersahen und die Nation in ihrem Heiligtum sich zusammenfand, konnte nicht ohne großen Eindruck auf die Herzen der Kinder bleiben, der durch das ganze Leben hindurch forttönte." *Doch fand auch eine bestimmte Unterweisung in der Religion, sowohl im Hause

als auch außerhalb desselben statt; und zwar bestand dieselbe zuerst wohl in der mündlichen Mitteilung und Einprägung der wichtigsten Gebote und in der Erzählung der Schicksale des Volkes, in welchen sich die göttliche Führung durch Jahwe deutlich bekundete. Hierdurch lernte das Kind seine Pflichten gegen Gott und den Menschen kennen, Gott als den Lenker der Geschicke, als den „Herrn" (Adonai) verehren und seine Allmacht und Strenge fürchten. Später, als die Schrift allgemeinere Verbreitung fand,[1]) wurden die verschiedenen Werke der nationalen Literatur, in denen der religiöse Charakter vorwaltet, gelesen. Der Religion dienten in erster Linie die Gesetzbücher (Thora), deren letztes aus der Zeit des Königs Josias (621 v. Ch.) stammt. Den Leviten war geboten (Lev. 10, 12), „die Söhne Israels zu lehren alle Satzungen, die Jahwe zu ihnen geredet durch den Mund des Moses." Demnach sandte auch König Josaphat von Juda (um 850 v. Ch.) Priester und Leviten aus, „um zu lehren in den Städten Judas;" und sie lehrten in Juda und hatten bei sich das Gesetzbuch Jahwes und zogen umher in allen Städten Judas und lehrten unter dem Volke (II. Chron. 7, 9). Zwar ist hier der Unterricht der Erwachsenen angedeutet; aber diesem mußte wohl ein Unterricht der Leviten in den Gesetzen, der einen schulgemäßen Charakter haben mochte, vorangehen. Neben den Gesetzbüchern bot die Lektüre der geschichtlichen Werke mächtigen Antrieb zu religiösem Fühlen und Handeln. In der Geschichte seines Volkes erblickte der Israelit das Walten und die Offenbarung Gottes. Geschichte und Gesetz erscheinen deshalb im Pentateuch auf's Innigste verknüpft. Denselben religiösen Charakter tragen auch die Schriften der Propheten an sich. Ursprünglich waren es mündliche Vorträge, welche den jeweiligen Ereignissen der Zeit entsprechend von den Propheten in Form poetischer an kühnen Bildern und Gleichnissen reicher Ergüsse oder von religiöser und nationaler Begeisterung durchglühter Predigten an das Volk und seine Lenker gehalten wurden. Nachträglich wurden sie niedergeschrieben und endgiltig redigiert. Daneben gab es auch einzelne prophetische Schriften, die nicht auf mündlichen Vorträgen beruhten, sondern schon ursprünglich als Flugblätter, die in poetischer oder prosaischer Form die brennendsten Zeitfragen behandelten, ver-

[1]) *Zur Zeit des Jesaia war zweierlei Schrift im Gebrauch, eine Art Volksschrift „gemeine Schrift", und eine andere, die nur von Gelehrten verstanden wurde (Jes. 8, 1; 29, 11, 19; 30, 8).*

breitet wurden. Die Lektüre dieser Schriften fand wohl nicht blos in dem Kreise der Schüler und Anhänger der Propheten, sondern auch in weiteren Kreisen Eingang und trug wesentlich zur Läuterung der religiösen Ansichten, zur Verbreitung von Bildung und Gesittung, ja selbst zum Verständnisse der politischen Verhältnisse bei. Die glückliche und glänzende Regierung des Königs Hiskija von Juda (710—696) ist zum großen Teil dem Einflusse zu danken, den Jesaija und seine Jünger auf die Regierung nahmen, sowie die weise Ordnung und Verwaltung des Gottesdienstes und des Staates zur Zeit des Königs Josia von Juda (640—609) auf die Wirksamsamkeit des Propheten Jeremia zurückzuführen ist. Gehören die prophetischen Schriften mit ihrem poetischen Schwunge zum Teile der Poesie an, so erscheint diese noch außerdem durch zahlreiche andere Werke vertreten.* Die Dichtkunst der Israeliten, durchaus originell und aus dem innersten Geistesleben geschöpft, *wurzelte* wesentlich in dem Abhängigkeitsgefühl des Menschen von Gott und war demnach (— dadurch unterscheidet sie sich von aller heidnischen Dichtkunst, in der sich Alles auf physische Verhältnisse bezieht —) rein geistig und ethisch. Die Entwicklung der Poesie war auf's Innigste mit der Entwicklung der *Religion* verbunden: sie war der den Offenbarungen Gottes entsprechende Wiederhall der gläubigen Gemeinde. Auf solchem Boden konnte aber weder epische noch dramatische, konnte nur die lyrische und didaktische Poesie emporsprossen. Das Epos fordert eine nach Thaten drängende und thatvolle Urgeschichte des Volkes; die Helden des alten Bundes aber sind arm an Thaten, reich nur im Glauben, im Gehorsam und in der Demut. Ebenso fehlen dem Volke Israel die Bedingungen und Anlässe zur Entstehung des Dramas, weil dieses einerseits das Epos und die Bedingungen zu dessen Existenz voraussetzt, andererseits aber eine freie, persönliche Sittlichkeit verlangt, in welcher der Mensch seine That ist, indeß der Mensch im Hebraismus, für sich und aus sich Nichts, Alles äußerlich von Gott empfängt. Die hebräische Dichtung konnte ihren Anlaß und ihren Antrieb, wie ihren Stoff und Gegenstand nur aus der Beziehung des Menschen zu Gott, aus der Welt der Offenbarung empfangen, und indem sich der Dichter in sie versenkte, konnte er nur die auf sein Herz und Gemüt gemachten Eindrücke in lyrischer Form aussprechen, und zwar entweder in der reinen Form des Liedes, oder in der Form der Begeisterung, in welcher der Dichter von einer Idee fortgetragen wird — Hymnus und Ode, — endlich in der Form der Unter-

weisung, zur Förderung religiöser Erkenntnis und sittlichen Wandels — Didaktik. Auf diesen Feldern aber haben die Israeliten Großes und Herrliches geleistet. *Der Hymnus, den Moses und Mirijam nach dem Übergange des Volkes über das rote Meer sangen (Exod. 15) und Deborahs Siegeslied (Rich. 5), die wohl zu den ältesten und zugleich wirkungsvollsten Dichtungen der Israeliten gehören, preisen Jahwes Macht und Größe mit dramatischer Lebendigkeit. Namentlich blühte unter David die lyrische Poesie. In dem 2. Buche Samuels sind von ihm mehrere schwungvolle Lieder erhalten. Neben den Klageliedern um Saul und Jonathan (C. 1, 19—27) und um Abner (3, 33 und 34), die der profanen Dichtung angehören, finden sich daselbst auch religiöse Gesänge, von denen das Sieges- und Danklied nach Besiegung der Ammoniter (II. Sam. 22 = Ps. 18) sich durch seinen kühnen Schwung und seine bilderreiche Sprache zu den besten Erzeugnissen der Lyrik erhebt. Auf David werden auch viele der Psalmen zurückgeführt. Thatsächlich rühren manche (wie z. B. Psalm 3, 4, 7, 8, 11, 15, 18) von ihm her. Andere werden ausdrücklich seinem Sohne Salomo oder besondern Dichtern und Sängern, unter denen Assaph, vielleicht der Zeitgenosse Davids (I. Chron. 15, 17 und 19) am häufigsten erscheint, und Ethan, der Esrahite (Ps. 89), zu den größten Weisen gezählt wurde (I. Kge. 4, 31), zugeschrieben. Viele gehören erst der späteren Periode nach dem Exile an. In den Psalmen, welche auch gottesdienstlichen Zwecken dienten, kommt die ganze Stufenleiter religiöser Gefühle zum Ausdruck: Der Ohnmacht und Sündhaftigkeit des Menschen wird die Allmacht, Erhabenheit und Heiligkeit Jahwes entgegengestellt; neben den heißesten Dankgebeten für die erlangte göttliche Hilfe erklingt in ihnen das demütige Flehen einer verfolgten und geängstigten Seele; das feste Vertrauen auf Gottes mächtigen Schutz eint sich mit dem Geständnisse der eigenen Nichtigkeit und Unwürdigkeit; bald ertönt der laute Jubel eines in Gott seligen Herzens, bald wieder ringt die Klage eines von Gott verlassenen, von Feinden umringten Gemütes nach Ausdruck. Weil die Psalmen beim Gottesdienste gesungen wurden, so mußten die Priester und Leviten, denen der Gottesdienst übertragen war, sie kennen. Das setzt also eine Unterweisung im jugendlichen Alter voraus. Aber auch die übrige Bevölkerung las und lernte gewiß schon in der Jugend diese heiligen Gesänge, die sich am besten eigneten, die Stimmungen des Gemütes gegenüber Jahwe zum Ausdrucke zu bringen.*

Doch gab es in Israel neben den geistlichen auch weltliche Lieder. Am häufigsten wird der Klagelieder gedacht. Aus Jerem. 9, 16 und 19 erhellt, daß auch Frauen dergleichen Lieder dichteten und sangen. Aber auch an heiteren Liedern fehlte es nicht, die man bei fröhlichen Gelagen zum Spiel der Harfen sang. Namentlich pflegten Jünglinge im Weinhause zusammenzukommen und Versammlungen zu bilden, in welchen heitere Lieder zur Harfe gesungen oder auch manch' Spottlied auf die düstern Wahrsagungen und Predigten der Propheten erfunden wurde (Jes. 5, 12; 24, 8 und 9, Jerem. 6, 11; 15, 17). Wenn Amos (6, 5) seinen Landsleuten vorwirft: „Ihr singet nach dem Spiel der Harfen und ersinnet Euch, wie David, Saitenspiele," so ist damit angedeutet, daß, wie die Psalmen, auch so manche dieser weltlichen Lieder auf David als Urheber zurückgeführt wurden. In solchen Liedern kam offenbar die Freude an der Natur zum Ausdruck, wurde die Liebe und der Wein in hundertfältigen Variationen besungen. Nur von Liebesliedern hat sich eine Sammlung in dem „Lied der Lieder" erhalten, das dem Salomo zugeschrieben wird, aber wahrscheinlich der nachexilischen Zeit angehört. Durch die weltliche Dichtung wurde hauptsächlich die **ästhetische Erziehung** der Jugend gefördert.*

Im innigsten Zusammenhange mit der Lyrik wirkte für dasselbe Ziel auch die Musik und der Tanz. Beide Künste standen zunächst im Dienste der Religion. Das griechische wie hebräische Wort, welches die Liedersammlung des Psalmenbuches bedeutet, ist zugleich das Wort für „Saitenspiel" und heißt „Lied zum Saitenspiel gesungen." Harmonie war unbekannt, und Noten fehlten. Dagegen gab es Taktveränderungen und Wiederholungen der Melodie um einige Töne höher, was das in den Psalmen vorkommende „Sela" anzudeuten scheint. „Alamoth," „Scheminith" 2c. scheinen als Kunstausdrücke auf Melodien und Tonarten hinzudeuten. Man liebte vorzüglich eine rauschende Musik. Als Instrumente gebrauchte man die Becken oder Castagnetten, die Schellen, die Pfeife, die Flöte, die Trompete, das Horn und die zehnsaitige und zwölfsaitige Harfe 2c. *Weil Musik und Tanz zum Gottesdienste gehörten, so mußten die Kinder der Leviten darin unterwiesen werden, zumal sie beim Gesange* für die Discantstimmen hinzugezogen wurden. — *Aber auch für profane Zwecke kamen Tanz und Musik in Anwendung. Daß Gesang und Saitenspiel bei den heitern Weingelagen der Jugend ertönten, wurde bereits erwähnt. Aber auch häusliche Feste wurden mit Musik begangen: Laban

erzählt dem heimlich geflohenen Jakob (Gen. 31, 27), er hätte ihn gern entlassen in Freude mit Liedern und Pauken und Harfen. Als Gott die Ägypter im roten Meere vernichtete, da tanzte Mirijam beim Schalle der Pauken, und alle Weiber folgten ihr im Reigentanze (Exod. 15, 20). Beim Feste Jahwes in Silo pflegten die Mädchen des Ortes den Reigen zu tanzen (Rich. 21, 21). Das Gesetzbuch befiehlt (Num. 10), die Posaunen (Schofar) nicht blos im Kriege, sondern auch an den Freudentagen und Festen, an den Neumonden und bei den Opfern zu blasen, und David führte unter Musik, Gesang und Tanz die Bundeslade nach Jerusalem (II. Sam. 6, 5 14; I. Chron. 15, 16 ff.). Am Hofe der Könige gehören „die Stimmen der Sänger und Sängerinnen" zur gewöhnlichen Unterhaltung (II. Sam. 19, 35). Namentlich aber wurden durch Tanz und Musik nationale Feste gefeiert. Als Jephtha nach Besiegung der Ammoniter zurückkehrte, empfing ihn seine Tochter mit Pauken und Reigentanz (Rich. 11, 34); nach dem Siege Davids über Goliath zogen die Weiber aus allen Städten Israels mit Gesang und Tanz dem Könige Saul entgegen mit Pauken und Cymbeln und Freudengeschrei. Und die spielenden Weiber sangen chorweise und sprachen: Geschlagen hat Saul Tausend, David aber Zehntausend (I. Sam. 18), und bei der Salbung Salomos stießen die Priester in die Posaunen und alles Volk zog hinter ihnen her und „es flötete mit Flöten und freute sich sehr" (1. Kge. 1, 40). Da also Gesang, Instrumentalmusik und Tanz so häufig im häuslichen und öffentlichen Leben vorkamen, so ist es unzweifelhaft, daß nicht blos die Kinder der Leviten, sondern auch die Kinder der anderen Stämme hierin unterwiesen wurden und daß es auch besondere Sänger und Sängerinnen gab, welche Musik und Gesang gewerbsmäßig betrieben.*

*So wie die lyrische Dichtkunst, Musik und Tanz unter dem Einflusse der Religion standen, so war es auch mit der didaktischen Dichtkunst der Fall. Diese lehrte den Glauben an Jahwe und das Befolgen seiner Gebote als die erste und wichtigste Pflicht des Menschen, sah also in Gott den Urquell aller Sittlichkeit und in dem Wohlgefallen Gottes das Endziel alles menschlichen Strebens. Somit erscheint die Sittlichkeit nur als Ausfluß der Religiosität, die **Moral** geht in der Religion auf. Insofern können die prophetischen Bücher auch zu den didaktischen Werken der Israeliten gezählt werden. Hauptsächlich bezeichnet man aber mit diesem Attribut jene Werke, die unter dem Namen Salomos überliefert sind. So wie David als Urheber der lyrischen Dichtung galt, so

wurde sein Sohn als Begründer der didaktischen Dichtung verehrt. Insofern ihr Zweck die Belehrung ist, gehört sie ganz besonders in das Gebiet der Erziehung. In ihr offenbart sich deutlich, auf welche Weise und in welcher Richtung man den Willen und das Handeln des Menschen zu lenken suchte. Eine wirkungsvolle Form der Belehrung ist die Fabel und das Gleichnis. Zuerst erscheint die Fabel im Buche der Richter (9, 8). Jotham tadelt die Sichemiten wegen der Wahl seines Bruders zum Könige, indem er ihnen erzählt, wie die Bäume ausgingen, um sich einen König zu wählen, und wie sie von dem Ölbaum, Feigenbaum und Weinstock zurückgewiesen, schließlich den Dornstrauch zum Könige wählten. David wird von dem Propheten Nathan durch eine Parabel von dem reichen Manne, der viele Schafe und Rinder besitzt, und von dem Armen, dem nur ein einziges Schäfchen eigen ist, über die Schlechtigkeit belehrt, die er an Urias begangen (II. 12). Auch Joab suchte durch eine Parabel, die er einem klugen Weibe aus Thekoa in den Mund legt, den König zur Schonung seines Sohnes Absalom zu bewegen (II. Sam. 14). Wegen der Anschaulichkeit, mit welcher die Belehrung durch Gleichnisse vermittelt wird, bedienen sich derselben mit Vorliebe auch die Propheten. Bei jedem derselben finden sich gar manche, mitunter drastische und nicht immer unserem Sittlichkeitsgefühle entsprechende Gleichnisse. Dem Gleichnisse nahe verwandt ist das Rätsel, eine im Oriente besonders beliebte Form zur Weckung und Bethätigung des Scharfsinnes. Schon in Simsons Geschichte (Rich. 14, 14) kommt ein Rätsel mit Rücksicht auf dessen Erlebnisse vor: Vom Speisenden kam Speise und vom Starken Süssigkeit (Bienenschwarm im Aase des Löwen), und von Salomon wird berichtet (I. Kge. 10, 1 und 4), daß er alle Rätsel, mit welchen ihn die Königin von Saba versuchte, zu lösen wußte. Beispiele solcher Rätsel sind in den Sprüchen Agurs (Prov. 30, 4; 10—26 erhalten. Insbesondere aber erscheinen die Sprüche als ein für die Erziehung wichtiges Produkt der Literatur. Sie sind zumeist Erfahrungssätze, welche Lebensweisheit lehren. In ihnen ist die Sittenlehre des Volkes niedergelegt, aber sie enthalten auch praktische Winke für eine kluge Einrichtung des Lebens. Die unter dem Namen Salomos erhaltenen Sprüche (Proverbien) enthalten allerdings mancherlei ältere Bestandteile, namentlich C. 10—24, die als Sprüche Salomonis (10, 1) und als Sprüche der Weisen (22, 17) bezeichnet werden, und C. 25—29, die ausdrücklich als Sammlung aus der Zeit des Königs Hiskias angeführt erscheinen. Da-

gegen sind die neun ersten und die zwei letzten Capitel späteren Ursprungs und wahrscheinlich zur Zeit des Exils entstanden, als ein Dichter die Weisheitssprüche zu Nutz und Frommen der Jugend in einer Sammlung zu vereinigen suchte. Durch die Spruchsammlungen lernte die israelitische Jugend: das Gute thun und das Böse meiden. In ihnen wird Gottesfurcht und Gottvertrauen gepredigt und das Halten der göttlichen Gebote gefordert. Gegenüber den Mitmenschen werden Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, Redlichkeit und Barmherzigkeit empfohlen. Als Tugenden, die den Menschen zieren sollen, werden Fleiß und Arbeitsamkeit, Mäßigung, Selbstbeherrschung, Geduld und Besonnenheit gepriesen. Vor allem wird aber die Weisheit als Inbegriff der zahlreichen Tugenden hervorgehoben. Dagegen warnen sie die Jugend vor Thorheit, Hochmut und Grausamkeit, sie stellen ihr die traurigen Folgen der Faulheit, des Müßigganges und der Trunksucht vor Augen, sie kennzeichnen die Bestechlichkeit, Lüge und Falschheit, den Betrug, die Ohrenbläserei und Verläumdung als verwerfliche Laster und tadeln die Launenhaftigkeit, Unzuverlässigkeit und Streitsucht im Verkehre mit den Menschen. Außer den Sittenlehren bieten sie aber manche Lebensregel. Sie heben den Wert des Schweigens hervor und bezeichnen Worte, die zur rechten Zeit gesprochen werden, als goldene Äpfel in silbernen Körben. Sie empfehlen den Umgang mit Weisen und preisen den Wert der Freundschaft; doch warnen sie, häufig den Freund zu besuchen. Auch sei es nicht geraten einen Handschlag zu geben und für einen andern zu bürgen. Gegen eine luxuriöse Lebensweise wenden sich die Sprüche: „Viele Gesellschaften richten zu Grunde; liebe den Schlaf nicht, damit du nicht verarmst; wer Wein und Salböl liebt, wird nicht reich." Dem Könige erteilen sie gute Ratschläge: „Auf der Mehrzahl des Volkes ruht der Ruhm des Königs, aber in der Aufreibung des Volkes liegt der Untergang des Fürsten; Unrecht thun, sei ihm ein Gräuel; gerechte Lippen sollen ihm wohlgefallen und wer Ungeschmeicheltes sagt, den soll er lieb haben." Sie preisen eine gute Frau als die Krone des Mannes, als ein Glück, das ihm Jahwe beschieden, dagegen sei eine schlechte Frau ein Knochenfraß an seinen Gliedern und besser sei es, in einem Winkel des Daches oder in einer Wüstenei zu wohnen, als mit einem zankfüchtigen Weibe zu leben. Auch speziell pädagogische Grundsätze finden sich in den Proverbien vor. Es wird das Glück hervorgehoben, das für Eltern ein weiser Sohn ist, dagegen die Schande, die ihnen ein thörichter bereitet. Strenge

Zucht und selbst die Rute werden als die geeigneten Erziehungsmittel bezeichnet: „Wer seine Rute schont, hasset seinen Sohn wer ihn aber lieb hat, ziehet ihn bei Zeiten (13, 24); züchtige deinen Sohn, dieweil noch Hoffnung da ist, trachte aber nicht darnach, daß er umkomme (19, 18); Thorheit steckt dem Knaben im Herzen, aber die Rute der Zucht wird sie ferne von ihm treiben; Rute und Züchtigung machen weise, aber ein ausgelassener Knabe macht der Mutter Schande (29, 18); halte in Zucht deinen Sohn, so wird er dich befriedigen und Freude gewähren deiner Seele (29, 17). Doch auch die Gewöhnung wird als wertvolles Erziehungsmittel erwähnt: „Gewöhne den Knaben von Anfang an eine bestimmte Lebensweise und er wird auch als Greis davon nicht weichen" (22, 6). Allgemeinere Grundsätze bringen die Sprüche zum Ausdruck: Wer weisen Herzens ist, wird als ein Beredter genannt, und ein angenehmer Vortrag steigert die Belehrung (16, 21); ein Verweis macht bei einem Verständigen mehr Eindruck als 100 Streiche bei einem Thoren (17, 10).[1] — Auf die moralische Erziehung des Volkes und der Jugend wirkte auch die Religion ein, schon dadurch, daß sie religiöse Vorstellungen und Gefühle erzeugte, welche auf den Willen und das Handeln des Menschen von großem Einflusse waren, hauptsächlich aber dadurch, daß die Gesetze, welche nicht blos das religiöse, sondern auch das gesamte politische nnd soziale Leben der Israeliten beherrschten, als göttliche Gesetze galten, welche auch auf die unmittelbare Offenbarung Jahwes zurückgeführt wurden. In diesem Sinne kann man von einer Theokratie nicht blos als Verfassungs- sondern überhaupt als Lebensform bei dem Volke Israel sprechen. Die Moral der Israeliten beruhte auf der Furcht vor Gott, der als ein strenger und allmächtiger Richter und als ein eifersüchtiger, unnahbarer Herrscher angebetet wurde. Selbst eine unbewußte Handlung, die der Herrscherwürde nahe tritt, wird unerbittlich bestraft. Als Usa die Bundeslade berührt, weil er sie vor dem Falle bewahren will, sinkt er todt zu Boden. Die Moral bestand hauptsächlich in der genauen Beobachtung der Pflichten gegen Jahwe. Der älteste Dekalog (Exod. 34) setzt diese Pflichten fest. Er erwähnt ausschließlich religiöse Vorschriften: 1. Du sollst keinen andern Gott außer Jahwe verehren. 2. Du sollst Dir kein Gußbild machen. 3. Du sollst das Fest der un-

[1] *Bei Verwertung des Inhalts wurden blos die ältern Teile der Proverbien (C. 10—29) berücksichtigt.*

gesäuerten Brote feiern. 4. Du sollst die Erstgeburt opfern. 5. Du sollst den Sabbat heiligen. 6. Du sollst das Pfingstfest und Herbstfest begehen. 7. Du sollst nicht auf Gesäuertem das Blut meines Opfers schlachten. 8. Das Opfer des Passahfestes soll nicht über Nacht bis zum Morgen bleiben. 9. Die Erstlinge der Früchte deines Landes sollst du zum Tempel Jahwes bringen. 10. Du sollst das Böckchen nicht in der Milch seiner Mutter kochen. Schon in diesen Gesetzen offenbart sich jenes Hervortreten besonderer ceremonieller Bestimmungen, das wir auch bei den Babyloniern angetroffen haben, und das in den zahlreichen Reinigkeits- und Speisegesetzen die mannigfaltigsten Vorschriften für das häusliche und wirtschaftliche Leben des Volkes schuf. Diesen Vorschriften zu entsprechen, also nach der nationalen Sitte zu leben, galt als Frömmigkeit und Sittlichkeit zugleich.*

*Auch die Beziehungen der Menschen zu einander waren durch nationale Sitte bestimmt. Doch bestand ein Unterschied in der Sitte gegenüber dem Volksgenossen und gegenüber dem Fremdlinge. Dieser stand nicht unter dem Schutze des Nationalgottes, sondern war vielmehr, da er andere Götter verehrte, ein Feind Jahwes, darum waren für ihn dessen Gesetze nicht giltig. — Mord und Ehebruch, Raub, Diebstahl, Lüge und Betrug, Meineid und Verläumdung waren überhaupt verboten, wie dies der auf Grund von Exod. 20 verfaßte, bei den Christen übliche Dekalog darthut. Es sind das Verbrechen, durch welche das gesellschaftliche Leben gestört wird. Doch zeigt sich, daß das israelitische Volk von der allgemeinen Menschenliebe noch wenig verstand. Es bekundet sich als rachsüchtig und blutgierig. Laisch wird ohne Beweggrund überfallen und die Bevölkerung getötet (Richt. 18), für die Schändung eines Levitenweibes wird der ganze Stamm Benjamins grausam vernichtet (Richt. 20). Um die Tochter Sauls zu heiraten, erschlägt David 200 Philister (I. Sam. 18, 27). Davids Blutgier und Rachsucht ist auch aus andern Stellen ersichtlich. Noch am Totenbette empfiehlt er seinen Söhnen Joabs und Simeis „graue Haare" nicht im Frieden in die Unterwelt kommen zu lassen (II. Sam. 2, 6 und 9). Auch bezeugt das Bestehen der Blutrache eine geringe Entwicklung der sympathetischen Gefühle. Dagegen wurde der Sklave bei den Israeliten milde behandelt. Das hing mit seiner Stellung zusammen. Er war Glied der Familie und mußte darum auch zum Glauben Jahwes sich bekennen. Doch geht Ranke zu weit, wenn er in der mosaischen Gesetzgebung eine Abneigung gegen die Sklaverei finden will. Es

beruht diese Ansicht wohl auf den Bestimmungen über das Sabbathjahr, die im Deuteronomium (C. 15), also einem Werke aus viel späterer Zeit enthalten sind und zudem nur für die als Sklaven verkauften Volksgenossen (15, 12) Giltigkeit hatten. Zahlreich sind die Ermahnungen, die Armen, die Witwen und Waisen nicht zu bedrücken und sie zu unterstützen, den Knecht milde zu behandeln und meist schließt sich daran die Erinnerung an die Knechtschaft in Ägypten. Es scheint, als ob das Gesetz deshalb diese Ermahnungen so eindringlich hervorheben würde, weil in dieser Richtung am häufigsten gefehlt wurde. Auch in Bezug auf die Pflichten des Menschen gegen sich selbst, steht das Volk Israel auf einem wenig fortgeschrittenen Standpunkte. Der Mensch ist für das irdische Leben geboren und hat dasselbe auch zu genießen. Von diesem Gesichtspunkt ist der geschlechtliche Verkehr, wie schon hervorgehoben wurde, nichts weniger als sündhaft, nur dessen Ausartungen werden verpönt, auch die Trunkenheit wird in naiver Weise aufgefaßt, wie dies die Erzählungen von Noah, von Hanna, der Mutter Samuels (I. Sam. 1, 13), und von Urias (II. Sam. 11, 13) beweisen.*

*Die Übertretung der Gebote wird als Sünde bezeichnet und insofern die Gebote von Gott herrühren, ist jede Sünde eine Verletzung der Gottheit und ruft deren Zorn hervor. Bei der herrschenden Vorstellung von der Macht und Größe Jahwes werden selbst Übertretungen, die der Mensch sich ohne sein Wissen und ohne seinen Willen zu schulden kommen ließ, schwer geahndet. So sündigte Jonathan, indem er Honig kostete, ohne zu wissen, daß sein Vater gelobt hatte, daß das ganze Volk bis zum Abend fasten werde (I. Sam. 14). Der göttlichen Größe entsprechend sind auch die Strafen für die Sünder meist furchtbar. Seine Rachsucht und Blutgier scheint das Volk auch auf seinen Gott übertragen zu haben. Wegen des Götzendienstes bei dem goldenen Kalbe wurden von den Leviten 3000 Mann mit dem Schwerte getötet (Exod. 32, 27 und 28). Die Rotte Korahs, die gegen Gott zu murren gewagt, wird von dem Erdboden verschlungen an Zahl 250 Mann (Num. 16, 33 ff.). Wegen des Götzendienstes, den die Israeliten am Berge Peor verbrochen hatten, wurden die Häupter gepfählt und 24000 Menschen ums Leben gebracht (Num. 25, 4 5 und 9). Für eine Schuld Sauls trifft eine große Hungersnot das Land, und Jahwe wird versöhnt durch die Hinrichtung von sieben Söhnen des Frevlers (II. Sam. 21). Weil David das Volk gezählt und hierdurch gesündigt, kommt eine verheerende Pest über Israel, und es

starben 70 000 Mann, so daß David zu Jahwe fleht: „Ich habe gesündigt und ich habe auch verkehrt gehandelt. Aber diese, die Heerde, was haben diese gethan?" Es dämmert also, wie wir sehen, der Gedanke von der Unbilligkeit solcher Maßengerichte auf (II. Sam. 24, 17). Eine ausführliche Aufzählung der göttlichen Strafen enthält Deut. 28, 16—68. Bei der Lektüre derselben erfaßt uns unwillkürlich ein Grauen; alles Elend, aller Jammer und jedes Unglück, das der Mensch nur zu denken vermag, wird hier demjenigen in Aussicht gestellt, der Gottes Gebot verlassen sollte. Aber diese ganze Stufenleiter von Qualen bezieht sich doch nur auf das irdische Leben. Die Furcht vor diesen Strafen soll der mächtigste Antrieb zum sittlichen Handeln sein. Daneben sollte auch das Streben, Gottes Wohlgefallen zu erringen, den Menschen bestimmen, die göttlichen Gebote zu erfüllen, sittlich zu leben und zu handeln. Dieses Wohlgefallen äußert sich in der Verleihung irdischer Glücksgüter. „Und Jahwe," heißt es Deut. 28, 11, „wird dir geben Überfluß an Gütern, an der Frucht deines Leibes und an der Frucht deines Viehes und an der Frucht deines Bodens; er wird seinen guten Schatz, den Himmel, öffnen, daß er deinem Lande Regen gebe zu gleicher Zeit und daß er segnet die Arbeit deiner Hände und Jahwe wird dich zum Haupte machen und nicht zum Schwanze; du wirst oben sein und nicht unten!" So umfangreich und mannigfaltig die Flüche, so kurz sind die Segnungen, welche das Gesetz den Frommen und Sittlichen in Aussicht stellt. Das Prinzip der Wiedervergeltung erscheint also bei dem Volke Israel als Beweggrund zum sittlichen Handeln. Diese Wiedervergeltung bezieht sich aber nur auf das irdische Leben; von einer ausgleichenden Gerechtigkeit nach dem Tode findet sich in den Zeiten vor dem Exile keine Spur. Wenn einen Frommen und Sittlichen Unglück trifft, so wird das als Sühne für die Vorfahren gedeutet, denn „Jahwe sucht die Missethat der Väter heim an den Söhnen bis ins 3. und 4. Glied" (Num. 14, 18). Dieser Umstand, daß der Unschuldige wegen der Sünden seiner Vorfahren, sowie der, daß das ganze Volk wegen des Frevels eines Einzelnen, namentlich wenn dieser Einzelne der König ist, leiden soll, zeigt deutlich die wenig entwickelten Vorstellungen der Israeliten auf dem Gebiete der Moral.*

*Auch findet sich bei den Israeliten der für das sittliche Leben eines Volkes so wichtige Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an eine Fortdauer des Menschen nach dem

Tode, noch nicht in dieser Zeit vor. Die Seele war dem Israeliten der Athem (darum als Hauch, Wind bezeichnet), der an das Blut geknüpft ist und seinen Sitz im Herzen hat. Darum wird Blut, Herz für Seele gesetzt, darum werden dem Herzen auch die Gedanken zugeschrieben. Stirbt der Mensch, so verläßt die Seele den Leib. Der Tod wird, wie in Mesopotamien, als das endliche Schicksal des Menschen betrachtet. Nur ein zu früher Tod erscheint als Strafe und zwar deshalb, weil der Israelit das irdische Leben wertschätzte und in dem frohen Genusse des Lebens sein Glück suchte. Das Scheiden von diesem Glücke erschien ihm schmerzlich. Denn über das Leben nach dem Tode hatte er keine bestimmten Vorstellungen sich gebildet. Aus einzelnen Stellen ist ersichtlich, daß er sich dachte, der Verstorbene führe an der Stelle, wo er begraben sei in dem Zustande, in welchem er sich bei seinem Tode befand, ein schattenhaftes Dasein. Darum fordert David seinen Sohn Salomo auf, Joabs Greisenhaar nicht in Frieden und Simeis graues Haupt mit Blut in die Unterwelt zu senden. Um daher einem Schimpfe oder einer Verstümmelung, die man ins Grab nehmen mußte, zu entgehen, tötete man sich selbst, wie dies von Abimelech (Rich. 9), Simson (Rich. 16, 29) und Saul (I. Sam. 31, 4) erzählt wird. Nach andern Stellen wieder scheint es, daß der Glaube an eine Unterwelt (den Scheol), die tief unter der Erde als ein Raum, der mit Thor und Riegel sorgfältig verschlossen war, gedacht wurde, bestand. Daselbst wurden die Israeliten versammelt zu ihren Vätern. Wer kein Grab erhielt, wessen Gebeine den Vögeln und Tieren preisgegeben wurden, oder wer nicht zum Volke Israel gehörte, hatte keinen Anteil an dieser Stätte. In dem Scheol führten aber die Toten ein elendes Dasein. „Unter ihnen waren Würmer als Lager ausgebreitet, und Maden dienten ihnen zur Decke.“ Sie waren schwach und kraftlos, nicht einmal die volle Menschenstimme besaßen sie, sondern sie flüsterten und murmelten nur (Jes. 8, 19). Der Prediger aus der Zeit nach dem Exile sagt noch: „Ein lebender Hund ist besser als ein toter Löwe.“ In diesem Glauben an ein unglückliches schattenhaftes Dasein in der Unterwelt, welche Niemanden, der dahin herabsteigt, zurückkehren läßt, begegnen sich die Israeliten mit den stammverwandten Völkern Mesopotamiens und Syriens.*

β. Nach der assyrisch-babylonischen Gefangenschaft.

Mit der Wegführung der Israeliten in die assyrisch-babylonische Gefangenschaft beginnt eine ganz neue Epoche ihrer Geschichte und auch der Geschichte ihrer Erziehung. In Mesopotamien und in den Hochflächen Irans, wohin die israelitischen Familien verpflanzt wurden, lernten sie die Cultur der hochcivilisierten Bevölkerung dieser Länder kennen, und unwillkürlich fanden mancherlei Vorstellungen aus dem Ideenkreise der Chaldäer und Iranier bei ihnen Eingang. Zugleich führte der Druck, unter welchem sie in einem fremden Lande unter fremden Sitten und Bräuchen und vor allem im Verkehre mit Völkern, die andere Gottheiten verehrten, lebten, zu einem zähern Festhalten an der nationalen Sitte und an dem nationalen Gotte. Darum wandte sich ihr ganzes Sinnen und Denken von dem wirklichen Leben, das ihnen als ein qualvolles erschien, weg und flüchtete sich entweder in die Vergangenheit, die mit einem Schleier der Verklärung umwoben erschien, oder in die Zukunft, welche im Gegensatze zu der traurigen Gegenwart mit den glänzendsten Gebilden der Phantasie ausgestattet wurde. Wenn der Israelit früher sich harmlos dem Genusse des Lebens hingegeben hatte, so war dieser Reiz im Exile geschwunden, und sein Geist beschäftigte sich mit Vorliebe mit abstrakten Problemen, welche ihm der Vergleich zwischen Einst und Jetzt aufdrängte. So wird die Zeit des Exils für das Volk eine Zeit des Insichgehens, der Selbsterkenntnis und somit eine Zeit der Erziehung. Sein Blick erhob sich von dem Irdischen, Vergänglichen zu dem Überirdischen, Metaphysischen, Göttlichen. Es trat eine Vergeistigung der Gedankenwelt, eine Verallgemeinerung der Sonderinteressen des Volkes ein, durch welches es erst das wurde, als was es in der Geschichte Bedeutung gewann: der Träger einer entwickelten Gottesidee. Die zahlreichen Werke, die in der Zeit des Exils entstanden, tragen deutlich den Stempel ihres Ursprungs an sich und verfolgen hauptsächlich das Ziel, das Volk aufzurichten, zu trösten und für eine bessere Zukunft zu erziehen; sie sind größtenteils pädagogische Schriften.

*Die ergreifenden Klagelieder, allen voran der 139. Psalm: „An den Strömen Babels saßen wir und weinten, indem wir Zions gedachten; an den Weiden im Lande hängten wir auf unsere Harfen" 2c., stellten dem Volke recht lebendig sein Elend vor Augen, weckten aber zugleich die Sehnsucht nach Befreiung und das Vertrauen zur Allmacht und Gerechtigkeit Jahwes. Weil aber das traurige Geschick des auserwählten Volkes im grellen Widerspruch stand mit

den erhaltenen Weissagungen, so mußte dies unwillkürlich Gedanken erwecken, wie sie der 109. Psalm 3—5 zum Ausdruck bringt: „Und mit Worten des Hasses umgeben sie mich und streiten wider mich ohne Grund. Für meine Liebe befeinden sie mich, ich aber bete. Und sie erweisen mir Böses für das Gute und Haß für meine Liebe." — „Und ich bin ihnen zum Hohn, sie sehen mich und schütteln ihr Haupt!" — Diesen Widerspruch, daß der Gerechte vom Leiden verfolgt werde, zu lösen, setzte sich das Buch Hiob als Aufgabe, ein Werk, das zu den schönsten Produkten der hebräischen Literatur gehört. Bisher war der Grundsatz der Vergeltung des Guten und Bösen durch Jahwe schon im irdischen Leben als der hauptsächlichste Antrieb zum sittlichen Handeln betrachtet worden. Die Ereignisse, die das Volk betroffen hatten, machten es irre in diesem seinen Glauben. Das Buch Hiob sucht nun eine edlere Auffassung der Gottheit zu verbreiten und den Widerspruch, daß der Gerechte und Unschuldige von schweren Leiden verfolgt werde, dadurch zu beseitigen, daß es dieses Leiden als eine Prüfung hinstellt, durch welche Jahwe die Treue und das Vertrauen seiner Diener erprobt. Im schwungvollsten Dithyrambos wird die Macht und Größe, die Weisheit und Heiligkeit, die Güte und Gerechtigkeit Jahwes (Vgl. C. 26, C. 28, C. 36, 22—37, 23) geschildert. Ihm gegenüber erscheint des Menschen Bestreben, die göttlichen Ratschlüsse zu erforschen, als Vermessenheit, das Urteil über die Gerechtigkeit seiner Gerichte als Frevel. Der Mensch ist zum Ungemach geboren; die Verwesung ist sein Vater, die Würmer sind seine Mutter; seine Güter sind eitel Staub, seine Begriffe von Reinheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit beschränkter Irrtum. Sich in Demut Gott unterwerfen, auf seine Weisheit und Güte vertrauen, die herben Schläge, die er verhängt, in Geduld hinnehmen und sich dabei das viele Gute, das von ihm kommt, in Dankbarkeit vor Augen halten — das soll das Beispiel Hiobs lehren. Aber neben dieser moralischen Tendenz findet sich in diesem denkwürdigen Buche auch eine wichtige philosophische Frage erörtert. Die edlere Auffassung der Gottheit, die sich allmählich Bahn brach, gestattete es nicht, Gott als den Urheber des Übels und des Bösen in der Welt zu betrachten. Im Buche Hiob wird darum der Satan, der auf der Erde umherzieht und dem Menschen nachspürt, als Peiniger Hiobs hingestellt. Dieser erscheint im Himmel neben den „Beni-Elohim" und erhält von Gott die Erlaubnis zur Prüfung der Frommen. Unstreitig liegen in diesen Gestalten des Satans und der Göttersöhne fremde

Vorstellungen vor. Sie gehören der iranischen Religion an. Im Satan erkennen wir das böse Prinzip „Angromainyus“ und die Göttersöhne, die Jahwes Thron umstehen, dürften die Stelle der „Ameschaçpentas“ in der Lehre des Zoroaster vertreten. Mit der Zeit fanden auch noch andere Anschauungen der Iranier in der Religion der Israeliten Eingang. Die Yazatas, die guten Geister, welche dem Lichtgotte dienen, erscheinen in den Engeln der nachexilischen Zeit. Zwar kommen auch in den Schriften vor dem Exile Geister vor, die Gott zu den Menschen sendet. Doch das sind Geschöpfe, die er zu dem besonderen Zweck beruft und die dann verschwinden. Besondere Engel, die seinen Thron umgeben, und unter denen wieder einzelne, wie Gabriel, Michael, Raphael und Uriel hervorragen, begegnen uns erst in der nachexilischen Zeit. So wie die guten Geister erscheinen auch die bösen Geister der Lehre Zoroasters in den Schriften nach dem Exile. Neben dem Satan, der zunächst als Ankläger und Verführer (I. Chr. 21, 1 vgl. II. Sam. 24, 1) gilt, kommen die Bezeichnungen Samael, Aschmodai, Azazel und der Todesengel (malach ha mawet) für Dämonen vor, welche dem Reiche des zoroastrischen Angromainyus angehören. Außer der Angelologie und Dämonologie sind auch die Traditionen von dem Paradiese mit dem Lebensbaum und der Schlange (dem ersten Geschöpfe des Angromainyus) iranischen Ursprungs. Auch die vielen Reinheitsgesetze, über die weiter unten wird gesprochen werden müssen, erinnern an die gleichartigen Bestimmungen der Religion Zoroasters.*

*Eine Idee, welche sich schon vor dem Exile in den Schriften der Israeliten vorfindet, wurde während des Exils unter dem Einflusse iranischer Vorstellungen ausgestaltet, d. i. die Messias-Idee. Wenn auch die Israeliten, wie wir früher dargethan haben, an keine Unsterblichkeit des Individuums nach dessen Tode glaubten, so wurzelte doch bei ihnen tief der Glaube, daß ihr Volk, das Jahwe sich auserwählt, unsterblich sei, daß es alle andern Völker überleben und unter Jahwes Schutze ein mächtiges Reich bilden, von welchem sich das Gesetz, der Glaube, und die Religion Jahwes über alle Völker der Erde verbreiten werde. Dieser Glaube fand in der Erwartung eines Messias seinen Ausdruck. Schon vor dem Exile in der Zeit des Verfalles der Reiche Juda und Israel gab man sich der Hoffnung hin, daß ein Herrscher erstehen, der die frühere Macht und Größe des Reiches und die Religion Jahwes in ihrer Reinheit wiederherstellen werde. Als die Israeliten in der Gefangenschaft schmachteten, erwachte um so stärker die Sehnsucht nach einem Befreier und Erretter. Die

messianischen Weissagungen erscheinen als eine Quelle des Trostes für das gedrückte Volk. So wie Hiob nach den herben Schicksalsschlägen, die ihn getroffen, mit Glücksgütern gesegnet ward, so erwartete auch das Volk Israel nach den Tagen der Trübsal eine Zeit des Glanzes. Zunächst war wohl die Hoffnung auf die Rückkehr nach Jerusalem und die Wiederaufrichtung des Reiches gerichtet, wie sie am deutlichsten durch den Propheten Ezechiel Cap. 36 ff. verkündet wird. Daneben aber kam in dem Messiasglauben, und hierin dürfen wir iranische Einflüsse vermuten, ein kosmopolitischer und zugleich ethischer Standpunkt zur Geltung, wie er hauptsächlich im zweiten Jeremias hervortritt (Cap. 40 ff.). Dieser verkündet eine neue sittliche Ordnung, eine Zeit des Heiles und der Gerechtigkeit, die ewig währen und von Geschlecht zu Geschlecht dauern werde. Zwar ist das Volk Israel der Träger dieser neuen Ordnung, aber an ihr werden teilnehmen alle Völker der Erde. Israel wird zum „Licht der Heiden“ werden; alle Völker, die in den Fernen der Erde wohnen, werden erkennen das Heil Jahwes, ferne Länder werden auf ihn hoffen und harren auf die Stärke seines Armes. Sein Tempel zu Jerusalem wird zu einem Bethause werden für alle Völker der Erde.“ Deutlich zeigt sich aber die Hindeutung auf den iranischen Glauben an ein Reich des Lichtes und der Finsternis in dem zweiten Jesaias, wenn Gott zu Kyros spricht: „Ich habe dich gegürtet und du kanntest mich nicht, auf daß man von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang erkenne, daß außer mir nichts ist. Ich mache Licht und schaffe Finsternis, ich bringe Glück und schaffe Unglück, ich, Jahwe, mache dies beides“ (45, 5 ff.). Wenn Jahwe als ein Gott erscheint, aus dessen Munde nur Gerechtigkeit kommt, dessen Wort nie zurückgenommen wird, der die Wahrheit und das Recht verkündet (45, 18 23), der das Reich der Lüge und ihre Propheten vernichtet (44, 26), so erinnert das unzweifelhaft an iranische Vorstellungen. Auch die Anschauung, daß die Größe Gottes, die besonders schwungvoll C. 40 schildert, der Himmel und die Himmel der Himmel nicht fassen können, geschweige denn der Tempel (I. Kge. 8, 27), steht im Widerspruche mit der alten Anschauung von dem Tempel als der Wohnstätte und dem eigentlichen Sitze Jahwes und begegnet sich mit der zoroastrischen Auffassung der Gottheit.*

*Der Messiasglaube zusammengehalten mit der geistigen Durchbildung der Gottesidee wurde zu einem wichtigen erziehenden Faktor des Volkes während und nach seiner Gefangenschaft. Nur dann konnte

das Volk aus der Schmach und dem Elende befreit zu werden hoffen, wenn es zu Gott zurückkehren, seine Gebote erfüllen, der Missethat entsagen und die Wege, die Gott ihm weist, wandeln, werde. Die sittliche Wiedergeburt ist die notwendige Bedingung für die Erhöhung des Volkes.*

Mit dem Messiasglauben hängt aufs Innigste der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und eine Wiedervergeltung nach dem Tode zusammen. Daß dieser Glaube, als ein wichtiges Erziehungsmittel zu betrachten ist, wurde wiederholt hervorgehoben. Bei den Israeliten entwickelt er sich allmählich erst während und nach der Gefangenschaft. Hiob weiß noch nichts von der Auferstehung. „Die Wolke schwindet," sagt er „und vergeht. So ersteht nicht wieder, wer ins Grab gefahren. Er kehrt nimmer in sein Haus zurück und seine Stätte erkennt ihn nicht wieder. Ein Baum hat Hoffnung, wenn umgehauen, so wechselt er, und seine Schößlinge hören nicht auf. Stirbt aber der Mensch, so vergeht er; schwindet der Name ihm, wo bleibt er? Das Wasser schwindet aus dem Meere, der Strom vertrocknet und versieget. So wenn der Mensch stirbt, steht er nicht mehr auf. Bis zu des Himmels Untergang erwachen sie nicht und werden nicht aus dem Schlafe geweckt." Bei Jesaias (26, 19) und Ezechiel (37, 1 ff.) wird wohl von der Auferstehung der Toten aber blos mit Rücksicht auf die messianische Zeit gesprochen, insofern die Menschen oder Völker, die als tot galten, wieder erhöht werden und zur Macht und zum Ansehen gelangen werden. Erst nach dem Exile entwickelte sich die Lehre von der Fortdauer nach dem Tode und der Vergeltung im Jenseits. Angedeutet ist sie in den Psalmen: Ps. 16, 10. „Du wirst meine Seele nicht lassen im Totenreiche, noch deinen Geliebten sehen lassen die Verwesung" und Ps. 17, 15. „doch ich werde durch Gerechtigkeit dein Antlitz sehen, werde mich sättigen, wenn ich erwache, an deinem Anblick" (vgl. 49, 16). Bestimmter tritt sie hervor in dem nachexilischen Daniel (12, 2). „Viele von denen, die in der Erde Staub schlafen, werden erwachen, diese zum ewigen Leben, jene zur Schmach und ewigen Schande. Und die Frommen werden glänzen wie der Glanz des Firmamentes und die, welche viele zur Gerechtigkeit geführt haben, wie die Sterne immer und ewig." Dieser Glaube, der wahrscheinlich auch in der Lehre Zoroasters seine Quelle hat, fand jedoch nicht allgemeine Anerkennung. Ein Teil der aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Israeliten verhielt sich ablehnend gegen denselben.

*Außer den ethischen Ideen, welche sich in und nach der Gefangenschaft entwickelten und auf die moralische und religiöse Er-

ziehung des Einzelnen und des Volkes Einfluß gewannen, sei auch der didaktischen Schriften gedacht, welche in dem Exile verfaßt wurden. Es sind dies, wie schon früher hervorgehoben wurde, die Einleitung (1—9) und die Zusätze (31) zu den sogenannten Sprüchen Salomos. In denselben werden der Jugend von Seiten eines erfahrenen Mannes, der als väterlicher Freund für deren Wohlfahrt besorgt ist, Lehren ertheilt. Hauptsächlich wird ihr die Weisheit empfohlen und der Nutzen derselben geschildert. Zwar gilt dem Verfasser die Furcht vor Gott als der Ursprung aller Weisheit; doch findet man in diesen Sprüchen weniger religiöse Vorschriften als vielmehr Weisungen für eine zweckmäßige und kluge Lebensführung. Weil diese Zusätze im Exile entstanden, so fühlte der Verfasser wahrscheinlich durch die in Mesopotamien herrschenden Laster sich bewogen, die Jugend hauptsächlich vor diesen zu warnen. Es sind dies Raub und Betrug einer- und die Unzucht andererseits. Namentlich kehrt die Warnung vor den Verführungen des Weibes öfter wieder, und als Schutz dagegen wird dem jungen Manne die Liebe des Weibes seiner Jugend empfohlen (C. 5), daran schließt sich passend das Lob des tugendhaften Weibes, womit das Buch schließt.* „Ein wackeres Weib, wer findet es? über Perlen geht ihr Wert. Ihr vertraut das Herz ihres Mannes, und an Beute fehlt es ihm nicht. Sie thut ihm Gutes und nichts Böses alle Tage ihres Lebens. Sie suchet Wolle und Flachs, und schafft nach ihrer Hände Lust. Sie ist wie Kaufmannsschiffe: von fern her bringt sie ihre Nahrung. Sie stehet auf, wenn's noch Nacht ist, und gibt Speise ihrem Hause und das Tageswerk ihren Dirnen. Sie sinnet auf Feld und erlangt es; von ihrer Hände Frucht pflanzt sie einen Weinberg. Sie gürtet mit Kraft ihre Lenden und stärket ihre Arme. Sie schmeckt, daß gut ihr Erwerb; es erlischt nicht in der Nacht ihre Leuchte. Ihre Hand strecket sich nach dem Spinnrocken und ihre Finger fassen die Spindel. Sie breitet ihre Hand dem Armen aus und reichet ihren Arm dem Elenden. Decken macht sie sich; Byssus und Purpur ist ihr Kleid. Hemden macht sie und verkauft sie; und Gürtel gibt sie an den Kananiter. Kraft und Würde ist ihr Gewand, und sie lacht des kommenden Tages. Ihren Mund öffnet sie mit Weisheit, und der Anmut Lehre ist auf ihrer Zunge. Sie beobachtet die Wege ihres Hauses, und Brod und Trägheit ißt sie nicht.“ Darnach scheint es, daß die Israeliten im Exile gegenüber den sittenlosen Frauen Babylons die Vorzüge ihrer Frauen schätzen lernten und diese daher an Ansehen gewannen.*

Daß der Aufenthalt der Israeliten bei den in der Bildung weit vorgeschrittenen Völkern Mesopotamiens auch den Gesichtskreis des Volkes auf intellectuellem Gebiete erweiterte, müssen wir wohl annehmen, ohne daß ein bestimmtes Zeugnis vorliegt. Man könnte allenfalls darauf hinweisen, daß im Buche Hiob unter den Gestirnen (9, 9) neben dem Orion, Bären und dem Siebengestirn noch die „Kammern des Südens" genannt werden und daß die Schilderungen des Gewitters in C. 36 und 37 und vor allem die Darstellung der Naturwunder, wie sie Jahwe selbst (C. 38 und 39) dem Hiob vorführt, so zutreffend und ergreifend sind, daß Alex. von Humboldt in seinem Kosmos sie als Ergebnis einer genauen Beobachtung der Naturerscheinungen und Naturobjekte bezeichnet. Es könnten demnach diese Stellen im Buche Hiob als Beweis dafür angeführt werden, daß die Kenntnisse der Babylonier auf dem Gebiete der Astronomie und Naturkunde auch bei den Israeliten Anwert fanden.

*Nachdem die Israeliten auf Veranlassung des Kyros in ihre Heimat zurückgekehrt waren, wurde Jerusalem wieder besiedelt und der Tempel wieder aufgebaut. Aber das Volk hatte durch die Gefangenschaft eine Umwandlung erfahren. An die Stelle der nationalen Begeisterung war nüchterne Überlegung, an die Stelle des religiösen Feuereifers verstandesmäßige Übung getreten. Je weniger von dem alten Volkstume geblieben war, desto zäher hielt man an den schriftlichen Überlieferungen aus der Vergangenheit fest. Diese wurden das Band, welches das Volk mit seiner großen Vergangenheit verknüpfte und ihm für die Zukunft die Wege seines Glaubens und Handelns wies. Man sammelte deshalb mit großer Sorgfalt die Schriften und stellte sie zu einem Kanon zusammen. Gewöhnlich wird **Esra** der „Schriftgelehrte" (um 450 v. Chr.) als Sammler und Ordner desselben bezeichnet. Dieser „brachte die Thora (die Gesetze Mosis) vor die Versammlung von Männern und Weibern und allen, welche es verstehen konnten; und er las darin auf freiem Platze vor dem Wasserthore. Und einzelne Männer und Leviten erklärten dem Volke das Gesetz. Und sie lasen in dem Buche, in dem Gesetze Gottes, deutlich und setzten den Sinn auseinander, so daß sie das Gelesene verstanden" (Nehem. 8, 2 3 7 und 8). Esra ist demnach der Begründer einer Institution, die sich nach dem Exile bei den Israeliten ausbildete und das Priestertum in den Hintergrund drängte — des **Schriftgelehrtentums oder des Rabbinates.** Dieses kennzeichnet eine neue Epoche in der Geschichte der Erziehung der Israeliten. Da

die Thora der Kodex nicht blos für die Religion, sondern für das gesamte bürgerliche und soziale Leben wurde, so war deren Verständnis für jeden Israeliten von der größten Wichtigkeit. Dieses Verständnis vermittelten aber die Schriftgelehrten. Es war diese Vermittelung einerseits deshalb notwendig, weil im Volke allmählich das Verständnis der Sprache, in welcher die hl. Schrift geschrieben war, verschwand, indem das Aramäische das Hebräische verdrängte, andererseits weil es für den einfachen Mann unmöglich war, in dem einer früheren Zeit angehörigen Gesetze die entsprechenden Normen für alle einzelnen Verhältnisse des öffentlichen Lebens herauszufinden. So bewegte sich die Thätigkeit der Schriftgelehrten hauptsächlich auf zwei Gebieten. Das eine könnte man als ein philologisches bezeichnen, indem die hebräischen Schriften in die Vulgärsprache übersetzt und erklärt wurden, das andere war ein theologisch-juristisches, insofern die vorhandenen Gesetzesbestimmungen den Gottesdienst, die staatlichen Verhältnisse, Recht und Sitte in der Öffentlichkeit und selbst im Hause bestimmten und ordneten. Um die für diesen doppelten Beruf erforderlichen Kenntnisse zu vermitteln, mußten besondere Unterrichtsanstalten geschaffen werden. Eine solche entstand zuerst zu Jerusalem, wo die Hauptstätte des Gottesdienstes und der Sitz der höchsten geistlichen und weltlichen Behörde war. Sie war zuerst zur Bildung von Lehrern des Gesetzes bestimmt und hing mit dem hohen Rate, dem Synedrium, zusammen. Das Synedrium oder der Rat der Ältesten entstand als Nachbildung der Versammlung der 70 Ältesten, die in den Büchern Mosis erwähnt werden, wahrscheinlich in der Zeit der Makkabäer. Er hatte zunächst über Cultusangelegenheiten zu berathen und zu beschließen. Da aber auch das Ehe- und das Erbrecht, Schenkungen, Verträge u. dgl. durch die Thora bestimmte Formen erhalten hatten, so gehörten auch civilrechtliche Entscheidungen in die Competenz des Synedriums. Endlich kamen vor diese Versammlung auch Verbrechen, insofern diese als Verletzungen des göttlichen Gesetzes erschienen, zur Verhandlung. Es stand demnach auch das Strafrecht in seinem Wirkungskreise. Um dieser vielseitigen Aufgabe zu entsprechen, bedurfte das Synedrium fachlich gebildeter Männer. Für diesen Zweck bestand eben die hohe Schule zu Jerusalem, deren Schüler neben der theoretischen Ausbildung auch eine praktische erhielten, indem sie in dem Sitzungssaale des Synedriums besondere Sitze zugewiesen bekamen, von denen aus sie die Beratungen und Entscheidungen des Collegiums mit

Aufmerksamkeit verfolgten, um auf diese Weise sich mit den Gesetzen und deren Verwendung vertraut zu machen. Von Rabbi Hillel wird erzählt, daß er die Hälfte seines sauer verdienten täglichen Erwerbes dem Thürhüter des Synedriums gab, um zu den Sitzungen zugelassen zu werden. Eines Tages, als er ihn nicht befriedigen konnte, stieg er aufs glatte Dach und hörte so aufmerksam den Verhandlungen zu, daß er nicht merkte, wie er von dem Schnee, der in dichten Flocken niederfiel, ganz bedeckt wurde. Vor Kälte erstarrt, verlor er die Besinnung und wurde erst am nächsten Tage gefunden und zum Leben gebracht. Mit der Zeit entstanden auch in den anderen Städten Synedrien, welche über Civil- und Strafsachen entschieden. Diese Synedrien wurden durch Schriftgelehrte besetzt. Bei dem wachsenden Bedürfnis nach solchen wurde es notwendig, mehrere Schulen zur Heranbildung derselben zu schaffen. Es entstanden deshalb noch im 1. Jahrh. v. Chr. in allen größeren Städten solche höheren Schulen, Rabbinenschulen (Beth ha Midrasch) für Jünglinge, die das 16. Jahr überschritten hatten.* Dergleichen Schulen waren ursprünglich Privatanstalten, durch irgend einen anerkannten Lehrer gegründet. Eine solche Schule, das Rabbinenhaus genannt, erwarb sich durch ihren Stifter zuweilen eine allgemeine Autorität und verlangte von ihren Schülern, daß keiner ohne Erlaubnis seines Lehrers eine neue Schule errichten durfte. Um diese Forderung durchzusetzen, suchten die berühmten Schulen die öffentliche Anerkennung, und da zuweilen auch die Gerichtshöfe die Meinung berühmter Lehrer einzogen und es also Bedürfnis ward, anerkannte Lehrcollegien zur Seite zu haben, deren Aussprüche man in Rechtssachen einholen konnte, so wurden sie öffentlich angeordnete Lehranstalten. Im Anfange hielten die Lehrer ihre Schulen in dem oberen Sale ihres Hauses. Solche Säle waren vermutlich auch auf den Nebenhallen der Synagogen und vorzüglich des Tempels.

*Mit der Zeit machte sich bei der Wichtigkeit, welche die Kenntnis der Gesetze für jeden Israeliten hatte, das Bedürfnis fühlbar, diese Kenntnis zu verallgemeinern. Ursprünglich war es der Sorge des Vaters überlassen, den Sohn im Gesetze zu unterweisen. Im 1. Jahrh. nach Chr., nicht lange vor der Zerstörung Jerusalems (64 n. Chr.), setzte es der Hohepriester Josua ben Gamla durch, daß in jedem Dorfe und jeder Stadt öffentliche Gemeindeschulen errichtet wurden, welche die Kinder schon nach dem 6. Lebensjahre aufnahmen. Diese Schulen waren demnach

Elementarschulen (Beth ha Sopher), welche die Knaben bis zum 14. Jahre besuchten.* Infolge der Anregung des Josua entstanden zahlreiche solcher Schulen,* da hinfort der Jude glaubte, daß er des ewigen Lebens nicht teilhaftig würde, wenn er seine Kinder nicht unterrichten ließe. „Eine jede Stadt oder jeder Flecken, worin keine Schule, werde in den Bann gethan und wenn dies nicht hilft, zerstört, weil ein solcher Ort die Wirkung des rabbinischen Ausspruchs hindert: Durch den Dampf aus dem Munde der Kinder in der Schule wird die Welt erhalten." Für 25 Kinder bestimmte man einen Schulmeister, für 40 einen mit einem Gehülfen, für 50 zwei. *Von einer Stadt (Bethar), die 135 nach Chr. zerstört wurde, wird hyperbolisch erzählt, daß sie 400 Schulen, in jeder 400 Lehrer und unter jedem Lehrer 400 Kinder hatte. Die Schulen, wie sie seit Josua sich entwickelt hatten, blieben bis zu den Verfolgungen der persischen Könige aus der Familie der Sassaniden im Schwunge. Um 500 nach Chr. wurden sie zerstört.*

In den Schulen der Rabbinen waren Mathematik und Naturlehre, Geschichte und Politik von den Unterrichtsgegenständen ausgeschlossen. Diese Wissenschaften waren verachtet und zum Teil ausdrücklich verboten. Die Lehrer erklärten daselbst ihren Schülern das alte Testament und vermittelten die alte Anschauung desselben mit dem neuen aufgeklärten Bewußtsein, wodurch der Grund der spätern Tradition gelegt ward, die nach der Zerstörung Jerusalems in Palästina zu Joppe und Tiberias und in Babylonien zu Sora, Babel 2c. immer mehr anwuchs, bis sie endlich nebst den für die spätere Zeit passenden Gesetzen im Talmud, d. i. Lehre, doctrina, niedergeschrieben ward. Die erste Grundsammlung des Talmud veranstaltete im 2. Jahrh. nach Chr. der Vorsteher der Akademie zu Tiberias, Juda, der Heilige. Dieser erste Teil des Talmud, die Mischna, d. i. Wiederholung, nämlich Wiederholung des alten Gesetzes in anderer Form, — ward in den Schulen erklärt und kommentiert. Nachher wurden auch die Kommentare niedergeschrieben, und daraus entstand in Palästina am Ende des 3. Jrh. der zweite Teil des Talmud, die Gemara, d. i. Vollendung oder ausführliche Erklärung. Die Gemara von Jerusalem, wie sie genannt ward, wurde im 5. Jahrh. zu Babel durch eine kürzere und klarere ersetzt, und diese babylonischen Texte, die zugleich den Mischnatext enthalten, werden gewöhnlich unter dem Namen Talmud, der im 6. Jahrh. nach Chr. abgeschlossen ward, verstanden. *Wie dieses wichtige Werk darthut,* waren theologische und juristische Gesetzesfragen die

Hauptsachen des Unterrichts, wobei man sich in sophistischen Spitzfindigkeiten über den Buchstaben des Schriftstellers erging, oder nach einem geheimen Sinn bei demselben suchte, und wobei nie der Lehrer den Schüler, oft aber der Schüler den Lehrer fragte. Sprache und Beweisart waren meist symbolisch. Der Knabe saß mit seinen Genossen vor dem Rabbi auf der Erde: er hatte nichts zu thun, als zu hören und das Gehörte im Gedächtnis zu bewahren. Nach langjährigem Unterricht wurde der ausgezeichnete Schüler durch Auflegen der Hände in die Klasse der Chaberim aufgenommen, in der er auf niedrigem Sessel neben dem Stuhle des Rabbi saß. Er durfte jetzt beim Spruche seine Stimme geben und überall lehren, wobei er sich jedoch verpflichten mußte, nichts anderes zu sagen und zu lehren, als was er von seinem Lehrer vernommen hatte. Auf der nächsten Stufe ward der Chaber zum Rabbi ernannt. „Du bist nun Lehrer" — bei diesen Worten legte ihm der Rabbi die Hand aufs Haupt und übergab ihm einen Schlüssel und eine Schreibtafel als Symbole der Schriftauslegung. Als Rabbi durfte er unter seinem eigenen Namen seine Meinung vortragen; mußte jedoch stets der Halacha gemäß, d. i. nach der Deutung des Gesetzes, die von den Schulen des ersten und zweiten Jahrhunderts ausgegangen war, Andere unterweisen. „Wer solche Erklärungen vom Gesetz gibt, welche der Halacha nicht gemäß sind, der hat keinen Teil an der zukünftigen Welt, wenn er auch sonst viel versteht und viele gute Werke besitzt." Zugleich war er gehalten, ein Handwerk zu lernen, um der Gemeinde nicht lästig zu fallen. Verflucht war der, welcher ihn nicht als Rabbi ehrte. Als Rabbi stand er hoch und erhaben über den übrigen Menschen. Die Rabbinen gingen in ihrem Selbstbewußtsein und in ihrer Anmaßung so weit, daß ihre Autorität nicht nur mehr als die der Eltern galt, sondern daß sie sogar für untrüglicher angesehen wurden, als die Gebote des geschriebenen göttlichen Gesetzes. Der Israelit konnte sich nichts Höheres denken, als ein Rabbi zu sein und zu werden. Zu Ende des Tractats Horajoth heißt es: „Ein Priester hat den Vorrang vor einem Leviten, ein Levite vor den andern Israeliten, ein gemeiner Israelit vor einem Mamser (einem Kinde, das aus Ehebruch oder aus Blutschande erzeugt ist). Dieses gilt, wenn die benannten Personen im Übrigen einander gleich sind. Ist aber der Mamser ein Schüler der Weisen und der Hohepriester ein nicht rabbinisch Geschulter, so hat ein solcher Mamser den Vorrang vor einem solchen Hohenpriester." „Wer seine Tochter mit einem Gelehrten vermählt, oder ihm von

seinem Eigentum Genüsse bereitet, ist gleich Dem, der sich mit der Gottheit vertraut macht.“ „Wer gegen seine Lehrer streitet, redet gegen die Gottheit; wer mit seinem Lehrer zankt, zankt mit der Gottheit; wer über seinen Lehrer murrt, murrt über das höchste Wesen.“ Um diese hervorragende Stellung anzudeuten, nannten die Rabbinen sich „Priester,“ „Vater,“ „Fürst.“ Im 6. Jahrhundert kam der Titel Gaon, d. i. der Erhabene, Excellenz, Magnificenz auf, womit zuerst zwei Rektoren der Akademie zu Pumbeditha benannt wurden, welche Benennung nachher aber freigebig ausgeteilt ward.

*Auch in den Elementarschulen war der Unterricht in der Bibel die Hauptsache. Natürlich ging der Unterricht im Lesen, Schreiben und in der hebräischen Sprache, die sich von der Volkssprache bedeutend unterschied, voraus. Darum waren Griffel, Schreibrohr und eine Wachstafel zum Schreiben, eine Buchstabentafel und eine Abschrift der Thora zum Lesen die wichtigsten Lehr- und Lernmittel. Aus der Bibel wurden die Gesetze und die Geschichte des Volkes Israel gelehrt. Für letztern Zweck wurde wohl hauptsächlich das Compendium benutzt, das aller Wahrscheinlichkeit nach erst aus der alexandrinischen Zeit stammt und unter dem Namen der Chronik (Dibre ha Jamim) bekannt ist. Darin wird ohne Hervorhebung der Wunder und der Gottesmänner der Lauf der Begebenheiten erzählt. Dagegen tritt daselbst der Zweck der Belehrung, das Gute nachzuahmen und das Böse zu meiden, sowie die Verherrlichung des davidischen Hauses deutlich zutage. Mit der Bibel wurden auch die Elemente jener Kenntnisse in den Realien vermittelt, welche zum Verständnisse der Bibel erforderlich schienen z. B. der Geometrie, der Astronomie, der Anatomie der Tiere und der Botanik. Großer Wert wurde auf die Entwicklung des Gedächtnisses gelegt. Der Talmnd sagt in dieser Beziehung: „Wer etwas von dem, was er bereits gelernt hat, aus Vernachlässigung vergißt, wird von der hl. Schrift des Seelenheiles verlustig erklärt; denn es heißt 5. Mos. 4, 9: „Hüte dich und bewahre deine Seele, daß du nicht vergissest, die dein Auge gesehen.“ Deshalb empfiehlt der Talmud so gern eine besondere Kost und besondere Verrichtungen, die zur Stärkung des Gedächtnisses beitragen. Insbesondere aber werden als Mittel für diesen Zweck die Wiederholung, das laute Auswendiglernen und der Unterricht durch einen Lehrer hervorgehoben. „Wer bei mehreren Lehrern die Thora lernt,“ heißt es, „ist überall zerstreut und lebt ohne Glück und Segen.“ Auch mnemotechnische Kunst-

griffe verschiedener Art wurden angewendet, um das Gedächtnis zu unterstützen und die Reproduktion zu erleichtern. — In Bezug auf die Haltung der Lehrer wurde gefordert, daß sie den Unterricht als „göttliches Werk" betrachten und sich die Worte Jesaias „Verflucht wer die Arbeit Gottes lässig handhabt" in ihrem Beruf gegenwärtig halten. In dem Unterrichte sollen sie Fleiß und Verständnis mit Geduld und Ausdauer verbinden. In Bezug auf die Zucht haben sie die Kinder bei allem Ernste mit Milde zu behandeln und namentlich beim Strafen väterliche Liebe zu bethätigen. Der „Hastige, Jähzornige," sagt Rabbi Hillel, „kann nicht Lehrer sein," und der Talmud befiehlt, einen Lehrer zu entheben, der die Kinder zu sehr züchtigt.*

Neben den Schulen bestanden aber auch für die Erwachsenen besondere Stätten der Bildung und Erbauung in den Synagogen oder Bethäusern. Solche entstanden im Laufe der Zeit allerorten; selbst in Jerusalem zählte man außer dem Tempel mehr als 400 Synagogen. Diese dienten zunächst dazu, um in ihnen die vorgeschriebenen Gebete zu verrichten, außerdem aber versammelte sich in ihnen an Sabbathen und Festtagen, später auch an den Markttagen (Montag und Donnerstag) das Volk, um die Verlesung und Erklärung biblischer Abschnitte anzuhören. Zuerst wurden Abschnitte aus der Thora (Paraschen) gelesen und übersetzt. Dann folgten Lektionen aus den Propheten (Haphtharen), an die sich ein (Midrasch) Vortrag, der hauptsächlich die Nutzanwendung aus den Lektionen zog, schloß. Durch diese Synagogen wurde die Gesetzeskunde unter dem israelitischen Volke so allgemein verbreitet, daß Josephus sich rühmen konnte, jede jüdische Magd wisse in den Vorschriften Mosis Bescheid; denn nicht blos das männliche, sondern auch das weibliche Geschlecht nahm an dem Gottesdienste in den Synagogen teil. Durch die Vorlesung und Erläuterung der Gesetze und Propheten, sowie durch den Vortrag, der sich daran schloß und mitunter zu einer Debatte führte, wurde aber auch das moralische Verhalten der Bevölkerung beeinflußt. Deshalb bezeichnet der Jude Philo die Synagogen als „Lehranstalten der Klugheit, Tapferkeit, Mäßigung und Gerechtigkeit, der Frömmigkeit und Heiligkeit, kurz jeder menschlichen Tugend." Darum kann man die Synagogen mit gutem Grunde als Erziehungsanstalten bezeichnen. Sie erscheinen aber auch deshalb wichtig, weil sich an die Form, wie daselbst der Gottesdienst abgehalten wurde, der Gottesdienst in der christlichen Kirche anschloß.

*Auf die Erziehung der Jugend und des ganzen Volkes nahm aber auch die Literatur dieser Periode unzweifelhaft Einfluß. Diese erscheint für uns um so beachtenswerter, als einzelne ihrer Produkte einen pädagogischen Charakter zeigen. Eine neue Richtung, welche in der Wissenschaft und Literatur der Juden nach dem Exile maßgebend erscheint, wurde bereits in dem Schriftgelehrtentume gekennzeichnet. Daneben trat aber auch noch der Hellenismus als wichtiger Faktor im geistigen Leben des Volkes auf. Mit Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern war in den Orient der Hellenismus eingedrungen; auch in Palästina entstanden griechische Colonien (Ptolemais, Sykominos, Skythopolis 2c.). Andererseits hatten sich aber in Syrien, Phrygien, Lydien, Kyrene und namentlich in Ägypten jüdische Gemeinden gebildet, unter denen die von Alexandria durch Größe und Reichtum vor allen hervorragte. Dieser innige Verkehr zwischen Hellenen und Juden brachte es dahin, daß sich die hellenische Sprache und Cultur unter den Juden verbreitete. Unter dem fördernden Einflusse der Ptolemäer entstand selbst in Jerusalem eine Partei, die „Reformjuden," welche ihre Jugend nach griechischem Muster erziehen ließ, griechische Weisheit, vor allen die Lehren Epikurs verehrte, griechische Feste im Lande einführte und sie nach Art der Griechen mit Gelagen, Tanz und Musik feierte. Gegen diese erhoben sich die Strengfrommen, Chassidim, um die alte schlichte und strenge Sitte wieder einzuführen. Dieser Gegensatz zwischen Hellenismus und Judentum zeigt sich auch in der Literatur dieser Zeit. Viele jüdische Schriftsteller übersetzen die hl. Schriften in das Griechische, und es entsteht aus diesen Übersetzungen die Septuaginta; andere behandeln die Geschichte ihres Volkes nach griechischen Vorbildern und schmücken sie mit Sagen und Dichtungen aus, während einzelne wieder, mit griechischer Wissenschaft vertraut, das Judentum philosophisch auffassen, seine Schriften rationalistisch zu erklären suchen. Dagegen treten wieder die Orthodoxen für das Gesetz und die nationale Sitte in die Schranken und verfassen mancherlei Werke, um den alten Glauben wieder zu beleben, die Reinheit nationaler Religion und Denkungsart wiederherzustellen. Ein solches Werk ist das Buch Jesus, des Sohnes Sirachs, das der Verfasser nach einem Original seines Großvaters (um 131 v. Chr.) ins Griechische übersetzte. Wie die Einleitung darthut, verfolgt es einen pädagogisch-didaktischen Zweck. Der Verfasser hat sich vorgenommen, „etwas, was den Unterricht und die Weisheit betrifft, zu schreiben, damit die Lern-

begierigen es aufmerksam lesen und, dadurch unterrichtet, zu einem gesetzmäßigen Leben angeleitet werden." Das Werk* ist eine Sammlung von Betrachtungen über den Weltlauf, die Lebensarten und Lebensweisen der Menschen in allerlei Ständen, Ordnungen und Altern. Der Mensch ist nach ihm vom Herrn aus Erde geschaffen, wohin er auch wieder zurückkehren muß. Eine Anzahl Lebenstage und eine bestimmte Zeit gab Gott ihm; er gab ihm Gewalt auch über alles, was auf Erden ist. Sich ähnlich, rüstete er ihn mit Macht aus, und nach seinem Bilde schuf er ihn. Willkür und Sprache, Augen, Ohren und ein Herz zu überlegen, gab er ihm. Er zeigte ihm die Größe seiner Werke, damit er diese verkünden und seinen Namen loben sollte, und mehrte ihm Erkenntnis, und gab ihm zum Reichtum das Gesetz des Lebens und sprach zu ihm: Hüte dich vor allem Unrecht! — Die Erfüllung der Gebote Gottes ist des Menschen Bestimmung. Das Wort Gottes ist die Quelle der Weisheit, und ihre Wege sind ewige Gebote. Die Liebe zum Herrn ist die herrliche Weisheit, und die Furcht des Herrn ist Ehre, Wonne, Ruhm und Freudenkrone. Der Anfang der Weisheit ist Gottesfurcht, und dem Frommen ist sie im Mutterleibe anerschaffen. Wer den Herrn fürchtet, dem wird es wohl gehen, und am Tage seiner Vollendung wird er gesegnet sein. Wurzel der Weisheit ist, den Herrn fürchten, und ihre Zweige sind langes Leben. — Wer Gott fürchtet, der muß auch die Eltern ehren und ihnen gehorchen. Denn der Herr hat den Vater erhoben über die Kinder und das Gericht der Mutter bestellet über ihre Söhne. Wer den Vater ehret, wird seine Sünden versöhnen; und wie Einer, der Schätze sammelt, ist, wer seine Mutter hochachtet. Wer seinen Vater ehret, wird lange leben, und wer dem Herrn gehorsam ist, wird seine Mutter trösten. Mit That und Wort ehre Deinen Vater, damit Segen von ihm über Dich komme; denn der Segen des Vaters befestigt die Häuser der Kinder, aber der Mutter Fluch reißt sie bis auf den Grund nieder. Der Ruhm eines Menschen besteht in seines Vaters Ehre, und Schande ist den Kindern eine beschimpfte Mutter. Kind, nimm Dich Deines Vaters im Alter an und betrübe ihn nicht, so lange er lebet. Nimmt er ab an Verstand, so habe Nachsicht und verachte ihn nicht wegen Deiner vollen Kraft. Denn Güte gegen den Vater wird nicht vergessen werden, und anstatt Sündenstrafen wird Dir Wohlstand werden. Wie ein Gotteslästerer ist, wer seinen Vater verläßt, und verflucht vom Herrn, wer seine Mutter kränket. — Das Kind vermag aber nur die Eltern zu ehren, wenn

die Eltern ehrbar sind. Unglück ist und bringt die Schlechtigkeit der Eltern und besonders der Mutter — des Weibes. „Alles Weh, nur nicht Herzensweh; alle Bosheit, nur nicht Weiberbosheit! Die Bosheit eines Weibes entstellet ihr Ansehen und verfinstert ihr Gesicht wie Sacktuch. Eines guten Weibes Mann ist glücklich, und die Zahl seiner Lebenstage doppelt. Eine große Plage ist ein böses und trunkenes Weib; ihre Scham bedeckt sie nicht. Die Geilheit eines Weibes erkennt man an ihren gierigen Augen und an ihren Augenlidern. Über eine schamlose Tochter verschärfe die Aufsicht, damit sie nicht Freiheit finde und sie gebrauche. Anmutsvoll ist ein keusches Weib, und nichts ist gleichzustellen einer enthaltsamen Seele." — *Den größten Teil des Werkes nehmen Lebensregeln ein, von denen wohl manche aus dem Volksmunde stammen; andere auch den in Ägypten, wo der Verfasser lebte, heimischen Schriften dieser Art (siehe oben p. 234—237) angehören dürften. Beachtenswert ist die Auffassung der Sünde als Ausfluß des freien Willens des Menschen: „Gott hat den Menschen vom Anfang geschaffen und ihm die freie Wahl gelassen. Er gab dazu seine Gebote und Gesetze. Willst du seine Gebote halten und immer gläubig sein nach seinem Wohlgefallen, so wirst du bewahrt sein. Er hat dir Feuer und Wasser vorgelegt, strecke deine Hand aus nach dem, was du willst. Der Mensch hat vor sich Leben oder Tod; was er will, wird ihm gegeben werden." Indem der Sirachide an seine Lebensregeln das Lob der Männer anschließt, deren Namen in der Geschichte Israels glänzen, von Moses und Aaron angefangen (C. 45) bis auf Simon, den Sohn des Onias (C. 50), hat er seinen Ermahnungen auch die Vorbilder angefügt, denen der Israelit nachzustreben hat.*

Finden wir somit in diesem Werke eine echt hebräische Anschauung, die in der Furcht Gottes und in der religiösen Zucht der Familie gründet, so tritt hingegen die mit Salomos Namen genannte „Weisheit" echt alexandrinisch-jüdisch in ihrer Darstellung der Weisheit auf: „Die Künstlerin von Allem, die Weisheit, lehrte mich Erkenntnis der Dinge, zu verstehen den Bau der Welt und die Kraft der Elemente, Anfang und Ende und Mitte der Zeiten, die Wandlungen des Umschwungs der Gestirne und der Jahreszeiten Wechsel, der Jahre Kreislauf und der Gestirne Stellungen, die Natur und Triebe der Tiere, der Geister Kräfte und die Gedanken der Menschen, die Verschiedenheit der Pflanzen und die Kräfte der Wurzeln und was irgend verborgen und offenbar ist. Denn ein Hauch der Kraft Gottes ist die Weisheit und

ein lauterer Ausfluß der Herrlichkeit des Allherrschers. Sie ist der Abglanz des ewigen Lichtes, der fleckenlose Spiegel der Wirksamkeit Gottes und das Bild seiner Güte. Sie ist nur eine und vermag doch alles; sie bleibet dieselbe, und erneut doch alles, und von Geschlecht zu Geschlecht in heilige Seelen übergehend, bereitet sie Freunde Gottes und Propheten. Denn nichts liebet Gott als Den, der mit der Weisheit vertraut ist. Sie ist prächtiger als die Sonne, und über alle Stellung der Gestirne; mit dem Lichte verglichen, wird sie vorzüglicher befunden, denn auf dieses folget die Nacht; gegen Weisheit aber vermag nichts der Bosheit Gewalt. Wenn Reichtum ein wünschenswertes Gut im Leben ist; was ist reicher als die Weisheit, die Alles schafft? Wenn aber Klugheit schafft: wer unter allen ist eine größere Künstlerin als sie? Und liebet man Gerechtigkeit: ihre Thaten sind Tugenden. Denn Mäßigkeit und Klugheit lehret sie, Gerechtigkeit und Tapferkeit, welche das Heilsamste sind im Menschenleben. Wenn aber Jemand Vielerfahrenheit begehrt, so weiß sie das Vergangene und errätḥ das Zukünftige; sie verstehet der Reden versteckten Sinn und der Rätsel Lösung, Zeichen und Wunder erkennt sie im Voraus und die Ausgänge der Zustände und Zeiten. *Unwillkürlich gemahnt uns diese Schilderung der Weisheit an die encyclopädische Bildung, welche in den Schulen Alexandriens der Jugend vermittelt wurde. Zugleich wird aber in diesem Buche dasselbe Problem der Ethik behandelt, mit dem sich das Buch Hiob beschäftigt. Es wird (c. 1, 12 ff.) der Ursprung des Übels in der Welt auf den Irrtum und die Bosheit des Menschen zurückgeführt; „denn Gott hat nicht den Tod gemacht und freuet sich nicht am Untergange der Lebendigen. Er schuf ja alles zum Sein. Heilbringend ist der Ursprung der Welt, und es lag darin kein Stoff des Verderbens, noch hatte die Hölle ihr Reich auf Erden.“ Aber während im Buche Hiob die Leiden des Dulders durch irdische Freuden gut gemacht werden, tritt im Buche der Weisheit deutlich die Lehre von der Wiedervergeltung nach dem Tode hervor. „Mögen die Gerechten von den Gottlosen, die sich allen Formen des Genusses hingeben und alles erdenkliche Unrecht begehen, noch soviel auf Erden erleiden; es wird ihnen nach dem Tode reichlich vergolten werden. Ihre Hoffnung ist auf die Unsterblichkeit ihrer Seele gebaut (C. 3, 4 ff.). Sie werden nach dem Tode glänzen und wie Funken über die Stoppeln (die Gottlosen) hin- und herfahren. Sie werden die Völker richten und über Nationen herrschen, und der Herr wird ihr König sein in Ewigkeit. Sie

werden ewig leben (C. 5, 16 ff.), und der Herr wird ihnen den verdienten Lohn zuweisen, sie mit seiner Rechten schirmen und mit seinen hl. Armen vertheidigen. Darum werden sie empfangen ein herrliches Reich und eine zierliche Krone aus der Hand des Allerhöchsten." Dieser Glaube an die Unsterblichkeit und an die Vergeltung im Jenseits war eine Quelle des Trostes für die Zeiten, wo die treuen Diener Gottes von den syrischen Herrschern Verfolgungen erlitten und die Gottesleugner und Götzendiener zu den höchsten Ehrenstellen gelangten und in sinnlichen Genüssen schwelgten. Es deutet demnach das Buch der Weisheit auf die Zeit hin, wo die Verfolgungen der Seleukiden über Palästina hereinbrachen und die jüdische Religion mit der Vernichtung bedrohten. In diesen Tagen der Bedrängnis als das Volk unter Matathias und seinen Söhnen sich zu jenen Heldenthaten erhob, welche die Bücher der Makkabäer verkünden, nahmen auch die Schriftsteller an diesem Kampfe teil, indem sie durch Erzählungen, wie die von Esther, Judith, von Bel und dem Drachen und von den Jünglingen im Feuerofen, vor den Gräueln des Götzendienstes warnten und Gottes Hilfe für seine Getreuen in Aussicht stellten, oder indem sie durch Zusätze zu den vorhandenen Schriften, den Psalmen und Propheten, der herrschenden Stimmung Ausdruck gaben und den nationalen Widerstand zu nähren suchten.*

*Zum Schlusse sei noch eines Werkes gedacht, welches in der pessimistischen Weltanschauung sich mit den Skeptikern der Griechen begegnet: Es ist dies der Prediger (Kohelet), in welchem man den ersten Versuch zu einem philosophischen System erblicken kann. Von der Vergänglichkeit alles Irdischen ausgehend, sieht der Verfasser auch in dem Menschen ein vergängliches Wesen und selbst in der Weisheit des Menschen eiteln Wind. „Sieh'", so ruft er aus, „ich habe mich erhoben und bin gewachsen in der Weisheit mehr als alle jene, die vor mir waren in Jerusalem, und mein Herz hat gesehen viel Wissen und Weisheit. Aber wo viel Weisheit ist, da ist viel Grämens, und wer viel lernen muß, der muß viel leiden." Trotz dieser Erkenntnis predigt er nicht das Aufgeben jedes höheren Strebens nach Wahrheit und Sittlichkeit, sondern schildert im Gegenteil den Vorzug des Weisen vor dem Thoren, ermahnt zur Tugend und Besonnenheit und gibt eine Fülle von Weisungen zu einer klugen und richtigen Lebensführung. Zwar klingt hie und da der Weltschmerz eines mit nüchternem Geiste die Welt und ihr Treiben beobachtenden Kopfes heraus, aber es sind dies nur flüchtige

Reflexionen. Vielmehr stellt sich ihm als Ergebnis aus der Eitelkeit alles Irdischen die Lehre heraus: „zu essen und zu trinken und seiner Seele wohl sein zu lassen bei seiner Arbeit;" sich nicht abzumühen, Gottes unerforschliche Wege zu ergründen, sondern ihn „zu fürchten und seine Gebote zu halten;" denn er allein ist beständig unter all' dem Wechsel, er allein ist ewig in der Welt des Vergänglichen.*

*Es erübrigt noch zweier Erziehungsfaktoren, der Religion und der mit dieser zusammenhängenden Moral, zu gedenken, welche unter dem Einflusse des Schriftgelehrtentums ein bestimmtes von ihren früheren Zuständen abweichendes Gepräge erhielten und in dieser Form auch die Erziehung beeinflußten. Seitdem die Thora als das göttliche Gesetz verehrt wurde, durch welches alle Verhältnisse des menschlichen Lebens geordnet erschienen, wurde von den Schriftgelehrten in einer minutiösen Erfüllung aller dieser Gebote der höchste Grad menschlicher Tugend erblickt. Die Gebote der Thora erstreckten sich aber nicht auf alle Verhältnisse des Lebens. Darum sahen sich die Rabbinen gezwungen, durch künstliche Deutung der hl. Schrift selbst Vorschriften zu schaffen und das gesammte Denken und Handeln des Volkes durch einen alle Lebensgebiete umspannenden Zaun einzuschränken und zu leiten. Auf diese Weise entstanden jene peinlichen, fast an das Lächerliche streifenden Vorschriften über Sabbathfeier, Nahrung, Kleidung, Reinigung 2c., welche noch heutzutage den orthodoxen Juden das Leben erschweren. So z. B. wurden für den Sabbath 39 Arbeiten verboten und über jede dieser Arbeiten wieder besondere Vorschriften gegeben. Unter den verbotenen Arbeiten erscheint auch das Knotenmachen und -lösen, doch ist dem Weibe gestattet den Schlitz ihres Hemdes, die Bänder ihrer Haube oder Leibbinde, die Riemen der Schuhe oder Sandalen, die Wein- und Ölschläuche und die Fleischtöpfe zuzuknüpfen. Bei den Reinigungen waren besondere Vorschriften für die Reinigung flacher und hohler, irdener und kupferner Gefäße gegeben. Beim Waschen handelte es sich darum, wann man die Hände ganz bis an die Knöchel eintauchen oder nur die Fingerspitzen waschen, wenn man sie auf-, wann man sie abwärts halten sollte. Wie wörtlich und geistlos man die mosaischen Gebote erfaßte, zeigt die Erfüllung des Gebotes Deuteronomium 6, 7. Weil dort die Thora mahnt, der Gebote Gottes eingedenk zu sein, und dabei die Worte gebraucht: „Binde sie zum Stirnband zwischen deine Augen und schreibe sie an die Pfosten deines Hauses und an

die Thore," so legte man beim Gebete Stirn- und Armbänder (Tefillin) an, an denen in Kapseln Schriftabschnitte waren, und hängte am rechten Thürpfosten ein Kästchen (Mesusa) mit den Worten Deuter. 6, 4 und 5 auf. Es artete demnach die Religion in eine äußerliche Wort- und Werkheiligkeit aus, bei welcher das Gemüt leer ausging. Das religiöse und moralische Gefühl wurde ganz vernachlässigt, nur der Verstand kam bei der Untersuchung, nach welchem Gebote eine besondere Handlung zu vollführen und zu beurteilen sei, in Betracht. So waren Religion und Moral zu einer reinen Verstandessache geworden, bei der das Wichtigste nämlich die subjective Gesinnung keine Beachtung fand. Das hatte denn auch zur Folge, daß durch diese beiden Faktoren, welche sonst das Herz des Menschen veredeln und erheben, bei den Juden hauptsächlich der Verstand entwickelt und geschärft wurde. Die Theologie und das Recht wurden zu einer Casuistik ausgebildet, welche durch Allegorie und spitzfindige Deutung aus der hl. Schrift die kleinlichsten Vorschriften über die wertlosesten Verrichtungen des Menschen herausfand und durch Anwendung einer kabbalistischen Zahlensymbolik in den Worten der Schrift Orakeln für das Handeln und die Zukunft des Menschen entdeckte. Auf diese Weise entstand im Judentum eine Richtung, welche in Religion und Moral lediglich das Äußere, die Form beobachtete und in der Erklärung der Schrift gleichfalls an das formale Wort sich anschloß.*

Die eigentlichen Vertreter dieser formalen Richtung wurden die Pharisäer, eine religiös-politische Sekte, deren Ursprung im Dunkel liegt, und deren Name sie als „Abgesonderte", „Fromme" bezeichnet. Mit Ernst und rücksichtsloser Energie widersetzen sie sich jeder Verletzung des väterlichen Gesetzes, obschon sie sich auch die aus der persischen Lichtreligion in die jüdische Religion eingeflossenen Elemente aneigneten und demgemäß nicht mehr das Alte, wie sie wähnten, sondern selbst ein Neues hatten und predigten. Unter den immer mehr verweltlichenden Makkabäerfürsten verschafften sie sich eine unbedingte Autorität über die große Masse des Volkes, sowie die Mehrzahl der Stimmen im Synedrium. Zur Zeit Christi hatten sie, die Orthodoxen des Judentums, sich bereis in äußerliche Werkgerechtigkeit, Scheinheiligkeit und Heuchelei verloren, wohin sie mit Notwendigkeit gelangen mußten, da ihnen der Buchstabe höher als der Geist stand, und die That abgesehen von der Gesinnung bei ihnen hohen Wert hatte. Das entartete, geistlose, an Formen klebende Judentum hatte in den Pharisäern seinen Körper bekommen, aber einen Körper, der

gleich dem in ihm wohnenden Geiste zum Tode reif war. — Den Gegensatz zu ihnen bildeten die Sadducäer (— Name und Ursprung vom Schriftgelehrten Zadok, wenn nicht der Name appellative Bedeutung hat und die „Gerechten" bezeichnet —), die sich den Vornehmen und Reichen anschlossen. Als Rationalisten des Judentums erkannten sie allein das mosaische Gesetz als verpflichtend an, verwarfen alle Traditionen, leugneten das Dasein von Engeln und Dämonen, bestritten die Lehre von der Unsterblichkeit, Auferstehung und ewigen Vergeltung, und machten zur Grundlage ihrer Tugendübung den Grundsatz des Antigonus Socho, des Schülers von Simon dem Gerechten und des Lehrers von Zadok: „Seid nicht gleich den Knechten, welche ihren Herren nur des Lohnes wegen dienen, sondern seid gleich den Knechten, welche ihren Herren dienen ohne Rücksicht auf Lohn, und die Furcht Gottes sei über euch." — Beiden Parteien gegenüber, die schon unter Johann Hyrkan im Kampfe standen, trat die Sekte der Essäer (d. i. wahrscheinlich die Prüfenden, Erwägenden) auf, die dem frommen Buchstaben der Pharisäer und dem unfrommen Räsonnement der Sadducäer die fromme That entgegenhielten und in den Zeiten der Not und Drangsal, bei dem Wechsel der Herrscher, bei den Kriegsfällen im makkabäischen Kampfe, durch die harten Zeiten unter den hasmonäischen Fürsten und den Herodianern zum Bewußtsein von der Nichtigkeit alles Irdischen gebracht, im Diesseits für das Jenseits leben wollten. Weil dieses Gefühl durch die gleichen Ursachen in Vielen lebendig ward, zählte Josephus zu seiner Zeit 4000 Glieder des Essäerordens. Die Essäer suchten, wie Josephus berichtet, alles Weltliche deutlich zu meiden; daher verwarfen sie die Ehe, erzogen jedoch fremde Kinder. Jeder schenkte all' seine Habe der Gesellschaft, in der weder Kauf noch Verkauf, sondern freiwillige Mitteilung des Benötigten durch die Brüder stattfand. Der Tag wurde mit Gebet begonnen, darauf zur Arbeit geschritten und hernach ein gemeinschaftliches Mahl genommen. Dem Eintritte in die Gesellschaft ging eine dreijährige Prüfungszeit voran, und er erfolgte durch ein feierliches Gelübde, in welchem man Gehorsam den Obern, Treue, Wahrheitsliebe, Verschwiegenheit und ehrfurchtsvolle Aufbewahrung der Lehren und Schriften der Gesellschaft versprach. *Die Essäer sind die Mystiker des Judentums. Die hl. Schrift benutzen sie zu mystisch-kabbalistischen Deutungen, ja man bezeichnet sie geradezu als die Schöpfer „der Geheimnisse der Lehre" und der jüdischen Kabbala. Ihr Ziel war prophetische Verzückung und die Erscheinung

des himmlichen Reiches auf Erden.* Bei ihnen galt das einfache Wort an Eides Statt; der Sabbath wurde streng gehalten; an den Tempel schickte man Gaben, nahm aber sonst keinen Teil an den Opferbräuchen; Leibeigenschaft erklärte man für verwerflich; die Beschäftigung war, mit Ausschluß des Handels, hauptsächlich Ackerbau und Handarbeit. *Auch suchten Kranke und Besessene häufig bei ihnen Heilung von ihrem Leiden. Sie standen nämlich im Rufe, besondere Beschwörungsformeln und geheimnisvolle Heilmittel zu kennen, durch die sie allerlei Krankheiten heilen konnten.*

Die weltflüchtigen Essäer bereiteten die Wege für das Christentum, das im Gegensatze zu dem sittlichen Verfalle des Heidentums und zu der Wortheiligkeit des Pharisäertums entstanden, die Abtötung des Fleisches und den Sieg des Geistes verkündete. Dagegen haben die Pharisäer ihre Abgeschlossenheit, ihren Formalismus sowohl in der Wissenschaft, als auch in Religion und Sitte dem Judentume der Folgezeit aufgeprägt. Im ganzen Mittelalter und in der Neuzeit bis auf unsere Tage blieb dieser Typus, dessen deutlichster Ausdruck der Talmud ist, an dem Volke Israel haften. Trotz der Emancipation, der sich die Glieder dieses Volkes in den civilisierten Staaten erfreuen, trotz der gleichmäßigen Bildung, welche seine Jugend mit den Kindern der andern Confessionen, genießt, sind doch, so wie der äußere Körperbau und Gesichtsausdruck, auch die geistigen Anlagen und Neigungen, auch die religiösen Bräuche und sozialen Sitten des größten Teiles des in allen Weltteilen lebenden Volkes unverändert geblieben.

*Betrachten wir zum Schlusse die Stellung und Bedeutung, welche das Volk Israel in der Geschichte der Pädagogik hat. Vor allem dankt ihm die Menschheit und die Erziehung die Ausbildung der monotheistischen Religion, deren Einfluß auf die Entwicklung der ganzen Menschheit und jedes einzelnen Individuums nicht hoch genug geschätzt werden kann. Diese Religion ging hervor aus den semitischen Grundlagen, welche die Israeliten mit den Phönikern und den Völkerstämmen Mesopotamiens teilten, bildete sich aber unter dem Einflusse aus, den die uralte hamitische Cultur des Nillandes und die spätere arische Irans auf die gesamte Bildung des Volkes übte. Es vereinigten sich gewissermaßen die religiösen Anschauungen der Ägypter und Perser mit denen der semitischen Stämme des vorderen Asiens und erfuhren in ihrer Vereinigung eine Umgestaltung und Läuterung durch ein Volk, welches mit einer besonderen Energie des Gefühls ausgestattet

in seinem an Heimsuchungen und Schicksalsschlägen reichen Geschichtsleben in der Religion nicht blos allen Trost, sondern auch die einzige Erhebung fand, indem es durch sie zu dem höchsten Range eines von Gott persönlich geleiteten, seiner unmittelbaren Offenbarung gewürdigten Volkes emporstieg. Darum erfaßte es auch die Religion mit einer solchen Wärme und Innigkeit, daß sein ganzes soziales, politisches, ja selbst das wirtschaftliche Leben in der Religion aufging, und seine gesamte geistige Produktion auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft einen religiösen Charakter erhielt. Diese Religion erkannte das Volk als unmittelbare Offenbarung Gottes und lernte, als es losgelöst von der heimatlichen Scholle in der Gefangenschaft schmachtete, im Gesetzbuche das Buch der göttlichen Offenbarung verehren, durch welches sein gesamtes Sinnen und Handeln bestimmt war. Es wurde dieses Gesetzbuch das „Palladium nicht blos des Glaubens, sondern auch der Nationalität, mit dem bewehrt der Jude sich über die ganze Welt ausbreiten und dennoch Jude bleiben konnte.“ Die Bibel wurde so die geistige Heimat, „das zweite Vaterland“ des Volkes, das jeder einzelne mit sich trägt, das seine Stärke und Hoffnung ist.[1]) Und mit der Bibel brachte das Volk seine Religion, aber auch seine Moral und seine Vorstellungen auf dem Gebiete des Rechtes und der Sitte, der Wissenschaft und Kunst, der Staatsverfassung und der Staatswirtschaft in das Christentum und durch dieses zu den verschiedenen Völkern des Abendlandes. Auf diese Weise hat das jüdische Volk durch die Bibel nebst der Religion und dem Cultus das ganze geistige und materielle Leben der christlichen Völker des Abendlandes beeinflußt. Nicht blos der Monotheismus, auch viele Ceremonialgesetze und Bestimmungen des kanonischen Rechtes sind ebenso wie die religiöse Unduldsamkeit und die Lehre von der allein seligmachenden Kirche im Christentume ein Erbteil des Judentums. Namentlich hat aber die Verquickung des gesamten öffentlichen Lebens mit der Religion sich vom Judentume her in das Christentum verpflanzt und in diesem jene Kämpfe zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt erzeugt, welche bis in die Gegenwart fortreichen. Selbst die wissenschaftliche Forschung stand durch Jahrhunderte lang im Abendlande unter dem Einflusse der Bibel. In ihr suchte man die Quelle alles Wissens, über welches Hinauszugehen als ein Frevel gegen Gottes Wort betrachtet wurde.*

---

[1]) Stein, a. a. O. pag. 179.

Doch nicht blos die gesamte geistige Entwicklung der christlichen Völker stand und steht zum Theile unter dem Einflusse der durch die Bibel übermittelten jüdischen Cultur, auch speciell die Schule trägt noch die Spuren dieses Einflusses an sich. So wie die jüdischen Schulen zunächst den religiösen Zwecken dienten und außer den Elementarkenntnissen des Lesens, Schreibens und dem Verständnisse des Hebräischen den Unterricht nur auf die Bibel und deren Erklärung und Anwendung beschränkten, so verblieb auch durch Jahrhunderte die christliche Schule eine kirchliche Institution, die ihren Unterricht auf die Religion beschränkte und die übrigen Kenntnisse, welche sie im Lesen, Schreiben und Latein vermittelte, lediglich in den Dienst des Religionsunterrichts stellte. Selbst die Art und Weise, wie dieser Unterricht ertheilt wurde, schließt sich an die in den rabbinischen Schulen geübte Praxis an. Wie der Talmud, in welchem sich diese Praxis abspiegelt, aus Stellen der hl. Schrift, die er mit dem Aufwande aller Schärfe des Verstandes erklärt und deutet, Normen für den Glauben und das Leben der Juden ableitet, so werden auch in der christlichen Religion die Dogmen, welche der Katechismus als Normen für den Glauben und die Moral vorschreibt, mit Stellen der hl. Schrift belegt, deren Deutung mitunter nicht geringen Scharfsinn beansprucht. Der christliche Religionsunterricht gewann unter diesem Einflusse des Judentums vielfach eine Form, durch welche wohl der Verstand, nicht aber das Gemüt gebildet wurde. Und so wie der Unterricht des christlichen Volkes lange Zeit den ihm durch die Abstammung von den rabbinischen Schulen aufgeprägten Typus an sich trug, so fehlte auch den höheren Schulen des Abendlandes nicht das Gepräge des Judentums. Durch viele Jahrhunderte waren die höheren christlichen Schulen eigentlich nur theologische Anstalten, deren Hauptaufgabe es war, alles menschliche Wissen aus der Bibel zu begründen, alles menschliche Thun und Lassen durch Bestimmungen zu regeln, welche entweder direkt auf die Bibel zurückreichten oder doch als kirchliche Gesetze aus den Erklärungen und Commentaren der kirchlichen Organe zu den hl. Schriften abgeleitet wurden. Die in der mittelalterlichen Wissenschaft herrschende Richtung des Scholasticismus mit seiner Dialektik und Casuistik wurzelt in dem jüdischen Rabbinentum, als dessen Blüte der Talmud erhalten blieb.

*Neben dem semitischen Judentume ist aber sowohl in der Cultur als auch in der Erziehung des Abendlandes ein zweiter Faktor nachweisbar, dessen Einfluß weiter reicht, als der des

Judentums. Während dieses auf die Religion und auf die übrigen Culturerscheinungen, insoweit sie mit der Religion zusammenhängen, bestimmend eingewirkt hat, so hat die Cultur der stammverwandten arischen Völker zwar hauptsächlich auf die Wissenschaft und Kunst Einfluß genommen, aber auch das gesamte geistige Leben durchtränkt und auf diese Weise auch in Religion und Moral, in Recht und Sitte, in Erziehung und Unterricht die aus dem Judentume stammenden Elemente umgestaltet und im Laufe der Zeit sogar teilweise verdrängt.*

E. Die Erziehung bei den arischen Völkern Asiens.

An die Semiten Vorder-Asiens grenzen im Osten, Norden und Westen Völker, deren Sprachen von der semitischen deutlich unterschieden, unter einander aber in Wurzeln und Formen verwandt sind. Die Sprachvergleichung bezeichnet sie als Indogermanen oder Arier und führt sie auf ein Urvolk zurück, von welchem alle andern abstammen. Wo dieses Urvolk wohnte, ist ungewiß. Einige Forscher verlegen seine Sitze in die Hochflächen von Pamir, andere in die Tiefebenen des südlichen Rußlands. Zweige dieses Volkes sind sowohl in Asien, als auch in Europa. Die asiatischen Arier zerfallen in die Inder und Iranier, von welch' letzteren wieder hauptsächlich die Baktrer und Perser wichtig sind. Die europäischen Arier lassen sich in eine nördliche und südliche Gruppe gliedern. Zur nördlichen Gruppe gehören die Deutschen, Letten oder Littauer und Slawen, zur südlichen die Kelten, Italiker und Griechen.

*Die Arier Asiens wohnten jedenfalls längere Zeit gemeinsam, denn sowohl in ihrer Sprache, als auch in ihrer Religion und Sitte zeigt sich so viel Gleichartiges, daß hierfür keine andere Erklärung denkbar ist. Gewöhnlich nimmt man an, daß die Abhänge des Hindukusch und das ihnen vorgelagerte Tiefland die Wiege dieser Stämme war, von wo aus dieselben sich einerseits in die Ebenen am Indus, andererseits in das Hochland von Iran ausbreiteten und sich zu den zwei Hauptstämmen der Inder und Iranier differenzierten. Das allmähliche Vordringen der Inder in der nach ihnen benannten Halbinsel läßt sich an der Hand ihrer Literatur einigermaßen verfolgen, während über die älteren Schicksale der Iranier, die sich in zahlreichen Stämmen über den größten Teil

der Hochebene Irans und einen Teil des angrenzenden Turans ausbreiteten, nur spärliche Kunde erhalten ist. Dasselbe, was von der Geschichte im Allgemeinen, gilt auch von der Geschichte der Erziehung; auch für diese fließen die Quellen bei den Indern reichlich, bei den Iraniern dagegen spärlich.*

a. Die Erziehung bei den Indern.

Quellen und Hilfsschriften. Die ältesten Nachrichten über das Leben und die Cultur der Inder finden sich in den Vêdas und unter diesen wieder in dem ältesten von ihnen dem Rig-Vêda. Spätern Ursprungs sind die Brâhmana, Erklärungen der Vêdas namentlich dazu bestimmt, den Gottesdienst zu regeln. Wichtiger sind die Upanishad's, zumeist philosophische und theosophische Abhandlungen aus verschiedener Zeit, von denen die Aranyaka eine besondere Abteilung bildet, welche, wie der Name sagt, bestimmt war, in der Waldeinsamkeit studiert zu werden. Zuletzt sind unter den religiösen und philosophischen Schriften die Sûtras anzuführen, welche Philosophie und Liturgik, aber auch Grammatik und Metrik behandeln und über die Pflichten in der Familie und im bürgerlichen Leben Unterweisungen enthalten. — Die zuletzt angeführte Art der Sûtras bildet die Grundlage der Gesetzbücher, von denen das aus der Schule Manus hervorgegangenen Mânavadharmaçâstra als das älteste (um 400 v. Chr.?) gilt. — Eine andere Gattung von Quellen bilden die epischen Werke, vor allem die beiden großen Epopöen, das Mahâbhârata und Râmâyana, an die sich die Purânas, mythologische Schriften, welche die Weltschöpfung, Göttersagen und Genealogien von Göttern und Heroen 2c. enthalten, anschließen. In diese Kategorie ist auch das Lalita-Vistara, eine Legende vom Leben Buddhas, zu rechnen. — Für die Erziehung erscheint auch nicht ohne Bedeutung die Fabelsammlung des Pantschatantra, aus dem ein Auszug der Hitôpadeça, wie schon der Name „die gute Lehre" besagt, zu pädagogischen Zwecken angefertigt wurde. Dem Zwecke der Belehrung dienten auch andere didaktische Dichtungen, unter denen besonders die Spruchsammlung Bhartriharis durch ihre Bedeutsamkeit hervorragt. — Es würde zu weit führen, all' die Übersetzungen anzuführen, welche von den meisten dieser Werke verfaßt wurden, es mag genügen, auf zwei Sammelwerke hinzuweisen, welche zunächst benutzt wurden. Es sind dies die schon erwähnte Sammlung von Max Müller, The sacred books of the East, und die von Muir, Original Sanscrit texts on the origin and history of the people of India, their religion and institutions V. Vol. London 1863 ff.*

*An **Hilfsschriften** wurden in der früheren Auflage bereits benutzt* v. Bohlen, das alte Indien, Königsberg, 1830, Hüttner Manus Gesetzbuch, Weimar, 1797, und die ersten Bände von Lassens Indischer Altertumskunde, Bonn, 1847—57. *Für die vorliegende Auflage konnte von letzterem Werke die 2. Aufl. (der I. Band, Bonn-Leipzig, 1867, der II., Leipzig, 1874) verwertet werden. Überdies wurden neben den in der Literatur der Geschichte der Erziehung und bei den andern orientalischen Völkern angeführten Quellen noch herbeigezogen: Heinr. Zimmer, Altindisches Leben, Berlin, 1879. Talboys Wheeler, The history of India from the earliest ages, London, 1867—76. Dr. S. Lefmann, Geschichte des alten Indiens, Berlin, 1880 (als 3. Teil der I. Hauptabteilung des Oncken'schen Sammelwerkes „Allgemeine Geschichte" im Erscheinen begriffen). Max Müller,

Indien und seine weltgeschichtliche Bedeutung übersetzt von C. Capeller, Leipzig, 1884. Paul Wurm, Geschichte der indischen Religion, Basel, 1874. Dr. A. E. Wollheim da Fonseca, Mythologie des alten Indien, Berlin. Dr. Paul Deußen, das System des Vedânta, Leipzig, 1883. Burnouf, Introduction à l'histoire du Buddhisme indien, 2. edit., Paris, 1876. C. F. Köppen, die Religion des Buddha, 2 Bände, Berlin, 1857 und 1859. Heinr. Kern, der Buddhismus und seine Geschichte in Indien, übersetzt aus dem Holländischen von Jacobi, Leipzig 1882 83. Eine Übersicht über die indische Literatur gewährten A. Weber's akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte, 2. Aufl., Berlin, 1876.*

Das Land, in welchem die Inder ihre Cultur unter dem Einflusse der eigentümlichen Beschaffenheit seiner Natur entwickelten, ist Vorder-Indien, eine Halbinsel, welche sich vor den Bergketten des Himalaya d. i. des Schneepalastes, südwärts in ähnlicher Weise ausbreitet, wie die Halbinsel Italien vor den europäischen Alpen. Von dorther kommt diesem Lande mit seinen gewaltigen bannenden Naturbestimmungen auch der Indus, wie die Ganga und der Brahmaputra. In mannigfaltig wechselnder Bodenformation und bei mannigfaltigem Klima entfaltet es eine Überfülle vegetabilischen und animalischen Lebens. Mit zwei Worten hat der Buddhisten-Priester Chinas, Fa-chian, das Land, die Landesnot und das Volk charakterisiert und von China, Arabien, Persien, Ägypten unterschieden, wenn er sagt: „Das Land ist humide (feucht) et chaud" (heiß). „Der Produktenreichtum des Landes, die Diamantengruben von Golkonda in Dekhan, die Perlenbänke von Ceylon, die Gewürze von Malabar und Coromandel, dreimalige Jahresernten der verschiedenen Culturpflanzen, das Krokodil des Ganges, die an den Menschen gewöhnten kolossalen Elefanten, eine riesenmäßige amphibische Welt — das sind die physischen Zaubermächte für den Occident," sowie für die Menschen dieses lebenglühenden Landes, deren Geist unvermögend ist, über die Natur Herr zu werden, und der darum mit der Natur phantasiert, ohne sich in sich selber zu entwickeln.

*In der Geschichte der Erziehung kann man, sowie in ihrer gesamten Culturentwicklung bei den Indern, drei Perioden unterscheiden. Zuerst setzten sie sich in dem Penjab, dem Lande der sieben Ströme (Sapta Sindhu) fest und begründeten hier eine Cultur, welche sich hauptsächlich in den Hymnen des Rigveda abspiegelt. — Von diesem Stammsitze drangen sie dann in das Tiefland des Ganges vor, unterwarfen in vielen Kämpfen die frühern der dravidischen Rasse angehörigen Bewohner und breiteten sich von dem Tieflande auch nach den Hochflächen von Dekhan und dessen

Küstenebenen aus. Die Erinnerungen an diese Zeit der Kämpfe hat sich in den beiden großen Epen dem Mahâbhârata und Râmâyana erhalten. In dieser Periode entstand der Brahmaismus, dessen Entwicklung bis in die Zeit des Mittelalters hineinreicht, und unter dessen Einflusse die weitaus größte Zahl der uns bekannten Schriften des alten Indiens geschrieben wurde. — Eine neue Epoche beginnt mit dem Auftreten Buddhas († 543 v. Chr.), der mit einer neuen Religion auch eine neue Richtung in der gesamten Cultur begründete. Der Buddhismus nahm eine selbständige Entwicklung, die aber nicht ohne Einfluß auf den Brahmaismus blieb, weshalb von manchen Gelehrten eine vierte Periode, die des neuen Brahmaismus, angenommen wird. Da es außerordentlich schwierig ist, die indischen Werke der Zeit nach zu bestimmen, so läßt sich auch nicht gut sondern, was dem früheren und was dem späteren Brahmaismus zuzuschreiben ist.*[1])

α. Die Âryas im Induslande.

In den fruchtbaren Ebenen, die vom Indus und seinen Nebenflüssen bewässert wurden, lebten die Inder in einem freundschaftlichen Verkehre mit der Natur. Schon aus ihren Ursitzen hatten sie die Kunde des Ackerbaues mitgebracht, und ihm lagen sie mit Eifer ob. Daneben trieben sie die Viehzucht mit besonderer Vorliebe, und Rinder waren ihr kostbarster Besitz, um dessen willen oft Kämpfe ausbrachen; in ihren Dichtungen spielen Vergleiche mit den Kühen und den Stieren eine große Rolle. In Lebensweise, Recht und Sitte, Religion und Gottesdienst gleichen sie den Griechen der vorhomerischen Zeit oder den alten Germanen, wie sie sich uns in den alten Sagen und Bräuchen darstellen.

*Wie das gesamte Leben in einfachen Formen sich bewegte, so war auch die Erziehung der Kinder schlicht und einfach. Die **Familie** war die Stätte, wo sich die erste Erziehung ausschließlich vollzog, die das spätere Leben innerhalb der Sippe und des

---

[1]) *Max Müller unterscheidet nur zwei Zeitalter im alten Indien: Das vedische Zeitalter, welches nach ihm bis zum Einfalle der skythischen Völker (im 2. Jahrh. n. Chr.) reicht, und die Renaissance, seit dem 2. Jahrh., welcher er die meisten Schriften, auch das Gesetzbuch Manus, zuweist. Da er jedoch zugesteht, daß in diesen Schriften alte Werke aus der ersten Perioden verarbeitet wurden, so bleiben wir bei der herkömmlichen Einteilung, welche nicht nach der Zeit der Entstehung, sondern nach dem Inhalt der erhaltenen Werke bestimmte Stufen der Geschichte und der Culturentwicklung schuf.*

Stammes vollendete. Die Nachrichten, die sich in den Veden über das Familienleben der alten Inder erhalten haben, zeigen uns dieses in einem lieblichen Bilde. Zwar war ihnen Polygamie nicht unbekannt, doch kam sie nur vereinzelt und zwar bei Vornehmen vor. Im Allgemeinen herrschte Monogamie, und durch diese gewann das Verhältnis zwischen dem Gatten und der Gattin eine Innigkeit, welche sich bei den andern Völkern des Orientes nicht vorfindet. Zwar war der Gatte der Herr des Hauses, aber die Gattin stand als Herrin ihm zur Seite. Bei der Hochzeit faßte der Bräutigam ihre Hand mit dem Spruche: „Ich ergreife deine Hand zum Heile, damit du mit mir, deinem Gatten, ein langes Leben erreichest; Bhaga Aryaman, Savitar, Purambhi gaben dich mir zur Herrin des Hausstandes." Sie stand dem ganzen Hauswesen vor, und ihr waren nicht blos die Sklaven und das Gesinde, sondern auch die unter der Mundschaft ihres Mannes stehenden Familienglieder untergeordnet. Die würdige Stellung der indischen Frau zeigt sich am besten in den Wünschen, die nach dem Rigveda den Neuvermählten gebracht wurden:

Hier bleibet denn, nicht trennet euch, erreicht die volle Lebenszeit!
Mit Kindern und mit Enkeln scherzt, seid frohgemut im eigenen Haus!

Nachkommenschaft gewähre uns Prajâpati,
uns festig' bis zum Greisenalter Aryaman!
Ohn' Unheil trete ein in deines Gatten Reich,
zum Heil uns Menschen sei, zum Heile unsrem Vieh!
Nicht argen Blicks, nicht gattenkränkend seiest du,
den Tieren hold, sei wohlgesinnet, wohlgemut!
Sei Heldenmutter, götterliebend, fügesam,
zum Heil uns Menschen sei, zum Heile unsrem Vieh!
So mach' sie güt'ger Indra du, an Kindern und an Gütern reich!
Setz' ihr der Söhne zehen ein, und laß selbstelft den Gatten sein!
Nun Herrin du des Schwähers sei, und Herrin du der Schwäger sei!
Der Schwägerin sei Herrin, du, und Herrin ob den Schwägern du!*

*Aber auch außerhalb des Hauses hatte sie eine angesehene Stellung. Ein späteres Lied hebt dies, von der Zeit der Altvordern sprechend, mit den Worten hervor:

Zur Opfergemeinschaft ging vordem, zur Festesfeier hin das Weib,
Als heil'gen Werkes Pflegerin, war sie die, Heldenfrau, geehrt.*

*Wiederholt wird auch das schöne Verhältnis zwischen Mann und Frau in den Hymnen gepriesen. Es wird mit der Verbindung zwischen Mond und Sonne verglichen. Wie diese sich gegenseitig

unterstützen und in ihrem Beruf ablösen, so sollen auch beide Teile in der Ehe zusammenwirken zum Glücke ihres Hausstandes. Lieblich schildert ein Hymnus diese Eintracht:

Das Gattenpaar, so gleichen Sinns den Soma[1]) preßt, ihn spült und reibt,
mit immer frischer Milch versetzt,
Es kommt zu reicher Nahrungsspend, gelangt vereint zum Göttersitz,
nicht matter wird's an Opferkraft.
Nicht lehnen sie der Götter Gunst verschmähend nimmer von sich ab,
bekleiden sich mit hohem Ruhm.
An Söhnen und an Töchtern reich, empfahn sie volle Lebenszeit
in steter Zier bleibt beider Schmuck.
Mit reichen Gutes Gabenmahl bewirten sie des Hauses Hort,
Verehrung sie den Göttern weih'n.*

Die Innigkeit der Ehe erklärt sich zum Teile auch aus dem Umstande, daß wohl zumeist gegenseitige Zuneigung beim Abschlusse derselben maßgebend war. Die Mädchen hatten bei Festversammlungen und Hochzeiten ihrer Altersgenossinnen Gelegenheit, schön geschmückt zu erscheinen und das Herz junger Männer zu fesseln, aber auch umgekehrt, von den Pfeilen des Liebesgottes Kama getroffen zu werden. Zumeist folgte dann die Zeit der jungen Liebe. Die Veden melden davon, daß der Jüngling den Spuren des Mädchens wie der Sonnengott der Morgenröte folgt, mit ihr am Abende oder in der Nacht heimliche Zusammenkünfte hat, sie mit Spenden bedenkt, aber auch mit seiner Eifersucht quält. Mitunter hatte sich das Herz des Geliebten einer andern zugewandt, dann griff das Mädchen zum Liebeszauber und zu Gebeten. Mancher Segen zur Entflammung von Liebe hat sich in den Veden erhalten. Aber auch der Jüngling fand oft keine Erhörung. Dann fühlte er sich von Qualen geängstigt und flehte zu Varuna, damit dieser das Herz des Mädchens ihm zuwende. — Mit reichen Geschenken an den Vater mußte sich der Bräutigam seine Braut erkaufen. — Die Ehe wurde als eine göttliche Einrichtung betrachtet und in feierlicher Weise unter Anrufung Agnis, des Feuergottes, der am Herde jedes Hauses verehrt wurde, geschlossen.

*Als der Zweck der Ehe galt der Kindersegen. Der Hirt betet um Kinder und Rinder, der Ackerbauer fleht um gute Nachkommenschaft, Enkel und Kind, Saatfeld und Mannschaft. Doch waren nur Söhne erwünscht. Auf ihnen beruht Macht und An-

---

[1]) *Ein Pflanzensaft, der berauschend wirkte und den Göttern als Opfer dargebracht wurde.*

sehen des Hauses, in ihnen lebten die Eltern fort. Darum werden von den Göttern hauptsächlich Söhne erfleht; um „einen das Geschlecht fortpflanzenden, leibeigenen Sohn, um einen kräftigen neuen Heldensproß“ beten die Väter. Unter den Glückwünschen, die man der Braut darbringt, erscheint gewöhnlich auch der, „einen Sohn, einen Helden, zu gebären, welcher der Mutter und welchem die Mutter zum Heile gereicht.“ Keine Söhne zu haben, galt als ein Unglück und wurde mit allgemeiner Armut auf gleiche Stufe gestellt. Nicht so willkommen war die Geburt eines Mädchens. In späterer Zeit wurde Töchter zu haben, geradezu als ein Jammer bezeichnet; auch scheint vereinzelt die Aussetzung von Mädchen vorgekommen zu sein.*

*Die Geburt eines Sohnes wurde mit Freuden begrüßt und mit Danksagungen an die Götter gefeiert. Acht Tage nach der Geburt fand eine feierliche Waschung des Neugeborenen statt, die mit Gebeten verknüpft war. Die Mutter säugte das Kind, bis es gehen konnte. Das Bekommen der ersten Zähne wurde als Familienfest begangen. Über die Erziehung der Kinder sind spärliche Nachrichten erhalten. Mutter und Vater verfolgen mit Liebe die Entwicklung ihrer Kleinen. Vom Gotte Agni wird verkündet, daß er strahlend sich zeige, „wie eine beglückte Mutter das Knäblein auf ihren Armen zeigt;“ der Sänger will sich am Indra mit seinem Gesange anklammern, „wie ein Sohn am Saume des Gewandes seines Vaters.“ Auch von Strafen, welche die Eltern gegen die Kinder verhängen, von Verzeihung, welche gern das Elternherz den Fehlern der Kinder gewöhnt ist, in den Veden die Rede. In ihnen wird auch der Liebe und Ehrfurcht der Kinder gegenüber den Eltern häufig gedacht. „Wie ein Knabe dem herankommenden Vater seine Ehrfurcht bezeigt,“ so neigt sich ein Sänger vor dem Gotte Indra. Durch Beispiel und Gewöhnung erziehen die Eltern ihre Kinder zu Vätern und Müttern. Im Hause lernen sie alle die Beschäftigungen verrichten, die dem Manne und Weibe obliegen. Der Sohn lernt die Herden weiden, den Wolf abwehren, den Acker bauen und die Feinde mit den Waffen bekämpfen, die er zum Teile selbst sich zu bereiten im Stande ist. Er geht mit dem Vater in die Versammlung der Männer und erfährt hier heimisches Recht und heimische Sitte und gewöhnt seinen Geist an schnelles Auffassen und richtige Entscheidung. Ein Sänger kennzeichnet die Eigenschaften des Heldensohnes, indem er ihn preist als „den werkgewandten, der häuslich ist, tüchtig in der Versammlung und im Rate, seinem Vater Ruhm verleiht.“ Die Tochter waltet mit der Mutter im

Hause, sie wartet der Rinder im Stalle, heißt auch darum die Melkerin (duhitar), sie tilgt die Nester der plündernden Raupe im Gehöfte und schüttelt mit Haken das reife Obst von den Bäumen. Insbesondere hilft sie der Mutter aber beim Aufziehen und Versorgen der Kinder, „die sich wie die Götter zur Opferstreu um die Mutter drängen," bei der Bereitung der Nahrungsmittel und der Kleidung.*

*In der Familie wurde der Grund gelegt für alle Richtungen, in welchen sich die Erziehung bewegt, und das praktische Leben, wie es sich im Geschlechte und der Gaugenossenschaft, im Volke und Staate entwickelte, brachte die in der Familie gelegten Keime zur Entfaltung. Es bietet deshalb all das, was von der Wissenschaft und Kunst, von der Religion und Sittlichkeit der Alt-Inder bekannt ist, Anhaltspunkte über Form und Inhalt der Erziehung in dieser Periode. Was zunächst die intellektuelle Erziehung anbelangt, so können wir in der Vedazeit weder von Wissenschaft, noch von wissenschaftlichem Unterichte sprechen. Aber gewisse Kenntnisse, welche in dieser Zeit bereits bei den Indern verbreitet waren, können hervorgehoben werden. So ist es insbesondere bemerkenswert, daß in den Veden besondere Bezeichnungen nicht blos für Hunderttausend und Million, sondern auch selbst für die höheren Stellen bis zur Billion vorhanden sind. Diese Kenntnis im Rechnen war wohl nicht allgemein verbreitet. Doch scheint man allgemein schon bis zu den Tausenden gezählt zu haben, denn die Bezeichnung für 10000 gilt auch als Bezeichnung für die unbegrenzte Vielheit. Mancherlei Kenntnisse besaßen die Inder in der Himmelskunde. Die Sonne und der Mond wurden von ihnen beobachtet, zahlreiche Sternbilder benannt, Sonnen- und Mondfinsternis als Wirkungen von bösen Dämonen mit unheimlicher Angst betrachtet. Da Sonne, Mond und Firmament göttliche Verehrung genossen, so wurde auch das menschliche Schicksal mit den Himmelskörpern in Verbindung gebracht. Es finden sich deshalb in den Veden auch mancherlei astrologische Anschauungen ausgedrückt. Nach dem Monde „dem Messer" teilten die Inder ihre Zeit in Monate von 29 oder 30 Tagen, 12 Monate bildeten ein Jahr; um aber das Mondjahr mit dem Sonnenlaufe in Übereinstimmung zu bringen, schalteten sie entweder in jedem Jahre 12 Tage ein, oder aber sie faßten mehrere Jahre zusammen und schalteten einen Monat ein. In den vedischen Texten findet sich schon ein fünfjähriger Cyclus von Jahren zu 360 Tagen und einem Schaltmonat. Den Monat teilte man in Halbmonate, diese nach den Mondesphasen in Wochen.

Bemerkenswert ist die Einteilung des siderischen Tages in 30 Teile, was auf die Sexagesimalteilungder Babylonier hinzudeuten scheint.*

*Als ein besonderes Mittel der Unterweisung dürfen die Rätselsprüche gelten, deren sich gar manche in den Veden vorfinden. Meist hängen sie mit dem Cultus zusammen. z. B.:

Wer wandelt wohl einsam und wer wird wieder geboren?
Was ist Heilmittel gegen Kälte und welches ist das große Gefäß?
Antw.: Die Sonne wandelt einsam, der Mond wird wieder geboren.
Feuer ist Heilmittel gegen Kälte, die Erde ist das große Gefäß.

Aber auch auf den Sonnenlauf und die Einteilung der Zeit beziehen sich dergleichen Rätsel. z. B.: Das 12speichige Rad der ewigen Ordnung rollt dahin um den Himmel, nicht nutzt es sich ab; an ihm befinden sich, o Agni, die 720 gepaarten Kinder. Die 12 Felgen, das eine Rad, die 3 Naben, wer erkennt das; an ihm sind gleichsam zusammen 360 bewegliche, schwankende Speichen (3 Jahreszeiten, 12 Monate, 360 Tage.*

Der ästhetischen Erziehung diente zunächst das Lied, das im Hause und im Felde, beim Opfer und beim fröhlichen Feste ertönte. Am zahlreichsten sind die Lieder, welche die Götter preisen, als Gebete die Wünsche der Sterblichen zu den Himmlischen tragen oder den Jubel eines freudig bewegten Herzens verkünden. Doch fehlt es auch nicht an Liedern, welche die Thaten des Volkes, den Sieg eines Helden besingen oder das gerechte und segensvolle Walten eines Fürsten verherrlichen. In all' den Dichtungen offenbart sich ein tiefes Gemüt, das in schwungvollen Versen, in kühnen meist sehr realistischen, der Natur entlehnten Bildern sein überströmendes Gefühl ausdrückt. — Mit dem Liede verknüpft sich Musik und Tanz. Namentlich bei den Festspielen, welche zu Ehren der Götter begangen wurden, erklang der Schall der Pauken und Kriegshörner. Gruppen von Tänzern und Tänzerinnen erheiterten die Teilnehmer, die, vom Somatranke begeistert, selbst Gesänge anstimmten und zu muntern Tänzen sich reihten. Die großen Opfer- und Siegesfeste, mit ihren Ringkämpfen und Wagenrennen, mit ihren Sängern und Tänzern erinnern unwillkürlich an die Festspiele der Griechen und waren, wie diese, für die ästhetische Erziehung des Volkes und ganz besonders der Jugend von Wichtigkeit. Dagegen kann von einem Einflusse der bildenden Künste auf die Erziehung kaum die Rede sein, wenigstens werden außer Burgen und Grotten keinerlei Werke dieser Kunst in den Veden erwähnt.

*Die sittliche Erziehung erfolgte unter dem Einflusse der sittlichen Ideen, welche das Volk entwickelt hatte. Die alten Inder betrachteten das physische und moralische Leben als eine heilige von den Göttern begründete Ordnung, insofern durch diese das menschliche Handeln bestimmt ist, als Recht. Ein Handeln, das dieser Ordnung widerspricht, ist Unrecht. Das Recht besteht in der Erfüllung der Pflichten gegen die andern Menschen, der Kinder gegen die Eltern, der Geschwister und Gatten gegen einander. Als besondere Tugenden werden Wahrhaftigkeit gegen Jedermann, Mildthätigkeit gegenüber dem Armen und Unglücklichen, Bescheidenheit im Glücke und Wertschätzung des Nächsten empfohlen, dagegen werden Lüge, Betrug, Diebstahl und Mord, Haß und Mißgunst, Geiz und Stolz mit Strafen von Seiten der Götter bedroht. Die sittliche Erziehung fand in der Familie und in der Öffentlichkeit durch die Gewöhnung und die Sitte statt. Als ein besonderes Mittel, Moral zu lehren, müssen die didaktischen Dichtungen bezeichnet werden. Sie finden sich schon im Rigveda vor. So wird in verschiedenen Variationen die Mildthätigkeit gepriesen:

Wer Armen gerne gibt, der mindert nicht sein Gut, des kargen Knausers nimmt indeß kein Mensch sich an.
Der ist der beste Geber, der den Bettler beschenkt, der ausgehungert Essen heischt;
Dem Hilferuf kommt er gern entgegen und macht zum Freund sich jenen für die Zukunft.
Wers kann, der soll dem Hilfsbedürftigen spenden, den frommen Weg des Lebens wohl bedenken.
Das Glück rollt hin und her wie Wagenräder, bald kehrt es ein bei diesem bald bei jenem.

Andere Stellen erhalten Erfahrungssätze, die fürs praktische Leben wertvoll erscheinen:

Die Pflugschaar schafft das Brod, wenn man sie zieht; wer seine Füße regt, der kommt zum Ziele.
Dem Brahman bringt das Reden mehr als Schweigen; ein Freund, der gibt, ist besser als ein Karger.*

*Mit der sittlichen hängt die religiöse Erziehung aufs Innigste zusammen. Ein wesentlicher Teil der Pflichten bezog sich auf die Götter, die selbst als Urheber der sittlichen Ordnung verehrt wurden. In dieser Zeit gab es noch keinen eigentlichen Priesterstand. Nur der König hatte einen besonderen Priester (purohita), der aus einer gottbegnadeten Sängerfamilie (Rshi) stammte und in richtiger Weise die Opfer darzubringen und das Lob der Gottheit zu singen verstand. Deshalb fand die religiöse Erziehung der

Kinder hauptsächlich im Hause statt und stand unter dem Einflusse der herrschenden Religion. Diese war, wie dies bei einem Hirtengeschlechte zu erwarten ist, ursprünglich eine Personifikation der Naturgewalten und Naturerscheinungen. Der Himmel (Varuna) mit der strahlenden Sonne (Surya), der Gewittersturm (Rudra) und der Gewitterregen (Indra), das Zwielicht (die Açvinen) und die Morgenröte (Ushas), die Regenwolke und der Wind wurden als Gottheiten verehrt, deren Gunst man erflehte. Als Mittler genoß das Feuer (Agni), das Licht der Erde, besondere Verehrung. Durch Gebete und Opfer suchte sich der Mensch die mächtigen Gottheiten gewogen zu machen und ihren Segen für sich und die Seinigen zu sichern. Dabei herrschte noch eine sehr naive, vollständig anthropomorphische Auffassung der Götter unter dem Volke. Man glaubte durch Gebete und Opfer die Götter zwingen zu können, die Bitte ihren Verehrern zu gewähren. Aus dieser Anschauung erklärt es sich, daß der Gottesdienst, durch welchen die Menschen die Götter sich willfährig machten, als eine besondere Gottheit als „Gebetesherr" (Brihaspati oder Brahmanaspati) verehrt wurde, und daß unter den Gottheiten auch der Soma, ein berauschendes Getränk, das man als ein bei den Göttern besonders beliebtes Opfer ihnen darbrachte, einen Platz fand. Auch die vielen Segenssprüche, die sich als Zauber- und Beschwörungsformeln, um bestimmtes Unheil (Krankheiten, Unfruchtbarkeit) abzuwehren oder sich besondere Vorteile (Gegenliebe, Kindersegen, ein langes Leben) zu sichern, in den spätern Vedas erhalten haben, wurzeln in derselben Überzeugung, die für die moralische und religiöse Bildung nicht von hohem Belange ist.*

Aber die Götter wurden nicht blos als Naturgewalten betrachtet, die man durch einen bestimmten Ritus sich geneigt machen konnte, sie erschienen auch als ethische Ideale, als Wesen voll Weisheit und Gerechtigkeit, voll Huld und Gnade, welche das Recht beschirmen und das Unrecht niederschlagen, welche die Wahrheit lieben und die Lüge hassen und welche, da sie alles wissen und sehen, auch dem Menschen, je nach seinen Handlungen mit Glück lohnen oder ihn mit Unglück strafen. Diese Auffassung war von hohem sittigenden Werte. Nach ihr erscheint die Sittlichkeit auch als religiöse Pflicht.

*Liegt in dieser ethischen Auffassung der Gottheiten schon ein wichtiger Fortschritt der religiösen Entwicklung, so bezeichnet die metaphysische Spekulation noch eine höhere Stufe derselben.

Spuren derselben finden sich schon in den Veden vor. Ursprünglich dachte man wohl gar nicht über den Ursprung der Götter und der Welt nach, hielt sie als gleich groß und gleich alt. Mit der Zeit leitete man sie von dem Himmel (Dyaus) als Vater und der Erde (Prithivî) als Mutter ab. Aber hierbei blieb es nicht, man erkannte auch Himmel und Erde als Schöpfungen der Gottheit, und es trat als Göttermutter Aditi an die Spitze des Pantheons. Aditi bezeichnet die Unendlichkeit, Unzerstörbarkeit, Ewigkeit und aus ihr gehen die drei Hauptgottheiten Varuna, Mitra und Aryaman, die glänzenden Âditya hervor, welche das ewige Licht und das Leben unterhalten und tragen. Aryaman ist der „huldreiche Ahnen- und Familiengott," an den sich das Glück des Ehelebens knüpft; Mitra der Gott des lichten Tages, der Gefährte und Freund Varunas des ersten und gewaltigsten unter den Aditya. In diesem, dessen Namen „Umfassen und Verhüllen" bedeutet, verehrte man das Dunkel, aus dem das Licht hervorgeht, den Wolkenhimmel, der das Licht verschließt, das Meer, welches die Erde bedeckt, die Nacht, welche den Tag verhüllt. Als Beherrscher des Dunkels ist ihm auch das Geheime, Verborgene, sind ihm des Menschen innigste Gedanken und Triebe, seine Schuld und seine Tugend bekannt. Varuna erlangte bei den Indern eine ähnliche Stellung, wie Ra bei den Ägyptern (vgl. pag. 242 ff.); er trat als Gottheit so sehr in den Vordergrund, daß die übrigen Gottheiten, etwa Surya der Sonnengott ausgenommen, als ihm untergeordnete Geister erschienen. So entwickelte sich bei den Gebildeten mit der Zeit eine Art Monotheismus, der alle Attribute der Göttlichkeit in einem Wesen sei es Varuna, sei es Surya vereinigte. Ja, soweit ging die Spekulation, daß sie die Unzulänglichkeit der herrschenden Vorstellung von der Gottheit erkannte und eingestand, daß der Gott, dessen Natur dem entwickelten Gottesbegriff entsprach, noch nicht bekannt ist. Diese Gedanken kommen in einem berühmten Hymnus des Rigveda zum Ausdruck:

Im Anfang trat hervor der goldne Lichtkeim,
Er war allein der Welt geborener Herrscher,
Er hielt die Erde, hielt den Himmel droben:
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Der Leben gibt und Kraft, er dessen Segen
Sie alle, sie die Götter selber anflehn;
Unsterblichkeit und Tod sind seine Schatten, —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Er, der allein der Welt allmächt'ger König
Der athmenden, erwachenden geworden;

Er, der des Menschen, der des Tieres waltet, —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Er, dessen Macht die schneebedeckten Berge
Und mit dem fernen Fluß das Meer verkünden;
Er, dessen Arme, wie die Himmelsweiten, —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Durch den der Luftraum hell, die Erde sicher,
Der Himmel fest, ja selbst der höchste Himmel,
Der in der Wolkenschicht das Licht gemessen, —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Auf dem in bangem Geiste Erd' und Himmel,
Sie, die sein Wille festmacht, zitternd blicken,
Ob dessen Haupt die Morgensonne leuchtet, —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Wohin ins All die mächt'gen Wasser eilten,
Träger des Keims, des Lichtes Gebärerinnen,
Von dorther kam der Götter Lebensodem, —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?

Er schlag' uns nicht, er, der die Erd' geschaffen,
Der auch den Himmel schuf, der Wahrheit Hüter,
Der auch die Wasser schuf, die mächt'gen Hallen, —
Wer ist der Gott, dem wir das Opfer bringen?*

*Wichtiger als die Spekulation über das Wesen und den Ursprung der Gottheit, welche sich doch nur auf die Gelehrten beschränkte, war für die Erziehung des Volkes der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele. Wenn der Leib durch das Feuer verzehrt wurde, so ging die Seele des Frommen in das Reich Yamas, des ersten Menschen ein,

der hingegangen nach den weiten Höhen, der vielen nach ihm einen Weg gezeigt.
Er ging voran und fand uns eine Wohnstatt, auf jener Flur, die niemand uns entfremdet.
Wohin der Vorzeit Väter heimgegangen; sein Weg führt dorthin jeden Erdgeborenen.

Darum ruft man dem Toten nach:

So zeuch denn hin auf jenen alten Pfaden, worauf der Vorzeit Väter heimgegangen!
Yama und Varuna, den Gott, wirst schauen in ihrer Seligkeit die beiden Fürsten.
Dort finde unsere Väter, dort den Yama und dort der Tugend Lohn im höchsten Himmel,
Zur Heimat kehre aller Mängel ledig, nimm an den Körper neu in Kraft erblühend!*

*Das Volk malte sich die Seligkeit dieses Himmels nach seiner Art aus. Dort trinken die Abgeschiedenen mit Yama und den Göttern unter schönbelaubtem Baume Milch und Sura (ein geistiges Getränk), laue, wohlthuende Winde wehen, kühlender Regen träufelt nieder. Teiche von Butter giebt's daselbst, Bäche, in denen Honig fließt, Ströme mit Milch gefüllt, Sura statt Wasser führend; auch ehlt es nicht an reizenden Frauen, die nach dem Helden sich sehnen. —

Dagegen faßten die gebildeten Kreise die Seligkeit viel edler auf, wie dies ein Hymnus an Soma im Rigveda zeigt:

Wo Licht ist, welches nie erlischt, und wo der Himmelsglanz erstrahlt,
Dahin in die Unsterblichkeit, die ew'ge, bringe Soma mich.
Wo König ist Vivasvants Sohn (Yama), und wo des Himmels Innerstes,
Wo jene ew'gen Wasser sind, — o Soma mach' unsterblich mich!
Wo man nach Wunsch sich regt, bewegt, in dritter Höh' des Himmelreichs,
Wo glanzvoll alle Räume sind, — o Soma mach' unsterblich mich!
Wo Wunsch und Sehnsucht sind gestillt, an roter Sonne Gipfelpunkt,
Wo Lust und Sättigkeit zugleich, — o Soma mach' unsterblich mich!
Wo Lust und Freud und Fröhlichkeit und Wonne wohnen, wo der Wunsch
Des Wünschenden Erfüllung hat, — o Soma mach' unsterblich mich!*

Diese Seligkeit im Jenseits ward aber nur den Guten zu teil: die Gottesfürchtigen, die Treuen, die des Gesetzes Kundigen, die in Schlachten kämpfen, als Helden ihr Leben wagen, die Pfleger frommer Werke, die Sänger, die tausendfache Weise kennen, die gehen ins Reich Yamas ein. Dagegen werden die den Göttern nicht Wohlgefälligen, die Gottlosen, die Unzüchtigen, die Verbrecher der heiligen Ordnung, die Lügner in die Tiefen, ins Dunkel, in den Pful gestürzt. Näheren Aufschluß über diesen Ort der Strafe erhalten wir aus den Veden nicht. So lebhaft man die Freuden im Himmel malte, so wenig Bedürfnis fühlte man, über das Dunkel nachzuforschen, in das die Bösen verwiesen wurden. Von einer Hölle mit ihren Schrecken und Qualen findet sich nichts in den Veden vor. Demnach sollte nicht so sehr die Furcht vor Strafe als die Hoffnung auf Lohn der wichtigste Sporn zu einem sittlichen Handeln sein.

β. Die Ausbreitung der Âryas über Vorder-Indien. Der Brâhmaismus.

*Nach einer Jahrhunderte dauernden Entwicklung drangen die Âryas aus dem Tieflande des Indus in das des Ganges vor und setzten sich daselbst (um 1000 v. Ch.?) nach langwierigen Kämpfen mit der früheren Bevölkerung fest. Das Mâhabhârata schildert diese Kämpfe. Aber viele Jahrhunderte haben an demselben gearbeitet, seinen Inhalt umgestaltet und erweitert, so daß es schwer ist, die ältesten Bestandteile von den spätern zu sondern. Im Allgemeinen läßt sich daraus erkennen, daß in dieser Zeit durch die Unterwerfung der früheren Bevölkerung ein Gegensatz zwischen Siegern und Besiegten entstand, erstere die Herrschenden, Edlen, Âryas,

letztere die Beherrschten, Dienenden, die Çûdras wurden. Unter den Herrschenden unterschied man bald diejenigen, welche den Krieg als ihre Hauptaufgabe betrachteten, die Xatriyas, oder, weil sie ihre Herkunft von den Königen ableiteten, die Rajanyas von der großen Menge der Bevölkerung, den Vaiçyas, welche Ackerbau, Viehzucht und Handwerk trieben. Die Xatriyas sind die Fürsten, der Adel, unter deren Schutz und in deren Dienst auch die Priester, für die der Name Brâhmanen üblich wird, stehen, ähnlich, wie dies in der Zeit der Veden der Fall war. Von einer Kastenbildung kann in dieser Zeit noch nicht gesprochen werden, wohl aber sind die Grundlagen für deren spätere Entwicklung gelegt.*

*Die Erziehung wird in dieser Periode im Hause besorgt und zwar erfahren wir Näheres nur über die Erziehung von Xatriyasöhnen. Bei dieser mußte das größte Gewicht auf die Entwicklung der körperlichen Kraft und Gewandtheit gelegt werden. Darum war der Unterricht in ritterlichen Übungen, im Gebrauche der Waffen und in der Kriegskunst die Hauptsache. Meist war es der Vater, der für diesen Unterricht Sorge trug, an dem sich bei Fürsten wohl auch ihre Diener (Wagenführer, Stallmeister 2c.) betheiligten. Doch auch die Mutter hatte anteil an der Erziehung, hauptsächlich in der Zeit, wo der Sohn die Waffen noch nicht handhaben konnte. Denn die Stellung der Frau im Hause war immer eine angesehene. „Die Gattin, die im Hause tüchtig," heißt es im Mâhabhârata, „die fromme Mutter ihrer Kinder, die ihr Leben ganz in Lieben, ihre Treue ganz dem Gatten weiht: sie ist des Mannes bessere Hälfte, ist ihm die allerbeste Freundin. Den Einsamen erquickt ihr honigsüßes Reden, wie Vatertreu zur Pflicht und That ihn leitend, wie Mutterlieb ihm Leides Wehe lindernd. Ja Urquell alles Glückes ist die Gattin, bis übers Ende Urquell alles Heiles." Doch erscheint die Reinheit des Familienlebens nicht mehr auf der hohen Stufe, wie in der vedischen Urzeit. Die Vielweiberei mit ihren Schattenseiten, Entführungen und Verführungen, zeugt von seiner Entartung. Namentlich ist die Sitte der Polyandrie, die sich in dieser Zeit entwickelt, hierfür ein deutlicher Beweis. Wie aber selbst in dieser Verbindung mit mehreren Männern eine Frau das Muster einer Ehegattin abgeben kann und welcherlei Pflichten überhaupt ihr obliegen, das zeigt der Dichter an der lotosäugigen Draupadî, der Gemahlin der Pandusöhne. Sie teilte auf Befragen ihrer Freundin, wie sie sich die Zuneigung ihrer Gatten erworben habe und erhalte, mit: „Herzliches Ent=

gegenkommen ohne Zorn, Stolz und Leidenschaft in Haltung, Sprachen und Geberden, Gehorsam, treue Ergebenheit und pünktliche Pflichterfüllung sind die wichtigsten Mittel hierzu." „Sie sehe auf Ordnung im Haushalt, halte Speise und Trank sorglich bereitet, wie ihre Gatten sie lieben. Sie wisse ihre Gebräuche, Regeln und Geschäfte, und scheue weder Mühe noch Last. Sie kenne alle ihre Untergebenen mit Namen, erfahre alles, was sie thun und lassen, denn sie sei die erste, welche des Morgens aufstehe, die letzte, welche sich des Abends niederlege." Aus dieser Stelle ist zugleich ersichtlich, in welcher Richtung sich die Erziehung der weiblichen Jugend bewegte. Von dem Sinken der Wertschätzung des weiblichen Geschlechtes zeugt auch das Aufkommen der Sitte, daß die Witwe sich nach dem Tode ihres Gatten verbrennt. Es spiegelt sich in ihr der Glaube an die persönliche Fortdauer nach dem Tode und das Bewußtsein, daß die Frau auch im Jenseits ihrem Gatten dienen und mit ihm vereint sein soll.*

Die Erziehung der Jugend steht unter dem Einflusse der öffentlichen Sittlichkeit. Über diese sind die Nachrichten für diese Zeit nicht zuverlässig, weil in das Mâhabhârata Grundsätze und Anschauungen einer späteren Geistesrichtung Eingang fanden. Einzelne Sprüche deuten aber auf älteren Ursprung z. B.: „Auch der schwächste Feind ist nicht zu verachten; der kleine Agni (Feuer) stecket den größten Wald in Brand. — Ohne den Wald wird der Tiger erschlagen, ohne den Tiger der Wald gefällt; darum soll der Tiger den Wald hüten und der Wald das Tigertier. — Nicht mit dem Stecken, wie der Hirt sein Kleinvieh, hüten die Götter; wen sie hüten wollen, dem geben sie Verstand," eine Variation des bekannten Spruches: „Quem deus perdere vult, dementat." — Die geistige Begabung würdigt auch der Spruch: Mit Heilkräutern schlägt man des Leibes Wehe, des Geistes mittelst Einsicht." — Gerechtigkeit und Wahrheit preisen die Sprüche: „Ein schlichter, bescheidener Mann, der auf das Recht hält, ist besser als hundert hochgeborene Herren." „Laß tausend Pferdeopfer und die Wahrheit auf einer Wage gewogen werden — die Wahrheit wird schwerer wiegen als hundert Pferdeopfer." Daß die Geschwätzigkeit als Fehler galt, bewiesen die Sprüche: „Der Rede Zügelung gilt für schwerste That. Von schwatzenden Thoren und plappernden Kindern, von überall läßt sich Wertvolles ergattern, Gold gewinnt man aus Felsgestein."

*Wie in der Zeit der Veden stand die Sittlichkeit auch zur Zeit der Xatriyaherrschaft im innigsten Zusammenhange mit der Religion. Bei den Kriegern gewannen die Vorstellungen von den Göttern einen andern Charakter. Die früheren Götter traten zurück, und Indra, der frühere Luftgott, wurde zum Hauptgott auserſehen. Die Gewittererscheinungen wurden als Kämpfe gefaßt, und Indra erscheint als ein Kriegsheld, der hoch am Himmel in einem lieblichen Palaste thront, umgeben von den Göttern und hl. Weisen. In seiner lotosbekränzten Hofhalle empfängt er die Helden. Um den Palast breitet sich ein Lusthain aus voll lauschiger Plätze und blühender Bäume. Ihn bevölkern „Göttermädchen" (Apsaras) von wunderbarer Schönheit, die ähnlich wie die Walküren, die Helden mit ihrer Liebe erfreuen, und Gandharvas, jugendliche Männergestalten, die als Musiker und Sänger mit den Apsaren vereint die Herrlichkeit Indras preisen und seine Wohnungen mit melodischen Klängen erfüllen. Als Freund und Genosse Indras wurde besonders Agni verehrt; auch er wurde zu einem kriegerischen Gotte, der Burgen bricht und die Mächte der Finsternis vernichtet. In gleicher Weise änderte sich die Vorstellung Yamas. Er ist nicht mehr der heitere Herrscher der sonnigen Gefilde des Elysiums, sondern der ernste Todesgott, der im Reiche der Unterwelt waltet und als das personifizierte Recht „Dharma" die Toten richtet. Er wird mit dem kampfgewaltigen Krieger, der in der Schlacht vorandringt, verglichen, sein Szepter als die Todesangst, seines Hauses Einkehr als Sterben bezeichnet. Zwar sehen die Helden mit seltener Ruhe dem Tode entgegen, und stürzen sich mit Todesverachtung in den Kampf, doch thun sie dies in der Hoffnung auf Sieg und Leben oder auf die Freuden, die sie in Indras Wohnung erwarteten. Trotzdem erscheint ihnen der Tod unwillkommen, Yama als „ein Endbereiter für die Leiber der Männer." Als Totenrichter lohnt Dharma das Gute und straft das Böse. Wer stirbt, der fährt je nachdem sein Lebenswandel auf Erden war, entweder in den lichten Himmel oder in die düstere Hölle. „Diese ist weit geöffnet, dagegen ist das Thor zum Himmel enge, so daß die Menschen vor Thorheit geblendet, es nicht sehen." Der für die Sittlichkeit eines Volkes bedeutungsvolle Gedanke an die Wiedervergeltung war, wie wir sehen, bereits im vedischen Zeitalter ausgebildet. Aber man beschäftigte sich damals nicht mit dem Schicksale des Bösen; über dieses hatte sich keine bestimmte Vorstellung ausgebildet. In dem epischen Zeitalter wurde dagegen auf die Ausstattung

der Hölle große Sorgfalt verwendet. Die indischen Seher umgaben den Aufenthaltsort der Bösen mit allen Qualen und Schrecken, die menschliche Phantasie ersinnen kann. Merkwürdig und für die Auffassung der menschlichen Natur bezeichnend ist die Annahme, daß auch der Bösewicht für das Gute, das er auf Erden gethan, zuerst eine Zeitlang die Freuden des Himmels genießt, um darnach erst den Schrecken der Hölle überantwortet zu werden, und daß anderseits der Gute für die Sünden, die er sich zu Schulden kommen ließ, vor seinem Aufstieg in den Himmel die Qualen der Hölle kennen lernen muß. Demnach muß Yudhishthira, der Hauptheld des Mâhabhârata zuerst den Weg zur Hölle wandeln. Düster und Schrecken lagern auf demselben. Er führt über Lachen von verwesendem Blut und Fleisch, über denen Aasfliegen in Schwärmen umherschwirren. Überall am Boden lagern Leichenstücke und Knochen voll Würmer und Ungeziefer. Weiterhin prasseln schaurige Gluten, und Nachtvögel hacken mit ehernen Schnäbeln an Hügeln von Leichen. Fetzen, von Blut und Fett triefend, Leichenstücke, aufgeschlitzte Menschenleiber fliegen umher. Ein Strom von siedendem Gewässer durchfließt das schaurige Gefilde; jenseits desselben erhebt sich ein Wald, dessen Laub aus schneidigen Messerklingen besteht; Stauden mit scharfen Stacheln und Ruten mit unnahbaren Dornen peitschen die Übelthäter. Um die Qual des Königs zu erhöhen, hört er die Klagestimmen seiner Gattin und seiner Brüder, welche ihn bitten zu bleiben, um durch seine Gegenwart ihre Höllenpein zu lindern. Von Schmerz und Mitleid tief ergriffen, beschließt er, ihre Bitten zu gewähren. Kaum ist der Entschluß gefaßt, so verschwinden all' die Schreckensbilder, heller Lichtglanz umgibt ihn. Er erblickt die Himmlischen, und Dharma tritt zu ihm, um ihn zum Lohne für „die Treue, Wahrhaftigkeit, Ausdauer und Selbstüberwindung" zur himmlischen Ganga zu führen. Nachdem er in dieser gebadet, erhält er einen verklärten Leib und nimmt im Himmel unter den Göttern, den Stammesvätern und Weisen seinen Sitz. Da erblickt er die berühmten Helden, die ihm aus den Sagen der Vorzeit bekannt sind, da trifft er auch seine Lieben wieder, ebenso verklärt, ebenso glücklich wie sich.*

*Mit der Religion hängt die schon in der epischen Zeit übliche Sitte zusammen, daß sich die Fürsten und Helden im Alter vom Kampfesgewühle in die Einsamkeit zurückzogen und in der schönen Natur eine Zufluchtsstätte für ihren Lebensabend fanden. Dieses „Waldleben" hatte seinen Grund in dem Charakter des indischen

Volkes und der es umgebenden Natur. Der Inder brauchte bei dem Reichtume und der Üppigkeit seines Landes nicht um seine Existenz zu sorgen und zu kämpfen, sein Geist wandte sich deshalb mit Vorliebe den Erforschungen seines inneren Wesens zu; er floh das Gewirr des gesellschaftlichen Lebens und suchte in der Waldesstille sich zu sammeln und seinen Gedanken nachzuhängen. Andererseits lud die Natur förmlich zu solchem Genusse ein. Die zahlreichen Wasseradern mit ihren lieblichen Ufern, die schattigen Wälder mit ihrem üppigen Pflanzenteppich waren so recht geeignet, das weiche Gemüt des Inders bald in süßes Verzücken an der Brust der von ihm vergötterten Natur zu versetzen, bald es mit den heiligen Schauern vor der überwältigenden Macht ihrer Erscheinungen zu erfüllen. Doch mit bloßer Beschaulichkeit lebten die Fürsten und Helden in ihren Einsiedleien. Sie blieben im Verkehre mit der Welt, ertheilten als viel erfahrene und von den Leidenschaften unbeirrte Weise der jüngeren Generation manchen klugen Rat. Aber sie lebten mehr in der Vergangenheit und pflegten vor allem die Erinnerungen an die Helden der Vorzeit. Selbst oft Sänger und Seher, immer aber von frommen Sehern umgeben, unterhielten sie sich mit den Geschichten der Götter und Helden. So entstanden die M y t h e n und S a g e n, deren Spuren sich in dem Mâhabhârata erhalten haben. Diese e p i s c h e n D i c h t u n g e n bildeten unzweifelhaft auch ein E r z i e h u n g s m i t t e l für die jungen Xatriyasöhne. Sie wurden an den Höfen der Fürsten von den Sängern und Priestern gesungen. Die Jugend lernte sie wohl auch selbst singen oder ergötzte sich doch an den Gesängen der Priester und wurde, durch sie begeistert für die Bethätigung ritterlicher Männlichkeit, für die Nachahmung der göttlichen Vorbilder, für alles Schöne und Gute, dessen Lohn ihr im Himmel Indras winkte.*

*Bei der beschaulichen Lebensweise, welche Helden und Seher in der Waldeinsamkeit führten, fand nicht bloß die Phantasie reiche Nahrung, auch der Verstand, die Vernunft hatten Gelegenheit, an Problemen ihre Kraft zu bethätigen. Was lag näher, als nach den Göttern, den Gewalten zu forschen, durch welche das ganze Leben des Menschen auf Erden und nach dem Tode bestimmt gedacht wurde. Diese Erkenntnis führte zur Erkenntnis einer allmächtigen Ordnung, der sich der Mensch in seiner Ohnmacht fügen muß. Die gewonnene Erkenntnis spricht sich in den Epen deutlich in der Gottheit aus, die mit einem allgemeinen Namen **Dhatar**, Ordner, Setzer, Bestimmer der Welt bezeichnet wird. Im Hinblick

auf ihn, den Göttlichen, die unbeugsame Schicksalsmacht, trösten sich die Helden über die herbsten Unglücksfälle. Ihn verehrten sie als den Stifter der Ehe, als Geber der Gesundheit und des Lebens, als Ordner der Zeiten, als Schöpfer und Erhalter der Welt, als Urheber der Weltordnung. Auf diese Weise gestaltete sich der Polytheismus in der Forschung tiefer Denker zum Monotheismus. Forschte man weiter nach diesem einen Gotte, so erkannte man die Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes und sah die Unmöglichkeit ein, sein Wesen zu erfassen. Ein Lied des Rigveda bringt diese Erkenntnis zum Ausdruck:

Der unser Vater, Zeuger und Bestimmer, der alle Ordnung kennt und alle Welten,
Der Göttern Namen angesetzt, der eine, nach dem zu fragen gehn die andern Wesen,
Weit über'n Himmel, über diese Erde, was weit ist über den lebend'gen Göttern,
Welch' ersten Keim empfingen doch die Wasser, darin die Götter allesamt erschienen?
Im ersten Keim empfingen sie die Wasser, darin die Götter alle sich vereinten;
Im Schoß des Ungeborenen lag das eine, und drin geborgen ruhten alle Wesen.
Nicht kennt ihr den, der dieses hat gezeuget; denn trennend ist von ihm zu Euch ein Abstand.
In Nebel eingehüllt nur staunend wandeln und ungesättigt hier die Liedersänger.

Diese Spekulation zeigt sich auf dem Höhepunkte in dem vielfach zitierten Liede:

Nicht Nichtsein war, noch Sein war dazumalen,
nicht war ein Dunstkreis, noch ein Himmel drüber;
Was wand und wand sich? wo? in wessen Schirmhut?
was Wasser war? was unergründlich tiefes?

Nicht Tod war, nicht Unsterblichkeit dermalen,
nicht war der Nacht und nicht des Tags Erscheinung, —
Da hauchlos athmete von sich aus Eines.
kein anderes außer ihm, sonst keines weiter.

Denn Dunkel war gehüllt in Dunkel anfangs,
ein unerkennbar Fluten alles dieses;
Und Leeres war durch Ödes zugedecket, —
wie da erstand, durch Macht der Glut dann Eines.

Fürwahr, wer weiß, wer mag es hier verkünden,
woher erstand, woher sie kam, die Schöpfung?
Es sind die Götter diesseits jenes Schaffens, —
und drum, wer weiß, von woher es geworden?

Woher sie ist geworden, diese Schöpfung,
ob sie gemacht ward, ob sie nicht gemacht ward;
Wer darob niederschaut vom höchsten Himmel,
der weiß es wahrlich — oder weiß es auch nicht.

Das vorliegende Gedicht verrät den Fortschritt der Forschung zur vollständigen Skepsis. An die Stelle der Gottheit wird ein meta=

physischer Begriff „des eine Seiende" gesetzt, das zu erkennen den Menschen und selbst den Göttern unmöglich ist. Mit gutem Grunde wird der Ursprung dieses Sanges aus dem Rigveda erst in jene Periode verlegt, in welcher die Xatriyagesellschaften zurücktraten und ihren bevorzugten Platz den Brâhmanen einräumten.*

Nachdem das Gangestiefland von den Indern erobert worden war, verlor der Kriegerstand der Xatriya seine Wichtigkeit, zumal er sich in gegenseitigen Kämpfen geschwächt und erschöpft hatte. Dagegen begann der Kampf der Arier gegen die übergewaltige Natur, die dem Menschen in den sumpfigen Niederungen am Abhange des Himalaya und an den Mündungen des Ganges feindlich gegenübertrat. Die furchtbaren Gewitter und Wasserstürze, die totbringenden Ausdünstungen der Sumpfgewässer, die verheerenden Cyclone, die giftigen Schlangen, die gefährlichen Raubtiere zwangen den Menschen zu einem fortwährenden Kampf um seine Existenz, in welchem er sich gegenüber den auf ihn einstürmenden Gewalten machtlos fühlte. Dieses Bewußtsein erweckte in ihm das Gefühl der Furcht und Angst, und in diesem Gefühle suchte er Rettung in dem Aberglauben. Er selbst konnte sich nicht helfen und wandte sich daher an die Gottheiten, deren Schutz ihn vor dem drohenden Unheil bewahren sollte. Um diese zu gewinnen, mußte er sie in richtiger Weise durch Gebet und Opfer verehren. Das Gebet und Opfer bezeichnet man mit einem Worte als Brâhman. In seiner Seelenangst klammerte sich also der Mensch an das Brâhman, das ihm Erlösung verhieß, und so wurde Brâhma zu einem Gotte personifiziert, vor dem alle übrigen zurücktraten. Als Kenner der richtigen Verehrung und als Vermittler zwischen dem Menschen und dem Gotte gewannen dann die Brâhmanen eine einflußreiche Stellung, welche sie allmählich dazu ausbeuteten, um die vollständige Herrschaft über die ganze Bevölkerung an sich zu bringen. Das hauptsächlichste Mittel hierzu war die Kastengliederung, durch welche sie sich als die bevorzugten Organe der Gottheit hinstellten. In Indien gab und gibt es vier Hauptkasten: die Brâhmanen, die jenseits des Staates stehen, — der Geist des Staates; die Xatriya, die in der wirklichen Welt sichtbar waltende, ausführende, weltlich regierende Macht; die Vaiçya, das regierte Volk; und die Çudra, der bloße Körper für den Staat, der materielle Boden desselben, die deshalb in der Religion gar nicht anerkannt werden. *Die drei oberen Kasten hießen auch Dvijas d. h. Zweimalgeborene, weil

man die Knaben derselben in einem bestimmten Alter mit der hl. Schnur umgürtete, was als eine zweite geistige Geburt betrachtet wurde. Die Rangordnung der Kasten wird in den Traditionen und Gesetzbüchern der Inder auf mancherlei Weise dargelegt.* Brâhma, so heißt es, schuf die Brâhmanen aus seinem Haupte, die Krieger aus seinen Armen, die Gewerbetreibenden aus seinen Lenden, die Dienenden aus seinen Füßen. Und Manu sagt: Der erste Teil im zusammengesetzten Namen eines Brâhmanen sollte Heiligkeit, in dem eines Kriegers Macht, in dem des Gewerbetreibenden Reichtum, in dem des Çudra Verachtung ausdrücken; der zweite Teil in des Priesters Namen sei Heil, in des Kriegers Erhaltung, in des Kaufmanns Nahrung, in des Dienenden unterthänige Aufwartung. In starrer Naturbestimmtheit, ohne zu einer Einheit vermittelt zu werden, traten die Kasten neben einander hin; eine schloß die andere aus. Vor dem Brâhmanen jedoch mußten sich alle beugen. Wenn ein Çudra eine beschimpfende Rede gegen einen Brâhmanen ausstieß, so wurde ihm ein zehn Zoll langer Stab in den Mund gestoßen, und wenn er einen Brâhmanen belehren wollte, wurde ihm siedendes Öl in Mund und Ohren gegossen. *Durch die Gliederung in Kasten wurde das gesamte soziale und politische Leben, Religion, Wissenschaft und Kunst und darum auch die Erziehung umgestaltet.*

Am wenigsten wurde das Familienleben, innerhalb dessen die erste Erziehung stattfindet, beeinflußt. Doch kann man eine weitere Herabsetzung der Stellung der Frauen beobachten. Sie sind den Männern unterworfen; denn das Weib gleicht dem Acker, der Mann dem Samen, die wachsende Pflanze aber dem Samen und nicht dem Acker, wonach also der Mann die Hauptsache ist. *Die Frau hat kein freies Verfügungsrecht, ohne Willen ihres Gatten kann sie weder ein Opfer noch Gelübde vollziehen.* Es wird aber Achtung vor den Weibern und rücksichtsvolle Behandlung derselben von den hl. Schriften empfohlen und gefordert: denn „wo die Frauen geehrt werden, da ist Wohlgefallen der Götter; aber wo sie verachtet werden, da sind alle religiösen Handlungen vergebens.“ „*Wenn eine Frau heiter geschmückt ist, ist ihr ganzes Haus verschönert, ist sie ohne Schmuck, so ist das ganze Haus des Schmuckes beraubt. Von der Frau geht aus Nachkommenschaft, guter Haushalt, sorgsame Aufmerksamkeit, ausgesuchte Zärtlichkeit und himmlisches Glück.“* Vorzüglich werden die Frauen geachtet, wenn sie Mütter geworden sind und gewissenhaft die Pflichten der Religion erfüllen.

Die Fortpflanzung wird von den Brâhmanen für eine erhabene Pflicht erklärt: der Vater, welcher seine Tochter nicht vermählt, ist tadelhaft; tadelhaft der Gatte, welcher nicht nahet, und wer seine Tochter nicht zur Ehe gibt, ladet bei jeder Menstruation derselben die Schuld einer Tötung der Leibesfrucht auf sich.

Der Vater zahlt im Sohn die Schuld, erlangt in ihm Unsterblichkeit,
Wenn eines neugebornen Sohnes lebend'ges Angesicht er schaut.
Der Mann geht in die Gattin ein und ruht als Keim im Mutterschooß,
Und wird von ihr als neuer Mensch im zehnten Mond zur Welt gebracht.
Nur dann wird wirklich Weib das Weib, wenn er in ihr geboren wird;
Das Wesen ist erneut, nicht neu, das sie in ihrem Schooße trägt.

Vielweiberei ist erlaubt; der Brâhmane kann vier, der Krieger drei, der Ackerbauer zwei, der Çudra aber nur eine Frau nehmen. Doch erscheint in den Gesetzbüchern die Monogamie *fast als selbstverständlich,* und im Râmâyana wird denen, die nur mit einer Frau leben, die Seligkeit im Himmel zugesichert. Die erste Gattin muß aus der Kaste des Mannes sein, und macht ein Brâhmane eine Çudra-Mädchen zur ersten Gattin, so wird er ausgestoßen; die Söhne aus einer Ehe zwischen einem Manne aus einer höheren Kaste mit einer Frau aus der niedrigsten können erst nach sieben Menschenaltern in die Kaste des Vaters gelangen. Das Mädchen wählt den Gatten in der Regel nicht frei, sondern der Vater gibt sie dem Manne, ohne sie weiter zu fragen. *Für die Eheschließung gab es verschiedene Formen, die zum Teile durch die Kaste, welcher die Brautleute angehörten, bedingt waren. Immer aber wurden mancherlei Sitten und Bräuche eingehalten.*

„Das Weib," sagt Sitâ, „die Gattin Râmas, hat keine heiligere Pflicht, als ihren Gatten zu ehren." Eine tugendhafte Frau ehrt ihren Gatten als ihre höchste Gottheit, wenn er auch arm und krank ist und selbst wenn er andern Weibern nachgeht. Frauen, die ihren Gatten beherrschen (auch an solchen gab es keinen Mangel) wird Schimpf und Schande angedroht. Auch Witwen müssen, *wenn sie sich nach dem Tode ihres Gatten nicht verbrennen, was allmählich üblich ward,* ihm keusche Treue bewahren, und diejenige, die einen zweiten Mann nimmt, wird geringgeschätzt und verabscheut. Ohne triftige Gründe, d. h. ohne daß das Weib beharrliche Abneigung zeigt, ohne daß sie trunksüchtig, zänkisch, verschwenderisch &c. ist, darf der Mann die Frau nicht entlassen. Ehebruch wird mit dem Tode, unter Umständen nur mit Gefängnis gestraft, dagegen erscheint die außereheliche Gemeinschaft der Geschlechter als kein Unrecht. Gewaltsame Angriffe auf die Jungfräulichkeit, Schändung,

Verführung, jede Annäherung an die Ehefrau eines Andern unterliegen indessen harten Strafen.

Das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist ein Abbild des Verhältnisses Brâhmas zur Welt, darum *wird es* hoch und heilig gehalten. Die Eltern sollen ihre Kinder lieben; aber doch auch können die Mütter die Kinder, besonders die Mädchen, jubelnd in die hl. Ströme Indiens werfen. Das Kind ist den Eltern den tiefsten Gehorsam schuldig; denn die Schmerzen und Kümmernisse, welche Mutter und Vater bei der Zeugung und Erziehung ihrer Kinder erdulden, können in 100 Jahren nicht vergolten werden. *Râma beugt seine Knie vor dem Vater und neigt sich zu den Füßen seiner Mutter, obwohl er schon als Held sich großen Ruhm erworben hat. Als er und seine Brüder sich Bräute erwählt hatten, da führten sie diese zu ihren Müttern und fielen ihnen zu Füßen. Da sich Râma weigert, die Regierung nach seinem Vater anzutreten, so sucht ihn ein Brâhmane dazu zu bewegen, durch den Hinweis auf die Liebe der Mutter, welche das wünsche. Darauf erwiedert Rama: „Was die Eltern für die Kinder thun, kann von diesen nie vergolten werden. Die zärtliche Fürsorge des Vaters und der Mutter um die Erziehung der Kinder, um ihre Reinigung und Kleidung, die Liebe, die ihnen stets mit wohlmeinenden Ratschlägen zur Seite steht und sie zur Tugend leitet, kann nie zurückgezahlt werden." Kinder, die Vater und Mutter ohne Grund verlassen und solche, die mit dem Vater streiten, sind nach dem Gesetze von der Teilnahme an den Totenopfern ausgeschlossen.*

*So wie die Inder auf Familiensegen großen Wert legten, so widmeten sie große Sorgfalt der Pflege und Erziehung ihrer Kinder. Schon die Geburt fand unter besonderen Ceremonien und Segenssprüchen statt. Dasselbe gilt von der Namengebung, die am 10. Tage gewöhnlich durch den Vater erfolgte. Die ersten drei Tage nährte man das Kind mit Honig und Butter, wozu man nach dem dritten Tage auch Milch that. Nachdem es den Namen erhalten, wurde es von der Mutter, häufig auch von einer Amme gesäugt. Bei der Auswahl der Ammen wurde große Sorgfalt an den Tag gelegt. Sie sollte hübsch, nicht krank, nicht zitternd, nicht lüstern, nicht zu mager und nicht zu dick sein, gute und reichliche Milch und keine dicken Lippen haben, auch ohne Verstümmelung und Leibesschäden sein; sie soll das Kind zärtlich behandeln, reich an Liedern und sanften Gemütes sein, sich nicht gemein betragen und aus guter Familie stammen. Bei dem Darreichen der festen Speise

(zumeist Reis), das etwa nach dem sechsten Monate stattfand, waren auch besondere Feierlichkeiten üblich. Ebenso wenn dem Kinde vor dem dritten Jahr das Haar geschnitten und die Haarlocke bereitet ward. Die Eltern waren die ersten Erzieher der Kinder, der Söhne bis sie zur Schule kamen, der Töchter bis sie sich verheirateten. Durch Lehre und Beispiel gewöhnten sie sie frühzeitig an Anstand, Frömmigkeit, vor allem aber an Wahrheitsliebe. Das Kind war in dieser Zeit für seine Worte und Handlungen nicht verantwortlich, die Verantwortung fiel den Eltern zu. Erst nach dem fünften Lebensjahre konnte das Kind einen Teil der Verantwortung tragen.*

Ein liebliches Bild von der ersten Erziehung bietet uns das Râmâyana in der Erzählung von der Jugend Râmas und seiner drei Brüder.

*Als Kind unter der sorgsamen Pflege seiner Mutter Kausalyâ fesselte der kleine Râma durch seine Lieblichkeit die ganze Umgebung. In seiner weißen Wiege erschien er wie der blaue Lotos, der sich auf den Wässern des Ganges wiegt. Manchmal hob er sein Füßchen und steckte die Zehe in den Mund, um zu kosten, was an der Zehe sei, das so viel Aufmerksamkeit bei seiner Umgebung hervorrief. Als er und seine Brüder größer wurden, waren sie die Freude ihrer Mutter und des königlichen Vaters (Maharaja). Manchmal, wenn der König Râma rief, wandte sich dieser um, lachte und lief davon und, wenn Vater und Mutter ihm nachliefen, so beschleunigte er seinen Lauf, kehrte aber zurück, wenn es ihm gefiel. Manchmal entriß er seinem Vater einen Bissen aus der Hand und lief davon und verzehrte ihn lächelnd. Wenn ihn die Mutter aufforderte, sein Auge, seinen Mund, seine Nase, seine Ohren und andere Körperteile zu zeigen, so that er dies, indem er sie einzeln mit dem Zeigefinger berührte. Oft kamen Frauen, die ihn fragten, welches seine Mutter sei. Dann lachte er, rannte zu seiner Mutter und setzte sich auf ihren Schooß. Einst als ihn seine Mutter im inneren Hofe des Palastes säugte, schien der Mond herein. Da erwachte in dem Knaben die Begierde, den Mond zu erhalten und mit ihm zu spielen, und er streckte seine Händchen aus, ihn zu sich herabzuziehen. Die Mutter wußte nicht, was er wolle. Er zeigte immer nach dem Monde, bis die Mutter ihn verstand. Sie belehrte ihn, daß man den Mond nicht haben könne und brachte ihm Juwelen, aber er warf sie zornig weg und fing an zu weinen, bis seine Augen rot angeschwollen waren. Da kamen Wärterinnen nnd wollten ihn beruhigen. Die eine sagte: „Er ist vielleicht hungrig" und brachte ihm Speise. Er aber wies sie von sich. Die andere sagte: „Vielleicht ist er schläfrig" und nahm ihn an sich und sang ihm ein Schlummerlied. Er schrie jedoch weiter und ließ sich nicht beruhigen. Eine dritte meinte, die Unruhe rühre von einer Göttin her, die man versöhnen müsse, eine vierte glaubte, ein Geist beunruhige das Kind und man müsse einen Geisterbeschwörer holen. Aber alle Versuche, das Kind zu beruhigen, blieben vergeblich. Nun schickte die Mutter um den Vater, aber auch dessen Versuche zur Beschwichtigung des Kleinen scheiterten. Da sandte der König nach seinem vertrautesten Ratgeber Sumantra. Als dieser hörte,

was geschehen war, ließ er einen Spiegel bringen und dann Râma reichen. Kaum hatte dieser den Mond im Spiegel erschaut, so hörte er auf zu weinen.*

Râma und seine Brüder wuchsen heran und erreichten das zweite Lebensjahr. Sie konnten noch nicht pata und mata rufen, sondern sprachen pa und ma, und wenn Râma gefragt wurde, wie er heiße, sagte er Ama, weil er das R nicht aussprechen konnte. Häufig saßen die vier Mütter bei einander und ließen ihre Kinder vor sich tanzen, während sie in die Hände klatschten. Zuweilen befahl der König seinem Söhnchen Râma, ihm die Sandalen zu bringen. Da ging er denn hin, hob sie mit beiden Händen auf und brachte sie dem Vater zum Ergötzen aller, die das sahen. Ein andermal nahm der König den Râma in die Ratsversammlung und setzte ihn auf sein Knie. Da lauschte er ruhig dem, was gesprochen wurde, und wie er so da saß, war er so schön, wie eine heraufsteigende Regenwolke, wenn sie sich auf dem goldenen Berge von Sumaru lagert. Manchmal wurde seine Mutter über sein längeres Ausbleiben unruhig, dann sandte sie einen Diener aus, ihn zu holen; denn eine Minute Abwesenheit von ihrem Sohn erschien in ihren Augen wie ein Jahr.

Als die Söhne drei Jahre alt wurden, vollzog der König die Ceremonie des Ohrenstechens. Darnach bekamen die Prinzen kleine Knaben zur Gesellschaft, mit denen sie spielten. Da machten sie denn Figuren aus Thon und brachten ihnen Opfer dar, so wie sie sahen, daß die Priesterihres Vaters den Göttern Hausopfer darbrachten. Sie wollten die Figuren zwingen, die Opfergaben zu essen, und stopften sie ihnen in den Mund. Als diese sie nicht verzehrten, wurden sie unwillig und zerbrachen die Figuren. Einst sah Râma sein Bild in einem krystallenen Pfeiler und rief erstaunt zur Mutter: „Ein zweiter Râma ist gekommen, behalte ihn, damit ich mit ihm spielen kann.“ Als er jedoch im Spiegel zugleich das Bild der Mutter erblickte, wurde er eifersüchtig und sagte klagend: „Warum hast du mich verlassen und bist zu dem andern Râma gegangen. Nimm ihn nicht auf deinen Schooß.“ Und mit diesen Worten erfaßte er ihr Kleid und suchte sie wegzuziehen.

*Als die Prinzen fünf Jahre alt geworden waren, begann ihr Unterricht nach dem Gesetze. Vasishtha war ihr Lehrer, der sie auf die übliche Art in das Studium einführte. Er betete erst zu Sarasvatî, der Göttin alles Lernens, und wies die Knaben an, ihr Blätter, Blumen und Obst zu opfern. Dann schrieb er mit Kreide die Vocale auf den Fußboden und ließ die Prinzen dreimal darüber laufen. Das war die erste Unterrichtsstunde, für welche der König dem Weisen reiche Geschenke schickte. Die Prinzen gingen nun jeden Tag zu Vasishtha, um von ihm unterrichtet zu werden. Obwohl sie Hunderte von Dienern hatten, so trug doch jeder sein Tintenzeug in der rechten Hand und über der linken Schulter eine Tasche, in welcher Bücher, Schreibrohre und weiße Palmblätter sich befanden. So gingen sie jeden Morgen aus dem Palaste und schritten mit anderen Schulknaben zu dem Hause des Lehrers. Und wenn ein Knabe ohne dessen Erlaubnis aus der Schule ausblieb, so schickte sie Vasishtha auf die Straßen aus, den Säumigen zur Stelle zu bringen. Sie lernten zuerst alle Vocale, dann die übrigen Buchstaben des Alphabets und als sie diese gelernt hatten, begannen sie unter Leitung Vasishthas die kleineren Kinder zu lehren. Râma zeichnete sich vor allen aus. Er war seinem Lehrer nie ungehorsam, noch that er je etwas, was sein Mißfallen erregen konnte. Nachdem er die Buchstaben erlernt hatte, begann er die Grammatik zu lesen und lernte in kurzer

Zeit 18 Sprachen sprechen, dann singen, musikalische Instrumente spielen, tanzen, malen und alle Wissenschaft. Zu bestimmten Zeiten ließ der König seine Söhne holen und vor der Ratsversammlung prüfen. Die Knaben bewährten sich hierbei zum allgemeinen Erstaunen der Anwesenden, und die Minister und Räte sprachen ihre Bewunderung über die Fortschritte der Prinzen aus.*

Als die Knaben heranwuchsen, wurden sie in den Waffen und allerhand Spielen geübt, die für sie paßten. Zuweilen gestattete ihnen Vasishtha Verstecken und Finden zu spielen, oder sie teilten sich in zwei Parteien und bekämpften sich gegenseitig. Die unterliegende Partei mußte die Sieger 100 Fuß weit auf den Schultern tragen. Wenn Râma besiegt war, so wurde er als Königssohn nicht hiervon befreit, sondern mußte, wie die andern, seinen Sieger tragen. Manchmal spielte er den König und seine Kameraden die Minister. Andere Knaben trugen ihm den Schirm und fächelten ihm mit dem Wedel Kühlung zu. Dann brachten seine Genossen Verbrecher vor ihn und forderten sein Urteil. Râma hörte ihre Klagen achtsam an, gab zum Schlusse sein Urteil und verhängte die Strafen über die Schuldigen.

Da kam die Zeit, wo Râma und seine Brüder mit der hl. Schnur umgürtet werden sollten. Zu diesem Zwecke schor man ihr Haar uud kleidete sie in rote Seide. Geschmückt gingen sie zu dem Hause ihres Lehrers. Dieser legte ihnen die hl. Schnur um und lehrte sie die hl. Gâyatrî.[1])

*Von diesem Tage an wurden sie Brâhmatschâris (Studierende). Als solche legten sie einen Sack um und gingen zu ihren Verwandten, um Almosen zu sammeln. Sie erhielten von ihren Eltern und von den Hofleuten Speise und kostbare Geschenke, welche sie ihrem Lehrer Vasishtha übergaben. Nun erst konnten sie die Vêdas lesen und lernen. Und in kurzer Zeit wuchsen sie zu Helden auf, die im Besitze aller Tugenden und Vollkommenheiten waren. Sie waren glänzend wie der Mond, geschickt im Bogenschießen, erfahren im Reiten auf Elefanten und Pferden und im Lenken der Wagen. Dabei gehorchten sie willig den Befehlen der Eltern und kannten gründlich die hl. Schriften der Vêdas.

*Diese Schilderung gewährt uns einen Einblick in die weiteren Stadien der Erziehung. Das Haus übergab die Knaben, nachdem sie ein bestimmtes Alter erreicht hatten, einem Lehrer, der dem Brahmanenstande angehörte. Damit begann der **Schulunterricht**. Dieser gliederte sich in zwei Stufen. Auf der unteren Stufe wurden Elementarkenntnisse vermittelt. Im Râmâyana wird wohl nur das Lesen und das Schreiben erwähnt. Doch dürfen wir annehmen, daß auch das Rechnen gelehrt wurde. Die Einrichtung solcher Elementarschulen war wohl nicht viel anders als in der Gegenwart.* Ein Lehrer mit einem Stabe und einem Gehülfen, der die Rute in der Hand hält, erteilt unter Bäumen vor einem Hause und bei schlechter Witterung unter einem *Dache* den um ihn herumsitzenden Knaben den Unterricht. Im Rechnen werden nur die Elemente gelehrt.

---

[1]) *Ein Spruch aus drei Versen s. unten 281.*

Der Schreibunterricht, mit dem der Unterricht im Lesen eng verbunden ist, findet zuerst in Sand, dann auf Palmblättern mit eisernem Griffel, zuletzt auf Platanenblättern mit einer Art Tinte statt. *Bei der Erziehung der Prinzen werden aber neben dem Lesen und Schreiben, das Singen, das Spielen auf musikalischen Instrumenten, das Tanzen und das Zeichnen, also jene Gegenstände erwähnt, welche hauptsächlich die ästhetische Ausbildung der Jugend bezwecken. Wir dürfen mit der Annahme nicht fehl gehen, daß in diesen Gegenständen nicht alle Kinder, sondern hauptsächlich die der höchsten Kasten, vor allem die Xatriyasöhne unterwiesen wurden. Für diese bestand auch die Pflicht, in dem Gebrauche der Waffen sich zu üben und durch körperliche Übungen und Spiele ihre physische Kraft zu entwickeln. Bezüglich der Unterrichtsmethode ist das Monitorensystem hervorzuheben, dessen schon im Râmâyana gedacht wird. Bekanntlich hat der Schotte Bell dieses System in die englischen Schulen nach dem Vorbilde Indiens eingeführt. Die Elementarschulen waren allen Kasten zugänglich, auch die Çudras konnten und können an den Unterricht dieser Schulen teilnehmen. Daß auch die weibliche Jugend in die Elementarkenntnisse eingeführt wurde, ist wahrscheinlich. So wird in dem berühmten Drama Kalidasas, Çakuntala, von der einfachen, von Eremiten erzogenen Brâhmanentochter erwähnt, daß sie einen Liebesbrief schreibe, also des Schreibens kundig sei. Es ist auch überliefert, daß Frauen sich an den Disputationen, die zwischen Gelehrten vorkamen, beteiligten, ja es kommen sogar gelehrte Frauen vor, die als Lehrerinnen berühmt wurden, unter denen besonders Kâpya viel genannt wird. Doch scheinen das zumeist Ausnahmen zu sein, und im Ganzen dürfte, wie im gesamten Schulwesen auch für die Bildung der Mädchen im indischen Altertume dasselbe gelten, was auch heutzutage als Brauch und Sitte besteht.* Jetzt ist man in Indien der Meinung, daß durch Bildung des Weibes dessen Sittenreinheit beeinträchtigt werde, und gegenwärtig ist die Macht der Gewohnheit so groß, daß eine Frau sich die schwersten Vorwürfe zuzuziehen glaubt, wenn man erführe, daß sie schreiben und lesen könnte. Eine Ausnahme machen die Tänzerinnen und die Bajaderen. Die letzteren sind Töchter armer Eltern, welche schon als Kinder für den Dienst der Tempel angekauft werden. Sie sollen als Götterjungfrauen ihren Geist, Hausfrauen hingegen ihr Herz bilden; die Hausfrauen werden durch Geistesbildung und gelehrte Kenntnis von den häuslichen Geschäften

abgezogen und mit Widerwillen gegen ihre Pflichten erfüllt; die Tempelgängerinnen hingegen werden von den Priestern im Lesen und Schreiben, in der Musik, im Tanzen und Singen, sowie in allen Hülfsmitteln weiblicher Coquetterie sorgfältig unterrichtet und ausgebildet.

An den Elementarunterricht schloß sich der höhere an. Dieser war nur den Söhnen der drei oberen Kasten zugänglich, und das Recht an ihm teilzunehmen ward durch die feierliche Umgürtung mit der hl. Schnur erworben. Diese fand bei den Kindern der verschiedenen Kasten in verschiedener Zeit statt; gemäß der Verordnung Manu's soll im 8. Jahre nach der Empfängnis eines Brâhmanen, im 11. nach der eines Xatriya und im 12. nach der eines Vaiçya der Vater dem Sohne das Unterscheidungszeichen seiner Klasse feierlich mitteilen, doch wurde diese hl. Handlung auch durch den Brâhmanen, der ihn in die Lehre nahm, vollzogen. Für die Aufnahme der Schüler (Upanayanam) waren besondere Vorschriften vorgeschrieben: Nachdem der Brâhmane den Namen des Knaben erfahren, erfaßte er ihn bei der Hand und empfahl ihn dem Schutze „des Indra, des Agni, des Prajâpati, des leuchtenden Savitar, der Gewässer und Kräuter, der Erde, des Himmels und allen Geschöpfen, dann erkärte er ihn zum Brâhmatschârin (Schüler) mit den Worten: „Nimm Wasser in den Mund, vollziehe die Handlung, schlafe nicht am Tage, deinem Lehrer gehorsam lies im Vêda.“*

Die ganze Studienzeit dauerte wenigstens 12, *aber auch 18, 36, ja 48* Jahre. In dieser Zeit wohnte der Schüler bei dem Lehrer, der eine reiche Pfründe besaß und 6—12 Schüler, und zwar ohne Schulgeld aufzunehmen pflegte, da Bezahlung für den Unterricht anzunehmen für schimpflich und strafbar galt, Geschenke aber (— ein Acker, Gold, Edelsteine, eine Kuh, ein Pferd, ein Sonnenschirm, ein Paar Pantoffeln, ein Schemel, Getreide, Kleider, gutes Gemüse —) und Liebesdienste gegen den Lehrer und dessen Familie als Ersatz für den Lehrer von Seiten des Schülers angenommen wurden.

Der wichtigste Teil des Unterrichtes ist das Lesen der Vêdas. Über den Vorgang, der im Allgemeinen einzuhalten war, sagt Manu's Gesetzbuch: „Nachdem der ehrwürdige Lehrer seinen Zögling mit dem Bande umgürtet hat, muß er ihn erst in den Reinigungen, in guten Gebräuchen, in Behandlung des geweihten Feuers und in den hl. Ceremonieen des Morgens, der Mitternacht und des Abends unterweisen. Ein Schüler, welcher die Vêden lesen will,

wasche sich zuvor, mit seinem Gesicht nach Mitternacht gekehrt. Hierauf thue er ein reines Unterkleid an, statte den schriftmäßigen Gruß ab, nehme die gehörige Stellung an und empfange dann den Unterricht. Zu Anfang und Ende einer jeden Lehrstunde muß er beide Füße seines Lehrers umfassen und dann mit gefalteten Händen lesen. Dies nennt man den schriftmäßigen Gruß. Er lege die Hände quer über einander und umfasse so mit seiner linken Hand den linken Fuß seines Lehrers, mit seiner rechten den rechten Fuß. Zu Anfang spreche der unablässig aufmerksame Lehrer: „Auf, lies," am Ende: „Ruhe aus!" Ein Brâhmane muß nach vorhergegangener Reinigung zu Anfang und am Ende des Unterrichts über die Vêden bei sich selbst die Silbe Om sprechen;[1] denn sagt er sie nicht vorher, so weicht seine Gelehrsamkeit von ihm, sagt er sie nicht nachher, so haftet der Unterricht nicht lange. Nur derjenige, dessen Rede und Herz rein und immer aufmerksam ist, kann auch die völlige Furcht des Studiums der Vêden genießen; und derjenige verrichtet die höchste Andachtsübung mit seinem Körper bis an die Spitze seiner Nägel, welcher, so viel in seinen äußersten Kräften steht, täglich den Vêda liest, ob er gleich insofern sinnlich sein sollte, daß er einen Kranz wohlriechender Blumen trüge. Gleich wie der, welcher tief mit seinem Spaten gräbt, auf einen Wasserquell stößt, so erhält der Schüler, welcher seinem Lehrer in Demut dient, die Kenntnis, die tief in seines Lehrers Seele verborgen liegt." „Wer sich aber die Kenntnis der Vêden ohne seines Lehrers Einwilligung erwirbt, macht sich eines Diebstahls der Schrift schuldig und wird in die Gegend der Qual sinken."

Neben den Vêdas, die dem Gedächtnis eingeprägt wurden, erhielt der Brâhmatschârîn sechs Anleitungen zu den vorgeschriebenen Opfern, durch den Ritwij, der die unterste Stufe der Lehrer einnahm. Dann unterwies ihn der Upâdhyâ (eine höhere Kategorie im Lehramt) in den sechs Vedângas. Diese sind die Phonetik (Sikshâ), die Matrik (Chandas), die Grammatik (Vyâkarana), die Worterklärung (Nirukta), das Kalenderwesen (Jyôtisha) und die Liturgie (Kalpa). Zuletzt lehrte ihn der Atschârya, die höchste Ordnung der Lehrer, die Erklärung der Vêden, die Brâhmana und Upanishads.

*Man kann die Gliederung der Disziplinen in Parallele stellen mit dem Lehrplane der mittelalterlichen Schulen, der in den Schul-

---

[1]) Om bezeichnet später die indische Dreieinigkeit des Brâhma, Vischnu und Çiva. Der Inder darf das Wort blos denken, nicht aussprechen.

einrichtungen der Neuzeit noch Spuren zurückgelassen hat. So wie hier die Bibel, standen dort die Vêdas im Mittelpunkte des Unterrichts. Zu deren Verständnis war die Kenntnis des Sanskrit, das im 4. Jahrh. v. Chr. bereits eine tote Sprache war, erforderlich. Wie also den mittelalterlichen Schulen das Lateinische und dessen Gebrauch als Hauptziel gesetzt wurde, so wurde in den indischen Schulen hauptsächlich das Sanskrit gelehrt, und zwar standen die formalen Disziplinen: die Grammatik, Metrik, Poetik und Rhetorik gerade so im Vordergrunde, wie in dem mittelalterlichen Trivium. Der Unterricht in den Realien beschränkte sich auf das, was für das Verständnis der hl. Schriften und für den Dienst erforderlich war, sowie auch im Quadrivium des Mittelalters das bei dem Gottesdienste und bei der Lektüre der Bibel Verwertbare bei der Auswahl des Unterrichtsstoffes maßgebend war. Darum erlangte die Grammatik und was mit ihr zusammenhängt, bei den Indern eine hohe Ausbildung. Den Höhepunkt kennzeichnet Pânini, den Lassen um 330 v. Chr., Müller viel später setzt. Die Bedeutung der indischen Grammatiker kann daraus ermessen werden, daß die Bekanntschaft mit ihren Schriften in der neuesten Zeit bei uns die Wissenschaft der Grammatik und der Linguistik wesentlich gefördert hat. Das Studium der Grammatik dauerte 3 Jahre. Im ersten Jahre wurde ein grammatisches Werk memoriert, im zweiten wurden Gedichte gelesen und im dritten wurden rhetorische Schriften und auch Schriften über das Recht auswendig gelernt. — Das Rechnen wurde wohl zunächst als Kopfrechnen betrieben. Man schreibt den Indern vorzugsweise „rechnerische Begabung“ zu, aber die Entwicklung ihrer Rechenkunst gehört erst den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt an. In diese Zeit fällt die Erfindung des Positionssystems, die Rechnung mit irrationalen Zahlen, mit unendlichen Quotienten, die Auflösung von unbestimmten Gleichungen u. dgl. Daß sich die Inder aber schon in der ältern Zeit gern mit Zahlen beschäftigten, zeigt die Erfindung von besondern Zahlnamen für Riesenzahlen, die mit 20, ja mit 53 Nullen geschrieben werden. Es hängt diese Vorliebe für große Zahlen mit der contemplativen Natur des Volkes und namentlich mit der lediglich der Speculation gewidmeten Lebensweise der Brâhmanen zusammen. Diese Umstände hatten zur Folge, daß die Arithmetik zu einer Art Spielerei ausartete. So z. B. erzählt das Lalitavîstara von Buddha, er habe bei seiner Bewerbung um die Hand seiner Braut sich einer Prüfung in der Schrift, im Ringkampf, Bogenschießen, Springen, Schwimmen, Wettlaufen und auch in der Rechenkunst unterziehen

müssen. In der Arithmetik habe er sich ausgezeichnet, indem er Zahlennamen bis zu tallakshana d. i. eine 1 mit 53 Nullen angab. Dann fragte man ihn, ob er die Zahl der ersten Elementarteilchen (Atome) berechnen könne, die zusammengelegt eine Yôjana bilden. Er berechnet dies in folgender Weise: 7 Atome geben ein sehr feines Stäubchen, 7 davon ein feines Stäubchen, 7 davon ein vom Winde aufgewirbeltes Stäubchen, 7 davon ein Stäubchen von der Fußspur des Hasen, 7 davon ein Stäubchen von der Fußspur des Widders, 7 davon ein Stäubchen von der Fußspur des Stieres, deren 7 auf einen Mohnsamen gehen, 7 Mohnsamen geben einen Senfsamen, 7 Senfsamen ein Gerstenkorn 7 Gerstenkörner ein Fingergelenk, 12 von diesen bilden eine Spanne, 2 Spannen eine Elle, 4 Ellen einen Bogen, 1000 Bögen einen Kroça, deren endlich 4 auf einen Yôjana gehen. Auch die Religion förderte diese Zahlenspielerei. Bei der Lehre von der Wiedergeburt ergaben sich Probleme, wie lange ein Ruchloser in den verschiedenen Pflanzen- und Tiergestalten zuzubringen habe, bis er die Vereinigung mit Brâhma eingehe. Ebenso stand die Geometrie mit der Religion in Verbindung. Ihr Studium war namentlich nötig, um Altäre in richtiger Weite aufzustellen. Es galt, sie richtig zu orientieren, die vorgeschriebenen rechten Winkel richtig zu construieren und, wenn es nötig wurde, die vorhandenen Altäre zu vergrößern, dies in gewissen Verhältnissen zu thun. Aus den Sûtras, die über diese Constructionen handeln, erhellt, daß die Inder den pythagoräischen Lehrsatz kannten, daß sie es verstanden, ähnliche Flächen nach bestimmten Verhältnissen nachzubilden und geometrische Figuren in andere von gleicher Fläche (also z. B. Quadrate in Kreise) zu verwandeln.[1]) Mit der Mathematik steht die Astronomie im Zusammenhange. So wie in den Schulen des Mittelalters Astronomie hauptsächlich zu dem Zwecke gelehrt wurde, um den Kalender mit seinen beweglichen und unbeweglichen Festen anzufertigen, so wurde auch in Indien die Himmelskunde in den Dienst der Religion gestellt. Die Inder betrachteten sorgfältig den Mond, nach welchem sie ihr Jahr einrichteten. Der Monat wurde in 30 Tage, jeder Tag in 30 Stunden oder 60 Halbstunden geteilt, was zu der Annahme geführt hat, daß sie das Sexagesimal-

[1]) *Die Kenntnisse aus der Trigonometrie sind so wie die Rechnungen mit irrationalen Zahlen und unbestimmten Gleichungen erst bei Schriftstellern aus dem 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. nachweisbar und auf alexandrinischen Ursprung zurückzuführen.*

system kannten und wahrscheinlich von den Babyloniern entlehnten. Diesen dürften sie auch die meisten ihrer astronomischen Kenntnisse verdanken. Eine wichtige Rolle spielten in ihrer Astronomie die Naxatra „Mondhäuser.“ Es sind dies die Sternbilder, die in der Ekliptik des Mondes liegen, deren Zahl bald auf 27, bald auf 28 angegeben wird. Auch andere Sternbilder und die Planeten waren ihnen bekannt. Doch schenkten sie den Sternen erst dann größere Aufmerksamkeit, als sich mit dem Glauben an den Einfluß der Sterne auf das Schicksal des Menschen die Astrologie ausbildete. Das war aber erst verhältnismäßig spät, jedenfalls nicht vor dem 4. vorchristlichen Jahrhundert der Fall. Dagegen dürfte man schon frühzeitig den Sonnenlauf beobachtet und die Notwendigkeit erkannt haben, das Mondjahr mit dem Sonnenjahre in Übereinstimmung zu bringen. Zu diesem Zwecke wurde ein Cyclus von drei Mondjahren und zwei Schaltjahren von je 13 Monaten geschaffen, durch welchen der Ausgleich zwischen Mond- und Sonnenjahr stattfand. Einer späteren Zeit (dem 5. Jahrhundert nach Christi) gehört der Mathematiker Aryabatta an, der die Dauer des siderischen Jahres auf 365 Tage 6 Stunden 12 Minuten und 30 Sekunden bestimmte und die Präcession der Äquinoctialpunkte kannte. Er scheint aber sein Wissen aus alexandrinischen Schriften geschöpft zu haben.*

So wie im Mittelalter dem Trivium und Quadrivium, den Artibus, das Studium der Pagina Sacra oder der Theologie folgte, so wurde auch bei den Indern das Studium mit der Erklärung und Deutung der Veden geschlossen. Es gab aber auch Bräuche und Lehren, die nicht jedem erschlossen wurden, sondern die man als „Geheimnisse und Geheimlehre“ nur Auserwählten oder besonders Begnadeten mitteilte. Es waren dies offenbar hauptsächlich jene philosophischen oder besser gesagt theosophischen Systeme, die mit der Religion zusammenhängen, die also später, wenn von dem Einflusse der Religion auf die Erziehung gehandelt werden wird, zu erwähnen sein werden.

Gegenwärtig scheidet man in den gelehrten Schulen zu Benares, in Trizіur und in der Nuddeah Exoteriker und Esoteriker, zu denen auch Mitglieder aus der 2. und 3. Klasse zählen. Erstere werden in Grammatik, Prosodie und Mathematik, letztere in Poesie, Geschichte, Philosophie, Astronomie, Arznei und Rechtswissenschaft unterrichtet.

*Es mag noch hervorgehoben werden, daß mit dem Lernen (âgama) das Studium nicht aufhörte. Dies wurde lediglich

als erste Stufe der Bildung betrachtet. Weitere Stufen waren das Selbststudium (svâdhyâya) und das Lehren (pravatschana). Ein Sûtra preist das Selbststudium als die höchste Stufe aller irdischen Mühen: „Eigenes Forschen sowie der Unterricht anderer erfreuen den Menschen; sein Geist wird gesammelt, er wird unabhängig von andern. Tag für Tag gewinnt man dadurch an Vermögen. Man schläft ruhig, sorgt für sich selbst als bester Arzt. Sinnenbändigung, Selbstgenügsamkeit, Wachstum der Einsicht, Ruhm und belehrender Einfluß auf die Welt sind damit verbunden." An derselben Stelle wird auch gelehrt, unter welchen Ceremonien das Selbststudium zu betreiben sei. „Wer das Selbststudium vollziehen will," so heißt es, „setze sich außerhalb des Dorfes, wasche die Hände, spüle den Mund aus, reibe zweimal die Hände, berühre die Lippen, den Kopf, die Augen, die Nasenlöcher, die Ohren und das Herz, streue tüchtig Gras auf, überschlage die Beine und beginne mit dem Worte „Om" das Studium. Muß er zuhause bleiben, so studiere er nicht laut. Dagegen kann er im Walde laut stehend, gehend oder liegend dem Studium obliegen. Von überall kann man lernen."*

Hatte man sich durch Selbststudium reiche Kenntnisse erworben, so suchte man dieselben durch das Lehren weiter zu verbreiten. Zu berühmten Lehrern strömte die wißbegierige Jugend, und so gab es auch in Indien, wie im Mittelalter „fahrende Schüler," die umherzogen und hervorragende Lehrer aufsuchten. Diese kamen wieder untereinander zusammen und zeigten ihre Gelehrsamkeit in Disputationen, die mitunter sehr heftig wurden, ganz so wie auch im Mittelalter und namentlich in der Zeit der Reformation dergleichen Disputationen an der Tagesordnung waren.

Offenbar richtete sich der Umfang des Lehrstoffes nach der Zeit, welche der Schüler beim Lehrer zubrachte. Das hing wohl wieder von dem künftigen Berufe des Schülers ab. Wollte er selbst Brâhmane werden, so mußte er eine größere Masse des Lehrstoffes aufarbeiten, also mehr Zeit seiner Ausbildung widmen, als ein anderer, der sich dem Kriegerstande widmen oder als Ackerbauer und Gewerbetreibender sich sein Brot verdienen wollte.

*Die Methode des Unterrichts war ein mechanisches Auswendiglernen. Hierüber sagt die Rikprâtiçâkhya, das älteste grammatische Hilfsbuch: „Auf erhöhtem Sitze sitzt der Lehrer und vor ihm, so weit der Raum reicht, sitzen auf niederen Polstern oder auf bloßem Boden die Schüler. Sie haben ihren Lehrer (Guru) beim Eintritt in kindlicher Ehrfurcht begrüßt und seine Füße um-

faßt. Bho! (o Herr!) mögest du vortragen! nimmt der rechts dem Lehrer zunächst sitzende Schüler das Wort, worauf jener bedeutungsvoll „Om“ („ja wohl“) entgegnet. Nun wird dreimal die sogenannte, Sâvitri, das Eröffnungsgebet, gesprochen. Sie lautet: „O möchten wir des Savitar, des Gottes, liebwert Licht empfah'n, so unser Denken fördernd treibt.“ Nun sagt der Lehrer eine Gruppe von zwei oder mehr Wörtern laut und deutlich, jedes einzelne gleichmäßig betonend vor, und die Schüler einzeln nach der Reihenfolge nach. Wenn eine Erklärung nötig erscheint, so hat der Schüler den Lehrer mit Bho! zu unterbrechen, worauf dieser die gewünschte Erklärung gibt, welche der Schüler wiederholt, um dann mit Om Bho! (ja wohl Herr!) im Nachsagen fortzufahren. Weiter fordert mit Bho! der nächste Schüler den Lehrer zum Weitersagen auf, wonach sich das Vor- und Nachsprechen fortsetzt, bis ein Praçna (ein Abschnitt von 2 oder 3 Versen) beendet ist. Nun sagt der Lehrer den ganzen Praçna mit dem richtigen Tone vor und läßt ihn einzeln von den Schülern nachsagen. Sechszig solcher Praçna (also 120—180 Verse) bildeten eine Lektüre, ein Adhyâya, womit der Unterricht des Tages abschloß, und die Schüler entlassen wurden. Zuvor aber wurde das Schlußgebet gesprochen. Es lautet: „Mein Antlitz sei verständig, meine Zunge rede Honig, mit den Ohren hab' ich viel gehört. Nimm du nicht (o mein Geist) die in mir ruhende Kunde. Du (mein Geist) bist die Verkündigung des Brâhman, bist die Grundlage des Brâhman, bist der Speicher des Brâhman, bist die Spende des Brâhman, bist Beruhigung, bist Unvergeßlichkeit. Tritt ein (o Vêda) in meinen Brâhmanspeicher, ich lege dich hinein kraft der Stimme. Es wohne in mir die Kraft zu erfassen, zu behalten und auszusprechen die Accentuirung, die Gutturalen, die Aurasa-Laute, die Dentalen und Labialen. Es mögen mir gedeihen die Glieder, die Stimme, der Odem, das Auge, das Ohr, der Ruhm, die Kraft. Was ich gehört und durchgemacht, das bleibe in meinem Geiste.“ — In derselben Weise ging der Unterricht Tag für Tag vor sich. Es war vorgeschrieben, wann der Unterricht zu beginnen und aufzuhören habe und wann er unterbrochen werden soll. In der Regel war die Regenzeit die Zeit des Unterrichts, der aber beim Eintritt des Neumondes, bei Sturm und Unwetter unterbrochen werden mußte. Am Anfange des Halbjahres wurde eine Gesamtübersicht des Vêdas, den man vornehmen wollte, gegeben, dann folgte die Belehrung über die Rishi (Gottheiten), die Metra (Çruti), darauf die Smriti (Gesetze Manus) und dann die Unter-

weisung über Çraddhâmedhe (den richtigen Glauben und die richtige Einsicht.) Das Halbjahr wurde feierlich mit einem Opfer geschlossen, und zwar bestand dies in einer Wasserspende, die man den Göttern, den Metren, den Vêdas, den Rishis, den ältern Lehrern, den Gandharvas, den „anderen“ Lehrern, dem Jahre und seinen Teilen, den Manen und den eigenen Vätern und Lehrern darbrachte. Darauf schloß ein viermaliges Hersagen der Sâvitrî und der Spruch: „Wir haben aufgehört“ den Unterricht.*

Nachdem die Studien beendet waren, gab der Schüler seinem Lehrer Geschenke und seinen Mitschülern einen Schmaus. Sein Leben als Schüler wurde durch eine feierliche Ceremonie, die hauptsächlich in einem Bade und im Anziehen einer neuen Kleidung bestand, geschlossen. Darauf hieß er Snâtaka (der Abgehende).

*Wie schon bei dem Nutzen des Selbststudiums hervorgehoben wurde, sollte der Unterricht nicht bloßes Wissen vermitteln, sondern auch auf das ethische Leben des Schülers einwirken. Mit der Belehrung ging die **moralische Erziehung** Hand in Hand.*

*Als Mittel für die Erziehung zur Sittlichkeit diente in der Schule zunächst die **Zucht**. Bei der Schulzucht empfiehlt Manus Gesetzbuch Milde und Sanftmut:* „Gute Unterweisung,“ heißt es daselbst, „muß dem Schüler ohne unangenehme Empfindung gegeben werden, und ein Lehrer, welcher der Tugend huldigt, muß süße, sanfte Worte brauchen. Wenn ein Schüler eines Vergehens schuldig ist, so mag ihn sein Lehrer mit harten Worten strafen und drohen, daß er ihm bei nochmaliger Übertretung Schläge geben werde, und wenn das Vergehen bei kaltem Wetter begangen ist, so mag ihn der Lehrmeister mit kaltem Wasser begießen.“ *In Wirklichkeit ging es beim Unterrichte mitunter scharf her. Durch sein Auge und den Ton seiner Rede und durch Bewegung äußerte der Lehrer seinen Beifall oder sein Mißfallen, weshalb die Schüler sorgfältig und ehrfurchtsvoll auf ihn achteten. Oft auch, wenn der Schüler fehlte, gab ihm der Lehrer flugs eine Ohrfeige mit den Worten: „Du machst es falsch.“ Daß die Schüler sich auch in Indien über ihre Lehrer lustig machten, wie dies unsere Jugend thut, beweisen Spitznamen, die man einzelnen Lehrern beilegte, z. B. Jungfrau — Panini, Jungen — Katya, Bückling — Tschândilya. Wesentlich wurde die Disziplin erleichtert durch die hohe Verehrung, der sich die Brâhmanen als Lehrer der Vedas im Allgemeinen erfreuten. Das Gesetzbuch stellt den Lehrer höher als den leiblichen Vater, weil dieser blos seinem Sohne das irdische Leben, jener aber ihm durch

die zweite geistige Geburt das ewige Leben gibt.* „Wenn der Knabe seine Mutter ehrt," sagt Manu, „gewinnt er diese irdische Welt, wenn er seinen Vater ehrt, die mittlere Welt, wenn er seinen geistigen Vater immer mit Achtung behandelt, empfängt er Brâhmas himmlische Welt." Manus Gesetzbuch gibt auch zahlreiche besondere Vorschriften über das Verhalten des Schülers. Einzelne derselben mögen hier hervorgehoben werden. *Der Brâhmatscharin muß Tag für Tag, wenn er sich gebadet und gereinigt hat, den Göttern, den Weisen und den Manen frisches Wasser darbringen, er muß dem Bilde der Gottheit seine Achtung bezeugen und Holz für Spenden ins Feuer zusammentragen. Er muß sich enthalten des Honigs, des Fleisches, der Wohlgerüche von Kränzen, der süßen Pflanzensäfte, der Weiber, aller Sachen, die sauer geworden sind, und der Beschädigung irgend eines belebten Wesens, der Salbe für seine Glieder, des schwarzen Pulvers für seine Augen, des Gebrauches der Pantoffeln und des Sonnenschirmes, der sinnlichen Lüste, des Zornes, des Geizes, des Tanzens, des Gesanges und des Saitenspieles, der Streitigkeiten, des Spielens, der Verunglimpfung, der Falschheit, der Umarmung und des frechen Anschauens der Weiber und der Ungefälligkeit gegen andere." Neben diesen Weisungen, die hauptsächlich darauf abzielen, die Jugend zur Abhärtung des Körpers und zur Beherrschung der Sinne und Leidenschaften zu erziehen, wird in dem Gesetzbuche aber insbesondere die Achtung gegen die Lehrer eingeschärft.* „Der Schüler muß immer mit Anstrengung lesen und zum Vorteil seines Lehrers handeln, er mag von ihm ausdrücklichen Befehl erhalten haben oder nicht. Er muß wachsam über seinen Körper, über Worte, Sinn und Herz sein, stehend seine flachen Hände zusammenfügen und seinen Lehrer ins Gesicht sehen; er muß seinen rechten Arm nicht bedecken, immer anständig gekleidet und gehörig gefaßt sein, und wenn sein Lehrer zu ihm sagt: „Setze dich," dann muß er sich seinem verehrungswürdigen Lehrer gegenübersetzen. In Gegenwart seines Lehrers muß er allemal weniger essen und einen gröberen Umhang mit schlechten Gehängen tragen; er muß eher aufstehen, als sein Lehrer, und später zur Ruhe gehen." *„Er soll nie den bloßen Namen des Lehrers, nicht einmal in dessen Abwesenheit aussprechen; auch nie seinen Gang, seine Rede oder seine Manieren nachahmen. Wenn man irgendwo über seinen Lehrer zwar begründete, aber mißbilligende, oder falsche oder verkleinernde Bemerkungen macht, so soll er seine Ohren zuhalten oder sich anders wohin begeben." Die Ehrfurcht gegenüber dem Lehrer wird er=

weitert zur Achtung vor dem Alter überhaupt, daß durch seine Erfahrung die Jugend belehren und ihr heilsame Ratschläge geben kann. Darum sagt Manu: „Die Lebensgeister eines jungen Mannes steigen aufwärts, um von ihm zu fliehen, wenn sich eine ältere ihm naht; aber durch Aufstehen und Grüßen erlangt er sie wieder. Ein Jüngling, welcher sich gewöhnt, die bejahrten beständig zu grüßen, hat vierfachen Gewinn an Leben, Kenntnis, Ruhm und Stärke."*

*Doch nicht blos durch die Zucht von Seiten des Lehrers wurde das Wollen und Handeln der Jugend in bestimmter Richtung geleitet. Auch im Unterricht wurden ihr Vorbilder für ihr Handeln vor Augen gestellt, wie dies z. B. in den Epen geschah, wo an Râma besonders die Frömmigkeit und willige Ergebenheit gegenüber dem Brâhmanen hervorgehoben erscheint. Auch lernte die Jugend in den poetischen Werken ihrer Literatur zahlreiche **Sittensprüche** und **Lebensregeln** kennen, die ihr späteres Handeln beeinflussen konnten. Das Mâhabhârata ist durchsetzt von derartigen Sentenzen, die zumeist erst dieser oder einer noch späteren Zeit ihren Ursprung verdanken; auch in andern poetischen und prosaischen Werken findet man das didaktische Moment stark vertreten. Im Allgemeinen treten bei den Indern nicht die „streitbaren," praktischen Tugenden hervor. Von der Phantasie und dem Gefühle beherrscht, schätzen sie das Dulden und Entsagen höher als thatkräftiges Wollen und Handeln. „Wie ein Mann," so lautet ein Spruch, „der nach einem andern Dorfe reist, eine Nacht im Freien der Ruhe genießen mag, am folgenden Tage aber seine Ruhe verläßt und seine Reise fortsetzt, also sind Vater und Mutter, Weib und Reichtum gleichsam nur eine Nachtruhe für uns; — welche Leute hängen ihr Herz für immer daran?" Ein ähnlicher Zug der Resignation ist selbst da anzutreffen, wo der Grundsatz: „Thue das Gute und meide das Böse" empfohlen wird. So heißt es im Mâhabhârata: „Da alle zusammen schlafen müssen, wenn sie einmal in die Erde gelegt sind, warum wünschen thörichte Leute einander zu schaden?" und eine andere Stelle: „Familie, Weib und Kind, selbst unser Leib und unser Gut geht dahin und gehört uns nicht. Was gehört uns also? Unsere guten und bösen Thaten. Für jedes böse oder gute Wort, das der Mensch vollbringt, erhält er notwendig den Lohn." Hauptsächlich wird die Ruhe des Gewissens und das Wohlgefallen der Götter als Lohn guter Thaten gepriesen: „Die Übelthäter meinen," heißt es in Manus Gesetzbuch, „niemand sieht uns; die Götter aber sehen sie und der Greis im Innern (das Gewissen). Wenn

du dich allein meinst, o Freund, so erinnere dich, es weilt doch beständig in deinem Herzen der stille Denker, der das Gute und das Böse schaut." Neben solchen einzelnen Sprüchen, an welchen die Sanskritliteratur aller Gattungen, das spätere Drama nicht ausgeschlossen, besonders reich ist, gab es auch besondere Sammlungen von Sprüchen, unter welchen die unter dem Namen Bhartrharis überlieferte sich durch Reichtum und Schönheit der Gedanken auszeichnet. Bhartrhari wird von der Tradition in das 1. Jahrh. n. Chr. gesetzt, doch stammt die Sammlung wohl aus einer viel spätern Zeit. Die lehrhafte Tendenz dieses Werkes ist schon aus der Einteilung ersichtlich. Die Sprüche sind nach der Entwicklungsstufe des Menschen gegliedert und enthalten Lehren für das Jugendalter in Bezug auf die Liebe (çringâra), für das Mannesalter mit Rücksicht auf die Beschäftigung mit weltlichen Dingen (nîti) und für das Greisenalter, das sich leidenschaftslos (vairâjya) der Beschaulichkeit zu widmen hat.* Solchen Sammlungen gehören manche Sittensprüche an, die im Gegensatz zur äußern Werkheiligkeit, auf Tugend in Gesinnung und Handlung hinweisen: „Kein häßlicheres Laster ist, als die verschlossene Hand oder Lässigkeit im Wohlthun." „Der Tugendhafte freue sich über des Nächsten Wohlfahrt, sei demütig gegen das Alter, immer der Wahrheit ergeben und finde seine größte Freude im Familienglück." „Wozu nützt das Studiren, wenn es nicht darauf abzweckt, den kennen und fürchten zu lernen, der die Weisheit selber ist?"

„Was ist Gewinn? Mit Guten streben.
Was ist Verdruß? Mit Dummen leben.
Was ist Verlust? Gelegenheit verpassen.
Was ist Tüchtigkeit? Von Recht und Pflicht nicht lassen.
Wer ist ein Held.? Der seinen Sinn besiegt.
Wer die Geliebteste? Die, treu, uns nie betrügt.
Was Reichtum denn? Was lernen und was wissen.
Was Herrschermacht? Befehle schnell vollzogen wissen.
Was Lust? Die Heimat nie verlassen müssen."

*Unter den poetischen Werken, welche die Belehrung sich als Zweck setzen, ist die **Fabel**, wie wir sahen, seit jeher bei civilisierten und uncivilisierten Völkern heimisch. Auch bei den Indern bildete sich die Tierfabel wohl schon in früher Zeit aus. Eine große Fabelsammlung, das Pantschatantram, dürfte jedoch erst den nachchristlichen Jahrhunderten angehören, aber wie die meisten späteren Werke der Inder auf alte Überlieferungen zurückgehen.* Es kam im 6. Jahrhundert von Indien nach Persien und erhielt in einer

persischen Übersetzung den Namen Bidpai d. h. Freund der Wissenschaft, dann, 760, wurde es aus dem Persischen in's Arabische, aus dem Arabischen 1080 in's Griechische, Türkische, Syrische, Hebräische, 1251 in's Spanische und von da in's Italienische, Englische und Französische, und aus dem Lateinischen in's Deutsche übersetzt. *Daß die Fabel in der Erziehung der Inder Verwendung fand, beweist wohl der erst im Mittelalter angefertigte Auszug aus dem Pantschatantram, der unter dem Namen Hitopadeça (die heilsame Unterweisung) auch mehrfach übersetzt wurde. Es ist als Unterrichtsbuch bestimmt und zwar, wie aus dem Inhalt erhellt, will Vishnuçarman, „der den Inhalt aller Erziehungsbücher wie Brihaspati (der Lehrer der Götter selbst) kennt," durch die Erzählung von mannigfaltigen Geschichten, von Krähen, Schildkröten u. a. Tieren, die Söhne eines Königs mit dem „Inhalte der Sittenbücher" in kurzer Zeit bekannt machen. Es zerfällt in 4 Teile, von denen die beiden ersten von der Freundschaft, der dritte und vierte von Krieg und Frieden handeln. In die Erzählungen sind zahlreiche, sinnige Sprüche und Verhaltungsmaßregeln eingewoben, die sich mitunter auch auf die Erziehung beziehen.* So heißt es: „Wie der Baum auch den beschattet, der ihn abhauen will, und wie der Mond auch die Hütte des niedrigsten Tschandala bescheint, so soll auch der Mensch diejenigen, die ihn hassen, lieben." „Sei demütig, denn das zarte Gras beugt sich dem Sturme unverletzt, während mächtige Bäume von ihm zersplittert werden." „Die Tugend, nach der der Mensch streben soll, bedarf der größten Anstrengung; denn eine Cocusnus fällt nicht durch das Schütteln einer Krähe." „Kenntnisse erzeugen Demut, Demut Würden, Würden Reichtum, Reichtum Religiosität, Religiosität Glückseligkeit." „Waffenkunde und Gelehrsamkeit sind beide gleich sehr berühmt; aber die erste wird im Alter zur Thorheit, die zweite erscheint für jedes Lebensalter ehrwürdig." „Was ist ein Sohn, der weder gelehrt noch tugendhaft ist, und was nützt und fördert ein blindes Auge? Ein Kind mit Anlagen und Talent ist ein Segen, nicht so hundert verwahrloste und unwissende; denn ein einzelner Mond vertreibt die Finsternis eher als eine Schar von Sternen." „Ein Mensch ohne Kenntnis bleibt unberühmt, und besäße er auch Jugend und Schönheit und wäre er von vornehmer Geburt; er ist wie die Blume Kihusuk ohne Wohlgeruch." „Wie ein Ding auf den östlichen Bergen glänzt beim Scheine der Sonne, so ein Mensch von niedriger Geburt, gebildet durch den Reiz guter Schriften." „Bildung ist höher, denn Schönheit und

verborgene Schätze; sie begleitet auf Reisen durch fremde Gegenden und gibt uns unerforschliche Kraft." „Der weise Mann soll Kenntnisse und Reichtum zu erlangen streben, als wäre er nicht dem Tode unterworfen; aber die Pflichten der Religion soll er erfüllen, als schwebe ihm der Tod schon auf den Lippen." „Kenntnisse sind der kostbarste Schatz; denn sie können nicht gestohlen und verzehrt werden und führen in der Fürsten Nähe, von wo aus das Glück strömt." „Gleich wie die Figuren auf einem neuen Gefäße nicht leicht auszulöschen sind, so die Weisheit, welche der Jugend durch den Reiz der Fabel eingeprägt ist." — Besonders den Söhnen der Fürsten werden solche goldenen Sprüche in dem lieblichen Schleier der Poesie als Lehren im Denken und Handeln vorgehalten, weil in Wahrheit nur sie selbständig sind und individuelle Freiheit besitzen, und also der Vorschriften, um nicht vom rechten Wege abzuirren, am meisten bedürfen, andererseits aber von ihnen auch am meisten Geistesbildung verlangt wird. Daher ist Indien — wie Cramer bemerkt — das Vaterland der später auch im Abendlande weit verbreiteten Fürstenspiegel.

*Außer den didaktischen Dichtungen, welche die Moral und Lebensklugheit auf eine angenehme und leichte Art vermittelten, hatten die Inder aber besondere Werke, welche in formelhafter Kürze die Regeln und Vorschriften für das Verhalten des Menschen in den verschiedenen Lebenslagen, bei den ihm obliegenden Beschäftigungen enthielten, und die als Codices der Lebensführung und Moral dem Gedächtnisse der Schüler eingeprägt wurden. Es sind dies die Sûtras, und zwar in erster Linie die Dharma-Sûtras, in welchen das Einzelleben geregelt, die Pflichten der Schüler, Einsiedler und Haushälter festgestellt, das Verhalten gegen Verstorbene und Überlebende für die verschiedenen Kasten und Berufskreise bestimmt ward. Daneben beschäftigten sich die Grihya-Sûtras mit dem Familienleben und schrieben die im Hause üblichen Bräuche bei den Festlichkeiten von der Geburt bis zur Verheiratung vor. Für einen engern Kreis, speziell für die Priester, waren die Kalpa-Sûtras (oder Çrauta-Sûtras) bestimmt, welche die Vorschriften für die Opfer und religiösen Feste enthielten. Man kann diese Sûtras, die ursprünglich wohl mündlich überliefert und erst später von einer herrschsüchtigen und in Kleinkrämerei erstarrten Priesterschaft niedergeschrieben und zu einer lawinenartig anschwellenden Masse erweitert wurden, mit unsern Katechismen vergleichen, die ja auch neben den häuslichen und kirchlichen Festen

und den dabei üblichen Ceremonien die Sittenlehre behandeln. Nur erscheint in den Sûtras mehr als im christlichen Katechismus das ganze soziale und politische Leben vollständig von der Religion oder vielmehr deren Repräsentanten, den Brâhmanen, beherrscht.*

*Damit gelangen wir zu einem weiteren Faktor, der bei der Erziehung in Indien großen Einfluß übte, zu der **Religion.** Wie schon früher hervorgehoben wurde, war in dieser Periode die höchste Gottheit, die alle andern in den Hintergrund drängte, Brâhma. Eine abstrakte Gottheit, in welcher zunächst die Gewalt der Andacht und des Gebetes zum Ausdruck kam, wurde sie später der Inbegriff alles Göttlichen. Für die Menge genügte aber nicht dieser für sie unfaßbare Gott. Er mußte ihrem Gedankenkreise näher gebracht werden. Es erscheint darum Brâhma als der Herr der Welt, zwar noch als höchster Geist, aber zugleich als der Schöpfer des Weltalls, der sich in der ganzen Natur offenbart.* „Wie die Spinne die Fäden aus sich herausgehen läßt und sie zurückzieht, wie die Pflanzen aus der Erde sprießen und wie aus dem lebenden Menschen die Haare entwachsen, ebenso entkeimt dieses Weltall dem ewigen Wesen." *Als persönliche Gottheit wird er wohl auch mit Purusha dem Urmenschen, oder Purusha-Nârâyana, dem Menschensohn, aus dessen Körper die ganze Welt entstand, der sich selbst zum Opfer brachte, um der Welt ihren Ursprung zu geben, und mit Prâjapati, dem eigentlichen Demiurg, dem Herrn und Gebieter der Schöpfung, verschmolzen. In Brâhma gingen alle übrigen Götter auf. „Brâhma," so heißt es in einem Hymnus, „ist die 33 Götter, Brâhma ist Indra Prajâpâti, Brâhma ist zumal alle Wesen; wie in einem Schiffe, so sind sie in ihm enthalten." Trotzdem verehrte das Volk seine alten Gottheiten, die es in den einzelnen Erscheinungen der Natur wirken sah. Es betete nach wie vor zu den Göttern, die sich ihm in der Sonne, im Gewitter, im Feuer und in allen meteorischen Erscheinungen offenbarten. Indra und Varuna, Agni und Surya, Rudra und Vayu waren ihm verständlicher als Brâhma. Doch die Gestalten der alten Götter verblaßten immer mehr unter dem Einflusse, den die Brâhmanen auf das Volk nahmen. Auch die neuen Verhältnisse, unter denen das Volk lebte, und die es umgebende Natur wirkte unwillkührlich umgestaltend auf seine Götterwelt ein und drängte allmählich die alten Naturgottheiten in den Hintergrund, um neue an deren Stelle zu setzen. Mit der Zeit erlangten Vishnu und Çiva das allgemeinste Ansehen und vereinigten jeder in sich all' die Attribute,

welche früher Brâhma und den andern Göttern zugeteilt worden waren. Vishnu erscheint schon in den Veden als ein Genosse Indras, der in der Höhe wohnt und dessen höchste Wohnung in hellem Glanze strahlt. Er durchmißt den Himmel, die Erde und alle Welten mit seinen gewaltigen Schritten und umgibt die Erde auf beiden Seiten mit Lichtstrahlen. Demnach kennzeichnet er das rasche Licht. Als Lichtgott bekämpft er die finstern Dämonen und spendet Regen und Fruchtbarkeit. Er schafft dem Menschen Wohnung und treffliche Nahrung. Zu diesem menschenfreundlichen Gotte, pflegte sich der Inder des Gangestieflandes zu wenden, um seine Gunst für das Gedeihen seiner Früchte zu erflehen. Die Brâhmanen hielten ihn für besonders geeignet, in ihr abstraktes Religionssystem eingereiht zu werden, um dieses dem Volke näher zu bringen. Das dem Volke unverständliche Wesen Brâhmas trat als ruhende Weltsubstanz zurück und wurde durch Vishnu verdrängt. In Vishnu verehrte man die thätige Weltseele, die das gesamte Naturleben beherrscht. Das Mahabharata feiert ihn als den Herrn aller Wesen, auf dem das seiende und nichtseiende All ruht. Er ragt über Alles hinaus, er ist die Seele von Allem, er, der Alles Wissende, der Alles Könnende, ist der Hervorbringer von Allem. Um aber diese höchste Gottheit dem Volke zum Verständnisse zu bringen, sie ihm lieb und wert zu machen, so erdichtete man die Incarnationen Vishnus. Man erzählte, daß dieser freundliche, hülfreiche Gott vom Himmel herabsteige und persönlich auf der Erde wandle, um den Menschen zu helfen. Als eine solche Menschwerdung Vishnus galt Râma, der zu einem Vorbild brahmanischer Tugend und Weisheit umgestaltet wurde, galt Krishna, ein Held, den die Griechen mit ihrem Herakles vergleichen; aber auch als Zwerg und Eber erscheint Vishnu auf Erden. Zahllos sind seine Incarnationen, denn so oft Erschlaffung des Rechts und Erhebung des Unrechts eintritt, erschafft er sich selbst, wird er wiedergeboren „zur Befreiung der Guten und zur Vernichtung der Schlechten.“ Auf diese Weise ist der Gott der freundlichen Natur zu einem Wohlthäter der Menschen geworden, der persönlich auf Erden wandelt, dessen Wirken sie überall zu sehen und zu fühlen glaubten.*

*Während die Stämme im Gangestieflande Vishnu zu ihrem Hauptgott erhoben, setzten die Bewohner der Abhänge und Thäler des Himalaya den Gott Çiva an die Spitze ihres Pantheons. Sein Name kommt in den Veden wohl nicht vor, aber sein Wesen entspricht dem vedischen Rudra, dem Gotte des Sturmes. Die

Gebirgsbewohner lernten die Gewalt der Stürme kennen und fürchten; sie sahen aber auch die wohlthätigen Folgen der Stürme, welche die Bäche füllen, die Luft abkühlen und die ganze Natur beleben. So verehrten sie auch Çiva als den furchtbaren Gott, der Menschen und Vieh trifft, dessen Zorn sie fürchten und beschwören, aber zugleich auch als den Glücksbringer (Çankara), der die Früchte wachsen und gedeihen läßt, der die Wunden und Krankheiten heilt.*

Die Brâhmanen, die Systematiker und Spekulanten in der Religion, trugen dem Bedürfnisse des Volkes Rechnung, indem sie beide Gottheiten mit ihrem Hauptgott Brâhma in Verbindung brachten und auf diese Weise eine Dreieinigkeit schufen, welche in der Gliederung als Schöpfer (Brâhma), Erhalter (Vishnu) und Zerstörer (Çiva) deutlich ihren Ursprung aus der Spekulation der Priesterschulen verrät.

*Wichtiger als der Glaube an bestimmte Gottheiten erscheint für die Erziehung die Art und Weise der Verehrung dieser Gottheiten und vor Allem die Ethik, die mit der Religion im Zusammenhange steht. In dieser Beziehung ist von den Brâhmanen ein System von Weisungen und Vorschriften geschaffen worden, durch das alles Sinnen und Denken des Volkes auf die Erfüllung formaler Bräuche gerichtet, jedes selbständige Urteil ertödtet ward. So fordert Manus Gesetzbuch täglich: drei Athemzüge, jeder so lang als fünf Vocale gesprochen werden, gethan im Hinblick auf Brâhma, das Aussprechen von drei Buchstaben aum (sprich om) als Symbol Brâhmas, das Aussprechen der drei Wörter Bhûh (Erde), Bhuvar (Firmament) und Svar (Himmel) zusammen Vyâhritis geheißen und das fleißige Recitieren der Sâvitrî oder Gâyatrî, dreier Verse, deren bereits oben gedacht wurde. Außer diesen Gebeten und Stoßseufzern sollen die Verehrer Brâhmas fünferlei Opfer bringen: den weisen Sehern (Rshis), den Pitris oder Vorfahren, den Devatas (vedischen Gottheiten), den Geistern und den Gästen. Diese Opfer waren genau bestimmt und mit besonderen Ceremonieen verknüpft, für welche detaillierte Vorschriften bestanden. Auch für die täglichen Verrichtungen und Beschäftigungen des Menschen gab es eingehende Weisungen, deren Befolgen unter Androhung schwerer Strafen gefordert wurde. So floß das Leben des Inders in steter Gewissensangst dahin, weil er die Fülle der Gesetze nicht leicht überblicken konnte und daher fürchten mußte, ein oder das andere zu übertreten. Seine Tugend gegenüber den Göttern bestand in der Beobachtung der tausenderlei Vorschriften der Gesetze, sie war

bloße Werkheiligkeit und machte ihn zum gedankenlosen Werkzeuge der Brâhmanen. Auch im Verhalten gegenüber dem Mitmenschen zeichnen den Inder mehr passive Tugenden aus. Er hat sich in die Ordnung zu fügen, die durch Brâhma in die Welt eingeführt ist. Diese Ordnung tritt hauptsächlich in der Kastengliederung zutage. Darum hat er die Pflichten, die ihm gemäß seiner Kaste obliegen, zu erfüllen; gehört er einer niederen an, so hat er den höhern zu dienen, vor allem aber die Brâhmanen zu ehren. Dabei wird ihm Friedfertigkeit und Achtung des Lebens seiner Mitmenschen, Schonung der Pflanzen und Tiere zur Pflicht gemacht. Als wichtigste Pflicht sich selbst gegenüber wird von dem Inder Abtötung der Sinne gefordert: „Ein weiser Mann," so lautet eine Stelle in dem Gesetze, „wird seine Sinne beherrschen, wie ein Wagenlenker seine rastlosen Rosse. Begierde ist nicht durch Genuß befriedigt, eben so wenig als hl. Feuer durch Opfer, sondern wird vielmehr noch angefacht. Der Mann, der allen Genüssen entsagt ist besser, als der, der sie genießt." Das Ziel des Menschen ist die Vereinigung mit Brâhma, dem reinen Geiste. Je mehr man sich vergeistigt, desto näher kommt man Brâhma. Der Körper bildet das Hindernis, das der Vereinigung entgegensteht, er ist der Kerker der Seele, der sie an die sinnliche Welt fesselt. Von dieser Fessel hat sich der Mensch zu befreien, um zu seinem Ziele zu gelangen. Der Körper ist nach der Lehre der Brâhmanen eine Wohnung mit Beinen, Nerven, Sehnen, Muskeln, Blut und Haut gefüllt, nicht mit süßen Gerüchen, sondern beladen mit Ekel. Er ist eine Wohnung, bedroht durch Alter und Sorge, der Sitz von Krankheiten, belastet mit Qualen, verfolgt von der Vernichtung und unfähig lange zu bestehen. Solch' eine Wohnung der Seele soll man mit Vergnügen verlassen. Diese Vernichtung des Körperlichen hat aber nicht durch physische Gewalt zu geschehen, sondern durch Weltflucht und Askese. Jedem Manne obliegt die Pflicht, zuerst ein Haus zu gründen und Familienvater (Grihastha) zu sein, damit er Nachkommen habe, die ihm und den Vorfahren die vorgeschriebenen Totenopfer darbringen können. Aber wenn er altert und schwach wird, so hat er das Haus zu verlassen und in den Wald zu ziehen, wo er als Einsiedler (Vânaprastha) den Körper kasteit und, unempfindlich gegen körperliche Schmerzen, zum vollständigen Herrn seiner Sinnlichkeit wird. Hat er es soweit gebracht, so gelangt er zu der höchsten Stufe menschlicher Vollkommenheit, er wird der Gottergebene (Sannyâsî). Als

solcher denkt er nur an Gott, erwartet mit Gleichmut weder Leben noch Tod, versenkt sich in das Nachdenken über die Seelenwanderung der Sünder und über das Schicksal der Guten. Er denkt mit aller Kraft seines Geistes nach über das untheilbare Wesen Gottes und sein wirkliches Sein in allen Dingen, seien sie hoch oder niedrig. Er bemüht sich alles Sinnliche in sich zu töten und Brâhma gleich zu werden, um zur Vereinigung mit diesem zu gelangen.*

Mit dieser Auffassung von dem Ziele des Menschen wurden die früheren Vorstellungen von dem Fortleben der Seele nach dem Tode, die zu jeder Zeit für das menschliche Handeln von maßgebendem Einflusse sind, modifiziert. Der Himmel, das lichte Reich Yamas und die glänzende Wohnung Indras als Stätte der Belohnung für die Guten fiel weg. Dem Sannyâsi gelingt es durch seine Contemplation und die vollständige Vernichtung seines sinnlichen Ichs, seine Seele Brâhma zurückzuführen, von dem sie ausgegangen ist. Somit ist das praktische Ziel des ganzen religiösen Verhaltens das Sichemporringen des endlichen Ichs aus dem natürlichen Dasein durch unbedingte Verneinung desselben oder durch vollendete Abstraktion von demselben, so daß in der Episode des Mâhabhârata, in der Bhagavadgita, die höchste moralische Aufgabe ausgesprochen wird:

In der Vertiefung der Mensch muß so vertiefen, sinnentfremdet sich,
Tilgend jeder Begier Streben, von Eigenwillens Sucht erzeugt,
Der Sinne Inbegriff bändigend mit dem Gemüte ganz und gar;
So strebend nach und nach ruh' er, im Geiste gewinnend Stetigkeit,
Auf sich selbst das Gemüt heftend und irgend etwas denkend nicht;
Wohin, wohin herumirret das unstät leicht Bewegliche,
Von da, von da zurück führ' es in des Innern Selbsts Gewalt.

*Doch nur wenigen bevorzugten Geistern war es vorbehalten, diese Stufe der Vollkommenheit zu erreichen. Die große Masse blieb wohl bei den Geschäften des Lebens mit den Schwächen behaftet, welche das Attribut der Menschlichkeit sind, und bedurfte der Sühnung und Reinigung. Für diese bestand die Hölle, deren bereits gedacht wurde. Nur wurden die Schrecken derselben durch die Brâhmanen noch womöglich vermehrt. Wie bei allen Bewohnern heißer Landstriche erscheint die Hitze als das häufigste Strafmittel. Die Sünder müssen glühende Kohlen verschlingen, auf glühendem Eisen gehen u. dgl. Um aber die Kluft zwischen dem Sünder und dem reinen Brâhma auszufüllen, genügten diese Höllenqualen nicht, obwohl bei Manu eine Stufenleiter von acht Höllen mit steigenden Qualen angeführt erscheint. Deshalb entwickelten die Brâhmanen

die Lehre von der Wiedergeburt oder der Seelenwanderung. So wie alle Geschöpfe in einer bestimmten Ordnung aus Brâhma ausgegangen waren, so kehrten sie auch in derselben zu ihm zurück. Ein Çudra mußte zuerst als Vaiçya, dann als Kshatriya und zuletzt als Brâhmane wiedergeboren werden und in allen diesen Kasten seine Pflichten vollkommen erfüllen, ehe er in Brâhma eingehen konnte. Ist der Gestorbene beim Tode mit schweren Sünden behaftet, so wird er zuerst in der Hölle den Qualen ausgesetzt, um dann erst in einer niederen Kaste oder gar als Tier wiedergeboren zu werden. So wird der Grausame als Raubtier, der Korndieb als Ratte wiedergeboren und muß eine lange Stufenleiter von Wiedergeburten durchmachen, ehe er mit Brâhma sich vereinigen kann. Diese Lehre von den Qualen und von der Wiedergeburt war das drastische Mittel, durch welches die Brâhmanen ihren Vorschriften Achtung verschafften und sich zur Herrschaft über das ganze Volk emporschwangen. Die Furcht vor den Höllenstrafen war bei dem Volke der Grund zu einer den Gesetzen entsprechenden Lebensweise. Nach dem, was aus diesen Gesetzen angeführt wurde, kann diese Lebensweise nicht den Anspruch erheben, als Sittlichkeit bezeichnet zu werden. Denn das Wesentliche war die Erfüllung von Bräuchen und Ceremonien und das bedingungslose Unterwerfen unter den Willen der herrschenden Kasten, das einen Verzicht auf alle Selbständigkeit des Individuums erfordert. Wo aber kein Wille ist, da gibt es keine Sittlichkeit.*

*Indem die Brâhmanen die Bevölkerung in ihre Dienste nahmen und sich jeder Sorge um ihr materielles Wohlsein entschlugen, fanden sie Zeit ganz ihrem Berufe zu leben. Zu diesem gehörten aber nicht blos das Gebet, die Opfer, Waschungen und Sühnungen, sondern vor allem das Studium der Veden und das Nachdenken über die Aufgabe des Menschen und das Wesen Gottes, über die sinnliche Welt und den geistigen Urheber und Leiter derselben, kurz die metaphysische Spekulation. Und infolge dieser Pflicht entwickelten sich bei den Brâhmanen **philosophische Systeme**, welche dieselben Weltanschauungen zum Ausdrucke bringen, wie wir sie in den Philosophien anderer Völker und selbst der Gegenwart antreffen. Es wurde bereits der Hymnen gedacht, welche in den Veden vorkommen und die Entwicklung einer intensiven Spekulation über das wirklich Seiende verrathen. Auch die Grundlehre des Brâhmaismus, die Auffassung Brâhmas als des Urgrundes von allem, was da ist, von dem Alles ausgeht und zu dem Alles zurückkehrt, ruht auf philo-

sophischer Grundlage. An Brâhma knüpft auch die weitere Spekulation an. Das älteste philosophische System ist das Vedânta (Ende oder Dogmen des Veda). Dieser Name dürfte wohl den Schülerkreisen entstammen, weil die Lehren, die mit diesem Namen bezeichnet werden, erst am Schlusse des Kursus in vertraulichen Sitzungen (darum der Name Upanishad) mitgeteilt wurden. Es wird auch, insofern es zur Erklärung der Vedas verwendet ward, Mîmânsâ genannt. Es soll gegenüber dem empirischen Nichtwissen ein metaphysisches Wissen lehren, also den Irrtum, der durch die empirische Betrachtung der Natur entsteht, durch die philosophische Erforschung des Wesens der Dinge corrigieren. Das einzig Seiende ist das Brâhman, das ist aber das Innerste, das Wesen der Dinge. Als solches ist es im Menschen seine Seele, sein Selbst, Âtman. Dieses Selbst ist unsterblich und körperlos und entwickelt sich aus dem körperlichen Selbst zu dem höchsten Geist. Es ist das einzig Seiende „diese Welten, diese Götter, diese Wesen, dies alles ist, was dieses Selbst ist." Es ist der Vereinigungspunkt für Alles, wie der Ozean für die Gewässer, das Ohr für die Töne, das Auge für die Gestalten. Alle Vielheit hört auf in seiner Einheit. Gegenüber diesem einzigen wirklich Seienden erscheint die körperliche Welt als ein Blendwerk, als eine Täuschung (Mâyâ). Sie entstand dadurch, daß man die Zustände des Âtman, des Subjektes, auf die Welt der Objekte übertrug und umgekehrt die Eigenschaften der objektiven Welt dem Subjekte, dem Âtman, zuschrieb. Diese Täuschung wird nun beseitigt durch die Erkenntnis, daß alles, was ist, das Âtman oder Brâhman, die Weltseele, ist. Mittelst dieser Erkenntnis befreit sich der Mensch von den Sinnen, der Sinnenwelt und den Leidenschaften, weil er weiß, daß die Sinnenwelt nicht ist. Er gelangt auch auf diesem Wege zur Vereinigung mit Brâhma; denn durch die Einsicht, daß alles die höchste Seele und daß er selbst Brâhma ist, geht er, wie die in den Ozean strömenden Flüsse in demselben verschwinden, in ihm Namen und Gestalt verlierend, befreit von seinem Namen und seiner Gestalt (seiner Individualität) in den höchsten ewigen Geist ein. Mit diesem Eingehen hört jede Wiederkehr also jede Wiedergeburt auf. Diese Philosophie suchte auch die echt menschliche Neugierde zu befriedigen, die darnach strebt, zu erfahren, was mit dem Menschen nach dem Tode geschieht. In der Katha Upanishad wird geradezu die Vedântalehre von Yama in der Unterwelt einem Sohne verkündet, der auf seinen eigenen Wunsch vom Vater geopfert

wurde und sich unter anderen Gnaden auch die Mitteilung über das Schicksal des Menschen nach dem Tode erbittet. Die Stelle ist bezeichnend für die ethische Auffassung des künftigen Lebens durch die Vedântalehre. Yama spricht: „Die Thoren, welche in der Finsternis wohnen, obgleich sich weise dünkend und aufgeblasen von eitler Wissenschaft, gehen taumelnd herum, wie ein Blinder, der von einem Blinden geführt wird. Nicht erhebt sich die Zukunft vor dem sorglosen Kinde, daß sich durch Täuschungen des Reichtums bethören läßt? Dies ist die Welt und es gibt keine andere, also denkt es und verfällt immer mehr meiner Herrschaft. . . . . Der Weise, der durch Nachdenken über sein Selbst den Alten (das Gewissen), den Sichtbaren, in die Finsternis Eingedrungenen, in einer Höhle Verborgenen, in einem Abgrunde Weilenden als Gott erkannt, läßt fürwahr Freud und Leid weit hinter sich. Das Selbst der Erkenntnis wird nicht geboren, noch stirbt es; es ist aus nichts entstanden, noch zu etwas geworden. Der Alte ist ungeboren von Ewigkeit zu Ewigkeit, er wird nicht getötet, wenngleich der Körper getötet wird. — Das Selbst ist kleiner als klein, größer als groß, verborgen im Innern des Menschen. Wer frei von Verlangen und frei von Schmerz ist, sieht die Größe des Selbst durch die Gnade des Schöpfers. — Obgleich er sitzt, geht er mit; obgleich er liegt, wandert er überall. Wer außer mir selbst vermag den Gott, der sich freut und nicht freut, zu erkennen? Jenes Selbst kann nicht durch die hl. Schrift erlangt werden, noch durch den Verstand, noch durch große Gelehrsamkeit; den sich das Selbst erwählt, von ihm allein kann das Selbst erlangt werden; das Selbst erwählt ihn als sein Eigentum. — Wer sich aber nicht abwendet von seiner Schlechtigkeit, wer nicht ruhig und in sich gekehrt ist, oder wer nicht ruhigen Geistes ist, der erlangt das Selbst auch nicht durch Erkenntnis. Kein Sterblicher lebt durch den Athem, der auf- und niedergeht (vegetative Seele). Wir leben durch einen andern, auf dem Beide beruhen. — Wohlan denn, ich will dir das Geheimnis verkünden, das ewige Wort (Brâhman) und was mit dem Selbst geschieht, nachdem es den Tod erreicht hat. — Manche werden als lebende Wesen wieder geboren, manche werden zu Stock und Stein, je nach ihren Thaten und ihrer Erkenntnis. Aber der höchste Geist, welcher in uns wohnt, während wir schlafen, Licht auf Licht schaffend, der wird fürwahr das Licht genannt, er das Brâhman, das Unsterbliche. Alle Welten sind von ihm gegründet, keine geht über ihn hinaus. Das ist es. — Sowie das

Eine Feuer, nachdem es in die Welt eingegangen ist, verschieden wird je nachdem, was es verbrennt, so wird auch das Eine Selbst in allen Dingen verschieden, je nachdem, worin es eingeht, und es ist doch auch für sich vorhanden. Sowie die Sonne, das Auge der Welt, nicht verunreinigt wird durch die äußern Flecken, die das Auge wahrnimmt, so wird auch das Eine Selbst, welches allen Dingen inne wohnt, nicht verunreinigt durch das Leiden der Welt, da es selbst draußen steht. — Es gibt einen ewigen Denker, welcher nicht ewige Dinge denkt; obgleich Einer, erfüllt er die Wünsche vieler. Den Weisen, welche Ihn in ihrem Selbst empfinden, ihnen ist ewiges Leben, ewiger Friede. — Alles, was ist, die ganze Welt, nachdem sie (aus Brâhma) hervorgegangen, zittert in seinem Hauche. Jenes Brâhman ist ein großer Schrecken, wie ein gezogenes Schwert; die es erkennen, werden unsterblich. — Es kann nicht mit der Sprache erreicht werden, mit der Seele oder mit dem Auge. Es kann nicht erfaßt werden, außer von dem, welcher sagt: Es ist. — Wenn alle Wünsche, welche im Herzen weilen, aufgegeben werden, dann wird der Sterbliche unsterblich und erlangt Brâhman. — Wenn alle Bande des Herzens hier auf Erden zerrissen werden, dann wird der Sterbliche unsterblich. — Hier endet meine Lehre." In der That eine Lehre, welche an Tiefe der Gedanken und ethischem Gehalt zu der ernsten Lebensauffassung der Stoa und des Christentums hinanreicht.*

Im Allgemeinen steht das System der Vedânta-Philosophie nicht vereinzelt in der Geschichte der menschlichen Forschung. In Griechenland haben die Eleaten auch ein einziges Seiendes gelehrt und die ganze sinnliche Welt als einen bloßen „Schein" (δόξα) betrachtet. Und im vorigen Jahrhundert hat Kant auch darauf verwiesen, daß wir nur durch unsere Sinne, also als unser eigenes Produkt die Welt zu erkennen vermögen, aber daß ihr eigentliches Wesen, das was sie an sich ist, uns verborgen bleibt.

*Ein zweites System, das gewöhnlich Kapila zugeschrieben wird, ist die Sankhya-Philosophie. Diese nimmt zwei Grundprinzipien an: den Stoff, die Natur oder die Materie einer-, die Seele andererseits. Beide sind ewig und unerschaffen. Die Natur ist das schöpferische Prinzip, und aus ihr, der unbegrenzten und unerschaffenen ging alles Erschaffene und Begrenzte hervor. Dagegen fehlt ihr die Fähigkeit des Erkennens. Diese Fähigkeit kommt dem zweiten Grundprinzip, der Seele, zu. Während die Natur nur Eine ist, besteht die Seele als Vielheit

von Seelen. Diese Seelen sind ewig neben der Natur, gehen aber in die Natur ein. Indem sie dies thun, hüllen sie sich in einen Urleib (das Ichbewußtsein), und in einen materiellen Leib, der aus den Grundelementen Äther, Luft, Licht, Wasser und Erde besteht. Der Urleib und die Seele bestehen ewig, dagegen ist der materielle Leib vergänglich. Aufgabe des Menschen ist es, zu erkennen, daß seine Seele und sein Körper grundverschiedene Wesen sind, deren Verbindung nur eine Täuschung ist. Hat er diese Kenntnis erlangt, so wendet er sich von der Natur und seinem Leibe ab und steht ihnen teilnahmslos gegenüber. Für ihn haben die mit dem Körper verbundenen sinnlichen Freuden und Leiden keine Bedeutung. Er zieht sich auf sein geistiges Ich zurück und fühlt sich auf diese Weise von dem Körper, der Natur erlöst. Obwohl im Ziele übereinstimmend, sind doch die Wege verschieden, welche Santhya und Vedanta gehen. Dieses ist reiner Monismus, jenes ein Dualismus, welcher sich nicht bemüht, die Art und Weise, wie die beiden Grundprinzipien in Beziehung zu einander treten, zu erforschen. Während das Vedânta mit der Religion in Harmonie steht, eigentlich nur eine durchgeistigte Brâhmalehre ist, tritt das Sankhya in stricten Gegensatz gegen die herrschende Religion. Es erkennt keinen höchsten Gott an; die Götter sind ihm gerade solche Seelen wie die Menschen. Es bekämpft den Gottesdienst als wirkungslos und darum auch als wertlos und untergräbt das Ansehen der Vedas und der gesamten Offenbarung. Es war demnach das menschliche Denken der Inder in dem Sankhyasystem bereits beim Skepticismus und Rationalismus angelangt, Weltanschauungen, deren Spuren wir schon in früheren Perioden fanden.*

*Dem Rationalismus liegt der Pessimismus nahe, der im Anschluß an das Sankhyasystem sich entwickelte. Eine Probe hiervon findet sich im Râmayana, offenbar eine Interpolation aus späterer Zeit. Râma weigert sich, die Regierung anzutreten, weil das gegen ein Gelübde seines verstorbenen Vaters Daçaratha wäre. Von diesem Entschlusse sucht ihn nun Jâvâli, der berühmte Gelehrte und Ratgeber seines verstorbenen Vaters abzubringen, indem er zu ihm spricht: „Es ist eine falsche Ansicht, daß man den Toten den Gehorsam bewahren müsse. Daçarathas Seele hat den Körper verlassen und befindet sich in einem andern Körper,[1] wie kann sie einen Anspruch erheben auf Dich? Ein Mensch wird

[1]) Die Sankhyalehre behielt die Lehre von den Wiedergeburten bei.

für sich geboren und geht für sich zugrunde; seine Eltern gleichen einer Stube, in welcher er eine Zeitlang wohnt, und die er dann verläßt. Ein Thor ist, der sein Herz an diese zeitweilige Wohnung hängt. . . . Unser sterbliches Leben in dieser Welt ist das ganze Wesen unseres Seins. Ich gräme mich nicht über die, welche Reichtum und Glück in dieser Welt erstreben, aber ich bedauere die, welche diese greifbaren Güter in diesem Leben verachten und ihre Zeit damit verschwenden, ein Glück in einem künftigen Leben zu suchen, das nicht besteht. Denn nach einem Leben voll Mühe und Unglück sinken sie mit dem Tode in ein vollständiges Nichts. . . . Ein künftiges Leben gibt es nicht, nur das auf dieser Welt, und dies ist unser höchstes Gut. Das, was den Sinnen offenbar ist, das ist das Objekt unseres Strebens; denn von diesen Dingen haben wir einen direkten Beweis. Was nicht durch unsere Sinne erfaßt wird, das laß zur Seite liegen, denn hierfür haben wir keinen direkten, sondern nur einen indirekten, unzuverlässigen Beweis. . . . Die ganze Welt ist in Unsicherheit gehüllt. Männer von hervorragenden Tugenden sollen Glück haben, aber die Tugendhaften erleiden Unglück, die Schlechten erscheinen glücklich. Jedes Ding, das besteht, vergeht, und die ganze Welt ist in einem Zustande der Unordnung." Unwillkührlich gemahnen uns diese Lehren an die des entarteten Epikuräismus, und sie treten zu der Vedântalehre in einen ähnlichen Gegensatz als dieser zu dem Stoicismus. Aber auch unser moderner Pessimismus kann die hier gepredigten Grundsätze adoptieren.*

Wie die philosophischen Systeme die Moral ihrer Jünger beeinflußten, wie sie also auf die Erziehung einwirkten, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden, das erhellt aus den Zielen, welche sie ihren Bekennern setzten und aus den Vorschriften, welche sie ihnen zur Erreichung dieser Ziele gaben. Diese Systeme, namentlich das Kapilas, bereiteten jene religiöse Bewegung vor, welche mit dem Namen Buddhas verknüpft wird.

γ. Der Buddhismus.

*Die Sânkhyalehre ebnete dem Buddhismus die Bahn, was die Sage insofern anerkennt, als sie die Heimath Buddhas Kapilavastu, Wohnung Kapilas, des Begründers des Sânkhyasystems, nennt. Buddha selbst war der Sohn des Königs Çuddhodana aus dem Geschlechte der Çakya und hieß ursprünglich Siddhârtha. Sein Leben ist mit zahlreichen Sagen ausgeschmückt, welche sich in

den heiligen Schriften der Buddhisten namentlich in dem Lâlita Vistara vorfinden. Als er in die Schule gebracht wurde, um daselbst Unterricht zu erhalten, da war der Glanz, der sich um ihn verbreitete, so groß, daß der Lehrer Viçvamitra zur Erde stürzte. Die Proben, die er in der Schreibkunde ablegte, ehe der Lehrer ihn darin unterrichten konnte, waren so außergewöhnlich, daß der Lehrer nicht frei von Anmaßung ausrief: „Dieser steht höher als alle Götter, er ist unvergleichlich, ohne seines Gleichen in der Welt.“ Später verläugnete sich bei den Leseübungen ebensowenig seine Wundermacht. Denn wenn z. B. die Schüler „a“ sagten, hörte man „a-nityah saravasaṁskarah“ (unbeständig ist jeder Eindruck), sprachen die Schüler „î“, dann ließ sich hören „îti-bahulam jagat“ (die Welt ist voll Plagen). In gleicher Weise folgte auf jeden Buchstaben ein erbaulicher Spruch Buddhas, so daß das Gemüt der 32000 Schüler, die in der Schule saßen, für seine Heilslehren vorbereitet wurde. Von Natur aus ungewöhnlich begabt und sorgfältig erzogen, zeichnete er sich in einem Wettstreit mit 500 Çâkyas nicht bloß durch ritterliche Übungen sondern auch durch eine erstaunliche Meisterschaft in allen Künsten und Wissenschaften aus. Mit 16 Jahren wurde er verheirathet und führte ein üppiges Leben in seinen Palästen. Als er 29 Jahre alt geworden war, erblickte er auf einer Spazierfahrt einen Kranken, einen Greis und einen Leichnam am Wege. Dieser Anblick des menschlichen Elends trieb ihn zum Nachdenken über die Plagen und Leiden der Menschen und zur Erforschung der Ursachen dieser Leiden. Er zog sich deshalb in die Einsamkeit zurück, schor sich das Haar, kasteite seinen Körper und empfing unter einem Feigenbaume sitzend die „Erleuchtung“, d. h. die Erkenntnis der Wahrheit. Deshalb wurde er Buddha d. h. „der Erleuchtete“ genannt. Er gelangte zu der Erkenntnis, daß Unbeständigkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen das Übel sei, unter welchem der Mensch in allen Lebensaltern leidet. Deshalb sind ihm die eigentlichen Urheber dieses Leidens die Sinne und die durch dieselben bei der Berührung mit der Welt hervorgerufenen bewußten Empfindungen. Gelingt es dem Menschen, das Bewußtsein und die es erzeugenden geistigen Anlagen auszulöschen, so hat er mit der Ursache auch deren Folgen, das Übel, vernichtet. Dieses Auslöschen des Bewußseins, dieses Vernichten der Seele ist das berühmte „Nirvâna“ der Buddhisten. Der Weg dazu ist die Lossagung des Geistes vom Körper, also Askese, und das Nachdenken über die Eitelkeit der Welt als die eigentliche Ursache alles

Leidens und über die Vergänglichkeit und darum Wertlosigkeit des individuellen geistigen Lebens, also die Meditation. Der Buddhismus führte demnach zu denselben Grundsätzen wie der Brahmaismus. In diesem wird das Aufgehen in Brâhma mit denselben Mitteln, wie in jenem die Vernichtung der Seele gepredigt. Doch tritt die buddhistische Lehre deutlich in Gegensatz zu der brahmanischen, indem durch das Nirvâna der Weg gewiesen wird, um den Umwandlungen der Welt und dem Rade der Umwälzungen, den „Wiedergeburten" zu entfliehen. Dadurch wurde das hauptsächlichste Mittel, durch welches die Brâhmanen ihre Anhänger in steter Seelenangst erhielten und sich willfährig machten, beseitigt. Auch die drückende Scheidung der Kasten, wie sie die brahmanische Theorie entwickelt hatte, brachte der Buddhismus zum Falle. Buddha lehrte, daß zwischen dem Körper des Sklaven und eines Prinzen kein Unterschied sei. Im schlechtesten Körper könne die beste Seele wohnen. Nur nach dem Geiste sei der Körper zu schätzen. Die Tugenden frügen nicht nach Kasten. Im Einzelnen erinnern Legenden der Buddhisten an die Erzählungen des neuen Testamentes. Als die Brâhmanen Buddha tadelten, daß er den Unreinen predige, sagte er: „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für Alle." Einst verlangte einer seiner Schüler von einem Tschandalamädchen, das er Wasser vom Brunnen schöpfen sah, zu trinken. Da sie ihm entgegnete, sie sei eine Tschandala und dürfe ihn nicht berühren, erwiderte er ihr: „Meine Schwester, ich frage nicht nach deiner Kaste noch nach deiner Familie, ich bitte dich um Wasser, da du es mir geben kannst.*

Wäre Buddha blos bei der Spekulation geblieben, so wäre seine Lehre nur eine neue Phase in der weltflüchtigen Philosophie der Inder, die sich an die Sankhyalehre organisch anschlösse. Für die Erziehung gewann er erst dadurch eine Bedeutung, daß er das soziale Leben umgestaltete und im Anschlusse an das philosophische System und neben demselben eine Moral lehrte, durch welche das Leben jedes Individuums bestimmt wurde. Diese Moral wurde dann später in ein System gebracht und in den heiligen Schriften niedergelegt, in welchen auch die philosophischen und theologischen Grundsätze Aufnahme fanden. Die ganze Sammlung heißt Tripitaka „die drei Körbe" und gliedert sich in die Sûtra-pitaka, welche Aussprüche und Reden des Meisters enthält, in die Vinaya-pitaka, die Klosterregel, und in die Abidharma-pitaka, in welcher die Dogmatik und Philosophie enthalten sind.

Im sozialen Leben ist neben der Beseitigung der Kasten, wodurch eine gleichartige Erziehung aller Glieder der Gesellschaft ermöglicht wurde, insbesondere die Herabsetzung des weiblichen Geschlechtes bemerkenswert. Buddha wurde von einem Schüler vor seinem Tode befragt: „Wie sollen wir uns gegen Frauen benehmen?" Er antwortete: „Sie nicht ansehen." „Aber wenn man sie sieht, was dann," fragte der Schüler weiter. „Sie nicht anreden," erwiderte der Meister. „Aber wenn man sie anreden muß, wie dann?" fuhr der Schüler fort. „Dann soll man sich mit Vorsicht rüsten," bemerkte Buddha. Und an einer andern Stelle wird ein Ausspruch Buddhas angeführt: „Jede Frau wird, wenn sie einen passenden Ort oder den passenden Verführer findet, eine Sünde begehen, nötigenfalls mit einem Krüppel, wenn kein besserer da ist." Diese Ansichten hängen mit dem philosophischen Systeme Buddhas zusammen, demzufolge die Geburt des Menschen als Ursache aller seiner Leiden und die durch die Begierde hervorgerufene Empfängnis als Ursache der Geburt verabscheuungswürdig erscheint.

Im Widerspruche mit dieser Misachtung des weiblichen Geschlechtes stehen die Lehren, welche der Kodex der buddhistischen Moral in Bezug auf die Wertschätzung der Frauen gibt. Darin wird vom Manne gefordert, daß er seiner Frau dadurch Liebe beweise, daß er ihr 1) mit Achtung, 2) mit Freundlichkeit begegne, daß er 3) ihr treu bleibe, 4) dafür sorge, daß sie von anderen geehrt werde, und 5) ihr die nötigen Kleider und Schmucksachen gebe. Andererseits fordert das Gesetz von der Frau, ihrem Manne dadurch ihre Neigung zu bekunden, daß sie 1) das Hauswesen in Ordnung halte, 2) Verwandten und Freunden Gastfreundschaft erweise, 3) eine tugendhafte Gattin, 4) eine sparsame Hausfrau sei, und 5) Geschicklichkeit und Eifer in allem beweise, was ihr zu thun obliege. Auch die Thatsache widerspricht den verächtlichen Äußerungen, die Buddha in Bezug auf die Frauen in den Mund gelegt werden, daß in der buddhistischen Kirche Frauen eine hervorragende Rolle spielen. Sie können sogar Arhats werden, den höchsten Grad in der Priesterschaft erreichen; so nimmt Mahendras Schwester Sanghamitrâ, nachdem sie als Priesterin geweiht worden, eine hohe und einflußreiche Stellung in der Hierarchie ein. Man kann eben öfter bemerken, daß die praktische Moral mit der Theorie des philosophischen Systems nicht vollständig stimmt.

*In der Wirklichkeit mußte der Buddhismus, so sehr er die Geburt als den Grund alles Leidens der Menschen verwünschte,

auf die Erhaltung der Menschheit und darum auch auf ein geordnetes **Familienleben** wert legen. Darum finden sich auch unter seinen Gesetzen Vorschriften zur Ordnung der Familie. Neben den schon angeführten Pflichten des Mannes und der Frau wird auch der Pflichtenkreis zwischen Eltern und Kindern festgestellt. Die Eltern haben ihre Kinder 1) vom Bösen zurückzuhalten, 2) zum Guten anzuleiten, 3) unterrichten zu lassen, 4) zu verheiraten und 5) ihnen ein Erbe zu hinterlassen. Dafür soll jedes Kind sich den Eltern dankbar erweisen, indem es sich vornimmt 1) sie zu unterstützen, 2) den Familienpflichten, die ihm obliegen, zu genügen, 3) ihr Eigentum zu bewahren, 4) sich würdig zu erweisen, ihr Erbe zu werden, und 5) ihr Gedächtnis zu ehren, wenn sie hingeschieden sind.*

*Hat der Knabe ein bestimmtes Alter erreicht, und sind seine geistigen Kräfte hinlänglich entwickelt, so muß er in **die Schule** geschickt werden. Der Unterricht in den buddhistischen Schulen war nicht viel anders als der bei den Brahmanen. Nur trat an die Stelle der brahmanischen Literatur die buddhistische. I-tsing, ein Chinese, der freilich erst im 7. Jahrhundert nach Chr. in Indien weilte, erzählt, daß der Unterricht der Knaben im 6. Jahre beginne. Nach ihm lernen sie zuerst die 49 Buchstaben und 10000 Wörter (etwa 300 Verse). Im 8. Jahre fangen sie an, die Grammatik Paninis zu lernen, danach prägen sie sich das Verzeichnis der Wurzeln ein. Nach dem 10. Jahre studieren sie die Anhänge 3 Jahre lang. Sind sie 15 Jahre alt, so beginnen sie mit dem Studium der Commentare zur Grammatik, das 5 Jahre währt. Mit diesem hauptsächlich formalen Studium läuft der Unterricht in der Religion parallel. Sie lernen zuerst die 5 und die 10 Gebote kennen, dann werden ihnen 550 Hymnen des Dichters Mâtrtscheta eingeprägt. Hernach studieren sie die Sûtras und die Jâtakamalâ, und zwar lernen sie diese Schriften auswendig. In ähnlicher Weise wird der Unterricht in den Buddhistenschulen auch in der älteren Zeit eingerichtet gewesen sein.*

*Für die Zucht bestanden besondere Gesetze. Die hauptsächlichsten waren 1) daß der Schüler in Gegenwart des Lehrers **aufstehe**, 2) ihn bediene, 3) ihm gehorche, 4) ihm, das was er bedarf, beschaffe, 5) seinem Unterrichte aufmerksam folge. Dagegen fordert das Gesetz auch vom Lehrer Zuneigung zu seinen Schülern, die sich dadurch bethätigen soll, daß er 1) sie zu allem Guten antreibe, 2) sie lehre, aufmerksam zu sein, 3) sie in den Kenntnissen und

Wissenschaften unterrichte, 4) sie bei seinen Freunden und Gefährten lobe und 5) sie vor Gefahren behüte.*

*Als hauptsächlichstes Ziel, das bei der Erziehung verfolgt wurde, galt die **Sittlichkeit**, wie sie der Buddhismus erfaßte. Diese Sittlichkeit bestand zunächst in der Bezähmung und Abtötung der Sinne, der Quelle aller Leiden des Menschen. Das Ideal, zu dem die Jugend beider Geschlechter erzogen wurde, war der allen weltlichen Freuden abgestorbene Asket (Çrâmana, der Bezähmer, oder Bikshu, der Bettler). Die Jugend wurde für das Mönchtum erzogen. Darum heißt auch der Schüler Çrâmanera (der kleine Asket). An ihn wurden ähnliche Anforderungen gestellt, wie an den Brahmatschârin, sowie auch der buddhistische Mönch dem brahmanischen Sannyâsin entspricht. Was also über diese früher[1]) gesagt wurde, gilt auch für die buddhistischen Schüler und Mönche. Beherrschung der Sinne und die daraus hervorgehende weder durch Leid noch durch Freud getrübte Ruhe des Gemütes empfehlen auch die heiligen Schriften der Buddhisten. So heißt es zutreffend* im Dharmapadam (Gesetzes-Fußtapfen, einer Lehrspruchsammlung):

Sich selber zu besiegen ist ein schön'rer Sieg als Schlachtensieg,
Der Sieg deß, der sich selbst bezähmt, der stets sich zu beherrschen weiß.

Wer hundert Jahre zuchtlos lebt, unruhig stets in seinem Sinn,
Viel besser ist ein einz'ger Tag des züchtig, sinnend Lebenden.

Wer hundert Jahre lebt, nicht merkend Lebens Auf- und Untergang,
Viel besser ist deß einz'ger Tag, der Anfang merkt und Untergang.

Nichts Übles thun, nichts Gutes unterlassen, der Gedanken Gang
Rein halten unablässig sich, ist dem Buddhisten strenge Pflicht.

Austrockne der Begierde Strom, die Lust treib aus, o Brahmana,
Das Ungeschaffne kennst Du, wenn das Nichts Du kennst, o Brahmana.

Den Weisen hoher Einsicht voll, den Wegs- und Nicht-Wegs Kundigen,
Der aller Dinge Höh' erklimmt, nur diesen nenn' ich Brahmana.

Wer Leid und Freude hinter sich, in Ruhe lebt, des Elends los,
Wer alle Welten überwand, den Helden nenn' ich Brahmana.

*Neben der Abtötung kam in der Moral Buddhas noch ein zweites Prinzip zur Geltung. Ihm erschien die Erde als ein Ort der Leiden, als ein Jammerthal, in welchem alle Menschen zu einer großen Gemeinschaft vereinigt sind, deren einigendes Band eben die Leiden bilden, welche jedes Glied zu tragen hat. Darum ist es Pflicht eines Jeden, die Leiden seiner Mitmenschen zu lindern. Also ist Mitleid die Hauptforderung, welche Buddha an seine Schüler stellt. Dieses in der Weise zu bethätigen, daß man seinen Mit-

[1]) Siehe oben pag. 383.

menschen nicht nur keine Leiden zufüge, sondern daß man ihre Schmerzen mildere und für ihr Wohlergehen auf jede Weise Sorge trage, ist heilige Pflicht jedes wahren Jüngers Buddhas. Die brüderliche Nächstenliebe, die Geduld und Barmherzigkeit, welche das Christentum später lehrte, finden sich schon als Hauptgebote im Buddhismus vor. Neben der Lehre von der Gleichheit der Menschen, welche den Kastengeist vernichtete, war es wohl diese edle Moral, die es erklärbar macht,* daß Buddha, der Stifter der ausgebreitetsten Religion (— die Buddhareligion ist über fast alle ostindischen Inseln, über den größten Teil China's, über die östliche Halbinsel Indiens, über Tibet und die Mongolei 2c. ausgebreitet und zählt in Asien, wo ungefähr 18 Millionen Christen, 80 Millionen Muhamedaner, 80 Millionen Brahmaiten leben, gegen 400 Millionen Bekenner —) ward, in und mit der er, wie Bunsen bemerkt, dem Stifter des des Christentums am fernsten und am nächsten steht: „am fernsten, denn er gibt die Wirklichkeit auf, welche Jesus zu göttlicher Lauterkeit erheben will; am nächsten aber an Freiheit und Menschlichkeit des Gottesbewußtseins und an Erfolg."

Aber mit der Zeit verflüchtigte die Moral des Buddhismus in eine Reihe von Geboten, die in einem Katechismus zusammengefaßt wurden, welcher sich nur zum Teil mit der Sittlichkeit beschäftigt. Viele dieser Gebote sind bloße Anstandsregeln oder beziehen sich auf bestimmte durch die Kirche eingeführte Äußerlichkeiten des Lebens. Es hängt diese Erscheinung mit der Organisation der buddhistischen Kirche zusammen, die zu einer Codification der Dogmatik und Moral führte. Am deutlichsten offenbart sich die hierdurch erzeugte schablonenhafte Veräußerlichung der Moral darin, daß man eine niedere, mittlere und höhere Moral unterschied. Erstere gilt für alle Menschen, letztere blos für die Mönche. Als allgemeingültige Gebote wurden die Forderungen aufgestellt: 1) Du sollst kein lebendiges Wesen töten; 2) Du sollst nicht stehlen; 3) Du sollst keine Unkeuschheit begehen; 4) Du sollst nicht Unrecht thun mit Deinem Munde; 5) Du sollst nichts Berauschendes trinken. *Für die Mönche galten noch 5 besondere Vorschriften*: 1) Du sollst das Haar auf dem Scheitel Deines Hauptes nicht parfürmieren und Deinen Körper nicht bemalen; 2) Du sollst nicht dem Gesange zuhören, noch Schauspielen beiwohnen; 3) Du sollst nicht sitzen oder liegen auf einem hohen und breiten Polster; 4) Du sollst nicht essen nach der Zeit; 5) Du sollst weder Gold, noch Silber, noch sonst etwas von Wert, als Privateigentum besitzen.

Da das Ideal des Buddhismus der Klosterstaat ist, in welchem alle Menschen fromme Bettler sind und der Welt entsagen, so wurden für diese höhere Stufe der Moral durch die buddhistische Kirche bis ins Einzelne gehende Regeln aufgestellt. Sie galten zum Teile für jeden Asketen, der nach Vollkommenheit strebte, ganz besonders aber für die religiöse Brüderschaft oder den Orden (Sangha), zu dem sich alle Mönche später vereinigten. Die in der Vinaya-pitaka niedergelegten Ordensregeln beziehen sich auf die Aufnahme, das Noviziat, die Kleidung, Wohnung, Nahrung, Lebensweise, Disziplin und den Cultus. Im Allgemeinen sei hervorgehoben, daß der Çramanera erst mit dem 20. Jahre durch eine besondere Weihe (upasampadâ) zum Mitgliede des Ordens geweiht ward, und daß Armut, Keuschheit, Gehorsam und gewissenhafte Erfüllung der Hunderte von Vorschriften, welche das Mönchsleben regeln, als Haupttugenden galten. Im Einzelnen sind für die Erziehung die Zuchtmittel und Strafen bemerkenswert, welche in der Ordensregel vorkommen. Wir erfahren daraus, daß für bestimmte Fälle die Ermahnung und Warnung, für andere die Stellung unter Aufsicht, für Beleidigungen die Abbitte, für schwerere Vergehen eine kürzere oder längere Ausschließung und als größte Strafe die Ausstoßung aus dem Orden verhängt wird. Als ein besonderes merkwürdiges Zuchtmittel erscheint uns die Beichte. Weil der Buddhismus nicht auf äußerliche Werke, sondern auf die Gesinnung das Schwergewicht legte, so forderte er, daß die Sünde durch Besserung der Gesinnung und den Schmerz der Reue gesühnt werde. Als Beweis hierfür diente das Bekenntnis der Sünde und der ernstliche Vorsatz, sie nicht wieder zu begehen. Dieses Sündenbekenntnis erfolgte entweder in der großen Versammlung der Ordensmitglieder zur Zeit des Neu- und Vollmondes, bei welcher der Vorsitzende die Absolution erteilte, oder es konnte auch in der Zwischenzeit der Sünder sein Gewissen erleichtern, wenn er knieend einem seiner „ehrwürdigen Brüder" seinen Fehltritt gestand. Dann sprach dieser ihn von der Sünde frei. Auch Generalbeichten waren beim Abschlusse der Regenzeit verordnet.

*Wenn wir uns schließlich der **Religion** als einem wichtigen Erziehungsfaktor im Leben der Buddhisten zuwenden, so müssen wir, wie bei der Moral, das philosophisch-theologische System von der kirchlichen Praxis unterscheiden. Der Buddhismus kennt eigentlich keinen Gott und keine persönliche Fortdauer nach dem Tode, also auch keine Wiedergeburt, keinen Himmel und keine Hölle. That-

sächlich wird von Buddha erzählt, daß er die Existenz von Höllen läugnete. Hierüber befragt, sagte er einst: „Die Höllen sind erfüllt mit unwissenden Menschen, welche in ihrer Thorheit an das glauben, was nicht besteht. Sie sind das Produkt ihrer Einbildung.“ Das Aufgehen in „Nichts“ ist nach Buddha das Ziel des Menschen und der ganzen Welt. Von diesem Standpunkte aus hätte sich auch kein Cultus entwickeln können. Die einzige religiöse Handlung wäre die Meditation gewesen, die zur Verläugnung der Individualität zum Verlöschen der Seele, dem berühmten Nirvâna, führt.*

*Aber eine Religion ohne Gott, ohne Cultus, ohne unsterbliche Geister hätte nur bei Philosophen Anwert finden können. Die große Masse der Menschen bedarf eines Cultus und bedarf überirdischer Wesen, zu denen sie ihren Geist erhebt. Da lag es denn nahe, den Begründer der Religion, Buddha, als Vorbild für die Bekenner seiner Lehre, zum Gegenstande der Verehrung und Anbetung zu machen, ihn zum Gotte zu erheben. Ihm wurden später abstrakte Gottheiten, Dharma, die Personification der Lehre oder des Gesetzes, und Sañgha, das Mönchtum als die vollendete concrete Form des Gesetzes, an die Seite gesetzt, und so entstand die Dreifaltigkeit der Buddhisten, in der aber Buddha als Thatâgatha (Wegweiser) die erste, die beiden andern Wesen weit überragende Stelle einnimmt. In diesen „drei Kleinoden“ verehrten sie die höchsten Ideale. — Durch eine bloße Erhebung des Geistes zu seinen Idealen fühlt sich aber das menschliche Gemüt nicht befriedigt; es bedarf auch eines sinnenfälligen Gottesdienstes, sinnlicher Formen als Ausdruck seiner geistigen Stimmung. Um diesem Bedürfnis zu genügen, entstand die Verehrung der körperlichen Überreste des Religionsstifters, der Dinge, welche mit ihm in Berührung gestanden, der Stücke, welche in seinem Leben eine hervorragende Bedeutung gewonnen hatten. Seine Haare, Zähne und Knochen wurden als heilige Reliquien betrachtet, über die man prächtige Tempel aufführte, der Topf, der Bettelstab, die Kleider, die er als Bikshu getragen, wurden als kostbare Schätze aufbewahrt, zu denen die Gläubigen in großen Massen wallfahrteten; der Garten, in welchem er geboren, der Teich, in welchem er gewaschen worden, der Feigenbaum, unter dem ihm die Erkenntnis gekommen, die Fußspuren, die er an verschiedenen Orten zurückgelassen, galten als heilige Stätten, denen die Bekenner seiner Lehre nur mit scheuer Ehrfurcht nahten. Um die Erinnerung an den zur Gottheit erhobenen Stifter recht lebendig zu gestalten, wurden dann Bilder desselben angefertigt und Episoden aus seinem Leben

bildlich dargestellt. Vor diesen Bildern verrichteten und verrichten die Buddhisten ihren Gottesdienst. Er besteht hauptsächlich in Gebeten und Gesängen, in Spenden von Blumen, Früchten und Wohlgerüchen. Aber auch besondere Feste wurden eingesetzt, bei welchen Umzüge mit den Bildnissen der Götter stattfinden und Festspiele mit dem Aufgebot allen Glanzes abgehalten werden. Diese Formen des Gottesdienstes wirken erhebend auf das Gemüt der Gläubigen und, in sofern auch Kinder an denselben sich beteiligen, sind sie auch ein wesentlicher Faktor für deren Erziehung zur Frömmigkeit und Religiosität. Überdies besteht in der buddhistischen Kirche eine besondere Unterweisung in der Religion. Im Cultus der Buddhisten nimmt die Predigt eine wichtige Stelle ein, namentlich wird die Regenzeit dazu benutzt, um dem Volke die heiligen Schriften vorzulesen und besondere Belehrungen daran zu knüpfen. Aber auch bei jeder kirchlichen Feier kommt die Predigt als integrierender Bestandteil derselben vor.*

Freilich muß hervorgehoben werden, daß im Laufe der Jahrhunderte sowohl das Dogma als auch der Cultus der Buddhisten in einen wüsten Götzendienst und in einen geisttödtenden Mechanismus und Formalismus ausartete. Neben Buddha wurden eine Unzahl andere Gottheiten, Boddhisattvas, in ihr Pantheon aufgenommen, und die Lehre von den Incarnationen ausgebildet, derzufolge die Seelen der hervorragendsten dieser Boddhisattvas immer wieder menschliche Leiber annehmen. Der Reliquiencultus nahm so überhand, daß er zu einem förmlichen Fetischdienst wurde, und was den Formalismus anbelangt, so braucht bloß auf die Rosenkränze und Gebettrommeln der Tibetaner hingewiesen zu werden, um darzuthun, daß in diesen Formen des Cultus jedes veredelnde, sittigende Moment fehlt.

*Dagegen darf man dem Buddhismus das Verdienst nicht absprechen, daß durch ihn hauptsächlich die Kunst in den Dienst der Religion gestellt wurde, und daß somit durch ihn auch für die **ästhetische Erziehung** des Volkes Sorge getragen ward. Weniger bekannt ist die Pflege der Musik, wiewohl behauptet wird,[1]) daß die Musik beim Gottesdienste der Buddhisten „originell und ergreifend" sein soll. Gewiß hat aber der Cultus Buddha's zu den Bauten Anlaß gegeben, welche teils als Grabbauten (Stupas oder Dagobs) teils als Klöster (Viharas) erhalten sind und von einer nicht geringen Entwicklung

[1]) Dr. Cramer II. p. 30 nach Bohlen.

der indischen Architektur Zeugnis geben. Das Bedürfnis, Buddha und die übrigen Gottheiten in menschlicher Gestalt nachzubilden, begünstigte das Aufblühen der Plastik, deren Werke auch im Relief zum Schmucke der Tempel und Klöster dienten. Bis auf einzelne Ungeheuerlichkeiten, welche mit der Symbolik zusammenhängen, sind die Gestalten ziemlich naturgetreu und mitunter von einer eigentümlichen Weichheit und Grazie. Die Gebäude imponieren mehr durch Größe und den massenhaft angebrachten oft phantastischen Schmuck, als durch Schönheit und Ebenmaß. Immerhin hat der Buddhismus durch die Kunst veredelnd, also erziehend auf den Geist und das Gemüt seiner Bekenner gewirkt.*

*Mit der Lehre von dem Nirvâna, der Sterblichkeit der Seele, hätten die Jünger Buddha's sich eines der wichtigsten Erziehungsmittel, des Glaubens an eine Vergeltung beraubt. Um dasselbe nicht zu entbehren, wurde, wie wir dies schon in andern Fällen gesehen haben, im Widerspruche mit der philosophischen Grundlage der Religion die im Brahmaismus vorhandene Lehre von der Seelenwanderung und dem Fortleben der Seele nach dem Tode auch von den Buddhisten in ihr Lehrgebäude aufgenommen, und die Gunst, von der Wiedergeburt befreit zu sein, nur wenigen in Aussicht gestellt. Buddha soll einst, als er über das Leben nach dem Tode befragt wurde, gesagt haben, daß im Allgemeinen die Menschen wiedergeboren werden, doch derjenige, welcher an Buddha, an das Gesetz (Dharma) und die Kirche (Sañgha) glaubt, der die Sitten, die edle Menschen lieben, besitzt, dessen Sünden geschwunden sind, der sich von den niedern Banden der Begierde losgelöst hat, der durch die Höhe der Einsicht und Tiefe der Erkenntnis zur Erlösung gelangt ist, brauche nicht mehr wiedergeboren zu werden. Solch' eine Vollkommenheit konnten offenbar nur Wenige erreichen. Die übrige Menge der Gläubigen war dazu verurteilt, wieder geboren zu werden. In der Art der Wiedergeburt und in den Schicksalen auf Erden lag Lohn und Strafe für Tugend und Laster. Je nachdem jemand auf Erden gelebt, wurde er entweder in die Hölle verstoßen, oder als Thier oder als Mensch wiedergeboren. Bei großem Verdienste konnte er auch als himmlischer Geist, ja selbst als Gott ein neues himmlisches Leben beginnen. Innerhalb dieser Formen der Wiedergeburt in der Hölle, im Erdenleben und im Himmel gab es aber eine zahllose Menge von Stufen. Die tiefste Hölle hieß Avîtschi. Die Verworfenen, welche in derselben die furchtbarsten Qualen litten, wurden nach einer bestimmten Zeit in eine minder

qualvolle Hölle versetzt und mußten nacheinander im Ganzen 136 Höllen in ebenso vielen Lebensaltern durchmachen. Dann konnten sie erst wieder auf Erden als Thiere wiedergeboren werden. Auch unter den Thieren gab es eine Stufenleiter. Am niedrigsten standen die Ameisen, Läuse, Wanzen und Würmer, am höchsten der Löwe, der Elephant, das Pferd, der Stier und der Affe. Aber auch jene, die als Menschen wiedergeboren wurden, hatten nicht gleiches Schicksal. Je nach Verdienst ward der eine Handwerker, der andere Kaufmann, ein dritter ein Prinz oder König. Selbst die einzelnen glücklichen oder unglücklichen Erlebnisse auf Erden waren Lohn oder Strafe für vergangene Thaten. So erklärte Buddha einem Manne, dem der König die Augen ausstechen ließ, dies als Strafe dafür, daß er in seinem früheren Leben vielen Gazellen die Augen ausgestochen habe. Einem andern offenbarte er, daß er in einem früheren Dasein einen Einsiedler getödtet und dafür 1000 Jahre lang Strafen in der Hölle gelitten habe. Er prophezeite ihm, daß er überdies noch in diesem Leben den Kopf verlieren werde, und daß ihm dasselbe Schicksal in 500 folgenden Existenzen bevorstehe. — Selbst den Aufenthaltsort der Seligen gliederten die Buddhisten in mehrere Himmelsräume. Über der Erde erhebt sich nach ihrer Vorstellung als der erste Himmel der Götterberg (Meru), auf welchen sie Indra und die 33 lichten Gottheiten der Brahmanen versetzten. Aber diese Gottheiten erschienen ihnen noch von Begierden und Leidenschaften beherrscht. Sie hatten nach ihrer Meinung nur die unterste Stufe auf dem Wege des Nirvâna erreicht. Erst über diesem Götterberge erheben sich die vier oberen Himmel, die Himmel der Befreiten, in welchen sich diejenigen befinden, die sich erlöst haben aus den Banden der Sinnenlust, die weder von Freud noch von Leid berührt werden, die losgebunden haben ihre Seele von den Schmerzen des Daseins. In den höchsten Himmel gelangen die Arhat's. Diese haben sich nicht nur befreit von allen Leiden des Daseins, sondern sie sind auch im Besitze übernatürlicher Kräfte. Sie können Wunder wirken, sie sehen und hören alles, insbesondere kennen sie, so wie Buddha selbst, die früheren Existenzen aller lebenden Wesen und können somit ihr Glück und Unglück auf die Tugenden und Laster ihrer vergangenen Existenzen zurückführen. Ja, sie besitzen auch die Fähigkeit, aus dem gegenwärtigen Verhalten des Menschen dessen Schicksal in der Zukunft zu erschließen. Indem diese Fähigkeiten von dem Volke, wenn auch nur in geringerem Grade, jedem Asketen (Çramaṇa) zugeschrieben wurden, erlangten die Mönche einen mächtigen

Einfluß auf das sittliche Verhalten und die ganze Lebensweise aller Gläubigen. Diese waren davon überzeugt, daß ihre Vergangenheit und Zukunft vor deren Auge klar daliege und unterwarfen sich deshalb willig ihren Vorschriften und Geboten.*

*Es offenbart sich somit sowohl in der Religion und dem Cultus, als auch in der Moral und Wissenschaft des Buddhismus eine große Ähnlichkeit mit den gleichen Culturformen des Brahmaismus. Namentlich als die Brahmanen bei der raschen Ausbreitung des Buddhismus sich gezwungen sahen, ihr Religionssystem dem buddhistischen zu nähern, erschien der neu organisirte Brahmaismus sowohl im Inhalte seiner Lehre als auch in der äußeren Praxis des Lebens und des Cultus nicht viel anders als der Buddhismus. Dennoch besteht zwischen beiden ein *gewaltiger Unterschied*. Die Brahmanen mußten die Kastengliederung aufrechthalten, auf der ihre bevorzugte Stellung beruht, und deshalb mußten sie, so verdienstvoll und mächtig ihnen die Askese erschien, die Gründung von Familien also die Ehe als eine heilige Pflicht betrachten. Als Familienväter waren sie an die Welt gebunden und konnten, mit weltlichem Erwerbe beschäftigt, sich nicht ausschließlich dem Dienste der Religion widmen. Dagegen war der buddhistische Mönch, der die Ehe und Geburt als die Quelle aller menschlichen Leiden betrachtete, von den Banden der Familie und der Gesellschaft vollständig befreit, konnte, da er nur von Almosen lebte, sich ausschließlich seinem geistlichen Berufe, seiner Selbstvervollkommnung und der Leitung anderer auf dem Pfade der Erlösung weihen. Auf diese Weise entstand im Buddhismus eine Brüderschaft, die frei von weltlichem Interesse nur der Religion lebte. Das hatte weiter zur Folge, daß sich innerhalb dieser Brüderschaft eine *Hierarchie* ausbildete, die dem Brahmaismus fehlte, und daß diese ihre Lehre, die Formen des Cultus, die Grundsätze für das öffentliche und private Leben zu einem Gesetzbuche zusammenstellte, das in besonderen allgemeinen Versammlungen der Mönche erweitert und verbessert wurde. Im Buddhismus kann und soll jeder Mensch ohne Unterschied der Geburt Mönch werden. Er geht bei der Erziehung von der Sündhaftigkeit und dem Elende, zu dem ja der Mensch von Kindheit auf verurtheilt ist, aus und betrachtet es als Aufgabe der Erziehung, ihn davon durch Abtötung der Sinne, durch Loslösung von allen menschlichen Banden zu befreien. Bei ihm ist nicht die äußere Handlung, sondern die innere Gesinnung der Maßstab für die Vollkommenheit des Menschen. Dagegen hat der Brahmaismus durch das schroffe Festhalten des

Kastensystems eine Standeserziehung herbeigeführt, bei welcher das Hauptgewicht auf äußere Handlungen und vor allem auf die Anerkennung der bevorzugten Stellung der Priesterkaste und auf die unbedingte Unterwerfung unter ihre Herrschaft gelegt wurde.*

Indem der Buddhismus von Indien aus sich über China ausbreitete, hat Indien und seine Cultur einen nicht unwesentlichen Einfluß auf das Reich der Mitte geübt. Es finden sich auch manche Analogien zwischen der Erziehung in China und in Indien, hier wie dort die hohe Verehrung, welche den Eltern gezollt wird, das Betonen der Moral in der Erziehung, die Codificirung der Moral in einer Fülle von Vorschriften, die gedächtnismäßige Drillung im Unterrichte und vor allem der crasse Götzendienst und wüste Aberglauben. Doch erscheinen in dem Erziehungssysteme bei den Chinesen und Indern auch viele Unterschiede.

In China war Alles in Einem und arbeitete Alles für Einen. In Indien geht die tote Einheit in die Unterschiede und in die Besonderheit, in Kasten ein. In China tritt der Despotismus mit äußerer hergebrachter Förmlichkeit auf; in Indien ist die despotische Macht durch die Priesterkaste beschränkt. In China bleibt die dem Staate untergeordnete Religion etwas Aeußerliches; in Indien ist die Religion als die höchste und unmittelbarste Offenbarung des Geistes die Basis der Regierung, wie aller Lebensverhältnisse. In China wird das Kind zum Mitgliede der Familie, in Indien zum Gliede der Kaste erzogen; das Leben jeder Kaste muß sich in ganz bestimmten, vorgeschriebenen Bahnen bewegen und bildet dadurch, weil der Mensch von Jugend auf weiß, was er er zu verrichten hat, eine eigenthümlich große Technik aus, -- die Erziehung ist gefrorene Standeserziehung, die Kasten sind die krystallisierten Stände. Freilich mußte solche Erziehung, wenn sie einseitig festgehalten ward, in Formelkram, in gedanken- und sittenlose Ceremonienaneignung ausarten. Aber doch schimmert mitten durch diese Entartung die höhere Weihe dieses gottwelttrunkenen Volkes hindurch. War es doch ein Fundamentalsatz bei ihm, daß Gott alle Dinge gut geschaffen und der Mensch als ein freies Geschöpf an allem moralischen Übel schuld sei, da seine Seele ein reiner Ausfluß der Gottheit wäre und auch in der irdischen Welt ein Ebenbild Gottes bliebe, — und war doch das Streben nach Wahrheit dem Inder von den Veden zum Gebote gemacht. „Was die Sonne und das Licht dieser sichtbaren Welt sind, das sind die höchste Güte und Wahrheit der geistigen, unsichtbaren; und wie unsere leiblichen Augen bestimmte Wahr-

nehmung der Dinge haben, welche die Sonne erleuchtet, so erwerben sich unsere Seelen gewisse Kenntniß, wenn sie über das Licht der Wahrheit nachdenken, welches von dem Wesen der Wesen ausströmt."

*In diesem Nachdenken über die Wahrheit liegt ganz besonders die hohe Bedeutung Indiens in der Geschichte der Erziehung. Die Inder ließen es sich nicht genügen, ihr Leben in einer zweckmäßigen Weise einzurichten und die Dinge um sich nach ihrem Werte zu schätzen, ihr Geist versenkte sich in ihr Inneres, nach dem zu schauen, „was ihr eigenes Selbst war und nach oben zu blicken, was nicht ihr eigenes Selbst war" und zu versuchen, „ob sie nicht ein wenig von der wahren Bedeutung jenes Geheimnisses verstehen könnten, welches das Leben auf der Erde genannt wird" (Max Müller). Die Spekulation und Meditation hat dieses Volk zu jenen philosophischen und theologischen Systemen geführt, an denen sich die Menschheit abmüht, und zu denen sie immer wieder zurückkehrt. Der Pantheismus wie der Atheismus, der Polytheismus wie der Monotheismus fanden in Indien Anhang und wissenschaftliche Begründung. Der Dualismus von Geist und Materie im Sankhya-system und der Monismus des Vedanta, der die ganze Welt als Täuschung betrachtet und nur der Weltseele ein Sein zuerkennt, kehren in der griechischen Philosophie, in den philosophischen Schulen des Mittelalters und bei den deutschen Philosophen immer wieder. Auch der überhand nehmende Pessimismus kann auf den Buddhismus als seinen Vorläufer hinweisen. Bei dem Eifer, mit welchem sich der Inder der Spekulation hingab, ist es begreiflich, daß er auch über die Spekulation selbst nachdachte und zu einer Theorie der Erkenntnis gelangte. Es nahmen deshalb in den philosophischen Werken der Inder z. B. in der Karma-Mimañsa und in der Vaiçeshika-Philosophie logische und erkenntnis-theoretische Untersuchungen einen großen Raum ein, und es entwickelte sich bei ihnen aus diesen Untersuchungen ein System der Logik, das Nyaya, das einzige Werk aus dem Altertum und Mittelalter auf diesem Gebiete, das neben das Organon des Aristoteles gestellt werden kann. Allerdings wird sich kaum nachweisen lassen, daß diese Seite in der geistigen Entwicklung Indiens auf die Kulturentwicklung des Abendlandes von Einfluß gewesen war, daß die indische Philosophie bei den Griechen oder einem anderen Kulturvolke des Altertums Eingang fand; aber es ist gewiß von hohem Interesse, die Gleichartigkeit der Wege zu verfolgen, auf welchen der menschliche Geist bei der metaphysischen Spekulation sich bewegt, und auch die Übereinstimmung

in den Resultaten zu erkennen, zu denen er auf diesen Wegen gelangt. — Dasselbe, was von der Philosophie gilt, gilt auch von der Religion. So überraschend die Ähnlichkeit des Glaubens der Inder an die Dreieinigkeit, die Menschwerdung, an die Abstammung Buddhas von einer jungfräulichen Mutter, u. v. a. mit den Dogmen des Christentums erscheint, so gleichartig auch die Einrichtung der Klöster, die Gliederung der Hierarchie, die Synoden und Concilien der Kirche, die Verehrung der Reliquien, die Gebetformeln und Rosenkränze im Buddhismus und im Christentume sind, so läßt sich doch nicht die Entlehnung auf der einen oder andern Seite darlegen.*

*Dagegen dürfen wir auf einzelne Schöpfungen Indiens hinweisen, welche in das Abendland eindrangen und geradezu in der Erziehung zur Geltung kamen. Es gilt dies zunächst von ihrer poetischen Literatur. Seitdem im vorigen Jahrhundert die Kenntnis ihrer Dichtungen sich dem Abendlande erschloß, hat ihre Spruchweisheit in Übersetzungen und Nachahmungen Herz und Kopf reiferer Geister gefesselt und in eine reinere sittliche Atmosphäre erhoben. Oder sollte es jemand geben, der sich an „der Weisheit des Brahmanen" nicht erbaut hätte? Wenn die Fabel als wichtiges Erziehungsmittel geschätzt wird, so kann mit einiger Bestimmtheit eine große Zahl der von Griechen, Römern und Arabern überlieferten und bei uns aufgenommenen Fabeln auf indischen Ursprung zurückgeführt werden. Lorenz von Stein bezeichnet in seiner geistreichen Weise (pag. 172 ff.) Indien auch als Heimat des Epos „mit dessen ganzer Gewalt über das Leben und den Geist der hellenischen und germanischen Völker." Indem Indien „das Ziel großer Völkerbewegungen und der Ausgangspunkt derselben wurde, mußte es, um seine Eigenart sich zu erhalten, die Abschließung mit dem Schwerte in der Hand verteidigen. So wurde es die Heimat der Helden, mit ihr der Heldensage. Aber diese Helden haben nicht blos das Land verteidigt oder gewonnen. Sie haben auch für die Religion gekämpft. Das dankt ihnen das Volk, indem es sie ehrt; das Priestertum aber, indem es nicht duldet, daß die tapfer durch den Menschen verteidigte Gottheit dem Menschen etwas schulde. Sie selbst muß es sein, die in dem Menschen ins Feld zieht und mit dem Arme des Helden nicht blos das feindliche Volk, sondern auch den feindlichen Gott im glänzenden Kampfe besiegt. So verbindet sich die Heldensage mit dem Leben der Gottheit, und der Sieg, den sie feiert, ist nur der Triumph des Gottes, die Niederlage nur verständlich durch die Fehler der Sterblichen gegenüber

der Gottheit ... So entsteht das eigentliche wahre Epos; die Poesie der That tritt in den Dienst der gläubigen Religion ... Wie Astronomie und Mathematik vom Nil aus die Welt durchwandern bis zum heutigen Tage, so zieht vom Indus und Ganges das Epos durch die Welt, die im Gesange kristallisierte kämpfende Jugendzeit der Völker des Abendlandes, von dem nicht gesungenen Epos des Herakles und dem gesungenen des Achilleus bis zu den tief poetischen Liedern der Edda und dem großartigsten Gedicht, das die Welt besitzt, dem Nibelungenlied."*

Neben diesem geistigen Bande, das uns mit der indischen Dichtkunst hauptsächlich in Folge der gleichen Abstammung verbindet und das wir mehr ahnen, als wissenschaftlich darlegen können, verdanken wir den Indern ganz bestimmte Kenntnisse, die selbst im Unterrichte ihre Verwertung finden. Solche sind zunächst in der Mathematik die Ziffern und mit der Einführung der Null die Positionsarithmetik. Zwar ist die 0 im indischen Ziffersysteme erst im 4. Jahrh. nach Chr. nachweisbar, aber das steht fest, daß sie mit den übrigen Zahlzeichen von Indien über Arabien und Spanien nach Europa kam. Wenn wir jetzt ohne besondere Anstrengung die größten Zahlen anschreiben, mit ihnen mühelos die verschiedenartigsten Operationen ausführen können, so ahnen wir nicht die Schwierigkeiten, die solche Rechnungen ohne die Positionsarithmetik bieten würden. Die Erfindung der Inder hat diese Schwierigkeiten beseitigt und den Rechenunterricht so erleichtert, daß er Arbeiten, die sonst nur Gelehrten oblagen, schon den Kinderschulen zuweisen kann.

*In neuester Zeit macht sich der Einfluß der indischen Wissenschaft auch auf dem Gebiete des Sprachunterrichtes bemerkbar. Durch die Bekanntschaft mit dem Sanskrit wurde die Untersuchung der Verwandtschaft dieser Sprache mit den klassischen und modernen Sprachen des Abendlandes der wissenschaftlichen Forschung nahe gelegt. Damit wurde eine neue Wissenschaft, die Sprachvergleichung, begründet, die sich zur Linguistik, der allgemeinen Sprachwissenschaft, erweiterte. Unterstützt von den grammatischen Werken der Inder gelangten die Sprachgelehrten bei der Sprachvergleichung zu bestimmten Gesetzen in der Entwicklung der Sprachen und in der Bildung der Laute und Worte. Diese Gesetze fanden dann in ihren grammatischen Werken Eingang. So erfuhr unter dem Einflusse Indiens die Wissenschaft der Grammatik, welche sich durch viele Jahrhunderte in den alten Bahnen bewegte, welche ihr die

griechischen Grammatiker gewiesen hatten, eine durchgreifende Umgestaltung. Was die Gebrüder Grimm in der deutschen Grammatik geschaffen haben, dazu hat indische Sprachgelehrsamkeit vielfach die Anregung gegeben, und wenn an den Gymnasien die griechische Grammatik von G. Curtius das Studium des Griechischen wesentlich erleichtert hat, so ist dies gleichfalls dem Einflusse zu danken, den das Studium der Werke des alten Indiens auf unsere Wissenschaft nahm und noch gegenwärtig nimmt.*

Zum Schlusse mag noch auf ein Moment in der Erziehung Indiens hingewiesen werden, worin die Inder als nachahmenswertes Beispiel uns voranleuchten. Das ist die Wertschätzung des Lehrers. Die Anerkennung der Wichtigkeit und Hoheit des Lehrstandes hat in Indien ihren Gipfelpunkt erreicht. Die Pietät des Schülers gegenüber dem Lehrer wird nirgends so systematisch entwickelt und mit so heiliger Strenge gefordert als in Indien. Nicht allein dem „geistigen Vater," seinem Lehrer, hat der Schüler auf alle mögliche Weise zu dienen, sondern auch, nach dem Tode des erstern, dessen tugendhaften Sohn, dessen Wittwe, oder einen von dessen Verwandten väterlicher Seite „auf Lebenszeit mit der nämlichen Achtung zu unterstützen, welche er dem Verstorbenen erzeigte." Im Lande der Innerlichkeit, des Geistes und des Märchens, im fernen Morgenlande ist der Menschheit die hohe Bedeutung des Lehrstandes aufgegangen, und es ist zu wünschen, daß die dort unserem Geschlechte gewordene Einsicht auch in dem auf der Höhe der Cultur stehenden Abendlande sich mehr und mehr zu einer bestimmenden und das Erziehungswesen auf das Höchste fördernden Macht gestalten möge.

b. Die Erziehung bei den Baktrern.

*__Quellen und Hilfsschriften.__ Die wichtigste Quelle ist das Avesta, d. h. Gesetz (irrtümlich Zend-Avesta genannt). Es enthält die heiligen Schriften der Baktrer oder Alt-Eranier und zerfällt in den Vendidad, eine Sammlung von Vorschriften, die sich zumeist auf Sühnungen und Reinigungen beziehen; in den Vispered und in den Yasna, liturgische Bücher, im letzteren kommen auch Hymnen „Gâthâs" vor, die alten Ursprunges zu sein scheinen. Außer diesen drei Bestandteilen, welche zusammengenommen Vendidad-Sadeh, d. h. reiner Vendidad, heißen, sind noch zahlreiche Yesht's erhalten. Es sind einzelne Gebete und Lobpreisungen. Diese heilige Schriften sind in der Zendsprache, die man auch als altbaktrisch, altiranisch, altpersisch bezeichnet, geschrieben. Als man zur Zeit der Sassaniden (3. bis 7. Jahrh. n. Ch.) die inzwischen verdrängte alte Religion wiederherstellen wollte, wurden Übersetzungen und Bearbeitungen der heiligen Schrift in der damals

herrschenden Sprache, dem Huzvaresh oder Pehlevi, angefertigt. Solche sind das Bundehesh und das Minokhired, deren Redaction erst nach der Zeit der Sassaniden zu setzen ist, weshalb sie als Quelle für die altbaktrischen Zustände nicht betrachtet werden können. — Seit Anquetil du Perron die heiligen Schriften der Parsen in das Abendland brachte und (1771) in Paris zuerst publicirte, fanden sie vielseitige Bearbeitung. Die wichtigsten Ausgaben sind von Fr. Spiegel: Avesta, die heilige Schriften der Parsen, Leipzig 1852—1859. 3 Bde., von J. Darmesteter, Zend-Avesta in M. Müllers the sacred books of the East. (London 1880), und von K. Geldner Avesta, die heiligen Bücher der Perser. Stuttgart 1885 im Erscheinen begriffen.*

Unter den Hilfsschriften ist Rhodes umfangreiches Werk, „Die heilige Sage und das gesamte Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser oder des Zendvolkes, Frankfurt am Main 1820" veraltet. Älteren Datums sind Eug. Bournouf's Études sur la langue et sur les textes zends Paris 1850. Von neueren Werken sind hervorzuheben: Fr. Spiegel Eranische Alterthumskunde, 3. Bd., Leipzig 1870—1878. J. Darmesteter Ormazd et Ahriman, leurs origines et leur histoire, Paris 1878. Ab. Hovelacque l'Avesta, Zoroastre et le mazdéisme Paris 1881 und Wilh. Geiger Ostiranische Cultur im Altertume. Erlangen 1882.

Als Brudervolk der Inder besetzten die Iranier das nach ihnen benannte Hochland, sowie die Abhänge des Hindukuh und die Ebenen, die an diese im Norden grenzen. Die Wüste, die das Innere von Iran durchzieht, schied den östlichen Zweig des Volkes von dem westlichen. Beide zerfielen in eine größere Anzahl von Stämmen. Zu dem östlichen Zweige gehörten die Sogden, Marger, Baktrer, die Arier, die Sarangen oder Drangen (das „Seevolk" am Hamunsee) u. a. Die Parther und die Nomadenstämme der Wüste (Sagartier, Sattagyden) bildeten den Übergang zu dem westlichen Zweige, dessen Hauptstämme die Meder und Perser waren. Während die Westiranier mit den Culturvölkern Mesopotamiens an den Westabhängen Irans in Beziehung standen und daher in das helle Licht der Geschichte traten, haben die Ost-Iranier die Beziehung zu den benachbarten Indern gepflegt und eine diesen sehr nahestehende Cultur entwickelt, die wir nur aus den erhaltenen Fragmenten ihrer heiligen Schriften erschließen können. Dagegen ist die Geschichte dieser Völker in tiefes Dunkel gehüllt, das sich erst zur Zeit Alexanders und der Diadochen lichtet.

*Der bedeutendste Stamm Ost-Irans waren die Baktrer. Bei ihnen entstand die Religion, welche das Avesta predigt, als deren Begründer Zarathustra oder Zoroaster, dessen Name man als das „segensreiche Goldgestirn" deutet, verehrt wird. Über die Zeit, in welche Zoroaster und die Abfassung des Avesta zu setzen ist, gehen die Ansichten gewaltig auseinander. Die einen (Dunker) versetzen

ihn ins 8. Jahrh. v. Ch., andere (Meyer) erst in die letzte Zeit der Arsakiden (die ersten Jahrh. n. Ch.) Aber auch die letzteren geben zu, daß im Avesta ältere Bestandteile sind, als welche namentlich die Gâthâs gelten, welche in die Zeit vor Alexander den Großen zu setzen seien. Ohne diese Frage entscheiden zu können, wollen wir doch im Avesta eine wichtige Quelle für die in die voralexandrinische Zeit fallende Entwicklung eines Teiles der Arier betrachten und durch Würdigung dessen, was darin über die Erziehung und die sie beeinflussenden Culturformen niedergelegt ist, die natürliche Brücke finden, die aus Indien nach Persien führt.*

Die Gründung einer Familie ist nach dem Avesta Pflicht jedes Mannes. „Ich nenne, spricht Ahuramazda, der Gott der Baktrer, den Verheirateten vor dem Unverheirateten, den, welcher einen Hausstand hat, vor dem, welcher keinen hat, den Familienvater vor dem Kinderlosen." Die Mädchen können, wenn sie das heiratsfähige Alter (13—15 Jahre) erreichen, von den Eltern einen Mann fordern. Selbstgewählte Ehelosigkeit wird mit Höllenstrafen bedroht. Als „schlimmste That, die feindselige Menschen vollführen", bezeichnet es das Avesta, „wenn sie ein Mädchen von der Ehe abhalten und es als Unvermählte einsperren." Darum flehen auch die Mädchen, wenn sie mannbar sind, Ardviçûra um wackere Männer und rüstige Gatten an. Um eine tüchtige Nachkommenschaft zu erzielen, nahm das Avesta schon den Lebenskeim in seine Obhut und suchte ihn zu schützen. Daher verbietet es jede unnatürliche Sünde. „Ein Mann, der über 15 Jahre alt ist und Unzucht treibt ohne Gürtel und Band, der tötet die mit Körper begabte Welt der Reinen, über den erhält die Daëva Drugsh Gewalt, und die Daëvas werden ihn abmagern an Zunge und Fett. Wer seinen Samen unfreiwillig fallen läßt, soll zwei Mal achthundert Schläge erhalten, oder (— nach einer anderen Stelle —) wenn es ihm im Schlafe begegnet, dreimal das Gebet „gute Heiligkeit" und noch vier andere Gebete sprechen; wer es hingegen freiwillig thut, der ist unsühnbar. Wer eine Frau mit Wissen beschläft, die ihre Merkmale hat, soll zweimal dreißig, im Rückfall zweimal fünfzig und zweimal siebzig, und wer zu einer schwangeren Frau mit Wissen und Willen geht, 2000 Schläge erhalten. Wer zu einem Mädchen geht, welches noch bei den Eltern, oder nicht mehr bei den Eltern ist, welches verlobt oder nicht verlobt ist, und dasselbe schwängert, muß das Mädchen so lange beschützen, bis das Kind geboren ist, und die nötige Nahrung für Mutter und Kind herbeischaffen.

Die Ehe galt als heiliger Bund, der unter der Recitierung von Gebeten und durch Zusammenfügung der Hände der Brautleute geschlossen ward. Deshalb heißt es in den Gâthâs: „Mahnworte rede ich zu den Mädchen, die in die Ehe treten wollen, und zu Euch (den Jünglingen), ich, der ich es weiß: Nehmet sie Euch zu Herzen; lernt kennen durch die Religion und von diesen (den Eltern) das Leben guter Gesinnung. In Frömmigkeit soll von Euch eines das andere lieb zu gewinnen suchen, nur so wird es Euch zur Freude gereichen. Doch darf die Ehe nur zwischen Rechtgläubigen (— nur von Edlen können Edle geboren werden —) abgeschlossen werden, und diejenigen, welche Verbindungen mit Sündern und Daëvadienern (Andersgläubigen) eingehen, sind eher zu töten als giftige Schlangen, als Wölfe mit Klauen, als dürstende Eidechsen, die zum Wasser kriechen. Für heilig und gerecht hielt man es, die nächsten Verwandten ins Ehebett zu nehmen, sogar Mütter und Schwestern. Geschwisterkinder heiraten einander sehr häufig, und es kommt vor, daß eine Frau das Weib eines Bruders nach dem andern wird; die Ehe zwischen nahen Blutsverwandten gilt auch bei den heutigen Parsen noch für die beste Ehe. *Das hängt wohl mit dem Wert zusammen, den die Baktrer und überhaupt die Iranier auf Reinhaltung des Blutes legten.*

Die Stellung der Frau in der Ehe war eine würdige. Mit dem Eintritt in das Haus ihres Gatten trug sie den Ehrennamen „Herrin des Hauses." Die Frau hat ihrem Gatten zu gehorchen; jeden Morgen soll sie ihren Mann neunmal fragen: „was willst Du, das ich thun soll." In derselben Weise sollen sich die Töchter gegen den Vater, gegen den älteren Bruder oder gegen den Mann, unter dessen Schutz sie stehen, verhalten. *Aber sie erscheint als ebenbürtige Genossin desselben und teilt sich mit ihm in die Leitung des Hauswesens. Gemeinsam flehen beide Gatten mit erhobenen Händen zu dem Sonnengotte Mithra um Schutz und Beistand. Auch sonst zeigt sich im Avesta die günstige Stellung der Frauen. Sie erscheinen im Diesseits wie im Jenseits mit gleichen Rechten ausgestattet, wie die Männer. Sie nehmen an den Opfern teil und werden zu diesen, so wie die Männer geladen; sie werden als Zierden des Hauses bezeichnet und erscheinen auch als Begleitung des Ahuramazda.*

*Die Ehe erhielt nur Wert durch die Erzielung von Nachkommenschaft. Kinderlosigkeit galt als ein Fluch. „Kinderlos sollst du werden," spricht Hauma[1]), „und mit üblem Leumunde behaftet, der

[1]) *Der schon in Indien erwähnte Somasaft als Gottheit personifiziert.*

du meinen Saft zurückhältst wie einen ruchlosen Dieb.“ Dagegen sind Kinder, namentlich Söhne, ein Segen des Himmels. Deshalb beten die Mütter um „heldenhafte Söhne und fromme Nachkommenschaft.“ Insbesondere galt Mithra als Geber der Söhne. Die Geburt eines Kindes wurde als ein festlicher Tag gefeiert.* Sogleich nach der Geburt ward ihm Somasaft in den Mund gedrückt, ehe es die Muttermilch erhielt. Es wurden ihm hierauf erst die Hände und nachher der ganze Leib gewaschen. Ein Astrolog bestimmte sodann das künftige Schicksal und gab dem Kinde den Namen. *Die Mutter nährte, der Vater schützte das Kind.* Bis zum fünften Jahre durfte dem Kinde nicht gesagt werden, was gut oder böse sei. „Alles, was es Böses thut, kommt auf die Eltern, die es bis dahin nur körperlich zu sichern und ihm bei begangenen Fehlern zu sagen haben: „Thue es nicht noch einmal.“ Feste Anhänglichkeit an die Mutter und das Gefühl der Scham wurden im ersten Lebensalter im Kinde geweckt und belebt. *Hauptsächlich kam die Gewöhnung als Erziehungsmittel in Anwendung* Vor vollendetem siebentem Jahre sollte kein Kind geschlagen werden. Bis zum siebenten Jahre blieben nämlich die Knaben bei den Weibern: „sechs Monate, sagt das Gesetz, beschütze man die Hunde, sieben Jahre lang die Kinder.“ *Vom siebenten Jahre an ist das Kind den Eltern unbedingten Gehorsam schuldig. Antwortet es dreimal, ohne zu gehorchen, so verdient es nach dem Gesetze den Tod.*

*Mit diesem Alter begann auch die eigentliche Erziehung. Im Allgemeinen mußte das Kind zu einem tüchtigen und brauchbaren Gliede der Gemeinde erzogen und mit jenen Tugenden ausgestattet werden, durch welche das Volk sich auszeichnete. Im Besonderen richtete sich die Erziehung nach dem Stande des Vaters. Der Sohn des Kriegers wurde in Handhabung der Waffen, im Gebrauche des Bogens, der Lanze und des Schwertes unterwiesen. Der Landmann nahm seinen Knaben auf das Feld und zeigte ihm dort das Pflügen, Säen, Ernten 2c. Der Priester führte seinen Sohn in das Verständnis der heiligen Schrift und ihrer Gebote ein und bereitete ihn für den Beruf vor, dem er selbst angehörte. Die Erziehung war also Familienerziehung; aber es dürfte für die Kinder aller Stände die Erklärung der heiligen Schriften, die Einprägung bestimmter Gebote und die Unterweisung in der richtigen Ausübung der verschiedenartigen durch das Gesetz vorgeschriebenen Ceremonien einen wichtigen Unterrichtsgegenstand gebildet haben. Damit hängt es wohl zusammen, daß man die

Kinder auch Priestern zur Erziehung übergab. Das Verhältnis des Kindes zu seinem Lehrer wird im Avesta nicht oft erwähnt, doch ist aus den wenigen Stellen ersichtlich, daß der Schüler seinem Lehrer mit Hochachtung und Dankbarkeit begegnete. Nach Vater und Mutter ist er der vorzüglichste Gegenstand seiner Verehrung und Hochachtung, weil er dessen edlen Theil, die Seele, bildet. Im 15. Jahre* wurde den Jünglingen und Jungfrauen unter vielen Ceremonien und Reinigungen mit Ochsenurin der heilige Gürtel (— der nach dem heutigen Gebrauche aus 72 Fäden von Kameelhaaren oder Wolle besteht und niemals, weder bei Tag noch bei Nacht, abgelegt werden darf, weil er das wichtigste Schutzmittel gegen die bösen Geister, die Daëvas, ist —) umgelegt, bei welcher Gelegenheit sie nach Hersagung des Glaubensbekenntnisses dreimal das Gelübde ablegten, Zoroasters Gesetz zu befolgen. *Durch diese Feierlichkeit fand die Aufnahme in die Gemeinde der Anhänger der zoroastrischen Lehre statt, und der Gürtel war das Symbol des geistigen Bundes, das den oder die Aufgenommene mit allen anderen Gläubigen verknüpfte. Es entsprach demnach die Umlegung des Gürtels der Confirmation. Aber sie galt zugleich als die juristische Mündigkeitserklärung der männlichen Jugend und kennzeichnete den* Eintritt in das Jünglingsalter; das Familienband der Eltern und Kinder löste sich, denn der Jüngling trat fast ganz aus den häuslichen Verhältnissen heraus und trug jetzt selbst die volle Verantwortung für seine Handlungen. *Er durfte nunmehr die Waffen führen, an den Berathungen und Versammlungen in der Gemeinde teilnehmen, Grundbesitz erwerben und sich einen Hausstand gründen.*

Fortan war es das öffentliche Leben, das ihn erzog. Der mächtigste Factor war hierbei die Religion. Die Religion der Ostiranier ging von derselben Grundlage aus, wie der Brahmaismus und der in den ältesten Liedern der Vêdas niedergelegte altindische Glaube. Diese Grundlage bildete die Naturanschauung, welche in freundlichen Kräften und Erscheinungen der Außenwelt die wohlthätigen Wirkungen höherer Mächte erkennt und insbesondere die Offenbarungen des Lichtes als unmittelbare Erscheinung des Göttlichen verehrt, während sie die böse Gewalt in Dunkel und Finsterniß wirksam glaubt. Zoroaster, den Bunsen den arischen Abraham und Moses in Einer Person nennt, erhob aber diese Naturanschauung zu sittlicher Bedeutung und sah gute und böse Kräfte in ihr, die in der endlich erscheinenden Welt im Kampfe stehen: ein treuer Spiegel der freundlichen und feindlichen Naturmächte, der Gegensätze von

Fruchtland und Wüste zc., aus denen Iran besteht, *und der seßhaften und nomadischen Bevölkerung, die in diesem Lande wohnt.* Die religiöse Vorstellung erweitert das Walten der höheren himmlischen Ordnung zur Anschauung eines Reiches des Lichts oder des Guten im Kampfe mit dem Reiche der Finsternis oder des Bösen, und verbindet in späterer Zeit durch den Einfluß griechischer und indischer Philosopheme beide Reiche durch ein höchstes Urwesen, Zarvana Akarane, d. i. die Zeit ohne Grenzen oder die Ewigkeit, die über dem Gegensatze der geteilten Welt steht. Personifiziert erscheint das reine Wesen des Lichtes als Ahuramazda, d. h. der weise Herr (später Ormuzd). *Er ist als Lichtgott der Gott der Wahrheit und Reinheit; er ist der Schöpfer und Erhalter der Welt, der größte der Götter, „der diese Erde, jenen Himmel", dem Menschen gemacht hat, „der dem Menschen Gnade gewährt", der Schöpfer der Weltordnung, der heilige Geist (çpenta mainyu), von dem alles Gute herrührt.* „Mein Name", sagte er zu Zoroaster, „ist Grund und Mittelpunkt aller Wesen, *allvermögende Kraft, reine himmlische Natur, Grundkeim alles Guten, Verstand, Weisheit, Wissenschaft, und das alles gebend, ein König, der der Menschen Heil sucht, Übel abwendend, nie ermüdend, ein Richter der Gerechtigkeit, der Alles sieht, Grund der Möglichkeit und Wirklichkeit, der nicht trügt und nicht betrogen werden kann, mein Name ist das Wort von Allem und in Allem.* Und was existirt als liebend, kräftig, glücklich, das ist Ahuramazda. *Er ist der Inbegriff aller Macht, Einsicht und Majestät.*

*Neben ihm stehen, wie in Indien die Âdityas, eine Reihe von Gottheiten, in welchen die einzelnen Seiten seines Wesens verkörpert erscheinen, und welche mit ihm zusammen die sieben Amesha-Çpentas (d. h. unsterbliche Heilige) heißen. Der erste nach Ahuramazda ist Vohumanô der gute Sinn, neben ihm erscheint „das Weltgesetz" in Asha Vahista, „die Gesundheit" in Harvatât, „die Unsterblichkeit" in Amertatât, „die Frömmigkeit" in Ârmati und endlich „die Herrschermacht" in Khshatra varya verkörpert. Außer diesen Genien kennt die zoroastrische Lehre noch eine Unzahl guter Geister „Yazatas", Izeds (die Verehrungswürdigen), unter denen der Geist der Gerechtigkeit, der Geist der Wahrheit, das heilige Wort „Manthra çpenta", dessen Zauber die finsteren Dämonen verscheucht, aber auch die Herren der Jahreszeiten, der Geister der Monate und Tage erscheinen. Ja soweit geht das Avesta in der Scheidung der Welt, daß es auch in jedem Menschen neben dem mit Unreinheit und Sünde behafteten Lebewesen seinen reinen Geist

Fravashi, Ferver, unterscheidet, welcher gewissermaßen das Ideal, dem er nachzustreben hat, darstellt, und zugleich der Schutzengel ist, unter dessen Obhut er steht. Deshalb werden diese Fravashi verehrt. „Ich rufe an", so lautet ein Gebet, „die furchtbaren und mächtigen Fravashi der Heiligen, der reinen Menschen, die Fravashi meiner Ahnen und den Fravashi meiner Seele".*

Diesem Reiche des Lichtes und der Wahrheit steht das Reich der Finsternis und der Lüge gegenüber. Das Haupt dieses Reiches ist Angromanyus, Ahriman, der „Übelgesinnte", der böse Geist; er ist unwissend, kraftlos, er ist der Vater der Lüge. Ihn umgeben zahllose Dämonen, Daëvas, böse Geister, die Mächte der Finsternis, des Todes, der Unfruchtbarkeit, aller Untugenden des Menschen, der Falschheit und Trägheit, des Truges und der Heuchelei.

In der irdischen Welt sind beide Reiche vertreten: alles was dem Menschen angenehm und nützlich ist, also das fruchtbare Land, die milde Sonne, der befruchtende Regen, das reine Wasser, die Kuh, der Hund, der fruchttragende Baum 2c., vor allen aber das Licht und Wärme spendende Feuer sind Geschöpfe und Spenden Ahuramazdas, dagegen rührt alles dem Menschen Unangenehme und Schädliche, so der Sturm, die Dürre, die Wüste, die Kälte, der Schmutz, die Raubtiere, die Schlangen, das Ungeziefer, die giftigen Pflanzen 2c. von Angromanyus her. Das Reich des Bösen hat keinen innern Bestand und keine Notwendigkeit des Daseins; es ist nur da, wo die Mächte der Reinheit und des Lichtes ihm Raum geben und Eintritt öffnen. Denn nur erst als Ahuramazda sich von der Schaffung der Welt in sein himmlisches Reich zurückgezogen hatte, durchdrang Angromanyus in Schlangengestalt das irdische Dasein, füllte es mit unreinen Geistern und sandte Alles, was dem Licht verderblich sein konnte. Seitdem liegen beide Reiche mit einander im Kampfe. *Am Ende der Zeit wird das Reich des Lichtes den Sieg davontragen. Saoshyaññ, Sosiosch, der baktrische Messias, wird im Osten aufbrechen und Angromanyus und sein Reich in einem gewaltigen Kampfe vernichten. Dann wird die ganze Welt das Gesetz Ahuramazdas annehmen und es wird „ein Wort und eine Sprache und eine Lebensweise der glücklichen und gleichredenden Menschen sein." Dann werden die Todten auferstehen und rein von Sünden in spiegelhellem Glanze ein unsterbliches Leben führen.*

*In dieser Lehre Zoroasters tritt uns der Monotheismus in so reiner Form entgegen, wie ihn nur ein geläuterter Gottesbegriff zu schaffen vermag. Selbst das Christentum kann den Inhalt

dieses Begriffes nicht besser wiedergeben, als dies im Vendidad durch Zoroaster (s. oben) geschieht. Mit Unrecht wird die zoroastrische Religion als Dualismus bezeichnet; denn Angromanyus und sein Reich sind Gott untergeordnete Gestalten, deren Existenz auch als zeitlich begrenzt dargestellt wird. Mit demselben Recht könnte man darnach das Christentum, das auch ein Reich des Bösen und des Teufels anerkennt, den dualistischen Religionen zuzählen. Diese der Natur des Landes und seiner Bewohner entnommene Entgegenstellung des Angromanyus und Ahuramazda behielt auch in der Zeit, als der Gottesbegriff jene Um- und Durchbildung, welche im Avesta vorliegt, erfuhr, Geltung, weil man auf ethischem Gebiete den Widerspruch des Bösen in der Welt mit der Allgüte und Heiligkeit Gottes auf diese Weise am leichtesten lösen konnte. Es wurde bereits darauf hingewiesen, daß diese Vorstellungen in der Religion der Iranier nicht ohne Einfluß waren auf die Religion der Juden und durch diese auch auf die der Christen.*[1])

Von besonderem Einflusse auf die Erziehung wurde die Religion des Avesta aber durch die Auffassung der Gottheit als Mittel- und Ausgangspunkt aller Sittlichkeit als ethisches Ideal. Wie sie selbst, so sind alle ihre Schöpfungen von den Amesha çpentas. angefangen bis zu dem Fravashi jedes Menschen sittliche Vollkommenheiten, und so eröffnete die Religion den Ostiraniern in dem Reiche des Lichtes eine sittliche Welt, zu der sie verehrungsvoll aufblickten, der sie schon auf Erden zustrebten. Weil Ahuramazda eine abstrakte Gottheit ist, in welcher alle sittliche Vollkommenheit verkörpert erscheint, so trägt er nicht den exclusiv nationalen Typus, welcher die semitischen und hamitischen Gottheiten kennzeichnet. Jedermann, wes Volkes und wes Stammes er ist, kann sich an ihn wenden, kann Mazdaverehrer werden. Nicht als Gott eines bestimmten Volkes, sondern als Gott jedes einzelnen Menschen wird Ahuramazda verehrt. Dieser kosmopolitische Charakter des iranischen Gottesbegriffes läßt Iran als die eigentliche Heimat des Glaubens erscheinen, daß am Ende der Zeiten ein Reich des Lichtes, „ein Hirt und eine Herde sein, und daß diese Zeit vorbereitet werde durch einen Erlöser", welcher das Reich der Sünde zerstören und das Reich der Finsternis vernichten werde.

*Der abstrakt-ethische Charakter der Religion des Avesta verräth deutlich ihre Entwicklung durch einen besonderen Priesterstand. Die

[1]) Vgl. oben p. 325.

baktrischen Priester, âthravans geheißen, haben wie die Priester aller Religionen, die Vermittlung zwischen dem Menschen und der Gottheit in ihre Hand genommen und hierin ihren Beruf gesehen, der natürlich nicht bloß die Bedingungen für die materielle Existenz, sondern auch Macht und Einfluß über die Geister gewähren sollte; aber sie haben sich weder zu einer übermenschlichen Kaste gemacht, noch nach politischem Einflusse und nach weltlicher Macht gestrebt, wie dies von der Priesterschaft anderer Religionen bekannt ist.*

Für die große Masse des Volkes war aber die abstrakte Religion des Avesta nicht geeignet. Das Volk braucht konkrete faßbare Götter und einen sinnenfälligen Gottesdienst. Daraus ist es erklärlich, daß sich im Volke die Naturgottheiten der Vorzeit erhielten. Vor allem wurde Mithra, der reine Sonnengott, und Ardviçûra oder Anâhita, eine Fruchtbarkeit spendende Wassergöttin (ursprünglich vielleicht die Göttin des Oxusstromes) angerufen. Namentlich drängte Mithra im Glauben des Volkes den abstrakten Ahuramazda in den Hintergrund. Die Priester suchten dem Bedürfnisse des Volkes Rechnung zu tragen, indem sie seine Gottheiten zu Geschöpfen Ahuramazdas machten und auf diese Weise den polytheistischen Volksglauben mit ihrem Monotheismus in Einklang brachten.

*Unter dem Einflusse der Religion stand die geistige Bildung und die Sittlichkeit des Volkes. Von Wissenschaften der Baktrer sind uns weder Nachrichten noch schriftliche Denkmäler erhalten. Der Islam hat fast die ganze Literatur der Alt-Iranier vernichtet. Die einzige Kunde, die uns hierüber geblieben, ist ein Verzeichnis der 21 Bücher (Naçka, Nosk) des Avesta. Aus den Titeln ersieht man, daß daselbst neben der Religion auch die Sittenlehre, Recht und Staatsverfassung, Astrologie, Weltkunde, Physiologie und Medizin behandelt wurden. Von all' diesem Wissen sind nur kärgliche Spuren erhalten. Aus diesen erhellt, daß sie die Welt in 3 Teile teilten. Der 1. Teil war die Erde, welche sie sich wieder in eine nördliche kalte Zone, in die mittlere Zone, wo das Avestavolk wohnte, und in die südliche Zone, welche die Wüste Irans umfaßte, gliederten. Über der Erde wölbt sich als zweite Weltsphäre der Luftraum und darüber erhebt sich der Himmel, den die Fravashi stützen. Der Mensch galt ihnen als ein aus Körper und Seele zusammengesetztes Wesen. In der Seele selbst unterschieden sie wieder mehrere Kräfte: Die Lebenskraft (añgu), die mit dem Körper zu Grunde geht, das Gewissen (daena) und die Seele (urvan), mit welchem Namen sie den

Willen bezeichneten, die in der Zeit entstanden, aber unvergänglich sind, den Geist, d. h. das Bewußtsein und die Intelligenz (baodhang), welchem die Aufgabe zufällt, das Gedächtnis, den Verstand und die Vernunft zu regieren, damit jedes seine Schuldigkeit zum Wohle des Menschen thue, und den Fravashi, der ohne Anfang und ohne Ende das Göttliche im Menschen ist.*

*Die Aufgabe des Menschen auf Erden bestand in dem Kampf gegen das Reich des Bösen und in der Verbreitung des Reiches des Guten. „Gut und bös" wurde aber nicht blos für das ethische Denken und Handeln gebraucht, auch die pünktliche Erfüllung besonderer Ceremonien im Cultus und die materiellen Nutzen schaffende Arbeit wurden als gute Werke gepriesen. Demnach kann man die Sittlichkeit, wie sie die Baktrer auffassen, nach unseren Begriffen in Frömmigkeit, Sittlichkeit und Arbeit gliedern. Mit Frömmigkeit wollen wir die Erfüllung der religiösen Vorschriften bezeichnen. In dieser Beziehung standen dem Menschen als das mächtigste Mittel gegen die Daëvas, das Reich des Bösen, Opfer und Gebete, die als das heilige Wort (manthra çpenta) von Ahuramazda selbst den Menschen durch Zarathustra gelehrt wurden, zur Verfügung. Es waren für die verschiedenen Tages- und Jahreszeiten und für die einzelnen Feste besondere Gebete und Bräuche vorgeschrieben, die selbst bei den nichtigsten Handlungen des Menschen, z. B. beim Niesen, Nägel- und Haarschneiden nicht außer Acht gelassen werden sollten. Über die Macht des Gebetes sind ähnliche Vorstellungen bei den Baktrern, wie bei den Indern anzutreffen. Das heiligste Gebet (Ahuna varya, Honover) ist so wirksam, daß mittelst desselben Ahuramazda die Welt schuf und den Angromanyus besiegte. Wer es in der richtigen Weise betet, gelangt in das Paradies. Selbstverständlich hat es Zarathustra von Ahurmazda gelernt.[1]) Neben den Gebeten und Opfern ist das Feuer, der irdische Abglanz des himmlischen Lichtes, ein kräftiges Mittel zur Abwehr der bösen Geister. Der Mazdaverehrer hat demnach die Aufgabe, namentlich auf dem Herde seines Hauses das Feuer zu erhalten und mit gutem Holze zu nähren, aber auch nachts durch „die rotglänzenden Feuer" die Daëvas zu verscheuchen. In das Gebiet der religiösen Bräuche gehören auch die zahlreichen

[1]) *Geiger übersetzt es folgendermaßen: „Gleichwie ein himmlischer Herr zu erwählen ist, so auch ein irdischer um der Frömmigkeit willen als Geber der guten Gesinnung und (der) Thaten des Lebens gegen (über?) Mazda Die Macht gehört dem Herrn, welche er als Hüter für die Armen gesetzt hat.*

Reinigungen, welche das Gesetz vorschreibt. Jede Verunreinigung des Körpers, der Kleidung, Wohnung und der Geräte wurde als eine Erweiterung des Reiches des Unreinen, Bösen betrachtet. Namentlich wurde alles Verwesende als von bösen Dämonen besessen gedacht, daher jede Berührung desselben untersagt. Darum war es Pflicht des Mazdaverehrers sich fleißig zu waschen, allen Schmutz, insbesondere Leichen[1]) aus seiner Umgebung zu entfernen, und falls er selbst, oder seine Wohnung und seine Geräte durch irgend welche Berührung mit Blut oder Leichen verunreinigt wurden, sorgfältige Reinigungen mit Wasser, Kuhurin oder Erde und Räucherungen mittelst des heiligen Feuers vorzunehmen. Wer die Neigung der Orientalen zur Unreinheit kennt, wer da weiß, wie diese Unreinheit, namentlich die Sorglosigkeit bezüglich der Beerdigung der Leichen, noch gegenwärtig die verheerendsten Krankheiten erzeugt, muß die Zweckmäßigkeit dieser Reinheitsvorschriften des Avesta anerkennen und kann nur bedauern, daß diese Lehre durch den Islam verdrängt worden ist. Es liegt nahe, die vielen Reinigungs- und Sühnungsgesetze, die peinliche Unterscheidung von reinen und unreinen Tieren, die sich im Avesta vorfinden, auch als eine der Quellen zu betrachten, aus denen die gleichartigen Vorschriften des Judentums stammen.*

Die Reinheit wurde aber nicht blos materiell, sondern auch ethisch aufgefaßt. Der Jünger Zarathustras sollte auch von aller Sünde rein sein, weil jede Sünde dem bösen Geiste Gewalt über ihn gewährt. Unzucht, Trägheit, Faulheit, Verleumdung, vorzüglich Diebstahl, Betrug und Lüge sind Beschmutzungen der reingeschaffenen Seele. Diebstahl ist ein höchst verabscheuungswertes Laster, und der Dieb erscheint als Genosse der schwarzen Daëvas; auch Betrug ist eine schwere Sünde; namentlich ist aber die Lüge der größte Frevel gegen den Alles sehenden Lichtgott, *ihre Bezeichnung (drugsh) ist geradezu zum Eigennamen der bösen Geister geworden.* Die Wahrhaftigkeit hingegen ist die höchste Tugend, und wer die Unwahrheit redet, wer die Treue des Handschlags und des Wortes bricht, wer verleumdet und wer gegen König und Obrigkeit gehässige Gerüchte ausstreut, fällt als ein Diener des Lügengeistes der allgemeinen Verachtung und der härtesten Bestrafung anheim. *Aber auch die Barmherzigkeit und Mildthätigkeit wird durch das

[1]) Daraus erklärt sich die Sitte, die Leichen auf Felsen oder in die Wüste zu bringen, um sie den Thieren zum Fraße zu überlassen.

Gesetz geboten: „Wer einem Bittenden seine Bitte abschlägt, der wird ein Dieb an der Bitte durch Beraubung dessen, der sie gestellt hat." So wie über die Reinheit des Leibes hat auch über die der Seele der Mazdaverehrer mit Sorgfalt zu wachen. Zu diesem Zwecke empfiehlt das Gesetz am Schlusse jeden Tages das Gewissen zu erforschen und nachzudenken, ob die Seele nicht verunreinigt wurde durch irgend welche Flecken der Sünde; gewiß ein wichtiges Mittel, um den Menschen zur Sittlichkeit zu erziehen.*

Das Gute und Böse offenbart sich auch in der physischen Welt. Es ist also Pflicht des Anhängers der Avestalehre auch durch die Bebauung des Bodens, durch die Erhaltung und Ernährung der dem Ahuramazda geheiligten Tiere, durch Vernichtung des Ungeziefers und der Raubtiere, durch das Zurückdrängen der Wüste für die Verbreitung des Reiches Ahuramazdas zu sorgen. Wir können diese Forderung des Gesetzes als die Forderung nach Arbeit kennzeichnen. Eines der ersten Gebote des Avesta ist es, „das Feld zu bauen und die Bäume zu pflegen, die Speise bringen." „Wer Getreide baut, der baut die Reinheit an, und mit den Feldfrüchten wächst das Gesetz Ahuramazdas." „Wer Früchte und Bäume pflanzt, wer der Erde Wasser gibt, wo sie zu wenig, wer ihr Wasser nimmt, wo sie zu viel hat, der dient der Erde und sie gibt ihm Nachkommen und Reichtum." Diese Forderung nach Pflege des Ackerbaues, der Viehzucht und des Gartenbaues als einer religiösen Pflicht, hat überall da, wo Bekenner der zoroastrischen Lehre wohnten, zu einer sorgfältigen Kultivierung des Landes geführt und wesentlich dazu beigetragen, daß weite Landstriche, die jetzt Wüsteneien sind, einst als fruchtbare Landschaften von einer starken Bevölkerung bewohnt waren. Diesen Lehren ist es auch zuzuschreiben, daß Iran im Altertume berühmt war durch die vielen großen Garten- und Parkanlagen, welche selbst bei den Griechen mit einem iranischen Worte Paradiese (Pairidaeza) benannt wurden. Daß iranische Anschauungen die Erzählungen der Bibel vom Paradiese, dem Lebensbaum daselbst und der Verführung durch die Schlange beeinflußten, ist nicht unwahrscheinlich, wiewohl Delitzsch zu weit geht, wenn er selbst den Namen des Paradieses Eden, von Heden, der angeblichen Heimat Zoroasters, ableitet.

Vergegenwärtigen wir uns die Stellung, welche das Avesta dem Menschen und der Welt zuweist, so bemerken wir einen deutlichen Gegensatz gegen die indische Auffassung. Während bei den Indern

Körper und Geist ganz auseinanderfielen, die Sinnenwelt nicht ein Sein, nur ein Schein war und der Weg zum wahren Leben nur durch Vernichtung dieser Scheinwelt hindurchging, so steht hingegen der Baktrer in einer Welt des Guten und des seine Nichtigkeit in sich selber tragenden Bösen mitten innen mit der sittlichen Aufgabe, das Böse in der äußeren Natur wie in der eigenen Seele zu bekämpfen und das Lichtreich zu befördern und zu heben. Nicht mehr die Selbstvernichtung, sondern die Selbstbehauptung ist ihm als Ziel gesteckt, und allgemein menschliche Strebungen sind seine Aufgabe geworden. Die zoroastrische Religion ist insoweit der indischen weit überlegen, als sie zur Handlung, zur Thätigkeit, zum Fortschritt treibt und aus dem Leben des Menschen einen Kampf und eine fruchtbare Arbeit macht.

Zu diesem Leben im Dienste der Sittlichkeit und fruchtbringender Arbeit sollte der Mensch angespornt werden durch den Glauben an die Unsterblichkeit seiner Seele und an eine Vergeltung nach dem Tode. Außer den Ägyptern hat kein anderes Volk des Altertums die Vergeltung im Jenseits in so bestimmter Form entwickelt als die Baktrer. Nach ihrem Glauben tritt beim Tode die Scheidung der Seele von dem Körper ein. Drei Tage und Nächte verweilt noch die Seele in der Nähe des Leichnams, dann kommt sie zur Brücke der Vergeltung Tshinvat. Hier wird ein Gericht über sie gehalten und Rashnu, der Gerechte, hält die Wage in der Hand, auf welcher die guten und schlechten Werke gegen einander abgewogen werden. Die guten Geister unterstützen die Seele und legen Fürbitte für sie ein, während die Daëvas sie anfeinden und böse Klagen gegen sie erheben. Überwiegen die guten Werke, so geht sie über die Brücke in den Himmel (Garônmâna, d. h. Wohnstätte des Gesanges). In besonderen Fällen kann es auch vorkommen, daß der Überschuß an guten Werken einer Seele einer andern, welche weniger gute Thaten aufweisen kann, zur Seligkeit verhilft, eine Meinung, die bekanntlich durch das Christentum speziell den Katholicismus vertreten wird.

*Ist die Seele des Guten über der Brücke, so weht ihr ein Wohlgeruch entgegen, und es erscheint ihr zuerst als ein liebreizendes Mädchen „das eigene Gewissen." Staunend fragt die Seele: „Wer bist du, o Mädchen, das mir lieblicher und schöner erscheint, als je ein irdisches Mädchen?" Das Gewissen antwortet: Ich bin dein eigenes Thun und Handeln, ich bin die Verkörperung deiner Gedanken, Worte und Werke, dein frommer Glaube (und

nun zählt es die guten Werke auf.) Die Seele geht dann ein in das Paradies der guten Gedanken (Humata), in das der guten Worte (Hûkhta) und in das der guten Werke (Huvarshta). Darnach betritt sie das Reich, wo Ahuramazda mit seinen Genien und den seligen Geistern thront und wird hier durch Vohumanô freundlich begrüßt. Dagegen wird die Seele des Gottlosen von den Daëvas in den Abgrund, der unter der Brücke der Vergeltung gähnt, herabgerissen. Dort begegnet ihr ein häßliches Mädchen, das Symbol des bösen Gewissens. Sie geht durch die Höllen der Gedanken, Worte und Werke, in das finstere, qualvolle Reich des Angromanyus (duzhañg), wo sie mit Spott und Hohn empfangen wird und langwierige Qualen duldet, bis das Reich des Bösen vernichtet wird und alle Seelen erlöst werden.*

*Wir können nicht bezweifeln, daß in dem Gerichte und der Vergeltung nach dem Tode ein wirksames Mittel lag, die Bekenner der zoroastrischen Lehre zu derjenigen Frömmigkeit und Sittlichkeit zu erziehen, welche das Avesta forderte. Damit aber jeder Einzelne auch wirklich weiß, wie er sein Leben einzurichten, und welche Vorschriften er im Einzelnen zu berücksichtigen habe, so mußte er wohl in all den vielen Gesetzen und Bestimmungen des Avesta unterwiesen werden. Es erscheint dieses gewissermaßen als Katechismus, dessen Zweck, dem Unterricht zu dienen, auch daraus ersichtlich ist, daß es in Fragen und Antworten abgefaßt erscheint. Zoroaster ist der Fragende, Ahuramazda gibt die Antwort. Wir werden demnach nicht fehlgehen, wenn wir annehmen, daß das Avesta als Lehrbuch benutzt wurde, aus welchem je nach dem Berufe, aus dem der Schüler stammte, oder dem er sich zuwandte, er mehr oder weniger sich eigen zu machen hatte, und daß es die Priester waren, welche diesen Unterricht erteilten. Wie der Inhalt des Avesta uns belehrt, umfaßte dieser Unterricht alles Wissen, das dem Jünger Zoroasters zu seiner intellectuellen, moralischen und religiösen Ausbildung nötig war. Über die Art und Weise, wie ihm dieses Wissen vermittelt wurde, ist keinerlei Nachricht erhalten. Wir dürfen aber mutmaßen, daß dies in ähnlicher Weise geschah, wie die Brâhmanen die Kenntnis ihrer heiligen und profanen Schriften den Schülern einprägten. Wie es von diesen Werken feststeht, daß sie durch Jahrhunderte lang mündlich fortgepflanzt und schließlich aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben wurden, so erscheint uns auch die Nachricht glaublich, daß die heiligen Schriften der zoroastrischen Lehre aus dem Gedächtnisse wieder aufgezeichnet

wurden, nachdem sie einmal (freilich nicht vor Alexander dem Großen) vernichtet worden waren.*

Wie schon am Eingange dieses Abschnittes hervorgehoben wurde, hat die Bevölkerung Ost-Irans in den Gang der Weltgeschichte wenig eingegriffen. Ihre Cultur im Allgemeinen und die Art und Weise ihrer Erziehung wäre deshalb von geringerem Belange. Aber sie beansprucht unser hohes Interesse, weil wir in ihr eine der Blüten in der Entfaltung des menschlichen Geistes bei einem uns stammverwandten Volke begrüßen. Bei keinem andern Volke des Orientes wurde der Monotheismus in solcher Reinheit erfaßt, bei keinem trat die ethische Bedeutung des Gottesbegriffes so deutlich hervor und keines hat die Aufgabe des Menschen auf Erden so allseitig gewürdigt, als die Bekenner der Lehre Zoroasters. Die Baktrer gewinnen aber auch noch dadurch eine höhere Bedeutung und wichtigere Stellung in der Geschichte der Erziehung, daß ihr Glaube und ihre Lehre, bei einem Volke Eingang fand, dem die Geschichte des Altertums die große Aufgabe zuweist, den Übergang von dem semitischen Morgenlande zu dem arischen Hellenentume zu vermitteln.

c. Die Erziehung bei den Persern.

***Quellen und Hilfsschriften.** Neben den bei den Baktrern angeführten Quellen kommen bei den Persern zunächst die einheimischen Keilinschriften aus der Zeit der Achaemeniden in Betracht. Sie wurden zuerst von H. Rawlinson, The cuneiform Inscriptions of Behistun, London, 1846 und dann von Fr. Spiegel „Die altpersischen Keilinschriften im Grundtexte mit Übersetzung, Grammatik und Glossar", Leipzig, 1862, 2. Aufl. 1882, publiziert. Außerdem sind als Quellen jene griechischen Schriftsteller anzuführen, welche über Persien und die Beziehungen Griechenlands zu diesem Lande und dessen Volke berichten. Der älteste (um 480 v. Ch.) ist der Tragiker Äschylos in seinem Drama „Die Perser" (vergl. Dr. Hannak, „Das Historische in den Persern des Äschylos", Wien, 1864.) Nach ihm schrieb Herodot die Perserkriege und schilderte Land und Leute in Iran. Um das Jahr 400 verfaßte Ktesias, ein Leibarzt des Königs Artaxerxes II., seine persische Geschichte, die nur in Fragmenten erhalten ist und viele Unrichtigkeiten enthält. Ein eigentümliches Werk, in welchem Dichtung und Wahrheit sich durchdringen, ist die von dessen Zeitgenossen Xenophon verfaßte Kyrupädie. Sie ist der erste Erziehungsroman in der Weltliteratur. Als solcher behandelt sie aber nur in einem Teile des ersten Buches die Erziehung des Kyros; der größte Teil des Werkes erzählt seine Kriege und seine Regierung, durchsetzt mit Belehrungen über Kriegswissenschaft und Staatsweisheit, die aber nicht persische Zustände zur Darstellung bringen, sondern jenen Idealen entsprechen, welche sich Xenophon, der Schüler des weisen Sokrates, nach den Lehren seines Meisters und als Feind der Demokratie und Verehrer der lakonischen Staatseinrichtungen geschaffen hat. Mohl hat deshalb die Kyrupädie auch als politischen Roman bezeichnet. Unwillkührlich drängt sich uns die Ähnlichkeit derselben mit Fénélons Telemaque

auf. Gegenüber dem romanhaften Charakter der Kyrupädie ist die Anabasis Xenophons, die auch einiges über die Erziehung der Perser enthält, als zuverlässige historische Quelle zu betrachten. Vereinzelte Nachrichten finden sich überdies bei Plato im Alkibiades und in den Gesetzen, bei dem Geographen Strabo, seinem Zeitgenossen Diodor, in Plutarchs Biographie des Artaxerxes u. a. Auch in der Bibel, namentlich im Buche Esther, werden persische Zustände berührt.*

Von Hilfsschriften sind neben den bereits angeführten Werken über orientalische Geschichte von Lenormant, Rawlinson, Dunker, Ed. Meyer und Spiegels eranischer Altertumskunde Dr. Ferd. Justi, Geschichte des alten Persiens (Allgemeine Geschichte von Oncken, I. Hauptabteilung, 4. Bd., Berlin, 1879), hervorzuheben.

Da, wo das Hochland Asiens sich hinabsenkt in das Tiefland des Aralsees und Kaspischen Meeres, sagt Stuhr, da, wo die von Indien durch das Flußthal des Indus getrennte Hochebene von Kabulistan über den Hindukuh sich ablöst von dem eigentlichen Hauptkörper der Hochfeste Asiens, fängt im Völkerleben eine ganz neue Entwicklung, eine ganz neue Bewegung an. Man muß aber auch diesen ewig heiteren, wolkenlosen Himmel, diese Sternklarheit, die oft Tageshelle gewährt, diese Abwechslung von Hochland, Tiefland, strömenden Gewässern, Binnenmeeren 2c., diesen blühenden Garten mit reichen Fruchtfeldern kennen, um das Doppelstromland des Euphrat und Tigris als den Mittelpunkt Vorder-Asiens zu verstehen und zugleich das Geistesleben des Volkes zu deuten, das schlanken, kräftigen Wuchses ist, völlig weiße Haut, kleinen Mund, stark begrenzte Augenbraunen und starken Bart hat, und das nicht mit Unrecht das Erziehervolk des Morgenlandes genannt ist.

Meder und Perser bilden den westlichen Zweig des iranischen Stammes. Es war ein ernstes, geistiges Volk, das sich selbst als das reine von den Barbaren absonderte. Reinheit war ihm das erste. Darum nannte sich die Nation die hellglänzende — Perser —, welche die reine Luft der Berge einatmen und in ihr die heilige Flamme zum Himmel auflodern sehen wollten. In dem Leben dieses Volkes, das die Brücke bildet, welche nach dem Westen hinüberführt, zeigt sich viel mehr als in dem Völkerleben Ostasiens, Kampf und Ringen des Geistes und menschliche persönliche Freiheit. Das Geistesleben der Perser stand unter dem Einflusse der zoroastrischen Lehre, die sich im Wesen und Charakter des Volkes festsetzte. Der wahre persische Mann aus möglichst reinem Blute gehörte keinem Berufsstande an: sein Beruf war die freie Bethätigung seiner Kraft und seiner Ehre als Mitglied der Genossenschaft, in der er geboren war. Die Natur des Landes, wie die ungemeine Volubilität des persischen Geistes machten Krieg und Heldentum, das Waffen-

handwerk mit Roß, Pfeil und Bogen zum eigentlichen Beruf des Persers. Bethätigung der Mannhaftigkeit, der Kampf um seiner selbst willen, war für ihn Lebensgenuß, und deshalb ersetzte er auch den Krieg in Friedenszeiten durch die Jagd und durch fortwährende Waffenübungen.

Durch diesen Charakter ist die persische Nation eine Eroberungsnation geworden. Sie hat keine andere Tendenz, als die Ausdehnung ihres Reiches, die Ausbreitung ihrer Oberhoheit über die Länder und Völker. Das allein war ihr Ziel. Sie bemächtigte sich der fremden Nationen nicht in ihrem Wesen, sondern ließ sie neben einander in ihrer Eigentümlichkeit fortbestehen und schonte ihre Religionen, Sitten und Verfassungen. Das persische Reich war ein Aggregat von Völkern.

Das Staatsleben ruhte gleichfalls auf diesem Charakter und war dabei zugleich von religiösem Geiste durchdrungen. Die Vorschriften der Religion waren nicht nur politische und bürgerliche Gesetze, welche Leben und Eigentum schützten; sondern auch die Anbetung gegen den König beruhte auf dem Glauben, daß der König als Stellvertreter des Ahuramazda seine Würde besitze und in diesem Geiste die Zügel der Regierung in der Hand habe. Persien ist die Höhe des Orients auch als despotischer Staat. Der König ist Despot: wer sich dem Throne naht, muß sich zur Erde niederwerfen. Vor ihm verschwinden selbst die Stände. Denn wenn auch, wie in Indien, das Volk in Priester, Krieger und Ackerbauer zerfällt, so ist doch die Trennung nicht scharf gezogen, weil alle auf gleiche Weise dem Staate, der in der Person des Königs erscheint, unterworfen sind. Der Staat, den der König repräsentirt, ist in Persien das Höchste, und ihm werden die Interessen des Standes, wie der Familie und der Kinder zum Opfer gebracht.

Wie das ganze Leben des Volkes so stand auch die Erziehung unter dem Einflusse der zoroastrischen Lehre, doch bietet sich in ihr auch so viel Eigentümliches dar, daß es notwendig erscheint, sie einer besonderen Betrachtung zu unterziehen. Nach den Grundsätzen des Avesta legte man auch in Persien großen Wert auf eine zahlreiche Nachkommenschaft. Das beweist die von Herodot angeführte Sitte, daß jeder von den Persern viele ordentliche Frauen habe, aber noch viel mehr Kebsweiber, „weil es nächst dem Mute im Streite für ungemein wacker gilt, wenn einer recht viele Kinder erzielt; und wer die meisten erzielt, dem sendet der König alljährlich ein Geschenk.“ *Von den Königen wird erzählt,

daß sie mehr als 300 Frauen hatten, unter denen freilich ein Rangunterschied bestand; nur wenige von ihnen erschienen als rechtmäßige Gemahlinnen des Königs. Weil die Perser reichen Kindersegen als großes Glück betrachteten, so feierten sie, wie Herodot berichtet, am meisten vor allen Tagen den Geburtstag. Insbesondere wurde, wie wir anderweitig erfahren, der Tag, an welchem der Thronfolger geboren ward, von allen Unterthanen festlich begangen, später feierte ganz Asien jährlich des Königs Geburtstag. Die Kinder waren zu strengem Gehorsam gegen die Eltern verpflichtet. Von dem jüngeren Kyros hebt Xenophon in der Anabasis als eine Haupttugend hervor, daß er „seinen Eltern mehr gehorchte, als selbst die, welche geringer waren als er." Herodot erzählt, daß Elternmord bei den Persern nie vorkam, sie hielten es für undenkbar, daß Eltern durch ihre eigenen Kinder sterben. Bemerkenswert ist die hohe Achtung, welche die Mutter in Persien genoß. Im Palaste des Königs stand die Mutter im Range über allen Frauen, sie saß bei großen Festen sogar über dem Könige.*

*Bis zum fünften Jahre blieben die Kinder unter der Obhut der Frau. Der Vater bekam, wie Herodot erzählt, den Knaben gar nicht zu Gesicht, und zwar geschah dies deshalb, „damit kein Sohn, falls er unter der Pflege stürbe, dem Vater durch seinen Tod Schmerzen bereite. Von dem fünften bis zum zwanzigsten Jahre wurde der Knabe im Reiten, Bogenschießen und im Reden der Wahrheit unterwiesen. Mit dieser Nachricht stimmt, was Xenophon in der Anabasis bezüglich der Erziehung des jüngeren Kyros meldet. Darnach wurden die Kinder der vornehmen Perser „an der Pforte" des Königs erzogen, wo sie Mäßigung und Vorsicht lernten und nichts Unanständiges erblickten. Sie wurden gewahr, welche Männer der König ehre, und welche er strafe, und lernten dadurch zugleich befehlen und gehorchen. Bescheidenheit und Gehorsam galten als die hauptsächlichsten Tugenden. Dabei lernten sie vortrefflich reiten und die zum Kriege erforderlichen Werke, den Wurfspieß schleudern und mit dem Bogen schießen. Späterhin übten sie sich in der Jagd auf wilde Thiere und lernten dadurch Unerschrockenheit und Tollkühnheit." Im Gegensatze zu dieser älteren Erziehungsweise klagt Xenophon am Schlusse der Kyrupädie, daß zu seiner Zeit die Kinder, die bei Hofe erzogen werden, daselbst keine Gerechtigkeit lernen, auch das Reiten vernachlässige man. Und wenn sie früher die Natur aller Gewächse lernten, um sich der schädlichen zu enthalten, so scheinen sie dies jetzt nur darum zu lernen, um das

Schädlichste zur Vergiftung anderer gebrauchen zu können. In einem fälschlich dem Plato zugeschriebenen Dialog „der erste Alkibiades“ wird ähnliches von der Erziehung der persischen Prinzen berichtet. Darnach wird der Knabe nicht von einer gewöhnlichen Amme, sondern von Verschnittenen, welche im höchsten Ansehen unter der Umgebung des Königs stehen, aufgezogen. Diesen werden auch die anderen auf die Erziehung des Kindes bezüglichen Geschäfte aufgetragen, besonders die Sorge für die möglichste Schönheit, daher sie auf die Richtung und Gestaltung der Glieder besonders zu sehen haben. Mit zurückgelegtem siebenten Jahre lernt der Knabe reiten und jagen, und im vierzehnten wird er den sogenannten königlichen Pädagogen übergeben. Diese sind vier ausgewählte vornehme Perser, nämlich der Weiseste, der Gerechteste, der Mäßigste und der Tapferste, von welchen der erste die Magie des Ormuzd und die Regierungskunst, der zweite die Wahrhaftigkeit für das ganze Leben lehrt. Der Mäßigste unterweist den königlichen Knaben, damit er sich nicht von Begierden beherrschen lasse, sondern sich gewöhne, frei und in Wahrheit König zu sein; der Tapferste macht ihn furchtlos und beherzt, indem er sonst ein Sclave wäre, wenn er sich fürchtete.“*

Strabo fügt zu diesem allgemeinen Bilde noch mehrere Einzelheiten hinzu. Er erzählt, daß die Knaben der Perser gemeinschaftlich je fünfzig mit einem von den Söhnen des Königs oder eines Satrapen erzogen wurden. Sie erhielten anständige Männer zu Lehrern, welche sie die Göttersagen bald mit bald ohne Gesang lehrten und ihnen außer den Thaten der Götter auch die der besten Menschen kund thaten. Dabei wurden die Knaben und Jünglinge zugleich abgehärtet. Sie wurden früh am Morgen durch ein tönendes Erz geweckt und erhielten zum Essen zwar gewöhnlich Gersten- und Weizenbrod, aber zum Trinken nur Wasser; auf der Jagd und wenn sie Herden bewachten, mußten sie von wilden Früchten, Eicheln und Waldbeeren leben und im Freien übernachten. Auch mußten sie gute und schlechte Kräuter unterscheiden lernen, Bäume pflanzen und Jagdnetze verfertigen.

Ergänzen wir noch diese Berichte der Griechen durch das aus Wahrheit und Dichtung gewebte Bild, welches Xenophon von der Erziehung des älteren Kyros und damit der Perser überhaupt in seiner Kyrupädie gibt. Er sagt: „Die meisten Staaten lassen jeden seine Söhne erziehen, wie es ihm beliebt, und dann weiter die ältere Jugend ihr Wesen treiben, wie sie will; hernach erst gebieten sie ihr, nicht zu stehlen, nicht zu rauben, nicht mit Gewalt

in ein Haus zu dringen, Niemanden ungerechter Weise zu schlagen, nicht die Ehe zu brechen, nicht der Obrigkeit ungehorsam zu sein. Begeht nun jemand so etwas, so ziehen sie ihn zur Strafe. Die persischen Gesetze hingegen kommen zuvor und sorgen dafür, daß die Bürger schon von Anfang an nicht solche seien, die zu irgend einer bösen oder schändlichen Handlung sich hinneigen. Dafür sorgen sie auf folgende Art. Sie haben einen öffentlichen Marktplatz, welchen sie den freien nennen. Der Teil des Marktes, welcher an die Gerichtshäuser stößt, ist in vier Teile geschieden, wobei der erste der Aufenthalt für die Knaben, der zweite für die Jünglinge, der dritte für die Männer, der vierte für die Alten ist. Jeder darf sich nur in dem für ihn bestimmten Teile einfinden, und zwar müssen die Knaben und Männer mit Anbruch des Tages erscheinen, während die Alten mit Ausnahme bestimmter Tage kommen können, wann es ihnen beliebt. Die Jünglinge, welche noch nicht verheiratet sind, übernachten in Waffen um die Gerichtshäuser. Wie die Perser in 12 Stämme geteilt sind, so hat jede Abteilung des Marktes 12 Aufseher, wobei die Aufseher der Knaben sich durch Lehrhaftigkeit auszeichnen müssen, während die der Jünglinge befähigt sein sollen, diese zur Tugend anzuführen. Die Aufseher der Männer haben besonders darauf zu sehen, daß die Gesetze und höchsten Verordnungen in Kraft treten. Die Aufseher der Alten haben darüber zu wachen, daß letztere ihren Pflichten genau nachkommen. Die Knaben besuchen die Schulen, damit der Sinn für Gerechtigkeit geweckt und ausgebildet werde. Deshalb bringen die Vorsteher derselben den Tag vornehmlich damit zu, daß sie Gericht halten über die Knaben, die sich unter einander, den Erwachsenen gleich, wegen Diebstahl, Gewaltthätigkeit, Betrug, Scheltworte 2c. verklagen, wobei nicht nur die Überführten, sondern auch die falschen Ankläger bestraft werden. Besonders streng bestraft wird die Undankbarkeit, denn die Perser halten dafür, daß die Undankbaren weder die Götter, noch ihre Eltern, noch ihr Vaterland, noch ihre Freunde lieben können, da mit der Undankbarkeit immer Unverschämtheit verbunden, diese aber die reichste Quelle aller Laster ist." — Der Gerechtigkeitssinn ward bei den Kindern in besonderer Weise ausgebildet. Als Mandane, die Mutter des Kyros, den zwölfjährigen Knaben zum Besuch an den Hof seines Großvaters Astyages gebracht hatte, fragte ihn dieselbe: „Aber, mein Kind, wie willst Du hier, an diesem despotischen Hofe, Gerechtigkeit lernen, da deine Lehrer daheim sind?" Hierauf antwortete Kyros: „Nun, Mutter, die

Gerechtigkeit kenne ich recht gut. Denn da ich mich sehr lernbegierig erwies, setzte mich der Lehrer oft selbst zum Richter über Andere. Hier aber habe ich einmal Schläge bekommen, weil ich falsch richtete. Ein großer Knabe nämlich, der einen kleinen Rock hatte, zog einem kleinen Knaben, der einen großen Rock hatte, diesen großen Rock aus und sich an. Ich aber urteilte: Es sei besser für Beide, wenn Jeder den Rock besitze, der ihm am Besten passe. Da erhielt ich Schläge und die Weisung, daß mein Urteil gerecht gewesen sein würde, wenn die Frage gewesen wäre, wem der Rock passe? Da aber die Frage gewesen, wer der rechtmäßige Besitzer des Rockes sei, so hätte ich zusehen müssen, wem der Rock wirklich angehöre, und ob der Besitz dadurch erworben werde, daß man Etwas mit Gewalt wegnehme, oder daß man es selbst verfertige oder kaufe." Weiter setzte Kyros hinzu: „Das Gesetzliche ist das Gerechte, das Gewaltthätige das Widergesetzliche! Mit dem Gesetze muß der Richter das Urteil fällen." — „Zur Mäßigkeit werden die Knaben besonders dadurch angehalten, daß sie sehen, wie die Eltern den ganzen Tag über mäßig leben. Eben so dringt man auf Gehorsam gegen den Vorgesetzten, wobei das Beispiel der Alten ebenfalls voranleuchtet. Die Knaben bringen vonhause blos Brod, Kresse und ein Gefäß mit, um Wasser zu schöpfen." — „Die Jünglinge schlafen bei den Gerichtshäusern, um die Stadt zu bewachen, sich sittlich rein zu erhalten und in der Mäßigkeit zu üben, am Tage aber bieten sie der Obrigkeit ihre Dienste an. Wenn man zur Jagd geht, so nimmt man blos ein Mittagsbrod mit sich, etwas stärker, als das der Knaben. Wenn sie aber jagen, essen sie nur, wenn sie des Wildes halber still stehen, oder des Abends, und halten dann die zwei Tage für einen, weil sie diese Zeit über nur einmal gegessen haben. Was sie fangen, ist ihre Zukost. Außerdem müssen sie mit der Kresse zufrieden sein. Die Daheimbleibenden üben sich im Schießen mit Pfeilen und Werfen der Spieße. Außerdem werden darin öffentliche Wettkämpfe angestellt und Preise ausgesetzt." Diese Schulen *bezeichnet Xenophon als öffentliche Anstalten, die man* Schulen der Gerechtigkeit nenne, und in welche jeder Perser seine Söhne eben so schicken konnte, wie jedem alle Ehren und Würden geöffnet waren.

*Obwohl in diesen Nachrichten der Griechen das Fremde unter dem Gesichtspunkte des Einheimischen dargestellt erscheint, so wollen wir es doch versuchen nach den bei ihnen erhaltenen Andeutungen uns ein Bild der persischen Erziehung zu entwerfen, wobei jedoch der

Bericht Xenophons in der Kyrupädie, in welchem allzu deutlich die spartanischen Zustände als Muster der Schilderung vorlagen, ausgeschieden werden sollen. Vorerst müssen wir die Meinung zurückweisen, als ob alle persischen Knaben in besonderen Anstalten unterwiesen und erzogen worden wären. Die bei den Griechen geschilderten Anstalten sind eigentlich nach unserm Begriffe Cadettenhäuser, welche in den Residenzen der Könige und vielleicht auch an dem Sitze der Satrapen bestanden. Unter diesen mochte die Anstalt, welche am Hofe des Königs selbst zur Erziehung der Söhne der höchsten Beamten eingerichtet war, und an welcher auch die Prinzen erzogen wurden, die vollkommenste Organisation gehabt und die größte Bildung vermittelt haben. In diesen Cadettenhäusern wurde aber nur ein kleiner Teil der persischen Jugend erzogen. Der größte Teil derselben wurde wohl zuhause von den Eltern körperlich abgehärtet und im Reiten und Bogenschießen geübt und zum Sprechen der Wahrheit angehalten, wozu vielleicht eine Unterweisung in den religiösen Pflichten auf Grundlage des Avesta seitens der Priester sich gesellte.*

Die Erziehung in den öffentlichen Anstalten baute sich auf der Erziehungspraxis auf, wie sich dieselbe in der Familie und dem Volke ausgebildet hatte. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß die Perser mit Gewalt der Waffen sich die Herrschaft über Iran erworben, und daß sie ihrer Tapferkeit auch die Begründung ihres Weltreiches zu danken hatten, so müssen wir es als eine notwendige Voraussetzung annehmen, daß bei ihnen die Erziehung in erster Linie darauf ausging, ein körperlich gesundes und kräftiges, im Waffenhandwerk geübtes, mit allen militärischen Tugenden, also namentlich Mut und Gehorsam ausgestattetes Geschlecht heranzuziehen. Dies war um so notwendiger, als die Perser mit den ihnen am nächsten stehenden Medern allein die Träger der Herrschaft waren, als nur aus ihrem Stamme die höheren Offizierstellen und die höheren Posten in der Verwaltung des ganzen großen Weltreiches besetzt wurden. Die Stellung der Perser innerhalb der anderen arischen, turanischen, semitischen und hamitischen Stämme des Reiches bietet eine auffallende Ähnlichkeit mit der Stellung der Dorier im lakonischen Gemeinwesen. Hier wie dort war also durch die Stellung des Stammes selbst die Richtung der Erziehung vorgezeichnet.

*Darum begegnen wir in den persischen Erziehungsanstalten zum ersten Male in der Geschichte der Erziehung der systematischen

Pflege des Körpers als einem Hauptfaktor in der Erziehung. Schon im Knabenalter wurde der Körper abgehärtet und an Entbehrungen gewöhnt. In späteren Jahren dienten die Nachtwachen bei den Herden und die Strapazen der Jagden demselben Zwecke. Diese beiden Beschäftigungen stehen aber auch im Zusammenhange mit dem religiösen Glauben der Perser. Die Herden sind die reinen Tiere Ahurmazdas und, die ihnen nachstellenden Raubtiere sind die unreinen Geschöpfe des Angromanyus. Der Perser sorgte daher durch den Schutz der Herden und die Vernichtung der Raubtiere für die Ausbreitung des Reiches des Lichtes.*

Da die Knaben bestimmt waren, dereinst dem Reiche als Stützen in Krieg und Frieden zu dienen, so mußten sie selbstverständlich in der Führung der Waffen unterwiesen werden. Bei der Bedeutung, die in den persischen Heeren die Reiterei hatte, mußte das Reiten und das Bogenschießen im Vordergrunde der kriegerischen Ausbildung stehen.

*Daneben durfte aber auch die geistige Bildung nicht fehlen. Als künftige Beamte des Reiches mußten die Jünglinge in die Formen der Verwaltung und des Gerichtswesens eingeführt werden. Das setzt wohl die Kenntnis des Lesens und Schreibens voraus, was wieder ohne einen besonderen Unterricht im Knabenalter nicht denkbar ist. Dieser umfaßt nicht blos die Vermittlung der Technik des Lesens und Schreibens, sondern auch anderer Kenntnisse. Unter diesen hebt Strabo ganz richtig die Göttersagen und die Heldenthaten der Götter und Menschen hervor, die sie bald mit bald ohne Gesang lernten. Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir darunter einerseits den Religionsunterricht verstehen, der an der Hand der heiligen Schriften erteilt wurde, andererseits die Erzählungen der Sagen und Geschichten des Volkes, deren Spuren sich bei Herodot und den Griechen, deren Überreste sich im Bundehesh und in Firdusis Schachnameh erhalten haben. Neben diesen in das Gewand der Dichtung gehüllten und darum auch mit Gesang vorgetragenen nationalen Traditionen, gab es in Persien eine offizielle Geschichtsschreibung, und es läßt sich die Vermutung nicht zurückweisen, daß auch die Reichsgeschichte einen Platz unter den Unterrichtsgegenständen einnahm. Welche Gegenstände außerdem gelehrt wurden, können wir nur vermuthen. Wenn wir bedenken, daß die Verwaltung des persischen Weltreiches zur Zeit des Darius vortrefflich eingerichtet war, so müssen wir annehmen, daß die Beamten hierfür eine sorgfältige Bildung genossen. Eine bestimmte Nachricht

ist nur in Bezug auf das Gerichtswesen erhalten. Aus den griechischen Schriftstellern ist ersichtlich, daß schon die Knaben Gerichtsverhandlungen beiwohnten und in ihren Spielen nachahmten. Es ist demnach wahrscheinlich, daß die männliche Jugend einerseits in der Theorie des Civil- und Strafrechtes unterrichtet, andererseits praktisch in die Formen des Civil- und Strafprozesses eingeführt wurde. Wenn wir bedenken, welche hohe Wertschätzung in der Moral der Verehrer des Avesta die Gerechtigkeit genoß, so finden wir es begreiflich, daß auf diese Seite der Bildung großes Gewicht gelegt wurde. Dem würde es auch entsprechen, daß die persischen Schulen von Xenophon als „Schulen der Gerechtigkeit" bezeichnet werden. Aber noch eine Seite in der Verwaltung erscheint bei den Persern, entsprechend den Grundsätzen ihres Glaubens, besonders berücksichtigt — die Staatswirtschaft. Wir erfahren von der geordneten Finanzverwaltung des Reiches unter Darius, von seiner Regelung des Steuerwesens, von den Vorkehrungen, die er zur Hebung des Handels und Verkehres schuf. Für Beamte, die eine so wohl geordnete Finanzverwaltung besorgten, war eine eigene Vorbildung in dieser Richtung notwendig. Ganz besonders erschien es aber nicht bloß als politische, sondern zugleich auch als religiöse Pflicht, die Bodencultur zu fördern. Jeder, der fruchtbaren Boden vernachlässigte, machte sich einer Sünde gegen den Lichtgott schuldig, sowie hinwieder derjenige, der unfruchtbares Gebiet für die Cultur gewann, dazu beitrug, das Reich des Lichtes zu vergrößern und das der Finsternis zu mindern. Bei der Wichtigkeit, welche in den heißen Gegenden Irans das Wasser hatte, und bei der Heiligkeit, welche das Avesta diesem Elemente zuerkannte, war die Beschaffung und Erhaltung einer guten Bewässerung des Landes eine Hauptsorge der persischen Verwaltung. Damit hängt es zusammen, daß der Anlage von Baumgärten, Paradiesen, in Persien so hoher Wert zuerkannt wurde, daß selbst die angesehensten Männer sich nicht schämten, bei der Anlage und dem Baue der Gärten selbst Hand anzulegen. Die Könige sorgten dafür, daß bei ihren Palästen Paradiese mit den edelsten Bäumen und Gesträuchern sich befinden. Die Satrapen folgten ihrem Beispiele und schmückten ihre Residenzen zu Daskylion, Sardes, Sidon u. a. Orte mit den prächtigsten Parkanlagen. Als der jüngere Kyros dem Lysander seinen Park bei Sardes zeigte, und dieser den gleichförmigen Wuchs der Bäume, die geraden Reihen, in denen sie standen, und den prächtigen Geruch bewunderte, sagte Kyros: „Dies alles hab' ich selbst geordnet und

abgemessen und einiges habe ich selbst gepflanzt." Lysander bezweifelte mit einem Blicke auf die Prachtgewänder und den Schmuck des Prinzen, daß er dies mit eigenen Händen gepflanzt habe. Darauf erwiderte Kyros: „Ich beschwöre Dir bei Mithra, daß ich an keinem Tage Speise zu mir nehme, bevor ich nicht entweder durch kriegerische Übungen oder durch Gartenarbeit mich in Schweiß gesetzt habe." Welchen Wert die Perser solchen Gartenanlagen beilegten, erfahren wir aus der Begegnung des spartanischen Königs Agesilaos mit Pharnabazos, dem Satrapen von Daskylion. Nachdem Agesilaos die Gärten um die Stadt verwüstet hatte und mit Pharnabazos zusammengekommen war, reichte ihm dieser die Rechte mit den Worten: Die Paradiese mit schönen Gebäuden, voll von Bäumen und Thieren, welche mein Vater angelegt hat, welche die Freude meiner Seele waren, habt ihr niedergehauen und niedergebrannt. Lehrt mich doch nun, was heilig und was gerecht ist!*

Auf diesen Gartenbau wird sich wohl die Nachricht beziehen, daß die persische Jugend die guten und schlechten Kräuter kennen lernte und im Pflanzen der Bäume unterwiesen wurde, wiewohl ersteres für die Hirten, welche Herden im Freien weideten, und für Jäger und Krieger, die nicht selten auf die wilden Früchte des Waldes und Feldes als ihre Nahrung hingewiesen waren, gleichfalls notwendig erschien. Auch religiöse Motive waren dabei im Spiele, indem die giftigen Gewächse dem Reiche des Angromanyus angehörten.

*Da von der religiösen Erziehung der Perser dasselbe gilt, was darüber von den Baktrern gesagt wurde, so erübrigt nur noch, einiges über die moralische und ästhetische Erziehung hinzuzufügen. Die wichtigsten Tugenden, zu welchen die persische Jugend erzogen und angehalten ward, wurden bereits hervorgehoben; es sind dies die Wahrheit, Gerechtigkeit und der Gehorsam. Die Wahrheit zu reden, bezeichnet Herodot als eines der Ziele bei der Erziehung der Jugend. Das stimmt genau zu den Grundsätzen. welche in dem Avesta niedergelegt sind. Auch in den Achämeniden-Inschriften wird wiederholt die Lüge (daruga) als der Übel größtes bezeichnet. Auf einer Inschrift zu Persepolis lautet das Gebet des Königs Darius: Und möge Ahuramazda beschützen das Land vor Verwüstung, Hungersnot und Lüge. Möge der Andere (Angromanyus) nicht in das Land dringen, nicht Verwüstung, Hungersnot und Lüge. Die Gerechtigkeit, die sich in weisen Urteilssprüchen bekundet, wird in den Sagen von Dejokes und

Kyros gefeiert und auch in der Kyrupädie hervorgehoben. Für den Bestand des Reiches war aber vor allem pünktlicher Gehorsam der niederen gegen die höheren und aller gegenüber dem König von großer Wichtigkeit, namentlich war diese Tugend im Heere unentbehrlich. Darum erscheint es uns glaubwürdig, wenn Xenophon berichtet, daß die persische Jugend schon frühzeitig zur Unterordnung unter die Vorgesetzten verhalten und zum Gehorsam gegen ihre Befehle gewöhnt wurde.*

Daß auch das ästhetische Moment in der Erziehung nicht fehlte, dafür zeugt der Bericht Strabos von den Gesängen, welche die Jugend zum Preise der Götter und Helden lernte. Wir ersehen auch aus dem Avesta, daß „Lieder" einen integrierenden Teil des Gottesdienstes der Mazdaverehrer bildeten. Auch erfahren wir, daß bei den Gastmählern des Königs seine Frauen ihn durch Gesang und Saitenspiel ergötzten, was voraussetzt, daß namentlich bei der Bildung der weiblichen Jugend auf Unterweisung in der Musik Wert gelegt wurde, die einzige Nachricht, welche sich auf die Erziehung der Mädchen bezieht.[1]) In der Sage, welche Deinon von Kyros überlieferte, wird auch ein berühmter Sänger Angares erwähnt, welcher dem Könige Astyages beim Mahle vorzusingen pflegte. Des Tanzes wird nur in den Sagen gedacht, und zwar erzählt Nikolaus von Damascus, wahrscheinlich Ktesias folgend, daß Astyages nach dem Mahle neben den Sängerinnen und Zitherspielerinnen auch Tänzerinnen kommen ließ, um sich an ihren Produktionen zu vergnügen. Es dürfte darum der Tanz namentlich bei der männlichen Jugend kaum als Bildungsmittel in Anwendung gekommen sein. Dagegen wird wiederholt hervorgehoben, daß die Knaben und Jünglinge zu graziösen und gefälligen Bewegungen angeleitet wurden. Nach Ktesias erwarb sich Kyros die Gunst des Königs Astyages, weil er es verstand, ihm geschickt und schön den Wein zu credenzen, und Xenophon hebt hervor, daß die Schenken an der königlichen Tafel ihr Amt mit vieler Grazie verrichteten, indem sie die Schalen den Trinkenden mit drei Fingern so hinhielten, wie diese am leichtesten daraus schlürfen konnten. Aus diesen Nachrichten dürfen wir wohl schließen, daß auf Anstand und gefällige Umgangsformen bei der Erziehung der Jugend Wert gelegt wurde.

[1]) *Die Nachricht (Esth. 2, 13,) daß die Mädchen, welche in den Harem des Königs aufgenommen wurden, ein Jahr lang für ihren Beruf vorbereitet wurden, erwähnt blos der Reinigungen und Salbungen mit Spezereien und Wohlgerüchen.*

Zum Schlusse sei der bildenden Kunst gedacht, welche auf die ästhetische Erziehung der Jugend nicht ohne Einfluß war. Von Werken dieser Kunst sind verhältnismäßig wenige erhalten. Das Grab des Kyros in Murghab, die Überreste der Paläste in Susa und Persepolis und die Gräber in Naksh-i-Rustan sind wohl die bedeutendsten darunter. Man will in denselben sowohl babylonisch-assyrischen, als auch ägyptischen Elementen begegnen; namentlich aber weist der Gebrauch canellierter Säulen auf griechische Kunst hin. Indessen verrät sich doch in ihnen eine eigentümliche Verwertung der den fremden Kunstrichtungen entlehnten Elemente. Die riesigen Plattformen mit der Unzahl von Stufen zeigen eine Fortentwicklung des babylonisch-assyrischen Terassenbaus, die den Übergang zum griechischen Tempelbau vermittelt. Die Sculpturen, die an den Seitenflächen der Stufen und an den Grabbauten sich vorfinden, sind weder in dem Stoffe noch in der Art der Behandlung so realistisch, als die ähnlichen Werke der mesopotamischen Nachbarn. Sie stellen meist symbolisch die Größe und Macht des Königtums dar. Es zeigt sich somit in ihnen ein idealer Zug, der ein Beweis sein dürfte von der hohen Stellung, welche die Kunst bei den Persern einnahm. Charakteristisch sind auch die Nachrichten von dem Prunke, mit dem die Könige von Persien auftraten. Wo die Griechen von angesehenen Persern melden, da vergessen sie nicht, der kostbaren Gewänder, der goldenen Halsketten und Armspangen zu gedenken. Ein Volk, das so großen Wert auf äußern Schmuck legte, mußte die Kunst und das Kunstgewerbe pflegen. Es ist demnach wahrscheinlich, daß der ästhetische Geschmack der persischen Jugend durch die Künste und an ihren Werken gebildet wurde.

*Wenn wir die Überlieferungen über persische Erziehung einblicken, so drängt sich uns unwillkührlich die Ähnlichkeit mit der dorischen Erziehung auf. Hier wie dort Abhärtung des Leibes, Übung in dem Kriegshandwerk, Gewöhnung an Gehorsam, Einfachheit und Mäßigkeit. Aber dazu kommt in Persien noch die hervorragende Stellung, welche die Religion bei der Erziehung einnimmt. Wie wir sahen, steht die persische Erziehung im innigsten Zusammenhange mit dem Glauben an Ahuramazda, einzelne Richtungen in ihr sind geradezu durch die Religion geboten. Insofern gemahnt sie uns wieder an die ritterliche Erziehung des Mittelalters, mit der sie neben dem religiösen Charakter auch die Pflege des edlen Anstandes und gefälligen Benehmens teilt. Es verrät sich demnach in dem persischen Erziehungssystem der arische

Geist, der unter verschiedenen Himmelsstrichen in verschiedenen Zeiten ähnliche Lebensformen schafft. Man hat wohl seit Cramer die Erziehung bei den Persern als Nationalerziehung bezeichnet. Diese Bezeichnung erscheint nicht ganz zutreffend. Denn die Erziehung erstreckte sich nicht auf die Nation, sondern nur auf die privilegierten Stände, welche zur leitenden Stellung im Staate ausersehen waren. Die große Masse des Volkes hatte an ihr keinen Anteil und war in dem despotisch regierten Staate des Großkönigs, ebenso eine misera contribuens plebs, die nur mit ihrem Gut und Blut dem Herrscher zu dienen hatte und sonst keiner besonderen Beachtung gewürdigt wurde, als dies im heutigen Reiche des persischen Schachs der Fall ist. Auch in dem Sinne kann man dem persischen Erziehungssystem das Attribut national nicht zuerkennen, als ob die Perser bestrebt gewesen wären, ihren Volkscharakter mit Eifersucht zu wahren und ihrem Reiche aufzuprägen. Es ist unzweifelhaft, daß sie medische und babylonische Kulturelemente in sich aufnahmen und daß ihre Verwaltung die Religion und den Kultus, die Rechte und Sitten der unterworfenen Völker schonte. Kyros und Darius ließen die Juden ungestört den Tempel Jahwes wiederherstellen, und von letzterem berichtet Diodor, daß er sich um die Kenntnis der heiligen Bücher der Ägypter bemüht habe und mit ihren Priestern in Verbindung getreten sei. Wie wenig national die persischen Beamten fühlten, beweist schon die Thatsache, daß keinerlei Spuren zu entdecken sind, welche die Ausbreitung des Mazdäismus in den persischen Provinzen außerhalb Irans verrieten. Mit mehr Berechtigung kann man die persische Erziehung als Staatserziehung bezeichnen, indem sie von Staatswegen geleitet und für Staatszwecke eingerichtet war. Diese Staatserziehung bekam einen volkstümlichen Charakter, indem die einheimische Sitte und Religion bei ihrer Einrichtung nicht blos Berücksichtigung sondern sogar maßgebenden Einfluß gewann.*

*Wollen wir die Stellung, welche die persische Erziehung in der Geschichte der Erziehung einnimmt, kennzeichnen, so müssen wir vor allem hervorheben, daß in ihr zuerst die Pflege des Leibes eine systematische Behandlung fand, und daß uns in Persien zum erstenmale ein Erziehungswesen begegnet, welches vom Staate, beziehungsweise von der höchsten Staatsgewalt, dem unbeschränkt herrschenden Königtume, eingerichtet ist. Auch verdient noch der Umstand besonders hervorgehoben zu werden, daß in diesem Erziehungssysteme der Hände Arbeit im Dienste der Kultur

des Bodens eine Wertschätzung erhielt, wie bei keinem anderen Volke. Es offenbart sich in diesen Richtungen der Erziehung der praktische Sinn des persischen Volkes, das wenig beirrt durch metaphysische und theologische Spekulationen sein Augenmerk dem irdischen Leben zuwandte und seine physischen und geistigen Kräfte hauptsächlich dazu gebrauchte, um sich dieses Leben im Einzelnen und in der Gesellschaft so zweckmäßig als möglich einzurichten. Es erinnert uns dieser auf die äußeren Bedingungen des Lebens gerichtete Charakter des Volkes an die praktischen Römer, deren Verdienst ebenso in der zweckmäßigen Einrichtung des Staatswesens gelegen ist, als dies von den Persern zur Zeit des Darius gilt. Freilich fehlte in der persischen Erziehung eine intensive Entwicklung der intellectuellen Anlagen.* Aus diesem Mangel erklärt es sich, daß das persische Volk den Gegensatz von Licht und Finsternis, von Gut und Böse 2c. nicht zu lösen vermochte, daß die Nation mit ihrem übersprudelnden Freiheitssinne dem starrsten Seraildespotismus anheimfiel, daß die tapfersten Kämpfer Asiens feiger und weibischer werden konnten, als die Babylonier, und daß die geistige Lichtreligion in abgeschmackten Formelkram, in leere Ceremonien und Gebräuche, in knechtischen Götzendienst ausartete. Mit dem Staatsleben, sowie mit der Religion und Sittlichkeit ging auch die Erziehung in Weichheit und Weichlichkeit über, und die Königserziehung schritt auf diesem Wege voran. Schon unter Kyros trat nach Platons Ansicht an die Stelle der einfachen altpersischen Erziehungsweise die verweichlichende der Meder. „Die Verkehrtheit der persischen Erziehung war Ursache vom Falle des persischen Reiches, weil Kyros, ein übrigens tüchtiger Feldherr und Bürger, keinen Begriff von einer richtigen Unterweisung hatte und die Anordnung des häuslichen Lebens zu sehr in den Hintergrund treten ließ. Die jungen Fürsten wuchsen nicht heran in der einfachen, unverzärtelten und rauhen Weise des Perservolkes, sondern unter der Aufsicht von Weibern und Verschnittenen nach der von der sogenannten Glückseligkeit verdorbenen Erziehungsweise der Meder. Daher gab es auch mit Ausnahme des Darius Hystaspis, weil dieser nicht in der gewöhnlichen Üppigkeit königlicher Söhne erzogen wurde, keinen großen König von Persien, als etwa dem Namen nach."

F. Die individuelle Erziehung in Hellas und Rom.

Die Weltgeschichte geht von Asien nach Europa und betritt hier ihr eigentliches wahrhaftes Heimatland. Europa ist innige Durchdringung von Berg, Thal und Wasser. Es ist Asien im verkleinerten Maßstabe; aber es übertrifft dasselbe an Küstenentwicklung im Verhältnis zum Flächeninhalt, — außerordentlich reich an Buchten, Halbinseln und Inseln, reich auch an Quellen, Flüssen und Seen, an Gebirgs- und Thalbildungen — und zwar in alle dem durchaus individualisirt und entwickelt. Im gemäßigten Klima gelegen, ist es gleichweit entfernt von der Tropensonne und dem Polareise; — durch seine Flüsse 2c. allen Weltteilen geöffnet, durch seinen Boden dem Fleiße des Menschen reichlichen Lohn spendend, durch seine Vielgestaltigkeit die verschiedensten Länder in Berührung bringend, so daß die verschiedenen Eigentümlichkeiten der Menschengruppen in ihren Einseitigkeiten sich ausgleichen und ergänzen, durch die mit Vielseitigkeit verbundene Mäßigkeit seiner ganzen Physiognomie gemacht, den Menschen vor dem Versinken in die Materie zu bewahren, vielmehr ihn zur wahrhaften Geistesfreiheit emporzuheben. Der indogermanische, indopersische oder japhetische Volksstamm mit seinen 400 Millionen Menschen sucht diese Freiheit im Denken, Fühlen und Thun zu erobern und darzustellen. Vorzüglich aber ist es die höchste Spitze des Erdteils und der Erde überhaupt, der griechisch-lateinische, der germanische und der romanische Völkerzweig, der die Aufgabe hat, Cultur und Humanität über die Erde zu tragen und dem der Menschheit gesteckten Ziele, der Verwirklichung des Göttlichen im Menschlichen, im Vordergrunde und mit aller Energie nachzustreben.

Die erste Weiterentwicklung der Geschichte von Asien aus schließt sich an das Mittelmeer an. Aus dem Mittelmeere, sagt E. Kapp, sog das südliche Europa seine erste historische Lebenskraft, durch das Mittelmeer wurde ihm die Ammenmilch orientalischer Cultur zugeführt, auf dem Mittelmeer, an seinen Küstenländern erstarkte im Wechsel des Gebens und Empfangens, im Austausch der Produkte physischer und geistiger Cultur dreier Erdteile, die Tritogeneia Athens und der Jupiter Victor Roms zu eigentümlicher Selbstständigkeit. „In dieser Thalassa nehmen die griechische und italienische Halbinsel die Mitte ein. Nach Norden sind die Glieder im terrestrischen Zusammenhange mit dem Herzen von

Europa, nach Süden gehören sie einem ihre Natur und Geschichtsverhältnisse constituirenden Meere an, aber nach Osten und Westen ist ihre Lage verschieden; denn Griechenland weist auf den ostcontinentalen Orient, Italien auf den westoceanischen Occident. Durch jenes bleibt der Zusammenhang mit der Wiege der Menschheit vermittelt, durch dieses sollte historisches Wachstum und oceanisch-universaler Schluß in der Entdeckung einer „Neuen Welt" gewonnen werden.

Auf diesem Boden wird geistig die Substanz des Orients besiegt. Hier kämpft sich der Mensch von der Natur los. Er erfaßt sich dem Natursein gegenüber als berechtigt, und läßt sich von der Natur nicht mehr beherrschen, sondern will über sie die Herrschaft führen. Setzte der Orient das wahre Sein in die passive Hingabe an das Natursein, und ordnete sich das einzelne Individuum dieser anerkannt höheren Macht unter, so daß es ihr gegenüber kein Recht hatte und beanspruchte; so kommt hingegen in Hellas und Rom über die Natur der Geist zum Bewußtsein, und in Erfassung der Individualität sucht er voll von Streben und Thatenlust das Dasein nach sich umzugestalten und im freien Schaffen und Handeln sich selbst zu genießen. Die Individualität fängt zwar in Griechenland und Rom auch noch als eine natürliche an; aber doch sucht Griechenland mit seinem ganzen Sinnen und Streben, vorzüglich auch durch seine Erziehung die natürliche Individualität zur ästhetischen zu verklären, und strebt Rom durch die praktische That die Individualität zum Bewußtsein ihrer selbst zu erheben.

I. Hellas.

Die Erziehung der ästhetischen Individualität.

***Quellen und Hilfsschriften.** Die wichtigsten Quellen sind solche, welche uns über Theorie und Praxis der Erziehung berichten. So zahlreich derartige Schriften, namentlich in der Zeit nach Sokrates geschrieben wurden, so ist uns doch nur Einzelnes vollständig und Weniges in spärlichen Fragmenten erhalten. Die erste systematische Pädagogik tritt uns in Platons Werken namentlich in dem „Staat (πολιτεία)" und „den Gesetzen (νόμοι)" entgegen. In einem bewußten Gegensatze zu Platon steht Aristoteles, dessen System der Pädagogik in der „Politik" behandelt wird. Seine Staatsverfassungen (πολιτεῖαι) mochten wohl manche Nachricht über Erziehungspraxis bringen, leider sind davon nur Fragmente erhalten. Mancherlei Ansichten über Erziehung finden sich in Xenophons Werken. Seine Schrift über „die Erziehung des Kyros" wurde schon erwähnt, sie wird bei den Schriftstellern auch kurzweg als Erziehung des Xenophon

(Ξενοφῶντος παιδεία) citiert. Außerdem sind seine Memorabilien, zu welchen der Oikonomikos, „der kluge Hausvater" gehört, der Lehren zur zweckmäßigen Einrichtung eines Hauswesens entwirft, und ist die Abhandlung „Über den Staat der Lakedämonier" nicht ohne Bedeutung für die Erziehungsgeschichte. Die Stoiker und Epikuräer schrieben verschiedene Schriften über Kindererziehung. Sie sind zum Theile bloß dem Titel nach, zum Theile nur in geringen Resten bekannt. Solche finden sich zerstreut in den Sammelwerken der Kaiserzeit, so in den „attischen Nächten" des Gellius (um 150 n. Chr.), in den Deipnosophisten des Athenaios (um 200 n. Chr.), namentlich bei Diogenes aus Laerte (um 220 n. Chr.) in seinem für die Philosophie unschätzbaren Werk „Über das Leben und die Ansichten der in der Philosophie hervorragenden Männer." Auch durch die Excerptensammlung des Stobaios aus dem 5. Jahrhundert n. Chr., der selbst über „Zucht und Bildung" schrieb, ist manches Fragment erhalten. Der Kaiserzeit gehört das wahrscheinlich fälschlich dem Plutarch (um 100 n. Chr.) zugeschriebene Werk „Über die Erziehung der freigeborenen Kinder" an. Übrigens liefern die zahlreichen Abhandlungen dieses Schriftstellers, die man unter dem Namen der Moralia zusammenfaßt, mancherlei Beiträge zur Geschichte der Erziehung. Nicht lange nach Plutarch lebte der geniale Satyriker Lukianos, unter dessen Satyren besonders die unter dem Titel „Anacharsis oder über die Gymnasien" erhaltene für die Pädagogik der Griechen von Bedeutung ist. Ein jüngerer Zeitgenosse von ihm ist Philostratos, dessen Schrift „Über die Gymnastik" eine wichtige Seite der griechischen Erziehung behandelt. Endlich dürfen die Inschriften nicht übersehen werden, welche mancherlei Daten über Erziehung, namentlich an den Gymnasien überliefern. — Die vollständig erhaltenen Werke sind sowohl im Original als auch in Übersetzungen wiederholt herausgegeben worden. Dagegen sind die Fragmente bisher noch nicht gesammelt. Manches ist in dem Sammelwerke von F. G. A. Mullach, „Fragmenta philosophorum Graecorum", 3 Bde., 1860—1881, enthalten. Niemeyer's Werk „Originalstellen griechischer und römischer Classiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts", Halle 1813, ist unvollständig und veraltet.*

Neben den direkten Quellen bieten gar viele der uns erhaltenen Werke der griechischen Literatur wertvolle Beiträge zur Geschichte der Pädagogik dieses Volkes. Außer den Philosophen, deren Theorien mit der Erziehung im Zusammenhange stehen, sind die Redner hervorzuheben, die nicht selten, wie z. B. Isokrates in seinen Reden „Gegen die Sophisten", im „Areopagitikos" und „Panathenaikos" auf den Unterricht und die Erziehung zu sprechen kommen. Aber auch die Dichter sind eine wichtige Quelle. Den Stand der Erziehung in den ältesten Perioden griechischer Geschichte lernen wir hauptsächlich aus Homer kennen. Die Gnomendichter liefern Beiträge zur Geschichte der ethischen Erziehung des Volkes. Die Komödiendichter, vor allen Aristophanes, gewähren uns einen Einblick in die häuslichen und sozialen Verhältnisse, der uns auch mancherlei für die Erziehung wichtige Momente zu beobachten ermöglicht. Die Historiker, vor allen Plutarch, führen uns Biographien bedeutender Männer vor, aus deren Entwicklung wir manche wertvolle Erkenntnis für die Praxis der Pädagogik ihrer Zeit schöpfen können.

Es wäre unmöglich, all das so reiche und umfassende Quellenmaterial zu verwerten, wenn dasselbe nicht in zahlreichen Hilfsschriften bearbeitet vorläge. Das weitaus wichtigste Hilfswerk ist Dr. Lorenz Grasberger's „Erziehung und Unterricht im classischen Altertum". In den früheren Auflagen wurde bloß die erste

Abtheilung des I. Bandes, welche die Knabenspiele behandelt (Würzburg 1864), benutzt. *Seitdem sind erschienen: zweite Abtheilung „die Turnschule der Knaben" (Ibid 1866); der II. Band „Der musische Unterricht oder die Elementarschule" (Ibid 1875) und der III. Band „Die Ephebenbildung" (Ibid 1881).* Ältere Bearbeitungen sind das in der früheren Auflage bereits benutzte Werk von Hochheimer, System der griechischen Erziehung, Göttingen 1788, Fournier, Notices et observations sur l'education et l'instruction publique chez les Grecs, Berlin, 1833 *und J. H. Krause „Geschichte der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung bei Griechen, Etruskern und Römern", Halle 1851. Das neueste Werk ist J. L. Ussing, „Erziehung und Jugendunterricht bei den Griechen und Römern", Berlin 1885. — Mit der Erziehung und dem Unterrichte befassen sich auch die Werke über die Privataltertümer der Griechen. Von solchen wurde* Guhl und Koner's „Das Leben der Griechen und Römer", Berlin 1862, schon in den früheren Auflagen benutzt. *Neben diesem populären Werke sind Beckers Charykles, bearbeitet von H. Göll, Berlin 1877. H. Schömanns Griechische Altertümer, 2 Bde., 3. Aufl., Berlin 1871 ff. Dr. K. Fr. Hermanns, Lehrbuch der griechischen Privataltertümer, 2. Aufl. von Dr. K. Bernh. Stark, Heidelberg 1870 hervorzuheben. Speziell über Gymnastik ist die gekrönte Preisschrift Dr. Otto H. Jägers „Die Gymnastik der Hellenen in ihrem Einfluß auf das gesamte Altertum und in ihrer Bedeutung für die deutsche Gegenwart." Eßlingen 1850 nennenswert. — Wichtige Hilfswerke sind die Bearbeitungen der Geschichte der griechischen Literatur, von denen das Werk* Bernhardy's Grundriß der griechischen Literatur, 1. Aufl., Halle 1852—53 *schon den früheren Auflagen zu Grunde lag. Seitdem ist in den Jahren 1861—67 eine dritte Auflage erschienen. In neuester Zeit erschien die Geschichte der griechischen Literatur bis auf Alexander den Großen von Dr. K. Sittl in drei Theilen, München 1884—1887.* — Speziell die für Erziehungsgeschichte wichtige Philosophie behandelt Zeller's umfassendes Werk „Geschichte der griechischen Philosophie" das in erster Aufl., Tübingen 1856, schon in den früheren Auflagen des vorliegenden Werkes benutzt wurde. *Seitdem gedieh es bis zur 4. Auflage, Leipzig 1876—1881. Nicht weniger gründlich ist das Handbuch der Geschichte der griechisch-römischen Philosophie, n. Chr. von Aug. Brandis, in 3 Theilen, Berlin 1845—64. Eine gute Übersicht bietet A. Schwegler's Geschichte der griechischen Philosophie in 3. Aufl., Freiburg und Tübingen 1882.* — Von Geschichtswerken über Griechenland wurde bei den früheren Auflagen Dunckers Geschichte des Altertums, Berlin 1852—53 *verwendet, die nunmehr in wiederholten Auflagen erschienen und im 1. Bande der neuen Folge (Leipzig 1884) bis zum Tode Kimons weitergeführt ist. Neben diesem gediegenen Werke behandeln ausschließlich griechische Geschichte George Grote, History of Greece, in 12 Bänden, neue Ausgabe 1869 (ins Deutsche übersetzt Leipzig 1882) und Ernst Curtius, Griechische Geschichte, 3 Bände in 3. Auflage, Berlin 1868 ff. Im Erscheinen begriffen sind P. Busolt's Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chaeroneia, I. Teil, Halle 1885, und Adolf Holm, Griechische Geschichte bis zum Untergange der Selbständigkeit des griechischen Volkes, I. Band, Berlin 1886. — Für die Religion der Griechen ist L. Prellers griechische Mythologie, 2 Bände, 3. Auflage, Berlin 1872—75 am brauchbarsten.*

Daß überdies zahlreiche Abhandlungen in Zeitschriften, von denen das Ausland und die Grenzboten *in den früheren Auflagen angeführt werden, und in einzelnen Sammelwerken, wie solche in* Köchlys akademischen Vorträgen

und Reden, Zürich 1859 und in Curtius Göttinger Festreden, Berlin 1864, den früheren Herausgebern vorlagen, für den vorliegenden Zweck verwertet werden können, bringt die Natur des Gegenstandes mit sich. Insbesondere kann man sich Rats erholen in Paulys Realencyclopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Stuttgart 1837—52 *(seitdem in 2. Auflage) und in der Halle'schen Encyclopädie von Ersch und Gruber, welche umfassende Arbeiten über hellenische Geschichte, Literatur, Religion, Musik ꝛc. brachte.*

Griechenland ist im Norden von Bergketten umgeben und an den anderen Seiten vom Meere umspült — mitten zwischen Klein-Asien, Ägypten und Italien gelegen, von unzähligen Buchten und Busen geschnitten, von hohen Bergen und anmuthigen Thälern durchzogen, von heiter lachendem Himmel beleuchtet. Durch das Element des Meeres wird das Ganze in drei Systeme gegliedert. Das nördliche Griechenland hat mehr den Charakter continentaler Einförmigkeit und steht deshalb auch in der Geschichte im Hintergrunde. In Südgriechenland tritt das Übergewicht peninsularer Ablösung entschieden hervor: es ist ein Ganzes für sich und entwickelt sich zum Teil selbstständig und eigentümlich. Das wahre Mittelglied zwischen beiden ist Hellas, — auch der geistige Mittelpunkt Griechenlands, in dem das Rätsel der Sphinx gelöst ward, der delphische Gott sein „Erkenne Dich selbst“ verkündete und die Freiheitssonne von Marathon und Salamis schien. Griechenland war von Natur bestimmt, den Menschengeist nach einer Seite hin zum vollen Ausdrucke zu bringen, die Idee der Schönheit ins Dasein treten zu lassen, die Menschen lebendig und thätig zu machen. Inseln, Küsten und Berge waren die Schutzwehren gegen das Eindringen der Barbaren. Das Gebirge trennte die einzelnen Staaten und Städte, und wiederum vereinte sie das Meer, so daß das Ganze von Natur organisch gegliedert war. Schloß das Gebirgsleben den Menschen ab und machte es ihn beharrlich, so reizte das Meer den Sinn für Neues und *trieb ihn* zu immer lebendiger Thätigkeit. Der Boden prangte in üppiger Fruchtbarkeit, aber er gab nur, wo man von ihm durch Arbeit forderte; er bewahrte also vor Erschlaffung und hielt die Kräfte wach, die nach allen Seiten hin, in Messene durch Getreidebau, in Arkadien durch Viehzucht, in Attika durch Ölbau, im Lauriongebirge und auf Thasos durch Bergbau, in den Seestädten durch Gewerbe und Handel, an den Küsten und auf den Inseln durch Schifffahrt sich entfalten konnten und mußten.

In Harmonie mit dieser Natur stand **der Grieche** — mit einem Wuchse hoch, stattlich und voll prangender Schönheit, mit geschmeidigen Formen voller Bewegung und voll Ebenmaß, mit kräftigen Glied-

maßen, breiter, gewölbter Brust, ausdrucksvollen Augen und schönem Munde, mit in gelindem Profil sich senkendem Gesicht, mit hoch entwickelter Stirn- und Scheitelgegend. War auch der griechische Charakter nicht frei von heftiger Leidenschaft, von großer Reizbarkeit, von unüberwindlichem Leichtsinn, von Eifersucht, Neid und Gewinnsucht: so wurden doch diese Schattenseiten überdeckt und zum Teil vertilgt oder verklärt durch den klaren, scharf erkennenden, ja den Gedanken bis auf den Grund sehenden Blick, durch das lebendige und feine Gefühl für das Schöne und Erhabene, durch die Beweglichkeit und Gewandtheit des ganzen Geisteslebens, durch das unermüdliche Ringen nach Neuem, das keine Form verknöchern ließ, ohne daß es dieselbe abgestreift hätte, durch die stete Kraft, innerhalb des Ganzen soviel wie möglich zu individualisiren und durch das unablässige Streben nach harmonischer Entwicklung aller Leibes- und Geisteskräfte. Auf dieser harmonischen Entfaltung der Geistesanlagen ruhte dann die leibliche und geistige Gesundheit, die, wie Bernhardy sagt, nicht bloß in dem Mangel an Krankheit, in zuversichtlicher Thatkraft, in der Stärke des sinnlichen Lebens sich erwies und jedes Alter, von der Jugend bis zu den klaren Greisenjahren, begleitete, sondern auch das höchst überraschende Talent entwickelte, die Freuden der Gegenwart unbefangen zu genießen und mit gleicher Entsagung das Unglück zu dulden. Und weil die Griechen so gesund und bei sich selber sich wohl fühlten, weil sie mit ihrem wundervollen Geiste Jeglichem, dem sie begegneten, den Stempel des Geistes aufdrückten und mit dem Hauche der Schönheit es belebten: darum fühlen auch wir bei ihnen uns heimatlich wohl, und hat sich der geistige Adel aller Zeiten und aller Nationen gelabt und die geknickte Menschheit immer wieder emporgerichtet an jenen göttlichen Daseinsformen des Griechentums, an der Gruppe der Niobe und an der des Laokoon, an der Venus *von Milo* und am vatikanischen Apoll, an der homerischen Wahrheit und sophokleischen Hoheit, an der aristophanischen Gesundheit und an der platonischen Weisheit, endlich an diesen herrlichen Menschengewächsen selbst, die unmittelbar aus dem Schachte der Natur, verherrlicht und verschönert durch die Zauberkraft der Poesie, erzeugt wurden, und deren Geschichte mit Achill, dem Sohne des Dichters, dem homerischen Jünglinge aus dem trojanischen Kriege, beginnt und von der freiesten und schönsten Individualität, von dem wirklichen Jünglinge, von Alexander zu Grabe getragen wird, aber nur, um im Untergange den Sieg über die Welt zu feiern. Die griechische Geschichte

ist die Jünglingsgeschichte der Menschheit, in dem Sinne, sagt Hegel, daß die Jugend noch nicht die Thätigkeit der Arbeit, noch nicht das Bemühen um einen beschränkten Verstandeszweck, sondern vielmehr die concrete Lebensfrische des Geistes ist: sie tritt in der sinnlichen Gegenwart auf als der verkörperte Geist und die vergeistigte Sinnlichkeit und bietet den heiteren Anblick der Jugendfrische des geistigen Lebens dar. „Frei wie der Vogel in der Luft singt, so äußert hier der Mensch, was in seiner unverkümmerten menschlichen Natur liegt, um sich durch solche Äußerungen zu beweisen und Anerkennung zu erwerben."

Der griechische Geist hat die Substanzialität des Orients bezwungen und das Natürliche zum Bilde und Zeichen des Geistigen erhoben: das schöne Maß des natürlichgeistigen Ich ist Selbstzweck geworden. Keck und kühn erfaßte der Hellene zuerst sich als freies, der äußeren Natur überlegenes Wesen, — als göttlichen Geist. Denn die Natur, die selbst so lieblich und schön ihn umgab, trat ihm nicht als fremde, feindliche Macht gegenüber. Der Geist war von der Natur erlöst und frei; jedoch so, daß er die Natur zu seinem Inhalte hatte und sie sinnig und maßvoll auffaßte und gestaltete, sowie daß er seine eigene Naturbestimmtheit überwand und sie durch freie Thätigkeit zur geistigen Individualität fortbildete. Die Natur war dem Griechen in der Hülle des Geistes — als schöner Mensch — das Maß aller Dinge, und das Innere der Natur ebenfalls das Menschliche. Die schöne Welt des naturgeistigen Menschenlebens war als Heimat des Göttlichen angeschaut, und im natürlichen, als menschlich angeschauten Leben das Göttliche gefunden. Die Natur ist keine Hülle, die den Geist einschließt; sie ist das Zeichen, wodurch er erkennbar wird. Darum eben — sagt Hegel — ist der griechische Geist so heiter, weil er das Bewußtsein seiner Freiheit im göttlichen Inhalte hat; die Ehre des Menschen ist verschlungen in die Ehre des Göttlichen: das Göttliche ist an und für sich, nicht minder aber des Menschen Werk. Treffend hat Aristoteles den Fortschritt des Griechentums über den Orient gezeichnet. Er sagt: „Die Menschen, welche kalte Gegenden in Europa bewohnen, sind zwar mutig, aber an Einsicht und Kunst zurück. Obgleich sie daher ihre Freiheit standhaft behaupten, stehen sie doch den geselligen Verhältnissen des Lebens und Staates fern und können nicht über andere herrschen. Den Bewohnern Asiens fehlt es so sehr an Mut, als sie an Talent und Kunstfertigkeit hervorragen; daher leben sie in Unterthänigkeit und Sclaverei. Die griechische Nation, wie sie

zwischen jenen Völkern in der Mitte wohnt, hat auch Teil an den Vorzügen beider und ist so durch Mut und Einsicht gleich stark. Deshalb genießt sie Freiheit und die beste Staatsverwaltung, und würde, wenn sie zusammen einen Freistaat bildete, über alle Menschen herrschen können, obgleich die einzelnen Stämme wieder unter sich Verschiedenheiten haben." Das Natürliche zu verarbeiten, zu gestalten, zu vergeistigen durch liebendes, sinniges, freudiges Eingehen auf dasselbe, die angeborene Harmonie und das Maß als die Grundelemente alles Daseins zu betrachten und sie in allen Dingen der Außenwelt wie im eigenen Innern zu finden, voll von Freude in dem wirklichen, saft- und kraftvollen Dasein mitten inne zu stehen, ohne die Wirklichkeit durch die Abstractionen von Leib und Geist, von Stoff und Kraft, von Sache und Begriff zu zerreißen, ja nicht zu ahnen, daß diese Gegensätze existiren, und darum Alles, was der Gedanke fassen konnte, in Kunstformen zu schauen wie darzustellen: das ist die Bestimmung und Bedeutung des griechischen Volksgeistes.

Der Grundzug des arischen Volkscharakters hat sich — so behauptet Curtius mit Recht — bei den Hellenen in größter Reinheit geoffenbart. Er besteht in der wetteifernden Tatenlust. Das ganze Leben dieses gottbegnadeten Volkes war ein fortwährender Wettkampf — zuerst der Stämme gegeneinander. In Kleinasien erblüht die Kultur, Schifffahrt und Handel. Die Kleinasiaten bringen den europäischen Brüderstämmen Schrift und Maß, lehren sie neue Götter kennen und verehren, Städte bauen und Staaten gründen. Die Anregung von Osten wirkt zündend. Ein Stamm nach dem andern erhebt sich im Westen, drängt an das Meer und tritt in das Culturleben ein. Die einzelnen Stämme entfalten ihre Eigentümlichkeit in Verfassung, Kunst und Sitte, und der Wettkampf beginnt. Im Osten erhebt sich eine Cultur sonder Gleichen. Zwölf Städte blühen nebeneinander am Meere in kurzer Entfernung, und jeder Ort ist eine Welt für sich. „Niemals ist so viel Geschichte wieder auf so engem Raume zusammengedrängt gewesen, niemals in regem Wetteifer der Kräfte so viel Energie entfaltet worden." Der in Kleinasien in Folge dieser Kraftanstrengung erblühende Wohlstand enthielt in sich den Keim des Verderbens. Der Wettkampf erschlaffte, und im trägen Wohlbehagen des Genusses erlahmte auch die Spannkraft. Aber auf Attikas dürftigem Felsboden, der Arbeit verlangte und seine Bewohner eigentlich nie aus der Armut herauskommen ließ, erblühte ein neues Leben. Es entstand bald

ein Wettkampf zweier Staaten. Als der Verfall Joniens anfing, stand Sparta an der Spitze der Nation. Bald aber erhob sich Athen zu einem mächtigen Rivalen, bestand die Feuerprobe in den persischen Kriegen und gewann den Ehrenkranz. „Athen hat — sagt Curtius — die sittliche Idee der griechischen Geschichte am tiefsten erfaßt, am vollständigsten verwirklicht, und was für den olympischen Sieger der Gesang des Pindar war, das ist für Athen die Rede des Perikles, in welcher er die Gräber des Karameikos weihte und zugleich — seinen Mitbürgern zur Erhebung, allen nachfolgenden Menschengeschlechtern zur Bewunderung — ein lebensvolles Bild dessen entfaltete, was unter göttlichem Segen durch der Bürger wetteifernde Tüchtigkeit Athen geworden war." Immer suchte es in allen Anfechtungen und Drangsalen seine Superiorität zu behaupten, bis endlich der Ehrgeiz in rücksichtslose Herrschsucht ausartete, Bürgerkriege heraufbeschwor und durch sie die Blüthe des staatlichen Lebens vernichtete. Alle Staatsformen gelangten in Griechenland zur Erscheinung und zu einer ausgeprägten Gestalt, und dort bildeten sich die ewigen Fundamente einer gesunden Staatsrechtslehre. Auch die großartigen Früchte in Kunst und Wissenschaft wurden getrieben aus der einen Wurzel, dem Wetteifer, der ihnen keine Ruhe ließ und sie *dazu drängte,* alle dem Menschen verliehenen Kräfte bis zur vollständigen Ausbildung zu entwickeln. In den Palästen der Fürsten, an den Grabhügeln der Helden, vor den Tempeln der Götter, auf den vollen Märkten der Städte wetteiferten die Rhapsoden. In diesen Kämpfen erstarkte die epische Kunst zu jener vollen Kraft und Sicherheit, in der uns von Anfang an das griechische Epos entgegentritt. Als Wettgesang vor dem versammelten Volke blieb die Kunst auch bei vollendeter Meisterschaft durchaus national; sie konnte nicht erstarren in schulmäßigen Formen, noch in Künstelei und Willkür des Geschmacks abirren. Sie schloß sich den Neigungen und Stimmungen der verschiedenen Stämme an, und während dem Phlegma ackerbauender Aeolier das lehrhafte Epos zusagte, gaben die feurigen, bewegten, wander- und thatenlustigen Stämme dem Heldenliede Homers den Preis vor Hesiod. Im Wetteifer der Stämme bildete sich die griechische Musik, ordneten und gründeten sich die nationalen Weisen lyrischer Kunst. Im Namen der Götter wurden die Hymnensänger aufgeboten, und es empfing den Ehrenpreis, wer bei dem Weihefeste des neuen Tempels die große Diana von Ephesus am herrlichsten gefeiert hatte. — Am vollkommensten aber entfaltete sich hellenischer

Wetteifer in der vollendetsten Kunstgattung — im Drama. Denn ein großartigeres Schauspiel bürgerlichen Wetteifers hat die Welt nicht gesehen, als wenn zu des Dionysos Ehren die Festchöre aufzogen, welche die reichen Bürger Athens im Namen der Stämme, denen sie angehörten, ausgestattet und eingeübt hatten. Hier traten alle Geisteskräfte, mit denen die Hellenen gesegnet waren, alle Künste, die in Athen blühten, in brüderlichem Wetteifer zusammen. „Die Baukunst empfing die Bürger und Gäste in ihren Marmorhallen und schmückte die Bühne mit Hülfe der Malerei und Plastik; die Orchestik ordnete die Tänze, die Musik beseelte die Chorlieder, der Schauspieler dachte sich in die Seele der Heroen hinein, deren Thaten und Leiden er dem Volke vorführte. Alles aber diente wetteifernd der königlichen Kunst, der Poesie, die das Ganze leitend zusammenhielt." Das ganze Volk wurde in Griechenland überall in die Interessen der Kunst hineingezogen. Die Künstler rangen nach der Anerkennung des Volkes, das aus unmittelbarer Anschauung überall urteilte. Auch der Geschichtsschreiber las dem Volke seine Geschichte vor. So wurde die Kunst, so namentlich das Theater der Griechen zu einer Volksschule im höchsten Sinne des Wortes. Gemäßigt wurde der Thatendrang, die Werde- und Strebelust, die durch den Ehrgeiz angefachte Kraftäußerung durch die Religion, welche stets in dem Gefühle des Unvermögens und der Demut wurzelt. In religiöser Beziehung waren die Griechen conservativ, wie selten ein anderes Volk, wodurch die Ruhelosigkeit ihres Charakters das nöthige Gegengewicht erhielt. Ihren Göttern zu Ehren opferten sie nicht allein die besten Früchte ihrer Felder, die Erstlinge ihrer Heerden, sondern stellten auch den Göttern die Blüthe ihrer Jugend und ihrer Gesundheit und Kraft dar in feierlichen Aufzügen, bei festlichen Tänzen, in freudigen Wettkämpfen. Letztere hielten sie für würdige Opfer des Danks und unternahmen sie ihren Göttern zur Freude. – Die Hellenen wußten, daß im Ringen und Streben bis an sein Ende des Menschen Beruf bestehe, und daß er im Weiterschreiten Qual und Glück finden müsse, und sie haben diese Wahrheit, allen Geschlechtern zum Heil, zuerst an das Licht gebracht.

Die Erziehung des Griechen entspricht dem Wesen des Griechen. Das griechische Erziehungsideal ist die Kalokagathie, die äußere und innere Schönheit und Güte, die leibliche und geistige Jugend, Gesundheit und Freudigkeit, die harmonische Ausbildung aller physischen und psychischen Kräfte und Anlagen, der nach außen

und innen vollendete Mensch. Je nach der Natur-, Lebens- und Wirkungsart der verschiedenen Stämme trägt die griechische Erziehung einen individuellen Charakter, und wir werden daher diese einzelnen Stämme zu berücksichtigen haben. Doch zeigt sich auch ein Allgemeines im Besonderen, von dem hier zunächst die Rede sein soll. Im heroischen Zeitalter lag der Schwerpunkt der erziehlichen Einwirkung auf der Seite der körperlichen Pflege. Die Gesetzgeber der historischen Zeit erkannten den gewichtigen Einfluß der Erziehung und des Unterrichts auf das Wohl der Staaten. Der Spartaner Lykurg verband zwar die Pädagogik enger mit dem Staatsorganismus als der Athener Solon; doch suchte auch dieser für die Erhaltung und Fortentwicklung der bereits bestehenden Schulen zu sorgen. Er ordnete z. B. an, daß sie nicht vor Sonnenaufgang geöffnet und nicht vor Sonnenuntergang geschlossen werden sollen. Kein Erwachsener darf, so gebot er bei Todesstrafe, die Schulstuben während des Unterrichts betreten; auch wurden von ihm Schulaufseher angestellt. Vielleicht rührte auch das von Platon erwähnte Gesetz, daß jeder seinen Sohn in den Musenkünsten und der Gymnastik unterrichten zu lassen habe, von Solon her. Gewiß ist es auch vorgekommen, daß der Areopag gegen säumige Eltern eingeschritten ist. Im Ganzen blieb aber die Sorge für den Unterricht der Kinder ganz dem Pflichtgefühle der Ältern überlassen, und es sind alle griechischen Schulen als Privatanstalten zu betrachten; selbst Sparta machte keine Ausnahme. Die Überzeugung von der hohen Wichtigkeit der Jugendbildung durchdrang indessen alle Stämme, und es scheinen infolgedessen überall Schulen bestanden zu haben; ja die Fertigkeit im Lesen und Schreiben war selbst dem gemeinen Manne im alten Hellas eigen, während heute noch in Europa Länder existiren, welche durch die Unwissenheit der Massen glänzen. Daß es auch Dorfschulen gab, wird durch das Leben des Sophisten Protagaros bewiesen, der nach Athenäus seine Lehrerlaufbahn in einem Dorfe begann. Auch die Spartaner konnten lesen und schreiben; ja selbst die verbauerten Böotier ließen ihre Söhne in den Elementen unterrichten. Da ihre Anstalten indessen unvollkommen waren, sandte man die Kinder aus Böotien und Ätolien vielfach nach Athen. Natürlich waren hier die Anstalten in Betreff ihrer Tüchtigkeit auch sehr verschieden; wer wenig bezahlen konnte, also der Arbeiter, genoß nur einen dürftigen Unterricht. Der Wursthändler in den „Rittern“ des Aristophanes sagt daher: „Von Musenkünsten verstehe ich nichts, bis auf das Lesen; doch auch dieses

übel und böse." Das Sprüchwort: „Er versteht weder die Buchstaben, noch zu schwimmen" deutet hin auf die allgemeine Verbreitung der Lesekunst. — Von Töchterschulen findet man im alten Griechenland keine Spur. Das weibliche Geschlecht war auf das Haus beschränkt, und der Besuch einer Schule würde den freigeborenen Mädchen Schande gebracht haben. Selbst Platon, welcher Schulen für beide Geschlechter vorschlug, konnte die alles beherrschende Sitte nicht durchbrechen. Nur die Hetäre konnte sich höhere geistige Bildung erringen. Selbst vom häuslichen Unterrichte der Mädchen durch Privatlehrer ist durchaus keine Rede; was die Schönen Griechenlands wußten und kannten, — d. h. notdürftig lesen und schreiben — lernten sie nur von Müttern und Wärterinnen. — Die Lehrer (sie sollten nach Platon nicht unter vierzig Jahr alt sein?) waren Elementarlehrer oder Grammatisten, Musiklehrer oder Kitharisten, Turnlehrer oder Pädotriben. Wegen des gänzlichen Mangels an Staatsaufsicht scheint an untauglichen Subjekten kein Mangel gewesen zu sein. Plutarch erwähnt solcher an einer Stelle seiner oben erwähnten Schrift: „Jetzt möchte man sich über solche Väter ärgern, die, ohne diejenigen, welche sich anbieten, zu prüfen, unbewährten und übelberüchtigten Menschen ihre Kinder anvertrauen; zuweilen kennen sie sogar die Unwissenheit und Schlechtigkeit der Zöglinge solcher Lehrer und geben ihre Söhne doch hin, teils durch Schmeicheleien bestochen, teils aus Gefälligkeit gegen fürsprechende Freunde." Der Unterricht wurde schlecht bezahlt und der Lehrer dadurch in den Augen der Aristokraten den Lohndienern gleich gestellt, weshalb selten Leute aus bessern Familien sich dem Lehrerstande widmeten. Tout comme chez nous! So rät Plutarch verarmten Bürgern: „Werdet Lehrer, Pädagogen, Thürhüter, oder nehmt Dienste auf den Schiffen." Die geringste Achtung genossen — wie leider wieder bei uns — die Elementarlehrer. Lukianos läßt daher in einer scherzhaften Beschreibung der Unterwelt die Könige und Satrapen der diesseitigen Welt im Jenseits Bettler, Verkäufer gesalzener Fische oder Schulmeister werden. Die ärmsten Lehrer unterrichteten auf den Landstraßen und an den Kreuzwegen, während die Vorsteher wohlrenommierter Anstalten auch schöne und zweckmäßige Lokale besaßen. Die Einkünfte des Lehrers wurden natürlich bestimmt durch die Menge und den Stand seiner Schüler. Wie hoch der Schuldgeldsatz war, ist nicht mehr zu ermitteln. Die Eltern scheinen dem Lehrer etwaige Versäumnisse in Abzug gebracht zu haben. Ein Geizhals bei Theophrast behält, angeblich der Feste

und Schauspiele halber, in Wirklichkeit aber, um das Schulgeld zu sparen, seine Kinder den ganzen Monat Anthesterion (Februar) zuhause und verweigert auch bei Versäumnissen, die durch Krankheit hervorgebracht werden, die Zahlung. Es scheint den Lehrern nicht immer leicht geworden zu sein, ihr Geld zu bekommen. So blieben die Vormünder des Demosthenes das für ihn erforderliche Schulgeld während seiner ganzen Minderjährigkeit einfach schuldig. Wie groß die durchschnittliche Frequenz der Schulen gewesen sein mag, läßt sich nicht mehr ermitteln. Als ein Wahnsinniger die Tragsäule des Schulgebäudes zu Astypalaia umstürzte und dadurch das ganze Haus zum Falle brachte, befanden sich in der Schule 60 Schüler. Der Eintritt in die Schule scheint mit dem siebenten Jahre erfolgt zu sein. Doch schickten auch in Griechenland manche Eltern ihre Kinder früher zur Schule, um sie zuhause los zu werden. So schreibt Lukianos: „Die Armen pflegen von ihren Zöglingen zu sagen, dieselben müßten nun in die Schule gehen; denn wenn sie auch noch nicht imstande sind, dort etwas Gutes zu lernen, so werden sie doch auch während dieser Zeit nichts Schlechtes thun." Wenn die Amme ihr Amt niederlegte, trat der Pädagoge das seinige an. Er fehlte seit den Perserkriegen in keinem Hause eines Wohlhabenden. Seines Standes war er gewöhnlich ein Sklave. Er hatte den Knaben stets zu begleiten, fortwährend zu beaufsichtigen, vor allen entsittlichenden Einflüssen zu bewahren und ihm die Regeln des Anstandes beizubringen. Der Hellene mußte nämlich auf der Straße gesenkten Hauptes einhergehen, älteren Personen ausweichen, die Gewänder regelrecht tragen, die Speisen bei Tische mit der rechten Hand ergreifen und zwar mit zwei Fingern die Fische, Fleisch und Brot, mit einem alles Gepöckelte. Mit der Bildung der Pädagogen sah es oft recht traurig aus; doch wurden in der Regel die Zuverlässigsten und Besten unter den Sklaven mit der Erziehung betraut. Zuweilen wurden die Wahlen auch in einer sehr leichtsinnigen Weise vorgenommen. So sagt Plutarch: „Man macht die brauchbarsten Sklaven zu Landarbeitern, Schiffskapitänen, Kaufleuten, Hausverwaltern, Geldverleihern; wenn man aber einen trunksüchtigen, naschhaften, zu jedem Geschäfte unbrauchbaren findet, dem unterstellt man die Söhne." Das Amt der Pädagogen wurde übrigens ein sehr schwieriges, als mit der wachsenden Demoralisation sich selbstverständlich auch die Kinderzucht lockerte. Die armen Schlucker müssen unter den Folgen der Zuchtlosigkeit und Impietät ihrer Buben oft arg gelitten haben, so arg, daß sie in ihrer Not

den Komikern willkommenen Stoff boten. In einem Stücke des Plautus seufzt z. E. der Mentor Lydus also: „Sonst durfte sich der Schüler nicht einen Zoll weit vom Pädagogen entfernen, ja er erlangte eher ein Ehrenamt, als daß er dessen Worten zu gehorchen aufhörte. Jetzt aber, bevor er sieben Jahre alt ist, wenn man ihn mit der Hand berührt, zerschlägt der Knabe sofort mit seiner Tafel den Kopf des Hofmeisters: und führt man beim Vater Beschwerde, so spricht dieser zum Jungen: So ist's recht, nur sich immer gegen Beleidigungen gewehrt! und zum Pädagogen: Höre Du, nichtswürdiger Alter, daß Du dem Knaben wegen dieser Sache nichts zu Leide thust! Er hat brav gehandelt! Wenn dann des Hofmeisters Schädel wie eine Laterne mit geölter Leinwand geflickt worden ist, dann gehen die Parteien auseinander." — Was das Äußere der Pädagogen anbetrifft, so erscheinen sie auf allen Bildwerken, stets mit Leibrock, Mantel und Schnürstiefeln bekleidet; außerdem sind sie kenntlich an ihrem Krückstocke und dem ehrwürdigen langen Barte. — Die Schule begann, wie erwähnt mit Sonnenaufgang. In den Schulräumen der Grammatisten saßen die Kinder auf stufenartig aufsteigenden hölzernen Bänken Erst wurden die Buchstaben gelehrt, dann die Buchstabierübungen vorgenommen. Das Lesenlernen ging gewöhnlich sehr langsam von statten; doch hielt man von vornherein auf gute Aussprache und melodischen Klang und Rythmus des Vortrags. — Beim Schreiben zog der Lehrer nach Platon den Schülern Linien und schrieb ihnen wohl auch etwas vor. Das Knie diente als Stützpunkt für den Schreibapparat. Für den Rechenunterricht schlägt Platon à la Pestalozzi vor, daß von der Anschauung ausgegangen und der Zahlbegriff durch Operieren mit Äpfeln, Kränzen und metallenen Gefäßen den Kindern spielend beigebracht werde. Man benutzte zu dem Zwecke auch die Finger, Rechensteine nnd ein Rechenbrett, welches wahrscheinlich dem russischen ähnlich gewesen und diesem slavischen Volke durch die Oströmer mit der griechischen Buchstabenschrift zugekommen ist. Auf die Erlernung des Lesens und Schreibens folgten bei den Knaben, welche eine bessere Erziehung erhielten, Übungen im Auswendiglernen und Deklamieren poetischer Stücke (in der alten Zeit auch der Gesetze). Die Dichtungen Hesiod's und der Kykliker wurden vorgenommen, vor Allem aber auch die großen nationalen Epopöen Homer's. Nikratos rühmt in Xenophon's Gastmahl von sich: „Mein Vater, darum besorgt, daß ich ein braver Mann würde, hat mich gezwungen, alle Gesänge Homer's zu lernen,

und nun kann ich die ganze Ilias und Odyssee auswendig hersagen." So werden in Griechenland nicht Wenige ausgerüstet gewesen sein. Wer die Bedeutung Homers kennt, weiß den erziehlichen und bildenden Einfluß zu schätzen, der dadurch hervorgebracht wurde. Dennoch hatten Hesiod und Homer als Lehrmeister in den Schulen auch ihre Gegner. Xenophanes aus Kolophon (550 v Chr.) bekämpfte die polytheistischen Vorstellungen von seinem pantheistischen Standpunkte aus und drang auf Abschaffung Homer's und Hesiod's, die beide ihren Göttern Diebstahl, Ehebruch und Betrug beilegten. Heraklit aus Ephesus (500) behauptete sogar, man müsse den Homer und Archilochos aus den Schulen werfen und mit Ruten peitschen! Solche absonderliche Stimmen gelangten indessen zum Glücke nie zu einem bemerklichen Einflusse. — Was die Disziplin betrifft, so wurde in griechischen Schulen der Stock keineswegs gespart. Der bereits erwähnte unglückliche Pädagog bei Plautus meint, wenn der Schüler beim Lesen nur eine Silbe falsch gesprochen habe, sei seine Haut so buntfleckig geworden, wie der Mantel einer Amme. Auch die Musiklehrer unterstützten ihre unterrichtlichen Einwirkungen durch den Stock. So sagt Aristophanes in seinen „Wolken":

„Wenn Einer einmal sich in Springen vermaß, in gekünstelten Trillern und Schnörkeln,
Dem lohnte der Stock im üppigsten Maß, weil Musengesang er entheiligt."

Als die hervorragendsten Erziehungsmittel erscheinen bei den Griechen überall Gymnastik und die Musik.

1) Die gymnastische Erziehung erstrebte das rechte Maß, die harmonische Gestaltung und Abgeschlossenheit des menschlichen Leibes, damit er der reine und klare Spiegel des Geistes werde. Ursprünglich nur zur Bildung des Leibes angeordnet, sah man bald ein, daß sie auch die Bildung des Geistes wesentlich fördere und daß sie nicht nur abhärte und kräftige, gewandt und stark mache, sondern auch vor Verweichlichung bewahre, mit Mut erfülle, an Enthaltsamkeit, Selbstbeherrschung und Keuschheit gewöhne, sowie, gemeinsam betrieben, die Gefühle für Freundschaft und Vaterland entwickle. Als die Kunst, die mit der harmonischen Entfaltung des Körpers zugleich die Kräftigung und Belebung der Seele, durch beides aber Ausbildung für das öffentliche Leben bezwecke, faßte sie der Grieche auf. Sie war ihm deshalb auch nicht allein Erziehungsmittel für die Jugend, sondern zugleich Bildungsmittel des ganzen Volkes, indem das große Publikum der Zuschauer an den zart entwickelten Körpern eine kräftige Nahrung für den Kunst-

sinn, ein lebendiges Gefühl für Schönheit, die Plastik aber, „der ein Reichtum schöner und beweglicher Formen in den täglichen Übungen der Palästra zuströmte, ideale Normen erhielt und den freiesten Stoff zur Composition aus jenen wohlorganisirten Formen wählen konnte." „Es ist uns Hellenen — spricht Solon bei Lukian zum Skythen Anarcharsis — nicht genug, Jeden so zu lassen, wie ihn die Natur geschaffen, sondern wir bedürfen für Jeden der gymnastischen Bildung, damit das von Natur schon glücklich Geschaffene noch um Vieles besser, die schlechte Anlage aber veredelt werde. Unsere Muster sind hierin die Landleute, welche die Pflanzen, so lange sie klein und zart sind, schützen und umzäumen, ist aber der Sprößling erstarkt, das überflüssig Auskeimende abschneiden und, indem sie den Baum den Stürmen zu peitschen und zu schütteln preisgeben, ihn fruchtbarer und stärker machen."

Gymnasien und Palästren waren die Übungsplätze, — anfangs höchst einfach, (— in Sparta die rosigen Ufer des schilfigen Eurotas —) nach und nach, mit steigender Bildung und Städtewohlfahrt, Kunstbauten und die besuchtesten Vereinigungsplätze des geselligen und wissenschaftlichen Lebens. Der Normalturnplatz, den Vitruvius Pollio beschreibt, hatte zuerst einen großen, viereckigen freien Hof, umgeben mit Säulengängen und geräumigen Sälen für Philosophen, Redner und Gelehrte; an der einen Seite lagen die eigentlichen bedeckten Turnräume, Säle für's geordnete Turnen, für Kleider, für Beölung, für Bestäubung, für Spiele ꝛc.; auf dieses Mittelgebäude folgte sodann ein zweiter großer Hof mit Säulengängen und Turnräumlichkeiten zu beliebiger Benutzung, mit Baumgruppen und Gängen geschmückt; endlich schloß sich das Ganze ab mit einer quersicherstreckenden, eine Seite des zweiten Hofes bildenden Laufbahn. — Beim Beginn der Übungen wurden die Kleider abgeworfen, und ward der Körper mit Öl eingerieben und mit Sand bestreut, um durch die Ölung die Leiber dehnbarer zu machen und die Stärke und Schnellkraft zu erhöhen, indes der Sand das Entschlüpfen wieder mäßigen und ein festeres Anfassen des trockenen Körpers verstatten, auch den Schweiß hemmen, den Wind abhalten und die Kräfte dauernder machen sollte. Die älteste und geachtetste der griechischen Übungen war der Lauf, ausgeführt in tiefem Sande, — als einfacher Schnellauf ein Stadion, 600 Fuß, als Doppellauf und Waffenlauf zwei Stadien, als Langlauf 24 Stadien durchmessend. Er bezweckte vorzugsweise Schnelligkeit und Ausdauer, indeß der Scheibenschwung, bei dem "der Diskos," ein

rundes, einem kleinen Kriegsschilde ähnliches, linsenförmiges Stück Erz, in die Höhe und Weite geworfen ward, die Schultern und die Spannkraft in den Vorderfüßen stärken sollte, — der Sprung, der entweder Weite- oder Höhe- oder gemischter Sprung war und meist in der bloßen Luft ausgeführt ward, Steigerung der Körperschnellkraft erzielte, — das Speerwerfen, das im straffen Aufrechtstehen mit gespreizten Füßen ausgeführt ward, einen festen, männlichen Gang, eine edle, freie Haltung, ein nachdrückliches entschiedenes Wesen und einen munteren, sicheren, von Wachheit aller Sinne zeigenden Blick schuf — und der Ringkampf, ein schneller gewaltsamer Wechsel aller nur denkbaren Thätigkeiten, des Fassens und Entschlüpfens, des wurzelnden Stehens und des jähen sichern Springens, des Drängens und Ziehens, des Spannens und Schnellens ꝛc. die vollkommenste, allseitigste und harmonievollste Übung war. Diese fünf Übungen — das Pentathlon, d. i. der Fünfwettkampf (Quinquertium) genannt — waren der Kern der Gymnastik, und Aristoteles meldet, daß die Pentathlen, d. i. die, welche dem Fünfkampfe ausschließlich obgelegen und in ihm Festpreise errungen haben, die schönsten Menschen gewesen seien.

Weil jedoch die griechische Gymnastik nicht die That des klar erkennenden Geistes war, hielt sie nicht immer die in ihrem Wesen begründete Grenze, sondern zog früh schon den Faustkampf bei einzelnen griechischen Volkszweigen in ihren Kreis, sowie sie durch Verbindung des Faustkampfes mit dem Ringkampfe eine weitere Übung, den Allkampf, das Pankration, schuf, das sich an einzelnen Orten zu hoher künstlerischer Vollendung erhob und in den großen Nationalfesten Aufnahme fand. Beide Übungen nahmen jedoch den Einzelnen so sehr in Anspruch, daß er sich daneben nicht vollständig mehr den Übungen des Pentathlon widmen konnte, weshalb sich die reine Gymnastik des Pentathlon absonderte, auf dem Faustkampfe und dem Pankration aber die Athletik, als die auf die Siege in den Festspielen abzielende handwerksmäßige Zucht, sich erhob.

Die Liebe zur Harmonie und zur Schönheit, wie sie sich in der hellenischen Gymnastik offenbarte, schuf auch die mit und aus der Gymnastik erblühende geschlechtslose Liebe. War auch die Knabenliebe, der vertraute Umgang mit Männern, einerseits in dem ganzen öffentlichen Leben des Griechen begründet, demgemäß er nur Dem eine tiefere Bedeutung zuschrieb, was den Charakter der Öffentlichkeit an sich trug, darum das Haus und die an dasselbe gefesselte Frau vernachlässigte und demnach die wahre Liebe, die er

mit ihr nicht lebte, wo anders und zwar auf dem Boden suchte, in und auf dem sein Leben wuchs; so beruht sie doch andrerseits und wesentlich auf dem Wohlgefallen an physischer und psychischer Schönheit. Sie hatte deshalb auch im Lande der Gymnastik ihre eigentliche Heimath, wurzelte in der Gymnastik, entwickelte sich in derselben und verfiel mit ihr. — Pausanias *sagt hierüber*: „Die Liebe des himmlischen Eros ist die geschlechtslose, die Knabenliebe. Die von dieser Angehauchten wenden sich zu dem Männlichen, von Natur Stärkeren und Geistigeren und streben das ganze Leben hindurch, mit dem Geliebten zu sein, weil sie nach der Trefflichkeit der Seele ihren Geliebten wählen und in ihm diese zu erzeugen streben." Bei Aristophanes heißt es: „Die, welche der Knabenliebe huldigen, sind die besten unter den Jünglingen, und nicht aus schlechtem Triebe umschlingen sie sich, sondern aus Liebe zum Muth, zur Mannhaftigkeit und Kraft." Agathon: „Nur in solchen Menschen, welche an Seele und Körper jugendlich, ebenmäßig und schön sind, erzeugt sich die Liebe und schlingt sie sich um den ganzen Menschen und durchwebt ihn; sie selbst ist weder gewaltthätig, noch kann sie durch Gewaltthätigkeit verletzt werden, sie ist mäßig, und den ganzen Menschen beherrscht sie darin und stimmt ihn zu Einer Harmonie." Schon in der Benennung des Liebhabers — „der Einhauchende", der Beseelende" (εἰςπνήλας) — und des Geliebten — „der Hörer im Geist" (ἀΐτης) — offenbart sich die tiefe Bedeutung der Knabenliebe. Der Liebhaber war dem Geliebten Freund, Lehrer und Vater: er war sein stetes Vorbild, beaufsichtigte ihn in dem Gymnasium, unterwies ihn in allen Kenntnissen und Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, vertrat ihn in der Volksversammlung, kämpfte im Streit an seiner Seite, feuerte ihn zur Tapferkeit an und ging in der Schlacht und im Tode ihm voran. Der Liebling hingegen schloß und schmiegte sich seinem Liebhaber aufs Innigste an. „Die Ephoren — berichtet Älian — straften einst einen Jüngling, der einen reichen Liebhaber einem rechtschaffenen vorgezogen hatte, mit harter Buße. Dagegen straften sie auch einen rechtschaffenen Mann, weil er es versäumte, die Jugend durch Liebe zu ihr an seiner eigenen Rechtschaffenheit zur gleichen Trefflichkeit heranzubilden. Für das, was der Jüngling verfehlte, ward der Liebhaber bestraft, weil dieser um alles, was jener that, wissen und ihn beaufsichtigen sollte."[1] — Die an sich

[1] *Die geschilderten Verhältnisse beziehen sich zumeist auf die bei den Doriern sowohl in Sparta als auch in Kreta herrschende Sitte.*

harmlose Knabenliebe artete übrigens aus in ein vollendetes Sitten-verderbnis. Eine widerwärtige, unnatürliche Wollust bemächtigte sich der Gemüter. Sie wurde sogar eine Quelle des öffentlichen und auf Contract gegründeten Erwerbs, von der Niemand in den Zeiten des Äschines ein Hehl machte, welche sogar gleich einer Wissenschaft die reichlichste Terminologie hatte. Die Päderastie bleibt die schwächste Seite der Nation, vor Allem der hochgebildeten Attiker.

Die Folgen und Blüthen der gymnastischen Bildung und der mit ihr zusammenhängenden Liebe zur Schönheit sind die Spiele und Festaufführungen der Hellenen, indem die Bethätigung und Darstellung der durch die Gymnastik errungenen Harmonie im spielenden und ernsten Kampfe mit Genossen bleibendes Bedürfnis ward und blieb, auch wenn der Grieche aus der gymnastischen Schule entlassen war. — Griechenland hatte eigene Gesetze und Lehrer für Spiele; seine Götter nannte es „Freunde des Spieles"; sein Philosoph Anaxagoras verlangte in seinem Vermächtnis keine andere Ehre, als daß man an seinem Todestage die Jugend spielen lasse. Die Spielplätze waren mit den Gymnasien und Badeanstalten verknüpft und zielten — wie ja kein Thun des Griechen anders konnte — auf Harmonie und Kunst hin, indem auch hier das schöne Maß, Beherrschung und Gewandheit des Körpers gefordert und alles Eigenwillige, Form- und Regellose verbannt ward. Natürlich begann das Spielen in Griechenland, wie überall, wo der Jugend Gelegenheit und Anleitung zu einer freien und kräftigen Entwicklung geboten wird, schon früh. Auch der griechische Knabe bestieg in seiner frühen Jugend sein Steckenpferd. Agesilaos, der berühmte König der Spartaner, ritt mit seinem Söhnchen, wie Plutarch berichtet, auf einem Rohrstocke und wurde also mitten unter der spielenden Jugend angetroffen. Sokrates erlaubte sich ähnliche Vergnügungen und erregte dadurch die Heiterkeit des Alkibiades. Als sonstige Jugendspiele werden von Grasberger aufgezählt: 1) Der Steh-kampf. Einer der Spielenden suchte den Andern zu sich herüber-zuziehen, jeder seinen festen Standpunkt zu behaupten. 2) Das Stehen auf den Zehen. Man hielt sich auf den äußersten Fuß-spitzen, indem man die Arme weit über den Kopf hinausstreckte und sie nach vorn und hinten bewegte. 3) Das Anfersen, eine bei unseren Turnern wohlbekannte Übung. 4) Das Hüpfen. Es wurden alle diejenigen Übungen ausgeführt, welche heute noch an der Tages-ordnung zu sein pflegen. Eigentümlich war das sogenannte Schlauch-

hüpfen. „Ein mit Luft oder auch mit Wein gefüllter Schlauch, der ringsum mit Öl oder mit Fett bestrichen worden war, wurde von dem Spieler beschritten, der nun, je nach seiner Gewandtheit, mit einem Beine darauf zu stehen oder auch hüpfende und tanzende Bewegungen zu machen versuchte. Wohl Viele aus dem Kreise der Umstehenden mochten einen vergeblichen Versuch machen und abgleiten, bis es einmal Einem gelang, für die festgesetzte Zeit sich auf der schlüpfrigen Unterlage zu behaupten; war diese ein weingefüllter Schlauch, so erhielt er als Sieger dessen Inhalt.“ 5) Eherne Fliege. Einem der Spielenden wurden die Augen verbunden. Er drehte sich, also geblendet, im Kreise herum, unablässig rufend: Ich will eine eherne Fliege jagen! Die Spielgenossen erwiderten: Du kannst sie jagen, aber nicht fangen! neckten und zerrten den sich Drehenden auf alle mögliche Weise, bis es ihm gelang, einen der Ausweichenden zu erwischen. Der Gefangene mußte dann den Fänger spielen. 6) Das Maallaufen. Einer sitzt mit geschlossenen Augen in der Mitte der Gesellschaft. Sobald sich diese zerstreut, verfolgt jener die Fliehenden und sucht sie in ihrem Verstecke aufzuspüren. Während dieser Zeit bemüht sich jeder Spielgenosse, den ursprünglichen Platz des Verfolgers einzunehmen. 7) Das Rathe- oder Versteckespiel. Ein Geblendeter suchte seine fliehenden Kameraden, die sich versteckten und ihm möglichst behende auszuweichen suchten, zu erhaschen. 8) Das Topfspiel. Einer, der den Namen Topf erhielt, setzte sich in die Mitte der Schaar und wurde so lange geneckt, bis er sich seinen Ersatzmann abgefangen hatte. Oder es hielt auch ein Knabe einen Topf mit der linken Hand auf seinem Kopfe fest und mußte, also laufend, sich seinen Nachfolger durch einen Stoß mit dem Fuße erobern. 9) Das noch jetzt allgemein bekannte Plumpsackspiel. 10) Das Königsspiel. Ein Knabe wurde durch das Loos zum König bestimmt, hatte als solcher Befehle zu ertheilen und seine Unterthanen und Soldaten zu beschäftigen und in Ordnung zu halten. 11) Das Pfahlspiel. Ein Pfahl aus festem Holze wurde an seinem dickeren Ende zugespitzt. Man warf denselben in lockere Erde hinein und suchte den bereits feststehenden durch einen zweiten Pfahl umzuwerfen, daß der Zweite an der Stelle des Ersten stecken blieb. 12) Das Scherbenspiel. Die Schaar der Spielenden wurde durch einen Strich in zwei Hälften getheilt. Darauf bestrich man eine Scherbe oder eine Muschel an der einen Seite mit Pech. Die bestrichene Seite hieß Nachtseite, die unbestrichene Tagseite. Die auf der einen Seite der scheidenden Grenze Stehenden

nannten sich Kinder der Nacht, die auf der andern Kinder des Tages. War hier die Scheidung der Spielenden und die Schwärzung der Scherbe vor sich gegangen, so wurde diese von der einen Partei in die Höhe geworfen. Fiel jetzt die Scherbe nieder, so verriet die obenaufliegende Farbe das Siegerhäuflein. Dasselbe stürzte sich auf die Gegnerschaft. Wer sich abfangen ließ, wurde Esel genannt und mußte sich auf den Boden setzen. 13) Das Schirken. Auch die griechischen Knaben standen an den Ufern der Gewässer und ließen durch einen schrägen Wurf Steine auf der Oberfläche des Wassers hüpfen und tanzen, tout comme chez nous. 14) Das Anwerfen. Man suchte eine Scherbe so an eine Wand oder einen Baum zu werfen, daß dieselbe innerhalb eines gewissen Umkreises zu liegen kam 15 Das Umwenden. Eine auf dem Boden liegende bereits geworfene Scheibe oder Münze suchte man mit einer andern so zu treffen, daß sie auf die andere Seite zu liegen kam. 16) Das Werfen in die Wette. Rundliche Gegenstände wurden so geworfen, daß sie innerhalb eines gewissen Kreises liegen blieben. 17) Das Werfen in's Grübchen. Würfel, Knöchel, Eicheln u dgl. wurden in ein dazu vorbereitetes Grübchen geworfen. 18) Das Bohnenschnellen. Geröstete Bohnen, glatte Steinchen u. dergl. wurden zwischen die Finger der linken Hand genommen und mit der rechten nach einem gewissen Zeitmaße taktmäßig emporgeschleudert oder fortgeschnellt. 19) Das Münzenumdrehen. Man stellte eine Münze auf die Kante, ließ sie wie einen Kreisel herumwirbeln und suchte sie dann mitten im Drehen durch Berührung mit einem Finger wieder zum Stehen zu bringen. 20) Das Spiel mit fünf Steinchen. Man warf fünf Steine, fünf Würfel (Astragalen) aus der innern Handfläche empor und suchte sie dann mit der äußern aufzufangen. (Das „Knutschen" der deutschen Jugend.) 21) Das Käferspiel. Ein Waldkäfer wurde an einen Faden gebunden und so durch die Luft gezogen. 22) Das Kreiselspiel, welches auch schon bei der griechischen Jugend ein sehr beliebtes war. Dasselbe läßt sich sagen von dem folgenden Spiele. 23) Das Reiftreiben. 24) Das Ballspiel (σφαῖρα). Es war schon im heroischen Zeitalter sehr beliebt in Griechenland, wurde hier, wie in Rom, von Jungen und Alten geübt und bildete einen besonderen Theil der schulgerechten Gymnastik. Die wichtigsten Arten des Ballspiels waren folgende: a. ἐπίσκυρος, ἐφηβική, ἐπίκοινος. Die Gesellschaft wurde durch eine Grenzlinie in 2 Hälften geschieden. Die Grenzlinie wurde durch aneinandergereihte oder aufgehäufte Steine gebildet und auf

diese der Ball gelegt. Hinter den beiden Spielparteien gab es wiederum an jeder Seite eine Grenzlinie. Ihre Entfernung überschritt Wurfweite. Wer zuerst den Ball nahm, suchte ihn über die Gegner und die hinter ihnen liegende Grenzlinie hinwegzuwerfen; die Gegnerschaft bemühte sich, den Ball aufzufangen und ihn nach der andern Seite in derselben Weise fliegen zu lassen. Dieses Hinüber- und Herüberwerfen dauerte so lange, bis eine der Spielparteien über die hinter ihr gezogene Grenze zurückgetrieben war. b. φαινίνδα. Man stellte sich, als wollte man einem oder dem andern Mitspieler den Ball zuwerfen, lenkte ihn aber nach einer ganz unerwarteten Richtung und täuschte somit die Spielgenossen. c. ἀπόρραξις. Ein elastischer Ball wurde auf den Boden geworfen und, wenn er zurückprallte, wieder mit der Hand niedergeschlagen. Wer solches am häufigsten ohne Unterbrechung bewerkstelligen konnte, war Sieger Der Unterliegende hieß wie in anderen Spielen ὄνος. d. οὐρανία. Man bog sich rückwärts und warf den Ball hoch in die Luft. Jeder der Mitspieler erhöhte die Spiellust. e. ἁρπαστόν. Auch ein Fangspiel. Man warf einen einzigen Ball in die Höhe, und jeder der Mitspieler bemühte sich, ihn zu erhaschen. Derjenige, dem solches gelang, führte den neuen Wurf aus. Es gab Bälle von verschiedener Größe und Eigenschaft. Neben den hier genannten einfachen Spielen gab es viele Spiele recht künstlicher Art, welche eine wahre Volksbelustigung herbeiführten. 25) Das Wasserrohr. Eine Röhre wird in's Wasser getaucht. Man freute sich darüber, daß das Wasser nicht eindringt, so lange der Finger die obere Öffnung verschließt. Als eigentliche Turnspiele erscheinen: 26) Das Zerrspiel. Die spielenden Knaben waren in 2 Abteilungen abgeteilt. Ein jeder suchte seinen Gegner auf seine Seite herüber zu ziehen. 27) Der Seilziehkampf. Er ist auch heute noch bekannt genug und bedarf daher keiner weiteren Erläuterung. 28) Das Seilklettern, welches auch in der heutigen Turnkunst eine bedeutende Rolle spielt. 29) Das Aufsitzen. Erst wurde von 2 Knaben mit Kugeln oder Steinen nach einem in einiger Entfernung aufgestellten Maalsteine geworfen. Wer ihn niederwarf, war Sieger und mußte dafür von seinem Spielgenossen bis an den Ziegelstein getragen werden. Der Sieger deckte dabei seinem Träger die Augen zu. 30) Das Aufhucken. Unser Huckepacktragen. 31) „Rathe, wer hat dich geschlagen." Einer hielt sich mit der flachen Hand die Augen zu, während ihm der Sieger einen Backenstreich versetzte und fragte, mit welcher Hand dies geschehen sei. 32) Das Nasenstübern. Man

suchte gewisse Handbewegungen oder die Berührung der Nase auszuhalten, ohne mit den Augenlidern zu zucken und zu blinzeln. 33) Die Strickschaukel. Ein Seil war an beiden Enden befestigt dabei nicht straff gespannt, und diente so als Schaukel. 34) Das Schaukelgerät. Unsere Brett- und Wippschaukel. 35) Das Stelzenlaufen. 36) „Erschein uns lieber Sonnengott." So riefen die hellenischen Knaben unter Händeklatschen, wann bei trübem Wetter Wolken die Sonne verhüllten. 37) Die Schildkröte. Ein Frage- und Antwortspiel, das zu einem Ringeltanz oder auch zu einem Lauf- und Fangspiel sich entwickelte. 38) „Husch ihr Maliaden, husch ihr Rhöen, husch ihr Melischen." Mit diesem Zuruf ermunterten die spielenden Mädchen einander zu rascherem Spiel oder Lauf. 39) Das Kußspiel. Kinder, die man küssen wollte, faßte man bei den Ohren oder ließ sich auch von ihnen anfassen. 40) Blattklatschen. Eine bekannte, volkstümliche Unterhaltung, die noch heute unter Knaben und Mädchen üblich ist. 41) Das Hefendurchsuchen. Es wurden dem Spielenden die Hände auf den Rücken gebunden und von ihm verlangt, daß er mit den Lippen einen Gegenstand aus einem mit Hefen gefüllten Gefäße hervorhole. 42) Das Riemenwickeln. Zwei Riemen wurden künstlich verschlungen, und man steckte einen Pflock so durch dieselben hindurch, daß sie dadurch nicht aufgelöst wurden. 43) Grad oder Ungrad. Einer läßt seinen Gegner rathen, ob er eine grade oder ungrade Zahl Geldstücke, Bohnen 2c. in der Hand hat. Trifft er das Richtige, so bekommt er den Inhalt, wo nicht, so muß er ein Stück darauf geben, damit es wird, was er angegeben. — Außer diesen Belustigungen ist in verschiedenen Schriften der Alten von allerlei Spielen die Rede, deren Bedeutung nicht mehr mit Sicherheit zu ermitteln ist.

Die Feste der Griechen[1]) — „die Seele und Wonne des Gemeinde- und Stämmelebens" — hatten, obschon die Religion ihr innerer höherer Halt war, gleichfalls in der Gymnastik und in den an dieselbe sich anschließenden und in ihr wurzelnden orchestischen, künstlerischen, musikalischen, wissenschaftlichen agonistischen Aufführungen ihre Grundlage. In den öffentlichen Festspielen fand und fühlte sich der Einzelne als Grieche, das Volk als griechisches

[1]) *Krause, Olympia oder Darstellung der olympischen Spiele Wien 1838. Ders. Die Pythien, Nemeen und Isthmien. Leipzig 1841. Was Olympia anbelangt, so ist E. Curtius Olympia 1852 überholt durch das seit 1877 publizierte Prachtwerk von E. Curtius, Adler und Hirschfeld „Die Ausgrabungen in Olympia."*

Volk — im Gegensatz zum Nicht-Griechen, zum Barbaren: hier ward das Nationalgefühl gehoben und gekräftigt, die Liebe zum Volke in die Geister gepflanzt und zur lodernden Flamme angefacht und der griechische Geist in Einheit zusammengehalten und vor Zersplitterung nach innen wie nach außen bewahrt. Das Nationalfest wollte und sollte einerseits ein Abbild des Volkscharakters geben — und dieser war die durch die Gymnastik erworbenene innere und äußere Harmonie — andererseits eine Verherrlichung und Verehrung der Götter sein, welche die menschlichen Idealwesen waren, die in freier Versöhnung mit der Natur lebten und webten, und für die daher die harmonievolle Festfreude des Volkes der entsprechendste und höchste Cult sein mußte. In den olympischen, pythischen, nemäischen und isthmischen Nationalfesten trat die Gymnastik als ästhetische Darstellung des in der schulmäßigen Gymnastik vollendeten leiblichen Daseins und zwar als Wetturnen um den Kranz von Oelzweigen in Olympia, um den Fichtenkranz auf dem Isthmus, um den Epheukranz in Nemea und um den Lorbeerkranz in Delphi auf. Da schwelgte der Hellene, wenn er den Mut der jungen Männer, die Schönheit ihrer nackten Leiber und die bewunderswürdige Wohlgestalt, die ungemeine Fertigkeit, die unbekämpfbare Kraft, die Kühnheit, die Ehrliebe, die unbezwungene Gesinnung und den unermüdlichen Eifer für den Sieg schaute, bis dann beim Ausruf des Siegers und seiner Heimat die Festmenge in ein lautes Jubeln und Jauchzen ausbrach, den Sieger kranzgeschmückt auf den Schultern einhertrug, Dichter, wie Pindaros und Simonides, in unsterblichen Siegesgesängen seinen Ruhm feierten, und plastische Künstler ihn in schimmerndem Erz und Marmor verewigten. Je reicher sich die Cultur und das Leben der Hellenen ausbildete, desto manichfaltiger gestalteten sich die Festspiele, vor allem die zu Olympia. Neben dem Pentathlon wurde das Pankration unter die Wettkämpfe aufgenommen, später fand das Wettrennen mit Wagen Eingang. Daß Vorstellungen im Theater und musikalische Produktionen der verschiedensten Art stattfanden, hing mit dem religiösen Charakter der Feste zusammen. Auch Werke der bildenden Kunst gelangten daselbst zur Ausstellung So berichtet Lukianos von Malern, die in Olympia ihre Werke zur Schau stellten. In den Statuen, die den Siegern zu Ehren aufgestellt wurden, namentlich aber in den Geschenken, die von den verschiedenen Staaten in ihren Schatzhäusern hinterlegt wurden, konnten die Festgenossen Meisterwerke der Plastik bewundern.

Auch fehlte es nicht an wissenschaftlichen Vorträgen. So las Herodot einen Teil seines Geschichtswerkes in Olympia vor, die Sophisten Gorgias und Hippias hielten daselbst Reden, und der Mathematiker Oinopides aus Chios stellte eine astronomisch-chronologische Tafel aus. Aus der Mannigfaltigkeit der Formen in welchen sich der hellenische Geist bei diesen Festen offenbarte, erhellt deren wichtige Bedeutung für die Erziehung des Einzelnen und des gesamten Volkes. Was bei uns vereinzelt in kirchlichen Feiern, in Turn- und Sängerfesten, in Wettrennen und Concerten, in Theatervorstellungen, populären Vorträgen, Kunst- und Gewerbeausstellungen geboten wird, das vereinigte sich namentlich in Olympia zu einem Gesamtbilde, an dessen Reichtum und Glanz die Teilnehmer sich erfreuten. Auf diese Weise trat ihnen die Cultur ihres Volkes in allen Richtungen, in denen sie sich entfaltete, unmittelbar vor Augen und wirkte so anregend und bildend anf Geist und Gemüt.*

2) Die musische Erziehung erhielt ihren Namen von den Musen, den Göttinnen alles dessen, was, im Gegensatz zur Arbeit und Praxis des Tages, die Schönheit und Heiterkeit des Lebens ausmacht, wie auch ihr Chorführer Apollon die sinnig schöne, erhabene, selbstbewußte Gottheit ist. Früher bestand sie nur aus Poesie und Gesang, mit Instrumentalmusik begleitet. Später fiel nicht nur Grammatik und Graphik, sondern überhaupt alle Wissenschaft in ihr Bereich, und sie umfaßte demnach denjenigen Unterricht, der sich wesentlich auf die Seele bezieht. Damit wirkte sie naturgemäß (— und vorzüglich in der Anschauung des Griechen, nach der zwischen dem Leibe und der Seele kein abstracter Gegensatz war —) auch auf die schöne Gestaltung des Leibes ein, wie die Gymnastik, indem sie den Leib abklärte, harmonisch gestaltete und vergeistigte, zugleich die Seele bildete. Gymnastische und musische Erziehung durchdrangen, bedingten und ergänzten sich in Griechenland gegenseitig, wie sie auch in den Eigenschaften der Götter und Göttinnen in einander ein- und übergingen. Hermes war der Erfinder der Paläſtra, der Erfinder der Kithara, der Lehrer wohlgebildeter Kunst und Rede. Athene war die Göttin des Krieges nud der Wissenschaft; kaum geboren, übte sie den Waffentanz, erfand das Spiel der Flöte und schmückte das Leben mit mannigfaltiger Kunst. Apollon war der Führer des unfehlbaren Bogens, der Erfinder der Lyra, der Ordner der Musentänze, der Kämpfer mit Herakles, der Sieger im Laufe mit Hermes. — Die musische Erziehung will, parallel mit der Kunstschöpfung des Leibes durch die Gymnastik, den Geist wecken

und entwickeln, daß er sein innerstes Wesen zur äußeren Blüte und Frucht darstelle. Sie hat demnach eben so wenig, als die gymnastische, ihren Zweck außer sich: beide haben die Entwicklung der vollendeten, in sich abgeschlossenen Individualität zum Ziel. Daß der Mensch dem gemeinen Bedürfnis und der banausischen Praxis enthoben, zu einem in sich vollendeten Sein und zu einem edlen Selbst gelange: das ist das Erste für den Griechen. Das Zweite dann ist, daß die in sich veredelte und vollendete Individualität ihre höchste Aufgabe darin finde, selbstthätig und aufopfernd die Idee ihres Staates mitzuverwirklichen und mitzugestalten. Daher kommt es, daß bei dem Kunstvolke die geistige Erziehung und Bildung wesentlich eine künstlerische ist und vornehmlich diejenigen Künste umfaßt, die am meisten die Mitwirkung und Selbstthätigkeit des Erfassenden und Genießenden in Anspruch nehmen, die den Vortrag erfordern: die Musik und die Dichtkunst.

Die Musik ward als die wahre Gymnastik, nicht nur des Gehörs, der Stimme und der Tonsinne, sondern des Geistes selbst betrachtet. Man hielt es für eine Entwürdigung der Musik, zu sagen, ihr Zweck bestehe in Saitenspiel und Flöte, und nicht vielmehr in der sittlichen Bildung und in der Bändigung der Leidenschaften durch Melodie und Harmonie. Sie wurde für die Pflegerin alles Hohen, Edlen und Schönen, für die Mutter aller Tugenden gehalten, denn man glaubte, daß das musikalische Kunstwerk, wie es Produkt und Bild einer schön bewegten Seele ist, auch die Schönheit in die Seele dessen pflanze, der es reproduziert. Deshalb nannten die Griechen die Musik selbst Philosophie, wie wiederum Sokrates die Philosophie für die Vollendung der Musik hielt. Die Musik gehörte zum Wesen der Griechen: sie war nicht die freie Kunst Einzelner, sondern ein völlig unwillkürliches Grundelement des griechischen Lebens, der allgemeinen Gefühlsbildung und Gemütsstimmung des Volkes. Sie war mit dem Leben aufs Innigste verschmolzen und griff tief in alle Staats- und Lebensverhältnisse ein. Von ihrer Veränderung fürchtete der Grieche eine Veränderung des Staates, von ihrer Verschlechterung die Verschlechterung des Gemeinwesens. Die Musik nicht zu lieben und nicht zu verstehen, galt in Griechenland als ein Zeichen von barbarischer Rohheit und innerer Schlechtigkeit. — Die griechische Musik hatte einen objektiven Charakter und war mit ihren streng sittlichen, aber doch heiteren und lichten Melodien der Ausdruck allgemein sittlicher Gefühle: erst als sich das griechische Leben aufzulösen begann, fand die

lydische Musik mit ihrem weicheren, üppigeren, an die subjectiven Gefühle sich anschmiegenden Charakter Eingang. Fétis in seinem Werk Mémoire sur l'Harmonie simultanée des Sons chez les Grecs et les Romains (Bruxelles et Paris 1859) verneint die Frage, ob die Griechen das gleichzeitige Zusammenklingen der Töne, namentlich die Folge der harmonischen Zusammenklänge gekannt und in ihrer Musik Gebrauch davon gemacht haben. Er sagt: „Die Plastik ist die eigentlich classische, die Musik die eigentlich romantische Kunst. Die Musik der Griechen war nun ebenfalls plastisch, so weit Musik es zu sein vermag. Das Wort des Dichters sollte durch sie zu schärferer Bestimmtheit hervorgehoben werden, sollte dem Hörer wie ein gerundetes Marmorbild entgegen treten; — fast möchte man sagen: es war mehr eine zum musikalisch=commensurablen Tone gesteigerte effectvolle Recitation, als eigentlicher Gesang, wie er bei uns im Gebrauch ist." „Man möchte sagen: die griechische Musik war für die griechische Dichtkunst, was die Polychromie für die griechischen Tempel war. Wie diese in kluger und bescheidener Unterordnung die Bauglieder mit leichter Nachhülfe beleben, wie sie an der Natur nicht den realistischen Schein des Lebens lügen, sondern ihn nur von fern andeuten sollte, so sollte die Musik nicht das Wort des Dichters eigensüchtig verschlingen, oder sich eigensüchtig vordrängen, sondern das Wort erst recht hell und klar ertönen machen." „Während wir unter Harmonie das gleichzeitige Zusammenklingen mehrerer unter einander verschiedener Töne, insbesondere das gleichzeitige, ein solches Zusammenklingen hervorbringende Nebeneinandergehen zweier oder mehrerer selbst=ständiger Stimmen verstehen, verbanden die Griechen mit diesem Worte einen ganz anderen Begriff." Aristoteles sagt: „Indem die Musik hohe und tiefe, lange und kurze Klänge verbindet, bringt sie dadurch in verschiedenen Tönen eine einzige Harmonie zu Stande." Der Zusatz „lange und kurze Töne" zeigt deutlich, daß hier nicht von einem gleichzeitigen, sondern von einem successiven Erklingen der hohen und tiefen Töne die Rede ist. In gleichem Sinne stellt Platon dem Rhythmus, der das Maß der Bewegung regelt, die Harmonie entgegen, welche in dem Wechsel der hohen und tiefen Töne besteht." — Franchinus Gafurius von Lodi wähnte in dem Werke des Bakchios Kenntnis nicht allein der Harmonie, sondern auch des Contrapunktes zu finden. Zarlino, Doni und Zacharias Tevo schrieben den Griechen den Gebrauch der Harmonie zu. Isaak Vossius focht für dieselbe Meinung mit Faust und Kolben. Da=

gegen haben sich gar viele Stimmen erhoben. Böckh sagt De metris Pindari III, 7—12 S. 253: „Doch ist es keineswegs meine Meinung, daß den Griechen dieser Teil der Musik vollkommen bekannt gewesen sei; im Gegenteil ist die neuere Harmonie so weit von dem Wesen des Altertums entfernt, daß ich nicht anstehe, zu behaupten, unsere Harmonie würde den Alten, wenn sie sie gekannt hätten, mißfallen haben. So wenig als sie die gothische Architektur nach ihrem Geschmack finden würden, eben so wenig würden sie auch unsere Harmonie bewundert haben."

Die Leier hatte drei, vier oder sieben Saiten, zu denen die achte als Oktave kam. Die 120 üblichen Töne bezeichnete man durch Buchstaben und von den Tonarten waren ursprünglich nur drei im gewöhnlichen Gebrauch. Die phrygische Tonart, welche besonders bei den rauschenden orgiastischen Festen der phrygischen Göttermutter und in Griechenland bei den Dionysien gebraucht wurde, eignete sich zum Ausdruck der Begeisterung und Schwärmerei. Die dorische Tonart hatte einen ernsten, erhabenen und würdevollen Charakter und war geeignet, eine ruhige und besonnene Seelenstimmung hervorzubringen. Die lydische Tonart mit den höchsten Tönen und einem weichen und sanften Charakter besänftigte und machte weich. Zwischen die phrygische und lydische Tonart trat die äolische, zum Ausdruck lebhafter und leidenschaftlicher Gefühle, und zwischen die dorische und phrygische die jonische, die von ihrem ursprünglichen Ernste und Maße in schlaffes und weichliches Wesen überging. Terpander (676 v. Chr.) ordnete zuerst die vorhandenen Sangweisen der verschiedenen Landschaften nach Kunstregeln, und noch späterhin hatte man von ihm Tonstücke für Gesang und Kitharspiel. Olympos (630 v. Chr.) gab der Flöte eine der Kithara ebenbürtige Stellung. Mit der Lyra begleitete man den Gesang, der mehr Recitation war, da dem griechischen Ohre Bewegung der Worte und Rhythmus als das Wesentlichste dabei galt. Die Melodie sollte als die Seele in der Musik herrschen und selbst wieder von einer edlen Richtung des Gemütes beherrscht werden: das war das Ziel der griechischen Musik.

Wegen ihrer festen gymnastischen Bedeutung und wegen ihrer form- und maßschaffenden Bestimmung war die Musik bei den Hellenen weit weniger selbstständige Kunst, als in der Neuzeit. Sie diente wesentlich zur Begleitung von Aufzügen, von Tanz und Gesang, sie war also innig mit der Gymnastik verbunden. Vorzüglich erschien sie in und mit der Orchestik, deren Grundlage, wie Jäger

sagt, die Gymnastik, deren Seele der bestimmte Gedanke oder das bestimmte Gefühl und deren belebende Luft die Musik war. Es war dem Griechen wesentlich, das, was in ihm lebte, auch zu veräußerlichen und also durch Bewegung und Spiel des ganzen Körpers die im Innern angeschlagene Ton- und Gefühlswelt darzustellen. „In der Orchestik macht die Musik einerseits das geistige Element sinnlich lebendig, andrerseits entlockt sie das in entsprechenden gymnastischen Bewegungen versteckt liegende Geistigbedeutsame also heraus zu freilebender Thätigkeit, daß es den ganzen Menschen beseelt und beherrscht und ihn mit seinem ganzen Dasein und Leben zu einem unmittelbaren Ausdruck jenes rein geistigen ideellen Elementes macht. Je gymnastischer und musikalischer daher ein Hellenenstamm war, desto feinere und ausgebildetere Orchestik und Mimik besaß er." Musik und Orchestik waren die Angelegenheit aller griechischen Staaten, — das gemeinsame Band, das sie alle umschlang: mit ihren musikalischen Chören halfen sich die griechischen Staaten gegenseitig aus, und der Staat ward allgemein auch als der tapferste erachtet, der die schönsten Chöre hatte.

Wie die Musik das Bild der schön bewegten Seele, so giebt die Dichtkunst das Bild der objectiven Welt in harmonischer Einheit. Die Dichtung ist die Blüthe der innern Harmonie des ganzen Menschen und stellt im geistigsten Material, im Wort, die durch den Hauch der Idealität belebten Urbilder alles Daseins auf. Darum war sie ein Grundelement des griechischen Geistes und seiner ästhetischen Erziehung. Strabon sagt: „Die Alten hielten die Dichterwerke für die erste Philosophie, welche die Jugend ins Leben einführe und sie in unbewußter, angenehmer Weise Sitten, Leidenschaften und Handlungen lehre; und unsere Philosophen sagen, der Dichter sei allein der Weise, weswegen die hellenischen Städte ihre Kinder von früh an durch Dichtungen bilden lassen, und zwar nicht, um sie angenehm zu unterhalten, sondern um ihnen Gesittung einzupflanzen; daher nennen sich die Musiker auf der Kithara, Flöte und Leier auch Erzieher und Sittenbildner, und Homeros heißt die Sänger Weise." Vorzüglich und zuerst mußte für den plastischen Charakter das Epos nahrung- und geistschaffend sein, da es, die Äußerung des Lebenstages eines Volkes, die poetische Geschichte desselben in einer Zeit darstellt, wo dieses poetische Leben selbst noch als Abendröte in die Gegenwart hineinscheint, und da es, den Sänger nur als Gefäß gebrauchend, das allgemeine Schauen und Fühlen eines Volkes in ruhiger Klarheit und mit größter Objec-

tivität vor dem Bewußtsein vorüberziehen läßt. Die Ilias und Odyssee wurden deshalb auch die wahrhaften hellenischen Nationalgedichte, da gerade sie mit epischer Ruhe die Freude des griechischen Geistes an seiner eigenen lebensfrischen und heitern Entfaltung darstellen, das griechische Leben in seiner Idealität erfassen und in seiner ewigen und göttlichen Berechtigung darstellen. Bei den gymnastischen Doriern trat die eigentlich gymnastische Dichtungsart, die Lyrik, hervor, die den inneren Menschen harmonisch bildet, weil sie, das innere Gemütsleben herausdichtend, und Alles, was das Herz bewegt, aussprechend, das Gefühl läutert und das Herz erhebt. Das Lied und des Liedes Leben, der Volksgesang, gehört zum innersten Leben und Weben des Griechen, und nichts Hohes und Herrliches gab's, was er nicht aus sich herausgesungen hätte. Darum war aber auch die griechische Lyrik musikalisch und orchestisch, und ihr Wesen entfaltete sich in Gesang, Musikbegleitung, Tanz und Mienenspiel. Mit der Aufführung solcher dichterisch-musikalischen Erzeugnisse war dann der Grund zur Schöpfung des höchsten dichterischen Produktes, des Dramas, gelegt, das aus den Chorgesängen bei der Dionysosfeier hervorging, die heitere Ausführlichkeit der jonischen objektiven Epik und die tiefe Fülle der dorischen subjektiven Lyrik organisch einte, und als die erscheinende sittliche Idee in der Blüthe Griechenlands und da auftrat, wo die dogmatische Anschauung untergegangen, das männliche ethische Zeitalter in Hellas erschienen war. Das Drama ist das höchste und schönste Produkt Griechenlands, in dem sich sein ganzes Geistesleben vereint, und das seine Vollendung in dem höchsten griechischen Staate, in Attika, erhält. Daß die Griechen überhaupt den Gedanken des Dramas fassen und dann diesen Gedanken ausführen konnten, würde allein schon, auch wenn uns weiter Nichts von ihnen übrig geblieben wäre, für die hohe Abkunft ihres Geistes, sowie von der hohen Stufe ihrer Cultur zeugen. Das Drama ist das höchste Erziehungsmittel des hellenischen Volkes, das durch seine Einheit und Vereinigung aller poetischen Elemente und damit durch harmoniebildende Thätigkeit und sittliche Kraft das gesammte sinnliche Sein von seiner Äußerlichkeit befreite und die Schönheit zugleich zur Sittlichkeit erhob, das griechische Wesen also zu seinem letzten Ziele, zur Kalokagathie, hinführte.

Die Lektüre und Recitation des Homer hauchte die klare Anschauung der objektiven Welt ein und bildete den Schönheitssinn; die Lyrik und der Gesang lehrten edle Mäßigung und Harmonie

der Gefühle; das Drama offenbarte den großen Gang des Geschichtsgeistes, sowie die Gesetze des sittlichen Lebens, welche die Philosophie ins denkende Bewußtsein erhob.

Die höchste, reinste und idealste Vollendung der Musik und der gesamten musischen Bildung war dem Griechen die Philosophie. Die Gymnastik und Musik nebst Poesie waren die Vorbereitung für diese höchste aller Künste: sie waren durch die Harmonisirung und Durchgeistigung des ganzen Lebens, durch die maßvolle Stimmung der Sinne und Gefühle, sowie als Bildner und Kräftigungsmittel der Willens- und Erkenntniskraft die Grundlagen des philosophischen Denkens. Weitere Vorschule zur Philosopie war die Mathematik, die das consequente, verständige Denken üben und entwickeln sollte. Im Kreise der musischen Erziehung war die Mathematik aber an sich schon die Wissenschaft und das Ziel der Erziehung, weil sie die Wissenschaft des Maßes ist, auf dessen Verwirklichung Gymnastik, Musik und Poesie ebenfalls hinarbeiteten. Wenn sich die Seele mit der Verhältnismäßigkeit als solcher beschäftigt, gewinnt sie das durchsichtigste und reinste Bild von Dem, was sie sein soll, von der Mäßigung und Selbstbeherrschung, von der Harmonie und Freiheit, und zugleich einen sicheren Maßstab zur Erkenntnis der Außenwelt, indem auch die Natur auf Regelmäßigkeit ruht. Mit Erkenntnis dieser Regelmäßigkeit aber geht die Ahnung von der Idee auf, die zu erkennen die Aufgabe der Philosophie ist. Und diese Philosophie selbst war bei den Griechen nicht vom Leben des Volkes abgeschnitten. Wie sich die Spruchweisheit an die heiligen Orakel anlehnte, wie der Orakelgott Apollon die sieben Weisen ernannte, wie der Amphiktyonenrat von Hellas die Sittensprüche am Tempel des Apollon zu Delphi aufschrieb, wie selbst die spätere Philosophie des Pythagoras und Platon noch im Nationalgewande der Dichtung auftrat: so war die Seele aller hellenischen Philosophie die ernste Richtung aufs sittliche und staatliche Leben und ihr Charakter deshalb ein durchweg erzieherischer.

Die Befähigung zur Sittlichkeit und zum politischen Leben, in dem sich die Sittlichkeit realisirt, war neben der Durchbildung der Individualität die höchste Aufgabe und der letzte Zweck aller gymnastischen und musischen Erziehung. Das höchste und schönste Ziel des Griechen war, sein eigenes Sein und Leben im Staate zu verwirklichen, und der erschien ihm als unsittlich, der an der Darstellung der Staatsidee nicht freudigen und thätigen Anteil nahm. Außerhalb des Staates standen nur die völlig unberechtigten In-

dividuen, die Sklaven, deren notwendige Existenz dem freien Manne Zeit und Muße gewähren sollte, sich dem öffentlichen Leben hinzugeben, weshalb selbst Aristoteles, im Gefühl, daß die griechische Demokratie auf die Sklaverei basirt sei, sich auf die Naturverschiedenheit der Griechen und Barbaren stützend, die Sklaverei verteidigte. Der freie Mann, im Gegensatz zum Sklaven, mußte im Staate thätig sein, ihn repräsentieren und sich für ihn opfern. An den öffentlichen Orten, in den Gymnasien, in den Gerichtshöfen auf dem Markte: — da lebte der Grieche sein Leben; da verwischte sich auch der Unterschied der Stände; da hatte jeder Gelegenheit, mit den vornehmsten und gebildetsten Männern zusammen zu kommen und von ihnen zu hören und zu lernen, aber auch seine eigene Bildung zu bewähren, sowie zu zeigen, daß er ein ächter Grieche war. Die Mäßigung im Staate, die Tapferkeit im Kriege und die Festzüge sind die höchsten und letzten Momente im sittlichen Staatsleben. Ohne die Selbstbeherrschung ist die Teilnahme aller am Staate nicht möglich; sie ist darum, und zwar zur Realisierung der Staatsidee, notwendig. Der Krieg basirt neben der im Gymnasium angeeigneten Kraft, Ausdauer und Gewandtheit gleichfalls auf der Selbstbeherrschung: die griechische Tapferkeit bestand in der ruhigen Besonnenheit. In den Aufzügen aber, den höchsten Festfeiern des griechischen Lebens, entfaltete sich die durch die gymnastische und musische Erziehung gewonnene äußere und innere Harmonie vor dem gesamten Volke, wie vor der Gottheit.

Die ganze ästhetische Erziehung des Hellenentums zielte also auf Harmonie und entwickelte deshalb den Menschen mit allen seinen Seiten rein und ebenmäßig. Und weil sie die blos sinnliche und blos geistige Thätigkeit und Anlage des Menschen als Gegensätze aufhob, deshalb steht sie für alle Zeiten ideal da, obschon sie keineswegs das absolute und allein berechtigte Erziehungsideal ist. *Abgesehen davon,* daß die hellenische Erziehung die wissenschaftliche Seite weniger berücksichtigte, was in der natürlich gegebenen Beschaffenheit der antiken Lebensverhältnisse und Bildungszustände begründet war, — *so* umfaßt die ästhetische Idee nicht das Wesen des ganzen Geistes, und fehlt deshalb der darauf basirten Erziehung sowohl die Berücksichtigung des Nützlichen, als vorzüglich auch die vollendete Kultur der höchsten aller Ideen, der sittlichen und religiösen Idee, da der Grieche keine andere Sittlichkeit als innerhalb des politischen Ganzen und keine höhere religiöse Anschauung, als die der ästhetischen Idee kannte. Doch nicht einmal die ästhetische Idee

hat das Griechentum in ihrer wahrhaften Vollkommenheit erfaßt, weil es sich nur unmittelbar über die Sinnlichkeit zu ihr emporgeschwungen hat. Die Harmonie, in der es wurzelte, war nicht eine vom Bewußtsein erzeugte, frei erworbene, sondern nur eine rein naturzuständliche. Sie war nicht das Produkt des freien Erkennens und Selbstbestimmens, sondern „eine glückliche, im ahnungsvollen Gefühl erfaßte Thatsache." Die Schönheit des Griechen war gleich der sittlichen Schönheit des Kindes und des Jünglings: aber erst wenn der Mann wieder wie ein Kind geworden ist, d. h. wenn er mit Bewußtsein das von Gottes Gnaden Gegebene verarbeitet hat, hat er einen unverlierbaren Besitz erworben und die wahrhaft schöne Sittlichkeit erreicht.

Die griechische Geschichte gliedert sich, wie die Geschichte des Volkes im Allgemeinen, in das heroische Zeitalter, die Kindheitsgeschichte, in die *Zeit von der dorischen Wanderung bis zu den Perserkriegen, die* Jünglingsperiode, wo die eigentliche Staatenbildung stattfindet und die Erziehung systematisch auftritt, in *die Periode der höchsten Blüte Griechenlands von den Perserkriegen bis auf Alexander den Großen, die man als* das Mannesalter *bezeichnen kann,* wo die Schönheit der Sitte in die Gedanken des Wahren, Guten und Schönen aufgelöst wird, und in *die Zeit nach Alexander, die man wohl als das* Greisesleben *des hellenischen Volkes auffaßt, in welchem die Originalität und Produktivität versiegt und die Kritik und Bearbeitung des früher Geschaffenen als wichtigste Aufgabe erscheint. Das Hellenentum vermischt sich mit fremden Kulturelementen und mit dem nationalen Leben verschwindet auch* die schöne Sittlichkeit aus dem allgemeinen Leben, und der Einzelne zieht sich in sich zurück, um bei sich zu genießen, was ihm das allgemeine Leben nicht mehr bieten kann.[1])

a) Die Erziehung im heroischen Zeitalter, der Kindheit des Griechentums.[2])

Das Gesetz der Zeugung und der Entwicklung gilt im Großen, wie im Kleinen, beim Einzelmenschen wie im Völkerleben. Jedes

[1]) *Über die Parallele der Entwicklungsepochen eines Volkes mit den Lebensaltern siehe oben pag. 10 A. 1.*

[2]) *Außer den antiquirten Werken, die in den früheren Auflagen angeführt erscheinen: Lenz, Geschichte der Weiber im heroischen Zeitalter, Hannover 1790, de Marées, Über die Cultur der Griechen zur Zeit des Homer, Berlin 1797, und

folgende Volk hat seine Basis am vorhergehenden, zerreißt jedoch, wenn es reif zum eigenen selbstständigen Dasein ist, diese Nabelschnur, um die Bahnen seiner eigenen und eigenthümlichen Entwicklung einzuschlagen. So auch in Griechenland.

Die Anfänge der griechischen Kultur *sind in Dunkel gehüllt. In der ältesten Zeit erscheint Griechenland von vielen Stämmen bewohnt, deren Namen auch in dem nördlicher gelegenen Thracien, sowie auf den Inseln des ägäischen Meeres und an den Küsten Klein-Asiens wiederkehren. Zu den bedeutendsten dieser Stämme, die sämmtlich den Indogermanen zuzuzählen sind, gehören die Pelasger, die man fälschlich als Semiten bezeichnet, die Thraker, die von den barbarischen Völkern desselben Namens zu unterscheiden sind, und die Leleger. Die Pelasger scheinen zuerst nach Griechenland eingewandert zu sein und die Ebenen (in Epeiros, Thessalien, Boeotien finden sich ihre Spuren) besetzt zu haben. Sie sind Ackerbauer, die den Himmelsgott Zeus mit seiner Gemahlin Hera, die fruchttragende Erde als Gaia oder Demeter und den Hermes als die in der Fruchtbarkeit sich äußernde, dem Menschen nützende göttliche Kraft verehrten. Dagegen setzten sich die Thraker an den Bergen und in den Thälern fest. An den Abhängen des Olympos, am Parnaß und Helikon waren sie zuhause; die Musen und die begeisterten Sänger, ein Orpheus und Eumolpos, sind thrakischen Ursprungs. Die geheimnisvollen Feste zu Eleusis, sowie die schwärmerischen Nachfeiern, die dem Dionysos zu Ehren begangen wurden, sind auf sie zurückzuführen. Zuletzt kamen die Leleger (und Karer) ins Land und nahmen zumeist die Küstenlandschaften des Peloponneses und Mittelgriechenlands, aber auch viele Inseln z. B. Euboia, Delos, Kephallenia ein. Sie verehrten die Mondgöttin Helena oder Selene und die Dioskuren (den Morgen- und Abendstern). Die Verbindung der Mondgöttin mit Apollon zu einem Geschwisterpaar und die Auffassung dieser Göttin als Jungfrau, der auch Menschenopfer (Iphigenie) dargebracht und der zu Ehren weibliche Sklavinnen (Hierodulen) gehalten wurden (Sage von den Amazonen) ist diesem Stamme zuzuschreiben. Zu diesen griechischen Stämmen mit der ihnen eigentümlichen Kultur kamen dann durch die Phöniker, welche an den Gestaden des ägäischen Meeres zahlreiche Niederlassungen gründeten (Sage von Kadmos),

---

Siebelis de heroum Graecorum educatione, Buddiss. 1808, sind anzuführen: J. C. Friedreich, Die Realien in der Ilias und Odyssee, Erlangen 1851, und Buchholz, Die homerischen Realien, 3 Bde.. Leipzig 1883—1885.

und durch Stämme Klein-Asiens (Sagen von Pelops) zahlreiche Kulturelemente aus dem Oriente, die aber so vollständig mit der einheimischen Kultur verschmolzen und durch diese assimiliert wurden, daß das Fremde vom Einheimischen schwer zu sondern ist. Unter solchen Einflüssen* entwickelte sich aus den Naturanschauungen der alten Stämme der hellenische Volksgeist allmählich über die vorausgesetzte Naturgrundlage seines Daseins hinaus, wie er auch die Naturgötter der *Urzeit* zu geistig-sittlichen Mächten umgestaltete. *Der Kampf zwischen der rohen Natur und dem nach Selbstständigkeit und Sittlichkeit ringenden Menschengeiste spiegelt sich in den Sagen von der Allmutter Gaia und ihren Kindern, den Titanen, Giganten, Kyklopen und Kentauren.* Unter ihnen war Prometheus der berühmteste — das treffende Sinnbild des aus dem Verfallensein an die Naturmächte zur Versöhnung und Gediegenheit sich herausringenden, aber dabei der sich offenbarenden höheren Lebensordnung widerstrebenden Geistes der griechischen Menschheit in der Urzeit.

Im Titanenzeitalter — der im Gährungsprozeß und mit Wehen stattfindenden Geburt der Griechen — ist der Grieche noch nicht er selbst, und weil er noch nicht bei sich ist, darum ist er noch in sich entzweit. Die Entzweiung löst das Heroenzeitalter allmählich zur Versöhnung auf. Diese vom 14. bis zum 9. vorchristlichen Jahrhunderte reichende Zeit ist die Durchgangsstufe aus der Fremdheit in die Eigenheit der griechischen Individualität: das Kindheitsalter des Griechentums. In einem reichbewegten, abenteuerlichen, ritterlichen, unternehmungslustigen Leben besteht der Charakter dieser Zeit. Die kretensischen Sagen, die Argonautensage, die thebanischen Mythen und der trojanische Krieg sind die Gipfelpunkte dieses Zeitalters und die Elemente seiner wechselvollen Bewegung, deren Resultat die persönliche Gestalt des griechischen Heros und dessen vollendetes Bild Herakles ist: — die durch freies Thun und Ringen „vollbrachte, geistig-sittliche Verklärung des Menschenlebens, höchste Körperkraft in Harmonie mit höchster Geistesbildung, stark im Kampfe, der Tugend dienend, den Göttern gehorsam, dem Heile der Menschheit geweiht, aber auch voll menschlicher Leidenschaft in Raserei und Wollust. An die Einwanderung der Herakliden, als der Nachkommen des Herakles, in den Peloponnes und an die damit verbundene Gründung dorischer Staaten knüpft sich dann die freie Gestaltung des religiösen Ideales zum schönen Kreis der olympischen Götter, in dem Zeus mit seiner Gemahlin Hera den politischen Mittel- und Einheitspunkt bildet, und dieses allgemeine göttliche

Wesen sich in der Weise spaltet, daß Apollon mit seiner jungfräulichen strengen Schwester Artemis als die Repräsentanten der allgemeinen Individualität des hellenischen Volksgeistes nach seiner strengen Hoheit und geistigen Reinheit (im Elemente des dorischen Wesens) erscheinen,[1]) während als die göttlichen Genien der besonderen volkstümlichen Lebenskreise Hestia, Demeter, Hephästos und Pallas Athene auftreten, als die göttlichen Repräsentanten des individuellen Einzellebens Ares, Aphrodite mit den Chariten und Dionysos (letzterer die weichere Schönheit im Elemente des Ionischen) dastehen und endlich dem besonderen Kreise des Naturlebens und der Unterwelt Poseidon, Hades mit Persephone und Hermes angehören.

So das mythenbildende Geistesleben des Griechentums im Heroenzeitalter. Im sittlichen Leben entwickelte sich in der vorhomerischen Zeit der Grieche aus dem rohen Natursein zur Sittlichkeit heran. Kraftvolle und edle Männer verscheuchten die oft wiederkehrende Barbarei und ordneten die Gesellschaft durch Bekämpfung der Bedrängnisse in der Natur und in dem noch schlecht geordneten gesellschaftlichen Leben. Doch war der Hang nach Sonderbarem und Außerordentlichem auch in den gewaltigen Naturen noch vorherrschend, und ihr Leben war durch eben so viele Verbrechen als Großthaten bezeichnet. Aber Wurzel in dem leicht entzündlichen Gemüte der Griechen hatten bereits Liebe und Dankbarkeit gegen Wohlthäter geschlagen.

[1]) *Über die Bedeutung des Apollokultus sagt Curtius in seiner Geschichte I. p. 51): „In dem ganzen religiösen Leben des Griechen ist aber keine größere Epoche zu erkennen, als die Erscheinung des Apollon; sie ist wie ein neuer Schöpfungstag in der Geschichte ihrer geistigen Entwicklung. In allen griechischen Städten, aus denen ein reicherer Sagenschatz uns überliefert ist, wird an seine segensreiche Ankunft ein Umschwung der geselligen Ordnung, eine höhere Entfaltung des Lebens angeknüpft. Die Wege werden gebahnt, die Stadtviertel geordnet, die Burgen ummauert; das Heilige und Profane wird getrennt. Man hört Gesang und Saitenspiel; die Menschen treten den Göttern näher, Zeus redet zu ihnen durch die Propheten, und die Schuld, selbst die Blutschuld liegt nicht mehr unsühnbar wie eine bleierne Last auf den unseligen Menschen; sie schleppt sich nicht mehr als ein Fluch von Geschlecht zu Geschlecht, sondern wie Lorbeer die schwüle Luft reinigt, so sühnt der lorbeerführende Gott den blutbefleckten Orestes und gibt ihm die Heiterkeit der Seele zurück. Die Grauenmacht der Erinyen ist gebrochen; es ist eine Welt der höheren Harmonie, ein Reich der Gnade begründet.“ Insbesondere betont er, daß Apollon als pythischer Gott in Delphi „der staatenlenkende Gott des Lichts und Rechts, der geistige Mittelpunkt der ganzen Hellenenwelt wurde,“ und daß in diesem Gotte „der hellenische Polytheismus seinen Abschluß und die höchste Verklärung, deren er fähig war, empfing.“*

Auch die ersten Spuren von Erziehung zeigen sich. Selbst die Götter haben ihre Erziehung, obwohl diese Erziehung nicht über den Begriff der leiblichen Ernährung und Pflege hinausgeht, da das Geistesleben des Gottes, als des Repräsentanten einer allgemeinen Urkraft, sogleich nach der Geburt in seiner speziellen Wirksamkeit auftritt. Apollon spannt schon als Knäblein den Bogen, und Hermes entfaltet seine Schlauheit schon als Wickelkind, indem er dem Apollon die Rinder stiehlt. Aber doch werden die Telchinen als Erzieher des Poseidon genannt, und vorzüglich sind es die Nymphen der Berge und Quellen, denen die Sorge für die Erziehung der Götter übertragen ward. Pan ward von den Nymphen ernährt und gepflegt. Der junge Hermes wurde gleichfalls von den Nymphen in einer Quelle gewaschen. — Wegen ihrer Vollkommenheit sind die Götter die ersten Lehrer der Menschen, und unter ihren Händen werden die von ihnen Erzogenen selbst vollkommen. Demeter wird als Amme und Ernährerin des jungen Triptolemos genannt. Apollon und Hermes werden als Lehrer des menschlichen Geschlechtes verehrt, und dem Hermes, Herakles und Eros waren die griechischen Gymnasien geweiht. — Daraus, daß die Götter selbst erzogen werden, leuchtet hervor, daß in der Heroenzeit die Erziehung für etwas zur Vollendung des Lebens Notwendiges gehalten ward; und daraus, daß der Unterricht von den Göttern ausgeht, und unter den Schutz der Gottheiten gestellt ist, wird ersichtlich, daß man Erziehung und Unterricht als etwas Göttliches ansah. — Die Erziehung selbst war in der vorhomerischen Zeit rein praktisch. Sie erzielte vorzüglich den Mann der That, der anderen gegenüber sich und seine Familie zu schützen vermochte; das übte und lernte der Sohn vom Vater, der Enkel vom Sohne. Vom Weibe wurden nur sittliche Haltung und wenige im häuslichen Kreise zu übende Fertigkeiten verlangt. Übrigens *beschränkte* sich fast alle Erziehung dieser Zeit auf die höheren Sphären der Gesellschaft, auf die stattlichen Paläste der Fürsten, die ursprünglich zu ihrer Herrschaft durch überwiegenden Besitz oder durch persönliche Tapferkeit gekommen waren und später wegen ihrer Abstammung von mächtigen, tapferen und edlen Männern geehrt wurden, da man von dem Glauben ausging, daß, je größer die Eltern wären, um so herrlicher die Kinder würden, und daß sich die guten wie die schlimmen Eigenschaften des Erzeugers in dem echten Sohne wieder zeigten. Das Familienleben trug einen patriarchalischen Charakter. Ackerbau und Viehzucht, Jagd und Schifffahrt waren die Berufsarten, in die sich der Mann hineinarbeitete. Im Frieden

wie im Kriege waren Ehre, Recht und Scheu vor jeder Schandthat die sittlichen Grundlagen, ohne daß diese Begriffe in festen Normen ausgesprochen wären. Gastfreundschaft war die Tugend des edlen Mannes und die Scheu vor den Göttern die religiöse Grundlage der Familien und Gemeinden. Die geistige Bildung bestand — wie Cramer sagt — mehr in einem lebendigen, durch Dichtkunst und Musik getragenen Aufführen der Götter- und Heldengedichte, und in einer großartigen Gesamtanschauung des Lebens und Wirkens, als in einem zerlegenden Elementarismus einer prosaischen Zeitrichtung. Als Symbol alles Unterrichts und aller Erziehung tritt Cheiron auf, der gerechteste aller Kentauren, in seiner Gestalt, die halb Mensch halb Pferd ist, die aus der Tierheit heraus sich entwickelnde Menschheit darstellend. Er ist der Inbegriff aller Weisheit in der heroischen Zeit und der Erzieher aller Helden, des Jason, Machaon, Podaleirios, des Nestor, Theseus, Palamedes, Odysseus, Aeneas, Diomedes, Kastor und Polydeukes, des Asklepios und vorzüglich des Achilleus, den er mit Löwenmark nährte, um ihm Löwenkraft einzuflößen, und den er in Wissenschaft und Kunst unterrichtete. Als Unterrichtsgegenstände, *die er lehrte,* werden Jagd- und Waffenübungen, Kräuter- und Heilkunde, Gesang und Saitenspiel, Seherkunst und vorzüglich Recht und gesetzliches Handeln genannt, sowie er Unterweisungen über die Heiligkeit der Eidschwüre, über die Rache der Götter und die Mittel, dieselbe zu sühnen, gegeben haben soll.

Den Schluß und die Vollendung der geistigen Entwickelung und damit auch der Erziehung in der Heroenperiode gibt das homerische Zeitalter. Das Leben ist bereits milder und freundlicher geworden. Die Regierungsform ist monarchisch; der König ist Anführer im Kriege und oberster Richter; er bringt den Göttern die Opfer und leitet die religiösen Festlichkeiten. In dem Könige stellt die dichterische Allgewalt das Urbild menschlicher Kraft mit Anmut gepaart dar, — schöne Gestalt, hervorragende Heldenkraft, Einsicht und Erfahrung, Abstammung von den Göttern. Ihm war das Volk Ehrfurcht und Gehorsam schuldig. Mit den Edlen, die durch Geburt, Reichtum und Körperkraft ausgezeichnet waren, pflegte er Rat; und wollte er sich der Zustimmung und Ausführung des Volkes versichern, so trug er die Angelegenheit der Gesamtheit der Bürger vor, die im Allgemeinen den Königen gegenüber, obschon frei, aller Selbständigkeit entbehrten. Das Recht beruhte auf dem Herkommen und wurde von Zeus als höchstem Urheber abgeleitet. Die Götter überhaupt waren die Lenker der menschlichen Schicksale,

die Regierer der Welt, die Erfinder und Lehrmeister der Künste und Gewerbe; von ihnen erflehte der Grieche der Heroenzeit durch Opfer und Gebet in Tempeln und Hainen, auf Bergen und an Meeresgestaden langes Leben, Segen der Familie, Glück in jeglicher Unternehmung. Redlichkeit, Wohlwollen gegen Fremde, Beredtsamkeit, Klugheit und Tapferkeit standen in den vordersten Reihen der Tugenden, obschon auch Seeräubereien und Plünderungen von Städten, als Bewährungen von Kraft und List, nicht für schimpflich gehalten wurden. Das sichere Bewußtsein von dem Unterschiede zwischen Gut und Böse fehlte noch; aber die Ahnungen einer natürlichen Sittlichkeit und der Begriff des Götter und Menschen lenkenden Schicksals erzeugten sittliche Scham und Mäßigung. Das Volk wohnte im Lande zerstreut, die Fürsten in hohen Palästen. Die Sklaven verrichteten die niederen Arbeiten. Fremde waren durch die Scheu vor den Göttern, als Rächern des Frevels, geschützt. Herolde standen nnter dem Schutze des Völkerrechtes, Flüchtlinge unter der Obhut des Zeus. Das Privatleben war erfüllt mit edler Humanität, Heiterkeit und Behaglichkeit. Zart und innig war das Verhältnis zwischen Mann, Weib und Kind. Das Wesen der Frau athmete tiefe Innigkeit, treue Liebe gegen Gatten und Kinder, kluge Weiblichkeit in Wort und That. *Die homerische Poesie hat in Andromache und Penelope Ideale weiblicher Liebe und Treue geschaffen.* Nur eine Hausfrau war rechtlich anerkannt, obschon der Umgang mit Sklavinnen dem Manne nicht zur Schande gereichte. Die Frau war die teilnehmende Freundin des Mannes, *sie stand ihm als gleichberechtigte Genossin zur Seite, die in dem ihr von Natur zugewiesenen Wirkungskreise ebenso geachtet und selbständig war, als der Mann in seinem. Durch ihre Anmut und Schönheit, durch ihren natürlichen Verstand und durch ihre Kunstfertigkeit* veredelte und beglückte sie das Familienleben. *Darum fordert Achilleus von jedem wackern verständigen Manne, daß er sein Weib hochhalte und für sie sorge. (Il. IX. 341.) Odysseus weiß für Nausikaa keinen bessern Wunsch als eine glückliche Ehe. „Mögen dir die Götter gewähren, sagt er, was dein Herz begehrt, Garten und Haus und erfreuliches einträgliches Zusammenleben, denn nichts ist ja besser und ersprießlicher, als wenn einträchtigen Sinnes Mann und Weib ihr Haus bewohnen, den Widersachern zum Verdruß, den Freunden zur Freude und sich selbst zum Ruhme. (Od. IV. 181 ff.)* Das Kind wurde mit zartester Elternliebe gepflegt, und wiederum sah das Kind seine heiligste Pflicht darin, daß es die Eltern ehrte und

ihnen die vielen Sorgen und Mühen der Erziehung im Alter vergalt; daher die Klage der Andromache, daß ihr stammelndes Söhnchen dem Vater nie eine Stütze sein werde; daher die Furcht des Telemachos vor dem Fluche der Mutter. Vor Allem suchten die Väter ihren Kindern durch ein gutes Beispiel voran zu leuchten und sie zu sich herauf zu ziehen. Odyssee: II. 277 und 78:

Wenige Kinder fürwahr sind gleich dem Vater an Tugend,
Mehrere schlechter geartet, aber nur wenige besser.

Kinderlosigkeit ward für ein Unglück und eine Strafe der Götter gehalten. Waisen wurden an Kindes Statt genommen; der Verlust von Vater und Mutter ward tief beklagt. *Vom Hasse der* Stiefmütter gegen ihre Stiefkinder, *der freilich in späterer Zeit sprüchwörtlich geworden ist, findet sich in Homer noch kein Beispiel.* Die Anlagen des Kindes waren ein Geschenk der Götter, und jeder sollte deshalb mit dem ihm verliehenen Fähigkeiten zufrieden sein. In den Häusern der Vornehmen wurden die Neugeborenen meist von *der Mutter, zuweilen auch von* Ammen gesäugt, welche dann Lebenslang in der Familie blieben und mit besonderer Achtung behandelt wurden. Nachher ward der Knabe unter Leitung des Vaters, besonders aber unter der liebenden Sorge der Mutter und einer Wärterin erzogen. Gern und oft wurden Kinder gemeinsam in einem Hause gebildet; so Patroklos und Achilleus, Orestes und Pylades. Vorzügliches Gewicht legte man auf die ethische und religiöse Richtung des kindlichen Gemütes, und als erste Pflicht ward *dem Kinde* geboten, die Götter zu fürchten und zu ehren. Die Götter selbst waren, wie die Ideale des Menschen überhaupt, so besonders die Ideale der Jugend, und wirkten somit unmittelbar zur Entwickelung des religiös sittlichen Lebens; waren doch die Götter den Menschen selbst befreundet, je nach ihrer Gerechtigkeit und Frömmigkeit. *Durch die Formen des Gottesdienstes, an welchem die Jugend im Hause und im öffentlichen Leben sich beteiligte, wurden in ihrem Gemüte religiöse Gefühle geweckt und entwickelt. Die verschiedenen Arten der Opfer von der Weinspende bis zu den Hekatomben, die feierlichen Gebete und Gesänge stimmten sie zur Gottesfurcht, und die Seher, welche die Zukunft aus den Weisungen der Götter verkündeten, flößten ihnen heilige Scheu ein vor den Alles wissenden Bewohnern des Olympos. An dem Vorbilde der Götter und durch die Sitten seines Volkes lernte das Kind die Tugenden, die ihm überdies* in bewährten Erfahrungssätzen dargeboten wurden. *Neben der religiösen und sittlichen Bildung

fand auch die ästhetische im Heroenzeitalter volle Berücksichtigung. Achilleus wird in der Iliade dargestellt, wie er die Laute schlägt und dazu die rühmlichen Thaten der Vorfahren besingt. Wenn dies auch der einzige Fall ist, wo von einem Helden berichtet wird, daß er sich mit Gesang und Saitenspiel unterhält, so erscheint es doch glaubwürdig, daß die musischen Künste bei der Erziehung in dieser Zeit eine wichtige Rolle spielten. Denn die Aoïden (Sänger) nahmen eine hervorragende Stellung an den Höfen der Fürsten ein. Sowohl in Scheria als in Ithaka gehören die Sänger zu den erwünschten Gästen, deren Kunst man als Gabe der Musen verehrt. Wenn ein Sänger in der Odyssee (XXII. 347) sich rühmt „Autodidakt" zu sein, so deutet dies darauf hin, daß in der Regel die Kunst von einem Meister gelernt wurde. Die Art und Weise dieses* Unterrichts scheint in allmählicher Beibringung der nöthigen technischen Fertigkeiten, sowie in Mitteilung und im Auswendiglernen beliebter Lieder und Gesangsweisen bestanden zu haben. *Außer der Musik scheint auch der Tanz unter den Gegenständen gewesen zu sein, in denen die Jugend unterwiesen und geübt wurde. Denn von Söhnen und Töchtern der Edlen wird berichtet, daß sie sowohl bei den Festen der Götter Reigen aufführten, als auch im Hause bei freudigen Begebenheiten sich mit dem Tanze vergnügten. — Von besonderen Einrichtungen zum Zwecke intellectueller Ausbildung ist bei Homer ebenso wenig die Rede, als von einer Buchstabenschrift.* Das Leben erzog, unterrichtete und erreichte das Ziel der Erziehung — Kraft der Rede und Kraft zu tapferer That — am leichtesten wie am besten.

Das heroische Zeitalter strebte bereits nach einer harmonischen Ausbildung des Leibes und Geistes, und darum auch nach einer harmonischen Anwendung der Erziehungsmittel. Wenigstens wurde auf dieses Ziel von den Edelsten des Volkes hingeblickt, indeß die Masse weder an den gymnastischen noch an den musischen Bildungsmitteln vollständig teilnahm. Angemessen jedoch der Zeit, in der es wesentlich auf Stärke und persönliche Tapferkeit bei Waffenthaten ankam, war die leibliche Erziehung auch bei dem Adel vorwiegend. Die wichtigste Vorbereitung für den Kampf war *die* Jagd, an der selbst heroische Frauen teilnahmen, *das* Bogenschießen und Schleudern. Zu den rein gymnastischen Übungen gehörten der einfache Wettlauf, das Ringen, der Wurf mit dem Diskos, Solos und Akontion, endlich der Faustkampf. In diesen

Übungsarten machte der heranwachsende Knabe unter Aufsicht eines Älteren Versuche, ohne geradezu darin geordneten Unterricht zu empfangen, und er suchte dadurch nicht allein den Körper zu stärken, sondern zugleich besondere Gewandtheit zu erwerben. Er strebte deshalb auch, besonders nach einer Seite hin, sich tüchtig auszubilden. So ist Epeios unüberwindlich im Faustschlage, aber, nach seinem eigenen Urteil, ein nicht bedeutender Wehrmann; Polypoites der hervorragendste Werfer des Solos, weil er sich im Wurf besonders geübt hat; nur Odysseus tritt mit allen Eigenschaften gerüstet, als ausgezeichneter Wettläufer, Ringer, Diskoswerfer und Bogenschütz auf.

Die Erziehung der Mädchen richtete sich vorzugsweise auf Entwicklung der Ehrbarkeit, Klugheit und Schönheit, der Zierden einer Jungfrau. Als vorzüglichste Beschäftigung der edleren Frauen wird das Weben bezeichnet, denn in dieser Kunst zeichnen sich nicht nur Helena und Penelope, sondern auch die Nymphen Kalypso und Kirke aus. Sie singen zugleich am Webstuhl mit lieblicher Stimme, *was zu dem Schlusse berechtigt, daß* die Jungfrauen der Heroenzeit auch im Gesange geübt wurden. Sie verstanden *auch, wie uns die liebliche Erzählung von Nausikaa belehrt,* das Ballspiel und das Fahren. Außerdem ist der Beruf der Frau, zu spinnen und zu sticken, die Sklavinnen in ihren Arbeiten zu unterweisen und zu beaufsichtigen, die Gewänder zu waschen und zu säubern und die neugeborenen Sprößlinge zu pflegen. Darin wurden auch die Töchter der Heroen erzogen. Dem Hause gehörten sie an, denn außer der Wohnung auf der Straße zu erscheinen, durfte — mit Ausnahme der Teilnahme am festlichen Reigen — nur in Begleitung einer Dienerin stattfinden. Auf das häusliche Leben und dessen Gestaltung war die weibliche Erziehung gerichtet. „So ist, sagt Krause, der hellenischen Jungfrau schon im heroischen Zeitalter nach dem homerischen Epos das Geleis ihrer häuslichen Beschäftigung, ihrer späteren Bestimmung und Geltung und einer dieser entsprechenden Bildung angewiesen. Das Verhältnis der Bildung und häuslichen Beschäftigung, in welchem die Dienerin zur Tochter des Anakten *(Fürsten)* steht, ist noch sehr verschieden von dem Verhältnis in der geschichtlichen Zeit. Spinnen und Weben verrichten beide gemeinschaftlich. Auch beim Waschen ist die Tochter des Hauses mitbeschäftigt. Nur führt Letztere zugleich die Aufsicht über die Dienerinnen und weist ihnen die Arbeit zu. Das Mahlen des Getreides, das Backen und Alles, was hiermit in Verbindung

steht, fällt den Dienerinnen allein anheim. Ebenso das Waschen und Bedienen angekommener Gäste und Fremdlinge, obgleich das Letztere in besonderen Fällen auch von einer Tochter des Anakten besorgt wird."

Die Charakterisierung des Heroenzeitalters und seiner Erziehung gehört Homer und damit einer Zeit an, die nach der griechischen Urgeschichte liegt. Wir erkennen deshalb aus seinen Epen auch das Heroenzeitalter nur, wie es sich in einer späteren Zeit *abspiegelt.* **Homer** verschmilzt mit den Begebenheiten und den Charakteren der Sage die Zustände und Sitten seiner Zeit und giebt deshalb einerseits das Leben seines Zeitalters, andrerseits aber doch auch einen Abglanz von dem Treiben der Helden vor Troja, indem sich sowohl die Lebensverhältnisse der Völker in der Kindheit der Menschheit nur langsam änderten, als auch die ethisch-politischen Zustände der homerischen Zeit tief in der Vorzeit wurzelten und mit ihr zusammenhingen. Indem er aber somit das Geistes- und Leibesleben der griechischen Jugendzeit überhaupt und zwar mit einer Plastik, die nie wieder erreicht ist und mit einer Objektivität, die in einem vollständigen Aufgehen des Subjektes besteht, abmalt und darstellt, ist er einer der Götter geworden, durch welche die Griechen geschaffen sind, — der poetische Mund Griechenlands, der Lehrer auch für die Erziehung und Bildung der Griechen. Er ist der griechische Prophet, der im klaren Bewußtsein und in schönster Poesie erfaßt und zusammenfaßt, was in seinem Volke lebte und leben sollte. Seine Gesänge sind auf die tiefsten und primitivsten Gefühle der menschlichen Natur, auf die Liebe des Sohnes, der Gattin, des Vaterlandes, des Ruhmes gebaut. Vom geistigen und sittlichen Adel durchdrungen, offenbaren seine Götter und Menschen die wahre und unverfälschte Natur und Natürlichkeit, und doch von Geisterhauch überweht und in einem idealen Wunderspiel zurückgestrahlt. In lauter lebendigen konkreten Gestalten, in lebendigen poetischen Idealen zeigt er seinem Volke, was es sein und wonach es streben sollte, und hat er es so großartig und so nachhaltig gezeigt, daß es unvertilgbar in den griechischen Geist hineingepflanzt ward. Seine Helden traten als strahlende Bilder vor das staunende Auge des Griechen und wurden durch Verehrung und Nacheiferung die Zeuger des griechischen Geistes, wie auch seine beiden Haupthelden, Achilleus und Odysseus, nichts als die Ideale der beiden Hauptseiten des griechischen Volkgeistes, der stürmenden Heldenkraft und der redebegabten Verschlagenheit sind. Aus Homer nahm die bildende Kraft ihre Ideale. Auf

homerischem Grunde und Boden stehen alle folgenden griechischen Dichter. Homer's Gesänge legten die Fundamente zur griechischen Religion, — waren die Quelle des Rechts und der Geschichte, der Poesie und Wissenschaft. Sie empfingen den Knaben an der Schwelle seiner Erziehung und blieben das Grundbuch des Unterrichts. Den Jüngling entflammten sie zu edlen Gesinnungen und begeisterten Thaten. Und noch für den Mann und den Greis waren sie die treuen Begleiter zur Lust und zum Ergötzen. Durch Homer ward für Griechenland, für alle Zeiten die Basis gefunden, auf der allein die Gesundheit des Geistes aufgebaut werden kann: die Kunst und die Wissenschaft. Daß es aber ein Dichter war und sein konnte, welcher der Hauptlehrer für Griechenland ward: das zeugt von der geschichtlichen Sendung dieses Volkes und gibt zugleich unleugbar das Ziel an, zu dem auch die Erziehung desselben hinsteuern sollte.

b. Die Erziehung in dem Zeitraume von der dorischen Wanderung bis zu den Perserkriegen, dem Jünglingsalter der Griechen.

Nachdem die Griechen ihr Kindheitsalter durchlebt hatten und in das Jünglingsalter eingetreten waren, entwickelten sie sich mittelst der ihnen zu Grunde liegenden Stammesverschiedenheiten in Verfassung, Sittlichkeit und Glaubensweise zu entschiedenen Individualitätsgruppen, ohne jedoch bei all' ihren Eigentümlichkeiten und bei den verschiedenen Graden ihrer geistigen Bildung in ihrer großen Einheit den Character der Humanität, wodurch sie für immer Asien von Europa schieden, als gemeinsame Eigenschaft zu verlieren. Und wie das Volk selbst, so gliederte sich auch seine Erziehung. Nach den verschiedenen leiblichen und geistigen Eigentümlichkeiten der Stammesindividualitäten wurde den allgemeinen Erziehungsmitteln ein verschiedener Wert beigelegt und das gemeinsame Ziel der griechischen Erziehung eigentümlich *abgeändert,* obschon überall in Griechenland aus der Erziehung ein und derselbe Geist sprach und in den verschiedenen Stämmen nur die verschiedenen Seiten der griechischen Individualität zur Entwicklung kamen. Die entschiedene Herausarbeitung und Ausbildung der Stammesindividualitäten geschah in einer Sturm- und Drangperiode, die unmittelbar nach dem Falle Trojas über Griechenland hereinbrach, und die nach und nach die einst ziemlich gleichartigen Völker und Völklein in drei strenggeschiedene Gruppen, in die Dorier, Jonier

und Äolier schied. Damit beginnt das eigentlich historische, selbständige Leben Griechenlands.

Das Charakteristische des **dorischen Stammes** ist die Unterordnung des Individuums unter das Staatsganze. Das Objekt des dorischen Lebens — sagt Bernhardy — ist der Staat, das Ziel dorischer Humanität ruht in der Blüte der ritterlichen Tüchtigkeit und Bildung, ihre That geht auf Verwaltung und Leistungen in der Gemeine. „Das ganze Dasein der Dorier steht unter den Einflüssen des Staates, eines aristokratischen Bürgertums, dessen Mitglieder auf allen Schritten in ein festes Geleise durch Pädagogik und sittlichen Takt gezogen werden, und vermöge der Unterordnung, deren rückwirkende Kraft vom Gemeinwesen bis in die persönlichen Verhältnisse sich erstreckt, mit starkem Selbstgefühl und Erhabenheit des Charakters handeln." Ihre Religion trägt das Gepräge aristokratischer Zucht und „weiß eben so wenig von poetischer Subjektivität, als von tiefer Gemütlichkeit." Das religiöse Element war das religiöse Gefühl, und ihren Mittelpunkt hatte die Religion im Herakles- und vorzüglich im Apollokult: dem dorischen Geiste verdankt Apollon die Würde des jugendlich schönen Gottes, der durch Sitte und Harmonie das Maß bewahrt, der weiterhin die Staaten durch delphische Weissagung lenkt, und dem die reiche Versammlung einer prunklosen aber erhabenen Panegyris huldigte." In Apollon offenbarte sich dem Dorier die geheimnisvolle Weisheit und das innerste Wesen der Natur und des Menschengeistes. Mit der gemessenen, einfachen und züchtigen Religiosität hing der strenge Ton der dorischen Musik und der würdevolle Tanzschritt zusammen. Auch die Dichtung war ernst religiös und vom Patriotismus getragen: panegyrische Chorlieder, Loblieder der Vorzeit und der siegreichen Kämpfer, Hymnen der Andacht 2c. beweisen, daß der dorische Geist im Gegensatz zum jonischen mehr nach der Tiefe hinarbeitete. Die dorische Plastik war charakterisiert durch edle Großheit und strenge Symmetrie. Der Dialekt war scharf gemessen, derb, wie der Charakter der Menschen, der sich mehr durch Würde der That, als durch das Wort zu offenbaren liebte und der daher in kurzen gebieterischen Sätzen, in Sentenzen und Sprüchen sich ausdrückte. — Mit alle Dem harmonirte die Erziehung, die einerseits auf die bei den Doriern hochgeehrte Frau und andrerseits auf das öffentliche Staatsleben basiert war und ihre Mittel in der Gymnastik, Musik und Orchestik fand. — Als alter Hauptrepräsentant in derselben wie des dorischen Stammes überhaupt stand **Kreta** da, wo selbst

nach der Sage von Minos Zeiten her gute Gesetze herrschten und wo die dorischen Ansiedler noch die ursprünglichen Sitten und Einrichtungen beibehalten haben sollten. Die Gesetze der Kreter — sagt Platon — waren unter allen Griechen in besonderem Ansehen; durch sie hatte Minos die öffentlichen und Privatverhältnisse so geordnet, als ob der Krieg der letzte Zweck sei, und eine so pünktliche Befolgung derselben eingeführt, als ob Besitzungen, Künste und andere Dinge des Lebens nichts wert wären, wenn man nicht im Kriege die Oberhand habe, da ja alle Güter der Besiegten sogleich an die Sieger kämen. *Deshalb war die Erziehung auch hauptsächlich darauf gerichtet, die Jugend auf die Mühseligkeiten des Krieges vorzubereiten und in ihr Tapferkeit, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe zu erwecken. Bis zum 18. Jahre blieb der Knabe im elterlichen Hause und hieß *σκότιος* „der Verborgene", oder *ἀπάγελος*, der von den Agelen oder Abtheilungen Ausgeschlossene. Doch nahm ihn der Vater mitunter zu den gemeinschaftlichen Männermahlen (*ἀνδρεῖα*) mit, wo er, in seinen jüngern Jahren auf der Erde zu des Vaters Füßen sitzend, die ihm zugetheilten Speisen verzehrte. Wurde er älter, so aß er zusammen mit Altersgenossen unter der Aufsicht eines Pädonomen und mußte auch die Männer bedienen. Mit dem 18. Jahre trat er in die Agelen. Diese wurden in der Weise gebildet, daß sich mehrere Jünglinge nach freier Wahl um einen der ausgezeichnetsten und angesehensten ihrer Altersgenossen vereinigten. Führer der Agela (Agelatas) war gewöhnlich der Vater jenes Jünglings, um den die übrigen sich vereinigt hatten. Der Übertritt in die Agelen bezeichnete den Übergang vom Knaben ins Jünglingsalter, vom häuslichen ins öffentliche Leben. Dieser vollzog sich unter bestimmten feierlichen Formen. Sowie der in das Heer eintretende Rekrut den Fahneneid schwört, so mußten auch die Jünglinge beim Eintritt in die Agelen einen Eid schwören. Ein solcher ist auf einer interessanten Inschrift aus der Stadt Dreros erhalten.[1]) 180 „gänzlich ungegürtete Schargenossen" schwören bei allen Göttern Haß den Lyttiern, Treue und Anhänglichkeit an Dreros und das verbündete Knossos und rufen die Strafe der Götter auf sich herab, wen sie den Eid nicht halten sollten. Aus diesem Eide ist ersichtlich, daß nach dessen Ablegung erst die Umgürtung, d. h.

[1]) *Zwar ist dieser Eid offenbar bei einer besonderen Veranlassung den Mitgliedern der Agelen aufgetragen worden, aber die vielfache Übereinstimmung mit dem Ephebeneide der Athener läßt schließen, daß ein solch allgemeiner Eid bestand, der für den bestimmten Fall erweitert wurde.*

Wehrhaftmachung der Jünglinge erfolgte. Diese Agelen hatten den Zweck, die Jugend gemeinsam körperlich zu entwickeln und für den Kriegsdienst auszubilden. Diesem Zwecke dienten allerhand Spiele und Übungen. Unter ihnen scheinen die Übungen im Laufen einen vorzüglichen Platz eingenommen zu haben, weshalb die Kreter ihre Gymnasien Rennbahnen (δρόμοι) nannten. Sie lieferten auch die besten Läufer für den Dauerlauf (δολιχόδρομοι) in Olympia. Dann war nach Platons Zeugnisse das Bogenschießen, wodurch die Kreter zu allen Zeiten berühmt waren, unter die gymnastischen Übungen aufgenommen. Desgleichen wurden Tänze geübt; ein berühmter Waffentanz, die Pyrrhiche, galt als kretische Erfindung. Auch Kriegsspiele wurden aufgeführt, indem die Scharen unter dem Spiele der Flöten und Kitharen gegen einander rückten und sich mit Fäusten oder auch Waffen, die bald hölzern, bald eisern waren, bekämpften. Oft auch führte der Agelatas sie zur Jagd auf die Berge und in die Wälder, um sie zur Gewandtheit zu erziehen und an Entbehrungen zu gewöhnen. Aus dem Eide der Drerer erfahren wir, daß sie auch, wahrscheinlich in späteren Jahren, die Grenzhut der Heimat zu besorgen hatten.*

Die geistige Ausbildung der Jugend beschränkte sich außer den elementaren Kenntnissen des Lesen und Schreibens auf die Musik. Wohl wurden schon die Knaben im Gesang und im Spiele der Kithara unterwiesen. Die Gesänge waren meist Lieder zum Preise der Götter und zur Verherrlichung trefflicher Männer, enthielten auch Ermahnungen zur Achtung gegen die Gesetze, zur Vaterlandsliebe und Tapferkeit. Die Gesangsweisen waren festbestimmt und durften nicht geändert werden. Der größte Dichter und Sänger Kretas war Thaletas (um 650), dem man die Erfindung des kretischen Taktmaßes zuschrieb. Im Allgemeinen beschäftigten sich die herrschenden Dorier weniger mit der Kunst, als mit der Staatsverwaltung und dem Kriege.

*Das für diese Zwecke Erforderliche sollte die Jugend im Verkehr und durch das Beispiel der Männer lernen. Darum wohnten die Knaben und Jünglinge den Männermahlen bei und hörten die Unterredungen der Erwachsenen. Eine besondere Form der Erziehung war die durch den vertrauten Umgang eines Jünglings mit einem einzelnen Manne. Der Mann, der sich einen Knaben als Liebling erkoren, raubte ihn zum Scheine den Eltern, lebte zwei Monate mit ihm und seinen Freunden, die bei der Entführung zugegen gewesen waren, im innigen Verkehre und auf gemein=

schaftlichen Jagden. Nach dieser Probezeit brachte er ihn zurück und beschenkte ihn reichlich. Darnach wurde ein Opfer Zeus dargebracht und ein Gastmahl gehalten, an dem auch die Freunde teilnahmen. Bei der Gelegenheit konnte der Knabe Beschwerden gegen seinen Entführer vorbringen und, wenn diese gerechtfertigt erschienen, wurde das Verhältnis gelöst. Es galt aber als Schande, wenn ein Knabe keinen Liebhaber fand. Dagegen wurden die, welche der Liebe eines Mannes gewürdigt worden waren, vielfach ausgezeichnet. Selbst als Erwachsene trugen sie eine besondere Kleidung und hießen *κλεινοί* „die Geehrten." Der Liebende heißt *φιλήτωρ*, der in herzlicher Liebe Zugethane, ein Name, der darauf hindeutet, daß das Verhältnis kein unlauteres war, wofür auch der Umstand spricht, daß die Knabenliebe in Kreta durch die Gesetzgebung gutgeheißen war. . . Wie lange der Jüngling in den Agelen verblieb, ist nicht überliefert; aber die Bezeichnung *δεκάδρομοι*, für solche die 10 Jahre lang die Übungen in den Gymnasien mitgemacht hatten, legt die Vermutung nahe, daß so lange der Zeitraum dauerte, ehe der Jüngling in die Reihe der Bürger trat, um, wie es Vorschrift war, gleich zu heiraten und einen Familienherd zu gründen.* — So die Grundzüge des Dorismus und der dorischen Erziehung, *wie sie sich in Kreta erhielten. Ihre höchste Ausbildung erreichte die dorische Erziehung in Sparta, weshalb diese eingehender dargestellt werden wird.*

Den Gegensatz zu den Doriern bilden **die Jonier,** die in ihrer Reinheit und Einseitigkeit auf dem ergiebigen Boden des asiatischen Insel- und Küstenlandes auftreten. War bei den Doriern alles Leben tief innerlich, aber stabil und stationär, so ist hingegen der eigentliche Charakter der Jonier der leichtblütige und regsame, zugleich aber selbstbewußte und praktische Verstand. Die Jonier sind die Sanguiniker unter den Griechen, die Repräsentanten des Fortschritts und der Bewegung, die keine Form sich verfestigen lassen, sondern mit ihrer eigenen inneren Entwicklung auch die nicht mehr entsprechende Form abstoßen. Mit zart gebildetem und harmonischem Organismus begabt und durch ihre Lage begünstigt, erwarben sie sich frühzeitig in Handel und Gewerbe hohen Wohlstand und dadurch die Mittel, den in ihnen liegenden Trieb zu einem schönen, sinnlich heiteren, aber geistig durchdrungenen Leben zu befriedigen, ihr sinnliches Dasein durch Kunst und Wissenschaft zu verschönen. Wasserleitungen, Hallen und Tempel mit schlanken Säulenordnungen zeugten von dem Glanz wie von dem Kunstsinn der Städte. Die

Literatur fand zuerst hier eifrige Pflege, und in den schwellenden malerischen Tönen, in der Fülle der Wortbildung und im sinnlichen Reichtum des Dialektes wurden die ersten Grundlagen alles griechischen Geisteslebens mit dem Epos gelegt, indeß auch später noch Milet, der Mittelpunkt kleinasiatischer Städte, den ersten Anstoß hellenischen Selbstbewußtseins und weiterer hellenischer Kultur gegeben hat: von Milet aus ward die Fahne der griechischen Freiheit und des Geisteslebens emporgehoben; Milet empörte sich zuerst gegen die Perser; die ersten Geschichtsschreiber wie die ersten Philosophen waren Milesier. — Die individuelle Beweglichkeit des jonischen Geistes konnte nur im demokratischen Staatsleben ihr Wesen finden, und Mangel an Ehrfurcht und Gehorsam spricht sich in dem steten Wechsel der Herrschaft aus, dem ihre Städte unterlagen. Das aus hellenischen und barbarischen Elementen verschmolzene Göttertum hatte keine politischen Stützpunkte. Hauptgottheiten waren der gewaltige Meeresgott Poseidon, der Erderschütterer, Athene, des Zeus verständige Tochter, die Erfinderin jeder werkschaffenden Fertigkeit und Kunst im Kriege und Frieden. Das Organ der Religion war ein unmittelbarer Glaube, der sich im vielgestaltigen Mythos offenbarte, — „dem freien Dichten über die sinnlichen Dinge, worin jeder, soviel er mit geistigem Vermögen und *frischer* Laune schaffen konnte, sich und anderen zur gemütlichen Belehrung die Wunder der Vergangenheit und Gegenwart ausdeutete.“ Streng sittliches Leben, Mäßigkeit und Bescheidenheit waren den Joniern fremd. Der Zusammenhang mit dem Orient zerstörte das Familienleben, beförderte das Hetärenwesen (Aspasia aus Milet, Myrrhina aus Samos) und drückte das weibliche Geschlecht herab. Das Leben der Jonier war ein einseitig männliches: die Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes war in der ursprünglichen gewaltsamen Verbindung mit den widerstrebenden Frauen der von ihnen besiegten Karier begründet, und fand dann seine Nahrung in der Berührung mit den Lydern und später mit den Persern und deren Haremssystem.[1]) Die Erziehung war

[1]) *Diese Bemerkungen K. Schmidts galten weder für alle jonischen Städte, noch auch für die ganze historische Zeit. Speziell für Athen, das Prototyp des Jonismus, ist erst in der perikleischen Zeit die Lockerung des Familienlebens nachweisbar. Über Stellung der Frauen in Griechenland, J. A. Maehly, Die Frauen des griechischen Altertums, Basel, 1853. Becker's Charikles (v. K. F. Hermann III. Bd.) und Dr. K. F. Hermann, Griechische Privataltertümer, 2. Auflage, von Dr. K. B. Stark, Heidelberg, 1870, pag. 63 ff.

lediglich Angelegenheit der Familie und *beruhte* auf dem Prinzipe persönlicher Selbständigkeit. Sklaven hatten die erste Erziehung in Händen. Die Gymnastik trat *nicht so stark hervor als bei den Doriern. Dagegen stand* das Musische im Vordergrunde und war, wie die Ausbildung des Epos, die Gestaltung der Philosophie, die eigentümlichen Weisen und Melodien der Musik und das musische Geschick der Hetären beweisen, aufs Engste mit dem Leben verschmolzen; entbehrte jedoch des religiösen Charakters, verweilte lieber gleich dem jonischen Leben im alltäglichen Treiben und diente, wie Tanz und Musik, die ursprünglich ernst und gesittet gewesen waren, unter den Händen asiatischer Künstlerinnen der Weichlichkeit und Üppigkeit.

Der äolische Stamm, aus dem Thessaler, Eleer, Lesbier nnd vor Allem Böoter hervorragen, schließt sich im äußerlichen Thun dem Dorismus an, indeß der innerste Zug seines Wesens zu den Joniern hinstrebt. Das Dasein der Äolier, sagt Bernhardy, war oberflächlich, ihr moralischer Charakter schwankend und in einem Zwiespalte der Sinnlichkeit und der geistigen Kraft befangen, ihr öffentliches Leben vom Übermaß einer reichen, wenig temperierten Natur überwältigt: in immer gleicher Entzweiung und Einseitigkeit sind sie zwischen dem jonischen Frohsinn und der männlichen Besonnenheit der Dorier geteilt und auf keine Mittelstraße gelangt. Die Äolier waren, wie Köchly sagt, die Italiener unter den Hellenen. Ihre Geisteseigentümlichkeit war die glühende, rücksichtslos der Befriedigung sich bemächtigende Leidenschaft, die das Leben zur Erreichung des in Liebe und Haß Ersehnten daransetzt. Mit dieser Leidenschaftlichkeit verband sich ungezügelte Genußsucht. Sie sind darum der sinnlichste und materiellste Stamm des Griechentums. Ihr Staat war eine glänzende, aber wilde Magnatenherrschaft über rechtlose Sklaven und armselige Zinsbauern. Regiment, Staatsgut, Waffenkunst und ritterliche Tugend, wie die Bildungsmittel der Gymnastik und Musik, waren ausschließlich im Besitz des Rittertums. Im Innern wie nach Außen erhob sich das Leben des Stammes nicht über die Mittelmäßigkeit: im Innern zerrissen, ohnmächtig, durch Parteien und ochlokratische Bewegungen im ruhigen Dasein gefährdet, vermochten sie sich auch nach Außen nicht zu großen Thaten zu erheben, selbst als das übrige Griechenland gegen den gemeinsamen Feind für die Substanz seines Lebens aufstand. Untreue und Stumpfsinn wird ihnen im Allgemeinen vorgeworfen, den Vornehmen Luxus und Wohlleben in flüchtiger Geselligkeit.

Turnen, Fechten, Rossetummeln, wüste Gastgelage mit Trinken und Schlemmen, sowie lockere Liebesabenteuer: das waren die noblen Passionen der Äolier. Und zu diesen Genüssen rc., sowie zur unerschütterlichen Treue und zum gemeinschaftlichen Kampfe auf Leben und Tod verbanden sie sich zu Heldenbrüderschaften (— „die heilige Schaar" —). Sie verehrten vorzugsweise in wilden schwärmenden Umzügen und nächtlichen Orgien Dionysos, den Weingott, den Bringer der Lust; Eros, den Gott der Liebe, in Tempeln und Altären; aber auch die Musen und die Chariten, die Göttinnen des Liebreizes, durch „Wettkämpfe der Schönheit" von Seiten beider Geschlechter. Den höchsten Genuß bildete die Musik, deren Charakter feurig brausend und unruhig war und die „einen Stoff in den vorherrschenden Festen des Dionysos und verwandter Gottheiten, eine Form in der enthusiastischen Flöte (— unter diesem Ausdrucke begreifen die Griechen alle Blasinstrumente außer der kriegerischen Drommete —) und den sie begleitenden Saiteninstrumenten" fand. Aus demselben bewegten und feurigen Gemüthe ging die Odendichtung hervor, die jedoch nur schnell vorüberfliegendes Strohfeuer blieb. Der Dialekt war im Allgemeinen arm, breit und beschränkt; den vielen Mundarten fehlte die innere Gemeinschaft. – **Böotien** allein aus dem äolischen Stamme trat kurze Zeit in den Vordergrund der Geschichte, und auch Böotien nur, als es von Epaminondas und Pelopidas fortgerissen ward. Lebendiges Gefühl eignete im Allgemeinen den Thebanern. Darum konnte die Lyrik bei ihnen emporschießen, und darum war nicht die Gymnastik, zu der sie den Tanz rechneten, sondern die Musik das vorzüglichste Bildungsmittel der Jugend. Neben der Lyra ward das Flötenspiel vom frühen Knabenalter ab gelernt. Die allgemeine Liebe zum Gesange gab auch den Frauen, die überhaupt in großem Ansehen standen, eine genußvolle Stellung. Das Aussetzen der Kinder war bei Todesstrafe verboten. So sehr aber auch die böotischen Gesetze an Humanität viele anderer Staaten Griechenlands übertrafen: der äolische Stamm vermochte sich dennoch nicht über die Mittelmäßigkeit zu erheben und trat deshalb in der Geschichte entschieden zurück.

Die Äolier waren keine Geschichtsmenschen. Aus dem dorischen Stamme erhob sich Sparta, um den Staat der griechischen Aristokratie, wie er im dorischen Charakter begründet war, und damit das dorische Wesen überhaupt, zur höchsten Blüte zu bringen. Über die Einseitigkeiten des Jonismus ging Attika

hinaus, indem es, begünstigt durch die Örtlichkeit, die in den Stämmen zersplitterten Lebenselemente mit origineller Kraft zusammenfaßte und sich damit als die schönste Blüte Griechenlands hinstellte. Zu dieser Höhe gelangten die Attiker, weil sie die jonische individuelle Lebendigkeit durch die Reflexion beschränkten und ihr Wesen zu einer künstlerischen Objektivität herausbildeten, welche der Individualität einen vollen Spielraum gewährte, ohne ihr dabei die Zügel schießen zu lassen. Wie sie sich bei ihrem Dialekt in den Formen den Doriern, im Sprachschatz den Joniern anschlossen, die Syntax und Phraseologie aber aus eigenen Mitteln schufen und aus diesen Grundsteinen ein nicht eklektisches, sondern originales Sprachgebäude aufbauten: so entwickelten sie auch im Staatsleben, wie in der Kunst, mit ununterbrochener Thätigkeit und Betriebsamkeit, mit klarem Verstande und tiefem Sinne für Maß Alles, was im Griechengeiste Hohes und Herrliches lag, zu einer Fülle und Blüte, daß Athen der Sammelplatz der hellenischen Macht und Kultur ward. Und wie Attika in seinem ganzen Dasein und Leben die höhere Einheit der griechischen Stämme repräsentiert: so offenbarte sich auch in seiner Erziehung die wahre Mitte zwischen dem das Individuum ganz der Idee des Staates unterordnenden Dorismus und den in einem gemächlichen Privatleben sich beruhigenden Joniern, indem es unter Aufsicht des Staates und der öffentlichen Meinung eine freie Entwicklung der Individuen gestattete und die Erziehungsmittel, welche die Dorier nach der gymnastischen und die Jonier nach der musischen Seite hin betonten, in Einheit zur harmonischen Ausbildung des Leibes und des Geistes verbrauchte.

α. Sparta und die dorische Erziehung.[1])

αα. Lykurgos und die Praxis in der Erziehung bei den Spartanern.

Lakonika, die südöstliche Landschaft des Peloponnes 4800 km groß, zur Blütezeit von 200 000 Seelen bewohnt, mit dem Taygetos und dem Eurotas, mit trefflichen Futterkräutern, zahlreichen Heerden, großen Wäldern und herrlichen Rebenufern und mit seinem auf den

---

[1]) *Antiquiert sind* J. C. F. Manso, Sparta, Leipzig, 1800—1805, 3 Teile. O. Müller's Dorier, Breslau, 1824, erschien in 2. Aufl. von J. W. Schneidewin, 2 Bde., 1844. Höck, Kreta, Göttingen, 1829.* Von neueren Werken sind G. Gilbert's 3 Studien zur altspartanischen Geschichte, Göttingen, 1872, hervorzuheben.*

äußersten Abhängen des Taygetos und auf dem rechten Ufer des dicht vorüberfließenden Eurotas gelagerten Sparta, — war durch seine Natur berufen, der Mittelpunkt des dorischen Stammes zu werden. Das Land deckte sich mit seinen Bewohnern, deren Geisteszentren Anhänglichkeit, Ehrfurcht, Selbstgefühl, Idealität, Bekämpfungstrieb, Verheimlichungstrieb, Festigkeit, Konzentrierungstrieb waren und deren Charakter daher vorwiegend nach der Einheit im Ganzen, nach Konzentrierung und innerer Sammlung strebte. Dieses Bestreben erzeugte nach Innen Tiefe des Gemütes, Wortkargheit und Sinnschwere der Rede, Achtung und treue Anhänglichkeit an der Väter Brauch und Sitte, sowie den Sinn für Maß und Harmonie in jeglichem Thun, nach Außen und nach dem Staatsleben hin Abschließung gegen das Fremde, Befriedigung im Eigenen, Unterwerfung unter das Gesetz des Ganzen, — für den fremden Beurteiler Starrheit, Schroffheit und Kampflust. Melancholischer Natur ging des Spartaners Blick mehr nach der Vergangenheit als nach der Zukunft. Aber doch genoß er mit Freude das Dasein, und sein hohes Selbstgefühl gab ihm das Bewußtsein seines Wertes, das Gefühl von Selbständigkeit und Kraft, das sich vor Keinem, nur vor der Gottheit, aber vor ihr in lautloser Klage beugte. Diese Gebundenheit des Charakters zeugte knappe und schroffe Formen im Denken und Handeln, Schlichtheit in der Religiosität, strengen Ton in der Musik, Großheit und feste Symmetrie in der Plastik, Bündigkeit und charaktervolle Präzision in der Poesie. — Mit diesen Geistesanlagen und im Gefühle der überlegenen Kraft, mit der die Dorier den Peloponnes erobert hatten, fühlten sich die Spartaner als die Repräsentanten der That, der höheren Männlichkeit; und dieses ihr wahres Wesen erhielt seine Kunstgestalt in der Staatsverfassung, die in Sparta nichts anderes war, als das ideale Wesen aus des Spartaners Seele in die schöne Form der Wirklichkeit, in ein feststehendes Bild geprägt. Symbolisch wird diese Verfassung als das Werk eines Einzelnen, des Lykurgos, hingestellt, der, ein Proklide, — nach der Sage — seine Weisheit aus Kreta holte, in Ionien die Gesänge Homers, von denen in Griechenland bis dahin nur einzelne Rhapsodien bekannt waren, auffand und abschrieb(?) und nach Sparta *brachte, wohin er nach zehnjähriger Abwesenheit zurückgerufen worden war, um* die daselbst eingebrochenen Verwirrungen und Zügellosigkeiten zu dämpfen. Ermutigt durch den delphischen Apollon, der ihn durch den Mund der Pythia als „Liebling der Götter, mehr Gott als Mensch“ anredete

und ihn als den bezeichnete, der berufen sei, seinem Volke eine Verfassung zu geben, die besser sein würde, als alle anderen, unternahm er die Verbesserungen der Gesetze, forderte dann nach Vollendung seines Gesetzwerkes, unter dem Vorgeben, daß er zum Abschluß seiner Einrichtungen noch einmal den Rat des delphischen Gottes einholen müsse, den Königen, den Geronten und der gesamten Bürgerschaft den feierlichen Eid ab, an der neuen Verfassung fest und unverbrüchlich bis zu seiner Rückkehr zu halten, und ging hierauf nach Delphi, wo er von der Pythia den Ausspruch empfing, daß Sparta groß und stark bleiben würde, so lange es an seiner Verfassung festhielte. Diesen Spruch teilte er seinen Landsleuten mit und brachte hierauf durch freiwilligen Hungertod sein Leben dem Wohle des Vaterlandes zum Opfer, zuvor noch den Befehl erteilend, seinen Leichnam zu verbrennen und die Asche in das Meer zu werfen, damit seine sterblichen Überreste nicht nach Sparta gebracht werden und die Spartaner sich ihres Eides für entbunden halten könnten.

Die Gesetze, die in Sparta unter dem Namen des Lykurgos herrschten, waren — das ist das Historische — von ihm dem Keime nach gegeben. Aus diesem Keime wuchs dann im Laufe der Geschichte — besonders unter der entscheidenden Mitwirkung des Epimenides durch Cheilon — das Ganze organisch heran. *Es ist gleichgiltig,* wie viel von den Gesetzen dem Lykurgos gehörte, — er ist gleichwol doch der Repräsentant altdorischer Satzung, der die im Volke wurzelnde Sitte, die auf harmonische Ordnung, auf Maßhaltung und auf gerüstete Mannhaftigkeit hinzielte, ins Bewußtsein erhob und mit eiserner Konsequenz Familie, Geschlecht und Individualität vor dem Staatsganzen erbleichen ließ, der — um sein Ziel zu erreichen — Erziehung und Unterricht aufs Innigste mit der Staatsverfassung verband, *indem er* die Erziehung in die Gewöhnung setzte, die Ausbildung für den Staat bezweckte und die ganze Gesetzgebung zu einem Erziehungsgesetz für die Nation und die Jugend machte.

In Sparta befand sich alle Staatsgewalt in den Händen der Dorier, der Spartiaten; sie waren die freien Staatsbürger, der kriegerische Adel, für den die Heloten, die Staatssklaven, die Güter bebauen und einen bestimmten Teil von dem Ertrage in Getreide, Wein 2c. an die spartanischen Vorratshäuser abliefern mußten, indeß die Periöken eigene Güter von kleinem Umfange besaßen, Handel und Gewerbe trieben und persönlich frei waren, ohne jedoch an den Versammlungen der Spartiaten und an der

Regierung und Verwaltung des Gesamtstaates teilnehmen zu dürfen. Die Spartiaten lagen den Waffenübungen ob, führten Krieg und regierten den Staat. Und wie bei den Griechen überhaupt Überhäufung mit Geschäften für unanständig und gemein galt, so war besonders Grundsatz der Spartiaten: „Nichtsthun ist die Schwester der Freiheit.“ „Sparta — sagt Plutarchos — war für seine Bürger gleichsam ein Lager, wo sie für das gemeinsame Beste thätig waren und in all' ihrem Thun und Lassen den Grundsatz befolgten, daß sie dem Vaterlande angehören. Sie genossen der reichsten Muße, da aller mit mühsam unruhiger Geschäftigkeit verbundene Erwerb ganz entbehrlich war. Tänze, Festlichkeiten, Gespräche in den öffentlichen Unterhaltungshallen füllten ihre Zeit aus, wenn sie nicht im Felde lagen. Gleich Bienen scharten sie sich in Begeisterung und edlem Wettstreit immer um das Ganze.“ Die Spartiaten, der Adel, herrschte in Sparta; die spartanische Verfassung war die Verfassung dieses Adels, die Erziehung eine Adelserziehung. In den Volksversammlungen wählten sie die Senatoren oder den aus 28 mindestens 60jährigen Greisen bestehenden Rat der Alten, dem die Regierung und Rechtspflege zustand, und in dem die zwei von der Gottheit stammenden, dem Herakliden-geschlechte entsproßten Könige den Vorsitz führten. Sie wählten auch die fünf Ephoren, die ursprünglich über die Ordnung der Stadt zu wachen hatten und später die höchste Aufsichtsgewalt über das öffentliche Leben und die Handlungen der Beamten erhielten. Die Verfassung wollte die Thatkraft des Einzelnen durch ein festes Maß regeln und das Gemeinwesen zu einem unauflöslichen Bande der Individuen machen. Um darum die Einzelnen soviel als möglich von Außen abzuschließen und sie allein an den Staat zu binden, ward der Verkehr mit dem Auslande beschränkt. Allen Fremden war die dauernde Niederlassung in Sparta, den Spartanern die Niederlassung im Auslande versagt. Das ganze gesellschaftliche Leben war auf Gütergleichheit gegründet. Das gesamte Grundeigentum ward außer den kleinen Gütern der 30000 Periökenfamilien an die 9000 spartanischen Familien gleichmäßig verteilt. Um diese Teilung zu verfestigen, ward Unteilbarkeit und Unveräußerlichkeit geboten. Nur (wahrscheinlich) der älteste Sohn erbte das väterliche Gut; die jüngeren Söhne wurden zur Gründung von Kolonien ausgesandt, und die Töchter mit einer geringen Ausstattung verehelicht. Bei solcher Gütergemeinschaft war das Geld nur das Ausgleichungsmittel, ohne daß sein Besitz weiteren Wert haben konnte: nur eisernes

Geld befand sich in Zirkulation, das bei großer Schwere und Masse einen so kleinen Wert gab, daß, um zehn Minen (gegen 730 Mk.) fortzuschaffen, ein zweispänniger Wagen erfordert wurde; die Stadt allein war im Besitze edler Metalle, um mit dem Auslande verkehren zu können. Alles was dem Luxus diente, verschwand: in jeglichem Hause sollte die Thür blos mit der Säge, und die Decke mit dem Beile gearbeitet sein. Die Gewänder waren einfach und kurz: ein viereckiges Stück Tuch Sommer und Winter. Haupt und Füße waren bei den Männern in der Regel bar, denn die Scham der Nacktheit kannte der Spartaner nicht, weil die sittliche Kraft und Schöne der Kunst über seinen Körper gegossen war, während es bei den Barbaren, wie Herodot bemerkt, für Schande galt, nackt gesehen zu werden. Um die Gemeinschaft zu pflegen und den Gemeingeist zu wecken, waren die Zeltgenossenschaften, die Syssitia oder Phiditia angeordnet, die von den Lieferungen der Heloten bestritten wurden, bei denen je 15 Spartiaten an der Tafel saßen, und wobei als Hauptgericht die sogenannte schwarze Blutsuppe genossen ward, von welcher einst ein Spartaner einem asiatischen Könige sagte, sie schmeckte nur denen, welche die Zukost, die Übungen in einem Gymnasium und das Bad im Eurotas, nicht vergäßen. Die Teilnahme an diesen gemeinsamen Mahlzeiten, die blos von Männern besucht wurden, war zur Bedingung des Vollbürgerrechtes gemacht, und selbst die Könige, die doppelte Portionen erhielten und bei ihren Tischen obenan saßen, durften sich denselben nicht entziehen. Durch mäßigen Weingenuß wurden die Mahlzeiten erheitert und durch Gespräche gewürzt, die sich vorzüglich auf das Gemeinwesen bezogen, aber auch Scherz und Lachen nicht ausschlossen, da es zu den guten Eigenschaften des Spartaners gehörte, Scherz zu verstehen. Das ganze spartanische Staatsleben beruhte auf der Hingebung des Einzelnen an das Allgemeine, auf der Unterwerfung des individuellen Willens unter den Willen der Gesamtheit. Es war der Gesamtstaat eine einzige große Erziehungsanstalt, in der besonders auch die Erziehung der Jugend als eine der wichtigsten Aufgaben erkannt war, die sich zum Ziel Scham und Furcht vor den Gesetzen der Vorfahren und vor dem Alter, aufopfernden Gehorsam gegen den Staat und die Vorgesetzten, strenges Maß und weise Beschränkung im Handeln, Erweckung eines kriegerischen Geistes setzte.

Die spartanische Sitte erlaubte Jünglingen und Jungfrauen einen freien Umgang. Die Jünglinge lebten vor den Augen der Jungfrauen, fürchteten deren Spott, und betrachteten das Lob von

ihnen als schönsten Preis edler Handlungen. Und wiederum sahen die Jünglinge den gymnastischen Übungen der halbnackten Mädchen zu und wurden durch die Reize derselben gewonnen. In feierlichen Aufzügen gingen die Mädchen gleich den Jünglingen unbekleidet einher und freueten sich singend an den festlichen Spielen und Reigen. *„Durch die Entkleidung der Jungfrauen — sagt Plutarch — wurde die Zucht durchaus nicht verletzt, weil dabei immer Schamhaftigkeit beobachtet und alle Lüsternheit entfernt wurde, sie wurde vielmehr zu einer unschuldigen Gewohnheit, erweckte Wetteifer in der Sorge für die Gesundheit und Schönheit des Körpers und gab dem weiblichen Geschlechte das erhebende Gefühl, daß es an Tapferkeit und Ruhm den gleichen Anteil habe, wie die Männer.* Übrigens trugen jene feierlichen Aufzüge der Mädchen, ihre Entkleidung und ihre Kampfübungen in Gegenwart der männlichen Jugend viel dazu bei, daß die Jünglinge dadurch zum Heiraten ermuntert wurden und sich nicht durch geometrische Beweise, sondern, wie Platon sagt, durch solche Gründe dazu bestimmen ließen, welche die Liebe ihnen eingab."[1]) Ungefähr das 30. Jahr ward für die Männer am passendsten für die Verheiratung gehalten. Nur mit einem völlig ausgebildeten Mädchen, das in der Blüte der Jahre stand und kräftigen Wuchses war, durfte sich der junge Mann verheiraten. Der König Archidamos ward mit einer Geldstrafe belegt, weil er eine zu kleine Frau geheiratet, mit der er nicht Könige, sondern nur Königlein erzeugen könne. Wer eine unpassende Ehe einging, zu spät oder gar nicht heiratete, unterlag einer öffentlichen Anklage und wurde bestraft. Zur Vorbereitung für die Ehe gehörte die Verlobung von Seiten des Vaters und der Raub der Jungfrau. Es war den Eirenen gestattet, wenn sie Neigung zu einem Mädchen empfanden und die Einwilligung des Vaters empfangen hatten, die Erwählte (— nur der Gewalt des stärkeren Geschlechtes opferte sie ihre Freiheit —) zu stehlen und zu einer Verwandten zu bringen, welche die Entführte empfing, ihr das Haar abschnitt, ihr männliche Kleidung anlegte und sie in eine Kammer führte, wo das Mädchen dann im Dunkeln auf einem Binsenlager des Bräutigams harrte. Er durfte nur im Finstern zu ihr schleichen und mußte sich schämen, beim Hinein- und Herausgehen gesehen zu werden. Dieser nur seltene Umgang, durch den

---

[1]) *Müller folgend, nehmen die meisten Forscher an, daß die Übungsplätze der Knaben und Mädchen, wo diese ihre Kleider ablegten und sich nackt übten, gesondert waren; aber daß es öffentliche Wettkämpfe und Spiele gab, bei denen die Jünglinge den Mädchen, die Mädchen den Jünglingen zuschauten.*

mittelst Enthaltsamkeit die Kraft der Ehe erhöht, jede Erschlaffung im Sinnengenuß verhindert und schöne und starke Kinder erzielt werden sollten, dauerte oft mehrere Jahre, und die Gatten hatten zuweilen bereits mehrere Kinder, ehe der Ehmann das 30. Jahr erreicht, und aus der Erziehungsanstalt entlassen, die Frau in das Haus seines Vaters, seines ältesten Bruders *oder* in sein eigenes Haus führen und sie mit dem Ehrennamen „Herrin" *(μεσοδόμα)* begrüßen konnte. Im Hause nahm die Frau eine ehrenvolle Stellung ein. Doch war auch die Selbständigkeit der Ehe der Glorie des Staates zum Opfer gebracht. Die Monogamie war gesetzlich geboten. Auf dem Ehebruch stand schwere Strafe; vielmehr, er wurde für ein unglaubliches Verbrechen gehalten. Darum soll der Spartaner Geradas auf die Frage eines Fremdlings, welche Strafe bei ihnen die Ehebrecher treffe, geantwortet haben: „O Fremdling, bei uns gibt es keinen Ehebrecher", und auf den Einwurf des Fremdlings, wenn sich aber doch einer fände: „So müßte er zur Strafe einen Stier geben, der so groß wäre, daß er über den Taygetos und über Sparta hinweg aus dem Eurotas trinken könnte." Wie könnte ein Stier so groß werden? „Und wie könnte Einer in Sparta Ehebrecher werden?" — Der Zweck der Ehe war Kindererzeugen. Es war daher jedem Ehemanne gestattet, der sich zum Werke der Liebe untüchtig fühlte, einen jüngeren und tüchtigeren Freund an seine Stelle treten zu lassen, und Plutarchos sagt, daß von dieser Erlaubnis viele Spartaner Gebrauch gemacht hätten. Auch galt es nicht für unziemlich, wenn ein Mann seinen Freund, dessen Frau ihm besser als die seinige gefiel, überredete, das eheliche Recht mit ihm zu teilen. Den jüngeren Brüdern, welche sich nicht selbst einen Hausstand gründen konnten, war es erlaubt, die Frau des ältesten Bruders, bei dem sie lebten, zu benutzen. Unfruchbarkeit der Frau löste die Ehe auf, und wollte man sich von der unfruchtbaren Frau nicht gänzlich trennen, so konnte man eine zweite, auch wohl eine dritte dazu nehmen. Wer drei Kinder hatte, war frei vom Kriegsdienst, und wer vier besaß, war von allen Abgaben befreit.

In dem Schlafgemach der Frau, besonders der Schwangeren, wurden schöne Gemälde und Bildsäulen von Göttern und Heroen, besonders des Apollon, Hyakinthos, Narkissos, des Kastor und Pollux 2c. zur steten Anschauung aufgestellt, wodurch zu einer schöneren Ausbildung der Leibesfrucht beigetragen werden sollte.

Der spartanische Knabe, der oft über einem Schilde, an welchen man einen Spieß anlehnte, geboren ward und den man bei seiner

Geburt mit den Worten begrüßte: „Entweder mit diesem, oder auf diesem“ wurde sofort in Wein gebadet, weil man glaubte, daß solches Bad nur starke und gesunde Kinder vertragen könnten, kränkliche aber dabei sterben müßten. Hierauf entschied der Rat der Ältesten des Stammes in der öffentlichen Unterredungshalle über das Leben des Kindes. Dem gesunden und starken Knaben ward sogleich das Bürgerrecht erteilt, der ungesunde und schwache aber *an einem bestimmten Platze des Taygetos (ἀποθέται) ausgesetzt.* Der Staat konnte nur gesunde Kinder brauchen; gesunde Kinder zu erziehen, lohnte sich allein in Sparta der Mühe. Bis zum siebenten Jahre gehörte das Kind der Mutter, von der es kräftig und am Leibe und Geiste gesund erzogen ward: wohnten doch in Sparta die Weiber, die über Männer herrschten, weil sie, wie Gorgo, die Gemahlin des Leonidas, einer Ausländerin sagte, Männer gebären konnten. Ursprünglich nährte die spartanische Mutter ihr Kind selbst; seit den Perserkriegen finden sich jedoch in den vornehmeren Häusern auch Ammen und Wärterinnen (— gemietete Weiber aus dem Stande der Periöken —), die sich in Sparta durch besondere Sorgfalt und Geschicklichkeit auszeichneten, und darum von Ausländern (— des Alkibiades Amme, Amykla, war aus Lakonika —) sehr geschätzt wurden. Die Ammen feierten jährlich zu Sparta ein besonderes Fest, die Tithenidia, an dem sie die ihrer Pflege anvertrauten Kinder zu dem Tempel der Diana Korythallia trugen und daselbst tanzten und opferten. Mit Windeln und Bändern ward das Kind nicht umwickelt, damit die Glieder nicht eingeengt und dadurch das natürliche Wachsen derselben nicht beeinträchtigt werde. An das Lager stellte man eine Lampe, damit es sich schon früh an das Licht gewöhne; durch Fasten und Alleinsein im Dunkeln ward es abgehärtet und vor Furcht bewahrt. Das Schreien wurde soviel als möglich verhütet, weil der Spartaner überhaupt nicht schreien durfte.

Im siebenten Jahre wurden die vollbürtigen Söhne der Bürger von den Ephoren einem dazu besonders bestellten Erzieher und Führer, dem Paidonomos, übergeben, um sich fortan der öffentlichen Erziehung zu unterwerfen, deren Kosten von allen freien Bürgern von den Einkünften der Staatsdomänen und aus den Steuern der Periöken bestritten wurden. Man wollte dadurch das Gefühl der Gleichheit in den Adel, das Gefühl der Gemeinschaft und Solidarität in die Jugend des Staates pflanzen. In gemeinschaftlichen Erziehungshäusern, Schlafsälen, Turnsälen und Musiksälen,

wurde die spartanische Jugend — mindestens acht- bis neuntausend Köpfe — erzogen, und nur der Sohn der Könige, welcher einst zur Regierung gelangen sollte, war von dieser Erziehung ausgenommen, indeß sich die übrigen Söhne der Könige derselben unterziehen mußten, Halbbürger nur in besonderen Fällen, wahrscheinlich wenn sie gute Sitte und kriegerische Tüchtigkeit zeigten, und Fremde, wenn sie in Sparta bleiben wollten, zugelassen wurden: kein Spartaner aber durfte in einem fremden Staate erzogen werden. In die Erziehungshäuser aufgenommen, wurden die Knaben in kleine Abteilungen, Ilä, Rotten, geteilt, deren mehrere eine Bua oder Agela, eine Schar, bildeten. Die älteren und tüchtigeren Knaben wurden den jüngeren und schwächeren als Vorturner und Aufseher, als Führer der Ilä und Buä — Ilarchen und Buagoren — vorgesetzt. Die Aufseher waren allein dem Paidonomos verantwortlich. Der Paidonomos, Niemandem verantwortlich, bestrafte die Knaben wegen eines Vergehens auf frischer That, beaufsichtigte die sittliche Aufführung und die körperlichen Übungen und bestimmte, welche Reden und Fabeln die Kinder hören sollten. *Ihn unterstützten hierbei die Bidyer, Unteraufseher, fünf an der Zahl, aus jedem Stadtbezirke einer, welche Peitschenträger, Mastigophoren, um sich hatten.* Bei Verteilung der Einzelnen in die verschiedenen Gruppen und Klassen herrschte die Rücksicht auf das Alter vor. Bis zum Jünglingsalter waren drei Klassen: vom 7.—12., vom 12.—15., vom 15.—18. Jahre; vom Jünglingsalter bis zum Mannesalter, dem 30. Lebensjahre, mindestens eben so viele durchzugehen. Sogleich beim Eintritt ward den Knaben das Haar kurz geschoren. Ihr Lager bestand aus Heu und Stroh, ohne Decken; vom fünfzehnten Jahre ab aus Schilfrohr (σίδη), das sie sich am Ufer des Eurotas ohne Messer sammeln mußten *(weshalb sie σιδεῦναι hießen).* Im Sommer und Winter gingen sie ohne Schuhe und gleich leicht bekleidet — bis zum 12. Jahre in Unterröcken, knappen Wollenröcken, im Jünglingsalter in einem Mantel, ohne Unterkleid, einem viereckigen nicht allzu großen Stück Tuch, welches auf die linke Schulter geworfen, über den Rücken hinweg unter dem rechten Arm durchgezogen und dann wieder über die linke Schulter zurückgeschlagen wurde. Um sie für den Krieg an die Ertragung des Hungers zu gewöhnen, ward ihnen die Kost nur sparsam zugemessen und mager zubereitet; und um mit der Idee der Überlistung des Feindes und der dabei anzuwendenden Kunstgriffe vertraut zu werden, hatten sie die Erlaubnis, Lebensmittel zu stehlen, jedoch mit dem Vorbehalt, daß sie sich nicht dabei ertappen

ließen. Wer einen Knaben bei solchem Haus- oder Felddiebstahl ergriff, hatte die Pflicht, ihn zu züchtigen oder dem Paidonomos Anzeige zu machen, der die Strafe dann durch die Peitschenträger vollziehen ließ. Der Knabe war wesentlich dadurch beschimpft, daß er so wenig listig und vorsichtig gewesen war. Die Schande der Entdeckung war größer, als die der Schläge, denn Schläge wurden als Mittel zur Abhärtung und Ertragung von Schmerzen angesehen. Darum hatten die Knaben auch Geißelproben zu bestehen. Am jährlichen Feste der Artemis Orthia wurde die Jugend bis aufs Blut gepeitscht. Die Eltern standen dabei und ermahnten ihre Kinder zur Standhaftigkeit und Ausdauer, und diese ertrugen die Streiche oft ohne Schmerzenslaut, fröhlichen Sinnes; ja es soll vorgekommen sein, daß einzelne unter den Streichen der Mastigophoren tot aber lautlos niedersanken.

Angeleitet von den Ilarchen und Buagoren machten die Knaben unter Aufsicht der Bidyer und des Paidonomos den gymnastischen Kursus durch. Die gymnastischen Übungen traten in Sparta als Hauptbildungsmittel entschieden in den Vordergrund. Die Dorier hatten sie seit unvordenklichen Zeiten gepflegt, und Lykurgos, der Mitstifter der olympischen Spiele, hatte sie durch Gesetze geregelt. Sie sollten weder Athleten bilden, noch eine allseitige Ausbildung zur Gewandtheit und Schönheit geben. Der entscheidende Gesichtspunkt bei ihnen war die militärische Zweckmäßigkeit. Sie wurden in den Turnanstalten wahrscheinlich Morgens vor der Frühmahlzeit und Nachmittags vor der Abendmahlzeit, und zwar, seitdem dem Orsippos beim Laufen der Gürtel abfiel, nackt gehalten, bis man es nicht lange vor Platon schimpflich, ja lächerlich fand, nackte Männer zu sehen. Die Übungen bestanden vorzüglich im Laufen, Springen, Fechten, Reiten, Schwimmen, Werfen und Jagen. Bei den kleinen Knaben ward mit der Übung im Laufen und Springen begonnen. Daneben wurde das Ballspiel und die Stärkung der Arme betrieben. In den oberen Klassen waren militärische Evolutionen, Ringen, Werfen des Diskos und des Speeres die Hauptübungen. Der Faustkampf und das Pankration fanden im gymnastischen Kursus keinen Platz, teils um das Leben des spartanischen Bürgers nicht in Gefahr zu bringen, das durch diese Übungen jeden Augenblick bedroht war, teils um die schöne Form zu schonen, die durch den Faustkampf und das Pankration plötzlich in eine häßliche umgewandelt werden konnte.

Neben den gymnastischen Übungen gingen die orchestischen her. Die Hauptarten des Tanzes, die in Sparta geübt wurden, waren die kriegerischen. Wenn die Knaben nach dem Takte der Kithara und der Blasinstrumente zu gehen gelernt hatten, folgte frühzeitig die Unterweisung in den Anfängen des Kriegstanzes, der Pyrrhiche, welche Thaletas von Kreta nach Sparta gebracht hatte, und welche, nach Platon, alle vorsichtigen Wendungen zum Vermeiden von Stößen und Stichen, sowie alle auf den Angriff des Feindes berechneten Bewegungen, den Sprung zur Seite, das Zurückweichen, das Niederbücken zur Erde und Emporspringen darstellte. Auch in der Rüstung und in Scharen wurde die Pyrrhiche getanzt, wo dann die Bewegungen des Angriffs und der Verteidigung nach dem Rhythmus der Musik in ganzen Massen geübt wurden. Neben diesen kriegerischen Tänzen fehlten aber auch die Chorreigen nicht, welche dem Kultus dienten, mythische Begebenheiten andeuteten und darstellten und religiöse Empfindungen ausdrückten. Der karyatische Tanz ward jährlich von den Jungfrauen zur Ehre der Artemis aufgeführt und die Bibasis von Knaben und Mädchen zugleich getanzt, indem sie in die Höhe sprangen und sich hinten mit den Füßen schlugen.

Die geistige Erziehung war in Sparta wesentlich durch die musikalische Bildung vertreten. Die Musik wurde geübt, um durch sie das Gemüt zur Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu entflammen und vor allen Ausschweifungen zu bewahren. Zugleich diente sie, wie die gottesdienstlichen Hymnen bezeugen, zur Verherrlichung der Götter. *So gab es* musikalische Wettstreite bei den Karneen *einem Feste zu Ehren des Apollon Karneios,* gottesdienstliche Tänze bei den Hyakinthien, *die dem Hyakinthos, einem Lieblinge Apollons, gewidmet waren.* „Mit derselben Sorgfalt, — sagt Plutarchos — womit man in Sparta die Knaben zur Reinheit und Einfachheit des Ausdrucks anleitete, lehrte man sie auch Lieder und Gesänge, welche den Mut erregten und begeisterte Lust zur That erweckten. Die Sprache war natürlich und edel, der Inhalt, bildend für die Sitten, *handelte größtenteils vom Ruhme und Glücke derer, die im Kampfe für Sparta gefallen, oder von der Schande der Feigen, die geflohen, und dem Jammer und Elend ihres Lebens." Als Beispiel führt er die Chöre an, welche bei festlichen Gelegenheiten die Greise, Männer und Knaben im Wechsel sangen. Der Chor der Alten sang zuerst: „Wir waren Männer einst voll Mut und Tapferkeit." Darauf erwiderte der Chor der Männer: „Wir aber sind es, hast du Lust, erprob' es nur."

Worauf dann die Knaben einfielen: „Wir aber werden künftig noch viel tapferer sein.“ Spartanische Tapferkeit und Siegesfreude feiert* der berühmte Dichter und Kitharspieler Terpandros von Lesbos, welcher von den Spartanern zufolge eines Orakelspruches berufen, ihre inneren Unruhen mit dem Zauber seiner Gesänge stillte, *indem er von Sparta singt:* Wo die Lanze der Jünglinge blitzt und hell der Gesang tönt, weit durch die Straßen auch waltet das Recht. *Ähnliches verkündet* Pindaros, der Verherrlicher der gymnastischen Preiswettkämpfe von Sparta: Woselbst der Alten Weisheit und junger Mannen Speere glänzen und Tanz und Lieder und Festfreude; — und Alkman: Denn es klingt dem Stahl entgegen der Laute süßer Klang. Vor jedem Treffen ward im Spartanerheere den Musen geopfert, um die Krieger an ihre Erziehung und an die Dichtersprüche zu erinnern, damit diese Göttinnen, dem Geiste der Kämpfenden nahe, sie zu denkwürdigen Thaten begeisterten.“

Die Knaben und Jünglinge lernten die Kithara gebrauchen, im Chore und einzeln singen. Die von der Zensur der Ephoren geeignet gefundenen Choräle in der männlichen und gehaltenen dorischen Tonart sollten — wie Duncker bemerkt — den sittlichen Kern des spartanischen Lebens, Mannhaftigkeit und Disziplin, adeligen Stolz, Verschmähung feiger und knechtischer Art, den Ernst der Zucht, den Ehrgeiz der Anstrengung in die Herzen der Junker einpflanzen; durch die Prosodien (Prozessionslieder), die Päane (Preislieder), die Hyporcheme, die Chorlieder, welche die Bewegungen eines tanzenden Chores begleiteten, durch die Marschlieder des Tyrtäos und seine Kriegs- und Siegesgesänge, welche den Knaben eingeübt wurden, sollten sie zu Frömmigkeit und Gehorsam, zu kriegerischem, todesfreudigem Mute, zu willigem Ausharren in Gefahr und Noth gestimmt werden. Auch die lykurgischen Gesetze, zu denen Terpandros Tonweisen gemacht hatte, wurden eingeübt und abgesungen. Immer aber sollte die Musik ernst, gemessen, kraftvoll bleiben. Als der Musiker Phrynis von Lesbos nach dem Perserkriege mit einer neunseitigen Kithara nach Sparta kam, schnitt ihm der Ephor Ekprepes zwei Saiten ab. Und ebenso wurde dem Schüler des Phrynis, dem Timotheos von Milet, seine elfseitige Kithara von den Ephoren in Sparta weggenommen und in der Skias, der Tonhalle am Markte, aufgehängt. Wie bei der dorischen Tonweise, so blieb man fest bei der siebensaitigen Kithara Terpanders.

Lesen und Schreiben gehörten nicht zum System der spartanischen Erziehung, *weshalb Isokrates den Spartanern vorwirft, daß

sie nicht einmal die Buchstaben lernten. Das ist jedenfalls rhetorische Hyperbel. Vorschriftsmäßig lernten sie allerdings das Lesen und Schreiben nicht, aber privatim thaten sie es, als diese Elementarkenntnisse allgemein verbreitet waren. Doch blieb die Rücksicht auf die praktische Notwendigkeit bei diesem Unterrichte maßgebend, wie Plutarch es bezeugt, nicht aber das Bedürfnis hierdurch die Grundlage einer höheren Geistesbildung zu gewinnen. Ob in Sparta Grammatisten vorhanden waren und* als Lesebuch die homerischen Gesänge *dienten, wie Krause meint, lassen wir dahingestellt. Das ist jedoch Thatsache, daß in Sparta schon frühzeitig (die Sage behauptet durch Lykurg) die homerischen Dichtungen Eingang fanden.* Anderweitige Disziplinen und Wissenschaften jedoch — mit Ausnahme des Kopfrechnens für den praktischen Gebrauch — wurden nicht zugelassen; und wenn sich auch seit dem peloponnesischen Kriege Grammatiker und Rhetoren finden, so ist doch die Wahrheit oder die Dichtung charakteristisch, daß Kephisophos aus der Stadt vertrieben ward, weil er versicherte, er könne über einen beliebigen Gegenstand den ganzen Tag hindurch sprechen. Die Redekunst war aus Sparta verbannt. Tragödien und Komödien waren verboten. Alles rein wissenschaftliche und gelehrte Treiben stand in geringem Ansehn. Praktische Verstandesbildung, die Kunst des scharfen und bündigen Gedankenausdrucks, den Kern jeder Sache schnell in's Auge zu fassen, unbeirrt und rasch dem Ziele zuzugehen und mit List und Verschlagenheit zu erlangen, wonach man ringt; darnach strebte die soldatische Erziehung der Spartaner, und darin sollten die Männer die Jünglinge und Knaben üben, indem sie ihnen durch ihre Gespräche zeigten, wie man die Dinge aufzufassen und zu behandeln habe, und indem sie ihnen Fragen zu schneller Beantwortung vorlegten. Gleichen Geist sollte auch der Liebhaber in seinem Lieblinge zeugen und pflegen, indem er ihm mit hohem Beispiele voranging. Plutarchos *erzählt hierüber*: „Sie führten die Knaben oft in ihre öffentlichen Speisesäle als in Schulen der Weisheit, wo sie Gespräche über öffentliche Angelegenheiten hörten, Vorbilder eines würdigen Benehmens vor Augen hatten, sowohl ohne Grobheit scherzen und spotten, als von Andern Scherz ertragen lernten; denn auch dies war eine Spartanertugend, den Scherz zu verstehen; wem es übrigens wehe that, durfte dies nur sagen, und sogleich ließ man ab; jedem Hereintretenden zeigte der Älteste die Thür mit den Worten: Durch diese geht kein Wort hinaus! Bei ihren eigenen Mahlzeiten hingegen forderte der Vorsteher der Genossenschaft den einen Knaben auf zu

singen, den andern eine Frage zu beantworten, welche eine überlegte Antwort erheischte, namentlich über den sittlichen Wert der verschiedenen Handlungsweisen; dadurch gewöhnten sie sich schon früh, das Schöne und Edle zu erkennen und das Benehmen der Menschen aufmerksam und richtig zu fassen. Wenn einer auf solche sitten- und gefühlbildende Fragen um die Antwort verlegen war, so betrachtete man dies als Zeichen eines stumpfen, des Wetteifers im Guten unfähigen Gemütes. Die Antwort mit den Gründen und Beweisen muß schlecht und recht sein, kurzweg und ohne Umschweif; gedankenloses Reden wurde wohl selbst in Gegenwart der Eltern und Vorsteher gestraft. Namentlich achtete man auf einen reinen, einfachen entschiedenen Ausdruck, und ein Hauptaugenmerk richteten hierauf die Liebhaber. Sie lehrten ihre geliebten Knaben, ihre Reden mit dem Salze eines beißenden und doch gefälligen Witzes zu würzen und mit wenigen Worten Viel zu sagen. Der eisernen Geldmünze zwar gaben die Spartaner bei großer Masse nur geringen Wert; in die Münze der Rede hingegen legten sie bei einfachen, wenigen Worten einen reichen, tiefen Gehalt, indem sie den Knaben durch langes Schweigen gewandt in Sinnsprüchen und fertig in Antworten bildeten. Als einst ein Athener über die Kürze der spartanischen Schwerter spottete und versicherte, die Gaukler auf den Schaubühnen könnten sie mit Leichtem verschlucken, so antwortete ihm der Spartaner Agis: Und doch wissen wir den Feind mit diesem kurzen Schwerte gar wohl zu treffen. Ebenso trifft der spartanische Ausdruck, so kurz er scheint, doch stets die Sache beim rechten Fleck und steigt in des Hörers Seele. Lykurgos selbst hatte einen kurzen, einfachen Ausdruck; so antwortete er auf die Frage der Spartaner, wie sie sich gegen die Einfälle der Feinde am besten sichern könnten: Bleibet arm und wolle Keiner mehr als der Andere; — und wieder auf eine Anfrage wegen Befestigung der Stadt: Fasset sie mit Männern ein, statt mit Steinen! — auf die Frage, warum Lykurgos so wenig Gesetze gegeben hätte, anwortete Charilaos: Die nicht viel Worte brauchen, bedürfen auch nicht vieler Gesetze! — Ein athenischer Redner nannte die Spartaner unwissende Menschen; darauf rief ihm Pleistoanax zu: Du hast ganz recht, denn wir allein unter den Hellenen haben nichts Böses von euch gelernt. — Aus diesen wenigen Reden kann man sehen, wie sie gewöhnt wurden, nichts Unnützes und Weitschweifiges zu sagen und kein Wort entschlüpfen zu lassen, das eine Blöße gäbe und nicht einen der sinnenden Aufmerksamkeit werten Gedanken enthielte; darin lag die

kräftigste Erziehung der Jugend." Wollte man nun glauben, daß hierdurch eine finstere, rauhe Gemütsart erzeugt worden sei, so würde man den Spartanern sehr unrecht thun; hat ja doch Lykurgos *selbst eben so wohl* dem Gotte des Lachens *als dem des Gehorsams einen Altar* errichtet.

Die Bildung der Jugend bei den gemeinschaftlichen Mahlen ward durch die eigentümliche Gestalt der Knabenliebe noch verstärkt. Die Knabenliebe betrachtete man in Sparta als ein Hauptmittel der Erziehung.[1]) Xenophon sagt hierüber, der Gesetzgeber habe einerseits die reine Liebe, wenn ein selbst edler Mann die Seele eines Knaben liebe und ihn zu seinen Umgang zum untadelhaften Freunde mache, gelobt und diese Erziehung für die schönste gehalten, andererseits das Begehren nach dem Körper des Knaben für schimpflich erklärt und dadurch bewirkt, daß in Lakedaimon die Liebenden gegen die Geliebten nicht minder enthaltsam wären, als die Eltern gegen ihre Kinder, Brüder gegen die Brüder. Das Verhältnis des Liebenden zum Geliebten vertrat in Sparta, wo die Erziehung von frühen Jahren an der Familie entzogen war, den Mangel des elterlichen Einflusses. Das Gesetz gestattete dem Liebenden die größte Nähe, jedes Zeichen der Zuneigung, selbst die innigste Berührung des Geliebten, und dieser pflegte, wie Aelian sagt, nicht spröde gegen jenen zu sein, Schändung aber wurde an dem, der sie ausübte, wie an dem, der sie litt, mit Entehrung, Verweisung oder *mit dem* Tode bestraft.

Mit dem 18. Lebensjahre traten die Jünglinge aus den Erziehungshäusern der Knaben. Sie hießen von hier ob bis zum 20. Jahre Melleirenes *(oder μελλίρανες)*, werdende Jünglinge, konnten nun Haar und Bart wachsen lassen, und wurden vorzugsweise in den Waffen geübt und mit Einübung des kleinen Krieges beschäftigt. „In diesem Alter — sagt Xenophon — befreien andere die Jugend von Aufsehern und Lehrern, und überlassen sie dem eigenen Willen. Lykurgos aber hatte eine entgegengesetzte Überzeugung und legte den Jünglingen die meisten Arbeiten und schwersten Beschäftigungen auf, weil er wußte, daß dieses Lebensalter zur größten Einbildung, zum zügellosesten Übermute und zu den heftigsten Begierden am meisten geneigt ist. Deshalb verordnete er, daß nicht nur von den öffentlichen Aufsehern, sondern auch von jedem, welchem das Wohl des Staates am Herzen liege, dem Müßiggange

[1]) Siehe das hierüber p. 491 und 492 Gesagte.

der Jugend besonders gesteuert würde." — Vom 20. bis zum 30. Jahre hießen die jungen Spartaner Eirenes *(oder ἴρανες)*, Jünglinge. Sie wohnten in besonderen Kasernen und waren gezwungen, unter Aufsicht der Bidyer den vorgeschriebenen Leibesübungen obzuliegen, unter welchen das Ballspiel eine *hervorragende* Rolle spielte, *nach welchem die älteren Eirenes Sphaireis hießen. Auch besorgten sie eine Art Gensdarmeriedienst (die κρυπτεία), der hauptsächlich gegen die Heloten gerichtet war.[1]) Desgleichen galt die Jagd in Sparta wie in Kreta als eine vorzügliche Leibesübung, die aber nicht blos dem Körper Kraft und Gewandtheit, sondern auch der Seele Mut und Stärke verleihe. Derjenige Spartaner galt als entschuldigt, welcher um der Jagd willen von den Phiditien wegblieb.* Die ausgezeichnetsten Eirenes wurden unter die Schaar der 300 Ritter aufgenommen, *die unter Führung von drei Hippareten* im Kriege dem Könige *zur Bedeckung dienten.*

Was die Jugend in den Gymnasien geübt und in der Musik gelernt hatte, das ward an bestimmten Festen öffentlich dargelegt. Auf dem Platanistas, einer von zwei Bächen umflossenen, von Platanen beschatteten Insel hielten die Melleirenen jährlich eine Schlacht ab. Bei den Karneen, dem Haupfeste, welches die Spartaner dem Apollon im August feierten, hatte die gesamte Jugend den ganzen Umfang ihrer musischen, orchestischen und gymnastischen Künste zu zeigen. Auf einem besonderen Platze am Markte tanzte die Jugend alljährlich die Festreigen zu Ehren des Apollon; hier ertönten die Choräle des Thaletas und Alkman; hier wurden vor den Augen der Könige und aller Behörden gymnastische Spiele aufgeführt.

Die Erziehung war in Sparta eine absolut öffentliche. Jeder Mann war Lehrer des Knaben; jeder Jüngling hatte in jedem Manne und jedem Greise seinen Lehrer zu achten. Jeder Mann und jeder Greis war berechtigt und verpflichtet, den fehlenden Knaben und Jüngling, wo er ihn traf, auf der Straße und auf den Übungsplätzen, nicht allein mit Worten, sondern auch mit dem Stocke zu züchtigen. Der Knabe oder Jüngling, der sich den Verweisen eines Alten widersetzte, ward mit Schimpf und doppelter Strafe belegt. Überhaupt genoß das Alter in Sparta eine in der Geschichte einzig dastehende Achtung. Der Junge stand zum Alten in dem sittlichen Verhältnis des Gehorsams, der Nacheiferung und der Verehrung. Jüngere mußten vor den Alten in den Straßen

[1]) *Siehe u. pag. 491 vgl. den Eid der Epheben von Dreros.*

ausweichen und vor denselben aufstehen. „Nur in Sparta ist es angenehm, alt zu werden," konnte deshalb ein Fremder, der diese Ehrfurcht der Jugend gegen das Alter sah, ausrufen. „Die anderen Griechen wissen das Schickliche, die Spartaner allein thun es" — sprach der Greis, der zu Olympia und zu Athen, von Keinem beachtet, von Vielen verspottet ward und vor dessen grauem Haupt sich die Spartaner ehrfurchtsvoll erhoben.

Ein eisernes Scepter herrschte über die spartanische Jugend vom 7. bis zum 30. Lebensjahre. Prügelstrafe war eine allgemeine Strafe, und jeder Knabe wie jeder Jüngling hatte den Stock jedes Spartaners, die amtlichen Züchtigungen der Bidyer und des Paidonomos, der als „Generalprofoß" mit seinen Peitschenträgern durch die Straßen und die Ringbahnen der Jugend zog, zu fürchten. Die Ephoren hielten daneben an jedem zehnten Tage Umzug zur Besichtigung der Jugend, ob die Kleidung, die Schlafsäle und Lagerstätten den Vorschriften entsprächen, ob das Aussehen und das Wachstum der Knaben der gehörigen Entwicklung angemessen sei, und dann um denjenigen zu geißeln, der breiter und dicker geworden war, als er nach dem umgelegten Maße sein sollte. Auf jedes Vergehen, auf jede Versäumnis der Knaben standen Stockschläge oder Geißelhiebe, denn die Spartaner glaubten, daß die strengste Zucht die besten Männer erzeuge.

Mit dem dreißigsten Jahre war der Spartaner der Zucht entwachsen. Er ward aus der Erziehungsanstalt entlassen, konnte einen eigenen Hausstand gründen und war aktiver Soldat. Den Männern vom 45. bis zum 60. Jahre lag der Garnisonsdienst im Lande ob. Mit dem 60. Jahre erlosch die Verpflichtung zum Kriegsdienst, und von nun ab harrten des Tapferen die höchsten Staatsstellen in der Gerusia, dem Rat der Alten 2c. Die mit Ehren in der Gerusia alt Gewordenen förderten das Wohl des Staates durch klugen Rat und erfahrene Umsicht: sie waren die vollkommenen Musterbilder des Lebens wie für die Jugend, so für die Bürger überhaupt. Wehe aber dem Spartaner, der nicht das Ziel erreichte, auf das die spartanische Erziehung hinsteuerte. Wer sich gefangen nehmen ließ, war fortan zu jedem Amte unfähig und verlor die Verfügung über sein Vermögen. Wer geflohen war, hatte kein Bürgerrecht mehr: sein Haar ward ihm zur Hälfte geschoren; er mußte im geflickten Mantel einhergehen, auf der Straße Jedem ausweichen, vor den Jüngeren aufstehen; von den Syssitien und Gymnasien war er ausgeschlossen, und während

der Chorgesänge an Festtagen ward er an einem schimpflichen Platze öffentlicht ausgestellt. Es sollte — bemerkt Duncker — in Sparta viel Mut dazu gehören, feige zu sein.

So die Erziehung der Spartiaten. Die Periöken gehörten nicht in dieses System der Erziehung: sie waren allein da, um beherrscht zu werden, und die Ephoren waren mit solcher Gewalt über sie ausgerüstet, daß sie Jeden ohne Urteil und Recht zu Tode bringen konnten. Den Heloten war nicht nur jede gymnastische und ritterliche Übung untersagt; sie durften auch die Lieder Terpanders und Alkmans nicht singen. Außerdem standen sie unter einem System polizeilicher Überwachung und schärfster Spionage. Sobald die Ephoren im Herbst ihr Amt angetreten hatten, schickten sie mehrere hundert Jünglinge zur Krypteia d. h. zur Verbergung, um ohne Begleitung eines Knechtes mit dem Schwert umgürtet und den Ranzen mit Lebensmitteln auf dem Rücken, den ganzen Winter hindurch das Land zu durchstreifen, das Treiben der Heloten zu beobachten und dann nach ihren Berichten, von den Ephoren beauftragt, die gefährlichen Subjekte in aller Stille zu überfallen und meuchelmörderisch zu töten. Diese Krypteia war zugleich ein praktisches Erziehungsmittel: die Vorübung für den Krieg. Und als Werkzeuge, die man verbrauchte und an denen man sich übte, wurden die Heloten überhaupt nur betrachtet. Man zwang sie zuweilen, gemeine Lieder zu singen, gemeine Tänze zu tanzen und sich zu berauschen, damit die edle Jugend mit Verachtung gegen das Laster, aber auch gegen die Sklaven erfüllt werde.

Die Erziehung der spartanischen Frauen war gleichfalls eine öffentliche. Um die Jungfrauen möglichst fähig und tauglich zum Gebären trefflicher Kinder zu machen, was man für den wichtigsten Beruf freigeborener Frauen hielt, war auch den Mädchen ein gymnastischer Kursus von Staatswegen vorgeschrieben. Auf besonderen Übungsplätzen übten sie sich, in verschiedene Klassen nach den verschiedenen Lebensaltern eingeteilt, im Hüpfen und Anfersen, im Laufen, Ringen, Springen, im Wurf mit dem Diskos und mit dem Spieß. Wie die Knaben trugen auch sie das wollene Hemd; wenn auch etwas länger, so doch bei den Übungen an einem Schenkel aufgeschlitzt, weshalb sie der Dichter Ibykos die „schenkelzeigenden" nennt. Daneben wurden sie in mancherlei Tonweisen geübt. Bei einzelnen Festen tanzten die Jünglinge und Jungfrauen ihre Chorreigen, sangen sie ihre Choräle neben einander. Mit offenem Angesicht und zum Teil unbekleidet erscheinen die Junfrauen

nicht blos auf dem Turnplatze und bei öffentlichen Aufzügen, sondern auch, und zwar oft von Jünglingen begleitet, auf dem Markte. — Sie wuchsen auf diese Weise, unter starken Muskelübungen, in der Sonne und in freier Luft so derb und kräftig empor, daß eine Athenerin von einer Spartanerin bei Aristophanes ausrufen muß: „Wie schön du bist, wie blühend deine Haut, wie schwellend Dein Fleisch, welche Brüste; Du könntest einen Stier erwürgen!" Trotz dieser männlichen Ausbildung waren die Spartanerinnen zugleich anhängliche Gattinnen und gute Hausfrauen. Zwar verstanden sie es nicht, gut zu spinnen und zu weben; aber sie verstanden das Haus gut zu verwalten und zugleich, als Glieder des Staates sich fühlend, vor den Männern freimütig und dreist über die öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen. *Als eine Kriegsgefangene Lakonerin gefragt wurde, was sie verstände, antwortete sie: „Das Haus zu verwalten", und eine andere gab auf diese Frage zur Antwort: „Treu und zuverlässig zu sein."* In einfacher und schmuckloser Kleidung, nach der Verheiratung nicht mehr unverschleiert aus dem Hause gehend, übten sie, von dem Bewußtsein dessen durchdrungen, was der Staat von seinen Angehörigen verlangte, auf Sohn und Gatten einen tiefen und nachhaltigen Einfluß. Ihre Meinung wurde geachtet, ihr Tadel gefürchtet, ihr Lob gesucht. Durch den Gedanken an die Gattin sollte der Gatte, durch die Erinnerung an die Mutter der Sohn zu Allem, was für ehrenwert galt, getrieben werden. *Dieser Einfluß, den die Frauen in Sparta auf das öffentliche Leben nahmen, erschien den übrigen Griechen so ungewöhnlich, daß sie ihn als Weiberregiment (γυναικοκρατία) bezeichneten.* Sparta erzeugte aber auch Heldenweiber, die den Göttern in den Tempeln Dank sagten, wenn ihre Männer und Söhne im Kampfe für das Vaterland ruhmvoll gefallen waren, von denen eine Mutter ihren Sohn mit eigener Hand tötete, weil er als ein Feiger aus der Schlacht zurückkehrte, und eine andere, Gorgo, das Weib des Leonidas, ihrem Sohne den Schild mit den Worten übergab: „Entweder mit diesem oder auf diesem." „Wenn die Wurzel gut ist, wächst auch das Erzeugte besser", sagt Plutarchos und fragt dann: „Warum soll man bei Menschen nicht eben so gut auf eine edle Rasse sehen, als bei Hunden und Pferden?"

Das war die großartige mit Staunen und Ehrfurcht erfüllende Erziehung zu Lakonika, die Erziehung des dorischen Stammes im Allgemeinen zugleich — eine absolute tyrannische für das Individuum und doch eine griechisch freie. Ihre Forderung bestand in der

unbedingten Unterwerfung des individuellen Willens unter den gesetzlich bestimmten Willen der Gesamtheit. Vor der Freiheit des Ganzen schwieg die Freiheit des Individuums, oder vielmehr in der Freiheit des Ganzen fand das Individuum seine eigene Freiheit. *Das Wohl des Ganzen, des Staates, war der Zweck, gegenüber dem alle anderen Rücksichten in den Hintergrund gedrängt wurden. Zu Gunsten dieses Zweckes wurden die Bande der Natur gelockert, das Familienleben unterdrückt und dem Individuum Gewalt angethan. Alle Tugenden, die sich bei der freien Entfaltung einer selbständigen Individualität entwickeln, die in einem innigen Familienleben wurzeln, selbst die Schamhaftigkeit des Mädchens und des Weibes wurden auf dem Altare des Vaterlandes diesem zum Opfer gebracht.*

Die spartanische Erziehung war der treue Aus- und Abdruck des spartanischen Charakters, und sie blieb deshalb auch lange noch Eigentum der Masse, als schon die Schätze, die durch und nach Lysander in Sparta zusammenflossen, nachteilig auf die Gesinnung der Ersten im Volke wirkten, und als die Machthaber nicht mehr an dem Gedanken, auf dem Sparta gegründet war, festhielten, an dem Gedanken nämlich, daß jeder Bürger dem Wohle des Staates sein Privatinteresse unbedingt und freudig zum Opfer bringen müsse. Doch bald durchdrang das Verderben das ganze Volk. Die älteren Bürger schwelgten mit den Königen in Üppigkeit; Putzsucht nahm überhand; die Phiditien arteten aus; die Weiber wurden ungebunden und zügellos. Agis III. wollte die alte Zeit zurückführen: seine Pläne scheiterten an dem Widerstande der älteren Bürger nnd an dem Eigennutze der Ephoren. Kleomenes setzte die alte Verfassung und mit ihr die alte Zucht noch ein Mal durch; doch ohne Bestand. Der Achäer Philopömen, der einsah, worin die Größe Spartas gelegen, wies die Gesetze und Einrichtungen von Lykurgos aus Sparta heraus und zwang die Spartaner, die Sitten und Gesetze der Achäer anzunehmen. Die Römer endlich gestatteten den Spartanern wieder, nach dem Geiste ihrer Gesetze zu leben. Doch der Geist des Volkes war entflohen, und deshalb konnten die Gesetze Lykurgs kein Leben mehr einhauchen. Da sank auch mit innerer Notwendigkeit die spartanische Erziehung zusammen, die, wie Aristoteles sagt, nicht für Bürger, sondern nur für Soldaten eingerichtet war.

ββ. Pythagoras, der Erziehungstheoretiker des Dorismus.[1])

Die Theorie der dorischen Erziehung repräsentiert der Begründer der theoretischen Erziehung überhaupt — Pythagoras. **Pythagoras** war nicht von leiblicher Geburt, — er war von geistiger Natur ein Dorier. Aber er war ein Dorier im großartigsten Stil. Und mehr noch. Mit der Idealität des Griechentums und dem großen Vergleichungssinne des Orients begabt — ein Paarungsprodukt der tiefsinnigen orientalischen Mystik und des schönen hellenischen Gedankens — umfaßt er in sich die geistigen Schätze der Inder, Baktrer und Ägypter, aber als ein ächter Grieche. Als wahrhafter Weiser sind Religion und Philosophie, wie Theorie und Praxis, Gedanke und That bei ihm noch Eins und in Einheit. Die höchste Bildung seiner Zeit wie in

---

1) *Über Pythagoras und die ältern Pythagoreer (vor Sokrates) fließen die Quellen spärlich. Die unter seinem Namen erhaltenen Schriften: die heilige Rede (ἱερὸς λόγος) nnd die goldenen Sprüche (χρυσᾶ ἔπη) sind unächt und späteren Ursprungs. Auch die Schrift des Pythagoreers Philolaos, eines Zeitgenossen des Sokrates, ist nur zum Teile ächt. Das Zuverlässigste über die Philosophie des Pythagoras und der Pythagoreer findet sich bei Plato (namentlich im Timäus) und bei Aristoteles, der wohl von Pythagoreern, aber nicht von Pythagoras spricht. Die vielen Einzelheiten aus seinem Leben stammen aus sehr später Zeit. Nachdem nämlich während der Diadochenzeit der Pythagoreismus fast ganz in Vergessenheit gerathen war, erstand im ersten Jahrhundert v. Chr. die Schule der Neu-Pythagoreer, als deren Hauptvertreter Apollonios von Tyana (zur Zeit Neros) und Nikomachos von Gerasa (zur Zeit der Antonine) galten. Aus deren Werken stammen die Biographien des Pythagoras, die Porphyrios († 304 n. Chr.) und sein Schüler Jamblichos († um 330) verfaßten. Sie schildern Pythagoras nach dem Geiste der Zeit und der Philosophie, der sie als Neu-Platoniker anhingen, als einen heiligen Propheten und Wunderthäter, als welcher bekanntlich auch Apollonios galt. Ihnen folgte der zu kühnen Hypothesen geneigte und für die geheimen Wissenschaften des Orientes begeisterte Röth in seiner Geschichte der abendländischen Philosophie, Mannheim 1846 und 1858. An ihn schloß sich K. Schmidt im vorliegenden Abschnitte hauptsächlich an. Auch Ritters Geschichte der pythagoreischen Philosophie, Hamburg 1826, und Krische de societatis a Pythagora in urbe Crotoniatarum conditae scopo politico, Göttingen 1830, führt er unter den Hilfsschriften an. *Dagegen hat Ed. Zeller in seiner Abhandlung Pythagoras und die Pythagorassage (Vorträge und Aufsätze, Leipzig 1865) und in der neuen Auflage seiner Geschichte der griechischen Philosophie die Wahrheit von der Dichtung zu sondern versucht. Nach ihm hat A. Ed. Chaignet in seinem Werke Pythagore et la philosophie Pythagoricienne contenant les fragments de Philolaus et d'Archytas Paris 1873 eine gründliche Arbeit über diese Frage geliefert. Über die Leistungen des Pythagoras und der Pythagoreer in der Mathematik handelt ausführlich M. Cantor in seinen Vorlesungen über Geschichte der Mathematik I. Bd., Leipzig 1880. — In Berücksichtigung der lebensvollen und schwunghaften Darstellung K. Schmidts ließ ich den Abschnitt ungeändert und begnügte mich in Anmerkungen das durch die Forschung Gesicherte hervorzuheben.*

einem Brennpunkte in sich zusammenfassend, steht er, der Philosoph der Harmonie der Welten, hoch über dieser Zeit, mit seltenem Wissen, mit klarem Blick und mit tief religiösem Sinn. Er ist ein hoher Priester der Wahrheit in der Weltgeschichte, wie er vor dem Volke auch symbolisch als Priester im weißen Talar, mit lang herabfließendem Barte, mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, ernst, ohne irgend eine Leidenschaft, würdevoll und gebieterisch aufgetreten sein soll. Und dieser Priester und Philosoph war zugleich ein Stern erster Größe am Himmel der Pädagogik, der durch Weisheit und Tugend zur Glückseligkeit, zur wahren Sittlichkeit, emporheben und das im Menschen liegende Göttliche aus dem Menschen plastisch herausarbeiten wollte, so daß Harmonie im Reich der Edlen, in dem die Regierenden die Edelsten sein sollten, durchklinge, — selber eine plastische Gestalt, die das Wort eines alten Dichters stets im Munde führte und durch die That übte:

Worin versah' ich's? Was that ich?
Und was zu thun unterließ ich?[1])

Wie das Altertum den Ursprung des Lebens aller großen Männer in Mythen hüllt und sie nicht nur von berühmten Ältern abstammen läßt, sondern auch wunderbare Begegnisse von ihrer Geburt erzählt, wenn sie dieselben nicht gänzlich als Sprossen der Götter betrachtet — sinnig damit andeutend, daß das Große bereits vor seinem Eintritt in die sichtbare Welt vorbereitet ist, und daß die Gottheit in den Genien der Menschheit besonders werkthätig erscheint: so auch in und mit dem Leben des Pythagoras. Pythagoras wird ein Sohn des Apollon genannt, wie auch von ihm überliefert wird, daß er von Hermes das Geschenk der Erinnerung an sein früheres Leben besessen habe.[2]) Zugleich erzählt die Mythe, daß der Vater des Pythagoras mit seiner schwangeren Gattin das Orakel zu Delphi besucht habe, wo ihm von der Pythia die Geburt eines Sohnes verkündet ward, welcher an Weisheit und Schönheit über alle Menschen emporragen werde, und deshalb sei dieser Sohn Pythagoras, d. i. der von der Pythia Verkündete genannt worden.[3]) Geboren ward er 582 v. Chr. zu Samos, wo sein Vater Mnesarchos mit seinen Schiffen Handel nach Phönikien und Sizilien trieb und daneben, mehr der Ehre wegen, die Steinschneidekunst übte. Die erste Jugendbildung, die in Lesung von Dichtern und Erlernung

[1]) Πῆ παρέβην; τί δ' ἔρεξα, τί μοι δέον οὐκ ἐτελέσθη.
[2]) Es hängt diese Sage mit seiner Lehre von der Seelenwanderung zusammen.
[3]) Eine Sage, die zur Erklärung des Namens erfunden ist.

der Musik bestand, erhielt er durch den Samier Hermodamas. Auch Thales und Anaximander, vorzüglich aber Pherekydes, waren seine Lehrer: dem Pherekydes verdankte er die ihm später so eigentümliche religiöse Richtung, indeß ihn Anaximander in seinen naturwissenschaftlichen Ideenkreis einführte und Thales ihm nicht blos von seinen Kenntnissen mittheilte, soviel sein Alter und seine abnehmenden Kräfte erlaubten, sondern ihn auch ermunterte, nach Ägypten zu schiffen und sich besonders an die Priester von Memphis und Diospolis (Theben) zu wenden, denn von ihnen habe auch er mitgebracht, was ihn in den Augen der Menge zum Weisen mache. Zunächst jedoch schiffte Pythagoras nach Phönikien, wo er in Sidon mit einem Priestergeschlechte zusammentraf, bei dem er die Lehren einer alten Naturspekulation kennen lernte, indeß er zu gleicher Zeit mit den übrigen Priestern und Tempelvorstehern verkehrte und sich in alle bedeutenden Weihedienste aufnehmen ließ. Von hier führte ihn sein Weg nach Ägypten, wo er von seinem 22. bis zu seinem 44. Lebensjahre lebte und, alle Bedingungen der Zulassung zur Priesterschaft, sogar der Beschneidung, erfüllend, sich mit solcher Beharrlichkeit und Begeisterung der Priesterweisheit widmete, daß er sich die Bewunderung und Liebe der Priester erwarb und von ihnen nicht blos zur Theilnahme an ihren Studien, sondern sogar zur Verrichtung der Opfer zugelassen ward. Der Oberprophet Sonchis ward sein Lehrer und erteilte ihm nicht nur den mündlichen wissenschaftlichen Unterricht, sondern eröffnete ihm auch die priesterliche Literatur, die das gesamte Gebiet des damaligen Wissens, Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Astronomie und die astronomischen und geschichtlichen Beobachtungen und Überlieferungen umfaßte, woraus sich Pythagoras, neben der eigentlich strengeren Wissenschaft in Astronomie und Mathematik, besonders die eigentümlichen religiösen Anschauungen aneignete, die eine Spekulation über Welt und Gottheit, über das Gesamtleben des Alls wie seiner Lenkung und Leitung durch die Gottheit und über die Verhältnisse der Gottheit zum Menschengeschlecht enthielten. Was seit Jahrtausenden im ägyptischen Geistesgefängnis verschlossen gelegen, das ward so durch griechische Genialität veredelt an das Tageslicht gebracht und damit zum geistigen Blute der spätesten Nachwelt gemacht.[1]) Nachdem hiernach noch der Aufenthalt in Babylon, der

[1]) *Der Aufenthalt in Ägypten erscheint nach den Lehren, die als von Pythagoras selbst herrührend bezeugt sind, glaubwürdig; auch wird dieses Aufenthaltes schon bei Isokrates, einem Zeitgenossen Platos, gedacht.*

Umgang mit den Priestern der Chaldäer und Perser, und die persönliche Bekanntschaft mit Zoroaster selbst, — woneben der Verkehr mit fremden Nationalitäten, wie mit den Indern und Hebräern ganz verschwindet, — auf Pythagoras und seinen Ideenkreis nicht ohne Einfluß geblieben war, vielmehr seine Kenntnisse in Astronomie, Mathematik und in der Naturwissenschaft bereichert, vornehmlich aber seine religiöse Ansicht dadurch verändert und umgebildet hatte, daß er die ägyptischen und persischen Gott- und Weltanschauungen zu vereinigen strebte: kehrte er, geistig gestärkt und voll neuer Ideen, nach seinem Vaterlande zurück.[1]) Hier jedoch hatte sich die geistige Physiognomie während seiner Abwesenheit wesentlich geändert. Die unteritalischen und sizilischen Pflanzstädte waren der blühendste und mächtigste Teil Griechenlands geworden, indeß die kleinasiatischen Griechen mit dem Verluste ihrer Selbständigkeit durch die persische Eroberung auch ihren bisherigen Vorrang unter den Griechen eingebüßt hatten. Nach Unteritalien, und zwar nach Kroton, wo er eine größere Empfänglichkeit für die Wissenschaft voraussetzen durfte, weil sich bereits eine Arztesschule daselbst befand, wo die Gymnastik mit besonderer Vorliebe betrieben ward, und wo das dorische Prinzip der körperlichen Abhärtung in hoher Blüte stand, wandte sich Pythagoras (529 v. Christi), da er zu Samos mit der Gleichgültigkeit seiner Landsleute zu kämpfen hatte und seine Schüler bis auf einen zusammengeschmolzen waren. Nachdem er zuvor noch zu Kreta in die Heiligtümer eingeweiht war und in Sparta die lykurgischen Gesetze kennen gelernt hatte, trat er als ein Mann auf, der, wie Porphyrios schreibt, nicht blos durch seine großen Reisen ausgezeichnet, sondern auch seiner eigenen Begabung nach vom Glück trefflich ausgestattet war, denn er hatte eine vornehme und hohe Gestalt, verbunden mit der größten Anmuth und Würde in Rede und Charakter und überhaupt im ganzen Benehmen. Und diese schöne männliche Gestalt, diese hohe Rede, dieser sittliche Charakter, sowie seine vielseitigen Kenntnisse, sein religiöser Enthusiasmus und zu allen diesen Verdiensten noch, wie Röth sagt, das Verdienst, ein Fremder zu sein, — erwarben ihm in Kroton von Anfang an eine Menge Anhänger, Bewunderer und Verehrer. Er

[1]) *Den Aufenthalt in Babylon hält Cantor für wahrscheinlich; doch dürfte das, was er in der Mathematik auf babylonischen Ursprung zurückführt und was ihn zu dieser Annahme veranlaßt, nicht dem Pythagoras, sondern seinen späteren Schülern zuzuschreiben sein. Daß der Verkehr mit den Magiern und mit Zoroaster erdichtet ist, braucht wohl nicht erst hervorgehoben zu werden.*

fing damit an, daß er die Jugend versammelte und durch eine Einleitung über den Vorrang alles Früheren, Bejahrteren vor dem Späteren, Jüngeren, sowohl in der Natur als im Leben, im Weltall wie im Staate, bei Göttern wie bei Menschen, die Ehrfurcht erheischende Würde der Eltern ins Licht setzte und dann den Dank hervorhob, den wir ihnen schulden, sowohl weil sie die Urheber unseres Lebens sind, (— denn welchen Dank würde ein Verstorbener dem wissen, der ihn wieder ins Leben brächte —) als auch der unausgesetzten Wohlthaten wegen, die sie uns erzeigen, sogar schon vor unserer Geburt und so, daß auch unser späteres Lebensglück mittelbar ihr Werk ist, während wir doch gar kein Recht gegen sie haben. Daran knüpfte er dann weitere Ermahnungen zur Pflichterfüllung. Er hieß sie, sich gegen Freunde so zu betragen, daß sie niemals Feinde, und gegen Feinde so, daß sie baldigst Freunde würden, in der Ehrerbietung gegen das Alter ihre Gesinnungen gegen ihre Väter, und in der Menschenliebe gegen die Übrigen ihre Umgangsweise gegen ihre Geschwister an den Tag zu legen. Endlich aber ermahnte er sie noch zur Pflicht der Geistesbildung. Denn es sei ein Widerspruch, daß man die Einsicht bei Allem als das Wichtigste betrachte und doch weder Zeit noch Mühe auf ihre Erlernung verwenden wolle. Während die Körperbildung den gewöhnlichen Freunden gleiche, die bald abtrünnig würden, so dauere die Geistesbildung wie ein echter Freund bis zum Tode aus, ja sie verschaffe Manchem noch über den Tod hinaus unsterblichen Nachruhm. Das Wissen ist das Einzige, das von einem Andern empfangen werden kann, ohne daß deshalb der Geber im Mindesten weniger besitzt. Geistesbildung gibt ein rechtmäßiges und anerkanntes Übergewicht in allen öffentlichen Angelegenheiten. Geistesbildung begründet den Vorrang der Menschen vor den Tieren. Durch diese Rede wurden die Jünglinge mit dem lebendigsten Eifer für Tugend und Wissenschaft erfüllt. — Der Rat der Tausend aber lobte und dankte dem Pythagaras darob und forderte ihn auf, was er sonst noch zu sagen habe, der gesamten Bürgerschaft vorzutragen. Vor dieser sprach er dann, daß der Besitz und die gesicherte Vererbung der Staatsgewalt von der Gerechtigkeit in der Verwaltung des anvertrauten Gutes abhängig sei, und daß diese nämliche Gerechtigkeit auch geschützt sei von den Mächten der Weltordnung und der Vergeltung nach dem Tode. Dann ging er über zu den häuslichen Pflichten und erinnerte die Männer, im Umgange mit den Frauen, den Genossinnen ihres Lebens, zu beherzigen, daß

andere Verträge durch schriftliche Urkunden und Steintafeln, der Vertrag mit der Gattin aber durch die Kinder befestigt werde. Sie sollten sich bestreben, von Weib und Kind geliebt zu werden, nicht durch das Naturgefühl allein, daß sie sich nicht zum Verdienst anrechnen könnten, sondern durch ihre eigene — der Väter — Zuneigung, denn nur das sei eine Gutthat aus freiem Antriebe. Endlich aber ermahnte er sie, den ernstlichen Entschluß zu fassen, nur mit ihren gesetzmäßigen Frauen des ehelichen Umgangs zu pflegen, damit nicht auch diese durch die Vernachlässigung und Pflichtvergessenheit ihrer Männer sich verleitet fänden, die Nachkommenschaft durch Bastarde zu verfälschen. Da entsagten die Bürger von Kroton der Schwelgerei und entließen ihre Buhldirnen. — Auch zu den Weibern redete Pythagoras im Tempel der Hera. Mit einer lobenden Anerkennung der weiblichen Frömmigkeit beginnt die Rede und fährt dann fort mit der Ermahnung, die Männer zu ehren und zu lieben, ja mehr zu lieben, als die Eltern, sie nicht durch Widerspruch zu erbittern, vielmehr in weiser Nachgiebigkeit ihren Ruhm zu suchen, und der schönsten Perle in der weiblichen Tugendkrone, der Demut und Sanftmut nachzuringen, weil darin die Macht des Weibes bestehe. Das Weib solle die Priesterin des Hauses sein und durch frommen Sinn und treue Erfüllung ihrer Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau das Göttliche nähren und pflegen. Aus den Armen ihres Mannes könne die Frau rein und gottgefällig vor die Altäre treten, aus den Armen eines Fremden nie. Darum möchten sie den Ruhm der Tugend gegen ihre Männer erwerben, den Odysseus erlangte, als er aus den Händen der Kalypso die Unsterblichkeit verschmähte, um der Penelope treu zu bleiben. Und keine der Frauen wagte nach dieser Rede mehr ihre kostbaren Kleider zu tragen; viele Tausende an der Zahl wurden deshalb in den Tempel der Hera geschenkt. Auch rühmten fortan die krotonischen Männer die Treue und Häuslichkeit ihrer Weiber. — Endlich genügte Pythagoras der letzten Aufforderung und redete zu den Kindern im Tempel des Apollon. Bedenket, sprach er, daß Kinder wohlgezogen sein und frühzeitig ein anständiges Betragen sich aneignen, vor Schmähen und Schimpfen sich hüten, und Alles fliehen müssen, was Anstoß erregen könnte. Ehret, wie eure eigenen Eltern, so überhaupt die Alten, und bildet euch nach den würdigen Beispielen derselben. Denn wenn ihr alt werdet, begehret ihr auch Ehrfurcht von denen, die jünger sind, und mit vollem Rechte. Je höher ein Kind Vater und Mutter liebt, desto angenehmer

ist es Gott, und desto gewisser darf es auf Erhörung seiner Gebete bei ihm hoffen.

Von diesen Reden aus ging der Ruf des Pythagoras durch Kroton und die ganze Umgegend. Nicht blos die lernbegierige Jugend besuchte seine engere, geschlossene Schule, sondern auch des Abends strömten die Erwachsenen und zum Teil Männer, welche die höchsten Staatsämter bekleideten, sowie vornehme Fremde, Fürsten und Herrscher der benachbarten nichtgriechischen Stämme in seine allgemein gehaltenen Vorträge. So teilten sich denn durch die Natur der Verhältnisse seine Anhänger von Anfang an in einen doppelten Kreis. Der engere Kreis bestand aus den Mitgliedern seiner eigentlichen Schule, den Lehrlingen — Mathematikoi und Physikoi genannt. Den weiteren Kreis bildeten die Erwachsenen, die für ausgedehnteres Studium zu alt und zu beschäftigt, doch noch Sinn und Interesse für höhere Bildung hatten, und denen die Sittenlehre, sowie die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und der Vergeltung nach dem Tode in Form der Seelenwanderung mitgeteilt ward.

Seine Vorträge hielt Pythagoras auf dem ihm bei der Verteilung des sybaritischen Gebietes geschenkten Landgute, wo er ein nach dem Vorbilde der ägyptischen und babylonischen Priesterschulen eingerichtetes Kollegium hatte, dessen Mittelpunkt ein Gebäude für die Lehrvorträge, ein gemeinsamer Hörsaal, war, und das so viele Wohn- und Wirtschaftsgebäude umschloß, daß Pythagoras mit seinen Schülern gemeinschaftlich daselbst wohnen, schlafen und essen konnte. Die durch das Zusammenleben veranlaßten Unkosten wurden aus einer gemeinsamen Kasse, in die Jeder bei dem Eintritt in die Schule sein Vermögen einlegte, bestritten: die Geldverwaltung übernahm dabei Pythagoras nicht selbst, er überwachte sie nur und überließ sie den Schülern, die dazu aus ihrer Mitte einen Wirtschafter wählten. Diese Einrichtung sollte in den Schülern nicht nur den Sinn für einen geordneten Haushalt wecken, sondern ihnen auch den Gemeinsinn einer eng verbundenen Genossenschaft und das Gefühl einer völligen Gleichheit unter sich geben, zugleich auch die vornehmsten Anlässe zu selbstsüchtigen Regungen beseitigen und die Gefühle gegenseitiger Vereinigung und Verbrüderung entwickeln. Die Verwaltung seiner Schule war der Ausdruck seines Gedankens: Befreundete Genossen müssen Alles gemeinsam haben.

Die Schule des Pythagoras sollte auf Harmonie des Denkens, Fühlens und Wollens gegründet, eine auf sittlichem

Gleichgewicht beruhende große Familie sein. Darum verfuhr er bei der Aufnahme in dieselbe sehr sorgfältig. Auch misbilligte er die Mitteilung der Wissenschaft an jeden, mochte er dazu fähig oder unfähig sein. Er ließ Niemanden eintreten, ohne vorher den Kopf und das Antlitz desselben sorgfältig untersucht zu haben. Daneben suchte er aus dem Benehmen und Betragen der Aufzunehmenden die Gemütsart, die geistige Anlage und die Bildungsfähigkeit derselben zu erkennen. Dann erkundigte er sich nach ihrem Betragen gegen Eltern und Verwandte, forschte, ob sie mehr als gewöhnlich lachten, schwatzhaft oder schweigsam wären, ob sie zornig oder ehrgeizig seien, was für Freunde sie hätten, und wie sie mit ihnen umgingen, womit sie am Tage ihre freie Zeit ausfüllten, worüber sie sich am meisten freuten und betrübten, wie ihr Gedächtnis beschaffen sei, ob sie einem Vortrage leicht folgten und ihn klar auffaßten, und ob sie der Lehre mit Liebe und Besonnenheit entgegenkämen. Den nicht unwichtigsten Teil der Prüfung endlich nahm die Empfänglichkeit für Erziehung, für Bändigung und Zucht ein, weil sich ein ungebändigtes Wesen nicht mit seiner Schule vertrage, denn sie führe zu Unverschämtheit, Frechheit und Zügellosikeit, mache ungelehrig, unehrerbietig und widerspenstig. Damit noch nicht zufrieden, verlegte er die Aufnahme in seinen engeren Schülerkreis erst an das Ende der in der Schule zu erteilenden Erziehung, so daß, wenn diese der Erwartung (— „nicht aus jedem Holze kann ein Merkur geschnitzt werden" und „nicht Allen ist Alles zu verkünden" —) nicht entsprach, der Schüler, als zur letzten Stufe unwürdig zurückgewiesen werden konnte, in welchem Falle — oder wenn er, durch die Schwierigkeit der Prüfung abgeschreckt, aus dem Verbande austreten wollte, — er den beim Eintritt in die gemeinsame Kasse gelegten Beitrag und die unterdeß aufgelaufenen Zinsen zurückerhielt, indeß ihm in der Schule ein Grabhügel und Grabstein errichtet ward. Diese Erziehungszeit erstreckte sich gewöhnlich auf 5 — vom 12. bis zum 17. — Jahre. In den ersten drei Jahren mußten die Zöglinge die Lehrlingsstelle durchmachen. Es war die Zeit des Schweigens, die Prüfungszeit, in der besonders erforscht ward, ob die Aufzunehmenden Selbstbeherrschung und ein treues Gedächtnis hätten, ob sie gelehrig wären und dem Vortrage folgen könnten. Vorzüglich aber war es die Zeit der Seelenreinigung. Die Zöglinge wurden wenig berücksichtigt, und mußten gehorchen und schweigen, um sich von allem jugendlichen Dünkel zu heilen. Den Vorträgen, besonders den religiösen, hörten sie schweigsam zu. Lernen mußten sie, was

man sie lehrte und sich dabei aller Fragen, selbst um sich über Unverstandenes aufzuklären, enthalten. Des persönlichen Umganges mit dem Meister entbehrten sie gänzlich, ja selbst in den Lehrstunden war ihnen der Anblick desselben nicht vergönnt, da er seine Vorträge durch einen Vorhang von ihnen gesondert und nur von dem Kreise seiner gereifteren Schüler unmittelbar umgeben hielt.

War die Lehrlingszeit, das Leben der Exoteriker, zur Zufriedenheit des Pythagoras überstanden, so trat der lang ersehnte Freudentag der Aufnahme in den Kreis der Esoteriker, der engeren Schüler, ein. Der Zögling ward mündig erklärt, und es begann nun mit den Jünglingsjahren das selbständige, auf eigenes Nachdenken gestützte, das eigentlich wissenschaftliche Studium und damit das selbständige Verarbeiten und Fortbilden der erlangten Kenntnisse. Der Zögling durfte das Gehörte niederschreiben, seine eigenen Gedanken aufsetzen, über seine Studien reden und über Nichtverstandenes um Aufklärung fragen.

Der Unterricht in der Erziehungsanstalt des Pythagoras begann, dem Alter entsprechend, damit, daß er dem jugendlichen Geiste zur weiteren Verarbeitung den nötigen Denkstoff übergab und ihn in kurzer und übersichtlicher Form dem Gedächtnisse fest einprägen ließ, von dem Grundsatze ausgehend, daß man nur so viel weiß, als man im Gedächtnis hat. Der Denkstoff bestand in einer Reihe kurz gefaßter, zum Teil durch ihre Fremdartigkeit auffallender und zu eigenen Erklärungsversuchen reizender Lehrsätze, ohne alle weitere Erläuterung. Ein Teil dieser Sätze hatte die Form von Fragen und Antworten, die zum Teil nach dem Was (z. B. „Was sind die Inseln der Seligen?" „Sonne und Mond." —) zum anderen Teil nach der höchsten Steigerung einer Eigenschaft fragten, z. B. „Was ist das Weiseste? Maß und Zahl." „Was ist das Schönste? Die Harmonie." „Was das Mächtigste? Die Intelligenz." „Was das Beste? Die Glückseligkeit." — „Der Beginn ist die Hälfte des Ganzen." „Das Meer ist eine Thräne." „Der Klang des Metalls ist die Stimme eines eingeschlossenen Geistes." — An diese Lehrsätze knüpften sich einfache Verhaltungsregeln an, die zum Teil in Sinnsprüchen bestanden: — z. B. „Gib nicht leichtsinnig die Rechte;" „Die Wage sollst Du nicht überspringen;" Du sollst nicht vom Herzen zehren." Die meisten Sinnsprüche zielten auf den Verkehr mit dem Göttlichen ab, und ihr gemeinsamer Zweck war die Anordnung des Lebens zum Dienst und zur Nachfolge Gottes. So enthielten sie zum Teil

religiöse Pflichten und Sittenlehren, z. B. „Es ist ungereimt, das Gute anders woher suchen, als von Göttern; denn da ein Gott ist, und dieser der Herr des Alls, so folgt von selbst, daß man von diesem das Gute erbitten muß.“ „Man muß sich verheiraten und Kinder aufziehen, — damit die Gottheit Verehrer und Diener habe.“ „Du sollst nicht im Vorbeigehen in einen Tempel eintreten, denn das Heilige sollst Du nicht als ein Nebengeschäft behandeln.“ „Der Weise macht sich auf Alles bereit, was nicht in seiner Macht steht.“ „Feigheit ist es, den uns von Gott angewiesenen Posten eher zu verlassen, als er es erlaubt.“ „Auf Nüchternheit beruht die Stärke des Geistes.“ „Niemand ist frei, der sich nicht in jeder Hinsicht selbst beherrscht.“ „Folge dem Gotte.“ „Man muß eine Last nicht abheben helfen, wohl aber aufheben; denn man muß nicht Ursache sein, daß die menschlichen Mühen sich mindern.“ — Ritual- und Ceremonialgesetze, Vorschriften für den Gottesdienst, priesterliche Reinigkeitssatzungen, Kleidungsregeln und Speiseverbote ordneten das Leben bis ins kleinste Detail. Nur unbeschuht durfte man opfern und die Heiligtümer betreten. Morgens, Mittags und Abends wurden Trank- und Brandopfer geopfert, wovon die letzteren nur im Verbrennen von Weihrauch, nicht aber von Opfertieren bestanden. Reine, weiße Kleider und zwar linnene, nicht wollene, trugen Lehrer und Schüler. Pythagoras wollte in sich wie in seinen Schülern die Gegensätze des Innern überwinden, zur innern Harmonie gelangen. Die Harmonie der Seele war ihm die Tugend, die des Leibes dessen Gesundheit. Zur Harmonie des Leibes gehört die Ausbildung aller Eigenschaften des Körpers, gehört die Gymnastik, welche den Menschen in den vollen Besitz der Herrschaft über seinen Körper setzt. Die Krankheit ist eine Störung der Harmonie des Leibes, welche durch richtige Diät vermieden und, wenn vorhanden, überwunden werden muß. Auf eine naturgemäße Diät ward deshalb vorzügliche Sorgfalt gewendet: von leichter Kost und einfachem Wasser entsteht Gesundheit des Körpers und Munterkeit des Geistes; Überfluß an Nahrung ist dem Körper schädlich, an Gütern demjenigen, der mit schlechtem Sinn begabt ist. Täglich wurden Waschungen in Quell- oder Seewasser vorgenommen. Die Mitglieder der engeren Schüler aßen mit Pythagoras gar kein Fleisch und enthielten sich gänzlich des Weines, und sie aßen nicht allein deshalb kein Fleisch, weil die Tiere mit den Menschen verwandt seien, sondern auch, weil sie glaubten, der Mensch, welcher sich scheue, ein Tier zu töten, werde noch viel mehr Abscheu gegen

Mord und Blutvergießen und damit auch gegen den Krieg, den Zerstörer der allgemeinen Harmonie, haben. Dem weiteren Schülerkreise war zeitweise eine Enthaltsamkeit von Fleischspeisen auferlegt; für gewöhnlich war ihnen das reine Fleisch der Opfertiere gestattet; aber manche Teile der Tiere, wie das Hirn, das Herz ꝛc., ganze Tierklassen, Austern, bestimmte Fische ꝛc. und mehrere Vegetabilien, wie Bohnen, Malven ꝛc. durften gar nicht gegessen werden.[1]) Als Grund dieser Verbote ward angegeben, daß alles Heilige, einer Gottheit Geweihte oder zu heiligen Gebräuchen Gehörige zu ehrwürdig sei, als daß es zum gewöhnlichen Leben verwandt werden dürfte. Selbst bis zu den Totenfeierlichkeiten erstreckten sich die Gebote. Die Verstorbenen trugen wie bei ihrem Leben die priesterlich reinen, weißen, linnenen Gewänder, waren auf Blätter von Bäumen gebettet, welche den unterweltlichen Gottheiten geweiht waren, auf Blätter der Myrthe, des Ölbaumes und der Schwarzpappel. Der Sarg war ein Sarkophag aus Töpferthon. Der Leichnam durfte nicht verbrannt, sondern mußte in der Erde begraben werden, damit das göttliche Element des Feuers nicht durch Sterbliches verunreinigt werde.

Der Grundgedanke der pythagoreischen Erziehung war also, wie Röth mit Recht bemerkt, eine ganz bestimmte, strenge, sittliche Denkweise und zwar in national-hellenischer Fassung durch die Spruchweisheit des vorangegangen Zeitalters einzuprägen. Die sittliche Erziehung steht vor der wissenschaftlichen, die praktische Philosophie geht der theoretischen vor. Und dieser sittlichen Erziehung war aufs Entschiedenste ein religiöser Charakter aufgeprägt, denn die meisten Lehrsätze der Erziehung waren Dogmen eines religiösen Ideenkreises, die Mehrzahl der Vorschriften religiöse, und zwar nicht nur sittlich-religiöse Gebote, sondern auch das ganze Leben bis zum Tode und Begräbnis regelnde Ceremonialgesetze. Pythagoras schuf eine Pflanzschule der Frömmigkeit und der Sittenstrenge, der Mäßigkeit, der Tapferkeit, der Ordnung, des Gehorsams gegen Obrigkeit und Gesetz, der Freundestreue, aller Tugenden, die zum Wesen des ächten Griechen und zwar des ächt dorischen Griechen

---

[1]) *Aristoxenos, ein Schüler des Aristoteles, schreibt, daß die Hauptnahrung der Pythagoreer Brod mit Honig war, daß Pythagoras aber auch die Bohne besonders schätzte und sie häufig genoß. Desgleichen leugnet er, daß sich Pythagoras des Genusses vom Fleische lebender Wesen enthielt, vielmehr behauptet er, daß er das Fleisch der Tiere zu genießen gestattete, mit Ausnahme des ackernden Rindes und des Widders cf. Müller, Fragm. hist. Græc II, p. 273, fg. 6. u. 7.*

gehören. Er wollte mit Hülfe der Religion eine Reform des sittlichen Lebens bewirken. Durch genaue Einprägung und mehrjährige Beschäftigung sollten seine religiös-sittlichen Vorschriften dem jugendlichen Geiste unaustilgbar eingegraben werden. Auf dieses tief gegrabene religiöse Fundament war die ganze pythagoreische Erziehung gebaut.

In engster Verbindung mit diesem religiösen Charakter der Erziehung steht der Wert, den Pythagoras auf die Musik legte.[1]) Das Höchste der Bildung bestand nach ihm darin, daß man die Dinge in ihrem Wesen und in ihren wahren Verhältnissen erkennt und darnach lebt und handelt: und das ist das Wesen der Musik. Die Musik vereint die Harmonie des Weltalls, bildet sie in der Seele nach und läßt sie im Leben ertönen. Die Musik stellte Pythagoras an die Spitze seiner Erziehung und machte von ihr zur Beherrschung der Leidenschaften und zur Läuterung und Reinigung des Sinnes und Gemütes einen sehr weiten Gebrauch, weil er glaubte, daß man durch geeignete Melodien und Harmonien jedes Gefühl und jede Beschaffenheit des Geistes in die entgegengesetzte umstimmen könne, und daß man durch sie, wie die Krankheiten des Geistes zu heilen, so die Gesundheit des Körpers wieder herzustellen vermöchte. Darum waren in seiner Schule Gesänge, die sich gegen das Leiden des Gemütes, gegen Niedergeschlagenheit und Gewissensbisse aufs Hilfreichste erwiesen; wiederum andere, die gegen die Affekte, gegen Erbitterung und Zorn gerichtet waren; noch andere dienten wider die Lüste und Begierden. Abends vor dem Schlafengehen reinigten sich die Schüler durch Gesänge von den Leidenschaften des Tages und beschwichtigten damit zurückgebliebene Aufregungen; und nach dem Aufstehen sollten Gesänge die nächtliche Verschlafenheit und Verdrossenheit verscheuchen und zu frischer Thätigkeit aufmuntern. Zu den Gesängen wurden jedoch nur Saitenspiel, Lyra und Kithara als Begleitung gebraucht, die Blasinstrumente waren wegen der leidenschaftlichen Aufregungen, die sie hervorrufen, verboten. Denn die Musik sollte immer einen besänftigenden, mildernden Charakter haben, so daß sie als Arznei gegen leidenschaftliche Aufregung und affektvolle Zustände diene.

In streng wissenschaftliche Zucht wurden die jugendlichen Geister durch die Mathematik genommen. Die Mathematik ist den

---

[1]) *Das hängt damit zusammen, daß die Pythagoreer die Zahlen als das Wesen der Dinge betrachteten und daß Pythagoras gerade in der Musik die Zahlenverhältnisse auffand, auf welchen die Harmonie beruht. S. unten pag. 528.*

Pythagoreern die edelste Wissenschaft; Zahlen sind der erste notwendige Gegenstand aller wahren Studien; durch sie hat alles Erschaffene seine Form; zugleich sind sie Symbole für die Gedanken. Die Zahl ist das prinzipielle Motiv aller Dinge, des Weltalls, der kosmischen Bewegungen, alles organisch Erscheinenden.[1]) Die Mathematik sollte den Zöglingen die strengere technische Denkbildung geben, die zur Auffassung der Naturwissenschaften und vorzüglich der Astronomie, sowie als notwendige Vorbereitung zum höheren abstrakten Denken erforderlich ist. Wie hoch Pythagoras überhaupt die Mathematik hielt und wie viel er selbst in ihr arbeitete, beweisen die Entdeckungen, die er in ihr gemacht hat, — der pythagoreische Lehrsatz,

---

[1]) *Die Wertschätzung der Mathematik ist in dem philosophischen System des Pythagoras und seiner Schüler begründet. Als Samier lernte Pythagoras die Systeme der jonischen Physiker Thales und Anaximander (s. unten) kennen, weshalb er als deren Schüler galt, und baute auf ihren Forschungen weiter. Thales hielt das Wasser als den Ursprung aller Dinge, wogegen Anaximander das „Unbegrenzte" (*ἄπειρον*), das unsterblich und unzerstörbar sei, als Grundlage der Welt bezeichnete. Näherte sich dieses Prinzip schon dem Abstrakten, so ging Pythagoras weiter, indem er etwas vollständig Abstraktes, die Zahl, als die Grundlage alles Seienden bezeichnete. Aus Zahlen ging alles hervor, Zahlen sind die Elemente der Dinge. Subjektiv gibt es keine Erkenntnis ohne Einsicht in die Zahlenverhältnisse, objektiv sind die Zahlenverhältnisse der Maßstab für die Dinge. Nach Aristoteles wurden die Pythagoreer (*οἱ χαλούμενοι Πυθαγόρειοι*) durch das Studium der Mathematik, „mit der sie sich ernstlich beschäftigten," zu dieser Erkenntnis geführt. Sie sind demnach die Begründer der Mathematik bei den Griechen. Cantor führt den pythagoreischen Lehrsatz, die Theorie der Irrationalen, die Konstruktion der regelmäßigen Vielflächner, der sogenannten kosmischen Körper, die musikalische Zahlenlehre, die arithmetische Unterabteilung der Geometrie und die Erfindung des mathematischen Experimentes, also einer besonderen Methode der mathematischen Forschung, auf Pythagoras selbst zurück. Den Pythagoreern schreibt er eine weitere Entwicklung der Mathematik zu. Sie gliederten diese nach „Zahl" und „Größe". Die Zahlen an sich behandelt die Arithmetik, die Zahlen bezogen auf anderes die Musik, die ruhende Größe die Geometrie, die bewegte Größe die Sphärik. Die Zahlen unterschieden sie als grade und ungrade oder unbegrenzte und begrenzende. Sie stellten alle Zahlen, dann gesondert die graden und ungraden, in Reihen, entwickelten die Summen dieser Reihen und gewannen so die Dreieckszahl (die Summe aller auf einander folgenden Zahlen in einem Dreieck versinnlicht) die Quadratzahl und die heteromeke Zahl (das Produkt zweier Faktoren, von denen der eine um 1 größer ist). Sie suchten das geometrische Mittel zweier Flächen (Quadrate) und zweier Körper (Cubuse). In der Geometrie bewiesen die Pythagoreer die Winkelsumme des Dreiecks durch eine Parallellinie, kannten neben dem Tetraëder, Cubus und Oktaëder, auch schon das Ikosaëder und das Pentagondodekaëder und mit dem Fünfeck auch den goldenen Schnitt. Aus dem pythagoreischen Lehrsatz resultierte das Verständnis der Irrationalität der Diagonale des Quadrates und die Untersuchungen, wann eine Diagonale rational sei.*

nach dem in einem rechtwinkligen Dreieck das Quadrat der Hypotenuse gleich den Quadraten der Katheten ist, — die pythagoreische Tafel d. i. das Einmaleins in einem geschlossenen Viereck(?), — der pythagoreische Kanon, Monochord, ein Instrument mit einer Saite zur Messung der musikalischen Intervallen, auf welche der Dreiklang sich bezieht, von Pythagoras entdeckt, als er in einer Schmiedewerkstatt den Klang dreier zufällig zusammenstimmender Hämmer hörte, — endlich die pythagoreische Leyer, ein Instrument von acht Saiten. Auch gebrauchten die Pythagoreer die Zahlen symbolisch zur Bezeichnung von *Eigenschaften,* Gegenständen *und Erscheinungen. *Den Gegensätzen zwischen grad und ungrad, begrenzt und unbegrenzt schlossen sie andere fundamentale Gegensätze, eins — vieles, rechts — links, männlich — weiblich, ruhend — bewegt, gerade — gebogen, Licht — Finsternis, gut — böse, Quadrat — Oblongum (Heteromekes), an, welche durch grade und ungrade Zahlen ausgedrückt wurden. Die vier ersten Zahlen (die Tetras) erschienen ihnen besonders wichtig und heilig, weil ihre Summe die Grundlage des Decimalsystems bildet. Die Zahl 1 bezeichnete ihnen zugleich den Punkt, 2 die Linie, 3 die Fläche und 4 den Körper. Die Zahlen 4 und 9 und jede andere Quadratzahl (*ἀριϑμὸς ἰσάκις ἴσος*) faßten sie als Symbole der Gerechtigkeit auf, weil sie aus gleichen Faktoren entstanden sind. Sie sahen in ihnen die Idee der Vergeltung, zufolge welcher jeder das zu erleiden hat, was er einem andern gethan hat, ausgedrückt. Nach Plutarchos war der heiligste Schwur der Pythagoreer die Tetraktys, die Summe der 4 ersten Graden und Ungraden (36), die man auch das Weltall nannte.*

Neben den mathematischen Studien wurden an die Lesung der alten Dichter, namentlich der Gnomiker, grammatische Untersuchungen und die Anfänge der Logik geknüpft. *Die Pythagoreer sollen* auch die Beweislehre, die Definitionslehre und die Lehre von der Einteilung *geschaffen haben *

Nach vollendeter Elementarbildung ward der Lehrling im Kreise der engeren Schüler in *die geheimen Lehren eingeführt. Unter diesen sind als pythagoreisch mit großer Bestimmtheit die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und von der Seelenwanderung bezeugt. Herodot berichtet (VI. 95) von Zalmoxis, dem Begründer des Unsterblichkeitsglaubens bei den Thrakern, daß er ein freigelassener Sklave des Pythagoras gewesen sei, und an einer andern Stelle, die sich offenbar auf Pythagoras bezieht, sagt er: „Den Glauben der Ägypter an die Seelenwanderung haben sich ältere

und jüngere Hellenen angeeignet; deren Namen ich kenne, aber unangegeben lasse." Das bestätigt Xenophanes (um 530 v. Ch.), welcher in einem bei Diog., Laert., VIII. 36. erhaltenen Gedichte die Lehre des Pythagoras von der Seelenwanderung verspottet.* — *Dieselben Lehren wurden den Eingeweihten in den eleusinischen und dionysischen Mysterien geoffenbart, welche wie der Osirismythus der Ägypter in dem Absterben und Wiedererwachen der Natur (der Kore des Dionysos Zagreus) den Tod und die Auferstehung des Menschen verkündeten und durch besondere geheimnisvolle Kultformen versinnbildeten. Mit diesen Mysterien wurde der Name des Orpheus, der dem Dionysosmythos schon seiner Abstammung nach zugehört, und von dem die Sage einen Abstieg zur Unterwelt erzählt, in Verbindung gebracht. Unter dem Namen dieses Sängers, der wie schon Aristoteles annimmt, niemals existierte, wurden nun heilige Sagen (*ἱεροὶ λόγοι* oder *Θεολογία*) und Orakelsprüche (*τελεταί* und *χρησμοί*) verbreitet, welche als die ersten Versuche einer griechischen Theologie zu bezeichnen sind. Schon zur Zeit des Peisistratos gab Onomakritos orphische Dichtungen (*τὰ Ὀρφικὰ καλούμενα ἔπη*) heraus. Die spätere Zeit war der Entwickelung dieser mystischen Richtung in der Religion besonders günstig, namentlich als in der perikleischen Zeit mit dem Verblassen der alten Götter die Sehnsucht nach einem Ersatze der Volksreligion im Kreise der Gebildeten erwachte. Es fand daher die orphische Literatur eine größere Beachtung und weitere Ausbildung. Noch mehr steigerte sich das Bedürfnis nach Aufschlüssen über das Jenseits in der römischen Kaiserzeit. Die Sucht nach dem Mystischen, Wunderbaren war zu einer Krankheit geworden, welche die orientalischen Kulte und mit ihnen die Chaldäer und Magier, die Wahrsager und Wundertäter begünstigte. In dieser Zeit wurde auch den orphischen Mysterien eine rege Teilnahme zugewendet und die orphische Literatur bereichert und erweitert. Es liegt nahe anzunehmen, daß die Pythagoreer nicht ohne Einfluß auf die Geheimdienste der Demeter und des Dionysos und auf die orphischen Lehren waren. Wiewohl über diesen Einfluß keine bestimmten Nachrichten vorliegen und es dunkel bleibt, wie die Pythagoreer, die ursprünglich dem Apolloculte zugetan waren, sich den bacchich-orphischen Mysterien anschlossen, so ist es doch Tatsache, daß das Altertum vor Pythagoras keinen Orphiker kennt, daß unter den Orphikern ausdrücklich Pythagoreer genannt werden, und daß orphische und pythagoreische Sätze in inniger Verknüpfung erscheinen, namentlich die Zahlenmystik der Pythagoreer auch bei den Orphikern

erscheint. Darum kann man mit einiger Berechtigung behaupten, daß namentlich in späterer Zeit der Kreis der engeren Schüler in die* dem alten trieterischen Dionysoskult und den durch ganz Vorderasien und Ägypten verbreiteten Adonis- und Osirismysterien nachgebildeten Orphika eingeweiht wurden, und zwar sowohl in den ernsten und düsteren Nachtdienst, der den Tod des Gottes betrauerte, als auch in den heiteren und freudigen Tagdienst, der dessen glückliche Wiederauferstehung feierte. Die Orphika bestanden in einem Sühnkult, der sich ausschließlich um die Vorbereitung auf das Leben nach dem Tode und den Aufenthalt in der Unterwelt drehte; den Abschluß, die letzte und höchste Weihe der religiösen Erziehung. Jetzt nun, weil nur sittlich geläuterte Gemüter würdige Gefäße zur Aufbewahrung der höchsten Erzeugnisse des menschlichen Denkens sind, fand die Einführung in die religiöse Spekulation der „heiligen Sage" statt, welche den Ideenkreis, der dem Weihedienste zu Grunde lag, zum vollen Verständnis brachte, und in der der Gedanke durchgeführt wird, daß „Eine Macht ist, Ein Gott, der gewaltige Urgrund des Daseins, die Quelle der ewig strömenden Schöpfung." Der Gottheit Leib ist das Weltall, den sie belebt und beseelt und der ihr in Allem ähnlich." Bestandteil des Urgottheitsbegriffes ist zuerst der Äther, die Monas, die Einheit, weil ihm völlige Einartigkeit zukommt, der Geist und damit das Urprinzip des Alls, allgegenwärtig, weil den grenzenlosen Raum ausfüllend, — Intelligenz und Willensthätigkeit. Das zweite göttliche Urwesen ist die Urmaterie, die Dyas, die Zweiheit, das passive, die Einwirkungen des Geistes erleidende Prinzip, — das mit Erdteilchen vermischte Wasser gleich einem dichten Nebel den unendlichen Raum erfüllend. Das dritte göttliche Urwesen, die Trias, Dreiheit, ist der unendliche Zeitstrom; und das vierte, die Tetras, die Ananke, das Chaos, der durch die ganze Weltkugel hindurchreichende und sie von Außen auch noch umschließende unendliche Raum. Diese vier göttlichen Urwesen sind nur die Eine Gottheit, die Tetraktys,[1] die als Vierfaltigkeit, Viereinigkeit, den Urgeist und die Urmaterie, die grenzenlose Zeit und den unendlichen Raum in sich zusammenfaßt, und die Erde wie den weiten Himmel gebar, so daß sie aus dem Unsichtbaren in Gestalt des Welteies sichtbar wurden.

„Zeus war Erster und Zeus ist Letzter, der Blitzebeherrscher,
Zeus ist Haupt, Zeus Mitte, aus Zeus ist Alles entstanden,
Zeus war der zeugende Mann und der ewige Zeus auch die Jungfrau,

[1]) *Vgl. oben pag. 529 die Tetraktys in anderer Auffassung.*

Zeus ist die Feste der Erd' und des sternenbesäeten Himmels.
Zeus ist der Odem des Alls und der Strom nie rastender Wärme.
Zeus ist die Wurzel des Meers und Zeus ist Sonnen- und Mondball,
Zeus ist Herrscher, Zeus selbst der Urerzeuger des Weltalls.
Eine Kraft ist, Ein Geist, des Weltalls gewaltiger Urgrund
Und Ein göttlicher Leib, in dem dies Alles herumkreist:
Feuer und Wasser, und Erde und Äther, Nachtdunkel und Taglicht,
Einsicht auch, der erste Erzeuger, die freudige Liebe,
Denn dies Alles ja liegt in des Zeus geräumigem Weltleib."

So der dogmatische Teil der „heiligen Sage." Ihr folgt der Vortrag der Sittenlehre, der Diatheken, in Form einer Anrede an den in den orphischen Weihedienst eben aufgenommenen Schüler.

„Ehre zuerst die unsterblichen Götter, sowie es die Sitte
Lehrt; hoch halte den Eid, und dann die erlauchten Heroen.
Ehre die Eltern sodann, und die Dir am nächsten verwandt sind,
Und von den Andern erwähle den Freund, wer an Tugend hervorragt.
Dies nun halte Du so. Zu beherrschen gewöhne Dich aber
Dieses: vor Allem den Bauch, dann den Schlaf und die Wollust, und dann den
Zorn. Unsittliches sollst Du mit Anderen weder verüben,
Noch auch allein; denn es ziemt Dir am meisten Scham vor Dir selber.
Ferner Gerechtigkeit lern' in Werken und Worten zu üben,
Und bei Nichts Dich im Leben mit Unvernunft zu betragen.
Sondern erwäge, daß blos der Tod uns Allen gewiß ist,
Daß man den ird'schen Besitz bald aber gewinnt, bald verlieret.
Drum, was des Himmels Geschick an Schmerzen den Sterblichen bringet,
Wenn Du Dein Teil empfängst, so trag' es und murre nicht, sondern
Suche zu heilen, so viel Du vermagst, und denke, daß Dessen
Doch nicht allzuviel aufbürdet das Schicksal den Guten.
Vielerlei ist das Gerede, bald gut und bald schlecht, das den Menschen
Trifft: Drum lasse Du's weder Dich jemals erschrecken, noch jemals
Gar am Handeln verhindern; und saget man Lügen, so trag's mit
Gleichmut. Was ich Dir aber jetzt sage, das thue vor Allem:
Niemand mit Wort und mit That bewege Dich je, daß Du Etwas
Thust oder sagst, was Du selbst nicht auch als das Bessere billigst.
Vor der That überlege, damit es nichts Thörichtes werde,
Sondern Du nur vollführst, was nachher Dich nicht gereu'n wird.
Auch die Gesundheit des Körpers ist wert, daß Du sie hochachtest.
Darum in Speis' und in Trank und in leiblichen Übungen halte
Maß; und das richtige Maß heiß ich, was nie Dich erschöpfet.
Wenn Du den Leib dann verlassend zum freien Äther emporsteigst,
Wirst Du unsterblich sein, ein seliger Gott und kein Mensch mehr."

In die schon begonnenen Zweige der Wissenschaft wurden die Esoteriker tiefer eingeführt. Als Grundlage aller Wissenschaft ward die Mathematik betrachtet und deshalb als Zahlenlehre und Zahlentheorie, als Größenlehre bis zu den Kegelschnitten, den Sätzen von der Kugel und den in der Kugel beschriebenen regelmäßigen

Körpern gelehrt. Der Musik ward eine feste Grundlage in der mathematisch-bestimmten, akustischen Intervallenlehre gegeben, in welcher durch das Monochord die Intervalle bestimmt wurden, indeß in der Harmonik die Verbindung der Intervalle zu Akkorden, Harmonien, deren Aufeinanderfolge, Verkettung und Auflösung, ihre Vereinigung mit der Melodie, die Übergänge aus einem Tongeschlecht in das andere ꝛc. gelehrt wurden. Die übrigen angewandten mathematischen Disziplinen, die Sphärik, Gnomik und Optik nahmen ihren Ursprung in der Beobachtung des Himmels, indem die Sphärik die sichtbare Himmelshohlkugel, das nächtliche Sternengewölbe mit seiner 24stündigen Umdrehung und seinen übrigen Himmelserscheinungen zum Gegenstand hatte, die Gnomik zur Bestimmung des Sonnenlaufes durch die von den Sonnenstrahlen auf die Erdoberfläche gewonnenen Schatten diente, und die Optik sich mit den Bedingungen der Wahrnehmung der Himmelskörper, ihrer scheinbaren Gestalten und Bewegungen, sowie sie am Himmel sichtbar werden, und der Erklärung von deren wirklicher Beschaffenheit nach den Gesetzen des Sehens (— nach den Pythagoreern gehen die Sehstrahlen vom Auge als von einem Punkte aus und erweitern sich zu einem Kegel, der die Fläche des zu sehenden Gegenstandes umfaßt —) beschäftigte. Eine Folge von der Bewegung der Gestirne war den Pythagoreern die Harmonie der Sphären, die wir nur nicht hören, weil wir, wie die Bewohner einer Schmiede, das gleiche Geräusch von Geburt an unausgesetzt vernehmen und nie in den Fall kommen, ihr Dasein am Gegensatz der Stille zu bemerken. Wie jeder schnell bewegte Körper einen Ton erzeugt, so müssen auch die sich um das Centralfeuer bewegenden Himmelskörper eine Reihe von Tönen hervorbringen, die zusammen eine Oktave oder eine Harmonie bilden, indem die Höhe und Tiefe dieser Töne der Geschwindigkeit der Bewegung, diese wiederum der Entfernung der einzelnen Gestirne und die letztere der Distanz der Töne in der Oktave entspricht. Die Pythagoreer trugen also die sieben Töne in der musikalischen Tonleiter auf die Siebenzahl der Planeten über und verglichen die gegenseitigen Entfernungen und Abstände im Himmelsraume mit den musikalischen Intervallen; den Abstand von der Erde bis zum Monde setzten sie dem Intervalle eines ganzen Tones gleich, den des Mondes bis zum Mercur eines halben, den des Mercurs bis zur Venus (die sie als Morgen- und Abendstern kannten) eines halben, den der Venus zur Sonne eines und eines halben, den der Sonne zum

Mars eines, des Mars zum Jupiter eines halben, des Saturns zum Fixsternhimmel eines und eines halben Tones. Durch die Bewegung dieser Sphären in diesen Intervallen um das Centrum entsteht die Spärenharmonie. Das Weltgebäude ist, wie die Erde und jedes einzelne Ding in ihr, — Harmonie.

Die Naturlehre der Pythagoreer geht von der Vorstellung aus, daß zwischen der Gottheit und der Welt nur der Unterschied ist, daß jene unendlich, ungestaltet, ewig, diese endlich, gestaltet und *in der Zeit* entstanden ist. Die Gottheit ist durch eine ihrer Wesensseiten, ihre unendliche Ausdehnung und Räumlichkeit, unmittelbar sinnlich wahrnehmbar und erkennbar. Die Welt gleicht der Urzahl in Allem. Sie enthält die Bestandteile der Gottheit: Geist, Materie, Raum und Zeit; sie ist ein mit Beseelung und Begeistigung begabtes Wesen. Vom Äther, dem die Weltkugel in Umschwung Setzenden, sind die vier Elemente — erzeugt, die einander wesensähnlich, unaufhörlich in einander übergehen und so das All durchdringen und durchströmen. Die letzten Urteilchen dieser Elemente sind unendlich kleine Größen und Gestalten; die Urteilchen der Erde haben Größe und Gestalt des Würfels, die des Feuers Größe und Gestalt des *Tetraëders*, die der Luft Größe und Gestalt des Oktaëders, die des Wassers Größe und Gestalt des Ikosaëders, die des Äthers Größe und Gestalt des Dodekaëders. Die Welt ist aber nicht nur unmittelbar aus der göttlichen Substanz hervorgegangen; sie ist auch noch fortwährend mit der Gottheit in der engsten Wesensgemeinschaft und empfängt die zur unausgesetzten Neuschöpfung und Entstehung der Dinge nötige Substanz noch ununterbrochen aus der sie umgebenden Gottheit. Und endlich erhält die Welt auch ihre Sonderung in endlich begrenzte Einzeldinge unmittelbar aus der Substanz der Gottheit selbst, denn das Leere, der Raum, welcher die Einzeldinge der Welt von einander sondert und scheidet und sie dadurch zu Zahlen, Einzelwesen, ausbildet, ist etwas selbständig Existirendes und zwar ein Teil der Gottheit; das Leere dringt aus dem Unendlichen durch das Himmelsgewölbe unaufhörlich in die Weltkugel ein, und so erzeugt denn die Gottheit aus ihrem eigenen unendlichen Wesen auch die Endlichkeit der Welt und der Einzeldinge. Weil die Welt also das Ewige unaufhörlich einathmet, wie sie aus der Substanz der Gottheit entstanden ist, und weil sie Eigenleben und Eigenbeseelung hat, darum bewegt sie sich, wie die Gottheit selbst, ununterbrochen. Ursache der Beseelung und der Intelligenz ist der Äther, Ursache des Lebens die Wärme. Äther und Wärme durch-

bringen die ganze Weltkugel; der Äther, indem er die beseelten und intelligenten Einzelwesen erzeugt, das Feuer, indem es das Leben im Allgemeinen verbreitet und erhält. Je mehr beide von der Gottheit weg zur Erde hindurchdringen, desto mehr nehmen sie an Intensität, Stärke und Reinheit ab; der Äther wird zur Luft, das Feuer zur Wärme. Die höchsten Regionen sind vorzugsweise von ihnen erfüllt, und das Feuer umgrenzt sowohl als feurige Sphäre die äußerste Wölbung der Weltkugel, als es auch das Innere der Erdkugel ausmacht. Wie das ganze Weltall, so ist auch die Erde eine Kugel, und zwar eine Hohlkugel, in deren Mitte das Centralfeuer *(Hestia)* sich befindet, das demnach den Mittelpunkt der gesamten Weltkugel einnimmt; die beiden Halbkugeln der Erde sind durch das Centralfeuer getrennt, — zwei besondere Weltkörper: Erde und Gegen-Erde.[1] Das Weltall zerfällt in 3 Teile, in die irdische Region *(den Uranos),* den Luft- und Dunstkreis, *der mit dem Mond abschließt*; in die planetarische Region bis zur Fixsternwölbung wegen ihrer Vollkommenheit der Schmuck und die Zierde der Welt, *der eigentliche Kosmos genannt;* und in die überweltliche Religion des Fixsterngewölbes, *den Olympos*, den unmittelbaren Sitz der Urgottheit. *Auch das ganze Weltall wurde zuerst von Pythagoras als Kosmos, Weltprachtbau, bezeichnet.*

Unter den Bewohnern dieses beseelten und weise geordneten Weltbaues nimmt der Mensch eine mittlere Stellung ein, indem die Götter, Geister und Heroen über ihm und die Tiere und Pflanzen (— auch die Pflanzen sind belebt —) unter ihm stehen. Die Menschen sind himmlischer Herkunft, göttlichen Geschlechtes: sie gehören zu den Geistern, welche bei der Entstehung der Welt aus dem Äther, dem Urgeiste, hervorgingen, seitdem den Himmel bewohnten und nun zur Buße auf die Erde herabsteigen und Menschen werden müssen, und endlich nach überstandenem irdischen Aufenthalte und vollendeten Seelenwanderungen zum Aufenthalt im Himmel wieder zurückzukehren. Es besteht der Mensch aus Leib, Seele und Geist. Der Geist *(νοῦς)* ist erst nach der Geburt vom Himmel mit dem Körper verbunden, und ihm allein kommt Einsicht und Denken, Vernunft zu, weil er vom Äther, vom Urgeiste, stammt und deshalb auch, wie er vor dem irdischen Leben existirte, nach dem Tode des mit ihm verbundenen Körpers fortdauert, indeß die dem Körper eigene

[1] *Die Gegenerde ἀντίχθων wurde konstruirt um bei den Weltkörpern die Zehnzahl zu gewinnen (Hestia, Erde, Gegenerde, Mond, Mercur, Venus, Sonne, Mars, Jupiter, Saturn).*

vernunftlose Beseelung mit dem Körper entstanden, an ihn gebunden und mit ihm vergänglich ist. Der Körper (– hierin weicht Pythagoras vom Dorismus ab –) hat an sich keinen Wert: die Seele ist in ihn nur wie in ein Grab zur Strafe für einen vorirdischen Frevel begraben; er ist nur wichtig, weil ohne ihn die Seele die zur Erkenntnis notwendigen Sinne nicht gebrauchen kann. Der Lebenskraft *(ψυχή)* kommen die Gefühle und Begierden zu — sie ist Gemüt und Begehrungsvermögen, die ihren Sitz in der Brust oder dem Herzen hat, während der Geist im Gehirn wohnt. Die Gedanken sind Aushauchungen des Geistes; die Empfindungen Tropfen, welche von der Seele fallen; die Sinnesthätigkeiten beruhen auf einer aus dem Gehirn in die Organe übergehenden Ausstrahlung. Der Leib entsteht aus dem Samen, der ein Tropfen vom Gehirn ist. Die Gebärmutter nimmt diesen Gehirntropfen auf; in ihr werden aus ihm Lymphe und Blut, und aus diesen bilden sich Fleisch, Sehnen und Knochen; aus dem in ihm eingeschlossenen warmen Dunste aber entwickelt sich die Beseelung und Empfindung. Die erste Gestaltung zu einer neuen Frucht empfängt das in der Gebärmutter Geronnene nach 40 Tagen; geboren wird die Frucht nach den Verhältnissen der Harmonie in 7 oder 9 oder höchstens 10 Monaten. Die Frucht enthält alle Grundvermögen zum Leben nach den Verhältnissen der Harmonie, indem jedes dieser Vermögen sich in geordneten und festgeregelten Zeiten entwickelt. Bei der Geburt ist der Mensch höchst unvollkommen und von Natur zum Übermut geneigt; durch eine, während des ganzen Lebens fortdauernde, ununterbrochene Erziehung muß er von den angebornen Fehlern befreit und zur Reinigung des Herzens und Gemüts emporgehoben werden. Frühe Enthaltsamkeit im Essen, Schlafen und Sprechen, Maßhalten nach allen Seiten hin, gegenseitige Besserung durch innige Freundschaft und durch tiefe wissenschaftliche Bildung führen dazu. Aufgabe des irdischen Menschen ist, das wahre Wissen zu erlangen, das Wissen von denjenigen Gegenständen, welche ihrer Natur nach unveränderlich und ewig sind. Und die Weisheit hat keinen anderen Zweck im Auge, als durch ihre Belehrungen den menschlichen Geist von dem Sklavenjoche der Begierden und der Sinnlichkeit zu befreien, ihn zur Gottähnlichkeit zu führen und würdig zu machen, dereinst in die Versammlung der Götter einzutreten. Wie für Alles, so ist auch für die Menschen Harmonie das Ziel des

Lebens. Die Harmonie der Sphären soll auch im menschlichen Geiste wiedertönen, und in dieser Absicht muß der Mensch sowohl sich selbst erkennen, als auch zum Schauen der himmlischen Schönheit zu gelangen streben und damit in fortdauernden Umgang mit Gott treten. — Wenn der Tod die Seele wieder von dem Körper trennt, so durchschwebt sie, an Gestalt dem Körper ähnlich, die Luft und kommt, von dem Seelensammler Hermes geführt, in die Unterwelt, von wo sie, rein befunden, in das Reich des Lichtes und der Ordnung, in die unsichtbare Welt, in den Himmel des Apollon emporsteigt. Ist sie aber noch unrein, so wird sie von den Schicksalsgottheiten, den Erinyen, in neue unlösbare Bande gefesselt. Die ganze Luft ist daher voll von Seelen und Geistern, auch reinen Dämonen und Heroen, und sie sind es, welche die Träume, die Vorbedeutungen und Zeichen schicken, durch welche die Götter das menschliche Leben lenken. — Von solcher Seelenwanderung war Pythagoras um so mehr überzeugt, als er sich selbst mitten in derselben begriffen fühlte. Xenophanes, sein Landsmann und Zeitgenosse berichtet, man habe ihm erzählt, daß Pythagoras, als er ein Mal im Vorübergehen einen Hund schlagen sah und dessen Heulen vernahm, ausgerufen habe: „Halt ein und schlage nicht weiter, es ist die Seele eines Freundes, ich erkenne ihn an der Stimme.“ Andere erzählen, daß er einst in Argos, als er unter alten in Ilion erbeuteten Wappen ein Schild erblickt, geweint und diese Thränen dadurch erklärt habe, daß er selbst vordem dieses Schild getragen, als er Euphorbos, des Panthors Sohn, gewesen sei, den Menelaos beim Kampfe um den Leichnam des Patroklos erschlug. Und als man nachgesehen, habe man in der inneren Seite des runden Schildes den Namen Euphorbos gefunden. Herakleides von Pontus berichtet, Pythagoras habe behauptet, daß er zuerst Äthalides, der Herold der Argonauten, hierauf Euphorbos, dann Hermotimos, darnach Pyrrhos, ein Fischer von Delos gewesen sei, so daß er nun zum fünften Male auf der Erde wandle.

Nicht sowohl und besonders als Lehrer einer neuen Weisheit, sondern als Verkündiger eines neuen Gottesdienstes und eines neuen Lebens, als ein Eingeweihter in die Geheimnisse des Himmels trat Pythagoras auf, und in diese Geheimnisse, in den Dienst des reinen Gottes, des Gottes der Harmonie, weihte er seine Schüler ein. Diese hatten zur Erreichung ihres Zieles, — der Harmonie des Leibes und der harmonischen Stimmung der Seele — aus der Vielheit und Zerstreuung des Lebens in die Einheit und innere

Ruhe hineinzusteigen und demgemäß auch ihre tägliche Beschäftigung und Tageseinteilung zu ordnen.

Mit jedem Morgen berieten sie, was den Tag über gethan werden solle, an jedem Abend untersuchten sie, ob und wie es geschehen sei. „Was hab' ich verfehlt, was recht gethan, was pflichtwidrig unterlassen?" Mit Aufgang der Sonne erhob man sich vom Lager und brachte der Königin des Tages die ihr gebührende Verehrung dar. Hierauf wurden Stellen aus Homer und anderen Dichtern vorgelesen oder eine Musik aufgeführt, um die Kräfte des Geistes zu wecken und das Gemüt für das Heiligste zu begeistern. Nachher wurden mehrere Stunden den ernsten Studien gewidmet. Nach einer kurzen Erholung, die nun eintrat, begab man sich gemeinsam zum Behuf frommen Nachdenkens und lehrreicher Unterhaltung auf einen Spaziergang. Nach der Rückkehr wurden vor dem Mittagsmahle gymnastische Übungen angestellt. Das nun folgende Mittagsmahl bestand in Brod, Honig und Wasser. Der Nachmittag wurde den öffentlichen und häuslichen Angelegenheiten, der gegenseitigen Mitteilung, dem Bade, religiösen Übungen und Selbstprüfungen bestimmt. Unter einander lebten die Pythagoreer in innigster Freudschaft. Die älteren Lehrjünger behandelten die jüngeren mit Liebe und Freundschaft, und die jüngeren waren folgsam den Anordnungen der älteren. Sie durften sich auch im Scherz nie betrügen, denn, sagt Pythagoras, unser Freund ist unser anderes Selbst. Der Grundton des Zusammenlebens sollte, wie im Universum, die höchste Übereinstimmung, die aufrichtigste Einheit, die reinste Harmonie sein, überall Liebe und Wohlwollen das Scepter führen, Verdruß, Hader und Streit in weitester Ferne bleiben. *Alle* standen im Dienste des reinen Gottes, des Gottes der Harmonie.

Zwanzig Jahre hindurch lebte Pythagoras mit seinen Lehrern und seinen Schülern auf seinem Landsitze, in glücklichen und sorgenfreien Familienverhältnissen, bei den Krotoniaten und bei den umliegenden Städten und Stämmen Siziliens und Italiens im höchsten Ansehen und Ruhme. Die von Griechen bewohnten Städte Unteritaliens wurden nach pythagoreischen Anschauungen organisiert. Aus den Schülern des Pythagoras gingen Leiter und Gesetzgeber der Städte hervor. Pythagoras aber stand selbst als gemeinsames und leuchtendes Vorbild mitten unter den Seinen, die voll Ehrfurcht zu ihm emporschauten und denen Alles heilig war, von dem sie wußten: „Er hat's gesagt!" *(αὐτὸς ἔφα)* Doch mußte naturgemäß durch die Höhe und das sittliche Leben, sowie andererseits durch die

Abgesondertheit des pythagoerischen Kollegiums und durch die Aristokratie desselben (— die Schüler gehörten meist zu den Vornehmen und Reichen —) die Mißgunst der Menge aufgestachelt werden. Als daher zu Kroton ein Aufruhr der demokratischen Partei gegen die Aristokraten entstand, kam auch der Haß gegen Pythagoras zum Ausbruch, veranlaßt durch den die Demokratie führenden Kylon, dem einst Pythagoras die Aufnahme unter seine Schüler verweigert hatte. Pythagoras ward verbannt, ging nach Metapont und fand in den hier gleichfalls ausgebrochenen Unruhen — 99 Jahre alt — seinen Tod, nach Einigen im Tempel der Musen, wohin er sich geflüchtet hatte, verschmachtend, nach Anderen aus Gram, nachdem er zuvor noch aus dem in Brand gesteckten Hause, worin er Zuflucht gesucht hatte, gerettet worden war.

Pythagoras war (— wie viel oder wie wenig auch von dem positiven Inhalte der pythagoreischen Lehren ihm selbst angehören mag, denn es läßt sich zwischen dem Seinigen und dem seiner Schüler nach dem uns Überbrachten nicht mehr teilen —) ein großer Pädagog. Er hat zuerst die Erziehungsidee mit begreifendem Geiste erfaßt. Die ganze Erziehung basirte er auf Religion, und das Ziel derselben war ihm reine Harmonie der Menschheit, — Leben des Menschen in äußerer und innerer Schönheit, so daß er im Anschauen der reinen Verhältnisse des Ewigen sich bewußt wird und dann mit bewußtem Geiste und reinem Willen das wirkliche Dasein nach den ewigen Urbildern zu gestalten strebt. Als wesentliche Momente des Unterrichts bezeichnete er Gedächtnis, Schärfe und Gewandtheit des Verstandes und den Forschungstrieb zum Weiterlernen. Von Seiten des Schülers verlangte er Schweigen, die Vermeidung alles Eigendünkels und aller subjektiven Einfälle: von Seiten des Lehrers Sparsamkeit und Kürze im Vortrage. Für die sittliche Erziehung war ihm die jugendliche Scham der Seele und vor Allem die Gewöhnung der wichtigste Faktor, denn, sagt er, wähle dir das beste Leben, und die Gewohnheit wird es angenehm machen. Bei der Zucht sowohl als beim Unterricht sollten Sanftmut, Milde, Friede und Freundlichkeit die erste Stelle einnehmen: bei jeder Zurechtweisung mußte ernste Strenge mit freundlicher Milde gepaart sein. Bei Aufnahme in die verschiedenen Stufen seiner Schule wurden die verschiedenen Anlagen der Schüler berücksichtigt und diese je nach ihrer geistigen Individualität bald so, bald anders unterrichtet. Der Erzieher solle der Urheber des wahren Lebens und Denkens sein: darum durfte er auch den Jugendunter-

richt nicht als Mittel des Gelderwerbes ansehen; denn diejenigen, welche sich dafür bezahlen lassen, ständen niedriger, als die Bildhauer, die für Geld arbeiten, weil diese mehr einen rohen Stoff behandeln, der Lehrer aber aus der ganzen Natur das Streben nach Tugend und Weisheit fördern soll. Die Eltern betrachtete Pythagoras als die wahrhaften Erzieher der Kinder und zwar nicht blos nach der Geburt, sondern auch schon vor derselben. Darum fordert er nicht nur, daß nach dem Genuß ungesunder Speisen, oder in der Trunkenheit, oder bei Gemütsbewegungen kein Kind erzeugt werden soll, weil von tierischer Lust und schlechter Erziehung die große Zahl böser Menschen komme; er verlangte auch die Reife des Jünglings (— wenigstens das 20. Jahr —), ehe eine Ehe eingegangen würde, und wollte, daß erst die Würde des Menschen und die Hoheit der Tugend gekannt sei, ehe der Jüngling von Dingen hörte, die sich auf das Geschlecht bezogen. Auf solche Weise wollte er, wie er Harmonie im Weltall sah, Harmonie im Einzelmenschen wie im ganzen sittlichen Kosmos gestalten, — Harmonie des Körpers und Geistes, Harmonie im Denken, Fühlen und Wollen, Harmonie zwischen Eltern und Kindern, Harmonie zwischen Schüler und Lehrer, Harmonie der Menschen unter einander durch Liebe und Freundschaft, die einigenden Bande der Welt, Harmonie endlich zwischen den Menschen und den Göttern. Wie sehr er aber auch noch mit seinen Forderungen und durch seine Thaten von diesem Ideale entfernt blieb; wie sehr er auch mit seinem Jahrhundert nicht nur durch eine Schwachheit zusammenhing, sondern mit seinem Unterricht wie mit seiner Erziehung an die Nabelschnur seines Volkes gebunden und in ihm selbst an die einseitige Lebensanschauung des Dorismus gefesselt war; wie sehr deshalb auch seine Erziehung den aristokratischen Zug des Dorismus mit sich führte, gleich dem dorischen Charakter, den Einzelnen im Ganzen verschwinden ließ, und durch die Forderung der frühen Gewöhnung an Entbehrung und Entsagung, an Einfachheit und sittliche Würde, sowie durch die Aufstellung der Musik als Basis der Denk- und Gefühlsbildung echt dorisches Gepräge an sich trug: er hat doch das höchste Ideal der Erziehung ausgesprochen und dasselbe nicht allein theoretisch zu begründen und zu entwickeln, sondern selbst praktisch auszuführen gestrebt. Pythagoras war in seiner Musterschule zu Kroton ein Muster aller Lehrer. Und mit welcher imponierenden Gewalt er auf seine Umgebung gewirkt und seine Schüler an sich gebannt hat, deutet der Mythos an, in dem berichtet wird,

daß Pythagoras durch seine Rede selbst die wilden Tiere gebändigt, und wie Orpheus, Linos und Amphion durch den Zauber der Musik, so durch die Hoheit seiner Person und seines Wortes die leblose Natur bewegt hätte.

β. Athen.[1])

αα. Solon und die Erziehung bei den Athenern.

Attika umfaßte in Mittelgriechenland einen Flächenraum von 2200 km und zur Blütezeit eine Anzahl von 500 000 Bewohnern, von denen 135 000 Freie, und 365 000 Sklaven waren. Im wunderbaren Verein fand sich in ihm vereint, was in den verschiedenen griechischen Gegenden vereinzelt vorhanden war. Feigen und Oliven, Wein und Honig trug das vom Hymettos und dem pentelischen Gebirge durchzogene, vom Kephisos und Ilissos bewässerte Land, über dem sich ein klarer Himmel mit der reinsten Luft ausbreitete, und in dem der Centralpunkt der griechischen Bildung Athen blühte — und mit seiner Akropolis und dem von weißem pentelischen Marmor erbauten und mit den Statuen 2c. des Pheidias geschmückten Parthenon, mit seinem Erechtheion, dem Schauplatze der ältesten und heiligsten Ceremonien und Mythen, mit dem Prytaneion, dem Theater des Dionysos und dem Odeion, mit der durch Gärten, Springbrunnen, heilige Ölbäume, Altäre und Bildsäulen geschmückten Akademie, mit dem durch schattige Haine geschützten Lykeion, vor Allem aber mit seiner freien und ungehemmten Geistesentwicklung, die gleichweit von dem Realismus und sinnlichen Genusse der Jonier, sowie von der Adelsaristokratie der Dorier und dem oligarchischen Rittertum der Äolier, das Höchste und Herrlichste in Bildung und Humanität, in Kunst und Wissenschaft erzeugt hat. Dieses Geistesleben ward einerseits durch das Land hervorgerufen, das durch seine Lage sowohl vor überwältigenden Einflüssen des Auslandes gewahrt war, als auch den ausgedehntesten Verbindungen mit demselben offen stand, das sowohl die Vorteile eines gesegneten Himmelsstriches bot, als auch durch seinen gebirgigen, wenig

[1]) *Außer den bei der Erziehung der Griechen citierten Werken wurde schon in den ältern Auflagen* Ad. Cramer, de educatione puerorum apud Athenienses, Marburg, 1833, *benützt, von späteren Werken sind J. C. Heinrichs de ephebia Attica, Berlin, 1851 und W. Dittenberger, de ephebis Atticis, Göttingen, 1863, anzuführen.*

ergiebigen Boden seine Bewohner zur Schifffahrt und zum Handel, zur Kunst und zum Handwerk nötigte. Andrerseits waren die Blüten der Wissenschaft und Kunst wie das ganze athenische Geistesleben die Produkte dieser bestimmten Menschen, die alle großen und alle niedrigen Eigenschaften des Griechenvolkes überhaupt in sich vereinten und mit ihrem sittlichen Adel, mit ihrer Frömmigkeit, mit ihrem Kunstsinn, ihrer intellectuellen Schärfe, ihrer individuellen Lebendigkeit und äußersten Bildsamkeit eben so, als mit ihrer Reizbarkeit und Launenhaftigkeit die wahrhaften Repräsentanten des Griechentums waren. Der Athener war leichtsinnig, aber fein gebildet. Betriebsamkeit, Regsamkeit und Ausbildung der Individualität innerhalb des Kreises eines sittlichen Ganzen: das waren seine Wesenselemente. „Wir lieben — so schildert Thukydides wahr und tief den Charakter der Athener — das Schöne, aber ohne Prunk, ohne Verschwendung; wir philosophieren, ohne uns darum zur Weichlichkeit und Unthätigkeit verleiten zu lassen; wir sind kühn und keck, und bei diesem Mute geben wir uns doch Rechenschaft von dem, was wir unternehmen; bei Anderen dagegen hat der Mut seinen Grund in dem Mangel an Bildung; wir wissen am besten zu beurteilen, was das Angenehme und was das Schwere sei, dessenungeachtet entziehen wir uns den Gefahren nicht." So gab Athen — sagt Hegel — das Schauspiel eines Staates, der wesentlich zum Zwecke des Schönen lebte, der ein durchgebildetes Bewußtsein über den Ernst der öffentlichen Angelegenheiten und die Interessen des menschlichen Geistes und Lebens und damit kühne Tapferkeit und praktisch tüchtigen Sinn verband. Denn mittelst ihrer Anlagen erlangten die Athener, was sie erstrebten — Vielseitigkeit und ideale Vollendung. Freiheit und Besonnenheit durchdrangen Kunst und Wissenschaft, wie alle Teile des Gemeinwesens, denn alles Denken und Thun ward von ruhiger Reflexion geleitet. Mit feiner Beobachtungsgabe unterschieden sie leicht und scharf Individuen und Charaktere; mit scharfem Witz und heiterer Laune verflochten sie Lust und Mutwillen in den Ernst des Lebens, und ihre maßvolle Idealität bewahrte sie vor Überschreitung der rechten Mitte, vor Übertreibung und vor Schwulst, führte sie vielmehr zur vollendeten Einheit von Inhalt und Form, von Stil und Gehalt. Die Früchte dieser Gewandtheit und kritischen Fertigkeit, — sagt Bernhardy — welche vom Dialekt begünstigt mit ihm in Wechselwirkung blieb, zugleich aber an die sonst den Griechen ungekannte Bedingung geknüpft war, daß nach kurzer Blütezeit jede Form und Stufe der

Bildung von einer reiferen verdrängt wurde, bewundern und genießen wir in der attischen Literatur. „Hier entstand der wahrhafte Dialog, welcher die Strenge der Erörterung mit dem gemütlichen oder scherzhaften Tone der Gesellschaft verband; sein Rückhalt war das dialektische Vermögen, das frühzeitig im Streit der Meinungen eine syllogistische Haltung annahm und vor keiner Frage zurückwich, wo man mit scharfer Auffassung des Begriffs einen Stoff zu begrenzen hatte, seine Gegensätze durchforschen und den Gegner in Widersprüchen oder unklaren Vorstellungen ertappen sollte." Dieser eigentümlichen und großartigen Geistreichheit der Athener verdanken wir die wunderbaren Produkte im Drama, in der Beredtsamkeit, in der Philosophie, in der Plastik. Es beruhet auch auf dieser Entfaltung der gesamten Menschennatur in größter Freiheit und beim weitesten Spielraum der Individualität der demokratische Sinn, der das attische Staatsleben durchhaucht. Die Demokratie ist die Lebensluft, in der die Athener athmen, und von der schon die erste Gestaltung ihrer Staats- und Volksverhältnisse zeugt, die nicht mit einer dauernden Sonderung in herrschende und dienende Stämme, wie in Lakonien, sondern mit einer Mischung der Stämme und Stände beginnt, indem der Gesamtadel Attika's keinem Stamme ausschließlich angehört, sondern ein über alle Phylen verbreiteter Stand ist. Die demokratische Tendenz trat allerdings eine Zeit lang zurück, als nach Kodrus' Tode (1068) eine Adelsherrschaft begann, und die Eupatriden d. i. die Wohlgebornen als Archonten dem Volke, dem Demos, der Gesamtheit der kleinen Grundbesitzer, Bauern und Gewerbetreibenden, jeden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten entzogen, ja sogar das Eigentum und die Freiheit derselben angriffen, indem verarmte Schuldner zu persönlicher Dienstbarkeit gezwungen wurden. Bald jedoch kämpfte das Volk gegen den Druck und die Willkür der Eupatriden an und verlangte eine schriftliche Verfassungsurkunde, die ihm endlich vom Archonten Drakon, einem strengen und ernsten Geiste, aber nur in dem Sinne, daß das bisher stillschweigend ausgeübte Recht der Aristokratie sanctionirt ward, und mit solcher Härte der Strafen und der Gleichmäßigkeit derselben für große und geringe Vergehen gegeben ward, daß man sagte, die Gesetze seien mit Blut geschrieben. Der Parteikampf stieg deshalb mehr und mehr — bis zur anarchischen Zerrüttung. Da traten die tüchtigsten Männer mit der Mahnung auf, einen des öffentlichen Vertrauens würdigen Mann zur Einführung einer neuen Ordnung der Dinge zu wählen. Mit dem Aus-

sprechen der Mahnung war sogleich der Mann gefunden: Solon hieß dieser Mann des allgemeinen Vertrauens, der Mann auch, der dieses Vertrauens wert war, indem er die ererbten Rechte der Aristokratie mit den Forderungen des zur Mündigkeit emporgereiften Volkes vereinigte und sittliche Strenge und Gesetzmäßigkeit mit freier Entwicklung der individuellen Kräfte und Anlagen in Harmonie zu bringen strebte.

Solon *war um das Jahr 635* v. Chr. geboren und stammte aus dem alten Königsgeschlechte des Kodrus. Von Natur strebsam, übte er sich eifrig in den Ringschulen wie in den Künsten der Musen, erweiterte dann auf Reisen seine Kenntnisse und widmete sich hierauf der harmonischen Ausbildung seines Geistes. Er besaß klaren, hellen, scharfen Verstand, vor Allem aber ein tiefes Gemüt und edles Herz. Im Munde der athenischen Jugend lebten lange noch die elegischen Verse, in welchen er seine Gedanken über die Geschicke der Menschen und die Zwecke und Aufgaben der verschiedenen Alter, über die Ungewißheit alles menschlichen Hoffens und Strebens, über die Ungleichheit der Güter und Gaben mit kräftigem, frischem Geiste und gemäßigter, lebensweiser Gesinnung niedergelegt hat In Folge dieser Kenntnisse und Erfahrungen, vor Allem aber in Folge seines sanften, liebenswürdigen Charakters, seiner unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe und ungeheuchelten Frömmigkeit, seiner einnehmenden Sitten und seiner Menschenfreundlichkeit, Menschenliebe und vaterländischen Gesinnung gewann er in Athen bald ungeteilte Achtung, hohes Vertrauen und immer größeren Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. So konnte er es durchsetzen, daß die Einwohner von Kirrha wegen eines am Tempel zu Delphi geübten Frevels zur verdienten Strafe gezogen, daß die, welche die Anhänger des Kylon gegen ihr gegebenes Wort an heiliger Stätte getötet hatten, vor Gericht gestellt und verurteilt wurden, und daß man Epimenides von Kreta holte, um die mit Schuld beladene Stadt durch Opfer und Sühnegebräuche zu reinigen und die verwilderten Gemüter durch religiöse Eindrücke zu beruhigen. Sein Vertrauen und seine Macht stieg endlich am Höchsten, als er die Athener, ungeachtet des mit der Todesstrafe begleiteten Verbotes, zur Wiedereroberung von Salamis nicht nur beredete, sondern sich selbst an die Spitze von 500 Männern stellte, die Insel eroberte und die Athener wieder zu Herren in den eigenen Gewässern machte. Solon war jetzt geistig der Herr nnd der Herrscher in Athen, und das dankbare Volk würde ihm entgegengejubelt haben, wenn er das

Königtum der Kodriden auf neuen Grundlagen wieder aufgerichtet hätte. Doch er zog den Ruhm eines Gesetzgebers dem eines Gewaltherrschers vor, als zum Vertrauen des Volkes noch das delphische Orakel seinen Spruch zugefügt hatte:

> Setze dich mitten ins Schiff und lenke die Ruder des Steuerers:
> Viele Männer Athen's die Hand zur Hülfe dir bieten.

In dieser Gesetzgebung verfuhr er nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Klugheit:

> Ich erteilte dem Volk' so viel an Macht ihm gebühret,
> Nicht zu viel an Ehr' gab ich, zu wenig ihm nicht.
> Aber die Einfluß hatten und die hochragten durch Reichtum,
> Denen sollte mir auch nimmer zu nahe gescheh'n.
> Und ich stand und deckte mit mächtigem Schilde die Beiden,
> Keinem Teile ich gönnt' über das Rechte den Sieg.

Zuerst ward die Schuldknechtschaft aufgehoben: alle wegen Schulden in Leibeigenschaft gehaltenen Athener wurden in Freiheit gesetzt, und auch künftighin durfte sich kein Gläubiger mehr an die Person des Schuldners halten. Die Pfandschaft auf Gut und Habe ward durch Herabsetzung des Münzfußes ermäßigt, indem die Drachmen um mehr als den vierten Teil leichter geprägt wurden, ohne daß die ursprüngliche Summe des Darlehens geändert werden durfte, wodurch also dem Schuldner mehr als 25 Prozente erlassen waren, indeß sich das Kapitalvermögen des Gläubigers nicht verminderte. Niemand durfte in Zukunft auf den Leib borgen und Niemand mehr als ein gewisses Maß von Grund und Boden besitzen. Die Bürger wurden in 4 Klassen geteilt, von denen die Reichsten über 500 Scheffel Getreide ernteten, die Ritter 500 bis 300 Medimnen vom eigenen Lande einnahmen, die Zweispänner 300 bis 150 Scheffel Reinertrag und die *Lohnarbeiter noch geringeren oder gar keinen Grundbesitz* hatten. Damit war statt des bisherigen Geschlechteradels eine Vermögensaristokratie[1]) gegründet, die Bevorzugung nicht ferner an die Geburt geknüpft und das Volk nicht mehr von der Staatsverwaltung ausgeschlossen. Denn an den allgemeinen mit Staatshoheit bekleideten Volksversammlungen wie an den Geschworenengerichten hatten alle Bürger Anteil, indeß die Obrigkeiten nur aus den ersten drei Klassen wählbar waren. Ein *Rat* von 400 Männern wachte über die Gesetze. Die neun

---

[1]) *Doch wurde das Vermögen nicht nach dem beweglichen Kapital sondern nach dem Grundbesitze geschätzt. Die Kapitalisten gehörten, wenn sie keinen Grundbesitz hatten, in die letzte Klasse.*

Archonten, die früher an der Spitze der Regierung gestanden hatten, *blieben bestehen und teilten sich in die Verwaltung des Staates, wobei dem ersten Archon das Äußere, dem zweiten der Kultus, dem dritten das Kriegswesen zugewiesen ward. Ihre Hauptthätigkeit war aber das Rechtsprechen, und zwar hatte der erste Archon in Erb- und Familienstreitigkeiten, der zweite in Rechtssachen, die mit dem Kultus zusammenhingen, zu entscheiden. Der dritte besaß die Jurisdiction über die Fremden, die sechs übrigen waren Vorsitzende der Gerichtshöfe, die in anderen Angelegenheiten recht zu sprechen hatten. Wenn die Archonten ihr Amt untadelig verwaltet hatten, so gelangten sie in den Areopag, der als Hüter der* Gesetze das höchste Sittenrichteramt mit unverantwortlicher Machtvollkommenheit führte *und insbesondere auch die Erziehung der Jugend beaufsichtigte.*

Nicht blos das Staats-, auch das religiöse und bürgerliche Leben suchte Solon mit seinem Geiste durch Gesetze zu durchdringen. Durch Feste, Umzüge, Chorreigen 2c. beim Kultus, durch Opfergebräuche und Kunstproduktionen wurde die Ehrfurcht vor dem Heiligen gestärkt und der Sinn für das Schöne und Edle gepflegt. Und weil Solon einsah, daß alle Unzufriedenheit mit der bestehenden Ordnung ihren tiefsten Grund in der Arbeitsscheu und Verarmung hat, gebot er, daß Müßiggänger bestraft würden, und daß jeder Athener eine Kunst oder ein Handwerk lernen sollte.

Diese Gesetze wurden auf hölzerne Tafeln geschrieben und öffentlich aufgestellt. Zugleich mußte die Bürgerschaft das eidliche Gelöbnis geben, zehn Jahre lang bei der neuen Ordnung zu beharren und während dieser Zeit keines der Gesetze abzuschaffen oder abzuändern. Solon selbst verließ hierauf, um sich die Gesetze ohne die Stütze seines persönlichen Ansehens bewähren zu lassen, sein Vaterland und, nachdem er längere Zeit im genauen Umgange mit den Priestern in Ägypten verweilt hatte, begab er sich nach Cypern und hierauf nach Lydien, wo er, der hellenische Weise, dem auf Pracht und Reichtum pochenden Krösus gegenüber getreten sein soll.[1])

Als Solon nach Athen zurückkehrte, fand er den Staat von Neuem durch Parteiungen zerrissen, und obschon er mit dem ungeheucheltsten Vertrauen empfangen ward, nahm er doch nur mittelbar an den öffentlichen Angelegenheiten teil und suchte vorzüglich

[1]) *Schon Plutarch berichtet, daß zu seiner Zeit die Erzählung wegen der chronologischen Schwierigkeit nicht geglaubt wurde.*

Peisistratos zu gewinnen, der bei allen Parteien in hohem Ansehen stand und unter gefälligen und anspruchslosen Sitten nach der Herrschaft strebte. Als sein Versuch nicht gelang, warnte er vor den täuschenden Worten des zungenfertigen Mannes und tadelte die Bürger, daß sie thörichten Sinnes den Schritten des Fuchses folgten. Doch umsonst. Peisistratos erlangte die höchste Gewalt, bewies jedoch gegen Solon so hohe Achtung, daß er dessen Gesetze ehrte, soweit es seine Herrschsucht zuließ, und daß er ihn selbst auch dann nicht beunruhigte, als er den Athenern zurief:

> Wenn Euch Bitteres traf, das Eure Thorheit verschuldet,
> O, so klaget darum nimmer die Götter mir an.
> Von Euch selbst empfing er die Macht, Ihr gabt ihm die Wache,
> Und nun ward Euch zum Lohn schmählicher Knechtschaft Geschick.

Solon starb, 80 Jahre alt — der griechische Weise mit dem Wahlspruche: „Nimmer zu sehr!“ Er hatte die höchste Blüte der Gefühlsdichtung und das Erwachen der eigentlichen wahren Wissenschaft in Griechenland durchlebt: er war ein fast gleichalterlicher Zeitgenosse von Sappho und Alkäos, wie von Thales. Er war selbst die strahlende Sonne dieser Zeit und deshalb auch in persönlicher Freundschaft mit allen Größen derselben, — mit Amasis, Thales, Mimnermos und Anacharsis. Er hat durch seine Gesetzgebung — wie er in seinen Elegien sagt — Athen von unsäglichem Leide befreit, indem er geebnet, was steil, Gewaltthat gedämpft, die wuchernde Saat der Not erstickt, das verborgene Recht in's Geleis gelenkt, die Werke des Hochmuts zum Schweigen gebracht und den bittern Zwist wie die Glut der Empörung gedämpft. Und diese Gesetzgebung, die freisinnigste im Alterthum, welche zum ersten Male ein umfassendes Staats- und Privatrecht mit ächt liberalen Formen einführte, griff deshalb so tief in das Leben des athenischen Volkes ein, weil sie alle Lebensverhältnisse zu veredeln strebte und [besonders Familie und Erziehung und zwar mit den wahrhaft athenischen Elementen und mit der in den Joniern am Entschiedensten auftretenden griechischen Lebensheiterkeit zur Grundlage hatte. Solon hat mit tiefer Einsicht gymnastische und musische Bildung als Mittel der Erziehung zur Humanität in seine Gesetzgebung verwebt und das Starke mit dem Milden bei der Entwicklung des Kindes zu vereinen gesucht. Damit fiel die athenische Erziehung nicht in den weichlichen Charakter der kleinasiatischen Jonier. Andrerseits ward sie aber auch nicht kriegerisch militärisch wie in Sparta. Zwar sollte der Athener eben so wie der Spartiate durch innere Bildung Charakterstärke erwerben und

vorzüglich durch Beherrschung seiner selbst zeigen, daß das rechte Maß im Innen- wie im Außenleben das Ziel und das Merkmal des ächten Hellenen sei. Aber *dabei bezweckte* die Erziehung Athens eine mildere Humanität und einen höhern Grade individueller Selbständigkeit, überhaupt eine tiefere Realisirung der Kalokagathie. Das wollte bereits das Heroenzeitalter, und in der Zeit der Archonten scheint keine weitere Entwicklung behufs der Erziehung stattgefunden zu haben. Man begnügte sich mit den herkömmlichen Satzungen, die den Bedürfnissen entsprachen, indeß für die öffentliche, sittliche *und religiöse* Erziehung, wenn auch mehr prohibitiv durch Abschreckung und Warnung, der Areopag und die öffentlichen *Gerichte sorgten.*[1])

*Von Solon sind durch Aischines in seiner Rede gegen Timarchos einzelne Schulgesetze dem Inhalte nach überliefert, welche wir als die Überreste der pädagogischen Gesetzgebung dieses Weisen zu betrachten haben. Sie sind meist polizeilicher Art und beziehen sich hauptsächlich auf die Ordnung und Zucht in den Palästren und Gymnasien: 1. Jeder Bürger wurde durch dieselben verpflichtet, dafür zu sorgen, daß seine Söhne in der Gymnastik und Musik unterrichtet werden. Eltern, welche gegen diese Verordnung handeln, sind tadelnswert; nur diejenigen Eltern sollen von ihren erwachsenen Söhnen verpflegt werden, die sich eine anständige Erziehung ihrer Kinder angelegen sein ließen. — 2. Keine Schule sollte vor Sonnenaufgang vom Lehrer geöffnet werden, nach Sonnenuntergang müssen alle Schulen geschlossen sein. — 3. Keinem Erwachsenen ist gestattet, eine Schule zu betreten, solange die Schüler darin verweilen, ausgenommen er ist des Schulmeisters eigener Sohn oder Enkel oder Schwiegersohn. Wer gegen diese Bestimmung verstößt, soll des Todes sein. — 4. Keinem Erwachsenen darf der Gymnasiarch (Vorstand der Gymnasien) zu den Schulfesten an den Hermeen und Museien (an welchen die Knaben zu ihrer Erholung in den Gymnasien sich frei bewegten) den Zutritt gestatten; thut er dieses und weist er die Eindringenden nicht zurück, so soll er wie ein Knabenschänder gestraft werden. — 5. Die Choragen, welche einen Knaben-

---

[1]) *Daß die Eumolpiden, wie K. Schmidt in den frühern Auflagen schrieb, als Wächter des religiösen Elementes im Staate für die religiöse Erziehung sorgten, ist nicht erwiesen. Aus einer Rede des Demosthenes gegen Androtion ist nur ersichtlich, daß sie in gewissen, die Mysterien betreffenden Fällen, als Gerichtshof thätig waren. Ueber Asebie, Gottlosigkeit, richteten außer dem Areopag auch die heliastischen Gerichte.*

chor auf ihre Kosten ausrüsten, müssen das vierzigste Lebensjahr zurückgelegt haben. — 6. Kein Sklave darf sich in einer Palästra aufhalten oder Leibesübungen vornehmen. — 7. Wer aus einer Schule etwas entwendet, das über 100 Drachmen wert ist, soll mit dem Tode bestraft werden. Plutarch berichtet auch, daß Solon das Recht der Väter die Kinder zu verpfänden oder zu verkaufen auf den Fall beschränkt habe, daß eine unverheiratete Tochter sich außerehelich mit einem Mann vergehe. Überdies wird dem Solon zugeschrieben, daß er die Arbeit zu Ehren brachte, indem er Strafen gegen Müßiggänger verhängte, die unvermögenden Bürger dazu anhielt, dem Areopag einen Nachweis über ihre Subsistenzmittel zu liefern und unbemittelten Eltern die Pflicht auferlegte, ihre Kinder einen Erwerbszweig lernen zu lassen, falls sie im Alter Anspruch auf deren Unterstützung erheben wollten. Desgleichen werden die Gesetze, welche Verletzung der kindlichen Pflichten gegen Eltern z. B. Mishandlung derselben, Verweigerung der Unterstützung, wenn sie ihrer bedurften und wenn man sie zu gewähren im stande war, Versäumnis gebührender Bestattung der Gestorbenen, mit Atimie straften, auf Solon zurückzuführen sein; bestimmt ist überliefert, daß er auf Elternmord keine Strafe setzte, weil er ein solches Verbrechen für unmöglich hielt.*

Wozu Solon den Grund gelegt, das suchten die Peisistratiden zu entwickeln, indem sie nicht nur die Verwaltung ordneten, sondern auch Kunst und Wissenschaft beförderten. *Insbesondere wandte Peisistratos seine Sorge der Dichtkunst zu. Schon Solon soll die homerischen Rhapsoden nach Athen gezogen und deren öffentliche Vorträge bei Festen angeordnet haben. Peisistratos nahm diese Vorträge als einen Hauptteil in das Programm des Panathenäenfestes auf und veranlaßte, um einen autentischen Text zu schaffen, eine Sammlung und Ordnung der unter dem Namen Homers bekannten Dichtungen, welche bisher größtenteils mündlich fortgepflanzt worden waren. Die Commission, welche diese Aufgabe zu lösen hatte, erstreckte ihre Arbeiten auch auf Hesiod und ging über Homer zurück, indem sie die unter dem Namen des Orpheus fortlebenden alten Hymnen zu einem neuen Systeme mystischer Weisheit verarbeitete und denselben eine Sammlung von Orakelsprüchen anfügte. Der schon erwähnte Onomakritos scheint das Haupt dieser Commission gewesen zu sein; neben ihm waren Zopyros von Herakleia und Orpheus aus Kroton Mitglieder derselben. Auch scheint gleichzeitig eine Bearbeitung der historischen Urkunden,

namentlich der Geschlechtsregister stattgefunden zu haben. — Die Sammlung dieser Werke wird wohl Athenäus im Sinne haben, wenn er von Peisistratos berichtet, daß er eine Bibliothek in Athen begründet habe. Nach den Peisistratiden lenkte längere Zeit der Alkmäonide Kleisthenes die Schicksale Athens. Er ist der eigentliche Begründer der athenischen Demokratie. Zwar hat Solon die Freiheit und Gleichheit der Bürger verkündet; aber dabei hatte er die alte Gliederung der Eupatriden bestehen lassen. Das führte dazu, daß der Adel dieser Einteilung nach immer seine bevorzugte Stellung behauptete. Kleisthenes löste aber die alten Stämme und Geschlechtsverbände auf und führte eine vollständig neue Gliederung des Volkes ein. Die bestehenden Ortsverbände, die Demen, wurden die Grundlage der neuen Einteilung. Eine größere Anzahl derselben, die aber nicht zusammenlagen, wurde zu einem Stamme, einer Phyle, vereinigt. Dadurch wurde der überwiegende Einfluß des Adels gebrochen und die Gleichberechtigung thatsächlich durchgeführt.*

Auf solchem geordneten Staatsboden lebte und bewegte sich das Familienleben und die Erziehung in Athen. *Nicht blos deshalb, weil von der athenischen Erziehung am meisten Nachrichten erhalten sind, sondern ganz besonders deshalb, weil Athen durch seine Bedeutung für Schule und Wissenschaft alle übrigen Städte und Staaten Griechenlands und Italiens weit überragt, soll als Typus allgemein hellenischer Erziehung die athenische geschildert werden. Sagte doch schon Thukydides von seiner Vaterstadt „Ganz Athen ist eine Schule Griechenlands." — „Das beweist die Macht unseres Staates selbst, die wir durch unsere Tugenden gegründet haben; — von dieser Macht haben wir große Denkmäler und sprechende Zeugnisse aufgestellt und dafür werden wir von Mit- und Nachwelt Bewunderung ernten."*

Die Erziehung in der Familie. In Athen bestand, angeblich schon vou Kekrops begründet, die Monogamie.* Solon betrachtete die Ehe als ein höheres sittliches Band zwischen Mann und Frau, gestiftet zur Elternfreude, Liebe und Freundschaft. Sie ward durch Gesetz wie durch Sitte streng überwacht. Ehen unter Verwandten, besonders Halbgeschwistern, waren wegen Erhaltung des Hauses und der Familie erlaubt. Die Verheiratung scheint bei den Männern mit dem 20., in welcher Zeit sie von vormundschaftlicher Gewalt befreit und in die Bürgerrollen eingetragen wurden, bei den Frauen mit dem 14. Jahre und früher (— doch bezeichnete ein

Orakelspruch das zu frühe Heiraten als Ursache der Entvölkerung —) erlaubt gewesen zu sein. Kein Mädchen durfte ein Athener heiraten, das nicht der Artemis geweiht war, oder nicht vor dem 10. Jahre beim Jungfrauenfeste Brauron an den heiligen Aufzügen der Mädchen teilgenommen hatte. Der Verheiratung ging eine feierliche Verlobung voran. Die Mitgift, welche die Frau als ihr bleibendes Eigentum mit in das Haus des Mannes brachte, durfte in nicht mehr als in drei Kleidern und einigem Geräte bestehen. Die Stellung der verheirateten Frau war eben so wenig frei, als die der Jungfrau. Der Anstand erlaubte nicht, daß sich Frauen in die Gesellschaft der Männer mischten. Selbst an den Trinkgelagen, die der Mann im Hause veranstaltete, nahm die Frau nicht teil; sie mied sogar am Fenster die Blicke fremder Männer. Außer bei feierlichen und gottesdienstlichen Gelegenheiten zeigte eine ehrbare Frau sich selten öffentlich. Bei Ausgängen sollte sie von einem Sklaven begleitet sein, der des Nachts eine Fackel vor ihr hertrug. Das Frauengemach war die Welt der attischen Frau; ihre Dienerinnen waren ihre Gesellschaft; die Hauswirtschaft und die Bereitung der Kleider war ihre Beschäftigung. Die Weiber, bemerkt Perikles, welche der Beschaffenheit ihrer Natur nach der Züchtigkeit gemäß und so leben, das kein Mann von ihnen Lob oder Tadel weiß, haben den meisten Ruhm.

Dem Manne gegenüber war die Frau rechtlich unselbstständig. Sie stand gleich dem Kinde unter der Vormundschaft des Mannes. Der Mann konnte sie, wenn sie keine Kinder gebar oder ihm sonst nicht behagte, in ihre Familie zurückschicken, wenn er ihr nur die Mitgift zurückgab. Auf die Hausehre legte Solon großen Wert. Den Ehebrecher durfte der Mann, wenn er ihn bei der Frau traf, ungestraft töten; in andern Fällen konnte er ihn zur Zahlung von Geldbußen anhalten und durch schimpfliche Behandlung der Verachtung preisgeben. Die schuldige Frau war ihr Lebenlang ehrlos: behielt sie der Mann im Hause, so verlor er das Bürgerrecht; sie durfte sich nicht den Tempeln und Opfern nahen, nicht den Schmuck und die Kleidung ehrbarer Frauen tragen, nicht, ohne den größten Mißhandlungen ausgesetzt zu sein, öffentlich sich zeigen. Wer sich selbst durch feile Lüste erniedrigte, dem war der Zugang zu den Staatsämtern verschlossen. Trat der junge Athener in die eheliche Verbindung mit einer ebenbürtigen Bürgerin (— Ehen mit nicht bürgerlichen Frauen waren gestattet; die Söhne aus solchen hatten das Bürgerrecht, standen aber im Erbrecht den vollbürtigen Kindern

nach, uneheliche Kinder hatten keine besonderen Pflichten gegen ihre Väter —), so entsagte er damit allem Umgange mit feilen Personen, indeß Unverheirateten und Fremden der Umgang mit Hetären, die ihre Freunde selbst zu den Gastmählern begleiteten oder selbst solche gaben und diese durch die Künste des Tanzes und der Musik zu verschönern suchten, erlaubt war, und Solon selbst um die Heiligkeit der Ehe, und die Zucht des häuslichen Lebens gegen die Gefährdung durch die Leidenschaft einer sinnlichen Jugend sicher zu stellen, schöne Mädchen gekauft und in einem Hause vereinigt haben soll. Führte ein Ehemann eine Hetäre oder ein Kebsweib in's Haus, so konnte die Frau auf Scheidung klagen und mit ihrem zugebrachten Vermögen sich von ihm trennen. Bei Todesstrafe war jedem Bürger verboten, seine Tochter zur Hetäre herabzuwürdigen; die ehrvergessene Tochter aber konnte der Vater als Sklavin verkaufen und den Verführer töten.

Die Ehen waren in Athen nicht kinderreich. Doch galt eine kinderlose Ehe als ein Unglück, hauptsächlich deshalb, weil dadurch der Bestand der Familie, auf der sich das Staatswesen aufbaute, bedroht war. Deshalb erließ auch Solon Gesetze, welche dem Plutarch zwar ungereimt, aber durch die Rücksicht auf den Fortbestand der Familie gerechtfertigt erschienen. Eine Erbtochter durfte, wenn ihr Mann der ehelichen Pflicht nicht genügen konnte, an seiner statt sich einen Mann aus der nächsten Verwandtschaft wählen, damit sie von diesem Kinder erhalte, und wer eine Erbtochter heiratete, war verpflichtet, ihr dreimal monatlich beizuwohnen.

Besondere Verordnungen zum Schutze des noch ungeborenen Kindes bestanden nicht. Im Allgemeinen empfahl man Schwangern gesunde Speisen zu genießen, mäßige Bewegung nicht zu versäumen und sich vor Leidenschaften zu hüten. Das neugeborne Kind wurde dem Vater zu Füßen gelegt, und es stand in seiner Gewalt, dasselbe aufzuheben oder nicht: hob er es nicht auf, so wurde es ausgesetzt;[1]) hob er es auf, so verpflichtete er sich zur Erziehung desselben. Das anerkannte Kind ward am fünften Tage nach der Geburt von der *Großmutter oder einer um die Wöchnerin beschäftigten Frau* um den Herd getragen, *unter Gebeten, durch Bestreichung

---

[1]) *Die Aussetzung, namentlich der Mädchen, war nichts Ungewöhnliches, doch wurde sie nur durch die Notlage der Eltern in der öffentlichen Meinung entschuldigt; ja in Theben war sie gesetzlich verboten. Gewöhnlich erfolgte die Aussetzung so, daß das Kind nicht umkam, sondern gefunden und aufgezogen wurde. Zuweilen gaben Eltern ihrem ausgesetzten Kinde Merkzeichen mit, um es wieder auffinden zu können.*

mit Reinigungsmitteln lustriert und* unter den Schutz der Hausgötter gestellt: ein Festtag, Amphidromia, wobei dem Kinde von den Mitgliedern der Familie Geschenke gebracht wurden. Ein Kranz von Oelzweigen vor dem Hause verkündete den Vorübergehenden, daß ein Knabe, — Wollenbinden an den Thürpfosten, daß ein Mädchen geboren sei. Am siebenten oder zehnten Tage wurde dem Kinde *wieder mit besonderen Feierlichkeiten* der Name gegeben: bei dem Mangel an Familiennamen wurde gewöhnlich der Name des Vaters dem des Kindes beigefügt; die Erstgebornen scheinen zu dem Namen der Großväter besonders berechtigt gewesen zu sein. *Nach dem Alter unterschied man das neugeborene Kind (βρέφος), den Säugling (παιδίον), etwa bis zum 3. Jahre, und das Kind (παῖς). Für die beiden ersten Altersstufen war die körperliche Pflege (τροφή) der wichstigste Teil der Erziehung, welche* der Mutter, der Amme oder Wärterin anheim fiel. Ammen waren zur Zeit der Blüte des Hellenismus allgemein. In der Regel wurden hierzu, da es gesetzlich verpönt war und für eine freie Bürgerin als etwas Entehrendes galt, sich solchem Geschäft zu unterziehen, Sclavinnen gewählt, die dann frei und als Familienglieder behandelt wurden. Die vornehmen und reichen Athener ließen die Ammen am liebsten aus Sparta kommen, um ihren Kindern gesunde und kräftige Nahrung zu gewähren. Die Kinderwiegen bestanden in einfachen Mulden oder Korbschwingen, *ihrer wird übrigens erst in späterer Zeit gedacht.*

War das Geschäft der Amme — es dauerte 1 bis 1½ Jahr — beendet, so trat die eigentliche Wärterin und Erzieherin *(ἡ τροφός)* des Kindes ein, — gewöhnlich eine ältere Frau. Sie reichte dem Kinde die Nahrung, die in Honig und in ähnlichen weichen und süßen Stoffen bestand. Sie trug das Kind ins Freie und begleitete mit ihm die Mutter zu Besuchen, selbst zu Feierlichkeiten. Dabei durfte das Kind den Einflüssen des Mondes nicht ausgesetzt werden; in abergläubischen Familien ward es in verschiedene Mysterien eingeweiht, um ihm dadurch die Gunst der Gottheit zu verschaffen, sowie mit Amuleten versehen, damit es gegen Zauberkünste geschützt sei. Zur Beruhigung des Kindes wurden Wiegen- und Schaukellieder *(βαυκαλήματα oder καταβαυκαλήσεις)* gesungen. Theokrit hat eines derselben aufbewahrt:

> Schlaft, meine Kinderchen, süß, schlaft ruhig Schlaf zum Erwachen
> Schlaft, meine Seelchen, Du Brüderpaar, wohlgedeihender Kinder!
> Lieget in seliger Ruh', erwachet selig zum Morgen.

Zur Beruhigung ward nebenbei die von dem Pythagoreer Archytas erfundene Kinderklapper, oder der Ball *gebraucht, aber auch allerhand Schreckbilder und Popanzen (Mormo, Gorgo, Empusa u. a.) und Erzählungen von Märchen und Altweibergeschichten dienten dazu, die Kinder zu unterhalten und einzuschüchtern.* Im Laufenlernen ließ man das Kind allein Versuche machen, indeß man in seiner Nähe blieb. Mit dem Größerwerden des Kindes wurden auch seine Spiele größer und sinniger. An die Stelle der Kinderklapper traten das Steckenpferd, *Spielwägelchen, Puppen aus Thon und Wachs,* das Spiel mit Würfeln, das Kreiselspiel im Hause und im Freien. Bei etwas vorgerückteren Jahren folgte dann das Scherbenspiel, wobei man kleine, flache Steine schief in's Wasser warf und die Sprünge zählte, blinde Kuh, das Knötchen geht herum, das Reiftreiben, das Ballspiel 2c. *Auch zeigen reizende Genrebilder, daß die griechischen Kinder gern mit Thieren (Taube, Gans, Hasen 2c.) spielten*. — Frühzeitig schon trugen die Kinder Schuhe. Ihr Haar wurde in künstliche Locken gedreht und über der Stirn mit einem kostbaren Kamme zusammengesteckt. Doch hing Alles von der Willkür der Ältern, von dem Tone des Hauses 2c. ab, der natürlich von dem Geiste, der die Bürger im Ganzen beseelte, beschränkt ward. Die Mädchen *wurden nach dem fünften aber vor dem zehnten Jahre bei dem brauronischen Feste der Artemis geweiht. Sie zogen mit Festkleidern angethan in Procession unter Führung der Mutter zum Tempel der Göttin und wurden daselbst durch besondere Ceremonien unter ihren Schutz gestellt. Man nannte das Fest ἀρκτεία, weil die Mädchen als ἄρκτοι (was wahrscheinlich Eingeweihte bedeutet aber mit Bärinnen übersetzt wurde) bezeichnet wurden. Mit dem siebenten Jahre endet das zarte Kindesalter und hört auch die Wirksamkeit der Wärterin auf. Doch blieb zwischen ihr und ihrem Zögling ein Pietätsverhältnis bestehen, welches selbst über das Grab reichte, wie zahlreiche Grabmäler für Wärterinnen bezeugen.*

***Die öffentliche Erziehung.** Im siebenten Jahre beginnt die zweite Stufe in der Erziehung, die man als παιδεία bezeichnet*.

In dieser Zeit trat bei den Knaben an die Stelle der Wärterin der Pädagogos, der Knabenführer[1]), der mit Ausnahme weniger Fälle Unterricht nicht erteilte, sondern nur die ethische Aufsicht in

[1]) *Übrigens mochte der Pädagog häufig seine Thätigkeit auch vor dem 7. Lebensjahre des Knaben beginnen. Sowohl Plato als auch Aristoteles wünschen vom 5. bis zum 7. Lebensjahre bereits eine den Unterricht vorbereitende Unterweisung.*

und außer dem Hause hatte, und dessen Aufgabe es demnach war, seinen Schützling stets zu umgeben, dessen Thun und Treiben unausgesetzt zu beobachten und ihn zum Grammatistes und zum Pädotriben zu begleiten. Zu diesem Dienste wurde gewöhnlich ein Sclave, den man für geeignet hielt, oft aber auch derjenige, den man, mochte er noch so roh und ungebildet sein, wegen Alter und Schwäche nicht mehr zu anderweitigen Beschäftigungen gebrauchen konnte, verwendet, wovon die notwendige Folge war, daß der freigeborene Knabe nur geringe Achtung vor dem Pädagogen hatte und oft und leicht in seinen Sitten verwilderte. —*Wenn nicht schon früher (bald nach der Geburt), so wurde bei Beginn dieses Alters der Knabe (oder das Mädchen?) unter die Bürger aufgenommen. Es geschah dies am Feste der Apaturien vor dem Vorstande und den Mitgliedern der Phratrien, jener Geschlechtsverbände die früher als Unterabteilungen der Stämme politische Bedeutung hatten, nach Kleisthenes aber als Cultgenossenschaften fortbestanden und über die Reinheit der Abstammung und die Rechtmäßigkeit des Bürgertums wachten. Vor ihnen bekräftigte der Vater durch einen Eid, daß das Kind in rechtmäßiger Ehe mit einer Bürgerin erzeugt sei. Dabei brachte er ein Schaf oder eine Ziege als Opfer, das der Vorsteher oder Priester der Phratrie schlachtete. Darauf wurde das Kind in die Register der Phratrien (*κοινὸν γραμματεῖον*), das unserer Taufmatrik entspricht, eingetragen.*

In welchen Wissenschaften der Vater sein Kind unterrichten lassen wollte, stand ihm frei. Gesetzlich verpflichtet war er nur zu dem Unterrichte in der Gymnastik und Musik. Erziehung und Unterricht waren Privataufgaben; und dennoch waren sie, weil das Leben selbst, öffentlich: „der Knabe wurde durch die Familie für den Staat und durch den Staat für die Familie erzogen." Der Unterricht war Privatunterricht, und die Lehranstalten waren Privatunternehmungen. Sie unterlagen jedoch nicht allein einer gewissen ethischen Controle, sondern auch in manchen Beziehungen der Aufsicht des Staates und der Staatsbehörden. Auch das Honorar *(*μισθός*)*, das der Lehrer bezog, war Privatsache. *Dasselbe war bei den Elementarlehrern sehr gering, (Diog. L. nennt es ein *λυπρὸν μισθαρίον*, einen „lumpigen Sold"). Durch die Sophisten kamen hohe Lehrgelder in Aufnahme.* Von Demosthenes wird erzählt, er sei von seinem Vormunde in so hohem Maße übervorteilt worden, daß er den Ehrensold für seinen Lehrer nicht bezahlen und die 10 Minen für den Besuch der Redner-

schule des Isokrates nicht aufbringen konnte. In der Natur des athenischen Volkes lag es, daß Jeder für sich und seine Angehörigen eifrig nach Aneignung der volkstümlichen Bildung strebte; jedoch vermochten es, nach einer Bemerkung Platon's, die Reichsten am besten, indem sie ihre Kinder am frühesten in ihrer Jugend den Unterricht suchen ließen. Die Kinder der niederen Volksklassen kamen ob ihrer Arbeiten zur Erwerbung der nötigen Lebensbedürfnisse und weil zu dem Handwerke und zu den industriellen und merkantilen Geschäften, die sie erlernen sollten und wollten, mehr technische Übung als wissenschaftliche Fertigkeit gehörte, bei ihrem nur mit geringen Kenntnissen, wohl aber mit einem guten Stocke versehenen Elementarlehrer meist nicht über die elementarsten Kenntnisse des Buchstabirens, Syllabirens und Lesens hinaus. Wer für einen freien Mann gelten wollte, mußte den gymnastischen Kursus bei dem Pädotriben in der Palästra, den musischen im engeren Sinne bei dem Kitharisten und den wissenschaftlichen bei dem Grammatisten durchgemacht haben. „Was also die Seele betrifft, — sagt Lukian — so ist das Erste, womit wir sie anfachen, die Musik und die Rechenkunst, ingleichen, daß wir sie schreiben und verständlich lesen lehren. So wie sie nun darin weiter kommen, singen wir ihnen die Sprüche der Weisen vor und die Dichter, welche die Thaten unserer alten Helden oder andere nützliche Dinge in Verse eingekleidet haben, damit sie desto leichter dem Gedächtnis eingeprägt werden. Dazu üben wir sie, sobald ihr Körper erstarkt ist, in der Gymnastik." *Demnach gliedert sich die gesammte Erziehung in die des Körpers und des Geistes. Die körperliche Erziehung kann als Gymnastik, die geistige als Musik bezeichnet werder.[1]) Anfangs stand die Gymnastik im Vordergrunde,

---

[1]) *L. v. Stein in seinem geistreichen Werke führt alle **öffentliche** Erziehung auf die Wehrpflicht, die Ephebie, und den Kirchendienst. die Choregie, zurück. Die Ephebie umfaßt in erster Linie die körperlichen Übungen, welche in ihrem ersten Stadium eine Entwicklung und Ausbildung des Körpers im Allgemeinen, in den reiferen Jahren die Einübung im Waffendienst bezweckten. Aber auch die Musik und die Orchestik kommen bei dem militärischen Dienste in Anwendung. Erstere bei den Chorliedern (Gesang) und zur Angabe des Rhythmus bei den militärischen Übungen (Musik), letztere bei den Waffentänzen, die zu ihrer Begleitung auch der Musik bedurften. Doch stärker als in der Ephebie kam die Musik, sowohl als Gesang als auch als Saitenspiel, in der Choregie, also im Gottesdienste, namentlich bei den Festspielen und Festaufzügen zur Geltung. Gegenüber diesem für den Staat und die Öffentlichkeit erforderlichen Bildungswesen erscheint v. Stein das Schulwesen in seinen Abstufungen der Volks-, Mittel- und Hochschule als „freie Gestaltung der arbeitenden Bildung", die sich ohne Teilnahme des Staates als Privatangelegenheit entwickelte.*

und erst später, zur Zeit der Perserkriege wurde gleichzeitig, ja selbst noch früher der Unterricht in der Musik begonnen und in größerem Umfange betrieben. Dabei unterscheidet man zwei Altersstufen, das Knabenalter bis etwa zum 16. Jahre, und das Jünglingsalter, die Ephebie, vom 16. bis zum 20. Lebensjahre.*

*Die **Knabenerziehung** begann aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst mit dem Turnunterrichte. Dieser setzte im Anschlusse an die Familienerziehung die Ausbildung des Körpers in systematischer Weise fort. Der Ort hierzu war die Palästra[1]), der Leiter derselben war der Pädotrib, der zuweilen auch einen Gehülfen (Hypopädotrib) zur Unterstützung hatte. Die Palästren waren Privatanstalten, die entweder nach dem Besitzer oder nach dem Pädotriben genannt wurden, doch standen sie unter staatlicher namentlich polizeilicher Aufsicht. Der Unterricht wurde wohl zumeist an den Nachmittagen erteilt, während der Morgen und der Vormittag dem musischen Unterrichte vorbehalten blieb. Es sind hauptsächlich fünf Übungen (das Pentathlon), die in den Palästren vorgenommen wurden: Der Sprung, der Lauf, das Diskos- und Speerwerfen und das Ringen. (*ἅλμα, ποδωκείαν, δίσκον, ἄκοντα, πάλην.*) Das Springen wurde hauptsächlich als Weitsprung zumeist mit Hanteln (Hanteren) geübt, aber auch das Springen durch den Reif, durch das Seil, über spitze Pfähle und andere Hüpf- und Sprungspiele waren üblich. Der Lauf fand als Wettlauf statt, und zwar gab es einen einfachen Lauf, in welchem ein Stadium, eine Strecke von ungefähr 185 m, durchmessen wurde, einen Doppellauf mit zweifacher, einen Roßlauf mit vierfacher Bahnlänge und endlich den Dauerlauf, der sich über 8 und mehr Stadien erstreckte. Mitunter wurde das Laufen durch die Hinzunahme von Waffen (meist nur Schilden) erschwert; das Werfen des Diskos, einer linsenartig geformten Scheibe aus Stein oder Metall, und des Wurfspießes, waren Bräuche, welche das Laufen und den Sprung ergänzten und zur Ausbildung des rechten Armes und des Sehvermögens beim Treffen eines bestimmten Zieles dienten. Sie kamen erst im Ephebenalter recht zur Geltung. Am meisten wurde das Ringen gepflegt, nach dem auch die Turnschule ihren Namen erhielt. Durch das Ringen wurde der Körper gegen klimatische Einflüsse abgehärtet, kräftig und gewandt gemacht und hierdurch für die Kriegsübungen vorbereitet; aber auch einen ethischen

[1]) *Wir schließen uns Grasberger an, der einen Unterschied zwischen Palästra und Gymnasium macht, erstere als die Turnschule für Knaben, letzteres als die der Epheben bezeichnet.*

Wert hatte das Ringen. Es gab der Jugend sittliche Stärke, Mut und Ausdauer und lehrte sie die Gesundheit des Körpers schätzen. Bei dieser Übung wurde der Körper mit Öl eingerieben und danach bestäubt. Das Ringen selbst erfolgte entweder in aufrechter Stellung oder auf dem Boden. Der Ringkampf im Liegen ist eigentlich nur eine Fortsetzung des in aufrechter Stellung begonnenen Ringens. Bei diesen Übungen gab es besondere Gesetze, deren Einhaltung vom Pädotriben überwacht wurde. Nach Beendigung des Ringens wurde der Sand und Staub durch ein Schabeisen vom Körper entfernt und eine Reinigung des Körpers mit Schwämmen oder durch ein Bad vorgenommen. Da in der Palästra der Wetteifer der Knaben als das wichtigste Mittel in den Dienst der Erziehung gestellt wurde, so durfte es auch an Gelegenheiten nicht fehlen, wo die Jugend ihre Leistungen öffentlich zur Schau stellte. Dies war der Fall an den Hermeen, welche Hermes, dem Gotte der Palästra zu Ehren begangen wurden. An diesem Feste führten die Knaben gymnastische Wettkämpfe im Pentathlon auf und gewährten den Zuschauern Gelegenheit, sich von ihren Leistungen zu überzeugen*.

Neben dem Turnunterrichte genossen die Knaben in Athen auch einen Unterricht im Schwimmen. Ein Sprichwort sagte von einem Ungebildeten: „er kann weder lesen noch schwimmen", weil in Athen die Knaben in diesen Gegenständen unterrichtet wurden. In welcher Weise dieser Unterricht stattfand, ist aus den erhaltenen Werken nicht zu ersehen. Doch werden Spiele der Jugend erwähnt, die im Wasser stattfanden und offenbar die Kenntnis des Schwimmens voraussetzten.

*Bald nach dem Turnunterrichte, später gleichzeitig mit demselben, begann der **musische Unterricht,** welcher sich wieder in einen grammatischen und in einen musikalischen Kursus gliedert. Den grammatischen Kursus leitet der Grammatistes (oder auch *γραμματοδιδάσκαλος*), welcher sich keines besonderen Ansehens erfreute. Plato meint sogar, daß dieser Beruf für Bürger eines Staates zu schlecht wäre, und empfiehlt, dazu im Staate wohnhafte Fremde zu mieten. Demosthenes sucht seinen Gegner Aischines dadurch herabzusetzen, daß er hervorhebt, Aischines und sein Vater seien Schullehrer gewesen, hätten die Tinte eingerieben, die Bänke gescheuert, die Schulstube ausgefegt. Der Unterricht in der Grammatik fand gewöhnlich in einer Schulstube (*διδασκαλεῖον*, später auch *φωλεόν* oder *παιδαγωγεῖον* genannt) statt. Diese Räumlichkeiten waren unansehnlich und enthielten

als Geräte wohl nur einen Stuhl für den Lehrer und Bänke oder Schemel für die Schüler. Oft aber wurde der Unterricht in einer offenen Säulenhalle und selbst im Freien auf Marktplätzen und Straßen ertheilt, wobei Lehrer und Schüler auf nackten Steinen oder auf dem Boden saßen. So hielt der Tyrann Dionysios von Syrakus nach seiner Vertreibung Schule in den Straßen von Korinth. Schon im Altertum erkannte man, daß der Erfolg des Unterrichtes durch eine zu große Schülerzahl beeinträchtigt werde. Deshalb soll schon Solon durch ein Gesetz das Maximum der Schüler für eine Schule bestimmt haben. Wie weit diese Grenze gezogen war, ist nicht überliefert. War die Zahl der Schüler zu groß, so hatte der Lehrer einen Unterlehrer (ὑποδιδάσκαλος) zur Aushilfe. Der Unterricht begann früh bei Sonnenaufgang und dauerte, wenigstens später, mehrere Stunden, zwischen welche das Frühstück fiel. Neben dieser längeren gab es auch kürzere Ruhepausen im Unterrichte. Überdies bestanden auch Schulferien. So war in Athen der Anthesterion, der dem halben Februar und halben März entspricht, zu einem großen Teil Ferialmonat*.

Als Unterrichtsgegenstände erscheinen die Elemente des Lesens, Schreibens (γράμματα) und des Rechnens (λογιστική). Das Lesen begann mit dem Lernen und Zusammensetzen der Buchstaben und ging dann zum Buchstabiren einfacher, nachher mehrsilbiger Wörter fort. „Wenn wir" — sagt Dionysios von Halikarnaß — „die Grammatik lernen, so lernen wir erst die Namen der Buchstaben, dann die Form und Bedeutung derselben, ferner *das Zusammenfassen derselben zu* Silben und *die einschlägigen Lautveränderungen. Dann schreiten wir zu den Redeteilen und zwar zu den declinirbaren Verben und den undeclinirbaren Partikeln, wobei* die einzelnen hiermit vorzunehmenden Veränderungen, wie *Zusammenziehung, Dehnung,* Accente, *Genus, Casus, Numerus, Modus u. dgl. behandelt werden.* Dann fangen wir an zu lesen und zu schreiben, zuerst silbenweise und langsam, so lange noch keine gehörige Festigkeit vorhanden ist, später *geläufig und mit vieler Leichtigkeit. Giebt man uns nun ein ganzes Buch, so verstehen wir dieses gleich, ohne alle jene Theoremen zu wiederholen.* — Nachdem der Schüler lesen konnte, wurde das Schönlesen geübt, — nach Länge und Kürze der Silben, nach Accent, nach Hebung und Senkung der Stimme, nach melodischem Klange und Rhythmus, mit ausdrucksvollem Vortrage. Zum gewöhnlichen Lesebuche diente

Homer, dann auch Hesiod, Theognis, Phokylides und Solon, sowie die äsopischen Fabeln, überhaupt Gedichte, in denen, wie Protagoras bei Platon sagt, viele *gute Lehren, ferner Schilderungen,* auch Lob und Verherrlichung trefflicher Männer *aus alter Zeit enthalten sind,* damit die Knaben sie bewundernd nachahmen und sich bestreben, *ihnen ähnlich* zu werden. Früh schon wurden für den Unterricht Sammlungen des Ausgezeichnetsten der Dichtkunst (Chrestomathien und Anthologien) angelegt. Der Stamm dieser Dichtungen, besonders Homer, Hesiod, und Theognis, *wurde auswendig gelernt* und dann frei vorgetragen, wodurch einerseits das Gedächtnis entwickelt und die Fassungskraft gestärkt, andererseits die erhabenen Bilder der Vorzeit sowie die gesunden Aussprüche über Sittlichkeit und bürgerliche Klugheit in das Gemüth tief eingegraben werden sollten. *Selbstverständlich ging dem Auswendiglernen von Seite der Schüler, das Vortragen und Erklären von Seite des Lehrers voraus. Letzteres bezog sich nicht blos auf den Inhalt, sondern auch auf die Form. In dieser Beziehung wurden schon in der Elementarschule frühzeitig die Elemente der Metrik beigebracht. — Wenn die Knaben das Lesen gelernt hatten, wurden sie im Schreiben unterrichtet.* Zum Schreiben bediente man sich in früheren Zeiten mit Wachs überzogener Täfelchen und Griffel, später der Tinte. Den Kindern, die noch nicht schreiben konnten, ward mit dem Griffel vorgeschrieben; sie zeichneten die vorgeschriebenen Züge nach. — *Nachdem die Technik des Schreibens überwunden worden war, wurde auch das Schreiben nach Diktaten geübt. Zumeist waren es gehaltvolle Sätze, Aussprüche berühmter Männer und auserlesene Stellen aus Dichtern, welche auf diese Weise niedergeschrieben wurden. Dergleichen Schreibübungen wurden dann vom Lehrer durchgesehen und verbessert. — Das Rechnen nahm anfangs eine untergeordnete Stelle ein. Es wurde ausschließlich für praktische Zwecke gelehrt. Da man im gewöhnlichen Verkehre mit den Fingern rechnete, so mußte die Fingerrechnung gelernt und geübt werden. Schon Herodot erwähnt derselben. Jeder Finger und jede verschiedene Beugung der Finger drückte durch die entstehenden Combinationen und Figuren bestimmte Zahlen aus. So stellte man mit der linken Hand alle ein- und zweiziffrigen, mit der rechten alle drei- und vierziffrigen Zahlen dar, die an den zwei letzten Stellen Nullen haben. Der Schüler mußte demnach auf die Finger des Lehrers und auf alle Bewegungen und Krümmungen derselben genau achten, um die Zahlzeichen und deren verschiedene Behandlung erkennen und gebrauchen

zu lernen. Neben den Fingern wurden schon in früher Zeit **Rechensteine** (ψῆφοι) auf einem **Rechenbrette** (ἄβαξ) als Hilfsmittel beim Rechnen benutzt. Die Erfindung des Rechenbrettes wird dem Pythagoras zugeschrieben, und es heißt darum die pythagoreische Rechentafel.[1]) Thatsächlich wird schon von Solon berichtet, daß er die Stellung der Hofleute mit Steinen auf dem Rechenbrette verglich. Der König gelte bald für 1 bald für 1000.[2]) Später wählte man Buchstaben zur Bezeichnung der Zahlen; anfangs, zur solonischen Zeit, die Anfangsbuchstaben der Zahlnamen ein *Π* für 5 (πέντε) ein *Δ* für 10 (δέκα) u. s. w. (herodianische Zeichen). Kurz vor den Perserkriegen kam die Bezeichnung der Zahlen mit den 24 Buchstaben des jonischen Alphabetes auf, was man zwar als Abkürzung, aber doch zugleich als Erschwerung des Rechnens bezeichnen kann. Die Ziele beim Rechenunterrichte waren bescheiden; sie erstreckten sich nicht über die vier Grundrechnungsarten: Das Addieren (συντιθέναι oder προστιθέναι) Subtrahieren (ἀφαιρεῖν) Multiplizieren (πολλαπλασιζάειν) und Dividieren (μερίζειν, διαιρεῖν.)*

*Neben dem grammatischen Kursus hatte der **musikalische** Geist und Gemüt der Jugend zu bilden. Der Unterricht in der Musik begann in der Regel später, als der in der Grammatik. Ursprünglich ertheilte in beiden Gegenständen ein und derselbe Lehrer den Unterricht, später gab es besondere Lehrer der Musik, die man **Kitharisten** nannte; doch wurde der Musikunterricht meist in derselben Schule ertheilt, in welcher die Kinder das Lesen und Schreiben lernten, sodaß der grammatische mit dem musikalischen abwechselte. Der Unterricht erstreckte sich auf das Singen und Spielen auf der **Lyra, Flöte** und **Kithara**. Die Lyra war einfach, ohne Resonanz-

---

[1]) *Vgl. pag. 529.*

[2]) *Auf einer Vase von Canosa, welche den Darius darstellt, ist ein Rechentisch abgebildet. Die bezwungenen Länder bringen ihre Tribute, und ein Schatzmeister nimmt sie in Empfang. In der linken Hand hält er ein Schätzungsbuch, eine kleine gefaltete Tafel, auf der wir 100 Talente lesen. Mit der rechten Hand bewegt er die Steine auf dem Rechenbrette, wo die verschiedenen Wertplätze durch Zahlzeichen 10 000 (*M*) 1000 (*Ψ*) 100 (*H*) 10 (⅃) 5 (*Π*) 1 Drachme (*Ι*) 1 Obolus (*O*) und seine Teile angegeben sind. Ein anderes antikes Rechenbrett wurde als Marmorplatte auf Salamis gefunden und befindet sich gegenwärtig in Athen. Auf der einen Hälfte der Platte finden sich 11, auf der andern 5 Striche und auf 3 Seiten Zahlenbezeichnungen: 1 Talent, 5000, 1000, 500, 100, 50, 10, 5, 1, Drachmen 1, $^1/_2$, $^1/_4$, $^1/_8$ Obolus. Es scheint diese Platte entweder als Wechsler- oder als Spieltisch gedient zu haben, auf welchem Verlust und Gewinn verrechnet wurden. Jeder der Rechner hatte 5 Hauptcolumnen zwischen den 11 Strichen für das Talent, für 1000, 100, 10 und 1 Drachmen und 4 Nebencolumnen für den Obolus u. s. Teile.*

boden, darum auch leichter. Sie hatte ursprünglich 4, später regelmäßig 7 Saiten. Die Kithara war mit Resonanzboden versehen, hatte oft 8 und mehr Saiten. Da das Spielen auf derselben schwieriger war, so wurden die Knaben wohl zunächst mit dem Handhaben der Lyra vertraut gemacht. Der hohe Wert, den die Griechen auf die Musik legten, lag hauptsächlich in der Verbindung des Tones mit dem bildenden Wort. Es war also nicht bloße Instrumentalmusik, welche die Knaben lernten, sondern ein Unterricht im Gesange, der von dem Spiele der Lyra oder Kithara begleitet ward. Darum galt das Flötenspiel nicht als gleichwertiges Bildungsmittel, man machte ihm den Vorwurf, daß es den Mund vor Gesang und Poesie verschließe. Diese Auffassung spiegelt sich schon in der Sage von Marsyas, dem Flötenspieler, der sich dem Apoll in seiner Kunst gleichstellen wollte und dafür von diesem geschunden ward. Plutarch erzählt,* daß sich Alkibiades geweigert habe, die Flöte zu spielen, teils wegen der dabei vorkommenden Verzerrungen des Gesichts, teils weil der Spielende dazu weder reden noch singen könne, und daß er auch Anderen den bestimmtesten Widerwillen gegen das Instrument beigebracht habe, das deshalb zuletzt in völlige Verachtung geriet. *Doch ist es unzweifelhaft, daß in älterer Zeit selbst in Athen das Flötenspiel im musischen Unterrichte seinen Platz fand. Auf der Schale des Duris im Berliner Museum ist neben dem Unterricht im Leierspielen auch der auf der Flöte dargestellt.*

Zuerst wurde die Technik des Spielens gelehrt. Hatten die Knaben diese gelernt, so wurden sie, wie Plato im Protagoras berichtet, mit den Liedern guter lyrischer Dichter bekannt gemacht. Sie mußten ihre Stimme dem Saitenspiel anpassen und die Melodien sich einprägen. „Dadurch gewöhnen sie sich“, heißt es daselbst, „an rechtes Maß und schöne Ordnung und werden geschickter in Worten und Werken.

Auf diese Weise lernten sie eine Menge Lieder auswendig *und erwarben dadurch* die Fähigkeit *volkstümliche Gesänge* aufzuführen und Tischlieder zu singen, die, wie Bernhardy sagt, kräftig und geistvoll die schlichten Gefühle und Sätze der Sittlichkeit, der patriotischen Gesinnung und Lebensweisheit empfahlen. Die dorische Tonart war dabei die gebräuchliche, und man gab ihr den Vorzug, weil sie, wie Jakobs sagt, die würdevolle Ruhe am vollkommensten darstellte und mehr als irgend eine andere den Charakter des Mutes und der Mannhaftigkeit an sich trug. „Alles war hier harmonisch

und Eins. Die Worte ernst, fromm und belehrend; die Rhythmen großartig und feierlich; die Melodie einfach und angemessen."

Die Methode des Unterrichts war mechanisch. Zuerst sprach der Kitharist den Kindern einfache Lieder vor, welche sie behalten und hersagen mußten. Dann hatten sie die getragenen und choralartigen Weisen derselben zu lernen. Eines der ersten Lieder, welches sie zu lernen hatten, war: „Pallas, furchtbare Städtezerstörerin, du Kriegslärm erregende Göttin, hehre, den Feind abwehrende Tochter des Zeus, Dich rufe ich, du Rossebändigerin, die edelste Jungfrau!" *Neben dem praktischen Einüben der Lieder und ihrer Begleitung, wurden wohl auch Belehrungen über den Versbau, über Rhythmik und Melodik erteilt. Doch sollten* die Knaben *keineswegs zu* Virtuosen im Gesang und im Kitharspiel *herangebildet, sondern es sollte ihre* musikalische Fertigkeit nur so weit entwickelt werden, daß einst der Jüngling und Mann in den Chören mitsingen, Tischlieder 2c. vortragen könne: das war das Ziel *des Unterrichts* beim Kitharistes.

Die Verbindung der Musik mit der Gymnastik stellte der Tanz, die Orchestik, her. Der Tanz der Alten war keineswegs mit unserem Tanze zu vergleichen. Er bestand hauptsächlich in rhythmischen Bewegungen des ganzen Körpers, vorzugsweise des Oberkörpers und der Arme. Der Unterricht in der Orchestik fand während der älteren Zeit nicht sowohl in besonderen Lehranstalten statt, *sondern es wurde diese Kunst* vielmehr behufs der Opfer und Festlichkeiten auf öffentlichen Plätzen, in Tempeln und im Theater *praktisch betrieben und gelernt.* Die Knabenchöre, die mit vieler Sorgfalt eingeübt wurden, erweckten den Sinn für Anstand, Gemessenheit, Grazie und Feinheit, wozu der Athener an sich schon Anlage hatte, so daß er sich nicht nur leicht in die Sitten und Lebensweisen anderer griechischen Stämme hineinfand, sondern sich auch — und selbst wenn er ein armer und gewöhnlicher Bürger war — im Umgange, im Anstande und in der Haltung des Körpers vor den anderen Hellenen auszeichnete.

*__Die Ephebenbildung.__ Etwa mit dem 16. Jahre, bei dem Eintritte der Mannbarkeit, hörte der Schulbesuch auf; der Knabe bedurfte nicht mehr der Obhut des Pädagogos. Er hieß dann Meirakion. Zwei Jahre später, also um das 18. Jahr, wurde er für reif erklärt und unter die Epheben aufgenommen. Die Meirakia und die Epheben hießen den Männern gegenüber wohl auch die Bartlosen (ἀγένειοι) oder die Jungen (οἱ νέοι). Der Aufnahme ging eine Prüfung

der Geschlechtsreife (δοκιμασία εἰς ἄνδρας) von Seiten der Phratoren voraus, die mit Opfern und einem geselligen Male gefeiert wurde. Man nannte dieses Fest die Kureotis, weil die Hauptceremonie das Haarscheren war. Während nämlich bei den Spartanern der Jugend vom 18. Jahre an das Tragen langer Haare gestattet war, wurde in Athen den Jünglingen das Haar geschoren, ehe sie unter die Epheben aufgenommen wurden. Das abgeschorene Haupthaar wurde einer höheren Gottheit oder einem Flußgotte geweiht. Nachdem durch die Prüfung der Mannbarkeit festgestellt war, daß die Jünglinge gereift und wohlgestaltet seien, also sich dazu eignen, die Waffen im Dienste des Vaterlandes mit Erfolg zu führen, erfolgte durch die Demarchen die Eintragung in das Gemeindebuch des betreffenden Demos (ληξιαρχικὸν γραμματεῖον) und damit die Aufnahme unter die Bürger, freilich nur in civilrechtlicher Bedeutung. Zur Ausübung der Bürgerrechte im politischen Leben gelangte der Athener erst in seinem 20. Jahre. Nach der Einschreibung unter die Gaugenossen (δημόται) wurden die angehenden Epheben eingekleidet und ausgerüstet. Sie erhielten eine schwarze Chlamys (den kurzen Kriegsmantel), Helm, Harnisch, Schild und Lanze. In voller Rüstung wurden sie zu dem am Fuße der Akropolis gelegenen Heiligtume der Agraulos (Aglauros) geführt, um da den Waffen- und Bürgereid zu schwören. Derselbe soll schon von Solon vorgeschrieben sein und lautet, freilich in einer späteren Tradition:* „Ich will diese Waffen niemals schänden noch meinen Nebenmann in der Reihe verlassen, sondern kämpfen für die Heiligtümer und für das Gemeingut, sowohl allein als mit anderen. Ich will das Vaterland nicht gemindert hinterlassen, sondern größer und besser (zu Wasser und zu Lande), als ich es überkommen habe. Ich will hören auf die, welche jedesmal zu entscheiden haben, und den bestehenden Gesetzen gehorchen, sowie allen anderen, die das Volk einmütig verordnen wird, und so einer sie aufhebt oder ihnen nicht gehorcht, will ich das nicht zulassen, sondern sie verteidigen, sei es allein, sei es mit anderen. Und ich will die vaterländische Religion in Ehren halten; Zeugen seien die Götter *Agraulos, Enyalios, Ares, Zeus, Thallo, Auxo, Hegemone!"[1])* Nach der Eidesleistung

---

[1]) *Von den Gottheiten steht Aglauros, „die Ländliche", für Athene, die als Himmelsgöttin die Saaten gedeihen läßt, auch Thallo, Auxo und Hegemone sind ländliche Göttinnen. Die Anrufung derselben deutet auf die Stellung der Epheben als Bürger eines auf Ackerbau gegründeten Staates, während die Namen Enyalios, Ares und Zeus sich auf den Waffendienst beziehen.*

wurden die Epheben, gewöhnlich am Dionysosfeste unmittelbar vor Aufführung der Tragödie, dem Volke im Theater durch einen Herold vorgestellt, wo sie an einem besonderen Platze (ἐφηβικός τόπος) ihre Sitze erhielten.*

Wie der Eid bekundet, war es Aufgabe der Epheben, sich für ihre Stellung als Krieger und Bürger vorzubereiten. Ihre Bildung gliederte sich für diesen Zweck, so, wie die der Knaben, in eine gymnastische und musische. Die gymnastische Ausbildung erhielten die Epheben nicht in den Palästren, sondern in den Gymnasien. Diese waren vom Staate oder für ihn zum allgemeinen Gebrauche der Bürger erbaut. Die wichtigsten und ältesten derselben waren: die Akademie, welche, nach dem Heros Akademos genannt, von den heiligen Ölbäumen der Athene beschattet, einige Stadien nordwestlich von der Stadt lag; — das Lykeion beim Heiligtum des Apollon Lykeios, im Osten der Stadt;[1]) — das Kynosarges, nordwärts vom Lykeion, wo Herakles gerungen, den Platz durch ein Opfer geweiht, und ihm dabei ein weißer Hund (κύων ἀργός) einen Teil des Opferfleisches entführt haben sollte. Diejenigen Jünglinge, welche nicht von zwei attischen Eltern, sondern nur von einem attischen Vater stammten, waren gehalten, ihre gymnastischen Übungen in dem Kynosarges zu treiben, weil auch Herakles von ungleichen Eltern, einem Gotte und einem sterblichen Weibe, erzeugt sei. — *Über die Lehrer und Vorstände der Gymnasien sind für diese Periode keine zuverlässiigen Nachrichten erhalten. Es scheint, daß der Gymnastes, welcher das Turnen von einem höheren Gesichtspunkte leitete und hauptsächlich diejenigen vorbereitete, welche sich für eine agonistische Laufbahn ausbildeten, der eigentliche Turnlehrer an den Gymnasien war, während die Oberaufsicht und die Administration derselben durch eine eigene Behörde, deren Name vielleicht Gymnasiarch oder Epistates[2]) war, besorgt wurde. Andere amtliche Stellungen, wie die der Kosmeten, Sophronisten u. v. a. sind vor dem Jahre 317 v. Ch. nicht nachweisbar. — Die Übungen in den Gymnasien entwickelten die in der Palästra gewonnenen Fertigkeiten weiter. Es waren zunächst die Übungen des Pentathlons, deren bereits bei den Knaben gedacht ist, welche bei den Epheben im höheren Maße gepflegt wurden. Dann kam aber auch der Faustkampf und das

[1]) *Das Lykeion entstand erst im perikleischen Zeitalter.*

[2]) In späterer Zeit bezeichnet die Gymnasiarchie eine Liturgie, welche mit den Festen, an denen die Epheben teilnahmen, zusammenhing.*

Pankration, der schwere Ring- und Faustkampf, hinzu. Mit Rücksicht darauf, daß die Epheben für den Waffendienst vorbereitet wurden, erweiterte sich der Kreis der Übungen außerdem auf den Kampf in schweren Waffen (die Hoplomachie), auf das Reiten und auf das Bogenschießen. Auch mußten die Epheben lernen, zu Pferde die Speere zu werfen und den Bogen abzuschießen. Daß auch das Schwimmen zu den körperlichen Übungen der Epheben gehörte, ist wohl nicht ausdrücklich für Athen bezeugt, aber es läßt sich dies einerseits aus der Notwendigkeit dieser Fertigkeit für den Kriegsdienst, andererseits daraus schließen, daß die attischen Epheben in den Elementen der Nautik unterrichtet wurden. Sie lernten mit bewaffneten und unbewaffneten Fahrzeugen zu manövrieren, sie flott zu machen und ans Land zu ziehen. Die gelernten Fertigkeiten wurden dann bei verschiedenen Gelegenheiten verwertet. Es gab Ausflüge und Übungsmärsche in die Umgegend Athens, Musterungen, welche gewöhnlich am Ende des Jahres vor den Strategen stattfanden, insbesondere aber einen eigenen Wachdienst an den Grenzen Attikas, der den Epheben zufiel. Als Streifwächter (περίπολοι) hatten sie sich für den eigentlichen Kriegsdienst vorzubereiten. Sie bewachten die Grenzen und lagerten zu diesem Zwecke in Zelten oder auch in bestimmten Grenzfestungen. Aber auch im Lande weilten sie, um wichtige Punkte, namentlich im Gebirge, besetzt zu halten und die Heiligtümer zu schützen. Indem sie sich gegenseitig ablösten, lernten alle ihr Heimatland nach allen Richtungen genau kennen, machten sich mit dem Terrain, mit den Wegen und Pässen, Flüssen und Brücken vertraut, so daß dieser Wachdienst eine treffliche Schule für die Heimatskunde abgab, deren genaue Kenntnis für einen Krieger unentbehrlich erschien. Aber auch in der Stadt versahen die Epheben eine Art polizeilichen Dienstes. Sie waren die Ordner, welche namentlich bei größeren Menschenansammlungen z. B. Volksversammlungen, Märkten, Aufzügen, die Menge zusammenhielten und in bestimmte Bahnen lenkten.*

*Außerdem spielten sie aber bei den Festen eine hervorragende Rolle. In der jugendlichen Männergestalt der Epheben erblickte der Athener die vielverheißende Blüte der Bürgerschaft, an der sein Auge mit Wohlgefallen hing. Diese durfte da nicht fehlen, wo es galt, zu Ehren der Götter allen Prunk und alle Pracht in der Öffentlichkeit aufzubieten. Darum nehmen die Epheben in den Festaufzügen einen hervorragenden Platz ein. So wie die Hand des bildenden Künstlers auf dem Friese des Parthenon die schönen

Ephebengestalten zu Pferde mit fliegender Chlamys im Zuge der Panathenäen dargestellt hat, erschienen sie auch bei andern athenischen Festen. Bei den Oschophorien geleiteten sie das Pallasbild im Festaufzuge zu dem Tempel in Phaleron, bei den Eleusinien führten sie die große Procession, die von Athen nach Eleusis zog, auf der „heiligen Straße" bis zu einem Punkte, „Echo" geheißen, und holten von dort die heimkehrenden Wallfahrer wieder ab; hierbei bildeten sie die Ehrenwache, die den bei dieser Gelegenheit hin- und hergetragenen Heiligtümern beigegeben war. Am Feste der Artemis Agrotera erschienen die Epheben als der militärische Conduct, der den Zug nach Agrai ganz in der Nähe Athens begleitete und die Siegespreise trug. Aber nicht bloß in Festaufzügen beteiligten sie sich an den einheimischen Festlichkeiten, sie ergötzten auch die Teilnehmer der Feste durch die Wettkämpfe, die sie aufführten, und die gewiß einen wesentlichen Teil der Festfeiern bildeten. Sowohl bei den Panathenäen, als auch bei den Dionysien finden Agonen der Epheben statt. Sie fehlten auch bei andern Festen nicht. Bei Aristophanes wird ein eigenes Ephebenfest (Ephebia) erwähnt, das in älterer Zeit abgehalten wurde. Namentlich sind die Ruderwettkämpfe zu erwähnen, die schon in früherer Zeit an den Diisoterien und Munychien von den Epheben abgehalten und nach den Perserkriegen mit großem Pompe auch bei anderen Festen aufgeführt wurden. Desgleichen gehörte der Fackellauf (Lampas, Lampadephorie), den die Epheben bei verschiedenen Festen, den Panathenäen, Hephaisteen, Prometheen, Theseen vornahmen, zu den beliebtesten Unterhaltungen. Pausanius beschreibt ihn in folgender Weise: „In der Akademie ist ein Altar des Prometheus (bei dem wohl die Fackeln angezündet wurden) und man läuft von ihm zur Stadt mit brennenden Fackeln. Es gilt bei dem Wettlaufe, die Fackeln brennend zu erhalten. Ist die Fackel des ersten Läufers erloschen, so erhält der zweite den Preis; wenn auch dieser sie nicht brennend hat, der dritte; wenn allen die Fackel ausgeht, so trägt keiner den Sieg davon." Es war also nicht der schnelle Lauf, sondern das Übertragen des neuen reinen Feuers an Stelle des verunreinigten die Hauptsache. Dieser Fackellauf wurde später ein so wichtiger Teil der Feste, daß nach ihnen die Festliturgien Lampadarchien benannt wurden.*

*Für den Zweck der Feste erhielten die Epheben auch eine musische Bildung. Zwar ist hierüber nichts Genaueres überliefert, aber es ist unzweifelhaft, daß die Grundlagen, welche im Knaben-

alter für Gesang, Leier- und Zitherspiel gelegt worden waren, im Ephebenalter weiter geführt wurden. Mit dieser musischen Bildung war auch eine Fortsetzung der Unterweisung in der Orchestik verknüpft. Das läßt sich aus der Art und Weise schließen, wie Feste, an denen die Epheben teilnahmen, begangen wurden. Da erfahren wir von Tänzen und Chorreigen, von musischen Wettkämpfen, an denen doch auch die Epheben teilnahmen, weshalb wir annehmen müssen, daß sie für diese Zwecke vorbereitet wurden. Dagegen kann man von einer höhern literarischen Bildung, die das im Knabenalter Gelernte im Ephebenalter erweitert und fortgeführt hätte, vor dem Auftreten der Sophisten nicht sprechen.*

Mit dem Ephebenalter war aber die gymnastische Ausbildung keineswegs abgeschlossen. Auch für die gereiften Männer sollten die Übungen nicht aufhören, welche die Knaben und Jünglinge getrieben hatten. Wie die Dichter für die Erwachsenen noch die Lehrer waren und blieben; so besuchten auch noch die Männer die Gymnasien und waren für sie bei Opfern Wettkämpfe — an den Panathenäen — bestimmt. Nicht nach Salben, sondern nach dem Öle der Ringschule sollte der Mann riechen. Auch in Athen verlangte man vom Manne, daß seine Haut von der Sonne und dem Staube der Ringbahn gebräunt sei und daß er nicht weißes Fleisch habe, wie die Weiber und wie die Männer, welche im Schatten aufwachsen.

Die ethische Bildung des jungen Atheners erstrebte reinen Einklang des Schönen mit dem Guten. Besonnenes Handeln, würdige Haltung, Urbanität, feine, edle Sitte, Artigkeit, Bescheidenheit, Höflichkeit wurden von jedem Jünglinge gefordert. Dahin zielte, wie Platon berichtet, die ganze häusliche Erziehung. Sobald der Knabe verstand, was gesagt wird, suchten ihn Amme, Pädagogos, Mutter und Vater möglichst gut zu machen, indem sie ihm bei jedem Worte und jeder That zeigten, was gerecht und ungerecht, schön und schimpflich, heilig und unheilig sei. Im Notfall lenkten sie ihn auch durch Drohungen und Schläge. Bis zum 18. Jahre stand er in solcher Abhängigkeit vom Hause. Bewies er in dieser Zeit den Eltern nicht alle Pflichten des Gehorsams, so konnte er einer schlechten Handlung angeklagt werden. Auf ein sittliches Leben sah auch das alte Gericht des Areopags, das die Jugend wegen ihrer Lebensweise, ihres Umganges und ihres Aufwandes zur Rechenschaft zog, dem jugendlichen Müßiggange steuerte und andere sittliche Ausartungen verhinderte. *Die Areopagiten, sagt Isokrates in

seiner Ruhmrede auf den Areopag, kümmerten sich um alle Bürger, am meisten aber um die jüngeren; denn sie sahen, daß die jungen Leute sich in größter Aufregung befinden und von sehr vielen Begierden erfüllt sind, und daß ihre Seelen am meisten der Zügelung bedürfen durch fleißige Übung in edler Beschäftigung und durch solche Anstrengungen, die Vergnügen gewähren*. Zu diesem Ziele strebte endlich auch das ganze öffentliche Leben und die Zucht in den Lehranstalten.

Der Charakter der Zucht war hart und rauh. Bei Tische durften die Kinder nicht, ehe die Eltern gegessen, nach den Rettigen, dem Dill oder dem Eppich greifen. Fische und Geflügel sollten die Knaben überhaupt nicht essen. Sie mußten bei Tische anständig sitzen und durften die Beine nicht übereinander schlagen. Auch die Epheben wurden noch streng erzogen. Beim Mahle sollten sie bescheiden nur mit einem Finger Eingesalzenes ergreifen, mit zweien Brod, Fleisch und Fische. Auf den Straßen sollten sie sich still und anständig verhalten, in ruhiger Haltung, mit gesenktem Blick, die Hände im Mantel, umhergehen. Den Markt sollten sie überhaupt nicht betreten. *Für die Strenge der Zucht spricht auch die Thatsache, daß die Epheben noch in den Gymnasien den Stock der Gymnasiarchen zu fürchten hatten*.

Die Bildung der Frauen war in Athen sehr beschränkt, und die Kenntnisse derselben waren dürftig. Ihre Wohnungen befanden sich im hintersten Teile des Hauses: Kinder und Sklavinnen waren ihre Genossen. Die Hauptsorge der Mutter war die Schönheit der Tochter. Deshalb und damit der Wuchs derselben schlank werde, durfte diese nur wenig essen. Der Busen ward mit einem breiten Bande unterbunden, das Haar gefärbt, die Augenbrauen geschwärzt. Die Kleidung der Mädchen bestand in einem langen, herabfließenden, weißen Gewande, welches durch einen Gürtel zusammengehalten wurde. Auch schmückten sie sich mit Kränzen. Bei Volksfesten hielten die Jungfrauen Aufzüge und führten Chorreigen auf, und am sogenannten Bärenfeste[1]) (*den Brauronien*) wurden jährlich Mädchen *vor dem zehnten Lebensjahre* unter Opfern und Vorlesung einer Stelle aus der Ilias der Artemis geweiht — eine Weihe, welche die symbolische Erinnerung an reine Jungfräulichkeit sein sollte. Sonst waren die Mädchen an das Haus gefesselt und daher die Athenerinnen meist schwache, blasse Gestalten. Die Mutter erteilte ihnen Unterricht in den Arbeiten des weiblichen Berufes, im Spinnen, Nähen,

---

[1]) *Siehe oben pag. 554*

Weben, Stricken 2c. Wahrscheinlich auch bei der Mutter oder Wärterin lernten sie zum Teil lesen und schreiben, singen und das Spiel der Lyra. *Auch ist es selbstverständlich, wie Schömann sagt, daß ihnen die im Volksglauben herrschenden Ansichten über die Götter und die Religionspflichten und die allgemeinen Regeln sittlichen und gebührenden Verhaltens zwar nicht durch Katechismen und Kinderschriften oder Unterweisung in besonderen Lehrstunden, aber durch häufige gelegentliche Mitteilungen beigebracht wurden*. Doch stand das weibliche Wissen im Allgemeinen im Widerspruche mit dem des männlichen Geschlechtes; im Einklange nur mit der geringen Geltung des Weibes zu Athen. Ehrbarkeit, Keuschheit und sittliche Reinheit waren die schönsten weiblichen Tugenden, und häusliche Sparsamkeit wie zweckmäßige Verwaltung der Wirtschaft die schönsten weiblichen Eigenschaften. Auf Erreichung dieser Tugenden und dieser Eigenschaften ging deshalb auch die Erziehung. — *Da die Mädchen schon mit dem 15. Jahre verheiratet wurden, so fiel die Erziehung derselben zum Teile dem Manne zu. Xenophon in seinem Oikonomikos schildert die Art und Weise, wie ein verständiger Mann, Ischomachos mit Namen, seine junge Frau in ihren Pflichtenkreis einführt. Da in der Stellung der Frau während der historischen Periode keine wesentliche Änderung eintrat, so gilt diese Schilderung gewiß auch für die Frauenerziehung vor der Zeit der Perserkriege. Ischomachos erzählt dem Sokrates, daß seine 15jährige Frau vorher unter einer Obhut erzogen wurde, der es darum zu thun war, daß sie so wenig als möglich sehe, höre oder frage. Nur im Bereiten von Kleidungsstücken und im Kochen war sie gut unterrichtet. Von den Pflichten als Mutter und Hausfrau hatte sie keine Vorstellung, sie betrachtete es als ihre einzige Pflicht, wie die Mutter ihr gesagt hatte, „klug und bescheiden zu sein". Doch zeigte sie sich willig und gelehrig, als ihr Mann sie in ihren Beruf einzuführen sich bemühte. Ehe er dies that, opferte er gemeinschaftlich mit ihr den Göttern und betete zu ihnen, daß er lehrend und sie lernend das Heilsamste treffen mögen. Nachdem er ihr die Aufgaben der Ehe auseinandergesetzt, begrenzt er ihre Wirksamkeit auf das Haus und weist ihr als Hauptaufgabe zu, die Kinder zu pflegen und zu erziehen, die Speisen zu bereiten und die Kleidung zu verfertigen. Indem er ihre Stellung mit einer Bienenkönigin vergleicht, zeichnet er genauer die Pflichten als Leiterin des Hauswesens, der es zukommt, die Dienerinnen zur Erfüllung ihrer Pflichten zu verhalten, ihnen die Arbeit zuzuweisen und sie dabei

zu überwachen. Zugleich obliege es ihr, für die Pflege der Dienerschaft, namentlich auch bei deren Erkrankung, zu sorgen und die Dienerinnen für die Arbeiten, die sie zu leisten haben, abzurichten. Zuletzt betont er die Wichtigkeit der Ordnung im Haushalte und gibt ihr Anweisung, wie sie die verschiedenen Geräte und Vorräte auf zweckmäßige Weise unterbringen und in schöner Ordnung aufzustellen habe. Falls sie seinen Weisungen nachkommen würde, stellt er ihr in Aussicht, daß sie dann im Hause mehr gelten werde als er. Er würde förmlich ihr Diener sein, und sie brauche sich nicht zu fürchten, daß sie mit vorrückendem Alter an Achtung im Hause verlieren werde; im Gegenteil, in demselben Maße als sie ihm eine bessere Gattin und den Kindern eine bessere Hüterin werden würde, werde ihr auch eine ehrenvollere Stellung im Hause zuteil werden. Denn das Schöne und Gute werde dem Menschen für die Lebensdauer nicht durch die jugendlichen Reize, sondern durch die Tugenden erhöht*.

Über die **Erziehung der Waisen** soll bereits Solon gesetzliche Bestimmungen aufgestellt haben. Es wurde den Waisen ein Vormund gesetzt, den entweder der Vater vor seinem Tode, oder den nach dessen Tode der Archon bestimmte. Dieser Vormund hatte bis zum 18. Jahre des männlichen Mündels *um dessen* Erziehung *zur* Sittlichkeit sich zu kümmern, das Eigentum desselben zu verwalten und im Fall dasselbe besitzlos war, für seine Existenz zu sorgen. Auch die Töchter wurden so behandelt. Insbesondere aber ward für die Kinder der im Kriege Gefallenen gesorgt. Sie *wurden bis zum 18. Jahre auf Staatskosten unterrichtet und empfingen bis zu dieser Zeit* ihren Unterhalt im Prytaneion, dem öffentlichen Gebäude, wo diejenigen von den 10 Klassen des Rates (Prytanen), welche der Reihe nach den Vorsitz führten, während der 35 Tage ihrer Amtsführung sich versammelten, und in dem gespeist zu werden zu den größten Ehrenbezeugungen gehörte. *Mit dem 18. Jahre traten sie mit ihren Altersgenossen in die Ephebie und wurden bei der Gelegenheit vom Staate mit einer vollen Rüstung beschenkt. Gleichzeitig übernahmen sie die Verwaltung des ihnen vom Vater hinterlassenen Vermögens.*

So die Erziehung der Athener. Sie war eine religiös sittliche und — da der Athener seine himmlischen Mächte in der Kunst, vornehmlich in der Poesie vergegenwärtigt sah — eine Übung des Gedächtnisses und der intellectuellen Kraft für die Auffassung poetischer Gedanken, sowie eine Bildung des Geschmacks, die sich mit der harmonischen Ausbildung des Leibes aufs Innigste verband

und dadurch die sittliche Kraft und Mäßigung, die Selbstbeherrschung und die Hingebung für das Gemeinwesen erzielte. Von der spartanischen unterschied sie sich gerade soviel und so weit, wie sich der Athener von dem Spartaner unterschied. Im äußeren Völkerlauf schon gingen beide auf verschiedenen Wegen: die dorische Völkermasse machte vom alten Hellas den Übergang nach dem Westen, nach Italien und Sicilien; die jonischen Völker brachten Hellas mit den ihm östlich gelegenen Ländern und Inseln, mit dem westlichen Asien in Berührung. Im Gegensatz auch standen ihre Verfassungen: die spartanische Gesetzgebung brachte die Individualität zum Schweigen und war ohne Geschichte, ohne Entwicklung; in der athenischen Verfassung kam die Individualität zum Wort, und die Geschichte derselben war die Geschichte Athens selbst. So gleichfalls die Erziehung. Die Erziehung der Spartaner, von der dem Individuum gerade soviel Zwang angethan ward, als ihm in Attika Freiheit verstattet war, war eine allgemeine, öffentliche und gleiche, an der auch die Jungfrauen teilnahmen; die Erziehung der Athener war nur dem Gehalte nach eine nationale, indeß sie der Form nach die Verschiedenheit und Individualität wesentlich betonte. In Sparta herrschte die körperliche über die geistige Erziehung; in Athen ward das Gleichgewicht zwischen Körper und Geist erstrebt. In Athen wurde das Weib mehr in das innere Haus gewiesen als in Sparta, und deshalb *wurde* in Sparta die öffentliche weibliche Erziehung mehr berücksichtigt, als in Athen. In Sparta war Erziehung und Unterricht die Sorge des Staates und darum von Staats wegen eingerichtet, in Athen war die Erziehung eine vom Staate nur im Allgemeinen *überwachte* Privaterziehung; darum in Sparta eine fest vom Gesetz umgrenzte, in Athen eine nicht durch Gesetze eingeengte, sondern allseitig entfaltete. Sparta beschränkte den Unterricht neben der Gymnastik auf Musik und Schärfung des Urteils; Athen suchte durch seinen wissenschaftlichen Unterricht, besonders durch das Erklären der klassischen Schriften die Denkkraft zu schärfen, den Schönheitssinn zu wecken, das Gefühl für das Edle zu begeistern. Die spartanische Musik, in der die Jugend unterrichtet ward, war ruhig und erhaben; die jonische, zu der die Athener hinneigten, hatte bewegtere Weisen. Die Gymnastik zu Sparta zielte vorzüglich auf Ausdauer und physische Kraft; zu Athen wollte die Gymnastik Einheit und Stärke und Schnelligkeit bewirken. Der Unterricht forderte in Sparta blinden Gehorsam, — in Athen ward das eigene Urteil des Zöglings ausgebildet. In Sparta entschieden die Jahre,

ob der Knabe, Jüngling ꝛc. mehr oder weniger frei sein konnte und sollte; in Athen waren Einsicht und Kenntnisse die Normen, mit denen die Freiheit des Zöglings gemessen wurde. In Athen gründete sich ein Teil der kindlichen Pflichten auf die Dankbarkeit; in Sparta *beruhte* alle Pflicht des Kindes gegen die Eltern auf Gehorsam. Die athenische Erziehung war eine mit der Entwicklung des Volkes sich entwickelnde; die spartanische blieb fest und gleichförmig. In Sparta, sagt Cramer, gab es nur Eine Erziehung; in Athen alte und neue Erziehung.

Die athenische Erziehung erstrebte in gleichmäßiger Entwicklung aller Kräfte, ein schönes Ganzes, ein sittliches Kunstwerk aus ihrem Zöglinge zu machen, und die nachfolgende Übung im öffentlichen Leben setzte das Werk der Erziehung fort, erzeugte Selbstvertrauen, spannte alle Kräfte an, forderte scharfe Beobachtung und verständige Beurteilung der Personen und der Verhältnisse, überhaupt Thatkraft und Lebensklugheit. Der Athener sollte freiheitsliebend und tapfer, vor Allem aber rechtlich und gesittet, sowie voll Sinn für Wissenschaft und Kunst sein, so daß er in seinem leiblichen und geistigen Leben als Kunstwerk in die Erscheinung trat. Das erzielte die athenische Erziehung und das athenische Leben. Natürlich war dieses Ziel nur ein athenisches: die Erziehung hatte nur die Entwicklung des feinsinnigen Atheners, oder doch nur die des ästhetischen Griechen *im Auge.* Das tiefere sittliche Ideal des Menschen und damit der Erziehung, sowie eine wahrhaft religiöse Bildung kannte der Athener nicht und konnte er nicht kennen, da er alles geistige wie leibliche Leben nur im Lichte der ästhetischen Idee erblickte.

ββ. Die Erziehungstheoretiker im Zeitalter vor den Perserkriegen.

Die Keime der griechischen Bildung liegen in der Natur- und Volkspoesie, welche jeder Thätigkeit und jedem Ereignis im täglichen Leben, den Festlichkeiten ꝛc. einen Ausdruck im Gedichte gab und die von den Griechen gemachten Erfahrungen und Beobachtungen in ihren Liedern aufbewahrte. Dazu gesellten sich unmerklich Sprüchwörter, Gnomen und Fabeln als Mittel der Bildung und veredelten durch ihre aus dem Leben genommenen Schätze den gewohnten Lebensgang. Die Weisheit der Natur- und Volkspoesie, der Sprüchwörter, Gnomen und Fabeln war die erste Volkspädagogik, welche sittliche Vorschriften und Klugheitsregeln,

das Maß gegen Götter und Menschen im poetischen Gewande aufstellte. Den vorzüglichsten Einfluß auf die Erziehung des Volkes hatten demnach die nicht durch einheitliches Wissen, sondern durch ihre Lebensklugheit, Staatsweisheit und kernige Moral sich auszeichnenden Weisen, deren ethische, politische und soziale Einsicht die Griechen in einen Kreis von sieben Männern vereinigt haben.

„Maß zu halten ist gut," das lehrt Kleobulos von Lindos;
„Jegliches vorbedacht," spricht Ephyra's Sohn Periander;
„Wohl erwäge die Zeit," sagt Pittakos von Mytilene;
„Mehrere machen es schlimm," wie Bias meint der Priener;
„Bürgschaft bringet dir Leid," so warnt der Milesier Thales;
„Kenne dich selbst," so befiehlt der Lakedämonier Cheilon;
Endlich: „Nimmer zu sehr!" gebeut der Kekropier Solon.

Das schöne Maß und die Lebensharmonie, die Grundlage des ganzen hellenischen Lebens, war also auch die Forderung dieser aus dem frischen Leben herausgegriffenen Wahrheiten. Und solche Lebensweisheit, die unmittelbar auf die Entwicklung des hellenischen Lebens überhaupt wirken sollte und wirkte, griff unmittelbar auch in die Erziehung der Jugend ein. Die erste Pädagogik in Griechenland war dichterisch und sittlich gnomisch.

Je mehr jedoch die Bildung des Volkes, gleichen Schritt mit der Entwicklung des Volkslebens im Allgemeinen gehend, zunahm und dem Höhepunkt ihrer Entwicklung zueilte; um so mehr trat auch das Bedürfnis hervor, sich über sich selbst klar zu werden, Einsicht in die Natur der Dinge zu erlangen und mit Selbstbewußtsein sich und die Welt anzuschauen. Wo das Tiefste und Schönste, das Ewige und Wahre gefühlt ist und wird, wie bei den Griechen, da drängt es auch, entkleidet von der täuschenden Gewandung der Dichtung, zur Form des reinen Gedankens hin. Griechenland zeugt, wie die Urahnen der Kunst, so auch die Väter der Philosophie. Das Volk fängt an, Theorien zu bilden, — zu philosophiren. — Die Philosophie ist mit dem Drama die letzte und reifste Frucht eines Volkes. Mit der religiösen Dichtung, mit der Dichtung seiner Götter, seines Glaubens 2c. beginnt ein Volk, um in seinem Kindheitsleben, wenn es sein Auge aufschlägt, seine ersten Thaten im Epos niederzulegen. Als Jüngling dichtet es dann die Ideale seines Lebens, das Schwelgen in Jugendfülle, seine Gefühle in der Lyrik, und bei beginnender Reflexion die Sprüche und Gnomen — die ersten Resultate des Nachdenkens über das menschliche Leben und die sinnliche Erscheinungswelt. Dadurch ist dem Mannesalter der Weg gebahnt und mit ihm der Philosophie,

welche ursprünglich selbst Dichtung und Speculation über Dichtung ist, bis das Phantasiedenken die gemachten Beobachtungen und Erfahrungen in sich aufnimmt, und die Philosophie dann die aus den Erfahrungswissenschaften hervorgegangenen Erkenntnisse, sowie die den religiösen Vorstellungen zu Grunde liegenden Wahrheiten in einen geistigen Brennpunkt zusammenfaßt und von diesem Mittelpunkte aus die ganze peripherische Welt des Geistes erhellt.

So auch in Griechenland. Das erste Auftreten der griechischen Philosophie fällt mit dem Höhepunkte seines nationalen geistigen Lebens, seiner vollendeten Kunstwerke, seiner unsterblichen Thaten zusammen, und die Glanzepoche der Philosophie ist der Abschluß dieser seiner höchsten Bildung. — Dem Jünglingsleben fallen nur erst die philosophischen Vorposten anheim: die Ionier und die Eleaten. Mit ihnen aber beginnt bereits die neue, der bisherigen griechischen Weltanschauung entgegengesetzte wissenschaftliche Ansicht, denn es ist charakteristisch wie für das griechische Leben überhaupt, so für die wissenschaftliche Entwicklung im Besonderen, daß die griechische Philosophie nicht wie die der orientalischen Völker mit religiösen Speculationen, mit Theologie und Priestern[1]), sondern mit Betrachtungen und Beobachtungen der Natur beginnt und zu ethischen Problemen fortgeht, um in Lösung derselben ihren Höhepunkt zu erreichen. Sie tritt deshalb von Anfang an in Gegensatz zu der dogmatischen Anschauung des Griechentums. Der Ideenkreis des Griechen hatte sich bis dahin wesentlich um die Erscheinungen der Menschenwelt bewegt, und die Natur außer dem Menschendasein ward nur soweit und soviel als berechtigt anerkannt, als sie für die Zwecke und Bedürfnisse der Menschenwelt da war. Dem griechischen Volksglauben waren, wie Röth richtig bemerkt, alle Götter, selbst Zeus, der Weltbeherrscher, nur menschenähnliche Wesen, in welchen sich die Gebildeten die Eigenschaft des menschlichen Geistes, die rohere Menge auch die der menschlichen Gestalt in unbestimmter Weise gesteigert dachten. „Die Götter als menschenähnliche Wesen wurden zum Weltall ganz in demselben Verhältnisse gedacht, wie die Menschen; für beide war die Welt nur das gemeinschaftliche Wohnhaus; für die Götter der Himmel, das feste Sternengewölbe

[1]) *Nicht ganz zutreffend; denn auch bei den Griechen knüpft die Philosophie an die Theogonie und Kosmogonie an. Erstere ist mythisch, letztere schon speculativ. Den Übergang von der Dichtung zur Forschung bildet Xenophanes von Syros, der (um 600) unter dem Titel Ἑπτάμυχος [die siebenfaltige (Welt)] eine Kosmogonie schrieb.*

gerade so, wie für den Menschen die Erde." – Mit dem Beginn des philosophischen Denkens hingegen und vor demselben trat die Natur als Weltgebäude in den Vordergrund, Welt und Gottheit in Wesensähnlichkeit und Gleichheit, und der Mensch blieb nur im Hintergrunde stehen: das Einzelleben ward aus dem allgemeinen Weltleben erklärt.

In Jonien, wo schon das Epos entstanden war und wo die griechische Geschichte begann, nahm auch die Philosophie ihren Anfang. *Die ersten jonischen Philosophen[1]) erforschten die Grundlage der Welt und die Art und Weise ihres Entstehens. Man nennt sie darum Physiker, Physiologen auch Kosmologen. Der erste (der *ἀρχηγὸς φιλοσοφίας*) von ihnen ist Thales von Milet (640—548). Er nahm als Princip der Welt das Wasser an, aus dem Alles und zwar durch Verdichtung und Verdünnung hervorgegangen. Die bewegende Kraft, welche diese Veränderung hervorrief, erschien ihm als dem Wasser inhärent, als eins mit dem Stoffe. Thales ist aber überdies noch dadurch wichtig, daß er, wie die Tradition allgemein berichtet, aus Ägypten die Astronomie und Geometrie zu den Joniern brachte. Über sein astronomisches Wissen erfahren wir aus Herodot, daß er eine Sonnenfinsternis, die 610 oder 585 zu setzen ist, vorhergesagt habe. In der Geometrie wurde ihm die Erfindung von vier Lehrsätzen zugeschrieben: 1. daß die Winkel an der Basis eines gleichschenkligen Dreieckes gleich sind, 2. daß beim Schneiden zweier Graden die Scheitelwinkel gleich sind, 3. daß ein Dreieck durch eine Seite und die beiden ihr anliegenden Winkel bestimmt ist, 4. daß die Kreisfläche durch den Durchmesser halbirt wird. Auch soll er zuerst ein rechtwinkliges Dreieck einem Kreise eingeschrieben und die Höhen der Pyramiden nach ihrem Schatten gemessen haben, was die Kenntnis von der Proportionalität der Seiten einander ähnlicher Dreiecke voraussetzt.*

Sein jüngerer Zeitgenosse und Schüler Anaximander von Milet (611—545) ist gleichfalls Astronom und Geometer. Er stellte zuerst eine Himmelskugel zusammen, auf der die durch Bestimmung der Himmelserscheinungen ersonnenen Kreislinien ver-

[1]) *S. A. Byk, die vorsokratische Philosophie der Griechen 2 Teile, Leipzig 1875 und 1877. A. Hromada, die vorsokratische Naturphilosophie der Griechen, Prag, Progr. 1878. A. Emminger, die vorsokratische Philosophie nach den Berichten des Aristoteles. Ziegler, die Anfänge einer wissenschaftlichen Ethik bei den Griechen, Tübingen, Progr. 1879, und Bernhard Münz, die Keime der Erkenntnistheorie in der vorsophistischen Periode der griechischen Philosophie, Wien, 1880.*

zeichnet waren. Er pflegte die der Astronomie dienende, zeichnende Geometrie, errichtete zur Messung der Sonnenhöhe Gnomone, um durch deren Schatten die Sonnenwenden, Tag- und Nachtgleichen 2c. zu bestimmen, und bildete die wissenschaftliche Erdkunde aus, indem er das Gebiet der damaligen griechischen Weltkunde (— im Süden bis an die südlichen Grenzen Ägyptens, im Norden über das schwarze Meer hinaus, im Osten bis an die Grenzen der mittelasiatischen Provinzen Assyriens, Babyloniens, Persiens, im Westen bis nach Spanien; dabei Griechenland und Jonien im Mittelpunkte —) nach den Entfernungsangaben der Küstenfahrer aufzeichnete. *In der Philosophie kennzeichnet er gegenüber seinem Lehrer einen Fortschritt, indem er als Urgrund der Dinge das Unendliche (ἄπειρον), welches keine Qualität hat, aber jeder Qualität fähig ist, annimmt. Dieses Unendliche ist ohne Anfang, also ewig, es ist gewissermaßen das göttliche Wesen, dem zugleich eine Intelligenz innewohnt, mittelst der es seine Bewegung nach dem Principe der Causalität vollzieht. Durch diese Bewegung entsteht in einer unendlichen Reihe des Entstehens und Vergehens die Natur. Zuerst scheidet sich das Warme vom Kalten und durch Mischung beider entsteht das Flüssige. Dieses vertrocknet zum Festen und verdünnt sich zur Luft. Die Luft ist das Substrat der Seele, was sich deutlich durch das Athmen bekundet. Das Geistige die Seele, sagt Anaximander, ist „luftähnlich." — An diese Theorien knüpft Anaximanders jüngerer Zeitgenosse vielleicht auch Schüler Anaximenes von Milet (um 500) an. Er bezeichnet gradezu die Luft als den Urgrund der Dinge. Diese ist ihm unendlich und unbegrenzt. Aus ihr geht alles Begrenzte durch Verdichtung und Verdünnung hervor. Durch Verdichtung entsteht Kälte, Wasser, durch Verdünnung Wärme, Feuer. Die Bewegung ist von Ewigkeit her selbst der Luft innewohnend, die Luft ist das Göttliche.*

*Ein wesentlicher Fortschritt in der Speculation trat durch Herakleitos von Ephesos (um 500) ein. Dieser untersuchte nicht die Grundlage der Dinge, sondern erforschte das Wesen „des Seins" und kam zu dem Resultate: Es gebe kein „Sein", sondern nur ein „Werden". Wie wir nicht zweimal in denselben Fluß steigen können, weil das Wasser stets weiter fließt, so ist auch in der Welt alles im Flusse (πάντα ῥεῖ). Ein bleibendes Sein anzunehmen ist Täuschung, hervorgerufen durch die Augen und Ohren, die Herakleit als schlechte Zeugen bezeichnet. Diese fortwährende Bewegung findet nicht durch Zufall, sondern durch Notwendigkeit statt. Es waltet also ein Zwang, „das Verhängnis oder die Vorsehung", über dieser Bewegung.

Die Grundlage der ewigen Veränderung ist das Feuer, das ewig lebt und sich ewig bewegt. Gegen Feuer wird alles umgesetzt und Feuer gegen Alles in dem Doppelprocesse nach unten zum Wasser zur Erde und zum Tode, nach oben von der Erde zum Wasser, zum Feuer und zum Leben. Das Feuer mit seiner belebenden und reifenden Kraft der Wärme ist auch das Prinzip des Wissens und Erkennens. Die Verbindung des Individuums mit dem Urprinzip findet durch die Sinne statt. Für die Pädagogik wird Herakleitos' dadurch wichtig, daß er das Volksleben als den Mittelpunkt des Sittlichen und Vernünftigen betrachtet und daher vom Einzelnen verlangt, daß er sich dieser allgemeinen Sittlichkeit unterordne. Den Eigenwillen will er, gleich einer gefährlichen Feuersbrunst auslöschen, und über die Sinne hinausgehend, stellt er die Vernunft zum Kriterium der Wahrheit auf.

'An Herakleitos mit seiner skeptischen Auffassung des Seins knüpfen die Eleaten an, welche der griechischen Weltanschauung entgegentraten, indem sie' dem Polytheismus des Griechentums den Monismus entschieden gegenüberstellten. Es gibt nur Eine anfangs- und endlose, unentstandene, ewige Urgottheit, so beginnt Xenophanes (570 v. Chr.) seine Lehre von der Gottheit, denn aus dem Gleichen kann die Gottheit nicht entstanden sein, weil zwei gleiche Wesen nicht in dem Verhältnis des Erzeugten und Erzeugers zu einander stehen können. Diese Gottheit ist allherrschend und darum eine einige, denn wenn es zwei oder noch mehrere wären, so könnten sie nicht mehr das allermächtigste und allervollkommenste Wesen sein, weil dann jede dieser Gottheiten, als mit der andern gleichartig, ein solches allmächtiges Wesen sein müßte: insoweit aber die Gottheit nicht allmächtig ist, insoweit ist sie auch nicht Gottheit. Die Gottheit ist aber nicht blos im Sinne des Monotheismus, sondern auch des Pantheismus eine einige: sie ist nicht blos ein geistiges Wesen mit Intelligenz und Willen, sondern auch ein materielles Wesen, das materielle Weltall, die Weltkugel; — die Gottheit und das All sind Eins, auch innerlich vollkommen einartig und gleichartig, aber überall zugleich und ebenmäßig mit Intelligenz und Willen thätig.

Nur ein Gott ist allein, bei Göttern und Menschen der Höchste,
Nicht an Gestalt auch noch an Gedanken den Sterblichen ähnlich.
Aber die Menschen vermeinen, die Götter würden geboren
So wie wir selber gebildet und ähnlich unseren Zügen,
Hätten unser Gewand und unsere Stimm' und Gestaltung;
Drum blauäugig und blond malt seine Götter der Thraker,

Doch stumpfnasig und spitz malt sich der Äthiope die seinen.
Und so bilden Ägypter und Meder und Perser und Andre
Gleichfalls ganz nach der eignen Gestalt die Gestalten der Götter.
Alles dichten sogar den Göttern Homer und Hesiod an, —
Welche von Göttern am meisten verwerfliche Thaten besingen, —
Was nur immer bei Menschen zu Schimpf und Schande gereichet,
Stehlen und Ehebrechen und sich einander betrügen.
Aber wenn Hände besäßen die Rinder oder die Löwen,
Um mit den Händen zu malen und Werke zu bilden wie Menschen,
Würden die Göttergestalten sie malen und Leiber denselben
Bilden, so wie von Gestalt sie selber beschaffen sind Jedes:
Pferden ähnlich die Pferde, und Rindern ähnlich die Rinder.

Damit war scharf und treffend aller menschenähnlich gedachten Vorstellung von dem Göttlichen und zugleich der griechischen Erziehung, deren wesentlichstes Erziehmittel die homerischen Gedichte waren, entgegengetreten. Zugleich verwirft Xenophanes, wie Herakleitos, die naive Sinnesanschauung der Griechen, leugnet das zuverlässige Wissen durch die Sinne und spricht die Unsicherheit und Mangelhaftigkeit der menschlichen Erkenntnis überhaupt aus.

Keiner hat je was Sichres gewußt, noch wird er es jemals
Wissen sowohl von den Göttern, als was ich sage vom Weltall.
Träfe zufällig auch einer das völlig Richtige, weiß er's
Selbst doch nicht, denn Wahn ist über das Alles verhänget.

Sein Nachfolger Parmenides *(um 500)* hält nur das unerzeugte, unvergängliche, ganze, unbewegte Sein für Wahrheit, indeß ihm alle Vielheit Schein ist. Dieses Sein ist das Denken und das Denken des Seins allein, im Gegensatze gegen die trüglichen Vorstellungen über die Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit der Erscheinungen, die wahre, untrügliche Erkenntnis. Das Ziel des Wissens ist die Einheit des Denkens mit dem Gegenstande bis zum völligen Verschwinden der Unterschiede; und weil der Mensch von dieser reinen und wahren Erkenntnis, deren Maßstab die Vernunft ist, fern bleibt und der Scheinerkenntnis, deren Quelle die Sinne sind, oft huldigt, ist die Geburt ein trauriges Ereignis, so daß es besser für die Menschen wäre, im Schoße der Erde vergraben zu bleiben. — Die letzte Konsequenz der Eleaten zieht Zenon, welcher zugleich als Erfinder der dialogischen Darstellungsweise und als Begründer der Dialektik für die Pädagogik von hoher Wichtigkeit ist. Das Sein des Parmenides festhaltend, zerstört er von diesem Begriffe aus dialektisch die sinnliche Vorstellung und damit die Welt des Nichtseienden, indem er darlegt, daß das Viele, das Wechselnde, das Räumliche und Zeitliche nicht ist. *Durch die bekannten Trug=

schlüsse von Achilleus und der Schildkröte, von der Unendlichkeit des Raumes, von dem unendlich Kleinen, das doch ein Großes gibt (Palamedes), sucht er nachzuweisen, daß unsere Aussagen voll von Widersprüchen sind, und daß ihnen demnach keine allgemeine, sondern nur eine relative Gültigkeit zukomme*. Mit Zenon und den Eleaten war Das, was dem Griechen das Gewissfeste war — die schöne Welt der Wirklichkeit — in Zweifel gestellt, überhaupt der Weg zum Zweifel im und am Wissen, vorzüglich an der Wahrheit des bisher für wahr Gehaltenen gebahnt.

Den Gegensatz zwischen Herakleitos und den Eleaten suchte Empedokles, der um 450 lebte, zu versöhnen, indem er vier Grundelemente, das Feuer und Wasser, die Erde und den Äther, annahm. Das Werden und Vergehen ist nach ihm nur ein Zusammen- oder Auseinandergehen, ein Gemenge aus diesen Elementen, welches durch die zwei Grundkräfte die Liebe und den Haß hervorgerufen wird. Ursprünglich war Alles in Liebe vereint zu einer Kugel. Der Streit verwandelte dies in ein Chaos, aus dem die Geschöpfe, zuletzt die Menschen hervorgingen, in welchen das Feuer und die Liebe vorherrschen. Für die Pädagogik erscheint Empedokles, um den sich wie um Pythagoras ein Kreis von Sagen bildete, dadurch von Bedeutung, daß er nach dem Zeugnisse des Aristoteles die Rhetorik schuf und daß er eine Seelenwanderung im Sinne einer fortwährenden Läuterung und Reinigung der Seele annahm. Auch finden sich bei ihm Hindeutungen auf eine sittliche Weltordnung und auf eine Belohnung der Wohlthaten, doch ist gerade über diese Seite seiner Lehren wenig erhalten.

*Dasselbe Streben, die Gegensätze des Seins und Werdens zu vermitteln, zeigt sich bei den Atomistikern, deren bedeutendster Demokritos von Abdera (460—370) ist. Er nahm das Nichtseiende ebenso als wirklich vorhanden an, als das Seiende; denn das Seiende bewege sich im leeren Raume. Dieses Seiende ist ihm (so wie dem Empedokles) ein Vielfaches und zwar giebt es unendlich viele aber eigenschaftslose, unzerteilbare Seiende, die er darum als Atome bezeichnete. Die Trennung der Atome findet durch das dazwischen liegende Leere statt. Durch die verschiedene Lage der Atome selbst und die verschiedene Verteilung des Leeren zwischen den Atomen entstehen die verschiedenen Qualitäten des Seienden. Die Bewegung geht aus der Schwere der Atome hervor; diese ist eine Naturnotwendigkeit, demnach nicht Zufall oder Willkür, sondern Gesetz (λόγος). Die Seele des Menschen ist der reinste, beweglichste

Körper, der demnach aus den reinsten, beweglichsten, den glatten und runden Atomen besteht. Das Wahrnehmen findet durch die Berührung der Atome der Seele mit den Atomen der Sinnesobjekte statt. Symmetrie, Harmonie und Ordnung ist das höchste Ziel, dem der Mensch zustreben soll. Es wird dies durch die richtige Lage und Ordnung seiner Atome erreicht. Hierdurch gelangt er zur Glückseligkeit (εὐδαιμονίη), die nicht in den sinnlichen Freuden des Körpers, des Zeltes der Seele, sondern in den seelischen Freuden, der andauernden Heiterkeit des Gemütes (εὐθυμία), besteht.*

Am weitesten dringt in das Reich des Abstrakten Anaxagoras aus Klazomenai vor, welcher schon vor Demokrit (um 460) seine Lehre verkündete. Er sah die Unmöglichkeit ein, den Widerspruch, der in der Natur zwischen Sein und Werden besteht, auf materiellem Gebiete zu lösen. Weder Herakleitos noch die Eleaten, geschweige die Atomistiker konnten ihr „Sein" von der Natur des Stofflichen befreien. Darum folgerte Anaxagoras, daß überhaupt in der sichtbaren Welt weder der Grund des Seins noch des Werdens zu suchen sei. Der Anstoß hierzu müsse von Außen her, von einem Wesen kommen, das nicht stofflich ist. Dieses ist der Geist (Νοῦς). Der Geist ist unendlich, selbstwirkend, mit keinem Dinge vermischt, selbst für sich bestehend, das feinste und reinste aller Wesen. Er ist die Urkraft und hat als solche über alles Gewalt. Er ist das höchste Wissen und erkennt Alles, was war, was ist und sein wird. Er ordnete Luft, Äther und die Gestirne und setzte alles in Bewegung. Durch diese Bewegung entstand die wirkliche Welt mit ihren mannigfaltigen Gebilden. — Anaxagoras vollendete mit der Aufstellung eines absolut immateriellen Prinzips den Bruch der Philosophie mit der alten griechischen Anschauung von der unmittelbaren Einheit des Leibes und Geistes. *Mit ihm beginnt die Aufklärung, die schon Xenophanes und die Eleaten angebahnt hatten. Was Schiller in seinen Göttern Griechenlands beklagt, das führte diese Aufklärung herbei. Die schöne Götterwelt der Griechen ging unter, um einem einzigen weltordnenden Geiste den Platz einzuräumen. Die neue Weltanschauung wirkte auch umgestaltend auf die ganze Erziehung ein.*

Darin liegt die Bedeutung der vorsokratischen Philosophie für die Weiterentwicklung der griechischen Bildung und also auch der griechischen Erziehung, deren Theorie weder von der Naturphilosophie der Physiker, noch von der Logik der Eleaten wesentlich gefördert werden konnte, da die Fundamente für eine Erziehungtheorie nur

da erst unerschütterlich gelegt sind, wo von der Philosophie ein sittliches Prinzip aufgestellt wird und zugleich das Wesen der Menschen in einer Psychologie zur Untersuchung gelangt. Die Vor-Sokratiker repräsentieren in der Entwicklung der griechischen Bildung den ersten Denkrausch des Jünglings, der die gegebene Welt des Geistes wie der Wirklichkeit bezweifelt und das wirkliche Dasein als nichtig überspringend in die Welt seiner Ideale hineinstürzt. Wie aber die Idealwelt des Jünglings die naturgemäße Schöpfung desselben ist, die nur, wenn sie sich unbekümmert um die Wirklichkeit geltend machen will, im Unrecht ist, hingegen zu ihrem Rechte kommt, wenn sie der Mann der abstrakten Idealität entkleidet und mit der Wirklichkeit zu vermählen strebt: so ist auch die Opposition der jugendlichen Wissenschaft gegen die bestehende Geisteswelt in Griechenland nur der Ankampf gegen das feste dogmatische Bestehen von angeerbten Vorstellungen, damit sie flüssig werden, und damit nachher Sokrates, der Mann Griechenlands, auf dem lebendig und fruchtbar gemachten Boden die Saaten der Sittlichkeit ausstreuen kann. Mit genialer Kühnheit hatten die Physiker die letzten Probleme des Naturdaseins zu enträtseln gesucht und mit ahnungsvollem Blicke in den Zusammenhang der Erscheinungen, die der Grieche bisher nur ästhetisch angeschaut hatte, hineingebohrt. Im kecken Übermute hatten die Eleaten alle Wirklichkeit der Erfahrung mit ihrem Verstandesprinzip zerstört und die Begriffe, welche zur Bezeichnung der Dinge in ihren erfahrungsmäßigen Verhältnissen dienen, für die realen Dinge selbst genommen. Und doch hatte diese Negation auch eine Position, — die Position, die Sokrates aufstellte, als er den Menschen zum Prinzip und die Ethik zum Mittelpunkte des Philosophirens machte. Damit erst war auch der Grund zu einer wahrhaften Theorie der Pädagogik gelegt.

c. Die griechische Erziehung in dem Zeitraume von den Perserkriegen bis zum Untergange der griechischen Freiheit, dem Mannesalter der Griechen.

α) Die Großthaten Griechenlands und die praktische Erziehung.

Der Mann ist, was er als Jüngling geworden. Seine Aufgabe ist, daß er zeigt, was er geworden ist, daß er sich zu einem Werke für die Welt hervorbringt, daß er im Kampfe sein Sein und

Wesen rechtfertigt und gegen jeden Angriff siegreich behauptet. — Von den Perserkriegen bis zu Alexander dem Großen lebt Griechenland sein Mannesleben. Athen führt in diesem Leben den Chorus, und zwar in zwei sich wesentlich von einander trennenden Perioden, indem die Zeit vom Perserkampfe bis zum Tode des Perikles die höchste Thatkraft, die vollendete Schönheit und die sittliche Grazie einschließt, die Zeit vom peloponnesischen Kriege bis zu Alexander dem Großen Formengewandtheit und geistreiche Subjektivität, aber auch ochlokratische Gährung und Auflösung der sittlichen Klarheit enthält.

Im Inneren organisiert und geistig ausgerüstet, trat Athen in den Perserkriegen auf den großen Schauplatz der Geschichte. Im trotzigen Gefühle seiner Freiheit stellte es sich dem Übermute der Barbaren gegenüber und suchte eben so sehr den Krieg wie es der Krieg suchte, um in ihm seine Kraft zu messen und sein Selbstbewußtsein zu bewähren. Nie noch hat ein freieres Volk mit freierem Geiste die despotische Überlegenheit in Intrigue und Bestechung mehr zu Schanden gemacht, als das kleine Häuflein Griechen bei Marathon und Salamis. An dem Tage, wo die Griechen in den Schlachten bei Marathon und Salamis die Freiheit *vor* dem Despotismus retteten und Miltiades und Themistokles den ewigen Lorbeer um ihre Stirn wanden, feierte der freie Geist und mit ihm die Freude, seine Gefährtin, den welthistorischen Sieg über die asiatische Knechtschaft; und diese Freude der Freiheit symbolisierte der Geschichtsgeist selbst, indem er zur Verherrlichung des Sieges die Poesie um ihn herumstellte und der 45jährige Aischylos in den Reihen der Kämpfer bei Salamis stand, der 15jährige Sophokles an der nach der Schlacht angeordneten Siegesfeier im Chore der Jünglinge Anteil nahm, Euripides aber an demselben Tage geboren ward. Es sind — sagt Hegel — unstreitig größere Schlachten geschlagen worden: diese aber leben unsterblich im Angedenken der Geschichte der Völker nicht allein, sondern auch der Wissenschaft und Kunst, des Edlen und Sittlichen überhaupt. „Denn es sind welthistorische Siege: sie haben die Bildung und die geistige Macht gerettet und dem asiatischen Prinzip alle Kraft entzogen. Niemals ist in der Geschichte die Überlegenheit der geistigen Kraft über die Masse, und zwar über eine nicht verächtliche Masse, in solchem Glanze erschienen." Von nun ab gelangte Athen auf den Gipfel seines Ruhmes und seiner Macht: der Schwerpunkt Griechenlands rückte aus dem Peloponnes nach Attika, und Athen erreichte damit in sich selbst

seinen höchsten Höhepunkt — eine lebendige Freiheit und eine lebendige Gleichheit der Sitte und der geistigen Bildung, innerhalb deren sich alle Ungleichheit des Charakters und Talentes, alle Verschiedenheit der Individualität auf's Freieste geltend machen konnte. Es lebte Athen jetzt, was Aristoteles als das Charakteristische des hellenischen Volkes bezeichnet: Wissen und Wollen in vollkommener Einheit, geistige Bildung und sittliche Gelegenheit in schöner Harmonie, tiefer Gehalt in einfach anmuthiger Form — die Klassizität, die mit unendlichem Reize die Geister aller Zeiten entzückt hat und fort und fort entzückt. Perikles aber heißt der Mann, der diese Vereinigung des Wissens und Wollens, der materialen und formalen Bildung in seiner Person, in seiner Staatsverwaltung und in der unter seinem Schutze blühenden Kunst darstellte. Aus dem Götterkreise der Individuen Athens war er der Zeus derselben. Die ganze Bildung seiner Zeit in sich vereinigend, ehrte er, der Freieste der Freien, die Freiheit Aller, und erklärte es für das Höchste, über Freie zu herrschen. Mit hoher Reinheit des Charakters, mit edler Uneigennützigkeit und in unabhängiger Würde stand er mitten im Volke, und doch wieder in vornehmer Höhe gegenüber den tobenden Leidenschaften der Menge. Unter ihm und durch ihn herrschte zu Athen und über Griechenland das souveräne atheniſche Volk. Und dieses Volk wallte an den Panathänen, an denen sich die ganze Macht und Herrlichkeit des attischen Staates entfaltete, empor auf der marmornen Treppe durch die Propyläen des Mnesikles zum herrlichen Parthenon der herrlichen Akropolis — zu dem Kunstwerke, das Kunstwerke umschloß. Vor diesem Volke wurden die Dramen des Aischylos und Sophokles, die ewig wie die Welt sind, und zu denen der gewaltige Geist der Geschichte selbst den Griffel geliehen und geleitet hat, aufgeführt, — wurden Leben und Staat mit dem unsterblichen Humor aristophanischer Komödien kritisirt, gepriesen und gegeißelt. Für dieses Volk auch wurden die ewigen Denkmäler der Sculptur aufgestellt, bildete der Alle verdunkelnde Pheidias ernst und streng seinen olympischen Zeus, die Athene im Parthenon und auf der Burg das kolossale eherne Standbild mit dem zum Kampf und Schutz ausgestreckten Arme und der erhobenen Lanze, die schon vom 5 Meilen entfernten Vorgebirge Sunion aus gesehen ward. Athen war die glänzendste Stadt, der Mittelpunkt des geistigen Lebens Griechenlands, der Brennpunkt und das Musterbild griechischen Wesens geworden. Bewundernswürdige Geister traten, wie aus der Erde gestampft, in

ihr empor — ein Kreis klassischer Naturen, welche das Staunen aller Jahrhunderte hervorgerufen haben, weil ihr Wesen die Schönheit und Begeisterung für das Schöne und zwar eine Begeisterung war, die sich nicht in leerer Kunstschwelgerei, nicht im weichlichen Wohlgefallen an der bloßen Form erging, sondern die ihre Basis an einem plastischen, geschlossenen Charakter hatte. Der Geist und die Begeisterung der Marathonier tönte noch in ihren Söhnen fort und wandte sich, nachdem er nach Außen hin bewährt war, nun nach Innen, um gleichfalls in der Kunst marathonische Schlachten zu schlagen. Darum ward auch die Kunst nicht Mittel des Luxus in den Häusern der reichen Privatleute, noch das individuelle Werk der einzelnen Stämme; die Werke der Kunst waren, wie sie in der allgemeinen Religion und Mythenbildung des Griechentums wurzelten, Gemeingut der griechischen Länder, ein öffentliches Eigentum, für dessen Vergrößerung das Volk so leidenschaftlich arbeitete, daß dem Zeuxis fünf der schönsten Jungfrauen als Modelle zu einem für einen öffentlichen Tempel zu fertigenden Gemälde gestellt wurden, — daß Sophokles zum Dank für seine Antigone zum Strategen gegen Samos gewählt ward, weil man glaubte, daß ein Mann von so hoher und edler Begeisterung dem Staate auch in allen anderen Verhältnissen mit Einsicht und Aufopferung dienen werde; — daß Bürger aus allen Städten Wanderungen anstellten, um die berühmten Kunstwerke eines berühmten Meisters zu schauen. Der Volksgeist verlangte nach Kunstdarstellungen, die ihm die Idee des Schönen vorzauberten, und durch den Beifall sowie durch die Teilnahme, die dieser Geist den Werken der Meister zollte, fanden diese wiederum Lohn und Antrieb zu neuen Schöpfungen, so daß die Künste alle Richtungen des Lebens durchzogen und von den Götterstatuen des Parthenon bis in das Haus hineinreichten, um hier den gewöhnlichsten irdenen Töpfen eine schöne Form zu geben. Die Anschauung aber vom vollendeten Schönen adelte und edelte den Sinn. Dazu kamen die feierlichen Aufzüge, welche die persönliche und individuelle Darstellung des geschauten Schönen waren. In den Volksversammlungen und Gerichtssitzungen endlich hörte jeder Bürger die trefflichsten Reden und schärfte dadurch eben so sehr sein Urteil, als er seinen Geschmack bildete. Das alles mußte natürlich auch von wesentlichem Einfluß auf die Erziehung der Jugend sein. Sie wuchs mitten im Reichtume von Kunstschätzen auf und bildete und veredelte an ihnen ihren Geist. „In der Natur des griechischen Kunstwesens lag daher — sagt Bernhardy — ein tiefes pädagogisches

Element vom populärsten Gehalt, um so mehr als es mit religiösen Begriffen und Festen verschmolz und dem vaterländischen Glauben zur Stütze diente. Dieses Zusammenleben mit der Kunst hat das Auge gebildet und die bewundernswürdige, geistige Sehkraft geschärft, die Fähigkeit, alles Edle, Schöne, Gesetzmäßige mitten unter gewöhnlichen und mangelhaften Objekten wahrzunehmen und in seinem bedeutsamsten Momente zu empfinden; ihm verdankt die klassische Zeit das Vermögen, eben so frei von praktischer Einseitigkeit als von Willkür und subjectivem Geschmacke an dem idealen Maßstabe festzuhalten." Die *ihm* in vollendeter Kunst entgegentretenden Heiligtümer und vergegenwärtigten Gottheiten erfüllten das Herz des Knaben und Jünglings mit Verehrung und erregten seinen Geist zu guten und großen Entschlüssen: der Anblick der Götterbilder machte weiser und gesitteter, denn die sittliche Würde und Grazie, die der Künstler seinem Gebilde eingehaucht hatte, teilte sich auch dem Beschauer mit. So diente — sagt Cramer — die bildende Kunst wesentlich dazu, die Flamme hellenischer Religion und hellenischer Tugend immer wieder von Neuem anzufachen und das Gefühl für das Sittliche und Gute immer lebendig zu erhalten, was um so wichtiger ist, da es ein wahrer Grundsatz der Griechen war, mehr durch die sanften Eindrücke des Schönen für die Tugend zu erwärmen und gegen das Laster zu bewaffnen, als durch tote Vorschriften oder durch äußeren Zwang und knechtische Furcht vor dem Bösen und Schlechten — nicht zu bewahren, sondern den Reiz und die Wollust desselben immer wieder von Neuem, wenigstens innerlich hervorzurufen. Man grub, spricht Isokrates, die Gesetze der Scham und Sittlichkeit in den empfänglichen und fruchtbaren Jugendboden ein und war fest überzeugt, daß man nicht die Hallen mit den Gesetztafeln, sondern die Seelen mit dem Bilde der Gerechtigkeit erfüllen müsse. Auch die Architektur gab ein vortreffliches Bildungsmittel ab. Ihre Schönheit lag weder in den riesigen Formen, noch in der Überladung mit kostbarem Material, sondern im Verhältnis und Maß, in der Anmut der Linien und Umrisse. Es war eine intellectuelle und nicht eine materielle Schönheit. — Wie die Plastik, so zogen auch Musik und Poesie den Knaben und Jüngling von der schmutzigen Scholle der Erde weg zum Himmel der Ideale empor, indem beide schwesterlich vereint die festlichen Vereine des Alltagslebens, wie die heiligen Feste der Götter umgaben und verklärten. Endlich wirkte das Drama mächtig erziehlich ein auf das ganze Volk. „Das Drama, sagt E. von Pressensée ist erst

dann möglich, wenn der Mensch nicht mehr als der Sclav oder das Spielzeug der Naturgewalt betrachtet wird. Wenn die menschliche Persönlichkeit zur Herrschaft gekommen ist, wird ihrem Geschicke das Hauptinteresse zugewandt." Aischylos war der große Lyriker der Tragödie, der, wie er selbst sagt, in seinen Dramen den Hauch des Mars athmet. Sophokles erscheint als Schöpfer des psychologischen Dramas. Euripides, der Dichter der Sophisten, malt die Entwicklung der individuellen Leidenschaften. Ihre ewigen Schöpfungen bildeten weitreichende und äußerst wirksame erziehliche Hebel, deren Einfluß natürlich auch der Jugend zu Gute kam. Innen im häuslichen Leben und draußen auf dem Forum und in den Tempeln wurden Gefühl und Gemüth der griechischen Jugend gleich sehr zum sittlichen und Schönen erzogen, indes der Grammatistes die Harmonie des innern und der Pädotribe die Schönheit des äußeren Menschen zu entwickeln und zu gestalten strebte. Die herrlichste Frucht dieses umfassenden Systems war, wie Bernhardy sagt, die Freiheit und Selbstbestimmung des Individuums, die Tüchtigkeit, mitten im praktischen Leben auch das Schöne wahrzunehmen und den Ernst mit dem Spiele der Musen zu verbinden.[1])

Doch nur ein Genius wie Perikles vermochte eine lebendige Volksmasse organisch zusammenzuhalten, ohne daß die wilden Leidenschaften in Demagogenherrschaft entfesselt wurden. Als er die Zügel fallen ließ, verloren die Athener, indem die Verfassung in schrankenlose Demokratie ausartete und dem zügellosesten Ehrgeize Nahrung gegeben ward, und indem die in Athen zusammenfließenden Reichthümer die Vornehmen verweichlichten und die Geringen zum ungemessenen Streben nach Geld aufstachelten, die geistige Macht über sich selbst und damit die äußere Herrschaft über Griechenland. Sparta trat von Neuem Athen gegenüber, und in dem peloponnesischen Kriege, wo der solonische Staat der Freiheit ohne Gleichheit mit dem auf das Princip der Gleichheit ohne Freiheit basirten Staate des Lykurgos um Leben und Tod kämpfte, verspritzte Griechenland sein Herzblut. Das öffentliche Leben ward zu einem Tummelplatze der Leidenschaft und Selbstsucht. Parteikämpfe erschütterten und erstickten das moralische Gefühl. Das Privatinteresse trat über das Staatsinteresse. Während früher der Einzelne sein Heil und seine Befriedigung in der Hingabe an den

---

[1]) Rötscher, Aristophanes und sein Zeitalter, Berlin, 1827. Wessenberg, das Volksleben in Athen im Zeitalter des Perikles. Zürich, 1828. *Adolf Schmidt das perikleische Zeitalter 2 Bde. Jena, 1877—79.*

Staat gefunden hatte, ward von jetzt ab das öffentliche Wohl für ihn gleichgültig, weil Eigennutz und Habsucht die Götter geworden waren, denen man fröhnte. Die Willkür und der Vortheil des Einzelnen war der Maßstab für sein Thun und Lassen, für sein Wollen und Wirken. Eitelkeit und Schwelgerei, Luxus und Verweichlichung wuchsen aus den im Volke liegenden Keimen der Genußsucht und des Nichtsthuns hervor. Die staatliche Ordnung erschien als willkürliche Beschränkung, das Gesetz als Uebereinkommen der Mehrzahl, das sittliche Gefühl als Wirkung staatskluger Erziehung. Die Familienpietät ward als ein Statut menschlichen Ursprungs angesehen, und Hetärenwirthschaft wie Mißbrauch der Knabenliebe untergruben die Grundlagen des ganzen sittlichen Gebäudes.

Die öffentliche Meinung über das eheliche Verhältnis hatte von ihrer früheren Strenge so viel verloren und war durch das Verhältniß des Perikles zur Aspasia so durchlöchert worden, daß die Hetären selbst ernste Philosophen und Staatsmänner fortrissen. Hatte doch Aspasia mit ihren Reizen den Perikles so umstrickt, daß als sie der Verletzung der Götter angeklagt war, er bei einer Vertheidigung für sie mehr Thränen vergossen haben soll, als in den Fällen, wo sein Leben und Vermögen auf dem Spiele stand, und daß die Athener, wenn er der olympische Zeus genannt ward, dieselbe seine Hera und in Beziehung auf ihre Herrschaft über ihn seine Omphale und Deïaneira hießen. Besuchte doch auch Sokrates selbst die Aspasia öfter, nannte sich ihren Schüler und sprach besonders wegen ihrer Beredtsamkeit mit Bewunderung von ihr. Die Hetären (und mit diesem Namen der „Freundinnen" belegten sich auch die Buhldirnen seit dem perikleischen Zeitalter, von wo ab sie zugleich ihr Gewerbe mit einem vorher nie gekannten Glanze umgaben —) besaßen meist nicht nur die Schönheit der äußeren Form, sondern auch die Gaben des Witzes und der geistreichen Unterhaltung, kokettirten mit schönwissenschaftlichen und philosophischen Studien, besuchten selbst die Schulen der berühmtesten Philosophen und befaßten sich sogar zuweilen mit Schriftstellerei. Das Alles aber, sowie das glänzende Haus, das sie machten und deshalb machen konnten, weil sie ihre Gefälligkeiten nur um große Summen verkauften, machte das Verächtliche ihres Gewerbes vergessen und führte Entsittlichung des Ganzen und Zerrüttung des Wohlstandes Einzelner herbei.

Was die Hetärenwirtschaft nicht vermochte, das vollendete der Mißbrauch der Knabenliebe. Die Knabenliebe, deren Dasein nicht früher nachgewiesen werden kann, als aus der Zeit, in welcher Epime-

nides Athen lustrirte, war in Athen bald allgemein geworden und von den größten Staatsmännern und Philosophen, von Solon, Aristeides, Themistokles, Kimon rc., von Pheidias, Sokrates, Demosthenes, Aischines rc. gepflegt. Jedoch war ihr Verhältnis zum öffentlichen Leben zu Athen ein anderes, als zu Sparta, wurde sie überhaupt in ihrem Wesen von den Athenern anders als von den Spartanern angesehen. Lykurgos hielt die Knabenliebe für das beste Mittel der Erziehung und setzte den Mißbrauch derselben mit der Blutschande in eine Klasse. Und in Wahrheit liebte zu Sparta der Liebhaber den Geliebten nur wie eine schöne Bildsäule, so daß auch oft mehrere Liebhaber denselben Geliebten hatten, ohne daß Eifersucht zwischen ihnen stattfand. Darum blieb auch in Sparta die Sitte noch in den verderbteren Zeiten als eine mit wenigen Ausnahmen unschuldige bestehen. In Athen hingegen, wo ob der geistigen Verschiedenheit Vieles zur Schuld ward, was in Sparta Unschuld war; wo die Epheben in alten Zeiten die Bäder nicht besuchen durften, indes in Sparta die Bäder gemeinsam waren; wo die Frau mit dem Kleide die Scham auszog, während der Spartaner an der Nacktheit keinen Anstoß nahm; wo die Knabenliebe selbst nicht direkt vom Gesetzgeber geboten war, indem Solon nur dadurch seine Achtung vor der reinen Knabenliebe zu erkennen gegeben hatte, daß er sie den Sclaven untersagte und also zu einem nur für freie Personen sich eignenden Gegenstande erhob: mußte die Sitte, als sich das Leben überhaupt mehr von der Öffentlichkeit lossagte, die unmittelbare Einheit von Geist und Leib auseinandertrat und der Geschlechtstrieb ein Uebergewicht zu gewinnen begann, ausarten und zum Laster werden, und während in früherer Zeit denjenigen Athener, welcher bereits volljährig gegen Lohn in die Schändung seines Leibes einwilligte, das Gesetz mit lebenslänglicher Atimie belegte, so daß er eine Stelle unter den 9 Archonten, ein Priesteramt, irgend eine sonstige durch Wahl oder Loos vergebbare obrigkeitliche Stelle nie einnehmen konnte, auch Derjenige, welcher des Verbrechens der Knabenschänderei überwiesen war, mit dem Tode bestraft war; so bezeugt Aristophanes von seiner Zeit, daß die Jünglinge ihren Leib für Geld, oder die Anständigeren für ein schönes Pferd, für eine Wachtel, einen Jagdhund rc. preisgäben. Und während früher die Schulen in der Zeit, wo sie von Knaben besucht waren, von keinem Erwachsenen betreten werden durften rc., ging Sokrates mit seinen Freunden oft in die Paläistren, und zwar während die Knaben mit Opfer und

Spiel beschäftigt waren, wie er wiederum beim Grammatisten mit dem schönen Kritobul aus einem Buche las, auch den Unterricht des Kitharisten Konnos mit den Knaben zugleich genoß, und in der Schule des Grammatisten Dionys die schönsten jungen Leute und ihre Liebhaber zusammen fand. Die Palästren waren wie die Barbierstuben, Salbenläden, Arzneistuben, Wechselbuden und Badehäuser nicht bloß die Orte für Neuigkeiten, sondern auch der Schauplatz geworden, auf dem sich verliebte Menschen herumtrieben und Liebesverhältnisse mit Knaben anknüpften. Zu gleicher Zeit kam es auf, daß ein förmlicher schriftlicher Vertrag aufgesetzt, durch Zuziehung von Zeugen bestätigt und bei einem Dritten deponirt wurde, worin die Bedingungen verzeichnet waren, unter welchen der junge Mann seinen Körper dem Schänden preisgab. Die männliche Hurerei ward ein Gewerbe mit einer Hurensteuer, die jährlich vom Senat der Fünfhundert verpachtet ward.

Wie der Bürger mit dem Staate und der Einzelne mit der sittlichen Allgemeinheit zerfiel; so trat auch der Religiöse mit seinen Göttern in Zwiespalt. Das Unmoralische in den Mythen ward aufgesucht und mit Absicht aufgedeckt. Die Existenz der Götter selbst wurde in Frage gestellt. Die gebildete Welt befand sich im Widerspruche mit dem Volksglauben, indem das Leben durch seine staatliche und wissenschaftliche Entfaltung den Gedanken- und Gefühlskreis der Gebildeten umgestaltet und ihre Weltanschauung verändert hatte, indeß die griechische Religion entwicklungslos wie die Marmorstatue, in der sie sich offenbarte, ihre alte Schlangenhaut nicht abzuwerfen und in einer neuen frei und frisch aufzutreten vermochte. Mochte da der Einzelne auch, wie Prodikos von Keos, die Religion dadurch retten wollen, daß er die Götter deutete und darlegte, wie Demeter Brod, Poseidon Wasser ꝛc. bezeichne: gerade damit ward das eigentliche sinnlichlebendige Leben der griechischen Götterwelt vernichtet. Mochte das Volk auch den Anaxagoras wegen seiner griechisch-atheistischen, in Wahrheit theistischen Ansichten aus Athen vertreiben, — des Protagoras Bücher, die mit den Worten begannen „Von den Göttern kann ich nicht wissen, weder ob sie sind, noch ob sie nicht sind“ öffentlich verbrennen, — auf den Kopf des Gottesläugners Diagoras einen hohen Preis setzen, und dem Sokrates wegen der Anklage, daß er neue Götter einführe, den Giftbecher reichen: die dogmatische Religion des Griechentums hatte sich ausgelebt und konnte durch keine Machtsprüche mehr in's Leben zurückgerufen werden. Nur

das Gerüst des alten Glaubens stand noch, dessen sich die Regierenden zu eigennützigen Zwecken bedienten, und dem sich der Pöbel, hingerissen von dem Glanze, der Pracht und dem Genuß im Cultus, abergläubisch hingab: der mittlere Stand und die Männer der wahren Bildung glaubten weder an die staatsausgeklügelte Religionsmaschinerie, noch an den rohen Pöbelaberglauben, sondern verachteten das Erstere und verlachten das Zweite, um sich für sich eine eigene Weltanschauung zu bilden.

Endlich auch sank noch die Kunst von ihrer idealen Höhe herab. An die Stelle der Natur und Einfalt, der inneren Tiefe und genialen Kraft trat die äußere Form, die den fehlenden Inhalt zu verdecken strebte; an der Stelle des Genie's nahm das bloße Talent und der Fleiß Platz; an die Stelle der Schöpferkraft setzte sich kalte Glätte; an die Stelle der reinen Begeisterung kam die Regel und die Nachahmung. Charakteristisch für die Zeit war es, daß, während früher von schmähsüchtigen Menschen gesagt ward, sie seien häßlich, jetzt die Wahrheit erkannt war, daß auch in einem häßlichen Körper eine schöne Seele wohnen könne. Die Kunst mußte der Wissenschaft, die Idealität dem Verstande, die Poesie der Prosa, der hohe Stil dem rührenden, Aischylos und Sophokles dem Euripides, dem Sophisten unter den Tragikern, weichen. Der Genius entfloh aus dem Lande der Kunst: die Menschen wurden prosaisch und mattherzig. Aber sie wurden, wie im Gefühl reizbarer und im Aeußeren gewandter, so im Verstande kenntnisreicher und gebildeter.

Mit dieser Umgestaltung des religiösen, sittlichen und künstlerischen Lebens in Griechenland änderte sich auch Vieles in der **Erziehung** der Jugend. *Noch immer gab es Familien, in denen die Kinder sorgfältig erzogen und zu allem Guten angehalten wurden. Plato läßt den Protagoras, einen Zeitgenossen des Perikles, der zuerst als Sophist Weisheit und Tugend lehrte, über die Erziehung seiner Zeit anerkennende Worte sprechen: „Gleich von den frühesten Jahren ihrer Kinder, ja so lange sie leben belehren die Väter dieselben und weisen sie zurecht. Sobald das Kind versteht, was ihm gesagt wird, mühen sich Amme, Mutter, Aufseher und der Vater selbst wetteifernd, daß es so gut als irgend möglich werde, indem sie es bei jedem Worte und jeder Handlung belehren, und darauf aufmerksam machen: „Das ist recht und das ist unrecht, dies löblich und das schändlich, dies fromm und dies gottlos, dies thue und dies thue nicht.“ Und

gehorcht es willig, dann ist es gut; wo aber nicht, so geben sie ihm, wie einem verbogenen Holze durch Drohungen und Schläge wieder die gerade Richtung.“ Aber der mit dem steigenden Reichtum sich mehrende Luxus und die Üppigkeit in der Lebensführung waren der Familienerziehung nicht günstig. Zwar umgaben reiche Eltern ihre Kinder mit allen Bequemlichkeiten, die um Geld zu bekommen waren, feierten prunkvoll die Geburtstage ihrer Kinder und ließen es hierbei an reichen Geschenken nicht fehlen; jedoch vermißte nicht selten das Kind die liebevolle Theilnahme der Eltern an seinem physischen und geistigen Gedeihen. Man verwandte wenig Sorgfalt auf die Auswahl einer guten Umgebung des Kindes. Gab doch Perikles dem Alkibiades einen altersschwachen thrakischen Sklaven, Zopyros mit Namen, zum Pädagogen. Auch Plato spricht (im Lysis) von Pädagogen, wie von schlimmen Geistern, die Trunkenen glichen und in schlechtem Hellenisch brummten und schalten. Daß nach dem Tode des Perikles das sittliche Leben in Athen immer mehr verfiel ist ebenso richtig als daß durch* die Verwilderung der Sitten das Haus verdorben wurde. *Doch erhalten wir ein carikiertes und darum unrichtiges Bild von den Zuständen des attischen Familienlebens, wenn wir uns dieselben nach den Komödien des Aristophanes zeichnen. Nach ihnen war es um die Erziehung in der Familie gar schlecht bestellt.* Die Frauen waren durch die Männer gesunken, und da die Töchter nur mit den nothdürftigsten Kenntnissen zur Besorgung des Hauswesens, aber mit aller Feinheit in den Künsten der Eitelkeit unterrichtet wurden, damit sie sobald als möglich einen reichen, wenn auch einfältigen Mann eroberten: so konnte es auch keine Frauen geben, die im Stande gewesen wären, Kinder zu erziehen. War früher die erste Pflicht des Knaben gewesen, das Alter zu ehren und ohne Reflexion Pietät gegen die Aeltern zu zeigen, so sagte sich jetzt die Jugend von dem Alter los, glaubte im Übermute und im Dünkel ihrer subjectiven Einbildungen Ältern und Alte zu überragen und betrachtete kindliche Hochachtung als ein Ammenmärchen. Die Jugend kannte nichts Ehrwürdiges und Heiliges mehr. Die Stelle der Scham hatte eine ungehemmte Sinnlichkeit eingenommen. Der sittliche Ernst ward zur Rohheit und Wildheit; die körperliche Ausdauer war verloren, und Üppigkeit und Schwäche herrschte. *Dieses düstere Bild mochte wohl in mehreren Fällen zutreffen, man ist aber nicht berechtigt, von den einseitig übertriebenen Schilderungen des Komödiendichters auf die thatsächliche Wirklichkeit in ihrer Allgemeinheit zu schließen.*

*Die **Knabenerziehung** gliederte sich auch in diesem Zeitraum in die gymnastische und musische, nur stand letztere bei den Fortschritten, welche Griechenland in Kunst und Wissenschaft während dieser Periode gemacht hatte, mehr im Vordergrund. Die gymnastische Erziehung in der Paläſtra hat nach Protagoras (bei Platon) den Zweck „den Körper zu veredeln" und so die durch den musischen Unterricht „veredelte Gesinnung zu unterstützen" aber auch zu verhindern, daß die Jugend „wegen der schlechten Beschaffenheit des Körpers im Kriege und in anderen Unternehmungen zaghaft erscheine." Mit dem Steigen der Bevölkerung war eine größere Zahl von Paläſtren erforderlich. Wir erfahren, daß in Athen zur Zeit des peloponnesischen Krieges in jedem Stadtteil (κώμη) eine Paläſtra bestand. Entsprechend dem größeren Reichthum der Zeit wurden die Paläſtren mit mehr Aufwand gebaut. Es werden Statuen des Hermes und Herakles erwähnt, welche die Paläſtren schmückten. Bei dem äußeren Prunke schwand aber die frühere Sittsamkeit. Während früher der Besuch der Paläſtren den Erwachsenen untersagt war*, mischten sich diese jetzt unter die Knaben, die schon jetzt in völliger Nacktheit zu turnen anfingen.

Ein Fortschritt auf dem Gebiete des gymnastischen Unterrichtes aus dieser Zeit darf aber nicht übergangen werden. Bei dem Aufschwunge, den die Medicin in Griechenland im 5 Jahrh. nahm, wandten die Ärzte auch der Gymnastik ihre Aufmerksamkeit zu und suchten ihre Kenntnisse in der Physiologie für das Turnen nutzbar zu machen. Der Arzt Herodikos aus Selymbria, welcher auch unter den Lehrern des berühmten Hippokrates genannt wird, soll zuerst die Arzneiwissenschaft mit der Gymnastik verbunden haben.

*Die musische Ausbildung fanden die Knaben bei dem Kitharisten und Grammatisten. Wenn früher vielleicht ein und derselbe Lehrer beide Seiten der Ausbildung besorgt hatte, so trat in diesem Zeitraum eine vollständige Arbeitsteilung in der Erziehung ein. Welche Aufgabe dem Kitharisten oblag, lesen wir in Platons Protagoras. So wie die Elementarlehrer „sind auch die Musiklehrer bei der Jugend auf gute Sitten bedacht und sorgen dafür, daß dieselben nichts Übles thun, und auch sie bringen überdies, nachdem die Knaben soweit sind, daß sie die Cither spielen können, ihnen wiederum die Lieder anderer guter Dichter, nämlich der lyrischen, bei (im Gegensatz zu den epischen Homers), welche sie dem Citherspiel unterlegen, und arbeiten mit aller Kraft dahin, Takt und Einklang den Gemütern der Knaben eigen zu machen,

auf daß sie sanfter und durch die gewonnene höhere Empfänglichkeit für Maß und Wohlklang tauglich werden zureden und zu handeln, denn das ganze Leben des Menschen bedarf des Ebenmaßes und des inneren Einklanges." — Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß in diesem Zeitraume sich das Drama entwickelte, und daß in der üppigen Blüte Athens auch bei anderen Festen auf prunkvolle Chöre großer Wert gelegt wurde, so dürfen wir schließen, daß auf die musikalische und orchestische Ausbildung der Knaben viel verwendet wurde. Freilich war diese Ausbildung eine einseitige, welche hauptsächlich den äußerlichen Zweck, die Schaustellung bei den Festen, im Auge behielt. Infolge dessen ging der allgemein bildende Charakter der Musik verloren. Nicht das was für die Erziehung des Knaben wichtig war, sondern das was seinem Auftreten Beifall erwarb, was dem Geschmacke des Publikums zusagte, fand bei seiner Ausbildung Berücksichtigung. Neben diesem Virtuosentum, das Aristoteles als eines freien Mannes unwürdig, als banausisch bezeichnet, trat noch ein zweiter Übelstand im Musikunterrichte zutage. Während früher das Wort als das Wesentliche im Gesange festgehalten, der Gesang nur als Träger des Dichterwortes geschätzt wurde, kam in dieser Periode die bloße Musik ohne Worte in Aufnahme. Durch eine solche Musik, welche unbestimmte Gefühle und Stimmungen erzeugt, wurde der Geist der Jugend zur Schwermut oder auch zum Schwelgen und Schwärmen im Reiche der Töne verleitet. Es verlor der Musikunterricht seinen Wert, der in der Erweckung und Pflege bestimmter allgemein menschlicher und bürgerlicher Tugenden bestand. In der Instrumentalmusik dieser Epoche ist das vollständige Zurückdrängen der Flöte aus dem Jugendunterrichte in Athen bemerkenswert, während sich dieselbe in dem Erziehungssystem anderer Stämme, z. B. der Böotier, behauptete. — So wie auf allen Gebieten des menschlichen Thuns und Wissens erlangte auch auf dem Gebiete der Musik während dieser Zeit die Theorie größere Bedeutung. Die mathematische Grundlage der Musik wurde schon durch die Pythagoreer geschaffen. Nunmehr fand sie auch in dem Musikunterrichte der Jugend ihre Verwertung. Auch die verschiedenen Tonarten (εἴδη), die sich neben den drei Grundtonarten, der dorischen, phrygischen und lydischen, entwickelt hatten, die jonische, äolische und myrolydische Tonart, gestalteten den Unterricht schwieriger und bedingten eine ausgiebigere theoretische Unterweisung. Endlich dürfte die Einführung von Tonzeichen in diese Zeit fallen. Als solche dienten die Buchstaben, die aber

für diesen Zweck mit einer Menge von Veränderungen, bald senkrecht, bald schief, bald verkürzt, bald in die Länge gezogen, geschrieben wurden.*

So wie in der Musik machte sich auch in der Orchestik dieser Periode die Rücksicht auf die Schaulust des Volkes geltend. In dem Drama spielten die Chöre eine hervorragende Rolle. Neben den Chören der Erwachsenen fesselten in ähnlicher Weise wie heutzutage die Ballete die Knabenchöre das Interesse der Zuschauer. Es wurde deshalb auf die Ausrüstung und Einübung dieser Chöre viel Zeit und Mühe verwendet. Der χοροδιδάσκαλος unterwies die Knaben in einem besonderen Saale, dem χορηγεῖον, in den Tänzen, die sie unter Begleitung von Gesang und Musik bei besonderen Festlichkeiten auszuführen hatten. Also auch die Orchestik wurde nicht als Erziehungsgegenstand, sondern lediglich als Vorbereitung für die öffentlichen Aufzüge betrieben. So schwand schon in der Erziehung der Knaben jenes Ebenmaß, das in dem Zusammenwirken aller Faktoren zu einem Ziele bestand. Darum klagt Aristophanes, daß in seiner Zeit auf eine vernünftige Erziehung der Jugend kein Gewicht gelegt werde (ὡς οὐδὲν λέγει τὸ σωφρόνως τραφῆναι). Kann man demnach schon in der Musik und Orchestik die Vielseitigkeit, die nicht nach dem Bildungswerte ausgewählte Fülle des Stoffes hervorheben, so gilt dies in nach höherem Maße von dem Unterrichte bei dem Grammatisten.

Der sogenannte grammatische Unterricht erweiterte sich einerseits auf neue Gegenstände, andererseits trat ein Fortschritt in dem Unterrichte ein, der sich sowohl im Inhalte des Stoffes, als in der Art und Weise des Unterrichtens bekundete. Unter den neuen Gegenständen ist die Geometrie hervorzuheben, die schon im 5. Jahrh. in den Schulen gelehrt wurde. Der Verdienste, welche sich die Pythagoreer und die jonischen Philosophen um diese Wissenschaft erworben hatten, wurde bereits (528 ff. und 576 ff.) gedacht. Auch Anaxagoras beschäftigte sich mit der Geometrie, namentlich suchte er die Quadratur des Kreises aufzufinden. Demselben Probleme wandte Hippokrates von Chios, der um 440 v. Chr. lebte, seine Aufmerksamkeit zu. Diesem Gelehrten kann auch die Einführung der Geometrie unter die Schulgegenstände zugeschrieben werden. Er war der erste, welcher geometrische Figuren mit zur Bezeichnung dienenden Buchstaben versah, wodurch der Unterricht in dieser Disziplin wesentlich erleichtert wurde. Er ist auch der Verfasser des ersten Elementarbuches der Mathematik bei den Griechen.

*Mit der Geometrie berührt sich vielfach das **Zeichnen** (ἡ γραφική), das als Schulgegenstand auch in dieser Periode Aufnahme fand. Aristoteles spricht von dem Zeichnen, als ob es zu seiner Zeit allgemein in den Schulen geübt worden wäre. Es wurde auf Tafeln von Buchsholz, aber auch gelegentlich auf Wachstafeln gezeichnet. Gegenstand des Zeichenunterrichtes war die Darstellung des menschlichen Körpers. Darum heißt der Zeichenlehrer ζώγραφος, das Zeichnen ζωγράφειν.*

*Neben der Einführung neuer Gegenstände fand eine Erweiterung der alten und eine Verbesserung ihrer Unterrichtsmethode statt. Um namentlich das **Lesenlernen** (ἀναγιγνώσκειν) zu erleichtern, erfand man allerhand Hilfs- und Lehrmittel. So schrieb Kallias (um 400 v. Chr.) eine Buchstaben-Tragödie zum Gebrauche der Knabenschulen, in welcher der Prolog alle 24 Buchstaben in der Ordnung des Alphabetes enthielt. Auf denselben folgten die Lautverbindungen in Vers und Melodie (z. B. βῆτα-ἄλφα βα, γάμμα-ὦ γω) wobei die Vocale als Frauen und die Consonanten als Männer personificiert erschienen. Andere Hilfsmittel haben sich unter den Überresten des Altertums erhalten. Auf einem Ziegelsteine in Athen fand man Buchstabierübungen (ἀρ, βαρ, γαρ, ἐρ, βερ, ἠρ u. s. w.; ein flaschenförmiges Glas hat am Fuße sämtliche Buchstaben des Alphabetes eingeritzt, während an dem Bauche des Gefäßes die Silben (βι, βα, βυ, βε, γι, γα, γυ, γε, ζι, ζα, ζυ, ζε u. s. w.) eingezeichnet sind. — Das **Schreiben** fand gründlichere Pflege. Neben den Wachstafeln kam auch Papier in Anwendung. Man brauchte außer dem Griffel (γραφίς, γραφεῖον, γραφίδιον) einen kurzen Bleistift (μόλυβδος), um mit einem Lineale (κανών) Linien zu ziehen. Wie Platon im Protagoras andeutet, schrieb der Lehrer den Schülern auf der Wachstafel vor, und die Schüler bildeten die Buchstaben und Wörter in dem Raume nach, welcher unter den Zeilen des Lehrers freigelassen war. Die Arbeit, die keiner Nachbesserung bedurfte, wurde dann auf Papier abgeschrieben. Da es für den Unterricht keine Lehrbücher gab, so waren die Schüler gezwungen, das, was sie sich zu merken hatten, nach Dictaten des Lehrers aufzuzeichnen. Darum wurde es notwendig, beim Unterricht im Schreiben auch auf das **Schnellschreiben** Gewicht zu legen. Platon im Charmides bezeichnet als den besten Schreibunterricht beim Gramatisten den im Schnell(ταχυ)-Schreiben.*

*Im **grammatischen Unterricht** griff auch eine Vertiefung und Erweiterung platz. Zunächst begann erst in dieser Periode der

Aufbau einer Wissenschaft der Grammatik, und zwar haben sich die Sophisten Protagoras und Hippias um deren Begründung verdient gemacht. Letzterem wird die Untersuchung der inneren Natur der Sprachlaute in Bezug auf die Sprachorgane und die Einteilung derselben in Zischlaute, flüssige u. dgl., ersterem die Unterscheidung der Genera und Genusendungen, der Tempora und Modi zugeschrieben. Diese Resultate wissenschaftlicher Untersuchung wurden in dem Unterrichte verwertet, wie dies aus Aristophanes, der freilich über diese Neuerung spottet, ersichtlich ist.[1] Mit dem Unterrichte in der Grammatik verband sich die Lektüre der Dichter, wie dies auch in der früheren Periode geschah. Welchen Wert man auf Homer legte, erhellt daraus, das Xenophon einen Mann Nikeratos erwähnt, der die Ilias und Odyssee vollständig auswendig konnte, und daß von Alkibiades erzählt wird (Plut. C. 7) er habe einem Lehrer eine Ohrfeige gegeben, in dessen Schule er keinen Homer vorfand. Im Anschluß an die Lektüre der Dichter fanden aber auch Belehrungen über Metrik und Rhythmik statt. Es soll schon der berühmte Sophist Hippias von Elis die Buchstabenlehre mit der Musik verbunden und die Metrik und Rhythmik bei der Lektüre der Dichter berücksichtigt haben. Außerdem wurde an dieselbe eine genauere Erklärung der Dichtungen angeknüpft, die oft zu ästhetischen und ethischen Erörterungen führte, weshalb für den Lehrer auch die Bezeichnung ἐξηγητής oder καθηγητής gebräuchlich wurde. Ein Beispiel für diesen Unterricht gibt uns Platon im Protagoras C. 26 ff., indem er den Sokrates über die Schönheit und Richtigkeit eines Gedichtes des Simonides von Keos mit Protagoras streiten läßt. Es begann sich demnach der grammatische Unterricht zu einem Sprach- und Literaturkursus zu erweitern.*

*Bei der Erklärung der Dichter wurden auch Kenntnisse aus anderen Wissenszweigen mitgeteilt und verwertet. So wird namentlich der Unterweisung in der Geographie unter Beihilfe von Landkarten gedacht. In den Wolken des Aristophanes zeigt der Schüler dem Strepsiades, welcher den Unterricht des Sokrates zu erhalten wünscht, beim Eintritt in das Studienhaus die Land-

---

[1]) *In den Wolken V. 657 läßt er den Vater Strepsiades mit zwei Staaren in der Hand den Sohn fragen: „Wie nennst du diesen Vogel?" Nachdem dieser ihn als „Staar" bezeichnet hatte, weist jener auf das Weibchen mit derselben Frage hin Als der Sohn es auch als „Staar" benennt, bemerkt der Vater: „Wie lächerlich, so spricht man nicht! Das Weibchen nenn ins künftige „die Staarin"; nur das Männchen heißt „der Staar".*

karte, welche „die Erde weit und breit" darstellt. Allgemein bekannt ist das Gespräch des Sokrates mit Alkibiades, bei welchem dieser durch den Hinweis auf die Karte über die geringe Bedeutung seines Besitzes belehrt wird. Aus der genannten Komödie des Aristophanes wäre auch zu schließen, daß allerhand Kenntnisse aus der Astronomie[1]), Geologie[2]) und Naturgeschichte[3]) vermittelt wurden, wenn diese Unterrichtszweige nicht vielmehr für das Ephebenalter gälten. Gewiß aber wurde im Knabenunterricht sowohl bei der Grammatik als auch bei den Realien ein Hilfsmittel in Anwendung gebracht, das auch jetzt noch mit Erfolg angewendet wird. Es wurde das Zulernende in Verse gefaßt, um sich durch den Rhythmus leichter dem Gedächtnisse einzuprägen. Wie Platon erzählt, schrieb schon der Sophist Euenos von Paros rhetorische Regeln in Denkversen, und auch aus anderen Wissenschaften, wie z. B. aus der Geographie und Geschichte, wurde Manches in Verse gefaßt der Jugend eingeprägt.*

*Das Rechnen schritt in dieser Periode über die vier Grundoperationen hinaus. Wenigstens kam durch den schon erwähnten Hippokrates von Chios als Bezeichnung für die zweite Potenz der Name δύναμις auf, während hiefür früher nur Tetragonos als Flächenzahl, also ein geometrischer Begriff, üblich war. Namentlich erweiterte sich aber die Anwendung der vier Grundoperationen auf das praktische Rechnen. Bei dem lebhaften Handelsverkehre, der in Attika nach den Perserkriegen herrschte, blühten Handels- und Bankgeschäfte. Dabei wurden denn allerhand Berechnungen von Zinsen (τόκος) und Renten notwendig. Zur Erleichterung der Arbeit wurden schon frühzeitig förmliche Produktentabellen ausgearbeitet. In den Wolken des Aristophanes sucht Strepsiades den Sokrates auch zu dem Zwecke auf, um sich mit seiner Hilfe aus der Schuldenmisäre zu befreien, in die er durch Verschwendung und unglückliche Spekulationen geraten war. Daß man auch daran dachte, die Methode des Unterrichtes im Rechnen zu verbessern,

[1]) *Strepsiades findet bei seinem Eintritte ins Studienhaus ein astronomisches Instrument.*

[2]) *Indem Strepsiades die Schüler des Sokrates zur Erde schauend findet und sich darob wundert, erfährt er, daß „sie suchen, was noch unter der Erde ist," und daß sie „im Urgrund unten, unter dem Tartarus forschen."*

[3]) *Naturwissenschaftliche Fragen freilich komischer Art erwähnt der Schüler des Sokrates gleich im Anfange der Komödie: „Wie weit ein Floh wohl springe nach eigener Füße Maß," oder „ob die Mücke ihren Ton vorne mit dem Maule mache oder durch den Steuß."*

zeigt Platons Vorschlag in den Gesetzen, nach dem Vorbilde der Ägypter, das Rechnen den Kindern spielend beizubringen, und schon im Spiele den Zweck auf die praktische Verwendbarkeit des Gelernten einerseits bei der Hausverwaltung, andererseits beim Heerdienst im Auge zu behalten. — Bei der Erhöhung der Bildungsziele brach sich auch eine mildere Praxis in der Zucht bahn. Zwar kommen noch Klagen über das tyrannische Regiment der Pädagogen, Grammatisten und Pädotriben vor, aber schon Demosthenes bezeichnet in einer Rede (gegen Timokrates § 167) den Stock als ein für Freigeborene unwürdiges Züchtigungsmittel. Nur beim Sklaven habe der Körper für alle Vergehungen zu büßen, bei Freien dürfe nur im äußersten Falle zu einer körperlichen Züchtigung gegriffen werden.*

*So wie in der Knabenerziehung, so trat auch bei der **Erziehung der Epheben** in dieser Zeit das Theoretische mehr in den Vordergrund. Namentlich nahm neben der militärischen und religiösen die literarische Bildung an Umfang und Tiefe zu. Was zunächst die militärische Ausbildung anbelangt, so fand sie zuerst in den Gymnasien, dann auch im Felde statt. Es ist unzweifelhaft, daß die sorgfältige Schulung, welche in der früheren Periode die Jünglinge in den Gymnasien erhielten, aufhörte. Zwar wurden nach wie vor die Übungen in dem Pentathlon und Pankration betrieben, aber nicht die harmonische Ausbildung des Körpers, sondern eine einseitige athletische Gymnastik kam immer mehr zur Geltung. Da die Gymnasien Sammelplätze für Bürger und Fremde waren, so wurden von der Jugend mit Vorliebe turnerische Kunststücke gepflegt, durch die sie sich vor den Zuschauern auszeichnen konnte. Daneben wurden doch auch die specifisch militärischen Übungen der Epheben nicht vernachlässigt. Wir erfahren, daß der militärische Marsch (βαδίζειν) ganz besonders im Lykeion geübt wurde. Auch fehlte es nicht an Übungsmärschen. Es wird auf einer Inschrift ein solcher, der zu einem jenseits der Landesgrenze gelegenen Heiligtum an einem Tage hin und zurück erfolgte, als ungewöhnliche Leistung im Schnellmarschieren gelobt. Der Streifdienst nahm die Epheben während und nach dem peloponnesischen Kriege noch mehr als früher in Anspruch, weil damals zahlreiche Festungen, wie Phyle, Rhamnus, Sunion, Thorikos u. a. angelegt und mit Besatzungen versehen wurden. Daß übrigens die Epheben den Aufgaben, die ihnen als jungen Mannschaften oblagen, entsprachen, beweist die Nachricht bei Thukydides, daß ein Einfall der Korinther während der Zeit, in welcher das athenische Heer gegen Ägina kämpfte (458), von ihnen

siegreich zurückgeschlagen wurde. Bei der Richtung der Zeit, für alle Künste und Fertigkeiten bestimmte Theorien zu schaffen, entstanden auch solche für die Taktik. Es wurde demnach üblich den Epheben neben den Übungen in den Waffen auch einen Unterricht in der Taktik zu geben (ἀποδείξεις ἐν τοῖς ὅπλοις καὶ περὶ τά τακτικά). Im Allgemeinen scheinen jedoch die Epheben mehr in der Stadt geübt und verwendet worden zu sein als auf dem Felde. Wenigstens klagt bei Aristophanes im Frieden der Chor der Jugend, daß „man sie lang genug matt gequält, vom Lykeion zum Lykeion mit dem Wurfspieß und dem Schild hin und her getrieben habe" und in den Rittern werden die in der neueren Schule Aufgewachsenen als „Zöglinge des Marktes" bezeichnet. Das dürfte jedoch mehr von den Söhnen ärmerer Bürger gelten. Die Epheben aus den reicheren Häusern erscheinen vielmehr als leidenschaftliche Liebhaber von Pferden und von der Jagd. Bei dem Luxus, der im perikleischen Zeitalter herrschend wurde, entwickelte sich der Pferde- und Jagdsport, dem namentlich die jeunesse dorée, so wie bei uns die in der Cavallerie dienende Jugend, fröhnte. So sehr wurde die Jagd eine Lieblingsbeschäftigung der Epheben, daß auf den Bildwerken geradezu der Jagdhund als charakteristisches Attribut derselben erscheint. Aber auch der Pferdesport gehörte zu den Hauptvergnügungen der reichen Jugend. Es bildete sich eine förmliche Theorie sowohl für die Jagd als auch für die Reitkunst aus. Dem für die Aristokratie eingenommenen Xenophon werden Abhandlungen über die Jagd (κυνηγετικός) und über die Reitkunst (περὶ ἱππικῆς, ἱππαρχικός) zugeschrieben, welche Anweisungen über den rationellen Betrieb des Jagens und Reitens, letzteres allerdings hauptsächlich für die Zwecke des Krieges betrachtet, enthalten. Wie bei uns verschwendeten nicht selten junge Männer in diesem Sport ihr Vermögen und stürzten sich in Schulden, was Aristophanes in seinen Komödien bezeugt. Damit hängt es wohl zusammen, daß die Zahl der Epheben in dieser Zeit sich verminderte. Dagegen mehrt sich die Zahl der Wettrennen und Festaufzüge, bei denen die Epheben ihre Künste vor Aller Augen zeigen konnten. Kennzeichnend für die herrschende Richtung in der Ausbildung der Epheben ist die Neuerung, daß die Fackelläufe auch zu Pferde unternommen wurden, wie dies Platon in seiner Republik bezüglich des nächtlichen Fackellaufens an den Bendideen berichtet.*

*Außer der militärischen Ausbildung erhielten die Epheben auch eine musikalisch orchestische Erziehung. Doch verlor

dieselbe allmählich den allgemein bildenden Charakter und sank, wie wir das schon von der Knabenerziehung hervorhoben, zur künstlerischen Ausbildung herab, die nicht so sehr religiösen, sondern profanen Zwecken diente. Die Festspiele, bei welchen die männliche Jugend Proben nicht bloß von ihrer gymnastischen Fertigkeit, sondern auch von ihren Leistungen in der Musik und Orchestik ablegen konnte, gestalteten sich bei dem steigenden Reichtum Athens immer prunkvoller. Zugleich führte die stetig zunehmende Schaulust des Volkes zur Vermehrung solcher Festspiele. Dazu kam noch die Entstehung des Theaters, das im athenischen Volke eine besondere Vorliebe für scenische Aufführungen erweckte. Je üppiger sich mit dem Reichtume die Kunst entfaltete, desto höhere Forderungen stellte das Volk an die ihm bei den Festspielen und im Theater gebotenen Genüsse. Es begnügte sich nicht damit, Augenzeuge zu sein von der tüchtigen, nach allen Richtungen des Geistes und Körpers gleichmäßigen Ausbildung seiner männlichen Jugend, sondern es forderte außerordentliche Leistungen, die sein Auge und Ohr überraschten. Darum bedurfte es einer speciellen Ausbildung der Jugend für den erwähnten Zweck. Die Musik und Orchestik, früher ein allgemeines Erziehungsmittel, wurden nunmehr zu einer Kunst, für welche nur begabte und ehrgeizige Jünglinge ausgebildet wurden, die den Lohn für ihre Kunstfertigkeit bei den öffentlichen Festen in Form von Preisen erhielten. So gab es bei den Panathenäen fünf Preise im Kitharaspiel, zwei für Sänger mit Flötenbegleitung, drei für das Spielen der Kithara ohne Gesang und endlich auch einen Preis für das Spielen auf der Flöte. Aus diesen Preisen ist zugleich ersichtlich, welche Arten der musikalischen Bildung in dieser Zeit gepflegt wurden. Wie hohen Wert man auf das Virtuosentum in der Musik legte, beweist der Umstand, daß Perikles im Odeion einen Saal baute, in welchem ursprünglich nur Concerte im Kitharaspiel, später auch solche im Gesang und Flötenspiel abgehalten wurden. Die vollkommenste Leistung der Orchestik offenbarte sich in dem Chor des Dramas. Eigentlich trat in ihm die Orchestik in die innigste Verbindung mit der Dichtkunst und Musik. Der Chor hob nicht nur die ethische Wirkung des Dramas, indem er die bei den Hellenen als sittliches Bildungsmittel hochgeschätzte Musik in dessen Dienst stellte, sondern er weckte und läuterte auch durch die harmonischen Bewegungen schön geschmückter und schön gebildeter Menschengestalten die ästhetischen Gefühle der Zuschauer. Damit er diese Wirkung erziele, mußte für eine reiche Ausstattung

der Chöre und für eine lange und sorgfältige Schulung der Choreuten gesorgt werden. Wenn auch reifere Männer bei den Chören Verwendung fanden, so traten doch hierbei auch die Epheben in den Vordergrund, auf deren kraftvollen, jugendlichen Gestalten das Auge der Zuschauer mit besonderem Wohlgefallen ruhte. Für die Festchöre und namentlich für den Chor im Drama wurden sie oft lange Zeit vor der Aufführung unterwiesen und vorbereitet. Es fehlte nicht an häufigen Übungen und Proben. Als eine Art General-Probe für Chor und Schauspieler dürfen wir den Proagon auffassen, der schon vor Aischines üblich war. Je mehr der religiöse Sinn der Athener schwand, desto mehr trat der religiöse Charakter der Feste in den Hintergrund. Mit der Entwicklung der Demokratie gingen die alten auf religiöser Grundlage beruhenden Vereinigungen unter und auch die von ihnen gefeierten Feste erhielten eine staatspolizeiliche, ja als geeignetes Agitationsmittel sogar eine politische Bedeutung. Da aber die reiche Ausstattung und die langwierige Einübung der Chöre große Kosten verursachte, zumal auch für die Verpflegung der Mitglieder Sorge getragen werden mußte, so wurden sie von Staatswegen als Leiturgie den reichsten Bürgern zugewiesen. Diesen kam es zu, durch Übernahme der Choregie die Chöre zu den musischen Wettkämpfen und den dramatischen Aufführungen beizustellen, wofür sie durch die Gunst des Volkes und durch öffentliche Ehrungen belohnt wurden. Es ist begreiflich, daß der Chorage sich die tauglichsten Individuen für seine Chöre selbst auswählte, daß also von einer allgemeinen Bildung der Epheben für diesen Zweck nicht die Rede sein kann. Wie in der Musik kam auch in der Orchestik die berufsmäßige Ausbildung Einzelner auf Kosten der gleichmäßigen Ausbildung der Gesamtheit zur Geltung.*

*In der Zeit nach den großen Perserkriegen entwickelte sich in Griechenland die Wissenschaft zu hoher Blüte. Namentlich wurde Athen der Mittelpunkt, zu dem die Gelehrten sich hingezogen fühlten. Die Philosophie fand hier in Anaxagoras, dem Freunde des Perikles, einen genialen Vertreter. Die Geschichtsschreibung verehrt in Herodot und Thukydides die hervorragendsten Meister. Der letztere war ein geborener Athener, der erstere hielt sich längere Zeit in Athen auf. Mit dem Asklepiaden Hippokrates von Kos, der zur Zeit des Perikles in Athen lebte und Ehrenbürger der Stadt war, hebt die medizinische Wissenschaft in Athen an. Phaeinos der sich als Schutzgenosse in Athen niederließ, begründete

daselbst die Astronomie und fand an Meton einen talentvollen Nachfolger. Später nach dem peloponnesischen Kriege (um 308), schuf der vielseitig gebildete Eudoxos eine auf mathematischer Begründung beruhende wissenschaftliche Astronomie. Der Verdienste des Hippokrates von Chios um die Mathematik wurde bereits gedacht. Auch er lebte in Athen und soll daselbst Unterricht in seiner Wissenschaft erteilt haben. Insbesondere entwickelte sich seit Perikles die Beredtsamkeit zu einer Wissenschaft, die sowohl in der Volksvertretung als auch beim Gerichte zur Verwertung kam. Diese Entwicklung der Wissenschaften konnte nicht ohne Einfluß auf die Bildung der Jugend bleiben, zumal als in den Sophisten Männer erstanden, welche es sich zur Aufgabe setzten, „durch eine formale Denk- und Redeübung eine allgemeine Geistesbildung“ zu erzielen. Indem diese geradezu als Lehrer auftraten, welche die Jugend für das öffentliche Leben vorzubereiten unternahmen, so entwickelte sich durch sie ein besonderer höherer wissenschaftlicher Unterricht, der früher unbekannt gewesen war. Die Wirkung dieser Ausbildung des Unterrichtswesens auf die Knabenerziehung wurde bereits dargestellt. Doch offenbarte sich dieselbe hauptsächlich in der Ephebenbildung, da erst die Jünglinge und jungen Männer jene Reife des Geistes besaßen, welche für diesen Unterricht erforderlich war. Während wir in der früheren Periode (p. 568) von keiner höheren literarischen Bildung der Epheben berichten konnten, steht diese in diesem Zeitalter im Vordergrunde. Freilich trägt diese Bildung den Charakter eines Privatunterrichts, der nur jenen zuteil wurde, welche die nicht unbedeutenden Kosten desselben bestreiten konnten.*

*Der Schwerpunkt des Unterrichtes der Sophisten lag auf der Redekunst. Der Grieche und speziell der Athener machte seinen Einfluß im öffentlichen Leben, zu dem ja die Sophisten ihre Schüler erziehen wollten, einerseits in der Volksversammlung, andererseits in der Heliaia geltend. Spottet doch Aristophanes häufig genug, namentlich in den Wespen, über die Leidenschaft der Athener für Staatsaktionen und hochnotpeinliche Prozesse. Der Einfluß, den Perikles auf seine Mitbürger hier und dort übte, beruhte zum großen Teile auf der Gewalt seiner Rede. Der Ehrgeiz trieb daher die Jugend, diesem großen Staatsmanne nachzueifern und sich durch Unterricht und Übung jenes Mittel zu verschaffen, durch das man Macht, Ansehen und selbst Reichtum sich erwerben konnte. Darum strömte die Jugend zu den Sophisten, weil sie bei ihnen dieses

Mittel der Redekunst sich zu erwerben hoffte. Um ihre Schüler zu tüchtigen Rednern zu machen, bedurfte es zunächst einer formalen Schulung im Sprechen und Denken. Erstere gewährte die Grammatik und Rhetorik, letztere die Dialektik. Es waren also diese Gegenstände, auf welche im Unterrichte der Sophisten das Hauptgewicht gelegt wurde. Sie wurden geradezu die Schöpfer dieser Wissenschaften. Wie schon bei der Knabenerziehung berichtet wurde, bildeten die von den Sophisten entdeckten Theorien der Sprache die Grundlage, auf welcher die Sprachrichtigkeit (Orthoëpie) beruhte, zu der sie ihre Schüler erzogen. Um ihnen aber die erforderliche Sprachgewandtheit zu verschaffen, wurden neben den Dichtern auch Prosaiker fleißig gelesen und auswendig gelernt, woran sich Unterweisungen in der Metrik und Poetik anschlossen. Daß zur Verwertung und Befestigung der erworbenen Kenntnisse stilistische Arbeiten und poetische Versuche dienten, ist mit Sicherheit anzunehmen, wenn es auch nicht direkt bezeugt wird. In ähnlicher Weise wurde die Rhetorik gelehrt. Die Sophisten schufen die Theorie dieser Kunst, namentlich wurde Gorgias aus Leontini als Begründer der Rhetorik gefeiert Neben dem theoretischen Unterrichte war hier die praktische Anwendung wichtig. Um diese zu lehren, mußten die Sophisten ihren Schülern mustergiltige Reden vorführen. Diese konnten entweder gelesen werden, und dann dienten sie hauptsächlich dazu, um die Theorie der Redekunst an ihnen zu veranschaulichen, oder, was zu Beginn dieses Zeitraumes häufiger der Fall war, sie wurden von den Sophisten faktisch gehalten. Solche Musterreden sind die *πανεγυρικοί (λόγοι)*, welche gewöhnlich bei größeren Festen vorgetragen wurden. Dergleichen Reden waren der *Ὀλυμπιακός* und *Πυθικός* des Gorgias, der *Πανεγυρικός* des Isokrates, der *Ὀλυμπιακός* des Lysias u. a. Zumeist wurden solche Reden nicht öffentlich vor dem Volke, sondern in Privatversammlungen gehalten. Sie hießen dann *ἐπιδεικτικοί (λόγοι)* oder *ἐπιδείξεις*, und wurden später als eine besondere Redegattung klassifiziert. Ob auch schon in dieser Zeit Reden von den Schülern ausgearbeitet und dann im Schülerkreise vorgetragen wurden, ist nicht überliefert, läßt sich aber vermuten. — Mit der Entwicklung der Gewandtheit im Sprechen ging die im Denken Hand in Hand. Letztere bildete sich hauptsächlich durch die Form des Unterrichtes aus. Diese war das Zwiegespräch, die Unteredung (*διαλέγεσθαι*) zwischen Lehrer und Schüler, weshalb die Denkkunst bei den Griechen auch den Namen Dialektik erhielt. Schon die Eleaten legten den Grund zu dieser Theorie (s. ob. p. 579).

Die Sophisten bildeten sie weiter aus, weil es ihnen hauptsächlich darum zuthun war, durch ihren Unterricht die Schüler zu befähigen, jede Behauptung beweisen zu können. Diese Fähigkeit setzt eine Schärfe des Verstandes und eine Leichtigkeit in der Verbindung und Wendung von Gedanken voraus, die nicht durch einen theoretischen Unterricht erworben werden kann. Nur eine häufige Übung im Verkehr mit einem witzigen und schlagfertigen Lehrer, und eine sorgfältige Beobachtung der Art und Weise, wie dieser durch passende Einwürfe und kluge Ausnutzung der Schwächen des Gegners diesen zu verwirren und zu seiner Ansicht zu bekehren vermag, kann dem Geiste die hierzu erforderliche Beweglichkeit verschaffen. Darum war nicht bloß die Theorie der Dialektik, deren Entwicklung in diese Zeit fällt, und die in des Aristoteles Organon ihren Höhepunkt erreichte, Gegenstand des Unterrichtes und Mittel zur Erzielung einer erhöhten Gewandtheit im Denken, sondern der gesammte Unterricht arbeitete auf dieses Ziel hin. Sowohl bei der Erklärung der Dichter und Prosaisten, als auch bei der Feststellung von Begriffen auf den verschiedenen Wissensgebieten suchte der Lehrer durch die eristische Gesprächsform den Schüler in steter geistiger Thätigkeit zu erhalten und sein Denken zu schulen. Die Dialoge Platons, namentlich der Protagoras, und des Aristophanes Wolken geben uns Beispiele für diese Methode des Unterrichtes.*

Doch genügte es für den Redner nicht, daß er gewandt im Sprechen und Denken war, er mußte auch, falls er durch seine Reden Einfluß gewinnen wollte, bestimmte positive Kenntnisse besitzen. Neben der formalen Erziehung mußte auch die reale Berücksichtigung finden. Der Unterricht in den Realien hing mit dem Ziele zusammen, für das die Jugend erzogen wurde. Im Altertume ging der Mann in seinem Berufe als Bürger auf. Folglich mußten bei der Erziehung besonders jene Kenntnisse betont werden, die er im öffentlichen Leben als Bürger verwerten konnte. Es waren nicht allgemein wissenschaftliche Theorien, die er durch den Unterricht sich erwarb. Berufen, dereinst in der Volksversammlung und bei Gerichte mitzuwirken, oder als gewählter Beamte des Staates sich an dessen Verwaltung zu betheiligen, mußte er in erster Linie über die Gesetze und Einrichtungen des Staates belehrt werden, wie dies etwa durch die unter dem Namen Xenophons überlieferten Werke über die spartanische und athenische Staatsverfassung geschieht. Erst allmählich bildete sich aus diesen ursprünglich rein praktischen Unterweisungen eine Theorie der Staatswissenschaft oder Politik aus.

Wie in so vielen Wissenszweigen waren auch hier die Sophisten die Bahnbrecher. Hippias von Elis begann zuerst die Einrichtungen der verschiedenen Staaten mit einander zu vergleichen und kritisch zu untersuchen und kann darum als Begründer der Staatswissenschaft bezeichnet werden. So mannigfaltig aber die Zweige der Staatsverwaltung sind, so vielseitig mußte der vorbereitende Unterricht sein. Für die Gerichtsverhandlungen mußte der Redner sich die Kenntnis des herrschenden Rechtes verschaffen. Um in der Finanzverwaltung mitzuthun und mitzusprechen, mußte er mit dem immer complicirter sich gestaltenden Verwaltungsapparate dieses Zweiges, mit den Ein- und Ausgaben des Staates und seinen Hilfsquellen vertraut sein. Daß es an theoretischen Untersuchungen in dieser Richtung nicht fehlte, zeigt Xenophons Schrift über die Verbesserung der Einkünfte (πόροι oder περὶ προσόδων). Auch über den Bau der Städte und die Anlagen der Straßen schrieb Hippodamos von Milet ein eigenes Werk. Desgleichen wurden Landwirtschaft und Gartenbau theoretisch behandelt. Wollte der Redner, bei Bundesverträgen, bei Entscheidungen über Krieg und Frieden einen maßgebenden Einfluß üben, dann bedurfte er nicht bloß einer genauen Einsicht in den Zustand seines eigenen Staates, sondern er mußte auch die Zustände der anderen Staaten genau kennen und imstande sein, die Machtverhältnisse richtig abzuwägen, und die Vor- und Nachteile von Verwickelungen vorher zu berechnen.*

Um jedoch auf allen diesen Gebieten das richtige Verständnis erlangen zu können, bedurfte es gewisser allgemeiner Vorkenntnisse, welche in ihren Elementen wohl schon im Knabenalter vermittelt, aber im Ephebenalter ausführlicher gelehrt wurden. So mußte der Unterricht in der Geographie, der Arithmetik und Geometrie, dessen wir bei der Knabenerziehung gedachten, fortgesetzt und erweitert werden. Dazu kam noch die Unterweisung in der Astronomie, die wie aus Platon und Xenophon ersichtlich ist, für den Staatsmann von praktischem Nutzen war, indem sie beim Ackerbau, bei der Schifffahrt und selbst in der Kriegskunst verwertet werden konnte. Die Ausbildung dieser Wissenschaft speziell in Athen kam diesem Bedürfnisse entgegen. Desgleichen dürfen wir annehmen, daß besonders die Geschichte bei der Heranbildung von Rednern und Staatsmännern eine hervorragende Stellung erlangte. Ursprünglich waren es wohl nur tendenziöse und pikante Einzelnheiten aus dem Leben der berühmtesten Männer ihrer Zeit, welche die

Sophisten ihrem Schülerkreise vorführten, wie sie Jon von Chios in seinen historischen Denkwürdigkeiten und Stesimbrotos von Thasos, der sich längere Zeit in Athen mit dem Unterrichte beschäftigte, in seinen Lebensschreibungen des Themistokles, Thukydides und Perikles aufzeichneten. Als sich mit der Zeit durch Herodot und Thukydides eine wissenschaftliche Geschichtsschreibung ausbildete, fand das Geschichtsstudium auch unter den Gegenständen Aufnahme, welche zur Ephebenbildung gehörten. Wird doch von Demosthenes erzählt, daß er das Geschichtswerk von Thukydides acht mal abgeschrieben habe, was er wohl nicht bloß zu dem Zwecke that, um sich an dessen Sprache zu bilden, sondern vielmehr um an seiner Hand die Geschicke seines Vaterlandes zu studiren, so wie er auch Solons Werke las, um sich an der großen Vergangenheit Athens zu erheben. Sollten nicht vielleicht die unter dem Namen Atthis verfaßten Werke über Geschichte und Altertumskunde Athens, deren mehrere von Kleidemos oder Klitodemos, Androtion, Phanodemos in der Zeit unmittelbar nach Sokrates entstanden, aus dem Bedürfnisse entsprungen sein, Handbücher für das Studium attischer Geschichte zu beschaffen? — Am wenigsten Ansehen hatte die Naturwissenschaft. Wundert sich doch Sokrates (bei Xenophon I. 1. 12) über diejenigen, welche der Natur, und dem All nachforschen, ehe sie mit dem Menschen fertig geworden sind. Nur im Zusammenhange mit der Heilkunde erhielt sie einen Wert. Doch beschäftigten sich die Sophisten, wie aus den früher erwähnten Stellen bei Aristophanes erhellt, auch mit naturwissenschaftlichen Fragen. Von Anaxagoras erzählt Plutarch (Perikl. 6), daß er aus Anlaß einer Mißgeburt, die zu schlimmen Deutungen benutzt wurde, durch Section eines Widderkopfes abergläubischen Vorurteilen entgegengetreten sei. Von dem bereits erwähnten Sophisten Hippodamos berichtet Aristoteles (Pol. II. 8), daß er als ein Mann gelten wollte, der in der ganzen Naturwissenschaft erfahren sei (*λόγιος δὲ καὶ περὶ τὴν ὅλην φύσιν*). Und Platon erwähnt im Sophisten C. 20 (p. 233), daß sich die Gelehrten dieses Namens neben anderen Dingen auch mit dem beschäftigen, „was sichtbar ist von Himmel und Erde und was dazu gehört.“*

*Was und wie viel in jedem der Gegenstände der Einzelne lernte, war ganz seinem Willen überlassen, und hing wohl in erster Linie von den Lehrern ab, die er sich wählte. Es kann darum dieser Unterricht als Fachunterricht bezeichnet werden, der wie schon früher hervorgehoben wurde, nicht geringe Kosten verursachte. Von einem allgemeinen höheren Unterricht kann nicht die Rede sein. Ebenso

wenig kann in der Zeit der Sophisten von einer besonderen pädagogischen Praxis oder einem Schulorganismus gesprochen werden.*

Einen besonderen höheren Unterricht systematisch organisiert zu haben, ist das Verdienst Platons. Dieser schuf in der Akademie die erste Schule für den Unterricht in der Philosophie. Sie war Allen zugänglich, denn Platon nahm nach dem Vorbilde seines Meisters kein Honorar von seinen Schülern. Den Namen erhielt sie von dem Gymnasium, in welchem Platon lehrte. Doch besaß er auch, wahrscheinlich in unmittelbarer Nähe des Gymnasiums, einen Grundbesitz mit einem Garten, in welchem er gleichfalls seine Schüler versammelt zu haben scheint. Dieser Grundbesitz bildete die Dotation für das Haupt der platonischen Schule, das später den Namen eines Scholarchen erhielt. Mit der Leitung der Akademie übernahm jeder Nachfolger Platons auch den dazu gehörigen Grundbesitz. Gegenstand des Unterrichts bildete nicht so sehr die metaphysische Speculation, als vielmehr die Erforschung ästhetischer und ethischer Probleme. Seitdem Sokrates das Philosophiren aus dem Gebiete unfruchtbarer theoretischer Untersuchungen über den Urgrund der Dinge, das Sein und Werden 2c., auf das Gebiet des menschlichen Handelns geführt und ihm die Lösung praktischer mit dem Leben jedes Einzelnen aufs innigste zusammenhängender Fragen als Aufgabe gestellt hatte, erweckte die Philosophie, die früher als eine Beschäftigung für unpraktische, dem Leben abgewandte Köpfe vernachlässigt worden war, ein allgemeines und zugleich erhöhtes Interesse. Wie die Rethorik bereitete auch die Philosophie für das öffentliche Leben in der Gesellschaft und im Staate vor. Daraus erklärt es sich, warum die 30 Tyrannen gesetzlich verboten, Redekunst oder Philosophie zu treiben. Die Bedeutung, welche die Philosophie in Athen erlangte, zeigt sich auch in der Berühmtheit, deren sich Platon und seine Schule erfreute. Fortan bezeichnete ihr Studium die höchste wissenschaftliche Bildung, die sich ein freier Hellene verschaffen konnte.*

*So groß auch der Fortschritt im wissenschaftlichen Unterrichte während dieser Zeitperiode war, so wenig trug er zur Entwickelung der Sittlichkeit bei. Man dachte mehr daran, die Jugend mit einem reichen, mannigfaltigen Wissensstoff auszustatten, als ihren Charakter zu bilden. Durch die einseitige Betonung des Unterrichts litt sogar die Erziehung der Jugend; gegenüber dem Wissen trat das sittliche Wollen in den Hintergrund. Die alte Zucht und Sitte schwand dahin und räumte dem crassen Egoismus das Feld, der vor keinem Laster zurückscheute, wenn er nur dadurch den bösen Neigungen seines

Ichs fröhnen kann. Dieser Verfall der Sittlichkeit, der namentlich während des peloponnesischen Krieges in Hellas eintrat, beeinflußte selbst den Unterricht in schädlicher Weise.* Nicht um ihrer selbst Willen ward die Bildung erstrebt: man suchte sie, um sich Reichtümer und Einfluß zu erwerben. Die Bildung war meist nur auf den Schein gerichtet; sie war mehr eine formale. Ausbildung des Gedächtnisses, der Auffassungskraft und des Rednertalentes wurden immer mehr und mehr die Hauptaufgaben, die der Unterricht sich stellte.

Ein carikierter Repräsentant der nun auftretenden und geltenden Bildung ist der aristophanische Pheidippides, der in der Denkerei des Sokrates wie ein lebhaftiger Protest und Arrest und Exception geworden ist, der in Betreff der Schuldner viel Schlauheit zu entwickeln weiß, der den Simonides einen schwachen Dichter und beim Wein die Zither rühren altfränkisches Zeug nennt, der in Aischylos bombast'ges Wortgespreize findet und darum lieber aus Euripides ein Stück singt, worin der Bruder die eigene leibliche Schwester verführt, der endlich, weil ihn als Knaben der Vater aus reiner Sorg' und Liebe geschlagen hat, nun fragt:

> Ist's nicht gerecht, daß ich die Liebe ihm mit Hieben
> Erwidre, da die reine Liebe dieses ist, zu prügeln?
> Weswegen soll sein Leib denn auch gefeit sein gegen Hiebe
> Und meiner nicht; war ich doch frei wie er schon in der Wiege.
> Nun wird er sagen: üblich sei dergleichen nur bei Kindern.
> Darauf erwidr' ich ihm, es sind die Alten doppelt Kinder.
> Und wenn's Gesetz; ist, der's zuerst gab, nicht ein Mensch gewesen
> Wie er und ich? gewann er ihm die Alten nicht durch Reden?
> Was steht es mir nun minder frei, für künft'ge Zeit es Rechtens
> Zu machen, daß die Schläge der Sohn dem Vater wiedergäbe?

Der Alte, der selbst zuvor den Sohn ausgelacht hat, daß er noch an Zeus glaube und der ihm vom Chairephon erzählt hatte, der den Sprung des Floh's berechnet, muß jetzt am Ende, dem Sohne zustimmend, bekennen:

> Mir scheint's, man muß dem jungen Volk, was billig ist gestatten;
> Und billig ist's, wenn wir nicht thun, was recht ist, uns zu schlagen.

In denselben „Wolken" stellt Aristophanes die alte und neue Zeit in den Gestalten des „Gerechten" und „Ungerechten" gegenüber, von denen der Letztere weiß, daß er Ersteren „kraft Sprechens", „mit Gedanken, die er neu erfindet," todt machen wird, indes der Gerechte dem Ungerechten die Schuld zuschiebt, „daß jetzt kein Bub' in die Schule mehr will."

Dar stell' ich demnach, wie es früherer Zeit mit der Kindererziehung bestellt war,
Da, Vertreter des Rechts, ich in Flor noch stand, und Ernst und Bescheidenheit herrschte.
Vor allem, da war niemals das Geschrei trotzköpfiger Kinder zu hören;
Fein erhaben sah man die Kleinen des Orts mit einander am Morgen die Straße
In die Kitharaschule mit luftigem Kleid, wenn der Schnee auch stöberte, wandern.
Hier lehrte sodann sie der Meister, erzürnt, wenn die Schenkel sie kreuzten, ein Kraftlied,
Bald „Pallas, Du Städtebewältigerin" bald „fernhin tönende Leier",
In gehaltenem Ton, in gemessenem Tact, wie die Väter vor Zeiten gesungen.
Wenn da Einer zu beifallssüchteln begann, Ausweichungen sang und Cadenzen,
Wie man jetzt sie beliebt nach Phrynis Manier, Solfeggienschnörkelgeziere,
Dann gab es sogleich mit dem Röhrchen den Lohn, da die heilige Kunst er entweihte.
In dem Ringhof dann, wenn die Knaben zu ruhn in den Sand hin saßen, so mußten
Sie die Bein' ausstrecken, um schamhaft nichts die draußen erblicken zu lassen;
Und standen sie auf, so verwischten sie gleich in dem Sande die Spur, zu verhindern
Daß Liebenden nicht der Natur Abbild unreine Begierden erregte.
Dann salbte da auch kein Knabe sich je bis über den Nabel hinunter;
Es umblühte darum ein gekräuselter Pflaum ihm den Schoß wie'ne reifende Pfirsich.
Nie drängten sie sich mit dem süßen Gegirr sehnsüchtigen kosenden Flüsterns,
Mit dem buhlenden Blick schmachsüchtiger Lust an den Liebenden, Preis sich zu geben,
Auch durften bei Tisch niemals sie sich selbst Ein Stengelchen Spargel nur nehmen,
Noch vor den Erwachsenen gar vom Salat und vom Senf sich zu langen erdreisten,
Noch Naschwerk schmausen und leckeren Fisch, noch kreuzweis' halten die Schenkel.

Der Ungerechte.

Altvätrisches Zeug und Dipolienkram, und güldne Cikaden im Schopfe,
Und Phrynichoslied und Buphonienfest!

Der Gerechte.

Ja gewiß! Das eben ja war es,
Kraft dessen ein Marathonsheldengeschlecht aufblühete meiner Erziehung;
Du hingegen Du lehrst ja die Jüngeren jetzt, sich über und über vermummen,
Das platzen ich möcht', wenn zu Panathenä'n, zu dem Tanze der Waffen die Knaben,
Vor dem Schoße das Schild, in die Feste zu ziehn vor Pallas nicht sich erblöden!
Drum, Jüngling, auf und erwähle beherzt mich Vertreter des Rechts Dir zum Führer;
Dann lernst Du, o Sohn, zu verachten den Markt, zu verabscheun Salben und Bäder,
Zu erröthen in Scham bei schändendem Thun, und verhöhnt man Dich drum, zu entbrennen,
Dich mit Ehrfurcht gern, wenn der ältere Mann eintritt, von dem Sitz zu erheben,
An den Theuren, die einst Dich gezeuget, Dich nie zu versündigen, aller Versuchung
Zu erwehren Dich stets, um der Keuschheit Bild an Dir selbst nie zu besudeln,
Niemals an der Tänzerin Thür um die Gunst, um die Eine zu betteln, damit nicht
Wenn Dir Dirnchen den Strauß der Gewährung reicht, Dein ehrlicher Name zu Schimpf wird,
Nie wider den Vater zu sprechen in Nichts, niemals mit empörendem Scheltwort
Im Bösen die streng wohlmeinende Zucht, die er übte, dem Greis zu gedenken!

Der Ungerechte.

Wenn von dessen Geschwätz Du bethören Dich läßt, dann wirst Du, so wahr Dionysos,
Den Hippokrates=Säuen dereinst gleich sein, ja den Herrn Duckmäusern Dich ähneln.

Der Gerechte.

Kraftstrotzend vielmehr und im fröhlichen Blühn der Gesundheit weilen im Ringhof,
Nicht zungengewandt, schulphrasenberedt auf dem Markt wie die heutige Jugend,
Nicht ohrengezaust mit Verläumdergebell in Bettelhalunkenprocessen,
Nein, nein, in den Hain Akademos wirst Du im friedlichen Schatten des Ölbaums
Lustwandeln, gekränzt mit dem Schilfe des Bachs, an dem Arm des verständigen Freundes,
In des Geisblatts Duft, in der Muße Genuß, in der silbernen Pappeln Umlaubung,
In des blühenden Frühlings Lust, wenn sich still zuflüstert Platane und Ulme.

Wenn Du Dem nachkommst, was ich Dir empfahl,
Und mit treuem Bedacht es dem Sinn einprägst;
Stets hast Du dann, Sohn,
Vollkräftige Brust, frischblühende Farb',
Breitschultrigen Wuchs,
Hübsch großes Gesäß, hübsch kleines Geschöß!
Doch wenn Du es treibst in der neuen Manier,
Bald hast Du dann auch
Bleichsüchtige Farb', schmalschultrigen Wuchs,
Schwindsüchtige Brust, stets Munddiarrhoe,
Gar kleines Gesäß, gar großes Geschöß,
Psephismen ohn' End!
Ja er schwatzt es Dir auf, daß Häßliches schön,
Daß wieder das Schönste Dir häßlich erscheint;
Und er wird Dich dazu ausputzen ohn' End'
Mit Antimachos Sauigeleien.

Der Ungerechte.

— — Das Drängen nach der Rednerbühne tadelst Du; ich lob es;
Denn wär's in Wahrheit tadelnswert, so stellte wohl Homeros
Als Redner nicht den Nestor dar und seine andern Weisen.
Dies bringt mich auf die Kunst an sich, die unser Freund der Jugend
Zu üben gänzlich widerräth; ich rath' es alles Ernstes
Derselbe fordert Sittsamkeit; ein zweiter grober Schnitzer;
Wen hast Du je durch Sittsamkeit schon irgend wie was Rechtes
Erreichen sehn? Nun, rede doch! beweise mir den Irrtum!
— — — — — — — Folgst Du mir nach,
So thue, was Natur Dich heißt, und schäkre, küsse, liebe.
Halt nichts für Unrecht; denn entdeckt bei fremdem Weibe zeigst Du,
Kein Unrecht habest Du gethan, berufst auf Vater Zeus Dich,
Der auch nicht widerstehen kann den Weibern und der Liebe,
Und Du, ein Mensch, Du solltest stark da sein, wo Götter schwach sind? — —

β) Die Theorien der Erziehung im Mannesalter der Griechen.

αα. Die Sophisten.[1])

Der Grund des Verderbens, dem die griechische Welt anheimfiel, war — der Gedanke, die für sich frei werdende Innerlichkeit, die Subjectivität. Die Freiheit des Gedankens, die embryonisch mit den sieben Weisen erschien, indem diese zuerst allgemeine Weisheitssätze aussprachen, und die parallel mit dem Fortgange der Ausbildung der religiösen Kunst und des politischen Lebens erstarkte, wurde in der Zeit des peloponnesischen Krieges zur Wissenschaft ausgebildet. Die erweiterte Welt- und Geschichtskenntnis, die schärfere Menschenbeobachtung riefen das Denken und den Zweifel wach, so daß nichts mehr bestehen konnte, was sich nicht vor dem Gedanken legitimirte: wo man sich aber gewöhnt, überall nach Gründen 2c. zu fragen, da verliert das Herkommen seine Heiligkeit. Die konkrete Sittlichkeit, das Leben im Staate, die Religion wurden vor das Forum des Gedankens geladen und mit allgemeinen, universellen Prinzipien gemessen, an denen sie untergehen mußten, weil sie nicht allgemeine Gedanken, sondern lebendig schönes, individuelles Leben waren.

Mit den **Sophisten** (— den Namen gaben sie sich selbst als Lehrer der Weisheit d. h. als solche, die weise machen können —) beginnt das bewußte Reflektiren und Räsonniren. Sie sind die Theorie zu der allgemein geltenden griechischen Praxis: — theoretisch mit ihren Lehren dasselbe, was praktisch das ganze athenische Leben geworden war. Der schrankenlose Egoismus im öffentlichen und Privatleben hatte sein Spiegelbild in der absoluten Willkür des räsonnirenden sophistischen Subjekts, das die natur- und vernunftgemäße Allgemeingültigkeit der sittlichen Prinzipien zu verneinen suchte, indes andrerseits die sittliche Corruption jener Zeit durch den zerstörenden empirischen Subjektivismus der Sophistik genährt und gesteigert ward. Die Sophistik ist weder von dem wirklichen Leben jener Zeit, noch die Zeit von der Sophistik zu trennen, und Platon hat Recht, wenn er sagt, daß die Lehren der Sophisten

[1]) *) Jac. Geel, historia critica Sophistarum, qui Socratis aetate Athenis floruerunt. Utrecht. 1823. Baumhauer, Disputatio literaria, qua examinatur, quam vim sophistae habuerint Athenis ad aetatis suae disciplinam, mores ac studia immutanda, Utrecht, 1844. *Martin Schwarz, Beiträge zur vorsokratischen Philosophie aus Plato. 1. Heft die Sophisten. Göttingen, 1867, und Fried. Blaß, die attische Beredtsamkeit, Leipzig, 1868.*

eigentlich nur dieselben Grundsätze aussprächen, die das Verfahren der großen Menge in ihren bürgerlichen und geselligen Verhältnissen leiteten, und daß der Haß, mit dem sie von den praktischen Staatsmännern verfolgt würden, gerade die Eifersucht bekunde, mit welcher die letzteren in ihnen gleichsam die Nebenbuhler und Spielverderber ihrer Politik erblickten.

Das Hauptprinzip der Sophisten heißt: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge.“ Hiermit war aber nicht der Mensch seinem allgemeinen Wesen nach, sondern das subjektive Belieben und Meinen desselben gemeint. Für die Sophisten gab es theoretisch kein anderes Verhältnis zur Außenwelt, als die Empfindung, und praktisch kein anderes, als die sinnliche Lust. Da aber Wahrnehmung und Empfindung bei Unzähligen unzähligemal verschieden sind und selbst bei ein und demselben Subjekte wechseln, so existieren überhaupt keine objektiven Aussagen und Bestimmungen; es müssen vielmehr entgegengesetzte Behauptungen in Beziehung auf dasselbe Objekt als gleich wahr anerkannt werden, und Irrtum wie Widerlegung können nicht stattfinden. — Aus dieser schon von Protagoras vorgetragenen Lehre zogen die späteren Sophisten die Consequenzen und sprachen offen aus, daß das Recht des Stärkeren, das Gesetz der Natur, rücksichtslose Befriedigung der Lust das natürliche Recht des Stärkeren, Aufstellung beschränkender Gesetze listige Erfindung der Schwächeren und der Glaube an die Götter eine Erfindung schlauer Staatsmänner sei. Mit diesen Lehren erzeugten und stärkten die Sophisten in Griechenland die Frivolität, die Unsittlichkeit, die Genußsucht, den Eigennutz, die leere Scheinweisheit.

Sie sind und waren dabei jedoch nicht ohne Verdienst. Ihr negatives Verdienst ist und war, daß durch ihr alles Seiende vernichtendes Prinzip das Gefühl der geistigen Leere in seiner ganzen Höhe und Tiefe zum Bewußtsein gebracht und dadurch das Bedürfnis eines wahrhaften Strebens nach Erkenntnis und Wahrheit befördert ward. Ihre positive Bedeutung war, daß sie die attische Prosa schufen und bildeten, daß sie erkenntnis-theoretische, logische und sprachliche Untersuchungen anregten und eine bewunderungswürdige geistige Regsamkeit, sowie eine Fülle allgemeinen Wissens in das Volk streuten, indem jeder von ihnen nach seiner Individualität eine besondere Berufsart und eine besondere Sphäre des Wissens (— Protagoras war Tugendlehrer, Gorgias Rhetor und Politiker, Prodikos Grammatiker und Synonymiker, Hippias Polyhistor, Astronom, Mathematiker, Mnemoniker, Euthydemos und

Dionysodor Lehrer in der Waffen- und Kriegskunst ꝛc. —) ausbildete. In das Wesen der Erziehung haben sie vornehmlich dadurch eingegriffen, daß sie zur methodischen Behandlung vieler Zweige des menschlichen Wissens den Grund gelegt und die Beredtsamkeit durch die Praxis wie durch ihre Behauptung, daß es keine Überzeugung, sondern nur eine Überredung gäbe, wesentlich gefördert haben. Diese ihre Bestrebungen auf dem Gebiete der Erziehung griffen um so tiefer ein, als sie, ohne feste Heimat, die einzelnen Städte Griechenlands durchwanderten, für Geld und zwar für hohe Preise ihre Lehren der Weisheit und Beredtsamkeit feil boten und einen Kreis reicher Jünglinge um sich versammelten, die sie in Privathäusern, aber auch in öffentlichen Gebäuden unterrichteten. „Von den Alten", sagt Platon, „begehrte keiner je Geld als Lohn zu nehmen, noch auch sich vor aller Welt mit seiner Weisheit hören zu lassen; denn das Verhältnis des Lehrers zum Schüler ward nicht als eine Geschäftsverbindung, sondern als ein sittliches, auf Achtung gegründetes Freundschaftsverhältnis betrachtet, so daß das Verdienst des Lehrers nicht mit Geld, sondern nur mit einer Dankbarkeit ähnlicher Art, wie wir sie gegen Eltern und Götter empfinden, aufgewogen werden sollte; die Sophisten aber boten sich jedem Hellenen an, der nur lernen wollte, und setzten dafür Bezahlung fest. Der Sophist ist demnach zuerst ein Jäger, der für Geld nach Jünglingen und zwar nach reichen hascht. Dann aber nimmt er auch noch andere Gestalten an. Er ist ein Großhändler, hernach ein Kleinhändler mit Besitztümern des Geistes; nebenbei ein Verkäufer seiner eigenen Entdeckungen, ein Kämpfer mit Reden und allzusehr geübt in der Kunst des Wortstreites; endlich ein solcher, der die Seele von den Meinungen befreit, die der Wissenschaft hinderlich sind."

Der höchste Zweck der Sophisten war, jeden ohne Rücksicht auf Anlage und Alter (— denn sie versprachen, jedem ihre Kunst lehren zu können —) zu Geschäften und Gerichtshändeln, sowie zur Gewandtheit in philosophischen Gesprächen zuzurichten. In ihren Vorträgen bedienten sie sich besonders der fortlaufenden Darstellungsweise und der epideiktischen Form, um sich mit ihren Reden zu brüsten und geltend zu machen. Doch wandten sie auch die dialogische Form an und bereiteten damit die sokratisch-platonische Lehrmethode vor. Vorzüglich übten sie oft die eristische Methode, d. i. die Weise des Unterrichts in spitzfindigem Wortgefecht, von der Aristoteles sagt, daß sie anziehend und gymnastisch zugleich sei, und welcher die Jugend mit besonderem Wohlgefallen zufiel, indes sie die Alten

für unsinnig erklärten. Um ein wirkliches wissenschaftliches Ergebnis war es den Eristikern nicht zu thun, sondern nur darum, daß der Gegner in Verlegenheit gebracht und in Schwierigkeiten verstrickt werde, aus denen er sich nicht herauszuwickeln weiß, daß jede Antwort, die dieser geben mag, sich als unrichtig darstelle, und ob dieses Ergebnis durch richtige Folgerungen gewonnen, oder durch Fehlschlüsse erschlichen wird, ob der Mitunterredner wirklich oder nur scheinbar widerlegt ist, ob er selbst sich besiegt fühlt, oder ob er nur vor den Zuhörern als besiegt erscheint, zum Schweigen gebracht oder lächerlich gemacht ist, darauf kommt es nicht an. So wird etwa gefolgert, daß es unmöglich sei, etwas zu lernen, denn was man schon weiß, das könne man nicht mehr lernen, und wovon man nichts weiß, das könne man nicht suchen; der Verständige lerne nichts, weil er die Sache schon wisse und der Unverständige nicht, weil er sie nicht begreife; es wird behauptet, wer etwas weiß, der wisse alles, denn der Wissende sei kein Nichtwissender, wer eines Menschen Vater oder Bruder sei, der sei jedermanns Vater oder Bruder, denn der Vater könne nicht Nicht-Vater, der Bruder nicht Nicht-Bruder 2c. sein. Die Eristik war eine Gymnastik des Geistes, aber eine gefährliche!

Protagoras *aus Abdera* (um 440 v. Chr.) ist unter den Sophisten für die Pädagogik am wichtigsten. Er bekannte sich öffentlich zur Kunst, andere zu trefflichen Männern zu machen und stand bei seinen Schülern in großer Achtung. Für die vollendete Ausbildung eines Schülers in jeglicher Kunst erhielt er 100 Minen (7860 Mk.), was im Allgemeinen sogleich mit Beginn des Unterrichts gezahlt worden zu sein scheint. Wenn jemand bei mir lernt, sagt er, so zahlt er mir soviel, als ich fordere; wo nicht, so geht er in den Tempel und bekräftigt dort durch einen Eid, für wie viel er die erworbenen Kenntnisse anschlage, und soviel zahlt er mir dann. Protagoras lehrte nicht nur die Weisheit im Allgemeinen, sondern auch, wie man die häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten am Besten verwalte und am Geschicktesten darüber rede, Prozesse führe, den Gegner im Wortstreit besiege, und wie man mit gehörigem Anstande Bürger und Fremde aufzunehmen und zu entlassen habe. Er vergleicht sich dabei mit dem Arzte, weil er, wie der Arzt beim körperlich Kranken durch Arznei, bei dem geistig Unmündigen durch Reden eine Umwandlung von einer Beschaffenheit in eine bessere bewirke. Für die Prozesse und gerichtlichen Reden stellte er allgemeine Regeln auf und leitete dabei vorzugsweise zum Richtig-

sprechen und zu der Kunst an, für ein Gedachtes den richtigsten und eigentlichsten Ausdruck zu finden. Auch Wettkämpfe in Reden ordnete er an und machte überhaupt, wie Platon sagt, seine Schüler kirre, wie ein zweiter Orpheus, durch der Töne Gewalt. *Seiner Verdienste um die Begründung der Grammatik wurde bereits gedacht.*

Gorgias (483—375) *aus Leontini in Sizilien* gab der Rhetorik eine andere Richtung, nämlich eine mehr poetische und tropische, während bisher Poesie und Prosa streng gesondert neben einander bestanden hatten, — analog dem wilden demagogischen Treiben seiner Zeit, das alle Gegensätze aufhob und alle Unterschiede unter einander warf. Seine Reden zu Athen wurden wegen ihres glänzenden Stils und ob der Farbenpracht des Ausdrucks Fackeln genannt, und die Athener begrüßten die Tage, an welchen er auftrat, als Feste. Seinen Schülern übte er die Trugschlüsse, Formeln und Wendungen der Rede ein, welche am häufigsten Anwendung fanden, und faßte überhaupt Alles mehr äußerlich und oberflächlich auf, weil es ihm nur darauf ankam, den Schülern die Fähigkeit beizubringen, über jeden beliebigen Gegenstand möglichst glänzend zu deklamieren. *Er beschäftigte sich auch mit der Physik und schloß sich hierin vielfach dem Empedokles an. So nahm er Ausflüsse aus den Objekten und Poren an, durch welche die Ausflüsse eindringen. Namentlich scheint er sich, wie aus Platons Menon erhellt, mit der Farbenlehre beschäftigt zu haben. Auch eine Schrift „Über das Nichtseiende oder die Natur" wird ihm zugeschrieben, in welcher er behauptete, es sei nichts und, wenn auch etwas wäre, so gäbe es keine Erkenntnis des Seienden, und gäbe es nun selbst eine solche Erkenntnis, so könnte dieselbe nicht mitgeteilt werden.*

Prodikos von Keos, der wegen seiner Weisheit (— „Weiser als Prodikos" ward sprichwörtlich —) und seiner Tugend im großen Ansehen stand, ging in seiner Methode von der Sprache aus und forderte als das Erste, den richtigen Gebrauch der Worte zu kennen. *Darum ließ er sich angelegen sein, die Bedeutung jedes Wortes von dem ihm verwandten genau zu unterscheiden und begründete auf diese Weise die Synonymik.* In seiner Rede „Die gereiftere Jugend oder Herakles am Scheidewege" stellt er dar, daß der Weg zur Tugend schwer, zum Laster leicht sei, daß den Jüngling sogleich beim Eintritt ins Leben die Versuchung empfange und daß er deshalb, wie Herakles beim Übergange vom Knaben- in's Jünglingsalter die Einsamkeit suchen müsse, um zwischen der ernsten Tugend und Weisheit und dem üppigen Laster und der Thorheit zu wählen,

also vor dem Genusse der neuen Freiheit noch einmal in einsamer Stille sein vergangenes Leben an sich vorüberziehen lassen und für die Zukunft gute Vorsätze fassen solle. *Auch „Über die Natur des Menschen" soll er geschrieben haben.*

Hippias von Elis, *ein jüngerer Zeitgenosse des Protagoras,* voll von Eitelkeit und Prahlsucht, war in Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik bewandert. *Auch als Grammatiker wird er in dem gleichnamigen pseudo-platonischen Dialog gefeiert. In der Behauptung „das Gesetz sei der Tyrann der Menschen, da es sie zu manchem Naturwidrigen zwinge", spricht sich der sophistische Standpunkt ihres Autors aus. Da von ihm erzählt wird, daß er* ein Kunstmittel für das Gedächtnis erfunden hatte, mit dessen Hülfe er 50 Namen, wenn er sie nur einmal gehört habe, zu behalten vermochte, so darf er als der Begründer der Mnemotechnik gelten.

Euenos von Paros endlich brachte die rhetorischen Regeln in Verse und erfand „die Vorandeutung und das Nebenlob." *Auch erwähnt Platon seiner als eines Lehrers „der menschlichen und bürgerlichen Tugend".*

Die Sophisten nahmen das Prinzip des Anaxagoras auf und erkannten den Geist als das Höhere über das Natursein. Sie verwickelten das in der Autorität befangene Denken in Widersprüche und vernichteten die früher für das Subjekt übermächtige Objektivität mit ihren subjektiven Reflexionen. Damit aber untergruben sie jedes wahrhafte Streben; auch in der Erziehung. „Diese um Lohn unterrichtenden Lehrer", sagt Platon, „betrachten es als ihre Weisheit, die Menge wie ein großes, gewaltiges Tier in der Art behandeln zu können, daß sie deren Begierden und Leidenschaften aufregen und wieder besänftigen, und mit dieser Weisheit, die sich nur auf Umgang und Erfahrung gründet, begeben sie sich an's Lehren, obgleich sie selbst nichts von dem eigentlich Schönen oder Häßlichen, Guten oder Schlechten verstehen, sondern nur das als solches darstellen, was jenes große, gewaltige Tier dafür hält." Und allerdings, wenn der Mensch vergebens nach Erkenntnis und Wahrheit ringt und all' sein Forschen nur ein leeres Spiel ist, so hat alles geistige und sittliche Leben weder Wert noch Ziel, und nur der gemeine praktische Vorteil ist das Ideal des ebenso gemeinen Lebens und Handelns. „Die Bildung war — sagt Cramer — ein Pfropfreis von Außen gepflanzt auf Einbildung und Eigendünkel. Die Sophistik war der wilde Sturm des ersten sich selbst fühlenden subjektiven griechischen Denkens, der auch an den Grundpfeilern der griechischen

Erziehung mächtig rüttelte, indem von den Sophisten, den Encyclopädisten Griechenlands, im Gegensatze zu dem früheren Leben, wo die Bildung das ganze Dasein durchdrang und also keine festen Lehrer mit feststehender Besoldung nöthig waren, das Lehren zuerst zu einem festen Beruf gemacht, und ein besonderer Lehrerstand, der sich durch Lehren den Lebensunterhalt verschaffte, gebildet, damit aber auch das innige und schöne Wechselverhältnis zwischen Lehrer und Schüler, das in der früheren griechischen Zeit einzig dastand, aufgehoben ward."

Das Unrecht der Sophistik ist, das subjektive zufällige Meinen als Richter über die Vernunft gestellt und das zufällige und willkürliche Wollen als Freiheit verkündet zu haben. Ihr Recht ist, die Subjektivität, das Selbstbewußtsein und dessen Forderung, daß sich Alles, was als wahr anerkannt werden soll, vor dem Forum des Bewußtseins legitimire, geltend gemacht und damit das Prinzip der Freiheit aufgestellt zu haben. Der Mensch ist das Maß aller Dinge, aber nicht in seinem subjektiven Meinen, sondern in seinem vernünftigen, der Welt und der Menschheit zu Grunde liegenden Denken: das ist die Wahrheit, zu der die Sophisten selbst zwar nicht gelangten, zu der sie aber den Weg gebahnt haben. Sie sind somit die notwendige Voraussetzung für Sokrates, der sowohl die Wissenschaft und Erziehung nach Ort und Stamm, wie sie früher in Griechenland auftrat, als auch den Nihilismus und die Erziehung der praktischen Nützlichkeit der Sophisten in der Anschauung des reinen Hellenismus und damit der reinen Menschlichkeit sowie in der Erziehung zur Tugend und in der durch die Tugend erzeugten Glückseligkeit aufhob.

ββ) Sokrates [1])

ward 469 v. Chr. als Sohn des Sophroniskos, eines Bildhauers, und der Phänarete, einer Hebamme, geboren. Von seinem Vater wurde er in seiner Jugend zur Bildhauerkunst angeleitet, und Pausanias sah noch auf der Akropolis drei Statuen bekleideter Grazien, die als das Werk des Sokrates bezeichnet wurden. Andere Bildungsmittel, als die, welche ihm seine Vaterstadt bot, scheint er

---

[1]) L. Dissen, De philosophia morali in Xenophontis de Socrate commentariis tradita. Göttingen 1812. — Delbrück, Xenophon. Bonn 1829 — K. F. Hermann, De Socratis magistris et disciplina juvenili. Marburg 1837.* — E. v. Lasaulx, Sokrates' Leben, Lehren und Tod. München 1857. — *Alfr. Fouillée, la philosophie de Socrate. 2 vol. Paris 1870.*

nicht gesucht zu haben, und mit Ausnahme einer Festreise und der Feldzüge nach Potidäa, Delion und Amphipolis hat er Athen niemals verlassen. Von den Einsichtsvollsten hat er durch persönlichen Verkehr gelernt und die Mathematik, Physik, Grammatik, Musik, Poesie und die Schriften der Philosophen sowie die Kunst der Sophisten studirt. Mehr aber noch als bei fremden Weisen und in fremden Schriften suchte er bei und in sich selbst, im Selbstdenken und Selbstforschen, die ewige Wahrheit. Er trieb die Philosophie für sich und suchte auf eigene Rechnung in der Tugend tüchtig zu werden. Sein vorzüglichstes Streben dabei aber war – jegliches in seiner Einheit und in seinen Theilen klar zu erfassen. Denn – sagt er von sich – ich bin ein großer Freund von Eintheilen und Zusammenfassen, um so reden und denken zu können, und wenn ich einen anderen für fähig halte zu sehen, wie etwas in Eins gewachsen ist oder in Vieles (einen solchen nenne ich aber einen Dialektiker), dem folge ich wie eines Unsterblichen Fußtritten. So nahm er nichts an, wovon er sich nicht selbst überzeugt und was er nicht mit eigenem Geiste erforscht hatte, wie er auch anderen von Außen nichts geben wollte, ohne daß es sich in ihrem Innern entwickelt hätte. Alles, was er war, ist er durch sich selbst, durch seine eigene innere Arbeit geworden, und besonders spiegelt sich der Beruf beider Eltern in der Pädagogik und Philosophie des Sohnes ab. In drei Dingen bestand vornehmlich des Sokrates Macht: in seiner hingebenden Anhänglichkeit an seine Schüler, in seiner uneigennützigen Liebe zur Wahrheit und in der Übereinstimmung seines Lebens mit seiner Lehre. Er machte den Menschen zum Schauplatz seiner Forschungen und setzte an Stelle der Philosophie der Natur die Philosophie des Humanismus. Er war in der Philosophie das, was Pindar und Sophokles in der Poesie und Pheidias in der Kunst; er läuterte, wie sie, das Ideal Griechenlands, und durch ihn erhielt der Humanismus ein hohes geistiges Gepräge.

Die Hebammenkunst der Mutter gestaltete er geistig zur entwickelnden heuristischen Methode des Unterrichts. „Meine Hebammenkunst – sagt er — unterscheidet sich dadurch von der meiner Mutter, daß sie Männern die Geburtshülfe leistet und nicht Frauen, und daß sie für die Seelen, welche gebären, Sorge trägt, und nicht für die Leiber. Das Größte an unserer Kunst ist, daß sie im Stande ist zu prüfen, ob die Seele des Jünglings etwas Mißgestaltetes und Falsches zu gebären im Begriff ist, oder etwas

Gebildetes und Ächtes. Ja auch darin geht es mir, wie den Hebammen; ich selbst gebäre nichts von Weisheit, und was mir bereits Viele vorgeworfen haben, daß ich andere zwar fragte, selbst aber nichts über irgend Etwas antwortete, weil ich nichts Kluges zu antworten wüßte, das werfen sie mir mit Recht vor. Die Ursache davon ist: ein Gott nötigt mich, diese Geburtshülfe zu leisten; zu zeugen aber hat er mir gewehrt. Daher bin ich selbst keineswegs etwa weise, und habe auch nichts dergleichen aufzuweisen als Produkt meines eigenen Geistes. Alle aber, denen es der Gott vergönnt, mit mir umzugehen, zeigen sich anfänglich in großem Maße ungelehrig, machen aber bei fortwährendem Umgange unglaubliche Fortschritte, wie es ihnen selbst und Anderen scheint. Und so viel ist sicher, daß sie nicht etwa von mir jemals etwas gelernt haben, sondern nur selbst aus sich selbst entdecken sie sehr viel Schönes und halten es fest. Die Geburtshülfe aber dabei leisten wir, der Gott und ich." Die Unterrichtsweise des Sokrates war zwanglos, conversatorisch, vom Nächstliegenden und Unscheinbarsten ausgehend und die erforderlichen Beispiele vom Alltäglichsten entlehnend, weshalb ihm seine Zeitgenossen vorwarfen, er spreche ja immer nur von Lasteseln, Schmieden, Schustern und Gerbern. So steht er auf dem Markte, in den Gymnasien und in den Werkstätten von früh bis spät mit Jünglingen, jüngeren und älteren Männern beschäftigt, um sich mit ihnen über Lebenszweck und Lebensberuf zu unterhalten und durch unabläßiges Ausfragen, durch fragende Zergliederung der Vorstellungen einen neuen, dem Gefragten vorerst selbst unbewußten Gedanken hervorzulocken, ihm zu einer neuen Gedankengeburt zu verhelfen.

Diese Methode hatte eine doppelte Seite. Zuerst eine n e g a t i v e — die viel und sogenannte sokratische Ironie, der gemäß Sokrates sich selbst unwissend stellt und sich scheinbar von denen, mit welchen er sich unterredet, belehren lassen will, indeß er das vermeintliche Wissen derselben durch fortgesetztes Ausfragen, durch die unerwarteten Consequenzen, die sich herausstellen und durch die Widersprüche, in die sie sich verwickeln, verwirrt. Indem so das sich mit ihm unterredende Subjekt einsieht, daß es das nicht weiß, was es zu wissen vermeinte, wird es mißtrauisch gegen seine eigenen, als feste Wahrheiten gehabten Vorstellungen und gelangt zu der Erkenntnis, daß es nichts weiß. „Denn so wie die Ärzte — sagt Sokrates — der Meinung sind, der Leib könne die Nahrung nicht eher verdauen, als bis jemand die Hindernisse in ihm weggeschafft

habe; eben so denken die, welche die Seele reinigen, daß sie nicht eher von den ihr beigebrachten Kenntnissen Vorteil haben könne, als bis man sie durch Zurechtweisung zur Scham bringe, ihr die Meinungen benehme, welche den Kenntnissen im Wege stehen und sie rein darstelle, so daß sie nur das, was sie wirklich weiß, zu wissen glaubt. Dies ist die vorzüglichste und weiseste Gemütsbeschaffenheit und deshalb möchte wohl auch die prüfende Zurechtweisung die herrlichste und vortrefflichste Reinigung zu nennen sein."

Die positive Seite der sokratischen Methode ist die Maieutik (Hebammenkunst) — die Methode der Induction, die Hinüberleitung der Vorstellung zum Begriff, zur begriffsmäßigen Definition. „Zwei Dinge", sagt Aristoteles, „möchte man dem Sokrates gerechter Weise beilegen: die Beweise durch Induction oder die Auffindung höherer Begriffe von niederen aus, und die allgemeine Bestimmung der Begriffe." Indem er nämlich von einzelnen concreten Fällen ausging, das Einzelne unter sich verglich und damit das Zufällige vom Wesentlichen schied, brachte er eine allgemeine Wahrheit so zum Bewußtsein, daß er ihr Was, ihr Wesen und ihren Inhalt entwickelte und definirte. Um den Begriff der Gerechtigkeit zu finden, ward demnach von verschiedenen einzelnen Beispielen der Gerechtigkeit ausgegangen und aus ihnen das allgemeine Wesen derselben abgezogen und so definirt, daß das Gemeinsame, die logische Einheit der verschiedenen Erscheinungsweisen aufgestellt wurde. Und Sokrates ging deshalb auf den Begriff jeder einzelnen Tugend &c. zurück, weil er glaubte, daß ein klares Erfassen des Begriffes der sicherste Wegweiser für jeden einzelnen Fall, für jedes einzelne sittliche Verhältniß sei, weil er überzeugt war, daß alles sittliche Handeln als ein bewußtes vom Begriffe ausgehen müsse. Die sokratische Methode besteht also in der Virtuosität, aus einer Summe gegebener gleichartiger Erscheinungen auf dem Wege der Induction den Begriff und die logische Definition zu finden, und hat zur Voraussetzung die Anerkenntnis, daß das Wesen der Gegenstände im Denken erfaßt wird, daß das Bewußtsein von der Wahrheit und von Gott als etwas Ursprüngliches in dem Menschen wohnt und in ihm gegenständliche Wahrheit hat, weil jede Seele schon vor der irdischen Geburt existierte und aus diesem vorzeitlichen Dasein wahre und richtige Begriffe besitzt, die nur vor der großen Anzahl der zeitlichen Erscheinungen in den Hintergrund treten, durch geschicktes Fragen aber entwickelt werden können, und also jeder der ihm eingebornen Wahrheit sich wieder erinnert.

Durch diese großartige Methode, mit der Sokrates zugleich der Vater der Katechetik ist, sowie durch die Kraft seines Geistes wußte Sokrates einen so vielseitigen und universellen Eindruck auf seine Zuhörer zu machen, daß sich die verschiedensten Geister an ihn anschlossen, daß Chairephon, dem das Orakel geoffenbart hatte, Sokrates sei der Weiseste, und dessen Bruder Chairekrates, daß der reiche Kaufmannssohn Aristipp und der arme Schuster Simon von ihm begeistert wurden, daß jeder an seinen individuellen Seiten berührt ward und daher nach individueller Weise von Sokrates aus sein Geistessystem sich bildete, und daß Schüler vom Norden und vom Süden, vom schwarzen Meer und vom afrikanischen Kyrene zu ihm wallfahrteten. „Eigentlich bin ich nie — sagte er — irgend jemandes Lehrer gewesen; wenn aber jemand, wie ich redete und meinen Geschäften oblag, Lust hatte, zu hören, so habe ich es ihm nie, mochte er jung oder alt sein, mißgönnt. Auch nicht etwa nur wenn ich Geld bekomme, unterrichte ich; sondern auf gleiche Weise bin ich dem Armen wie dem Reichen bereit zum Fragen, und wer da will, kann antworten und hören, was ich sage. Ob nun jemand von diesem besser wird oder nicht, dafür bin ich nicht verantwortlich, indem ich die Unterweisung weder jemandem versprochen noch auch ertheilt habe. Wenn aber einer behauptet, jemals etwas von mir gehört oder gelernt zu haben, insbesondere, was nicht auch alle gehört hätten, so wißt, daß er nicht die Wahrheit redet."

Doch nur dem männlichen Geschlechte ertheilte Sokrates diesen Unterricht, „weil es den Frauen, bei aller Ähnlichkeit mit den Männern, an Überlegung und Stärke fehle, während gerade besonnenes Nachdenken und ausdauernde Reflexion Haupterfordernisse zum erfolgreichen Treiben der Philosophie seien, so daß dieses Gebiet den Frauen am allerfernsten liege." Er selbst strebte stets nach möglichster Besonnenheit und klarem Bewußtsein, und wenn der Geist auf den Flügeln der Begeisterung seiner selbst unbewußt fortgetragen ward, so nannte er dies Wahnsinn, das Gegenteil der Weisheit. In jedem Lebensberufe — so verlangte er — befleißige man sich menschlicher Einsicht. „Das Wichtigste behalten die Götter für sich und entziehen es den Blicken der Menschen. Was sie aber den Menschen vergönnt habenzu lernen und hernach zu thun, das muß man lernen; und was für die Menschen nicht erkennbar ist, muß man durch die innere Stimme von den Göttern zu erforschen suchen, denn diese geben denen Andeutungen, welchen sie gewogen sind. Wer die Zeichen kennt, durch welche sich die

Götter den Menschen kund geben, der wird nie von ihrem Rathe lassen."

Unterricht und Erziehung sind dem Sokrates das Mittel, zur geistigen Klarheit und zur selbstthätigen Tugend zu gelangen. Zur freien That führt allein freies Wissen, und zu diesem Unterricht und Erziehung. Der Unterricht war ihm ein göttlicher Beruf, und er glaubte, seinem Vaterlande nicht besser nützen zu können, als wenn er die Jugend bilde und dafür sorge, daß immer mehrere tüchtig würden, an den öffentlichen Angelegenheiten theil zu nehmen. Erziehung, sagt er, ist schwierig, und die Beratung über sie die heiligste von allen, denn über nichts Göttlicheres kann wohl der Mensch einen Beschluß zu fassen haben, als über seine eigene und seiner Angehörigen Ausbildung. Im Gegensatz zu der bisherigen Stammeserziehung zielte er auf eine rein hellenische und menschliche Erziehung hin. Erziehung und Unterricht sollten ihren Zweck in sich selbst haben, und die Menschen, ohne Rücksicht auf äußere Vortheile, um ihrer selbst willen zur Tugend und dadurch zur Glückseligkeit geführt werden. Er stellte sich damit in Gegensatz zu den Sophisten, die Unterricht und Erziehung nur auf äußere Vorteile und Nützlichkeit im Leben und im Staate bezogen. Von einem Lehrer verlangte er mehr Lehrgeschick, als materielle Kenntnisse, ein gereiftes Alter und geistige Empfänglichkeit, damit er, wo und wann es Not thue, durch den Zauber seines Wesens, durch die Macht der Liebe einwirke und wohl verstehe, woran er beim Unterrichte anzuknüpfen habe, was zu verbinden sei, besonders aber, daß er durch geschicktes Fragen die Idee nicht von außen einpflanze, sondern aus dem Innern folgerichtig entwickle und die Selbstthätigkeit des Schülers auf jede Weise anrege. Er selbst gab zu diesen Forderungen das vollkommenste Beispiel. Nicht jeden, der sich ihm anbot, nahm er als eigentlichen Schüler auf, sondern berücksichtigte bei der Aufnahme sowohl das äußere Wesen, als auch das Alter und die Fähigkeiten der Einzelnen. Die er aber aufgenommen hatte, unterrichtete er nicht bloß durch Worte, sondern bildete und besserte er wesentlich durch seinen Umgang und sein Leben. Denn von Allen glaubte er, daß sie sich durch Übung vervollkommnen könnten, so sehr sie auch in allen Stücken von Natur untereinander verschieden seien. „Wer sich aber um die Erkenntnis des Guten keine Mühe giebt, der wird, je mehr er von Natur begabt ist, um so gefährlicher und schlimmer."

Von seinen Schülern forderte er zunächst Selbstbeherrschung, weil der, welcher sich nicht selbst beherrschen könne, der schlimmste Sclave sei, und weil nichts so sehr das Fortschreiten in der Weisheit hemme, als die Genußsucht. Wer ein Knecht seiner Lüste sei, der sei zu aller Tugend unfähig.

Die Bildung bezieht sich bei Sokrates wesentlich auf den Charakter, auf vollkommene Selbsterkenntnis des geistigen und des sittlichen Menschen. „Wie zu seiner Zeit — sagt Cramer — durch den peloponnesischen Krieg das schöne Gleichgewicht zwischen Äußerem und Innerem, zwischen Körper und Geist im hellenischen Staatsleben getrübt war, so gründete auch er nicht mehr seine Erziehung auf eine vollkommen gleichmäßige Ausbildung von Geist und Körper zu schöner, gegenseitiger Wechselwirkung, sondern Alles wendet sich mehr dem Innern zu.“

Die körperlichen Übungen treten deshalb mehr in den Hintergrund. Zwar soll auch die Ausbildung des Körpers nicht vernachlässigt werden. „Wer den Körper übt,“ sagt Sokrates, „ist gesund und stark, und Mancher hat dadurch sein Leben in Gefahren gerettet, seinen Freunden gedient, dem Vaterlande genützt, Ruhm und Ehre eingeerntet und ein heiteres Leben geführt. Der Körper wird zu allem, was die Menschen treiben, gebraucht und muß hierbei aufs Beste geübt sein. Auch Vergeßlichkeit, Mutlosigkeit, schlechte Laune und selbst Wahnsinn fallen oft in Folge körperlicher Vernachlässigung mit solcher Macht über die Denkkraft her, daß sie selbst den Verlust der erworbenen Kenntnisse herbeiführen.“ Aber weil dem Sokrates doch wesentlich nur die Vernunft Wert hat, alles Unvernünftige aber nichtig ist, so hält er, wie er von den Bildhauern verlangt, daß sie mehr die Thätigkeit der Seele als die körperlichen Verhältnisse ausdrücken sollen, (— entgegen der griechischen Anschauung vom schönen Gleichgewicht zwischen Leib und Geist —) den Körper nur insofern beachtenswert, als er das Werkzeug der Seele ist. Er selbst übte sich jedoch noch bis zum späten Alter in der Gymnastik und im Ringen, und härtete sich dadurch so ab, daß er mit Leichtigkeit Hunger und Durst, Hitze und Kälte ertrug.

Die Musik hielt Sokrates für ein so wichtiges Bildungsmittel, daß er noch im späten Alter beim Lyraspieler Konos Unterricht nahm und zum Citherspieler Lampon in die Schule ging, weil er der Ansicht war, es sei besser, die Musik spät, als gar nicht gelernt zu haben.

In der Mathematik und in den Naturwissenschaften erstrebte er mehr eine Befähigung für das praktische Leben, als klare wissenschaftliche Einsicht. Er mißbilligte es, die Meßkunst weiter zu treiben als zur Fähigkeit, ein Stück Land richtig vermessen zu können. Die Untersuchungen über die Entfernung und Bewegung der Gestirne hielt er für zwecklos, weil sie viel Zeit kosteten und von manchem Nützlichen abhielten. Überhaupt werde durch die gewöhnliche Naturphilosophie der Blick des Menschen nicht aufwärts, sondern abwärts, nicht auf das Göttliche sondern auf das Sinnliche gerichtet, indem man über dem Einzelnen das Ganze vergesse.

Mehr als auf das Wissen, das die Naturwissenschaften geben, kam es ihm auf das an, was für den Menschen Wert hat, und er untersuchte deshalb die Begriffe von Fromm und Gottlos, von Edel und Unedel, von Gerecht und Ungerecht, von Besonnenheit und Wahnsinn, von Tapferkeit und Feigheit ꝛc. Darüber besprach er sich mit seinen Schülern, sowie er mit ihnen auch Schriftsteller las und sie erklärte. „Die Schätze der alten Weisen, die sie in ihren Schriften niedergelegt haben," — sagte er — „durchsuche ich gemeinschaftlich mit meinen Freunden, und wenn wir etwas Gutes finden, so nehmen wir es in uns auf und achten es für einen großen Gewinn, wenn wir einander nützlich werden."

Zu den Gegenständen, über die er sich vorzüglich mit seinen Schülern besprach, gehört die Religion, von der er jedoch ganz andere Begriffe hatte, als der große Haufe. Die Volksreligion, lehrte er, besteht aus Bräuchen und aus Erzählungen von Göttern und Heroen. Die Bräuche sind von den Vorfahren löblich angeordnet, und es knüpfen sich daran nicht allein, als an ehrfurcht=fördernde Sitte, der Ruhm und der Glaube der Stadt und Erinnerungen an frühere Geschicke, sondern es lassen sich auch gute und der Gottheit wohlgefällige Gedanken und Gebete damit verbinden. Jeder gute Bürger wird also an den öffentlichen Feiern des Volkes teilnehmen, und bei den feierlichen Ereignissen des Lebens der gesetzlichen Sitte nach Kräften Genüge thun. Vergebliche Mühe und eines unglücklichen Mannes Unternehmen aber scheint es zu sein, jene Legenden vernünftig oder geschichtlich erklären zu wollen, denn wenn es auch hier und da gelingt, so bleiben doch sehr viele phantastische und wunderliche Gestalten und Mythen übrig, mit welchen sich durchaus auf diesem Wege nichts anfangen läßt. Wem es ernst mit dem Leben und mit der Erkenntnis des Wahren ist, der gehe in seine eigene Brust und verschaffe sich hier durch ernstes Nachdenken Klarheit

über das Gute und Wahre, das nicht subjektive Vorstellung, sondern ewige göttliche Wahrheit ist. Die volle Erkenntnis dieser Wahrheit ist jedoch allein in Gott, indes des Menschen höchste Weisheit ist, zu wissen, daß er diese Erkenntnis nicht hat; „denn dafür," sagt Sokrates, „hat mich der Gott in Delphi den Weisesten der Helenen genannt." In der eigenen Brust offenbart sich die Gottheit als eine allgegenwärtige, die Alles weislich geordnet, die nach dem Gesetze des Guten überall waltet, und die dem Menschen das Bewußtsein ihrer Allmacht eingepflanzt hat, so daß der Mensch, je mehr er an Verstand zunimmt, um so mehr die Götter achtet und ihre Wirkungen in seiner Brust fühlt. Dieses innere Bewußtsein von der Gottheit aber und durch dieselbe (— ein Wissen, das zugleich mit Bewußtlosigkeit verbunden war —), die religiöse Begeisterung nennt Sokrates das Dämönische, d. i. das persönlich bis zur Weissagung gesteigerte Gewissen für den sittlich vernünftigen Lebenszweck, die innere Stimme, die er als ein von Gott ihm gegebenes Zeichen erkennt, und die stets, wenn sie sich vernehmen läßt, ihm von dem, was er unternehmen will, abräth, doch nie zu etwas ihn antreibt.

Wie Sokrates überall das göttliche Walten in den menschlichen Angelegenheiten erkennt; so auch in den Staatsgesetzen, die ihm Offenbarungen des göttlichen Geistes mittelst der menschlichen Vernunft sind. Er will lieber sterben und den Gesetzen treu bleiben, als leben und sie übertreten. „Gerecht" und „gesetzlich" ist ihm identisch. Darum verlangt er Gehorsam der Bürger gegen den Staat, wie Gehorsam der Kinder gegen die Ältern. Über den geschriebenen Gesetzen aber stehen ihm noch die ungeschriebenen, die überall gelten, und welche die Götter den Menschen eingepflanzt haben, deren Übertreter deshalb auf keinen Fall der Strafe entgehen können. Solche ungeschriebenen Gesetze sind ihm, daß man die Götter ehrt, daß man die Ältern hoch achtet, daß man empfangene Wohlthaten vergilt und daß weder die Ältern mit den Kindern, noch die Kinder mit den Ältern sich vermischen.

Das positive Philosophieren des Sokrates ist demnach entschieden ethisch, — Untersuchung über die Tugend, um ein Bewußtsein und dadurch das wahre Wissen von ihr zu erlangen. Darum blickt er auch mit entschiedener Verachtung auf die Naturphilosophie und Mathematik, darum geht er nicht einmal in der freien Natur spazieren, weil er von Bäumen und Gegenden nichts lernen könne. Das Ziel seines Philosophierens ist

die Selbsterkenntnis. Sich nicht zu erkennen und von dem, was man nicht weiß, zu glauben, das man es wisse, kommt dem Wahnsinn am nächsten. Die Menschen zur Klarheit über sich selbst zu führen: das hat er sich selbst zur Lebensaufgabe gestellt, wie er das „Erkenne Dich selbst" als Lebensaufgabe jedes Einzelmenschen hinstellt. Sokrates sucht das begriffliche Wissen und erkennt nur solches als das wahre Wissen an. Sein großer Gedanke ist die Umgestaltung und Wiederherstellung des sittlichen Lebens durch die Wissenschaft. Das Wissen hat keinen anderen Gegenstand als das menschliche Leben, und für das Leben giebts kein Heil außer dem Wissen. Darum kann und darf nichts den Autoritäten, alles nur den Gründen geglaubt werden. Nichts aber steht der wahren Weisheit mehr im Wege, als wenn man zu wissen glaubt, was man nicht weiß; nichts ist so dringend notwendig, als die Selbstprüfung, welche uns zeigt, was wir wirklich wissen und was wir nur zu wissen meinen; nichts ist auch für unser praktisches Verhalten unerläßlicher, als daß wir uns mit dem Zustande unseres Innern, mit dem Umfange unseres Wissens und Vermögens bekannt machen. Dahin muß deshalb auch das Ziel der Erziehung gehen. Die Erziehung zielt auf wahrhafte Selbsterkenntnis und auf die aus derselben fließende Einsicht und Glückseligkeit. Darum ist sie auch nichts Äußerliches und Scheinbares, wie die Erziehung der Sophistik, sondern eine von Innen herausgewachsene, organische — die bleibende Grundlage aller weiteren Pädagogik. Die Pädagogik des Sokrates ist das Erzeugnis eines tiefen, aber spiegelklaren Geistes, der allen Schein, alles Halbdunkel, alle Halbwisserei verwarf, — voll plastischer Anschaulichkeit und objektiver Klarheit, — das Produkt des ächten Sohnes eines plastischen Künstlers.

In diesem Streben nach klarem Bewußtsein gründet der Lehrsatz des Sokrates, daß die Tugend ein Wissen und folglich nichts gut sei, was ohne Einsicht geschehe, die Schlechten aber wider ihren Willen schlecht seien. Wissen und Thun, Wissen und Sittlichkeit gehören für ihn zusammen. Das Wahre ist das Gute und das Gute das Wahre. Die Tugend ist Wissen; sie ist darum auch lehrbar. Der Erkenntnis des Guten folgt notwendig das Thun des Guten. Wer das Schöne und Gute kennt, wendet es auch aufs Leben an; wer weiß, was unedel ist, flieht es; wer nicht recht handelt, ist eben so wenig weise als sittlich. Das Gute allein macht weise und glücklich. Es besteht

in der Gesinnung und zeigt sich in der guten That, wie in der wahrhaftigen Rede. Die Seele ist notwendig unsterblich, weil die sittliche, denkende und wollende Persönlichkeit nicht aus der immer wechselnden Natur erklärt werden kann, sondern weil sie diese denkende und wollende Persönlichkeit selbst, das Gesetz des Weltalls, als eines sittlichen, also den Entstehungsgrund des Weltalls in sich trägt. In diesem Leben ist zwar die Erkenntnis der Seele schwach, denn sie wird beständig von dem Leibe, mit dem sie eng verbunden ist, zur Erde herabgezogen und kann das volle göttliche Licht gar nicht vertragen. Wenn wir aber einmal frei von den Fesseln dieser Hülle emporschweben, dann werden wir das Licht und die Wahrheit selbst schauen, und das gegenwärtige Leben wird uns in der Erinnerung als ein dunkler Zustand erscheinen, in welchen wir niemals wieder zurückzukehren wünschen, wie Euripides sagt: „Wer weiß, ob nicht das Leben Todtsein, und Sterben Leben ist?"

Mit diesen Lehren hat Sokrates die Grundsteine zu einer wissenschaftlichen Behandlung der Sittenlehre gelegt und die Philosophie vom Himmel auf die Erde gezogen, d. i. von den Spekulationen der Naturphilosophen hinweg in die Erforschung der eigenen Brust geführt.

Sokrates lehrte diese Philosophie nicht allein; er lebte sie auch. Wie er nichts als Lehre gab, was er nicht in seinem Selbstbewußtsein fand und was sich ihm nicht durch Vernunft und Nachdenken als wahr kund gab: so lehrte er auch nichts, was er nicht selbst gethan und geübt hätte. Er war eine plastische Natur, — Einheit von Kopf und Herz, von Einsicht und Handeln — ein wahrhafter praktischer Weiser. „So fromm war er", — sagt Xenophon — „daß er nichts ohne den Rat der Götter that, so gerecht, daß er nie jemanden auch nur im Geringsten verletzte, so Herr seiner selbst, das er nie das Angenehme statt des Guten wählte, so verständig, daß er in der Entscheidung über das Bessere und Schlechtere nie fehlging." Mit unwiderstehlichem Zauber zog seine aus einer glücklichen Mischung und harmonischen Verknüpfung sämtlicher Charakterzüge bestehende Persönlichkeit an. Als solch' vollendetes Original charakterisiert in Alkibiades im platonischen Gastmahl am treffendsten. Er sagt: „Ich erkläre, Sokrates sei äußerlich ähnlich jenen Silenen in den Werkstätten der Bildhauer, welche die Künstler mit Pfeifen und Flöten darstellen, in denen man aber, wenn man die eine Hälfte wegnimmt, hinter der äußerlich rohen Hülle Bildsäulen von Göttern erblickt. Auch ist er dem Satyr

Marsyas zu vergleichen, indem er nicht nur äußerlich wie ein Satyr aussieht, sondern auch die Menschen und zwar nicht nur wie dieser mit gewissen musikalischen Instrumenten, sondern ohne alle Instrumente der Kunst bloß durch seine Reden bezaubert. Wenn wir von einem anderen Reden hören, so macht sich keiner sonderlich viel daraus. Sobald wir hingegen ihn hören, oder auch nur seine Rede aus eines anderen Munde, so wird jeder dadurch entzückt und hingerissen, er sei Mann, oder Weib oder Knabe. Mir wenigstens pocht weit heftiger als dem vom Korybantentanze Ergriffenen das Herz, wenn ich ihn höre, und Thränen werden mir ausgepreßt von seinen Reden; auch sehe ich, daß es vielen anderen so ergeht. Wenn ich den Perikles oder andere vortreffliche Redner gehört habe, so ist mir zwar die Schönheit und Stärke ihrer Reden aufgefallen; aber nie ist meine Seele dadurch so in ihrem Innern erschüttert worden, daß sie, ganz unwillig über sich selbst, ihre sklavische Gesinnung sich vorgeworfen hätte. Von diesem unseren Marsyas aber bin ich oft so bewegt worden, daß ich glaubte, es lohne sich nicht zu leben, wenn ich so bliebe, wie ich wäre, weil er mich so weit brachte, einzugestehen, daß mir selbst gar noch vieles mangelt und ich, mich selbst vernachlässigend, der Athener Angelegenheiten besorge. Gleich den Zaubertönen der Sirenen muß ich ihn fliehen und meine Ohren verstopfen, damit ich mich nicht ganz bei ihm in Ruhe setze und zum Greise werde, ohne mein Glück zu versuchen. Auch ist er der Einzigste von allen Menschen, der es über mich vermag, daß ich mich vor irgend jemandem schäme. Vor ihm allein schäme ich mich, denn ich fühle in meinem tiefsten Inneren, daß ich nicht im Stande bin, ihm zu widersprechen, als ob man das nicht thun müsse, was er anräth, sondern daß ich nur, wenn ich von ihm gegangen bin, durch die Ehrenbezeugungen des Volkes bezwungen werde und seiner Lehren uneingedenk bin. Daher gehe ich ihm aus dem Wege und meide ihn, soviel ich kann. Kommt er mir aber doch entgegen, so schäme ich mich, weil ich meinen eigenen Zusagen und Bekenntnissen so zuwider lebe. Oft denke ich: Wenn er doch todt wäre! Und doch weiß ich wohl, daß, wenn der Fall käme, ich mich vielmehr betrüben würde, als wenn er mir die bittersten Vorwürfe macht. Weder äußere Schönheit, noch Ansehen, noch Macht, noch irgend etwas von den Vorzügen, *um deren willen* das Volk die Menschen glücklich preist, scheint ihm im Geringsten der Aufmerksamkeit würdig; vielmehr hält er all' diese Herrlichkeit ganz und gar für nichts, und uns auch für nichts, die wir sie schätzen. Sein täglicher Verkehr mit den Menschen

ist ewiger Scherz und Spott. Aber *(hoher)* Ernst liegt in ihm — man öffne diesen Silen und sehe die Bilder *in ihm.* Vielleicht hat keiner von euch sie je gesehen; aber ich weiß wohl Zeiten, wo ich sie gesehen habe. Ihr Goldglanz, ihre unvergleichliche und wunderbare Schönheit wirkt mit solcher Gewalt, daß man sich augenblicklich entschließt, alles zu thun, was er von einem verlangt. In der Schlacht bei Potidaia war er einem jeden beim ganzen Heere an Stärke und Duldsamkeit in Strapazen überlegen. Er machte sich nichts aus dem Hungern, und wenn wir Überfluß hatten, so war er der Einzige, der recht zu genießen und Maß zu halten wußte. Wenn er zu trinken genötigt wurde, konnte es ihm niemand gleich thun; aber nie doch hat jemand den Sokrates trunken gesehen. Die Strenge des Winters schreckte ihn nicht, und als niemand hinauszugehen wagte, ging er barfuß über das Eis leichter, als andere in ihren Schuhen. Einst traf es sich, daß ihm frühmorgens etwas in die Gedanken kam, worüber er nachzudenken anfing und dabei unbeweglich auf derselben Stelle stehen blieb. Nun wurde es Mittag, und die Leute wunderten sich schon über ihn, so daß sie zu einander sagten: Sokrates steht in tiefsinnigen Gedanken und hat schon vom frühen Morgen an bis jetzt die Stelle nicht verlassen Endlich am Abend trugen einige Jonier ihre Schlafdecken hinaus, um acht zu geben, ob Sokrates auch die Nacht über da stehen bleiben würde. Und er blieb stehen, bis es Morgen ward und die Sonne aufging. Dann grüßte er noch die Sonne und ging weg. Achill war ein großer Held; aber eben diesen Heldenmut könnte jemand auch beim Brasidas finden; sowie Perikles als Redner an Nestor, Antenor und anderen wohl seines Gleichen haben möchte. Eben dieses gielt von anderen Vortrefflichkeiten, die sich bei einigen so gut als bei anderen finden. Sokrates dagegen hat sowohl in seinem ganzen Wesen, als besonders in seinen Reden etwas so ganz Eigenes, daß es schwer halten würde, einen zu finden, der ihm hierin gleich käme. Gemeinen Ohren scheinen die Reden des Sokrates anfangs lächerlich; seine Wörter und Ausdrücke geben ihm von Außen das Ansehen eines schalkhaften und schmähsüchtigen Satyrs in seiner äußeren Tracht. Er redet von nichts als von lasttragenden Eseln, Schmieden, Schustern, Gerbern und wiederholt immer dasselbe von demselben, so daß er ewig einerlei zu sagen scheint. Einem Unkundigen und Unverständigen müssen daher solche Reden eben so lächerlich scheinen, wie der äußere Anblick eines Satyrs. Sobald hingegen jemand die äußeren Schalen seiner Reden aufthut und ihren

innern Sinn betrachtet, so findet er, wenn er anders dazu gemacht ist, daß die Reden des Sokrates tiefere Wahrheiten in sich halten, als alles was die Menschen, gewöhnlich zu reden pflegen; und bei noch näherer Betrachtung findet er ihren Sinn überaus göttlich, einen Sinn, der die schönsten Bilder der Tugend enthält, einen Verstand, der sehr weit um sich greift, der alles in sich schließt, worauf jeder, der ein edler und tugendhafter Mann werden will, vor allen Dingen sehen muß."

Durch diese von Alkibiades charakterisierte Persönlichkeit erregte Sokrates zu Athen allgemeines Aufsehen. Für den feinen, ästhetisch gebildeten, plastischen Griechen mußten diese hochgewölbte Stirn, diese eingebogene, aufgestülpte Nase, dieses hervortretende Auge, diese buschigen Brauen, dieser große Mund mit den dicken Lippen, diese kahle Platte, dieser dicke, hängende Bauch; — mußte der ärmliche Aufzug, die Unbeschuhtheit, die Haltung des Körpers, das öftere Stehenbleiben und Herumwerfen der Augen; — mußte die Fülle des Gefühls, die Überschwenglichkeit des Wesens, die Frische des Denkens und dabei seine Selbstbeherrschung, seine Freundes- und Überzeugungstreue, seine Charakterfestigkeit, sein Gleichmuth auch, womit er die Heftigkeit und Launenhaftigkeit seiner Gattin Xanthippe ertrug, sein Sichzurückziehen von Staatsgeschäften, zu denen er keinen Beruf in sich fühlte, sein Kosmopolitismus,*) dem

*) Dabei war aber Sokrates doch durch und durch Athener. Als solcher zeigte er sich „in seiner ganzen geistigen Richtung, in seiner Redekunst, Redelust, wie sie sich nur in attischer Luft entwickeln konnte, in dem feinen Witze, mit dem er Ernst und Scherz zu verbinden wußte, in dem rastlosen Suchen nach einem tieferen Zusammenhange zwischen Thun und Erkennen." — „Er kannte und liebte die nationalen Dichter; vor allem aber war es sein unermüdlicher Bildungstrieb, welcher den echten Sohn seiner Vaterstadt bekundet" (Curtius). Doch auch seine Thaten sprachen deutlich für die Liebe, die er zu seiner Vaterstadt hegte, für den hohen Werth, den er auf die Erfüllung seiner Bürgerpflicht legte. So rettete er bei Potidaia dem Alkibiades das Leben, nach der Schlacht bei Delion ging er, während alle in eiliger Flucht ihr Heil suchten, so ruhig und stolz einher, wie in den Straßen von Athen, und rettete hierdurch sich und seine Gefährten. Selbst seine Gegner mußten zugestehen, daß Athen unüberwindlich wäre, wenn seine Krieger so kaltes Blut bewahren könnten, wie Sokrates. Als der schimpfliche Prozeß gegen die Sieger bei den Arginusen geführt wurde, scheute sich Sokrates nicht, als Prytane für die unschuldig verklagten Feldherren mutvoll einzutreten. Wie lieb ihm sein Athen war, zeigt auch die Beharrlichkeit, mit welcher er alle Anträge zurückwies, die ihn seiner Vaterstadt entziehen wollten. Sowohl der König Archelaos von Makedonien, als auch die thessalischen Fürsten von Krannon und Larissa luden ihn unter glänzenden Anerbietungen an ihre Höfe ein. Aber er zog es vor, als schlichter Athener, der zu seiner Erhaltung selbst an die Liebesgaben seiner Schüler angewiesen war, in seiner Heimat zu verbleiben.

gemäß er sich nicht einen Athener, auch nicht einen Hellenen, sondern einen Weltbürger nannte, indeß er andererseits darin ganz Grieche war, daß er sich mit Vorliebe als den eifrigsten Erotiker bezeichnete, und daß bei ihm, gegenüber diesen freien Freundschaftsverhältnissen, das Familienleben ganz zurücktrat; — mußte die unverzagte Zudringlichkeit, mit der er auf Erkenntnis des Schönen und Guten durch die Vernunft drang, das Überwiegen des inneren Lebens über das äußere, was in einem einseitigen Verstandesinteresse zu Tage kam, und ihn gegen die äußere Form und bestehende Sitte gleichgültig machte; — mußte endlich seine Geistesabwesenheit und Verzückung, in welche er durch tiefes Nachdenken bisweilen gerieth, Anstoß und Aufsehen erregen, weil es eine räthselhafte Erscheinung war und blieb. Es ist daher nicht befremdend, daß sich Aristophanes – von dem zwar Platon sagte, daß sich die Grazien seinen Geist zur Wohnung ausersehen hätten, der aber in seiner eigenen Person nicht die gute alte Zeit, die er gegen die neue in den Kampf schickt, repräsentirt, sondern in seiner Brust die Gegensätze, die in seiner Zeit mit einander streiten, neben einander liegen hat und das Alte eben so mit dem Neuen wie das Neue mit dem Alten niedermacht, das Recht mit der eingebrochenen Gesetzlosigkeit zusammenbringt, die Throne im Himmel und auf Erden niederreißt und die Verkehrtheiten und Tollheiten eines Volkes aufführt, das in des Dichters Stücken sich selbst verlacht, — der Person des Sokrates bemächtigte, und ihn als Repräsentanten der nutzlosen, müßiggängerischen, jugendverderbenden, Zucht und Sitte untergrabenden sophistischen Scheinweisheit dem Spotte und dem Gelächter der Athener preisgab.

Dem Aristophanes glich das ganze athenische Volk jener Zeit, auch im Urteil über Sokrates, das für denselben verurteilend war und deshalb auch äußerlich in Verurteilung überging. Von Melitos, einem jungen Dichter, von Anytos, einem Demagogen, und von Lykon, einem Redner, ward Sokrates im 70. Jahre seines Alters der Nichtanerkennung der Staatsgötter, der Einführung neuer Gottheiten und der Jugendverführung angeklagt. Diese Anklagepunkte sind ganz die gleichen, durch welche Aristophanes in der Person des Sokrates die Sophisten kennzeichnet. Und allerdings teilte Sokrates dem Scheine nach den Standpunkt der Sophistik, — und zwar nicht nur in manchen Zügen ihrer äußeren Erscheinung (sokratische Ironie), sondern auch in dem höheren Grundgedanken, daß alles sittliche Handeln ein bewußtes Thun sein müsse. Daneben gab man das Aufbringen einer neuen Sitte, sowie einer neumodischen Bildungs-

und Erziehungsweise und die Leugnung der Volksgötter vorzugsweise den Sophisten Schuld. Daß jedoch Sokrates, nicht wie die Sophisten, durch subjektives Räsonnement alle festen Bestimmungen verwirrte und auflöste, sondern das vernünftige Denken zum Maaß aller Dinge aufstellte und also auch das sittliche Thun nicht dem Meinen und Belieben des Einzelnen anheimgab, vielmehr auf das Wesen des Geistes zurückführte: das konnten und wollten seine Ankläger und Richter von ihrem leidenschaftlichen und gehässigen Parteistandpunkte aus um so weniger begreifen, als sie ihn wie für einen Sophisten, so für einen Aristokraten hielten, der nicht nur mit Aristokraten befreundet war, sondern auch bei jeder Veranlassung die athenische Demokratie, namentlich die demokratische Einrichtung der Wahl durchs Loos getadelt hatte. Sie glaubten demnach im Interesse der Demokratie zu handeln, als sie ihn — im Jahre 399 v. Chr. — zum Schierlingsbecher verdammten, und sie thaten es um so bereitwilliger, als ihnen Sokrates nicht allein durch seine politische Gesinnung und durch seine Lehre, sondern auch durch seine Methode persönlich verhaßt geworden war. Denn die Anklagen gegen seine Lehre allein mußte den Athenern nur als ein Vorwand erscheinen, weil sie selbst im Wesentlichen nicht mehr an das glaubten, dessen Leugnung die Ankläger dem Sokrates zum Verbrechen anrechneten, und weil Freunde und Feinde wohl wußten, daß Sokrates Recht hatte, als er den Melitos aufforderte, ihm einen zu nennen, der durch ihn aus einem Verehrer der Götter ein Verächter derselben, aus einem besonnenen Weisen ein muthwilliger Frevler, aus einem Haushälter ein Verschwender, aus einem Mäßigen ein Schlemmer, aus einem Freunde der Anstrengung ein Weichling oder ein Sklav einer verwerflichen Lust geworden sei. Auch hatten ihn ja die Athener immer an den gemeinschaftlichen Altären opfern sehen. Die Methode aber, mit der er Staatsmännern, Dichtern und Künstlern, die sich auf ihre Weisheit viel einbildeten, nachwies, daß sie nichts wüßten, und mit der er auch seine Schüler ausrüstete, so daß sie alle Aufgeblasenheit in ihrer Blöße hinstellten: sie war eines seiner wesentlichsten Verbrechen. Sokrates verschmähte es, dem ihm diktierten Tode durch Appellation an das souveräne athenische Volk oder durch die Flucht aus dem Kerker zu entgehen und ward ein Opfer der von ihm beleidigten, weil in ihrer Nichtigkeit erkannten demokratischen Reaktion, — zugleich wegen einer Geistesrichtung verdammt und gemordet, von der alle, seine Ankläger eben so sehr wie seine Richter, beherrscht wurden, nur daß sie nicht wie Sokrates ihr Handeln

von dem wahren göttlichen Wissen abhängig machten, sondern wie die Sophisten ihre Individualität in praktischer Willkür befriedigten. Er starb, der größte Grieche und edelste Heide, indem er den Tod als eine Schickung der rettenden Gottheit betrachtete — getrost in das Geisterreich eintretend. „Denn — spricht er — das, was mir wiederfährt, ist kein Werk des Zufalls; sondern es ist mir klar, es war für mich besser, jetzt schon zu sterben und von des Lebens Not befreit zu werden.“ „Derohalben, daß ich durch Unrecht sterbe, darf ich nicht von mir selbst geringer denken; es gereicht ja nicht mir, sondern denen zur Schande, die mich verdammen. Ich weiß, daß die Zukunft und die vergangene Zeit mir das Zeugnis geben wird, daß ich niemals einen Menschen beleidigte, daß ich auch keinen schlimmer machte, sondern denen, die mit mir umgingen, wohlthat umsonst sie nach Vermögen unterrichtend im Guten.“ Er machte — erzählt Xenophon — sich auf und ging von dannen, als er das gesagt hatte. Alles an ihm entsprach seinen Worten. Heiter war sein Blick, seine Geberde, sein Gang. Als er seine Begleiter weinen sah, sprach er: „Was ist das? Warum weinet Ihr? Wußtet Ihr nicht vorlängst schon, daß seit ich geboren ward, mir die Natur den Tod zuerkannt hatte? Ja, wofern ich vor meiner Zeit stürbe, so möchten sich freilich meine Freunde und ich mich darüber härmen. Da ich aber jetzt bei bevorstehender Beschwerde das Leben verlasse, so solltet Ihr, dünkt mich, wohlgemut sein, als bei einem Glücke, das mir widerfährt.“

Sokrates war ein Revolutionär gegen den griechischen Geist der Schönheit, und doch das reale Bild der griechischen Kultur, wie sie durch das Denken geworden war, nämlich die harmonische Veredelung aller geistigen Kräfte. Er war schuldig vor dem orthodoxen Griechentume mit dem die Demokratie zu ihrer Stütze Hand in Hand zu gehen heuchelte. Aber ob des innerlichen sittlichen Prinzips, wegen dessen er verdammt ward, steht er in der Geschichte ewig als eine der Angeln da, um die das Bewußtsein der Welt sich dreht.

ββ) Isokrates.*[1]

*Die Sophisten einer-, Sokrates andererseits erzogen Schüler, welche die Lehren ihrer Meister fortbildeten und durch systematischen

[1] *J. G. Pfund, de Isocratis vita et scriptis Progr. des Joachimsthal'schen Gymnasiums, Berlin, 1833. W. Oncken, Isokrates in Athen, Heidelberg, 1862. Sanneg, de schola Isocratea, diss., Halle, 1867. J. Zycha, Bemerkungen zu den Anspielungen und Beziehungen in der XIII. und X. Rede des Isokrates, Progr., Wien, 1880.*

Unterricht weiter verbreiteten Die Schüler des Gorgias und Protagoras, die man als Rhetoren bezeichnen kann, suchten dadurch sich zahlreiche Hörer zu verschaffen, daß sie diesen in Aussicht stellten, sie ohne Rücksicht auf Talent und Übung nur durch eine theoretische Unterweisung auf leichte Weise zu gewandten Rednern heranzubilden. Zu diesem Zwecke ließen sie dieselben rhetorisch ausgeführte Abhandlungen und ganze Reden mechanisch dem Gedächtnisse einprägen. Auch ein Schüler des Sokrates, Antisthenes, der bald nach des Sokrates Tode eine Schule der Philosophie in Athen eröffnete, entwürdigte die Lehre seines Meisters, indem er durch übertriebene Versprechungen Schüler zu födern suchte. Er versprach sie Wahrheit und Weisheit, Tugend und Glückseligkeit zu lehren; besaß aber ein Wissen, in dem ihn bald ein Laie überragte, und zeigte durch sein Betragen, daß er weder Tugend noch Gerechtigkeit hochhalte.*

Gegenüber diesen einseitigen Richtungen der rhetorischen und philosophischen Unterweisung trat Isokrates (435—338 v. Chr.) als Vermittler und Reformator auf. Er war ein Schüler des Sokrates und erbte von diesem den philosophischen Ernst *und die richtige Kenntnis und hohe Wertschätzung der Tugend.* Zugleich aber genoß er den Unterricht der Sophisten, Gorgias und Prodikos, und des Rhetors Lysias, die ihn mit sophistischer Popularität und rhetorischer Darstellung begabt hatten.

*Als im peloponnesischen Kriege das Vermögen, welches er besaß, verloren ging, sah er sich gezwungen, sein Wissen zu verwerten. Er erwarb sich nach dem Vorbilde seines Lehrers Lysias dadurch Geld, daß er anderen Leuten Anklage- und Vertheidigungsschriften gegen Entlohnung verfaßte. Doch mißfiel ihm diese Thätigkeit, und er eröffnete um 390 eine Schule für junge Männer, welche sich für das öffentliche Leben vorbilden wollten. Das Programm, das er aus dieser Veranlassung veröffentlichte, ist uns in der XIII. Rede (Gegen die Sophisten) erhalten. Darin fordert er für die Ausbildung zum Redner nicht bloße Übung, sondern auch natürliche Anlagen und verspricht nicht bloß gründlich die Theorie vorzutragen, sondern auch durch sein eigenes Beispiel die Zuhörer zur Nacheiferung anzuregen. Weil er aber weder eine starke Stimme, noch die erforderliche Sicherheit besaß, um als Redner öffentlich aufzutreten, so arbeitete er Reden aus, die er nicht bloß als Muster seinen Schülern vorführte, sondern auch als Flugschriften verbreitete, um durch dieselben für die politisch-conservative Richtung, der er angehörte,

Propaganda zu machen. Seine edle Gesinnung und die Formvollendung seiner Schriften verschafften ihm großen Anhang. Viele Schüler strömten ihm zu und hörten seine Vorträge, die er in der Nähe des Lykeions hielt. Auch Demosthenes, der zwar nicht sein Schüler war, suchte sich doch heimlich die rethorischen Vorträge des Isokrates zu verschaffen, um sich nach ihnen zu bilden. Wie groß sein Ansehen war, zeigt der Umstand;* daß er für eine Rede, die er Nikokles, dem Könige von Cypern zueignete, von demselben 20 Talente (94 305 Mark) und für die Ausarbeitung eines Schreibens an die Athener 1 Talent (4715 Mark) als Geschenk empfing. In seiner Schule lehrte er die ganze Rhetorik für 10 Minen (786 Mark), den gewöhnlichen Preis für den Unterricht eines Schülers zu seiner Zeit. Er suchte die Gegensätze, die damals in Athen herrschten, und die auf der einen Seite von den Sophisten, auf der andern von den Sokratikern repräsentirt wurden, zu vermitteln und auszugleichen. Dazu begnügte er sich nicht mit den eigenen Deklamationen und einer praktisch abgefaßten Rhetorik; er entzündete zugleich unter seinen Schülern einen regen Wetteifer mittelst monatlicher Preise und zweckmäßiger Lobsprüche, sowie dadurch, daß er ihre Studien auf ihren Kräften entsprechende Objekte, besonders auf historische Arbeiten lenkte. Sein Bestreben hatte die Tendenz, durch einleuchtende Gründe die Gemüther für das Gute zu gewinnen und gegen das Böse zu stimmen, und demnach nicht nur einflußreiche Redner, sondern auch sittlich brave Männer und nützliche Bürger zu bilden. Er empfahl das Streben nach Bildung als einem höchst wichtigem Gute. Mit dem Körper soll man arbeitsliebend, mit dem Geiste weisheitsliebend sein, damit man mit dem einen das, was gut dünkt, vollenden kann, mit dem anderen das Nützlichste vorauszusehen verstehe. Weisheit allein ist ein unsterbliches Besitztum. Wer gern lernt, wird auch viel lernen. Dieses Lernen soll aber nur im Aneignen von nützlichen Dingen bestehen, denn es ist besser, in solchen einige mäßige Einsicht zu haben, als unnütze Dinge aus dem Grunde zu verstehen. „Nenne nicht die weise, welche sich über kleine Dinge mit großer Gewandtheit streiten können, sondern die, welche über das Wichtigste gut zu reden vermögen; nicht die, welche anderen Glück verheißen, selbst aber immer in Ungewißheit und Verlegenheit gerathen, sondern diejenigen, die ohne viele Worte von sich zu machen, sich in die Verhältnisse der Menschen schicken können und nicht durch Veränderungen im Leben außer Fassung gebracht werden, sondern Glück und Unglück schön

und mäßig zu ertragen wissen." Zu solcher Weisheit aber kann nur der gelangen, der gute Lehren eingesogen hat, denn wie der Körper durch angemessene Arbeit, so wird der Geist durch gute Unterweisung gekräftigt und gestärkt. Edle Nachahmung um würdiger Vorfahren würdig zu leben, ist darum vor allen Dingen nötig zur Weisheit. Darum soll die Jugend in die Schicksale und Denkweise der Vorwelt eingeweiht und in der Lektüre der heimischen Schriftsteller und Dichter unterwiesen werden. Sie soll das Beste von den Dichtern auswendig lernen und auch die Werke anderer, selbst der Sophisten, wenn sie etwas Nützliches gesagt haben, lesen. Wie die Biene aus allen Pflanzen das Beste zieht, so darf der, welcher nach Bildung strebt, nichts unbeachtet lassen, sondern er muß überall einen Schatz von nützlichen Kenntnissen zu sammeln suchen. — Isokrates verlangt von der Pädagogik, daß sie so viel als möglich die sinkende Zucht der Gegenwart durch Hinweis auf die Vergangenheit aufrichte, den Freiheitstaumel mäßige und zum Patriotismus wie zur Einfalt der Vorzeit ermuntere. Wenn schon diejenigen, sagt er, „welche Freunden helfend zur Seite stehen, Treffliches thun: so stehen noch weit höher und nützen weit mehr, die, welche den Jünglingen nicht gerade Redefertigkeit und Beredtsamkeit beibringen und einschärfen, sondern das natürliche Gefühl der Sittlichkeit zu läutern und die Bildung des Charakters zu fördern suchen."

δδ) Platon.[1]

Die Persönlichkeit des Sokrates hatte so mächtig auf alle, die in ihre Brennweite traten, gewirkt, daß sie nach dem Tode desselben

---

[1]) G. A. Blume, de Platonis liberorum educandorum disciplina. diss. inaug. Halle 18?8. Ad. Barth. Kayßler, Fragmente aus Platons und Goethes Pädagogik. Breslau, 1821. Alex Kapp, Platons Erziehungslehre. Minden, 18?3. E. Snethlage, Das ethische Princip der platonischen Erziehung. Berlin 1839. W. Baumgarten-Crusius, disciplina juvenilis Platonica cum nostra comparata. Progr. Meißen, 1836. Brandis, Geschichte und System des Platonismus. Heidelberg, 1838. —* Bomback, Entwickelung der platonischen Erziehungslehre. Pr. Rottweil, 1859. A. Drygas, Platonische Erziehungstheorie nach seinen Schriften dargestellt. Schneidemühl, 1880. Ritter, Analyse und Kritik der von Plato in seinen Schriften vom Staate aufgestellten Erziehungslehre. Progr. Deutz. 1881. C. Huit, Platon à l'Academie, fondation de la première école de philosophie en Grèce. Paris 1882.* — K. Fr. Hermann, Geschichte und System der platonischen Philosophie. I. Thl. Heidelberg, 1839. *G. P. Weygoldt, Die platonische Philosophie nach ihrem Wesen und ihrem Schicksale, für Höhergebildete aller Stände dargestellt. Leipzig 1885.*

der urbildliche Typus ward, in dem die verschiedensten Individualitäten mit den mannigfaltigsten Richtungen ihren Mittelpunkt fanden. Daß ein allgemeiner, in sich selbst wahrer Zweck den Menschen bestimmen müsse, das war der sokratische Grundgedanke, von dem alle sokratischen Schüler ausgingen. Worin aber dieser Zweck bestehe, darauf gab allein das Leben des Sokrates die Antwort, und die Frage ward deshalb jetzt nach der individuellen Auffassung dieses Lebens individuell beantwortet. Antisthenes — der Stifter der Kyniker[1]) — faßte mit Sokrates die Tugend als letzten Endzweck des Menschen auf und definirte diese Tugend als Einsicht, also als lehrbar. Aber das Tugendideal, wie es ihm von der Person des Sokrates vorschwebte, bestand ihm nur in der Bedürfnißlosigkeit. Die Tugend war allein auf die Vermeidung des Bösen gerichtet und bedurfte deshalb nicht dialektischer Beweisführung, sondern nur sokratischer Stärke. Der Weise ist sich selbst genug, von Allem unabhängig[2]) gleichgültig gegen Reichtum, Ehre und Genuß, gegen Ehe, Familie und staatliches Gemeinleben. Die Tugend fordert demnach keinen besonderen Unterricht, ja Lesen und Schreibenlernen ist insofern und deshalb verwerflich, weil es kein wesentliches Bedürfnis ist; Geometrie und Musik sind zu verachten, weil nicht durch Gesänge und Töne, sondern nur durch gute Grundsätze Staaten und Häuser wohl verwaltet werden. Auf Abhärtung des Körpers hingegen ist zu sehen, und darum ist kaltes Baden, Wassertrinken, Schlafen auf der bloßen Erde ꝛc. zu fordern. Das Extrem dieser Forderungen stellt der rasende Sokrates Diogenes[3]) auf, der mit ungeschornem Barte, einen Quersack auf der Schulter, barfuß, in der Tonne bellte: „Göttlich ist's, nichts zu bedürfen." — Aristipp und die Kyrenaiker haben von der Tugend und Glückseligkeit, welche Sokrates zum Princip erhoben hatte, die Lust allein als höchsten Lebenszweck erfaßt,[4]) und zwar die einzelne, gegenwärtige, körperliche Lustempfindung, zu deren Erreichung und Bewahrung jedoch Geistesbildung, Einsicht, Selbstbeherrschung und Mäßigung gefordert werden. Die Erziehung soll nach Aristipp den

---

[1]) *So genannt, weil er im Kynosarges lehrte.*

[2]) *Anthistenes scheint der Begründer des Weltbürgertums, des Kosmopolitismus, zu sein, vgl. ob. p. 635*

[3]) *Nach Diog. v. Laerte VI. 30 f. u. 74 f. war er Erzieher bei den Söhnen des Xeniades von Korinth und wußte durch eine naturgemäße Erziehung sich die Liebe und Achtung seiner Zöglinge und ihres Vaters zu erwerben.*

[4]) *Sie heißen darum auch Hedoniker.*

Menschen frei und fähig zu jedem Genusse machen, da ohne Bildung der Mensch ein Sklave ist. Erziehung und Unterricht sind das einzige Mittel, das Leben zu genießen. Darum erschien den Kyrenaikern nur die Ethik von Wert, weil es allein nützlich ist, zu untersuchen, was im Hause gut und böse ist. Auf die Frage: „Was schöne Kinder lernen müssen?" antwortete er; „Dasjenige, was sie brauchen können, wenn sie Männer geworden sind!" — Euklides[1]) (— der Stifter der Megariker —) endlich nimmt die Ethik in den Dienst der Dialektik und stellte das Gute als das Eine, Sichselbstgleiche, als das reine Sein, und das Nichtgute als das Nichtseiende auf. Um die Pädagogik hat er sich hinsichtlich der Methode, besonders um die Dialektik, die Kunst des Disputierens, der Sophismen und der Trugschlüsse verdient gemacht. Jedoch wurden die Trug- und Fangschlüsse der Megariker sehr bald nur Wort- und Witzspiele, wie sie auch, immer mehr nur die formal logische Argumentationsweise ausbildend, den sittlichen Gedanken des Sokrates zuletzt gänzlich verloren.

Die Kyniker, Kyrenaiker und Megariker hatten, gleich einseitig, nur Eine Seite aus dem Wesen ihres großen Meisters herausgenommen und waren, diese consequent ausbildend, in einer Sackgasse angekommen. Einen in der Weltgeschichte auftretenden Genius vermögen nicht gemeine Naturen, und wenn sie noch so talentvoll mit Mühe und Arbeit aus dem Ganzen herausarbeiten möchten, — ihn vermag nur wiederum ein Genius in seiner ganzen Fülle zu erfassen und darzustellen. **Platon** heißt dieser Genius, der den ganzen Sokrates in sich aufgenommen, und von dessen Idee des Wissens ausgehend, die beim Meister wie bei den vorhergehenden Philosophen zerstreuten Strahlen der Wahrheit in einen Brennpunkt gesammelt, die Philosophie zum System ausgebildet hat. Er ist der objektiv gewordene Sokrates in schönster Form, der Poet in der Philosophie, der ästhetische Philosoph, der philosophische Apollon, die schönste Geistesblüte Griechenlands, in der die Sinnlichkeit sich zur Idee aufhebt und das Ideal in die Sinnlichkeit steigt und sie verklärt. Jede Philosophie trägt die unverkennbaren Spuren der unmittelbar vor und neben ihr vorzugsweise betriebenen Studien an sich, und das Bleibende in jeder philosophischen Epoche ist der

[1]) *Euklid ist derjenige Schüler des Sokrates, der sich nicht scheute, in der Dämmerung zu seinem Lehrer zu eilen, als die Athener den Megarern das Betreten ihrer Stadt verboten hatten.*

Grundton der herrschenden Gedankenströmung, der in der Regel eine nationale Färbung hat. Die Griechen hielten vermöge ihre Organisation das richtige Verhältnis zwischen Inhalt und Form für das Wichtigste und Wünschenswerteste. Das Ebenmaß ist ihnen der Inbegriff der Wahrheit. Platon hat hierin das Höchste geleistet. Sein ganzes Dasein hatte, wie seine Rede, etwas Allgewaltiges, Bezauberndes, Göttliches. Haben doch — so erzählt sinnig die Sage, — als Platon's Ältern wegen seiner Geburt den Göttern dankten, während des Opfers Bienen in den Mund des schlafenden Kindes Honig eingetragen, — in den Mund, der nachher von der süßesten Wohlberedtheit überfloß. Und erschien doch Platon, kurz vorher ehe er, der von Natur geistig hochbegabte Jüngling, an der Hand seines Vaters vor Sokrates trat und sein Schüler zu werden begehrte, dem Sokrates im Traume als ein junger Schwan, der vom Altare des Eros in seinen Schooß flog, hier Federn bekam und dann unter entzückendem Gesange zum Himmel sich emporschwang.

Im 1. Jahre der 88. Olympiade am 7. Thargelion, also am 26. oder 27. Mai 427 v. Chr. ward Platon zu Athen, nach Einigen zu Aegina, geboren. Der Sohn des Ariston und der Periktione, aus altem und edlem Geschlecht und ursprünglich „Aristokles" geheißen, später aber wegen seiner breiten Stirn oder Brust (?) „Platon" genannt, – erhielt er im Mittelpunkte der griechischen Cultur und Industrie eine seiner Ahnen und Ältern würdige Erziehung und mit ihr zugleich dem entarteten demagogischen Treiben jener Zeit gegenüber einen aristokratischen Geist. In den Elementen wurde er vom Grammatiker Dionysios, der zu Athen eine Schule hatte, unterrichtet. In der Gymnastik war Ariston von Argos sein Lehrer, bei dem er sich so große körperliche Gewandtheit erwarb, daß er in den isthmischen und pythischen Kampfspielen um den Preis rang. In der Musik wurde er theoretisch und praktisch von Drakon einem Schüler des berühmten Damon und von Metellos (oder Magillos) aus Agrigent unterwiesen und früh schon zum hohen Ernst und zur majestätischen Würde der dorischen Weise hingezogen. Auch mit der Malerei beschäftigte er sich vielfach; in der Poesie aber dichtete er selbst zuerst epische Gedichte, dann Dithyramben und Oden und endlich Tragödien. Nachdem er jedoch in seinem 20. Lebensjahre Sokrates kennen gelernt hatte, entsagte er den poetischen Versuchen, um sich gänzlich dem Studium der Philosophie zu widmen. Bei Sokrates, in dem er die vollendete Darstellung eines Weisen erkannte, verlebte er 8 Jahre (408 oder 407 bis 399 v. Ch.) Nach

dem Tode des Sokrates begab er sich von Athen nach Megara in die philosophische Schule des Euklid, um von da aus Kyrene, Ägypten *und wahrscheinlich auch Klein-Asien zu bereisen. Von da kehrte er nach Athen zurück. Später, als er das 40. Jahr erreicht hatte, reiste er nach* Großgriechenland, um mit der pythagoräischen Schule bekannt zu werden, durch die er an wissenschaftlichen Anregungen, wie an praktischem Sinn und an Interesse für's Leben gewann. *Darnach hielt er sich einige Zeit in Sicilien auf, wo er mit Dion, dem Schwager des Tyrannen Dionysios I. von Syrakus einen Freundschaftsbund schloß. Doch erregte er durch seine Offenheit das Mißfallen des Herrschers und wurde von diesem gefangen genommen und als Sklave verkauft. Aus der Sklaverei befreit,* kehrte er nach Athen zurück und sammelte *(387 oder 386 v. Ch.)* in der Akademie[1]) einen Kreis von Schülern, die mit innigster Liebe (— selbst Frauen in Männertracht waren unter den Schülern —) an ihm hingen und die er bis zum 81. Jahre, zurückgezogen von dem Treiben der öffentlichen Welt, unterrichtete: ein stilles Philosophenleben, dessen Ruhe nur zwei Mal *zuerst nach dem Tode des älteren Dionysios 367 v. Ch.* durch den Aufenthalt am syrakusanischen Hofe unterbrochen ward, wo *mit Hilfe Dions* sein moralisches und staatliches Ideal verwirklicht und durch philosophische Erziehung des neuen Herrschers, *Dionysios II., des Jüngeren,* Philosophie und Herrschertum in einer Hand vereinigt werden sollten. *Das andere Mal (361 v. Chr.) wollte er Dionysios, der sich mit Dion entzweit hatte, mit diesem versöhnen, was ihm jedoch nicht gelang*. Mit Schreiben beschäftigt, nach anderen bei einem Hochzeitsmahle ward er 348 v. Chr. vom Tode wie von einem sanften Schlafe berührt und, nicht weit von der Akademie, im Kerameikos, bestattet.

*Unter den platonischen Werken ist der **Phaidros** insofern wichtig, als mit demselben Platon seine Lehrthätigkeit eröffnete. Wir finden deshalb in diesem Dialoge eine Polemik gegen die Lehrer der Beredsamkeit, insbesondere gegen Lysias, und ein Programm für die platonische Lehrthätigkeit. Bald nach dem Phaidros dürfte das Symposion verfaßt sein. Dieses verdient nicht nur wegen

[1]) *Er erwarb einen Garten im Akademiebezirke, der mit Bäumen geschmückt war und eine herrliche Aussicht auf die Stadt bot, und errichtete daselbst ein Heiligtum der Musen, welches der Mittelpunkt der philosophischen Schule wurde, die sich um ihn bildete. Hier unterredete er sich in ungezwungener Weise auf und abwandelnd mit seinen Schülern über die verschiedensten Themen, hielt aber auch zusammenhängende Vorträge, was von Sokrates nicht bekannt ist.*

der wundervollen Composition, sondern auch deshalb hervorgehoben zu werden, weil es eine neue Gattung der Literatur begründete, welche in einer Form des literarischen Verkehrs wurzelte, die sich gerade in der platonischen Schule entwickelte und fortan in den philosophischen Schulen ihren Platz behauptete. Um das Heiligtum der Musen, das Platon in seinem Garten errichtete, als religiösen Mittelpunkt bildete sich ein aus Schülern dieses Meisters bestehender Verein (θίασος) der gesellige Zusammenkünfte veranstaltete, in welchen beim heitern Male philosophische Themen in ungezwungener Weise aber doch mit Einhaltung einer bestimmten Ordnung (Comment) behandelt wurden. Die Hauptquellen für die platonische Pädagogik sind der Staat (πολιτεία) und die Gesetze (νόμοι). Sie gehören zu den späteren Werken des Philosophen. Namentlich beweist der Mangel an Einheit und die häufig von dem Thema abschweifende Breite „der Gesetze", daß dieselben aus dem Greisenalter des Verfassers stammen. In dem Staate konstruiert Platon, nachdem der Begriff der Gerechtigkeit (τὸ δίκαιον) festgestellt worden, war, ohne Rücksicht auf bestehende Verhältnisse einen Idealstaat, bei dessen Zeichnung ihm unwillkürlich das Bestreben, den wirren politischen Zuständen seiner Vaterstadt entgegenzutreten, mancherlei Züge aus der dorischen und altathenischen Verfassung an die Hand gab. Von der Unausführbarkeit dieses seines Musterstaates überzeugt, schritt er dann in den Gesetzen zur Darstellung eines Staates, der, auf concreten Verhältnissen beruhend, das auf diesem Gebiete Erreichbare zum Ausdruck bringen sollte. Die reale Basis, auf welcher Platons Theorien in den Gesetzen aufgebaut sind, bekundet sich in der Betrachtung der geschichtlichen Entwickelung der verschiedenen Staatsformen, die er mit der Sintfluth beginnt, und in der Berücksichtigung der athenischen Verfassung und Verwaltung, an die sich seine Vorschläge anschließen. Sowohl die politischen als auch die pädagogischen Theorien Platons hängen aufs Innigste mit seiner Philosophie zusammen*.

Die Grundlage aller Philosophie ist ihm die Dialektik oder Logik, welche das Wissen von dem ist, was verknüpft *und was nicht verknüpft* werden kann, und von dem, wie geteilt oder zusammengesetzt werden kann. Zum Wissen, zur Erkenntnis giebt es eine doppelte Quelle: Empfindung mit Vorstellung, und vernünftiges Denken. Die Empfindung bezieht sich auf das, was im beständigen Werden ist, auf das rein Augenblickliche: sie ist also eine Quelle trüber, ungewisser Erkenntnis. Das Denken bezieht sich auf das Beharrliche,

welches weder wird, noch vergeht: es erblickt die Dinge in ihrem ewigen Wesen, es schaut die Ideen. Die Ideen sind das Gemeinsame im Mannigfaltigen, das Allgemeine im Einzelnen, das Eine im Vielen, das Beharrende im Wechselnden. In subjektiver Beziehung sind sie die aus der Erfahrung nicht abzuleitenden, an sich gewissen Prinzipien des Wissens; in objektiver die unveränderlichen Prinzipien des Seins und der Erscheinungswelt. Eine Idee ist überall, wo ein allgemeiner Art- und Gattungsbegriff stattfindet: jede Klasse des Seienden hat eine Idee; die Idee des Tisches, der Stärke, der Gesundheit u. s. w. Alle Dinge sind Abbilder und Abschattungen von den Ideen, den Urbildern. Unter sich bilden die Ideen einen gegliederten Organismus, in welchem jede niedrigere Idee die Voraussetzung und Grundlage der jedesmal höheren, und die Mittelpunktsidee die Idee des Guten ist. Wie die Sonne Ursache des Gesichts ist und Ursache nicht nur, daß die Dinge im Lichte gesehen werden, sondern auch, daß sie wachsen und werden: so ist das Gute von solcher Kraft und Schönheit, daß es nicht nur für die Seele Ursache wird der Wissenschaft, sondern auch Wahrheit und Wesen allem gewährt, was Gegenstand der Wissenschaft ist; — und wie die Sonne nicht selbst das Gesicht und das Gesehene ist, sondern über diesen steht, so ist auch das Gute nicht die Wissenschaft und die Wahrheit, sondern es ist über beiden, und beide sind nicht das Gute, sondern nur gutartig. Gott ist dem Platon das absolute Gute, die Quelle alles Guten und die Quelle der Ideen, welche allen lebendigen Einzelwesen zu Grunde liegen, ihre Urbilder und die letzten Triebkräfte ihrer Entfaltung sind. Die Welt ist ein sichtbares Lebewesen, ein einziges, alle Lebewesen in sich schließendes, die mit ihm in natürlicher Verbindung stehen.

Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Weil die Seele mit dem Leibe verbunden ist, ist sie dem Vergänglichen zugewandt; sofern sie aber der Erkenntnis des Ewigen oder der Vernunft teilhaftig ist, lebt etwas Göttliches, die Vernunft, in ihr. Die Seele enthält also Göttliches und Sterbliches, die Vernunft *(τὸ λογιστικόν), deren Sitz der kugelförmige Kopf ist,* und die Begierde *(τὸ ἐπιθυμητικόν), welche ihren Sitz im Unterleibe hat,* beider vermittelndes Glied ist der Muth *(τὸ θυμοειδές),* welcher der Vernunft gegen die Begehrung Hülfe leistet, aber, wenn es die Vernunft verlangt, auch die Begehrung unterstützt; *ihm weist Platon die Brust als Sitz zu.* Das Wesen und der Begriff der unsterblichen Seele ist Selbstbewegung; darum hat auch alles das, was Seele ist, das Unbeseelte

in seiner Obhut und durchdringt den ganzen Himmel, bald in dieser bald in jener Gestalt sich zeigend. Damit in der Welt außer der Weltseele noch andere Gott ähnliche Wesen leben möchten, schuf Gott die Seelen, welche er mit Ideen befruchtete. Er wies ihnen ursprünglich ihren Aufenthalt in den Gestirnen an, wo sie als selige Geister lebten. Zur Strafe wurden einige auf diese Erde und in menschliche Körper verwiesen, woraus die doppelsinnige Natur des Menschen entstand, der seinem Geiste nach durch den Tod wieder in jenen seligen Zustand zurückkehrt, wenn er der Tugend gelebt hat, im entgegengesetzten Falle aber tiefer in die thierische Natur versinkt und in derselben untergeht. Denn die vollkommene Seele wird emporgetragen und waltet durch die ganze Welt; die unvollkommene aber bewegt sich umher, bis sie auf etwas Starres trifft, wo sie wohnt, einen erdigen Leib annehmend, der nun durch ihre Kraft sich selbst zu bewegen scheint, und dieses Ganze in der Zusammenfügung von Seele und Körper wird ein sterbliches lebendes Wesen genannt, weil es das Bewegtwerden von Innen und aus sich selbst hat. Es gleicht der Mensch einem beflügelten Gespann mit Einem Führer. Das eine Roß ist von Natur edel, von Farbe weiß und schön von Gestalt; das andere schlecht, schwarz und häßlich. Nun kommt es darauf an, welchem der beiden Rosse der Führer (der menschliche Wille) den Vorzug gibt, und hiernach zeigt sich die menschliche Seele gut oder schlecht, je nachdem sie der Vernunft oder der Sinnlichkeit dient. Droben durchzog sie den Himmel, und was sie dort geschaut, das ist hinieden ihre Liebe. Daher die göttliche Begeisterung. Wenn nämlich die Seele ein Ebenbild des Dortigen sieht, so wird sie entzückt, die Flügel gewinnen wieder Kraft und sie erinnert sich ihres ehemaligen Zustandes, in welchem sie nicht etwas Schönes und Gerechtes erblickte, sondern die Schönheit und Gerechtigkeit selbst. Durch Erinnerung an jenes Göttliche, was sie einst gesehen, gelangt der Mann hier zur Vollkommenheit. Er strebt dann der Idee des Guten nach. Da diese jedoch in ihrer reinen Wesenheit für die menschliche Vernunft unerreichbar und nur in ihren verschiedenen Erscheinungsweisen erkennbar ist, so können auch nur die verschiedenen Erscheinungsweisen des höchsten Gutes, welche nicht das Gute selbst, sondern nur das Gute im Werden darstellen, Wissenschaft, Wahrheit, Schönheit und Tugend, von dem Menschen erstrebt werden. Die Tugend ist der gesunde Zustand der Seele, welcher auf dem vollkommenen Einklange der drei Hauptvermögen der Seele, des Denkvermögens, des Muthes und Zornes, und des sinnlichen Begehrungs-

vermögens beruht. Sie ist Wissenschaft und darum lehrbar. Sie ist die Tugend der Vernunft als die Weisheit *(σοφία)*: die leitende und maßgebende Tugend ohne deren Wirksamkeit die Tapferkeit zum thierischen Triebe, die Mäßigkeit zum Stumpfsinn herabsinkt. Die Tugend des Muthes ist die Tapferkeit *(ἀνδρεία),* die Helferin der Vernunft, die sich im Kampfe gegen Lust und Unlust, gegen Begierde und Furcht bewährt. Die Tugend der Begehrungen, welche dieselben auf ihr richtiges Maß zurückführt, ist die Mäßigkeit *(σωφροσύνη).* Und die Tugend endlich, welche die Ordnerin der Seele und das Band und die Einheit aller anderen Tugenden ist, ist die Gerechtigkeit *(δικαιοσύνη).* Sie ist die Tugend aller Tugenden, und keine Handlung kann tugendhaft sein, wenn sie nicht gerecht ist.

Die Gerechtigkeit „in großen Buchstaben" ist der Staat. Der Staat ist, wie der einzelne Mensch, aber im Großen, ein sittliches Individuum, durch welches die Idee des Guten soweit als möglich im wirklichen Leben zur Erscheinung gebracht wird. Analog dem Seelenleben des Menschen finden sich deshalb auch in ihm die drei Elemente oder Handlungsweisen des Einzelnen: der Vernunft entsprechend der Stand der Herrscher, denen die Gesetzgebung zukommt; dem Muthe entsprechend der Stand der Wächter oder Krieger, deren Funktion die Verteidigung des Gemeinwesens nach Außen gegen Feinde ist; dem sinnlichen Begehren entsprechend der Stand der Handarbeiter, dem die Sorge für das Einzelne, das Bedürfnis, wie Ackerbau, Viehzucht, Häuserbau ꝛc. überwiesen ist. Aus der richtigen Verbindung dieser drei Stände und der durch sie repräsentirten Tugenden, der Weisheit, Tapferkeit und Mäßigkeit, geht die Gerechtigkeit des Staates hervor, nach der jedem Einzelnen die Glückseligkeit zu Theil wird, die er als Bestandteil des Staates beanspruchen kann. An den Staat als an das sittlich Allgemeine muß sich das Individuelle ausschließlich hingeben, — der Eigenwille und Eigenzweck im Gesammtwillen und Gesammtzweck untergehen. Es ist im Staate allen alles gemein, Freude und Leid, selbst Augen, Ohren und Hände, damit nicht jeder für sich und sein Eigenes, sondern Alle zusammmen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten sehen, hören und thun, und daß alle dasselbe, wie aus einem Munde, loben und tadeln, und sich über dasselbe auf dieselbe Weise freuen oder betrüben. In der Hand des Staates liegt deshalb Familienleben, Erziehung und Unterricht, die Wahl des Standes und Lebensberufes, alle Thätigkeiten, selbst Kunst

und Wissenschaft. Tüchtige Erziehung und tüchtigen Unterricht aufrecht erhalten, bildet gute Naturen, und wiederum tüchtige Naturen, von solcher Erziehung unterstützt, gedeihen vortrefflich. Die Erziehung der Bürger ist in den Staatsgesetzen begründet: wer von den Gesetzen abweicht, den züchtigt der Staat, und diese Züchtigung heißt, weil gleichsam die Strafe den Menschen wieder weise macht, eine Weisung.

Zuerst hat der Staat anzuordnen, daß *niemand einen eigenen Tempel in seinem Hause haben darf*, sondern seine Opfer in den öffentlichen Tempel bringen und daselbst seine Gebete verrichten muß, denn der den Gesetzen gemäße Glaube, daß Götter seien, bewirke, daß man weder mit Willen eine gottlose Handlung begeht, noch eine gesetzwidrige Rede vorbringt. Solches thun aber diejenigen, welche meinen, daß es entweder gar keine Götter gebe, oder daß sie sich gar nicht um die Menschen bekümmern, oder durch bloße Opfer und Gebete besänftigt und gewonnen werden können — Irrtümer, welche vor allen Dingen der Gesetzgeber vertilgen muß. Die Vergehungen in Worten und Werken gegen die Götter sollen bestraft werden, und wer gegen sie frevelt, soll hart dafür büßen; er lebe in unterirdischen Gefängnissen gefesselt, und kein Freier soll sich ihm nahen, aber wenn er stirbt, wird er außerhalb der Landesgrenzen begraben.

Die Vorsteher im Staate müssen sodann darauf sehen, daß *nichts in der Gymnastik und Musik gegen die bestehende Einrichtung geneuert werde*, denn eine Gesetzwidrigkeit, besonders in der Musik, fließt, nach und nach sich fortsetzend, allmählich ein in die Sitten und Gewohnheiten; aus diesen versteigt sie sich dann weiter in die wechselseitigen Geschäfte der Bürger, und von diesen Geschäften kommt sie hierauf in großem Übermute und großer Üppigkeit an die Gesetze und an die Verfassung, bis sie endlich alles, das öffentliche und das besondere Leben umgekehrt hat. Auf welche Weise einer von seiner Erziehung her anfängt, eben so folgt auch das andere, indem Ähnliches das Ähnliche hervorruft; und so gestaltet es sich am Ende zu einer Vollständigkeit und Ausgebildetheit, es sei im Guten oder im Gegenteil.

Ein wesentliches Staatserziehungsmittel ist die *Männerliebe*. Wir wüßten nichts namhaft zu machen, was für die Menschen von früher Jugend an ein größeres Gut wäre, als ein edler Liebhaber, und für die Liebhaber ein Liebling. Was einen Menschen, der ein schönes Leben führen will, immerdar leiten muß, das sind weder Verwandtschaften, noch Ehrenstellen, noch Reichtum, — es ist die

Liebe, die nichts anderes als die Scham vor dem Schändlichen und das Streben nach dem Schönen ist. Liebhaber aber und Liebling müssen sich vereinen, jeder seinem Grundsatze nachlebend, der eine: was für Dienste er immer dem Lieblinge, der sich ihm ergeben, erweise, daran handle er recht; und der andere: es sei recht, demjenigen, der ihn weise und gut mache, alles Mögliche zu Liebe zu thun. Der Erstere muß im Stande sein, Wachstum in Einsicht und jeder Trefflichkeit zu befördern; der Letztere das Bedürfnis fühlen, von jenem an Bildung und Weisheit zu gewinnen. Das ist der Eros der himmlischen Göttin; er selbst ist himmlisch, von hohem Werte für den Staat und die Einzelnen, indem er den Liebenden wie den Geliebten anhält, viele Sorgfalt auf sich selber zu verwenden, um tugendhaft zu werden. — Um aber zu verhüten, daß sich junge Leute des männlichen und weiblichen Geschlechts ihrem eigenen Geschlecht als Weibmänner oder Mannweiber hingeben, muß die Volksstimme geheiligt werden, daß Sklaven und Freie, Kinder und Weiber, daß die ganze Stadt über diesen Punkt die gleiche Sprache führt. Dann wird dem Gesetze Kraft und Leben verschafft, welches gebietet, daß der zweckmäßige Beischlaf um des Kinderzeugens willen geschieht und hiermit Männern verbietet, Männern beizuwohnen, sowie untersagt, die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes vorsätzlich zu vereiteln und auf Stein und Felsen zu säen, wo nichts Wurzel fassen, nichts aufkeimen kann.

Der Gesetzgeber muß ferner seine Bürger in der Ertragung des Schmerzes wie der Vergnügungen erziehen. Da die Erziehung, die in der zweckmäßigen Ordnung der Empfindungen des Vergnügens und Schmerzes besteht, im Verlauf des Lebens sehr häufig in Unordnung gerät und verdorben wird; so haben uns die Götter aus Mitleid für das menschliche Geschlecht, das zur Arbeit erschaffen ist, zur Erholung von unseren Arbeiten *in den Festen*, die wir ihnen zu Ehren feiern, gewisse Zeiten der Ruhe bestimmt; insbesondere aber hat die Jugend, weil die Seelen derselben noch keinen völligen Ernst ertragen können, Spiele und Gesänge erhalten, um durch deren Zauberkraft zur Tugend geführt zu werden, gleichwie den Kranken und Schwächlichen in angenehmen Speisen und Getränken die ihnen heilsame Arznei beigebracht wird. Darum sind auch die *Trinkgelage*, wenn sie so geleitet werden, wie es die Gesetze der Ordnung fordern (vgl. p. 642) nicht zu verdammen. Sie haben vielmehr auf die Eziehung der Jugend großen Einfluß und sind eine Schule der Mäßigung. Vorzüglich sind sie Erprober der

Gemüter, indem beim Spiele eines Freudenmahles die Scham. überhaupt die Art und Beschaffenheit des menschlichen Gemütes in seinen Höhen und Tiefen, sowie die verschiedenen Weisen, nach denen die Besserung versucht werden kann, erkannt werden. Es ist eines jeden Pflicht, sich immer ohne Falsch, aufrichtig und wahrhaftig zu beweisen, und darauf zu sehen, daß er von keinem Anderen durch List und Falschheit hintergangen wird. Zugleich lernen die Einzelnen beim Trinkgelage einander kennen. In dieser Absicht müssen die Bürger überhaupt öfter zusammenkommen, und es seien deshalb die Haine und Tempel auch zur bestimmten Zeit die Versammlungsplätze der Bürger, sowie die gemeinschaftlichen Opferfeste zu freundschaftlicher Unterhaltung und gegenseitiger Bekanntschaft benutzt werden sollen. Wenn die Bürger in Absicht ihres Charakters sich nicht einander beleuchten, wenn jeder gegen jeden im Finstern ist und bleibt, so kann man weder nach Verdienst ehren und jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen, noch in Verteilung der obrigkeitlichen Ämter auf diejenigen sehen, die ihrer am würdigsten sind. Die rechte Menschenkunde verhindert endlich allein auch, daß wir Menschenfeinde werden, denn sie lehrt, daß es der sehr guten wie der sehr schlechten Menschen nur wenige giebt, der mittelmäßigen aber am meisten, ohne welche Erfahrung man leicht einem Menschen zu sehr vertraut und einen für durchaus wahr, gesund und zuverlässig hält, bald aber darauf denselben als schlecht und unzuverlässig erfindet und so getäuscht endlich alle haßt. Unter einander aber dürfen keine Schmähungen stattfinden, und so soll es auch keinem komischen, jambischen oder lyrischen Dichter erlaubt sein, sei es in Worten oder in Bildern, sei es aus Leidenschaft oder ohne Leidenschaft, einen Bürger lächerlich zu machen.

Die Staatserziehung muß endlich auch das Leben der Stände ordnen. Sie hat deshalb darauf zu sehen, daß die Sklaven gestraft werden, wenn sie es verdient haben, damit es bei ihnen nicht wie bei Freigebornen bei bloßen Ermahnungen bleibt, was sie übermütig machen würde. Auch soll man mit Sklaven nur im befehlenden Tone reden und auf keine Weise mit ihnen scherzen oder spielen, mögen es Weiber oder Männer sein. — Im Stande der Handwerker soll kein einheimischer Bürger sein. Denn ein solcher hat schon eine Kunst zu betreiben, welche vieler Übung und vieler Wissenschaft bedarf, nämlich gute Ordnung im Staate zu erhalten und zu befestigen, eine Kunst, die sich wahrhaftig nicht als ein Nebenwerk behandeln läßt. — Von den Kriegern darf keiner

irgend eigenes Vermögen besitzen, keiner eine solche Wohnung oder Vorratskammer haben, wohin nicht Jeder gehen könnte, der nur Lust hat. Gemeinsame Speisungen besuchend, sollen sie, wie im Felde stehende, zusammen leben. Und ihnen allein von Allen in der Stadt sei es verboten, mit Gold und Silber zu schaffen zu haben und es zu berühren oder auch unter demselben Dache damit zu sein, oder es an der Kleidung zu haben, oder daraus zu trinken. Ihre Frauen aber müssen, gleich ihnen selbst musikalisch und gymnastisch gebildet werden: die zur Verteidigung und Bewachung der Stadt geeigneten Weiber muß man auswählen, daß sie mit den Verteidigern zusammenwohnen und das Geschäft der Wache und der Verteidigung gemeinschaftlich mit ihnen besorgen. Hiermit hängt zusammen, daß all' diese Weiber all' diesen Männern gemein seien, keine irgend einem eigentümlich beiwohne, und so auch die Kinder gemein, so daß weder ein Vater sein Kind, noch auch ein Kind seinen Vater kenne. Die Gemeinschaft der Weiber und Kinder, sowie die Gemeinschaft alles Besitztums macht sie zu wahren Hütern und verursacht, daß sie den Staat nicht durch Absonderung der Einzelnen in besondere eigene Häuser und besonderes Besitztum zerreißen, sondern daß sie in allen diesen Rücksichten nur ein Streben, eine Lust und Unlust haben. Die Hüter unter einander aber stehen ganz nahe, weil der Einzelne in jedem, den er nur antrifft, entweder einen Bruder oder eine Schwester oder einen Vater oder eine Mutter oder deren Nachkommen oder Voreltern anzutreffen glaubt. Endlich aber wird kein Jüngerer einem Älteren Gewalt antun — aus Scham nicht, weil sie ihn zurückhält, sich an dem Erzeuger zu vergreifen; aus Furcht nicht, weil dem Leidenden die Anderen helfen würden, einige als Söhne, andere als Brüder. Und. wie? wird nicht Rechtsstreit und Klage unter ihnen ganz verschwunden sein, weil keiner außer seinem Leibe etwas Eigenes hat, alles Andere aber gemeinsam ist? — Unter den Wächtern des Staates haben die Philosophen zu gebieten. Die Philosophen sollen die Herrscher sein. Denn wenn die Philosophen nicht in den Staaten Herrscher oder die jetzt sogenannten Könige und Herrscher nicht in Wahrheit und genügend Philosophen sind, und wenn diese beiden Kräfte, die Staatsgewalt und die Philosophie nicht zusammenkommen, endlich wenn die meisten von denjenigen Naturen, welche jetzt getrennt einer von diesen beiden Kräften sich widmen, nicht notwendig davon abgehalten werden; so werden die Staaten nicht vom Übel befreit, ja auch nicht das Menschengeschlecht. Also müssen Herrscher des Staates

diejenigen sein, welche das ewig wahre Wesen der Dinge zu erkennen vermögen, und das sind die Philosophen, — denen entgegengesetzt, welche in den vielfachen, alle Gestalten annehmenden Dingen herumirren, keine klare Idee im Innern tragend, nach der sie, wie die Maler auf die wahrste Gestalt so genau als möglich hinblicken und darauf alles beziehen, so auch hier die Gesetze vom Schönen, Gerechten und Guten geben, bewahren und erhalten können. Jene dagegen werden wir zu Wächtern des Staates bestellen, welche reine Erkenntnisse vom Wesen aller Dinge besitzen, den Übrigen aber auch nicht in der Erfahrung, sowie in keiner anderen Tugend nachstehen.

So die Staatspädagogik Platon's. Ihre Grundlage ist das Urbild eines griechischen Staates und zwar wie es sich annähernd im Dorismus, besonders in Sparta, dargestellt hat. Im Angesicht der entarteten athenischen Demokratie neigte sich Platon von Jugend auf mehr dem Dorismus und der Aristokratie, als der Demokratie und besonders der Praxis des athenischen Staatslebens zu, und deshalb fand er bei Darstellung des griechischen Idealstaates für sich die Grundlinien in Sparta vorgezeichnet. Der platonische Staat ist also nichts, als das in die Idee erhobene griechische Staatsleben, und die Institutionen desselben sind nichts, als die mit unerbitterlicher Strenge gezogenen Konsequenzen des Griechentums. Die Grundlage dieses Staates ist die Nichtigkeit der Individualität vor dem Staatsganzen: die Vorsorge für den Staat läßt Platon keine Rücksicht auf den Menschen an sich und auf dessen sittliche Freiheit nehmen. Nach der im Altertum allgemein verbreiteten Ansicht von der ursprünglichen leiblichen und geistigen Verschiedenheit sondert auch Platon die Menschen in seinem Staate, ohne daß er einen wirklichen Kastenunterschied verlangt: alle Menschen — von diesem Gedanken geht er aus — sind zwar Brüder, der bildende Gott aber hat denen, welche geschickt sind zu herrschen, bei ihrer Geburt Gold beigemischt, ihren Gehülfen, den Wächtern, Silber, Eisen aber und Erz den Ackerbauern und übrigen Bürgern, so jedoch, daß, wenn auch die Kinder gewöhnlich den Eltern ähnlich sind, doch aus Gold ein silberner Sprößling 2c. erzeugt werden kann, und die Herrscher darum auf nichts so, als auf das jüngere Geschlecht ihr Augenmerk richten müssen, um, wenn einer von ihren eigenen Nachkommen ehern oder eisenhaltig wäre, ihn ohne Mitleid, gemäß seiner Natur, unter die Arbeiter und Ackerbauer zu versetzen. Wegen dieser Verschiedenheit schließt Platon die Sklaven

und Handwerker von aller Bildung in seinem Staate aus. Er verlangt zwar für die Sklaven Gerechtigkeit und will, daß man sie gut nähre und halte, nicht bloß ihres, sondern des eigenen Vorteils willen, gesteht ihnen jedoch nicht einmal älterliche Rechte zu, denn ihre Kinder werden dem Herrn übergeben. Der Stand der Handwerker, der nach ihm aus Fremden besteht, ist dem platonischen Staate nur Mittel, jedoch ist er wegen des Nutzens, den er dem Staate bringt, hoher Achtung wert. Mit der Gütergemeinschaft, die er für die Krieger fordert, mußte er konsequent auch Weiber- und Kindergemeinschaft verlangen, und indem er dies thut, greift er in das innerste Heiligtum der individuellen Freiheit ein, führt jedoch auch hier nur die griechische Anschauung, nach welcher der Einzelne dem Staate gegenüber nichts gilt, konsequent durch. Im Widerwillen gegen die Ausschweifungen der attischen Demokratie zieht er das unbeschränkte Königtum allen andern Verfassungen vor, aber ein solches, an dessen Spitze ein vollkommner Herrscher, ein vollendeter Philosoph steht: das oft bespöttelte Ideal des Platon, welches er jedoch dadurch begründet, daß er von seinem Herrscher mit der philosophischen zugleich praktische Ausbildung fordert, und welches im Laufe der Weltgeschichte oft und da schon verwirklicht ward, wo ein Weiser auf dem Throne saß, oder ein großer Staatsmann die Geschicke der Völker nach den tiefsten Einsichten leitete. — Die notwendige Grundlage dieses Staates, der in Wahrheit nur eine große Erziehungsanstalt ist, ist **Erziehung** und **Unterricht**, die jedoch stets in Beziehung auf den Staat und sein Interesse betrachtet werden. Auch hier folgt Platon gänzlich der griechischen, vorzüglich der dorischen Anschauung und zieht nur die Konsequenz aus derselben. Dem Dorismus entsprechend, verlangt er nicht besondere Bildung der Lehrer und Erzieher, denn diese werden aus den besten Bürgern genommen, denen an sich schon die Beaufsichtigung und Unterweisung der Jugend zukommt, — setzt er die Symposien als pädagogische Institute ein. — will er zum Wohle des Staates die öffentliche Geselligkeit gefördert wissen, — sucht er überhaupt nicht die Einzelnen, noch einen Stand, sondern den Staat glücklich zu machen. Als echter Hellene endlich sieht er in der Männerliebe ein Mittel für die Volkserziehung und die Erfüllung eines tief im Griechentum liegenden Bedürfnisses: die höhere eheliche Liebe in Griechenland von der Männerliebe vertreten, welche in und vor der Öffentlichkeit die Seele des Griechen in Bewegung setzt. — Platon entwickelt ganz im griechischen Geiste und zwar wesentlich im Sinne des Dorismus seinen Staat wie die Erziehungsgesetze

in diesem Staate, so daß Schwarz Recht hat, wenn er sagt, daß in ihm der Geist des Pythagoras seine Flügel völlig entfaltete.

Die Konstruktion des platonischen Idealstaates bleibt nicht bei den allgemeinen Grundrissen stehen, sondern steigt auch in die einzelnen Gebiete der Erziehung ein und giebt die genauesten Anweisungen und Vorschriften über die beiden Bildungsmittel der höheren Stände, Gymnastik und Musik, über das Studium der Mathematik und Philosophie, über die Wahl der Saiteninstrumente und Versmaße, über die Leibesübungen und den Kriegsdienst des weiblichen Geschlechtes, über die Ehestiftung, über das Alter, in welchem ein jeder Dialektik studieren, heiraten und Kinder zeugen darf u. s. w.

Erziehung definiert Platon als die Leitung und Führung der Jugend zu der von dem Gesetze vorgeschriebenen und von den ältesten und trefflichsten Männern gutgeheißenen Lebensweise, die als solche in der Jugend Gesinnungen erzeugt, welche von ihr, wenn sie erwachsen ist, gebilligt werden können, indem sie einsicht, daß sie, noch ehe ihre Vernunft gebildet war, dasjenige zu hassen und zu lieben gewöhnt worden ist, was sie hassen und lieben soll. Die Erziehung ist das vornehmste von allen Geschäften. Denn obgleich der Mensch von Natur zahm ist, so wird er doch nur durch die Erziehung das beste aller Tiere, dasjenige, welches der Gottheit am nächsten kommt. Wächst er aber ohne Erziehung auf, oder bekommt er nur eine schlimme, so wird er das wildeste aller Tiere, welches die Erde hervorbringt. Bei Ausführung der Erziehungsidee treten jedoch fortwährend Hindernisse entgegen, welche in den Krankheiten der Seele, am Ende jedoch nur in der schlechten Beschaffenheit des Körpers (wodurch nicht allein die Krankheiten in körperlicher, sondern auch in geistiger Hinsicht erzeugt werden) ihren Grund haben. Der Körper nämlich bringt durch übermäßige Kraft sowohl den allzugroßen Hang nach sinnlichen Genüssen, als auch nach Schmerz und Traurigkeit hervor, und unterwirft so die Seele der Krankheit, die sich in zwei Arten zusammenfassen läßt: — in Bösartigkeit, d. i. ein Aufruhr oder eine unter dem von Natur Verwandten durch irgend ein Verderben entstandene Zwietracht, indem das Urteil mit den Begierden, das Gemüt mit den Lüsten, die Vernunft mit der Unlust und dies Alles unter sich in Zwist ist, — und in Unwissenheit, welche aus der Ungemessenheit entsteht. daß nämlich die nach Wahrheit strebende Seele die Einsicht, das vorgesteckte Ziel verfehlt. Zu diesen Krankheiten der Seele, die, im Körper wurzelnd, durch den-

selben fortgepflanzt werden, kommt der Einfluß schlechter Staatsverfassungen, schlechter Reden, die öffentlich und privatim vorgetragen werden, und außerdem noch ein Unterricht, der dem Übel nicht abhilft, so daß der Mensch unfreiwillig sich verschlimmert, abhängig von der Zeugung und einer schlechten Erziehung. Die Mittel, diesen Krankheiten des Körpers und der Seele zu begegnen, bestehen im allgemeinen — weil die Natur des Menschen Bewegung ist — in Bewegung für Seele und Leib, da sowohl der Zustand des letzteren durch Ruhe und Trägheit zerrüttet, durch Leibesübungen und Bewegungen hingegen möglichst lange erhalten wird, als auch die Seele in ihrem Zustande durch Lernen und Fleiß, welches gleichfalls Bewegungen sind, Kenntnisse sich aneignet, festhält und so besser wird, durch die Ruhe aber, d. h. durch Gedankenlosigkeit und Unlust zum Lernen nicht nur nichts lernt, sondern auch das, was sie gelernt hat, vergißt. Die Bewegungen des Körpers und der Seele sind jedoch als Heilmittel von der Ansicht aus vorzunehmen, daß weder das Wesen der Seele ohne das Wesen des Ganzen, noch das des Körpers ohne Berücksichtigung der Seele richtig begriffen werden könne, und daß beide, den Charakter der Gemäßheit annehmend, in ein ebenmäßiges Verhältniß zu einander treten müssen. Wenn der Geist kräftiger als der Leib ist und übermächtig wird, beständig mit wissenschaftlichen Untersuchungen oder mit öffentlichen und Privatbelehrungen und Streitigkeiten beschäftigt, so löst er endlich den Körper auf und macht ihn in seiner Gereiztheit krankhaften Zuständen geneigt; wenn hingegen ein großer und allzukräftiger Körper mit einem schwachen Geiste verbunden ist und die Bestrebungen seiner übermächtigen, der Nahrung ergebenen Natur die höheren der Denkvermögen unterdrücken, so wird der Geist ungelehrig, stumpf, vergeßlich und unterliegt er der größten Krankheit, der Unwissenheit. Darum muß die Erziehung Gymnastik auf der einen Seite und Musenkunst nebst aller Wissenschaft auf der anderen gleichmäßig und dann wieder jeden der beiden Unterrichtsgegenstände für sich selbst harmonisch bilden. Denn der Zweck der Gymnastik ist, daß alle Teile des Körpers, in Eintracht sich verhaltend, nach ihrer Verwandtschaft in Ordnung gesetzt werden und der Leib demnach Gesundheit genießt und stark und schön ist. Hinsichtlich der Seele ist zu sorgen, daß ihre drei Hauptvermögen unter einander verhältnismäßige und zwar dreifach verschiedene Bewegung haben, nach dem Gesetz, daß das Vermögen notwendig das schwächste wird, das ohne Thätigkeit seine eigentümlichen Bewegungen ruhen läßt, das stärkste

hingegen das, welches in Übung gehalten wird. Die drei Geistesvermögen erhalten aber ihre besondere Bestimmung und Thätigkeit, wenn das Begehrungsvermögen, nur nach dem Rechten und Erlaubten strebend, sich auf seiner niedrigen Stufe, nach welcher es auch seinen Sitz im unteren Teile des Leibes, zwischen dem Zwergfell und Nabel, erhielt, dem höchsten, der Vernunft, unterwirft, das eiferartige Vermögen aber mit seinem männlich-sittlichen Muthe und allen seinen Affekten bestrebt ist, die Begierden zu zügeln und der Vernunft Raum zu verschaffen, weswegen ihm auch seine Wohnung zwischen dem Kopfe, dem Sitze der Vernunft und der der Geistigkeit durch Wahrnehmung dienenden Sinne, und zwischen dem Zwergfell angewiesen ist. Vor allem aber muß das Vermögen, das in dem obersten Teile unseres Körpers wohnt und uns wegen seiner Verwandtschaft mit dem Himmel von der Erde wegzieht, das sich mit den Wissenschaften beschäftigt, göttliche Gedanken erweckt und uns an der Unsterblichkeit Teil nehmen läßt, vor den übrigen beachtet werden, wiewohl auch diese ihre Rechte haben. Geschieht dies, so entsteht im Menschen jene Haltung, welche Gerechtigkeit heißt, die der Inbegriff aller Tugenden und der Zweck aller geistigen Erziehung ist.

Die Erziehung beginnt vor der Geburt, denn schon beim ersten Keime und Ursprunge kann auf den Menschen eingewirkt werden. Darum muß vor Allem die Ehe auf die Liebe basirt sein. Alle Menschen nämlich sind sowohl hinsichtlich des Leibes als auch der Seele fruchtbar, und wenn sie zu einem gewissen Alter gelangt sind, so strebt unsere Natur zu erzeugen. Erzeugen aber kann sie in dem Häßlichen nicht, sondern nur in dem Schönen. Des Mannes und Weibes Gemeinschaft ist Erzeugung. Dies aber ist eine göttliche Sache, und dies ist eben in dem sterblichen Wesen das Unsterbliche, die Empfängnis und die Erzeugung. Eine anknüpfende und geburtshelfende Göttin dazu aber ist die Schönheit. Darum beeifert sich, wer von Zeugungsstoff und Lust erfüllt ist, so sehr um das Schöne, weil es ihn großer Wehen entledigt; denn die Liebe geht eigentlich nicht auf das Schöne, sondern auf die Erzeugung und Geburt im Schönen, weil die Erzeugung das Ewige und Unsterbliche ist, wie es im Sterblichen zu sein vermag. Die Liebe ist also auch das Streben nach Unsterblichkeit und durch sie wird die sterbliche Natur, ob sie gleich nicht stets dieselbe, wie die göttlichen Naturen, zu bleiben vermag, doch der Unsterblichkeit teilhaftig. Daher sollen sich bloß solche junge Leute verehelichen und Kinder zeugen, welche durch Liebe und passenden Charakter, sowie durch schickliches Alter und angemessene

Vermögensumstände zur ehelichen Verbindung Beruf haben. Damit sich die Jünglinge und Jungfrauen kennen lernen, müssen für sie Spiele des Vergnügens und Tänze, und zwar unter Aufsicht angeordnet werden, welche ihnen schicklichen Anlaß geben und sie ihres Alters wegen berechtigten, sich unverhüllt einander zu sehen und zu zeigen, soweit es Zucht und Ehrbarkeit erlaubt. Bei der Wahl aber suche der junge Mann, wenn er feurigen und heftigen Charakters ist, Schwiegersohn sanfter und mäßiger Ältern zu werden; dagegen Schwiegersohn rascher und feuriger Ältern, wenn er sich bewußt ist, zu sanft und zu bescheiden zu sein, so daß Ergänzung des beiderseitigen Charakters entsteht. Das muthige Element pflegt nämlich, im Falle es viele Geschlechter hindurch ohne Vermischung mit der besonnenen Natur von Neuem erzeugt wird, im Anfange zwar an Kraft sich hervorzuthun, schlägt am Ende jedoch ganz in Tollheiten aus, desgleichen wird die mit Scham ganz erfüllte Seele, insofern sie unvermischt mit männlicher Kühnheit viele Geschlechter hindurch erzeugt worden, schwächer werden, als Recht ist, und endlich ganz verkümmern. Die Säfte müssen sich in einem Staate ebenso mischen wie die Flüssigkeiten in einem Trinkbecher. — Was das Alter der sich Verehelichenden betrifft, so sind für den Mann die Jahre vom 30. bis 55., für das Weib vom 20. bis 40. die besten, weil beide gerade während dieser Lebensjahre körperlich und geistig am kräftigsten sich zur Zeugung verhalten. Außerdem wird für eine passende Ehe gefordert, daß der Mann bei seiner Wahl nicht auf Reichtum Rücksicht nehme, denn sollte der Reiche und Mächtige nur eine Frau aus einer reichen und mächtigen Familie heiraten wollen, so wäre das ja eben so viel, als die Armen nötigen, alt zu werden, ohne daß sie weder für sich eine Frau, noch für ihre Töchter Männer fänden, weil sie kein Geld hätten. Die Zahl der Verheiratungen wird vom Staate bestimmt, damit die Bevölkerung weder zu sehr steige, noch zu sehr falle; an festlichen Tagen werden die in die Urne geworfenen Namen so untereinander gemischt, daß die Verbindung der Besten mit den Besten zufällig zu sein scheint, in der That aber absichtlich so eingerichtet ist. Vor der Verheiratung ist aller fleischliche Umgang untersagt. Diejenigen, welche sich verheiraten, müssen mit aller Besonnenheit, ohne bis zur Berauschung getrunken zu haben, in einen Stand treten, der sie in ein ganz neues Verhältnis des Lebens führt. Denn wollen sie das Werk der Zeugung beginnen, so darf der Körper nicht durch Trunkenheit in einen Zustand der Auflösung versetzt sein, indem die Empfängnis fest, stetig und ruhig

erfolgen muß. Im Zustande der Unbesonnenheit ist jeder ein unglücklicher Erzeuger, und seine Kinder sind daher, wie natürlich, nur ungestaltet, unfest und ohne Geradheit an Körper und an Seele; die Gebrechen der Zeugenden gehen in die Seele und Körper der Erzeugten über, drücken sich darin ab und bringen noch ärgere hervor. Bei den Menschen läßt der Anfang und die Gottheit Alles gelingen, wenn jeder bei dem, was er beginnt, diese ehrt, wie sich gebührt. Durch die Zeugung bewirkt man es, daß man das eigene Leben gleichsam als eine Fackel anderen überliefert und so der Unsterblichkeit teilhaftig wird, die Götter immer nach den Gesetzen verehrend. Sich dieses Anteils an der Unsterblichkeit freiwillig berauben, kann niemals recht sein. Wer sich deshalb zur rechten Zeit nicht verheiratet, erlegt jährlich eine bestimmte Summe, damit es nicht scheine, als ob Ehelosigkeit Vorteil und Bequemlichkeit mit sich führe; er ist von den Ehren ausgeschlossen, welche die jüngeren Bürger den älteren erweisen; es braucht ihm kein Jüngerer zu gehorchen; und wollte ein solcher Hagestolz es sich einfallen lassen, einen Jüngeren zu züchtigen, so ist jeder Anwesende befugt und verpflichtet, dem Angegriffenen beizustehen. — Während der Schwangerschaft muß das Kind im Mutterleibe Bewegung erhalten, die Schwangere also häufig herumgehen; hingegen darf sie sich weder vielen Vergnügungen, noch vielen Verdrießlichkeiten hingeben; sie soll vielmehr eine gefällige, wohlwollende und sanfte Haltung bewahren, damit von Guten immer Bessere, von Brauchbaren immer Brauchbarere erzeugt werden.

Weil die Kinder Teile und Fortsetzungen der Ältern sind, darum sind sie ihnen alle Ehrfurcht schuldig. Alles was sie besitzen und was sie sind, gehört denen, die sie erzeugt haben, und darum müssen sie ihr Vermögen, wie die Kräfte ihres Leibes und die ihrer Seele zu deren Dienste anwenden. Hiermit bezahlen sie ihnen das Darlehen wieder, was die Ältern, als sie jung waren, durch ihre zärtliche Fürsorge und durch so manche weh- und kummervollen Tage und Nächte ihnen gegeben haben. Nemesis, die Dienerin der Gerechtigkeit, ist dazu bestellt, über alle Vernachlässigungen der Kinder gegen die Ältern zu wachen. Ältern und Großältern sollen in unsern Häusern Heiligtümer sein von ungleich höherem Werte, als die leblosen Götterbildsäulen; ihr Gebet für ihre Kinder und ihren Fluch erhören ja auch die Götter. Andererseits müssen die Alten der Jugend schamvolle Achtung beweisen und vor allen Dingen verhüten, daß ein Jüngling einen Alten etwas thun sieht oder reden hört, wo-

durch Anstand und Sittsamkeit verletzt werden. Denn wo die Alten schamlos sind, da ist die Zügellosigkeit der Jungen um so größer. Die gute Erziehung sowohl in der Jugend als im Alter besteht nicht darin, daß man Verweise giebt, sondern selbst thut, was man von anderen in einem tadelnden Tone verlangen würde. — Je edlere und bessere Sitten deshalb unter den Bürgern herrschen, desto größere Ehre wird den Ältern erwiesen werden. Aber auch diejenigen, welche 20 Jahre älter sind, als wir, sollen durch Wort und That wie Ältern geehrt werden, die sie sein könnten, — durch Schweigen in ihrer Gegenwart, durch Ausweichen aus dem Wege, durch Aufstehen vom Sitze. Jeder ältere Mann soll verpflichtet sein, bei eigener Strafe und Verachtung den Jüngling zu züchtigen, welchen er seine Ältern oder ältere Personen schmähen hört. Betreffs der Beleidigungen gegen Ältern soll ein aus 60jährigen Greisen, welche alle leibliche Kinder gehabt haben, zusammengesetzter Gerichtshof zur Beurteilung eingesetzt werden, und die Vergehen sollen je nachdem sie aus jugendlichem Unverstande, oder aus verdorbenem Herzen, oder aus eingewurzelter Rohheit, oder endlich aus Mangel an Bildung hervorgegangen sind, verschiedene Strafen erhalten: Unfolgsamkeit und Ungehorsam soll bei den Männern bis zum 30., bei Frauen bis zum 40. Jahre durch Fesseln und Schläge seine Strafe finden.

Das Kind muß sogleich nach seiner Geburt hinsichtlich seiner körperlichen und geistigen Ausbildung in Beachtung genommen werden. Vornehmlich und zuerst aber in körperlicher Hinsicht, denn der erste Wuchs eines jeden Geschöpfes ist am größesten und bedeutendsten. Hierbei müssen alle Teile des Körpers sorgfältig vervollkommnet und ausgebildet werden. Die Mutter bilde das Kind, so lange es zart ist, gleich wie Wachs und wickle es 2 Jahre lang in Windeln ein. Das Herumtragen dauert 3 Jahre hindurch. Das Pflegen und Bewegen der Kinder, die sich dann nicht anders verhalten, als wenn sie in einem Schiffe wären, findet bei Tag und Nacht statt. Mäßige Bewegung in freier Luft ist besonders stärkend. — Die geistige Behandlung muß um so sorgfältiger sein, als die Kinder in dieser ersten Zeit alle Eindrücke tief aufnehmen. Verzärtelung machte sie mürrisch, zornmütig und über jede Kleinigkeit empfindlich; zu großer Zwang kleinmütig, sklavisch und zum Umgange mit Menschen untauglich. Vorzüglich sollen sie vor Schmerz, schreckhaften Vorstellungen und aller Betrübnis bewahrt bleiben, damit ihr Gemüt munter und sanft werde. Durch Freiheit von Affekten wird Freiheit des Körpers und der Seele befördert.

Vom dritten bis zum sechsten Jahre erlaube man den Knaben und Mädchen Spiele, die für dieses Alter natürlich sind, und von den Kindern, wenn sie zusammenkommen, von selbst wohl erfunden werden; vermeide aber auch fernerhin Verhätschelung ohne gerade beschimpfende und verhöhnende Strafen anzuwenden; denn es entsteht sonst Erbitterung, sowie auf der anderen Seite Straflosigkeit nur Verzärtlung hervorbringen würde. Die Spiele bieten übrigens den Vorteil, daß man durch sie den Neigungen der Kinder eine bestimmte Richtung auf ihren künftigen ernsten Beruf geben kann: der künftige Baumeister muß schon als Knabe Häuser bauen, der künftige Zimmermeister die Meßkunst rc. spielend treiben. Erziehe darum die Knaben mehr im freien Spiel; dann kannst du auch besser beobachten, wozu ein jeder Anlage hat. Überhaupt ist bei dem Lernen die freie Lust möglichst früh zu wecken, was gerade dadurch geschieht, daß spielend gelernt wird: das Kind lernt beim Spiel und es können ihm dabei allerlei Kenntnisse und Fertigkeiten, namentlich solche, die sich auf Krieg und Geometrie beziehen, beigebracht werden. Endlich aber wird durch das Spiel auch der Charakter gebildet, wenn nämlich dieselben Spiele unverändert beibehalten werden; wo aber dies nicht geschieht, da finden die Kinder, besonders wenn sie später auch in Sitten, im Anzuge und in ihren häuslichen Einrichtungen die Veränderung lieben, alles Alte unpassend, indem sie gegen alles Bestehende nur nach Neuem streben. Nur wo die Spiele der Kinder gesetzlich sind, da werden aus den Kindern gesetzliche Männer. — Der Ort der Zusammenkunft für die Kinder dieses Lebensalters ist in jedem Stadtquartier ein Tempel, wo sie rücksichtlich ihres Betragens von den Wärterinnen, die wieder von Frauen beaufsichtigt sind, beachtet werden. — Die Bildung durch Musenkunst besteht für die Kinder zuerst im Erzählen von Mährchen, aber nur von solchen, in welchen Gott so vorgestellt wird wie er wirklich ist, sei es nun von epischen oder lyrischen oder dramatischen Dichtern. In der Vorstellung von Gott ist enthalten, daß er gut ist, und da nun alles Gute nichts Schädliches in sich hat, so kann man von Gott nicht sagen, daß er die Ursache vom Bösen sei; wenn aber Homeros und Aischylos das Gegenteil sagen, so wollen wir es nicht annehmen und die Jugend nicht hören lassen. Zur richtigen Vorstellung von Gott gehört ferner, daß wir ihn nicht für einen Zauberer halten, der bald in dieser bald in jener Gestalt erscheint, sondern vielmehr für ein einfaches Wesen, das unter allen Wesen am wenigsten aus seiner

Gestalt heraustritt und sich verändert; wenn daher Homeros und Aischylos hiervon das Gegenteil sagen, so wollen wir ihnen nicht glauben 2c. Auch müssen wir die Kinder von der Todesfurcht frei halten, wenn sie einst tapfer werden sollen, und so dürfen wir den Dichtern nicht gestatten, daß sie der Jugend von der Unterwelt furchtbare Schilderungen vorsingen. Wir werden demnach den Homeros und die anderen Dichter bitten, uns nicht zu zürnen, wenn wir ihre so beschaffenen Beschreibungen der Unterwelt zwar für poetisch und angenehm für das Ohr der Menge erachten, aber je poetischer sie sind, dieselben desto weniger geeignet halten, von der Jugend gehört zu werden, welche frei gesinnt sein und die Knechtschaft mehr fürchten soll, als den Tod. Eben so sollen die Dichter nicht singen und erzählen, daß die Menschen ungerecht und doch der Mehrzahl nach glücklich sind, die Gerechten dagegen unglücklich; daß es fromme, ungerecht zu sein, wenn es nur verborgen bleibe; daß die Gerechtigkeit nur ein Gut sei für andere, nämlich für Ungerechte, dagegen Strafe für den, der sie besitzt. — Die ethische Erziehung beruht in diesem Alter besonders auf der Autorität, dem persönlichen, auf geistige und sittliche Überlegenheit gegründeten Ansehen der Lehrenden. Dadurch müssen sie sich ein Übergewicht über ihre Schüler sichern. Schläge sind nur gestattet bei Nichtachtung des Alters und Übertretung eines Erziehungsgesetzes. Das Scham- und Ehrgefühl hingegen soll so zeitig als möglich geweckt werden; die Eltern sollen den Kindern nicht Haufen Geldes, sondern einen tiefen Grund tugendhafter Scham hinterlassen. Vorzügliche Beachtung verdienen noch diejenigen Kinder, welche durch Geist und Schönheit hervorragen, da sie durch eine schlechte Erziehung am leichtesten verdorben werden, indeß sie sich, wenn zu einer guten Ausstattung durch die Natur noch die Läuterung durch Kenntnisse kommt, vor allen anderen auszeichnen werden. Nach vollbrachtem sechsten Jahre teilen sich die beiden Geschlechter und jedes Geschlecht geht zu seinen bestimmten Unterrichtsgegenständen über.

Die Unterrichtsgegenstände, die jetzt folgen, sind Gymnastik und Musenkunst nebst aller Wissenschaft, welche die Seele ausbildet. Für beide Arten des Unterrichts sind besoldete Lehrer angestellt, welchen in den mitten in der Stadt liegenden Gymnasien und Schulen sowohl Unterweisung als Übung anvertraut ist. Die Gymnasien und Schulen werden von allen Knaben und Jünglingen in der Art besucht, daß den Vätern nicht frei steht, einen

ihrer Söhne vom Besuch zurückzuhalten, noch an der Dauer des Kursus etwas zu ändern. Hin und zurück werden die Knaben von Knabenführern begleitet, da sie noch nicht mit der gehörigen Quelle der Einsicht begabt, unter allen lebendigen Geschöpfen am schwersten zu behandeln sind.

Gymnastik und Musik müssen im Unterricht verbunden werden, um einen tapferen und besonnenen Geist zu erzeugen. Wer sich ganz der Musik hingiebt und durch das Ohr seiner Seele beständig süße, weiche und klagende Harmonien einflößen läßt, wird zwar zuerst, wenn er von heftiger Gemütsart ist, wie das Eisen weich werden und seine Härte auf eine nützliche Art mildern; wenn er aber länger dabei bleibt, wird er seinen Mut zerschmelzen und die Sehnen aus seiner Seele herausschneiden. Wenn er aber viel und eifrig Gymnastik ohne Musik treibt, so wird er mutig und männlich werden, aber seine Seele wird schwach, stumpf und blind bleiben. Darum sind Gymnastik und Musik nicht für den Leib und die Seele für sich, sondern dazu bestimmt, daß sie mit einander verbunden und in einander gefügt und gemischt werden.

Der erste Unterricht in der Gymnastik geht vom siebenten bis zum zehnten Jahre. Bei der Bildung des Leibes durch die Gymnastik muß von dem Gesichtspunkte ausgegangen werden, daß der Körper, wenn er in gutem Zustande ist, durch seine Trefflichkeit nicht sowohl auch die Seele vervollkommnet, sondern daß vielmehr eine treffliche Seele durch ihre Vorzüglichkeit soviel als möglich auch den Körper vorzüglich macht, da ja die Seele eher als der Körper und dieser, später erschaffen, seiner Natur nach unter der Herrschaft der Seele steht. Darum können wir für unsere Jugend nicht die körperliche Übung der Athleten billigen. Die beste Gymnastik ist einfach und will, daß man sich den Übungen und Mühen mehr unterziehe, um den Mut zu wecken, als die Stärke. Die Gymnastik und die Musenkunst sind nicht sowohl für den Körper und die Seele, sondern zur Entwicklung des Mutes und der geistigen Thätigkeit bestimmt und haben also, wenn sie sich unterstützen und heben, im Ganzen mehr die Ausbildung der Seele zum Zweck. Darum muß auch die Lebensart der Jünglinge einfach sein, und wir verwerfen daher allen Luxus, die syrakusische Tafel, die sizilische Mannichfaltigkeit der Speisen, das wohlschmeckende attische Backwerk, und verlangen, daß sie sich bis zum 18. Jahre des Weines enthalten, weil sonst ja Feuer zu Feuer gegossen würde. Wie schon die Veränderungen der Jahreszeiten und der Winde nachteilig einwirken, so ist die Abwechslung

für die Lebensart des Körpers, wie für den Charakter und das Innere schädlich. — Die Gymnastik zerfällt in Ringen und Tanz. Das Ringen, mit dem die anderen elementaren Übungen der Gymnasien, Laufen, Springen, Werfen und Faustkampf verbunden sind, bedingt die eigentliche Gymnastik und soll Hals, Gliedmaßen und Hüften für die gute Haltung, die Stärke und Gesundheit üben, indes die Tanzkunst, deren Ursprung in der Nachahmung liegt, womit die Geberden das, was man vorträgt, begleiten, den Anstand, die Gewandtheit und Schönheit der Glieder und Teile des Körpers also den Ausdruck des Ebenmaßes in allen Bewegungen bewirkt. Außerdem wird noch die Taktik gelehrt, die alle kriegerischen Übungen mit dem Bogen und allen Wurfwaffen, das Fechten in ganzer Rüstung, das Reiten 2c. umfaßt. — sowie die Jagd, die, wenn sie Fischfang und Jagd auf Vögel ausschließt, wo sie eines Freien unwürdig ist, nicht blos Vergnügen und Nutzen, sondern auch Kenntnis des eigenen Landes verschafft. Immer muß die Gymnastik von dem Gedanken ausgehen, daß weder Schönheit, noch Stärke, noch Schnelligkeit, noch Größe, selbst Gesundheit nicht den eigentlichen Wert des Lebens ausmacht, sowenig als die jenen entgegengesetzten Eigenschaften; vielmehr ein Zustand desselben, der in der Mitte von diesem Allen liegt und so am sichersten zur Mäßigung führt. Und wenn die Gymnastik von diesem Gedanken ausgeht, so wird sie Mut, edle Haltung, freie Kraftentwicklung, Beherrschung der Begierden, Festigkeit des Charakters erzeugen, vor Unbesonnenheit und Leidenschaftlichkeit bewahren und unnatürliche Neigung und den Geschlechtstrieb unterdrücken.

Der zweite Hauptbestandteil aller Erziehung ist die Musenkunst, die sich auf alle Seiten des Innern, auf Kunst und Wissenschaft bezieht. Der erste Unterricht in ihr hat von der Sprache und deren Elementen auszugehen. Er beginnt mit dem 10. Jahre und zwar mit Kennenlernen der Buchstaben mittels des Gesichts und Gehöres, damit nicht ihre Zusammenfügung verwirre. Bei diesen Leseübungen soll zugleich das Vergleichungsvermögen entwickelt werden, indem man, von den kürzeren zu längeren Silben fortschreitend, bei den letzteren immer auf die ersten zurückkommt, das Gleiche in beiden zeigt, das Unbekannte an das Bekannte hält, und durch diese Vergleichung die Gleichheit derselben Buchstaben, wie die Verschiedenheit der anderen erkennt. Beim Schreibenlernen, das nach dem Lesen folgt, schreibt der Sprachlehrer mit dem Griffel

vor und giebt dem Schüler dann die Tafel mit dem Bedeuten hin, diese Züge der Vorzeichnung gemäß nachzuahmen.

Wenn die Knaben lesen gelernt haben und das Geschriebene verstehen können, so pflegt man ihnen bei uns Dichter zum Lesen zu geben, die ihnen erklärt werden und die sie zum Teil auswendig lernen müssen. Wir mißbilligen aber, daß unsere Bürger, wenn sie nämlich ihrem Berufe, für den Staat zu wirken, getreu bleiben sollen, der mannigfaltigen Darstellung in der Dichtkunst obliegen, da ein Jeder nur Einer Bestrebung sich widmen soll und auch nur kann, wenn er geschickt darin werden will. Wir sagen auch, daß die tragischen Dichter und Homeros, ihr Anführer, die Kenntnis aller Künste und alles Menschlichen, die Tugend und Schlechtigkeit Betreffenden, sowie alles Göttlichen nicht besitzen, denn wenn einer beides machen könnte, die Sache, welche nachgebildet wird und ihr Bild, und in der That Einsicht in das hätte, was er nachbildet, so würde er sich bei weitem eher den Werken als ihren Nachbildungen widmen und vieles Denkwürdige von sich hinterlassen, darnach strebend, daß er lieber der Gefeierte, als der Feiernde wäre. Wir werden demnach diejenigen, welche sagen, Homeros habe Hellas gebildet und sei hinsichtlich der Anordnung und Förderung der menschlichen Angelegenheiten wert, daß man ihn durch wiederholte Lektüre auswendig lerne und nach ihm sein ganzes Leben einrichte und durchführe, zwar schätzen und lieben als recht treffliche Menschen, ihnen zugestehend, daß Homeros der größte Dichter und erste Tragiker sei; müssen es aber als eine ausgemachte Sache betrachten, daß wir in unseren Staat von der Dichtkunst nur Hymnen auf die Götter und Lobpreisungen guter Menschen aufzunehmen haben, da sonst, gesetzt wir lassen die süße, angenehme Muse, nämlich die lyrische oder epische, zu, Vergnügen und Schmerz statt des Gesetzes und der allgemein gültigen Grundsätze im Staate herrschen würden. Denn überall müssen wir nach klarer Einsicht und besonnener Erkenntnis streben; der Dichter aber wird seiner unbewußt durch die ihm inwohnende göttliche Begeisterung getragen und geht oft in der Verschiedenheit der Lagen und Zustände auf, die er darstellt, ohne mit freiem Bewußtsein über der Mannigfaltigkeit zu stehen und zu erkennen, was darin Wahrheit und was ihr gemäß sei. Darum bleibt die Nachahmung, mag sie nun aufs Gesicht oder aufs Gehör wirken, Malerei oder Dichtkunst sein, nicht allein weit hinter der Wahrheit zurück, sondern täuscht auch durch ihren Eindruck oft und verhindert, daß die Thätigkeit des Verstandes sich im gehörigen

Grade geltend machen kann. Die Abfassung der gestatteten Gedichte soll nach Entscheidung des Erziehungsdirektors und der übrigen Gesetzeswächter nur Männern zugestanden werden, welche für die Gedichte zum Lobe der Götter nicht unter fünfzig Jahren sind, für die Gedichte zum Lobe oder Tadel der Mitbürger nur solchen, welche als wackere Bürger, weil sie treffliche Werke vollbracht haben, von der Stadt hochgeschätzt werden, also nicht etwa bloß die Dichtkunst zu üben vermögen, selbst aber noch nie eine schöne und rühmliche That haben von sich ausgehen lassen. Keiner soll sich unterstehen, eine Komposition hören zu lassen, überträfe sie selbst die Hymnen des Thamyras oder Orpheus, bevor sie der Zensur der Gesetzeswächter unterworfen und von denselben gut geheißen ist.

Die eigentliche Musik ist vom vierzehnten bis sechszehnten Jahre ein notwendiger Erziehungs- und Unterrichtsgegenstand, und zwar unter der Leitung eines besonderen Aufsehers. Der Zweck derselben ist nicht das Vergnügen, sondern die richtige Nachahmung des Guten und Schönen, und diejenige Musik ist die beste, welche den besten Mann erfreut. Da sie menschliche Charaktere nachahmend darstellen soll, so ist auf alle Weise dahin zu arbeiten, daß sich unsere Jugend nur der besseren Nachahmung befleißige. Ausgeschlossen ist darum die klagende Tonart, weil sie zur Weichlichkeit und Trägheit geneigt macht; aufgenommen die dorische, welche durch ihren Ernst die leidenschaftslose Ruhe des Mannes in allen seinen Verrichtungen und Thaten nachahmt, und die phrygische, welche zu friedlicher, gemächlicher Thätigkeit stimmt. Das Zeitmaß soll nicht nach Mannigfaltigkeit streben, sondern die Bewegungen eines tapferen und sittlichen Lebens darstellen. Gesang soll nicht allein, sondern in Verbindung mit Instrumenten getrieben werden. Von den Instrumenten finden wir nicht die, welche viele Tonarten geben, wie die Flöte, die Harfe, das Kymbalon rc., sondern nur die Lyra und die Kithara für die Stadt, für das Land aber die Hirtenflöte nötig: da die Instrumentalbegleitung nicht zu sehr vom Gesange abweichen soll. So aber ist die Musik die wahre Grundlage in der Erziehung, indem sie, insbesondere mit Hülfe des Zeitmaßes und des Wohlklanges, am meisten in das Innere der Seele eindringt, indem sie am kräftigsten ergreift und, Wohlanständigkeit mit sich führend, den, welcher recht erzogen wird, wohlanständig macht, und indem sie das ästhetische Urteil schärft, so daß man, durch sie gebildet, am schnellsten bemerkt, was verfehlt und nicht schön durch Kunst gearbeitet und von Natur geartet ist, darum nur das Schöne lobt

das Häßliche hingegen gehörig tadelt und haßt. Außerdem wird der Einfluß der Musik auf Erziehung noch sichtbarer, wenn der Gesang mit Tanz verbunden ist. Deshalb, und weil vieles von dem, was die moralische Erziehung fordert, im Leben sinkt und sich verschlimmert, haben uns die Götter aus Erbarmen den festlichen Tanz mit Musik, d. h. Chöre unter Leitung der Musen und des Apollon, verliehen. In der Verbindung der Musik mit dem Tanze liegt im höchsten Grade die Erziehung zum Schönen oder Anständigen, welches sich in der Geberde, in der Melodie, in dem Gesange und Tanze so ausdrückt, daß es besonders in Hinsicht auf die Geberde und Melodie als Eigenschaft einer männlichen Seele erscheint und sich überhaupt auf die Güte der Seele oder des Körpers bezieht, während das Häßliche nur den Sinnen schmeichelt. Und weil jede Kunstäußerung sich auf Charaktergüte gründen soll, so müssen nicht nur die Dichter gezwungen werden, gute Charaktere darzustellen, sondern auch die übrigen Künstler sind davon zurückzuhalten, schlechte Sitten, ein ausgelassenes, unedles und unanständiges Wesen in Bildern belebter Geschöpfe oder in Gebäuden, oder in irgend einem Kunstprodukte auszudrücken, damit aus allem der Geist des Schönen und des Verständigen die Jugend anwehe und ihr Nahrung gewähre. Leben so namentlich im Tonkünstler Besonnenheit, Tapferkeit und edle, erhabene Gesinnung: so wird seine Musik der Jugend die ersten edlen Triebe einflößen und sie durch ihren milden Zauber an das Schöne und Gute gewöhnen, während die Belehrung durch Vernunftgründe erst später eintreten kann, wo sich der Verstand mehr geltend macht.

Bei der geistigen Bildung ist festzuhalten, daß Unwissenheit nicht das größte Übel, sondern Kunde von Vielem und Vielwisserei mit schlechter Erziehung viel schädlicher als Unwissenheit ist. Darum soll die Jugend nicht mit zu vielen Kenntnissen überhäuft werden und soll man sich in allem großer Klarheit und lebendiger Anschaulichkeit befleißigen sowie an Ordnung und gehörige Benutzung der Zeit gewöhnen.

Die ersten Wissenschaften zur geistigen Bildung sind Mathematik und Astronomie. Die Teile der Mathematik, Arithmetik und Geometrie, sind wegen ihres materiellen Nutzens, den sie durch ihre mannigfache Anwendung auf das Leben und die Verhältnisse der Menschen bieten, wichtig. Zugleich sind sie zur formalen und späteren philosophischen Bildung das beste Vorbereitungsmittel. Denn die Gymnastik giebt sich mit etwas Werdendem und Vergänglichem, dem Körper, ab; die Musenkunst hat die sittlichen

Charaktere zu bilden, indem sie mittelst des Wohlklanges eine gewisse Wohlgestimmtheit und mittelst des Zeitmaßes die Wohlgemessenheit erzeugt; Arithmetik, Geometrie und Astronomie hingegen sind Wissenschaften, welche vom Sinnlichen auf das Geistige hinführen. Die Arithmetik ist ihrer Natur nach theoretisch, produziert nichts durch Handeln, lehrt bloß erkennen, wobei sie den Unterschied in den Zahlen beurteilt und sucht, die wievielte Zahl eine jede ist. Sie muß von jeder anderen Kunst und Wissenschaft in ihrer Anwendung benutzt werden, besonders auch von der Musik und Kriegskunst; in ihrem höheren Teile aber führt sie von der Erscheinungswelt auf zur Wahrheit und zur Idee. Nehme man dem menschlichen Wesen den Begriff der Zahl, wir würden nie zur Weisheit und Tugend gelangen, denn ein Wesen, das weder zwei noch drei, noch Gerades und Ungerades verstände und überhaupt nicht fähig wäre, zu berechnen, würde niemals den Zusammenhang und die Verhältnisse der sinnlichen Empfindungen und Vorstellungen angeben können. Zwar könnte dasselbe sich die übrigen Tugenden, Mut und Mäßigung erwerben; es würde jedoch ohne Einsicht in das Wesen der Dinge nie weise werden; wem aber Weisheit, das Höchste von allem Edlen, mangelt, der kann weder vollkommen gut, noch glücklich sein. Der größte Nutzen der Arithmetik endlich besteht darin, daß sie einen von Natur schläfrigen und ungelehrigen Geist aufweckt und macht, daß er, wie vermittelst einer göttlichen Kraft, trotz seiner Schwerfälligkeit leicht faßt, gut behält und scharfsinnig wird. Daher müssen diejenigen Jünglinge, die im Staate die höchsten Stellen bekleiden wollen, gesetzlich dieser Wissenschaft obliegen. Der erste Unterricht in derselben geht vom Himmel und seinen Gestirnen selbst aus, indem er und sie mit ihren regelmäßigen Erscheinungen in uns die Fähigkeit entwickeln, mit Zahlen zu rechnen. Bei den Kindern beginnt die Unterweisung spielend, indem sie Äpfel und Kränze bald unter mehrere, bald unter wenigere ihrer Spielgenossen austeilen und jeder gleichviel erhält 2c. (Vgl. p 599) — Die Geometrie giebt sich mit den Messungen alles dessen ab, was Länge, Breite und Tiefe hat; insbesondere aber ist sie die Lehre von den Fächen oder Ebenen, und es schließt sich dann an sie die Lehre, welche sich auf die Ausdehnung des Würfels und auf alles, was Tiefe hat, bezieht. Die niedere Geometrie dient den Baukünstlern und Handelsleuten, sowie dem Kriegswesen, die höhere zieht den Geist zur Wahrheit und dorthin, wo das Seligste von allem Sein sich befindet. Dieses ihres Nutzens und Wesens

wegen müssen die künftigen Bürger unseres Staates durchaus derselben obliegen. Bei dem Unterrichte in derselben wird es deshalb nicht schwer, unbekannte Wahrheiten aufzufinden, weil das Forschen und Begreifen nur ein bloßes Erinnern ist, und der Seele von Natur Erkenntnis und richtige Begriffe in der Art innewohnen, daß, wenn man sie nur geschickt zu fragen versteht, sie alles sagt, wie es sich verhält. Der Unterricht in den Elementen beginnt auch hier mit Spielen. Was meßbar und nicht meßbar ist, muß von den Schülern in seiner Natur betrachtet, bestimmt und unterschieden werden, wobei sie einander Sätze aufgeben und so in Unterhaltungen dieser Art mit einander wetteifern.[1] — Die Astronomie betrachtet die kugelartigen Körper in ihrem Umschwunge, beschäftigt sich, als niedere, mit den Fixsternen und Planeten, sowie mit deren Bewegungen, ihren wechselseitigen Annäherungen 2c. und lehrt zugleich, daß die Gottheit, indem sie ein bewegliches Bild des Ewigen schuf und den Himmel ausschmückte, die Absicht hatte von der Ewigkeit, welche eine innere, ungeteilte, unendliche Einheit ist, ein nach einem Zahlenverhältnisse sich bewegendes ewiges Abbild hervorzubringen, nämlich die Zeit, und daß demnach Sonne, Mond und die fünf anderen Gestirne zur Bestimmung und Beachtung der Zahlenverhältnisse der Zeit geschaffen seien. Die höhere Astronomie sieht auf das wahre Weltganze und beschäftigt sich mit der Idee an sich und mit dem Übersinnlichen. Die Astronomie ist dem Staate nützlich, denn auf ihr beruht die Zeitrechnung. Sie ist aber in ihrer Wahrheit auch den himmlischen Göttern angenehm, weil durch sie eine wahre Erkenntnis und somit auch eine reinere Verehrung derselben, ohne falsche Vorstellung, hervorgerufen wird, denn es ist ein

---

[1] *So wie Plato der Mathematik unter den Gegenständen des Unterrichts in seinem Idealstaate eine wichtige Stellung einräumt, so hat er ihr auch im Unterrichte seiner Schüler große Aufmerksamkeit zugewandt, wie dies namentlich die Dialoge Menon und Timaios darthun. Er gilt als der Begründer der Philosophie, der Mathematik. Die Definitionen: Die Figur ist die Grenze der Fläche; gerade ist das, dessen Mitte dem beiderseitigen Äußersten im Wege ist, rund das, dessen innerste Teile nach allen Seiten hin gleichweit von der Mitte abstehen, u. a sind platonischen Ursprungs. Ihm wird auch die Erfindung der analytischen Methode zugeschrieben, die von der Annahme des zu beweisenden Satzes ausgehend, dessen Folgen entwickelt und aus deren Richtigkeit oder Unrichtigkeit auf die Wahrheit oder Falschheit der These schließt. Aus dem bekannten mathematischen Beispiel im Menon ist auch ersichtlich, daß in der Akademie Untersuchungen, die von einer Voraussetzung (ὑπόθεσις) ausgingen, üblich waren. Sie hoben mit der Frage an, ob eine Konstruktion möglich sei.*

nicht zu billigendes Vorurteil, daß es unheilig wäre, den höchsten Gott und die ganze Welt erforschen und wißbegierig ihre Ursachen ergründen zu wollen.

Arithmetik, Geometrie und Astronomie sind das Vorspiel zur höchsten Wissenschaft, zur Dialektik, deren Methode darin besteht, einesteils die Gattungen abgesondert zu betrachten (die Einteilung), so daß man also einen Begriff nicht mit einem anderen verwechselt, anderenteils die Begriffe deutlich zu entwickeln, sowie das Wesen und die inneren Verhältnisse der Dinge anzugeben (die Definition). Diejenigen Naturen, welche der philosophischen Bildung fähig sind, werden nach der Weisheit in ihrem gesammten Umfange, nicht nach einem Teile derselben streben, in ihrer Lust zu lernen unersättlich sein, und zwar um so mehr, weil sie leicht auffassen und ein gutes Gedächtnis haben müssen, und in der Größe ihrer Denkungsart und in der Anschauung des Wesens der ewigen Dinge das zeitliche Leben des Menschen für nichts Großes, den Tod für nichts Schreckliches halten, wozu endlich noch eine von dem Sinne für Wahrheit und Erkenntnis des Wesens der Dinge nicht trennbare ebenmäßige und anmutige Haltung kommmen soll. Diese Eigenschaften sind durch einander bedingt und für die Seele durchaus notwendig, welche das Wahre gehörig und vollständig ergreifen will. Solche also begabten Naturen können dann auch in die Kunst eingeführt werden, welche es damit zu thun hat, wie sich das geistige Auge am leichtesten und erfolgreichsten umwenden läßt. Denn ein jeder hat ja ein eigentümliches Vermögen in seinem Geiste und das Organ, womit er geistesthätig ist. Sowie nun das Auge nicht anders als mit dem ganzen Körper sich aus der Finsterniß zum Lichte zu wenden vermag, eben so muß er jenes Organ und Vermögen mit dem gesammten Geiste aus der Welt der Erscheinungen herumwenden zum wahrhaft Seienden und zu dessen Glanzvollstem, der Idee des Guten, bis er es zu schauen und zu ertragen im Stande ist. In den gewöhlichen Wissenschaften träumt man nur von der Wahrheit, ohne sie in Wahrheit schauen zu können, indem man sich auf Voraussetzungen stützt; die Philosophie aber hebt diese alle auf, wendet sich zum absoluten Prinzipe selbst, damit dies vor allen Dingen feststehe, und schlägt eine solche Bahn ein, die in der Erkenntnis des Wesens aller Dinge Ruhe und Ziel für den forschenden Geist findet. Das Studium dieser Kunst jedoch sollen und können nicht Knaben treiben; Knaben sollen sich vielmehr in den jugendlichen Spielen und Kenntnissen üben und auf den Körper,

so lange er noch wächst, vorzüglich Sorge verwenden, um der Philosophie eine dienstbare Hülfe zu erwerben. Bei vorrückendem Alter aber, wo des Geistes Vervollkommnung beginnt, sollen die philosophischen Übungen in Thätigkeit treten und endlich, wenn die Körperkräfte nachlassen und man der Staats- und Kriegsdienste entbunden ist, müßte man sich, frei und ledig, bloß nur noch der Philosophie hingeben, alles Andere als Nebensache betrachtend, falls man glücklich leben und nach dem Tode ein dem so verbrachten Leben angemessenes Loos gewinnen will.

Die ethische Bildung umfaßt die Gesammterziehung des ganzen Menschen und stellt die Gerechtigkeit als höchstes Ziel des Einzelnen auf. Denn das höchste Prinzip der Sittenlehre ist, daß wir Gott, dem Schöpfer aller Dinge, dem heiligsten, weisesten und vollkommensten Wesen, soviel als möglich ähnlich werden. Indem Gott nun wollte, daß, sowie die Welt, insonderheit die Menschen als sterbliche Wesen, vollkommen wären oder würden, hat er den Seelen derselben vor ihrer Vereinigung mit den Körpern die Urbilder, nach denen auf der Erde alles geschaffen ist, vor allem aber die höchste Idee vom Gerechten und Guten mitgeteilt. Mit dem Falle jedoch zur Körperwelt verdunkelten sich den Seelen dieselben, so daß sie hier in ihnen schlafen. Sie nun aufzuwecken und sie in sich zur Klarheit zu bringen, müssen die Seelen unablässig bemüht sein denn nur, wenn sie zur Erkenntnis der höchsten Idee, der des Guten aufsteigen, werden sie Gott, der das Gute an sich selbst ist, immer ähnlicher werden. Um dahin zu gelangen, müssen wir den göttlichen Anteil in uns, die Vernunft, recht frei und zum vollkommen herrschenden Vermögen in uns machen. Wer aber dies vollbracht hat, der übt die höchste Sittlichkeit oder die Gerechtigkeit, welche im Leben das höchste Gut ist, weil wir nach ihr sowohl um ihrer selbst willen, als wegen ihrer Folgen streben müssen, insofern wir nämlich glückselig sein wollen. Gerecht ist Einer, wenn ein jedes der seiner Seele innewohnenden Vermögen das Seinige verrichtet, wenn nämlich die Vernunft herrscht, weil sie weise ist und für die gesammte Seele Fürsorge zu tragen hat, wenn der Mut oder das sittliche Gefühl mit der Vernunft im Bunde ist und ihr dient, welches Verhältnis dadurch Einklang erhält, daß bei der rechten Mischung der Musik und Gymnastik das eine Vermögen durch schöne Reden und Wissenschaften angespornt und genährt, das andere aber durch Melodie und Takt besänftigt, beruhigt und gemildert wird, — und

wenn endlich diese beiden so erzogenen und in Wahrheit in dem Ihrigen unterrichteten und gebildeten Vermögen der Begehrung vorstehen und diese in ihrem Übergewicht und ihrer Unersättlichkeit beschränken, damit sie nicht, durch Anfüllung der Lust des Leibes groß und stark geworden, aufhöre, das Ihrige zu thun, also zu dienen und nicht die anderen unterjoche. Die Gerechtigkeit besteht demnach nicht in den äußeren Handlungen, die von dem Menschen zu verrichten sind, sondern in seiner wahrhaft inneren Thätigkeit in Bezug auf sich selbst und das Seinige, indem er nicht zuläßt, daß eines der Vermögen in ihm Fremdartiges verrichtet, oder daß sich die Vermögen gegenseitig in ihre Bestimmung einmischen, sondern indem er jegliches auf seine Bestimmung anweist, sich selbst beherrscht und ordnet, seiner selbst Freund ist, die drei aber vollkommen eben so in Zusammenstimmung bringt, wie die Hauptglieder des harmonischen Dreiklanges, den Grundton, den dritten und fünften, und wenn noch etwas zwischen diesen liegt, auch dieses alles verbindet. Die Gerechtigkeit ist an und für sich das Beste und jeder muß darum das Gerechte thun. Zugleich auch ist das Gerechte der Gottheit lieb, das Ungerechte aber verhaßt; darum wird auch wohl der nie von den Göttern vernachlässigt, der sich beeifert, gerecht, und indem er die Tugend übt, soweit es dem Menschen möglich ist, Gott ähnlich zu werden. Die rechten Laufkünstler, die bis zu Ende aushalten, erlangen den Preis und werden bekränzt. Einen solchen Ausgang hat es oft auch mit den Gerechten: am Ende jedes Geschäftes und Verhältnisses und des Lebens selbst werden sie gepriesen und tragen auch bei den Menschen den Preis davon. Dieses Alles ist aber nichts, in Menge und Größe mit demjenigen verglichen, was jeglichen nach dem Tode erwartet, sowie wir aus den heiligen Mythen über das Leben in der anderen Welt lernen können. Denn diese ganze Zeit von der Kindheit bis zum Alter ist doch gegen die Ewigkeit gar kurz, ja so gut wohl als gar nichts, und das Wagnis zeigt sich nun erst recht furchtbar, wenn jemand die Seele vernachlässigen wollte, für die es nach dem Tode keine Sicherheit und kein Heil geben kann, als nur, wenn sie so gut und vernünftig als möglich ist. Deshalb ist vorzüglich dafür zu sorgen, daß jeder von uns mit Hintansetzung aller anderen Kenntnisse nur dieser Kenntnis nachspüre und ihr Lehrling werde, um die schlechtere und die bessere Lebensweise scheiden zu können, die schlechtere diejenige nennend, welche die Seele dahin bringt, ungerecht zu werden, die bessere aber die, welche sie gerecht macht.

Vom vollbrachten sechsten Lebensjahre ab kommen, wie die Knaben nur mit Knaben, so auch die Mädchen nur mit ihres Gleichen zusammen. Die letzteren müssen gleichfalls in den herkömmlichen Gegenständen unterwiesen werden. Denn wenn auch das männliche Geschlecht nach Gottes Willen vorzüglicher als das weibliche geschaffen ist, das erstere ferner berufen ist, den Staat wohl zu verwalten, das letztere aber zunächst das Hauswesen; so können wir die Frauen von der Mitsorge für das öffentliche Wohl doch nicht entbinden und müssen ihnen deshalb auch die gymnastische und musische Erziehung, sowie die Kriegsübungen zu teil werden lassen. Die Mädchen sollen demnach bei den Tänzen ihre besonderen Lehrerinnen haben, daneben aber in den schweren Leibesübungen, im Waffentanz, im Fechten, im Laufen 2c. geübt werden. Sie haben diese Übungen nicht anders, als die Knaben mitzumachen. Auch mögen sich die Weiber der Wächter immerhin unter den Männern nackt üben. Sie werden ja, wenn sie sich entkleiden, statt des Gewandes Tugend überwerfen. Denn für immer wird wahr bleiben, daß das Nützliche schön und das Schädliche häßlich ist. In der musischen Bildung schickt sich für das weibliche Geschlecht die Musik, welche der Mäßigung, der Sanftmuth und Bescheidenheit näher kommt. Die Herrscherinnen müssen besonders philosophisch gebildet werden, weil sie auf die innigste Weise die Genossen der Männer beim Unterricht, in der Kindererziehung und in der Obhut über die übrigen Bürger sein sollen. Es giebt überhaupt im Staate kein Geschäft, welches dem Weibe als Weib oder dem Manne als Mann gehörte, sondern die natürlichen Anlagen sind auf ähnliche Weise in beiden verteilt und an allen Geschäften kann das Weib teil nehmen, sowie auch an allen der Mann; in allem aber ist das Weib schwächer als der Mann. Darum bemerken wir, daß die natürlichen Anlagen der Frau nicht minder als die der Männer verschieden sind, daß nämlich die eine Frau von Natur ärztlich ist, die andere aber nicht, die eine tonkünstlerisch, die andere unkünstlerisch, die eine gymnastisch und kriegerisch, die andere unkriegerisch und ohne Liebe zur Gymnastik, die eine weisheitliebend, die andere weisheithassend, die eine mutvoll, die andere mutlos 2c.

Auch die Männer haben noch Bildung nötig. Die erste Forderung an sie ist Selbsterkenntnis. Wer ein großer Mann werden will, der soll weder sich selbst noch das Seinige, sondern allein das, was recht ist, finde er es nun in sich, oder in anderen wirksamer, lieben. Aus der Selbstliebe kommt, daß wir

die eigene Unwissenheit für Weisheit halten. Aber nur derjenige erkennt sich selbst, der in seine Seele blickt und zwar am meisten in den Teil derselben, in welchem ihre edelste Kraft und das eigentlich Göttliche, die Vernünftigkeit und Weisheit, wohnt. Daher vermag nur der, welcher sich selbst kennt, zu wissen, was für ihn gut und übel ist, sowie was überhaupt auf ihn Bezug hat, und so durch Besonnenheit und Tugend zur Glückseligkeit zu gelangen. Es strebe also ein jeder zuerst nach Wahrheit, dem wichtigsten aller Güter für Götter und Menschen: nur der nach Wahrheit strebende Mensch ist zuverlässig und hat Freunde. Das zweite ist dann die Liebe zur Gerechtigkeit, worauf Mäßigung, Weisheit und all' die Vollkommenheiten folgen, die jemand sowohl für sich besitzen, als auch anderen mitteilen kann. Ferner muß er dienen und herrschen können, denn wer nie gedient hat, kann auch nie ein des Lobes würdiger Herrscher werden, und jeder muß sich lieber seiner guten Dienste namentlich gegen die Gesetze — denn in diesen gehorchen wir zugleich den Göttern — und gegen ältere Personen, die mit Ehren gelebt haben, als einer guten Herrschaft rühmen. Zugleich muß er daran denken, daß, sowie alle Teile des Alls nur zur Erhaltung und Vollkommenheit desselben bestimmt sind, eben so auch er, obgleich unendlich klein, seine notwendige Bestimmung zum Ganzen habe, also dem Ganzen seine Dienste weihen und demnach in einer der Berufsarten, in der Gymnastik und Heilkunst, oder in der Gesetzgebung und Rechtspflege zum Glück des Staates beitragen müsse. — Die Gymnastik steht in demselben Grade wichtiger da, als die Heilkunst, wie die Gesetzgebung der Rechtspflege vorgeht, denn die Gymnastik soll die Heilkunst unnötig machen. Die Unterweisung in ihr ist besonders für die Krieger wichtig, die außerdem scharfsichtig, rasch zur Verfolgung des Bemerkten und stark zur Ergreifung und Bekämpfung desselben, sowie tapfer und feurig, trotzig gegen die Feinde und sanft gegen die Mitbürger sein sollen, vor allem aber ihre eigene Persönlichkeit aufgebend, nur dem Ganzen leben müssen und nichts für sich ohne die anderen thun dürfen, damit die vollkommenste Gemeinschaft und Übereinstimmung herrsche, wodurch am ersten Rettung und Sieg erworben werden können. — Was nun die Ärzte betrifft, so könnten dieselben wohl am vortrefflichsten werden, wenn sie von Jugend an, außerdem daß sie sich die Kunst selbst aneignen, auch mit möglichst vielen Körpern von der schlechtesten Beschaffenheit Bekanntschaft gemacht, ja selbst an allen Krankheiten gelitten hätten und gar nicht von besonders gesundem Körperbau wären. Denn

nicht mit dem Leibe besorgen sie den Leib, sonst dürfte freilich der ihrige auch niemals schlecht sein oder gewesen sein, sondern mit der Seele, welche nicht vermögend ist, wenn sie selbst schlecht ist oder gewesen ist, etwas gut zu besorgen. — Den geistigen Zeugungsberuf wählt der Lehrer. Wie die, welche dem Leibe nach zeugungslustig sind, sich mehr zu den Weibern wenden, um durch Kinderzeugung Unsterblichkeit, Andenken und Glückseligkeit für alle Zukunft zu erlangen: so suchen die Lehrer, weil sie mehr Zeugungskraft in der Seele als im Körper haben, geistig zu erzeugen, und zwar Weisheit und jede Tugend, vornehmlich aber die Tugenden, welche sich auf die Regierung des Staates und des Hauswesens beziehen, die Besonnenheit und Gerechtigkeit. — Der Staatsmann soll theoretisch in Kunst und Schriftstellerei gebildet sein, damit er gute und gerechte Gesinnungen in das Volk pflanze. Zu seiner Kunst gehört also Erkenntniß des zu behandelnden Gegenstandes, die richtige Denk- und Sprachmethode, natürliche rednerische Anlage, sowie Wissenschaft und Übung. Und eignen ihm diese Erfordernisse, so wird er nach den Vorschriften der dialektischen Kunst in die passenden Seelen mit Einsicht Reden säen und pflanzen, welche nicht unfruchtbar sind, sondern Samen tragend, in andere Seelen übergepflanzt werden und dadurch unsterbliches Leben gewinnen. In Hinsicht auf die Rechtspflege muß es der Staatsmann wie der Arzt machen, denn sein Wert liegt darin, die Gelüste des Staates umzustimmen und ihm nicht nachzusehen, sondern durch Überredung und Gewalt ihn zu dem zu bestimmen, wodurch die Bürger besser werden können. — Der höchste Beruf ist der der Gesetzgeber und Regenten. Für sie muß deshalb auch als Naturanlage Festigkeit, Mut, Wohlgestaltheit, sowie ein edler und strenger Charakter und die einer solchen Bildung günstigen angebornen Eigenschaften, wie Scharfblick, viele Fassungskraft, gutes Gedächtnis, Unermüdlichkeit und außerordentliche Arbeitslust gefordert werden. Wenn die künftigen Herrscher zuerst in leiblicher Hinsicht gebildet sind, sollen sie vom 20. Jahre ab die bisher unsystematisch vorgetragenen Lehrgegenstände systematisch und wissenschaftlich begründet erhalten, damit sie zur klaren Anschauung und zum hellen Bewußtsein gebracht werden. Nach einem fünfjährigen ununterbrochenen Studium der Dialektik sollen sie sodann wieder in das Leben, in die Erfahrung selbst, herabsteigen und an den Staats- und Kriegsangelegenheiten Teil nehmen, damit sie von den Übrigen an Erfahrung nicht übertroffen werden und die Festigkeit ihrer Grundsätze geprüft werden kann. Wer sich bis zum

fünfzigsten Jahre in jeder Beziehung ausgezeichnet hat, dessen geistiges Auge lasse man sich auf das richten, was allem sein Licht verleiht, nämlich auf das Gute selbst. Dann aber müssen auch Herrscher und Gesetzgeber als wackere Lehrer ihre Mitbürger, nach dem Muster ihrer eigenen Bildung, in Besonnenheit, Gerechtigkeit und jeglicher Volkstugend unterrichten. Denn als Zweck muß ihnen immer vorschweben, daß jeder Stand möglichst gleichen Anteil an dem allgemeinen Wohle des Staates nehme, und alle Bürger es für ihre Pflicht erachten, jeder nach seinen Kräften, zum Zwecke des Staatsganzen mitzuwirken.

Das die Pädagogik Platons und zugleich die erste systematische Pädagogik in der Weltgeschichte. Sie zieht, wie das platonische philosophische System überhaupt, die Consequenz des Griechentums, — aber innerhalb der griechischen Anschauung selbst. Darum geht dem Platon alle moralisch-religiöse Bildung in der Kunst auf, — ist ihm, dem wahren Griechen, das Nützliche schön und das Schädliche häßlich. Darum sieht er in der Nacktheit das reine Bild der reinen vollkommen menschlichen Körpernatur. Darum auch steht ihm einerseits das Weib tiefer als der Mann, indes er andrerseits im dorischen Geiste dasselbe an allen Geschäften teilnehmen, den Syssitien beiwohnen und für den Staat abhärten läßt. Tief in das Wesen der Hellenen und damit des Menschen hineinbohrend, hat niemand stärker als er betont, und niemand anmutiger dargestellt, daß das Gute das Wahre und das Wahre das Gute und zwar auf göttlichem Grunde ist, sowie daß sich die Ethik im Staat, die Politik in der Seele spiegeln muß, indem dieselben Vermögen und Kräfte in der Seele wie im Staate sind, und dieselben Tugenden das Leben des Volkes wie des Einzelmenschen zieren. In ihm lebte das Bewußtsein der wesenhaften Einheit des Göttlichen und Menschlichen. Als solcher Genius, vor dem die Vernunft von dem Bewußtsein und der Kraft des sittlichen Wollens nicht zu trennen, und nach dem die Schönheit aufs Engste mit der Tugend und moralischen Vervollkommnung verknüpft ist, opponiert er gegen Homer und die Tragiker, die ihm, weil er die Kunst nur als Nachbildung, als Darstellung des Scheins, als Abbild von etwas Wirklichem auffaßt, mit der Schönheit nicht zugleich die Sittlichkeit geben. Als echter Hellene auch hat er die Prinzipien der Erziehung aufgestellt, die Idee derselben klar erfaßt, ihren Zweck scharf bestimmt und genau die Mittel zur Erreichung desselben angegeben. Und weil er also wie als Philosoph, so als

Pädagog der wahre und unverfälschte Repräsentant eines historisch großen Volks ist, darum hat auch der Geist der Weltgeschichte und, wenn nicht der christliche Geist unmittelbar, so doch zugleich dieser Geist im prophetischen Wort, das im „Menschen Sohne“ seine Erfüllung erhielt, aus ihm gesprochen, wenn er in seinem Timaios sagt: „Indem dieses Weltganze sterbliche und unsterbliche Bewohner erhielt und davon erfüllt ward, wurde es zu einem sichtbaren, das Sichtbare umfassenden Beseelten, ein sinnlich wahrnehmbarer Gott, das Abbild des nur der Vernunft zugänglichen Gottes, der größte und beste, der schönste und vollkommenste der Götter, dieser einzige Himmel, der ein Eingeborener ist.“ Zu dieser Tiefe der theoretischen Anschauung fügt er die gleich tiefen sittlichen Anforderungen: „Durch Sittlichkeit soll der Mensch, so weit es ihm gegeben ist, sich Gott ähnlich machen. Sittlichkeit aber besteht in der Gerechtigkeit, in der Mäßigung der Begierden, in der Heiligkeit.“ „Gott ist der Gerechteste und niemand unter uns naht sich ihm mehr als wer unter uns die letzte Stufe der Gerechtigkeit erreicht hat.“ Dahin zielt daher auch die Erziehung. „Nicht verdient den Namen Erziehung die Anweisung zum Geldgewinne oder zur Körperstärke oder zu irgend einer handwerksmäßigen und unfreien Kenntnis, ohne Geist und Rechtssinn. So kann einer zur Schifffahrt oder zum Weinhandel erzogen sein, und er hat doch keine wahre Erziehung. Nur die Gezogenen werden die Guten; nur durch Zucht wird man ein trefflicher Mann.“ — Platon ist der Repräsentant des Griechentums auf seiner höchsten Höhe, — als Philosoph und als Pädagog.

Aristoteles.[1]

Aristoteles ist der geistige Alexander. Reich an Erfahrung und tief in Spekulation durchdringt er alle Seiten des Universums und sucht alle Realität auf den Begriff zu bringen. Er ist der umfassendste

[1] Außer den in der früheren Auflage citierten Hilfsschriften: Michaelis, Ideen über Erziehung nach Aristoteles, Leipzig, 1803. Evers, Fragment des aristotelischen Erziehungsbaues, Aarau, 1806. J. Casp. Orelli, in den philologischen Beiträgen aus der Schweiz, Band I., Zürich, 1819. Alex. Kapp, aristotelische Staatspädagogik, Hamm, 1837. Fr. A. Schulze, Erziehungstheorie des Aristoteles, Gym.-Progr. Naumburg, 1844, und Wenkel, die Lehre des Aristoteles über das höchste Gut oder die Glückseligkeit, Gymn.-Progr. Sondershausen 1864, *wären speziell über die Erziehung: Mann, die Grundlinien der aristotelischen Erziehungstheorie, Progr. Brandenburg, 1873. W. Biehl, die Erziehungslehre des

und tiefsinnigste Denker der vorchristlichen Welt, — der Hegel des klassischen Altertums, indem er, gleich diesem, die größte Masse des Wissens in sich vereinigt, das zerstreut Vorhandene zu einem geregelten System ausbaut, idealrealistisch, den physischen und psychischen Kosmos, die Welt und Gott in einen wunderbaren Geistesdom hineinbaut, das Absterben einer früheren Kulturepoche ankündigt und Wellen in das Meer der Geschichte schlägt, die Jahrhunderte hindurch das geistige Leben erzittern machen. Aristoteles tritt mit einem realistischen Sinn auf, wie kein anderer griechischer Denker, und mit einer Universalität des Wissens, wie es bis zu ihm hin keinem eigen gewesen war. Von ihm ab datieren in Wahrheit erst die meisten philosophischen Wissenschaften. Mit der Vernunft bekämpft er den rohen Empirismus, und mit epischer Ruhe wie mit größtmöglichster Objektivität der Anschauung und Betrachtung zieht er das Große wie das Kleine vor sein Gedankenforum. Mit bewundernswürdigem Tiefsinn geht er den philosophischen Speculationen nach, und mit mikrologischem Sammlerfleiße sucht er historische und antiquarische Notizen, um alle gefundenen Gedanken in sein philosophisches System einzureihen, welches das erste Zeugniß systematisierender Gelehrsamkeit ist. Aristoteles ist die höchste wissenschaftliche Höhe in der alten Zeit, — die Brücke zur Verbindung der griechischen mit der modernen Welt, — das philosophische Sprachrohr und der geistige Herrscher zweier Jahrtausende.

Aristoteles war 384 v. Chr. zu Stageira, einer griechischen Kolonie in Thrakien, geboren. Sein Vater war Nikomachos, der Leibarzt des makedonischen Königs Amyntas II., der sein Geschlecht von Asklepios ableitete, und dessen Beruf den genialen Sohn zu den Naturwissenschaften hinleitete. Früh seiner Eltern beraubt, kam er im 17. Lebensjahre zu Platon nach Athen und blieb in dessen Umgange 20 Jahre. Platon gewann ihn wegen seines Fleißes

Aristoteles, Progr. Innsbruck, 1877; — über die Staatslehre: Rassow, die Republik des Plato und der beste Staat des Aristoteles, Weimar, 1866. W. Oncken, die Staatslehre des Aristoteles in historisch-politischen Umrissen, Leipzig 1870–75; — über die Psychologie: F. Volkmann, die Grundzüge der aristotelischen Psychologie, Prag., 1858, und Fried. F. Kampe, die Erkenntnistheorie des Aristoteles, Leipzig, 1870; — über die Philosophie: Franz Biese, die Philosophie des Aristoteles, 2 Bände, Berlin, 1835–42, und Brückner, die Bedeutung der aristotelischen Philosophie für eine Erziehung zur Freiheit und Sittlichkeit, Progr. Brandenburg, 1872; — im Allgemeinen außer der bereits erwähnten Geschichte der griech. Philosophie von Zeller Chr. Aug. Brandis, Handbuch der Geschichte der griech.-römischen Philosophie, 2. Teil, 2. Aufl., 3. Teil, Berlin, 1853–60, anzuführen.*

und wegen seines eifrigen Studiums früherer und gleichzeitiger Philosophen so lieb, daß er ihn den „Philosophen der Wahrheit" und die „Seele seiner Schule" *(νοῦς τῆς διατριβῆς)*) genannt haben soll. Später jedoch trat zwischen den beiden größten Philosophen ein entschiedener Bruch hervor[1]), der seinen Grund nur zum geringsten Theile in der Unfreundlichkeit und Rücksichtslosigkeit des Aristoteles gegen den Platon findet, der vielmehr durch die verschiedenen Geistesrichtungen, die beide Philosophen einschlugen, entstehen mußte. Der Weg des Aristoteles, der sich im Realen bewegte, war dem des Platon, der nach dem Idealen strebte, diametral entgegengesetzt. Platon flog über die Natur hinaus in den Himmel hinein; Aristoteles durchspähte mit seinem forschenden Geiste Welt und Natur, um von dem Einzelnen zum Allgemeinen aufzusteigen. Platon streckte — wie Rafael in der „Schule von Athen" sinnig darstellt — seine Hand zum Himmel, dem Reiche der Ideen, empor, indeß Aristoteles auf die Erde als auf den Schauplatz seines Denkens und seiner Thätigkeit hinweist. An die Stelle des platonischen intuitiven Schauens setzt Aristoteles das discursive Denken, an die Stelle der Poesie Platon's die Prosa, an die Stelle des Mythos die nüchterne Forschung, an die Stelle der volksthümlichen platonischen Philosophie den Universalismus seines Systems und seiner Forschung. *Nach Platons Tode (347) begab sich Aristoteles in Gesellschaft des Xenokrates, auch eines Schülers des Platon, zu Hermias, dem Herrscher von Atarneus und Assos nach Mysien. Nachdem dieser in persische Gefangenschaft gerathen und daselbst umgekommen war, heiratete Aristoteles dessen Nichte Pythias und lebte in Mitylene.*

Sein Ruf war zu den Ohren des Königs Philipp von Makedonien gedrungen. Schon i. J. 356 nach der Geburt seines Sohnes Alexander hatte er an Aristoteles geschrieben: „Wisse, daß mir ein Sohn geboren worden. Ich danke den Göttern nicht sowohl, daß sie ihn mir gegeben, als daß sie ihn zur Zeit des Aristoteles haben geboren werden lassen. Ich hoffe, Du werdest einen König aus ihm bilden, würdig, mir zu folgen und den Makedoniern zu gebieten."

[1]) *Die neuere Forschung hat festgestellt, daß von einem Bruche zwischen den beiden Philosophen nicht die Rede sein kann, daß vielmehr zwischen ihnen ein freundschaftlicher Verkehr bestand, den Platons treuester Anhänger Xenokrates fortsetzte. Doch beziehe sich die Äußerung des Aristoteles über einen Mann, den auch nur zu loben den Schlechten nicht gestattet sei, die man gern auf Plato deutete, nicht auf diesen, sondern auf Sokrates.*

Als Alexander 13 Jahre alt wurde, berief nun Philipp den Aristoteles an seinen Hof, damit er dessen Erziehung leite. Er that dies durch ungefähr 4 Jahre (343—340). Die schwere Aufgabe, die ihm hierdurch gestellt wurde, hat er in glücklicher Weise gelöst. Nie hat ein größerer Lehrer einen größeren Schüler gehabt. Wie der Lehrer die geistige Welt eroberte, so unterwarf sich der Schüler die wirkliche Welt durch seine Eroberungen. Aristoteles hat eine großangelegte Individualität groß gezogen, ausgebildet und zur selbstbewußten Selbstständigkeit erhoben, so daß Alexander in vollkommener Gewißheit seiner selbst und in Unabhängigkeit von engen, beschränkten Plänen, zu dem Gedanken emporstieg, die Welt zu einem gemeinschaftlichen, gesellschaftlichen Leben und Verkehr zu einen, und daß in ihm das Streben lebendig ward, den Unterschied zwischen Griechen und Barbaren aufzuheben, wie er auch den weltbürgerlichen allgemeinen Ausspruch that, Gott sei zwar der gemeinsame Vater aller Menschen, die besten aber derselben seien ganz besonders seine Kinder. Es hat Aristoteles, wie Hegel sagt, diese große Natur so unbefangen gelassen, als sie war, ihr aber das tiefe Bewußtsein von dem, was das Wahrhafte ist, eingeprägt, und den genievollen Geist, der er war, zu einem plastischen, gleichwie eine freie in ihrem Äther schwebende Kugel, gebildet. Aristoteles unterrichtete seinen Zögling, nachdem dieser schon den charakterfesten Leonidas und den sorgsamen Lysimachos zu Lehrern gehabt hatte, nach griechischer Weise. In einer eigens dazu veranstälteten Bearbeitung führte er ihn in die Iliade ein und begeisterte ihn so glühend für das homerische Epos, daß es Alexander auf allen seinen Zügen in einem goldenen Kästchen mit sich führte. Überhaupt ward so lebendige Achtung für die Dichtkunst in ihm erweckt, daß er bei der Zerstörung Thebens die Wohnung Pindars, des Sängers festlicher Sieger, zu schonen befahl. In der Musik verstand sich Alexander trefflich auf das Saitenspiel mit Gesang; auch bezeugte er musikalischen Künstlern große Verehrung und veranstaltete musische Wettkämpfe. Daß sich Alexander in der Gymnastik übte, beweist die symmetrische Ausbildung und edle Haltung seines kräftigen Körpers, seine Schnelligkeit im Lauf und seine Ausdauer in anstrengenden Bewegungen. In der Graphik ward er vermutlich unterrichtet; machte er doch als Mann mit Apelles, dem größten Maler seiner Zeit, die genaueste Bekanntschaft. Gewiß ist, daß Aristoteles wesentliches Gewicht auf die Übung in der Beredsamkeit bei Alexander legte, damit er dadurch innerlich an Geistesklarheit

gewinne und äußerlich durch seine Rede überzeuge und siege. Die Geometrie soll Alexander nur getrieben haben, um zu wissen, wie klein die Erde sei, von der er nur den kleinsten Teil beherrsche. Dagegen hat ihn Aristoteles in der Politik unterwiesen und mit dieser Unterweisung für den zum Könige berufenen Alexander von seinem Grundsatze, daß die Politik kein Studium für Jünglinge sei, entweder eine Ausnahme gemacht, oder diesen Satz erst in Folge der an Alexander gemachten trüben Erfahrungen ausgesprochen. In die Ethik endlich und in die tiefen Geheimnisse der Metaphysik ward Alexander von Aristoteles gleichfalls eingeführt, und jener war so stolz auf diese Einweihung in die Tiefen der Wissenschaft, daß er, als er mitten auf seinen Eroberungszügen in Asien hörte, Aristoteles habe die akroamatischen Schriften herausgegeben, an diesen schrieb: „Du hast Unrecht daran gethan. Denn wodurch werden wir uns denn vor den anderen hervorthun, wenn unsere Kenntnisse allgemein werden? Ich wenigstens will mich lieber durch Einsicht in den besten und wichtigsten Dingen, als durch Gewalt auszeichnen." Für die Naturgeschichte interessierte er sich im höchsten Grade, und Plinius berichtet, daß er auf seinen Zügen durch Asien und Griechenland einige tausend Menschen, welche von der Jagd-, dem Fisch- und Vogelfang lebten, die Aufseher der Tiergärten, Vogelhäuser und Teiche des persischen Reichs 2c. angewiesen habe, von allen Orten alles, was merkwürdig war, zu sammeln und es dem Aristoteles zu überschicken. Das Vermächtnis des Aristoteles an seinen Schüler ist in dem Briefe zu finden, den ihm dieser bei der Thronbesteigung sandte: „Indem ich mich an dich wende, weiß ich nicht, wo oder wie ich zunächst anfangen soll; denn wohin ich sehe, erscheint mir alles groß und ausgezeichnet und nichts der Vergessenheit wert, sondern vielmehr wert solcher Ermahnungen und Erinnerungen von meiner Seite, die den Wechsel aller Zeiten aushalten können. Denn auf wirklich gute Belehrungen und Ermahnungen derer, welche unterrichten, achtet die ganze folgende Zeit. So bemühe Dich denn also, Deine Regierung mit Wohlthun und nicht mit Stolz anzufangen, denn Wohlthun ist das Schönste im Leben. Dies ist es auch, welches unserer sterblichen Natur, selbst wenn sie, dem Laufe des Schicksals nach, sich aufgelöst hat, dennoch ein durch innere Größe unsterbliches Andenken verschafft. Daran denke stets. Du bist ja auch nicht ohne vernünftige Bildung aufgewachsen, wie andere Deinesgleichen, die deswegen in verkehrten Ansichten befangen sind. Ehrenvolle Abstammung, ererbte

Herrschaft, Erziehung nach festen Grundsätzen, ausgezeichneten Ruhm, das alles hast Du erhalten. So hoch Du nun durch das Glück gestellt bist, so sehr mußt Du unter den Guten hervorragen. Schließlich wünsche ich Dir, daß Du nur Ersprießliches unternehmen mögest, und dann Vollbringen Deiner Entschließungen." — So lange Alexander in diesen Grundsätzen lebte, war er groß und zugleich Verehrer und Freund des Aristoteles. Je länger aber beide von einander getrennt waren und je mehr sich Alexander in die Sinnlichkeit hineinstürzte, um so mehr entfernte er sich von Aristoteles, und um so mehr erkaltete der Freundschaftsbund, indem sich das Wort der nikomachischen Ethik auch hier bewährte: „Örtliche Trennung löst die Freundschaft nicht an sich auf, aber ihre Wirksamkeit und Thätigkeit. Wenn nun die Entfernung lange dauert, so scheint sie auch Vergessenheit der Freundschaft zu bewirken. Daher pflegt man zu sagen, Mangel an Unterredung und Umgang pflegt viele Freundschaften aufzulösen."

Nachdem Aristoteles die Erziehung Alexanders vollendet hatte, begab er sich nach Athen und lehrte im Lykeion, unter den Schattengängen (περίπατοι — Peripatetiker) hin und her wandelnd. Er hielt hier täglich zweimal Vorlesungen, in denen er des Morgens die schon gereifteren Schüler tiefer in die Wissenschaft und ihren Zusammenhang einführte, (akroamatische *ἀκροατικά,* oder esoterische Untersuchungen), und des Abends vor einer größeren Anzahl von Zuhörern mehr gelegentlich über wissenschaftliche Gegenstände und vorzüglich über die auf allgemeine Bildung abzweckenden Wissenschaften (exoterische Vorträge) sprach.

Als Aristoteles dreizehn Jahre auf diese Weise gewirkt und dabei seine wichtigsten philosophischen und naturwissenschaftlichen Schriften verfaßt hatte, wurde er der Gottlosigkeit angeklagt, indem ein angesehener atheniensischer Bürger, Demophilos, ihn beschuldigte, daß er seinem ermordeten Freunde Hermias in einem Gedichte göttliche Verehrung erwiesen habe. Er floh deshalb nach Chalkis auf Euböa und starb daselbst an einem erblichen chronischen Magenleiden, welches seine schwächliche Constitution untergrub, in einem Alter von 62 Jahren, im 3. Jahre der 114. Olymp., im Jahre 322 vor Christi Geburt.

Die Methode des aristotelischen Philosophierens ist analytisch: Aristoteles schreitet vom Konkreten rückwärts zu dessen letzten Gründen. Mitten in das Gegebene sich hineinstellend, sucht er durch Induktion d. i. durch Ableitung allgemeiner Sätze aus

einer Summe gegebener Thatsachen und Erscheinungen, die Idee zu finden und aufzuzeigen. Ihm ist Philosophie Erkenntniß aus Gründen, Versicherung des Wissens, gestützt auf Erfahrung, — eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Das Werkzeug dieser Erkenntnis ist ihm die Logik[1]), die der Form nach das Organ der Wissenschaft ist und Begriffe und Schlüsse bildet und beurteilt, um durch Schlüsse beweisen zu können. Die Metaphysik,[2]) die sich auf die Logik stützt, macht dasjenige, was die anderen Wissenschaften aus der Erfahrung oder hypothetisch aufnehmen, selbst wiederum zum Gegenstande der Untersuchung: sie ist die Wissenschaft des Seins und seiner ersten Gründe. *Im Gegensatz zu der platonischen Ideenlehre bezeichnet Aristoteles als die Grundlage alles Seins den Stoff (ὕλη) und die Form (εἶδος). Das Verhältnis zwischen Stoff und Form ist das zwischen der Möglichkeit (Potenzialität, δύναμις) und Wirklichkeit (Aktualität, ἐνεργεία oder ἐντελέχεια). Der Stoff ist das potenziell, die Form das aktuell Seiende. Der Stoff ist das Leidende, welches durch die Form bestimmt wird, die Form ist das Bestimmende, bei dem organischen Gebilde zugleich der Zweck und die bewegende Ursache. Die Bewegung (κίνησις) ist der Übergang von der Möglichkeit, dem Stoffe, zur Wirklichkeit, der Form. Jedes Stoffliche (behauener Stein) kann gegenüber einer roheren Form (unbehauener Stein) Form, für eine höhere Form (das Haus) Stoff sein. Also läßt sich alles Seiende als eine Stufenleiter darstellen, die von einer ersten Materie (πρώτη ὕλη) ausgeht, die nichts als Stoff ist, und zu einer letzten Form gelangt, die reine Form ist. Diese stofflose Form, welche selbst unbewegt der Urgrund aller Bewegung (πρῶτον κινοῦν), deren Wesen reine Aktualität (ἐνεργεία) ist, bezeichnet

[1]) *Die logischen Schriften des Aristoteles sind zusammengefaßt in dem Organon, welche Bezeichnung ihnen erst später beigelegt wurde. Dieses umfaßt a. die Kategorieen oder die Arten der Aussage (über Substanz, Quantität, Qualität, Relation, Ort, Zeit, Lage, Haben, Thun und Leiden), b. die Schrift vom sprachlichen Ausdruck (περὶ ἑρμηνείας) oder vom Satz. c. die erste Analytik, die Lehre vom Schluß, d. die zweite Analytik, die Lehre vom Beweis und von der Definition, e. die Topik oder die Kunst zu disputieren, welche in den 8 ersten Büchern den dialektischen Schluß, im 9. Buche, das auch einen besonderen Titel hat, die Trugschlüsse der Sophisten behandelt.*

[2]) *Die Methaphysik, welche Aristoteles selbst die πρώτη φιλοσοφία nannte, ist niedergelegt in 14 Büchern, welche die Sammler als τὰ μετὰ τὰ φυσικά bezeichneten. Diese Sammlung weist manche Wiederholungen und nicht hierher gehörige Abschnitte auf. Sie wurde wahrscheinlich von späteren Ordnern mangelhaft zusammengestellt und enthält auch manche Zuthaten späterer Aristoteliker.*

Aristoteles als die Gottheit. Sie ist frei von Materie, darum ohne Vielheit und ohne Teile, absoluter Geist, der sich selbst denkt. Dieses Denken ist das höchste, beste und seligste Leben. Sein Inhalt ist das Gute, darum ist Gott das höchste Gut, der als das Vollkommenste von allen geliebt wird. Er ist der Zweck, der außer sich keinen Zweck hat, dem der Mensch vermöge der Anziehung, welche jedes Geliebte auf das Liebende ausübt, nachstrebt.*

*Mit der Metaphysik hängt aufs Innigste die Physik[1] und Psychologie[2] des Aristoteles zusammen. In der Physik untersucht er die allgemeinen Bedingungen alles natürlichen Daseins und findet sie in der Bewegung, im Raume und der Zeit. Das erste Bewegte ist der Himmel, an dem die Fixsterne haften. Er ist dem Bewegenden, der Gottheit, am nächsten und hat die vollkommenste Bewegung, die Kreisbewegung. Diese Bewegung teilt sich allen umschlossenen Sphären mit. Zunächst dem Äther, der vom Fixsternhimmel bis zum Monde reicht und als das fünfte der Elemente erscheint, aus dem die Gestirne gebildet wurden. Innerhalb dieses Raumes giebt es mehrere Sphären, darunter die Planetensphäre, deren Bewegungen um so unvollkommener und unregelmäßiger sind, je weiter sie von der Gottheit abstehen. In der Mitte der Welt ruht unbewegt die kugelförmige Erde, der die vier Elemente: Feuer (das warme und trockene), Luft (das warme und feuchte), Wasser (das kalte und feuchte) und Erde (das feuchte und trockene) angehören. In den Naturkörpern, welche durch Mischung dieser Elemente entstanden sind, offenbart sich der in der Metaphysik hervorgehobene Entwicklungsgang von dem Stoffe zur Form. Die Minerale sind die unterste Stufe des Stoffes, der Mensch die höchste Stufe der Form. Die Pflanzen sind unvollkommener als die Thiere und besitzen bloß die Bildungskraft. Die Tiere haben außerdem das Vermögen des Empfindens, Begehrens und der willkührlichen Bewegung. Unter ihnen sind wieder die blutlosen (Schaltiere, Krustentiere und Insekten) unvollkommener, als die, welche Blut haben (Fische, Amphibien,

---

[1] *Die naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles sind zunächst die 8 Bücher der Physik, dann die Schrift über den Himmel, (περὶ οὐρανοῦ). über Werden und Vergehen (περὶ γενέσεως καὶ φθορᾶς) und über die Meteore. Die Naturgeschichte behandeln die Tiergeschichte (περὶ τὰ ζῷα ἱστορίαι), und die Schriften über Teile der Tiere, über Erzeugung und Gang der Tiere. Mehrere hierher gehörige Werke sind verloren gegangen.*

[2] *Hierfür sind die 3 Bücher „Über die Seele“ (περὶ ψυχῆς) besonders wichtig, denen sich mehrere Abhandlungen über die Wahrnehmung und das Wahrnehmbare, über Gedächtnis und Erinnerung, über Leben und Tod ꝛc. anschließen.*

Vögel und Säugetiere). In dem Menschen ist der Körper das Unvollkommene die Materie, dagegen die Seele das Vollkommene, die Form. Die Seele des Menschen hat alle in den Pflanzen und Tieren vorhandenen Vermögen, aber überdies noch die Vernunft (νοῦς) deren Thätigkeit teils theoretisch (wissenschaftliches Denken), teils praktisch (Überlegung beim Handeln) ist.*

Mit der Aufgabe des Menschen beschäftigt sich die Ethik[1]) und Politik[2]) des Aristoteles. In der Ethik erscheint besonders wichtig die Lehre über das höchste Gut. Sie läßt sich kurz also zusammenfassen: Jede bewußte menschliche Thätigkeit, jede Kraft und wissenschaftliche Untersuchung, jede Handlung, jeder Vorsatz ist auf Erreichung eines Zweckes gerichtet, und dieser kann natürlich nur etwas Gutes, wirkliches oder scheinbares sein (Zweck und Gutes sind oft bei Aristoteles Wechselbegriffe). Notwendigerweise muß es aber unter den vielfachen Zwecken, die vorhanden sind, einen solchen geben, den wir um seiner selbst willen erstreben, und um dessentwillen wir alles Übrige wollen, da sonst all unser Streben ins Unendliche verlaufen und damit leer und eitel sein würde Dieser Zweck, der allen unsern Bestrebungen und Handlungen als letztes Ziel vorgesteckt ist, muß offenbar das Gute, ja das höchste Gut sein. Wer die Kenntnis dieses Zieles besitzt, ist gleich einem Bogenschützen, der nur dann, wenn er das Ziel kennt, dasselbe zu treffen vermag. Das Gute ist die Glückseligkeit; denn während wir Ehre, Lust, Vernunft und jede Tugend teils zwar auch um ihrer selbst willen begehren, teils sie aber auch um der Glückseligkeit willen suchen, da wir durch ihren Besitz glückselig zu werden glauben, streben wir nach der Glückseligkeit nur um ihrer selbst und nie um eines Andern willen; sie ist also Endzweck, d. i. das, was immer nur um seiner selbst und nie um eines Andern willen erstrebt wird. Das höchste Gut oder die Glückseligkeit ist also das Ziel des

---

[1]) *Über die Ethik des Aristoteles sind 3 Schriften überliefert: die nikomachische Ethik, die eudemische Ethik und die große Ethik (ἠθικὰ μεγάλα). Nur die erste Schrift scheint aristotelischen Ursprungs zu sein, die zweite stammt wohl, wie der Name sagt, von Eudemos, die dritte ist ein Auszug aus beiden, der sich aber enger an die eudemische Ethik anschließt.*

[2]) *Mit der Politik befassen sich zwei Werke des Aristoteles: das eine πολιτεῖαι, umfaßt eine Beschreibung von Verfassungen zahlreicher (angeblich 158) Staaten und ist nur in Fragmenten erhalten. Es bildete wahrscheinlich die Grundlage zu dem andern Werke πολιτικά, das in 8 Büchern erhalten ist, aber wahrscheinlich unvollendet oder unvollständig auf uns kam.*

gesamten menschlichen Handelns, etwas Vollkommenes (Endzweck), an sich Genügendes, als das Wünschenswerteste von Allem. Worin aber besteht die Glückseligkeit? In der Lösung der dem Menschen gestellten Aufgabe, welche aus dem dem Menschen eigentümlichen und ihn von allen andern Geschöpfen unterscheidenden Wesen erkannt wird. Das bloße Leben kann es nicht sein, denn dieses kommt auch der Pflanze zu; auch nicht das blos sinnlich wahrnehmende Wesen, das der Mensch mit den Tieren gemeinsam hat. So bleibt also nur das handelnde Leben des Menschen als eines mit Vernunft begabten Wesens übrig; es besteht demnach die Aufgabe des Menschen in einer der Vernunft gemäßen oder ihr nicht widersprechenden Thätigkeit der Seele. Nun hat aber die Gattung und der einzelne Tüchtige in ihr dieselbe Aufgabe, und für den Letzteren tritt zu seiner Aufgabe nur der Vorzug der Tüchtigkeit und Vollkommenheit hinzu (so hat z. B. der Zitherspieler überhaupt und der tüchtige Zitherspieler die nämliche Aufgabe, die des Zitherspielens, und der Tüchtige unterscheidet sich nur dadurch, daß er gut spielt); daher muß, wenn die Aufgabe des Menschen in einer mit Vernunft verbundenen Thätigkeit der Seele besteht, diese Thätigkeit bei dem tüchtigen Menschen gut und trefflich beschaffen sein, und wenn das gut beschaffen ist, was in der ihm eigenen Vollkommenheit vollbracht wird, so besteht das menschliche Gut in derjenigen Thätigkeit der Seele, welche ihrer Vollkommenheit oder Tugend gemäß ist, und wenn es mehrere solcher Tugenden giebt, in der der besten und vollkommensten Tugend entsprechenden Thätigkeit. Dazu muß jedoch noch hinzukommen, daß dies eine ganze Lebenszeit hindurch dauert; denn ein Tag oder eine kurze Zeit macht noch keinen Glückseligen. Derjenige also ist der Glückselige, welcher der vollkommenen Tugend entsprechend thätig und mit äußeren Gütern hinlänglich ausgerüstet ist, und zwar nicht blos auf eine kurze Zeit, sondern eine ganze Lebenszeit lang. — Die Glückseligkeit ist eine der Tugend entsprechende und zwar eine der vorzüglichsten Tugend entsprechende Thätigkeit. Diese Thätigkeit aber ist die denkende Betrachtung oder philosophische Erkenntnis, denn diese ist die vorzüglichste Thätigkeit, weil nicht nur die Vernunft in uns das Vorzüglichste ist, sondern auch die Gegenstände der Erkenntnis, mit denen es die Vernunft zu thun hat, die vorzüglichsten sind. Zugleich ist diese intellektuelle Thätigkeit die anhaltendste, die größte Lust gewährend, selbst genügsam. Daß aber die vollkommene Glückseligkeit in der denkenden Betrachtung

besteht, erhellt auch daraus, daß die Götter, die wir doch im höchsten Grade für selig und glückselig halten, dies nur durch jene Thätigkeit sein können, weil alle anderen Handlungen als zu gering und unwürdig für dieselben erscheinen. Von den Thätigkeiten des Menschen muß also diejenige am glückseligsten sein, welche der göttlichen am meisten verwandt ist. Und wiederum müssen die Götter, die Freude haben an dem Besten und ihnen am meisten Verwandten, nämlich an der Vernunft, und denjenigen am meisten lieben, welcher die Vernunft am meisten liebt und schätzt. "Der Mensch ist aber nicht dazu bestimmt als Individuum seine Sonderziele zu verfolgen. Er ist von Natur ein ζῶον πολιτικὸν, ein Wesen, das für das Staatsleben geschaffen ist. Darum wird die Ethik durch die Politik ergänzt. Wie der einzelne, so hat auch der Staat die Glückseligkeit (τὸ εὖ ζῆν) seiner Bürger zum Zwecke. Als die wichtigste Sorge des Gesetzgebers bezeichnet Aristoteles die Erziehung. Darum hat er seine Ansichten über die Pädagogik hauptsächlich in der Politik niedergelegt, nur einzelnes findet sich zerstreut in anderen Schriften, namentlich am Schlusse der nikomachischen Ethik vor."

Wie in der Philosophie überhaupt, so tritt Aristoteles auch in den Ansichten über die Erziehungskunst mit Platon entschieden in Gegensatz. Platon schaute die Idee der Erziehung in ihrer idealen Höhe; Aristoteles faßt sie in ihrer praktischen Tiefe. In der idealen Anschauung Platon's erhält die Individualität nicht die gehörige Berücksichtigung; Aristoteles erkennt auf seinem analytischen Wege ihre Berechtigung vollständig an. Und wie im Fundament, so im Ausbau. In Behandlung der Sklaven ist Aristoteles weniger streng, als Platon, indem er für deren sittliche und geistige Erziehung zu sorgen befiehlt. Platon erklärt die mathematischen Wissenschaften für hochwichtig beim Unterricht, indem sie vom Sinnlichen zum Geistigen hinführen; Aristoteles stellt sie für den Unterricht sehr tief, weil in ihnen die Sittlichkeit keine Nahrung finde. Aristoteles opponiert nicht wie Platon gegen die Dichter und Künstler, weil sie uns nur den wesenlosen Schein, statt Wahrheit darböten und darum der Jugend Gefahr brächten und der Vielwisserei Vorschub leisteten, sondern er findet die psychologische Erklärung des Ursprungs der höheren Kunstthätigkeit und sieht, daß nicht bloß das Äußere, sondern auch die Gemütsstimmung und das Innere, Geistige nachgeahmt wird. Im Gegensatz zu Platon hebt Aristoteles die Geschichte als besondere

Disziplin zur Bildung des Geistes hervor, und versucht es, Anleitung zu geben, den Stoff durch methodische Mittel leichter zu erfassen. Als Repräsentant des Griechentums hält Platon die Knabenliebe für ein wesentliches Volkserziehungsmittel; Aristoteles der Vertreter der Weltwahrheit hingegen weist sie aus seinem Staate aus. Wesentlich unterscheidet sich endlich Aristoteles von Platon in Betracht der sittlichen Jugendbildung, indem Platon über das Gute in den menschlichen Angelegenheiten nicht reden kann, ohne dabei an die Idee des Guten an sich anzuknüpfen, die Tugend auch nicht durch Unterricht mitzuteilen weiß, weil sie ein Geschenk des Himmels für den ist, der darnach strebt, Aristoteles hingegen nur das Sittliche im Leben der Menschen, nicht das Gute im Großen der Welt für den Gegenstand der Ethik erklärt und die Tugendbildung auf klare Verstandsbegriffe zurückzuführen sucht. Platon verlangt, daß der Mensch zu den Göttern sich emporrichte und an derjenigen Gottesverehrung festhalte, welche durch die öffentlichen Gesetze sanktioniert ist. Bei Aristoteles tritt die Gottesverehrung im Herzen zurück und die Mythologie ist ihm nur allegorische Hülle. „Von den Vorfahren, sagt er, ist uns im mythischen Gewande überliefert worden, daß Himmel, Planeten, Sonne und Mond Gottheiten seien, und daß das Göttliche die ganze Natur umfasse. Das Übrige ist mythisch, hinzugefügt zur Überredung der Menge, und der Gesetze und anderer Zwecke wegen. Sie nennen nämlich die Götter menschenähnlich und legen ihnen Ähnlichkeit mit anderen lebenden Wesen bei. Wenn man nun dieses ausscheidet und bloß auffaßt, daß sie die ersten Wesenheiten für Götter nahmen, so wird man diese Lehre für eine göttliche halten und wohl glauben müssen, daß, da wahrscheinlich eine jede Kunst und Philosophie, so weit es möglich war, oft gefunden ward und wieder verschwand, sich diese Meinungen als Trümmer von jenen Annahmen bis jetzt erhalten haben. Nur in so weit ist uns die Vorstellung unserer Väter und der Männer der ersten Vorzeit verständlich."

Die Pädagogik gründet Aristoteles auf das sichere Fundament der Menschenerkenntnis.

Der Mensch ist das sinnenbegabteste aller Wesen. Er hat mit der Pflanze und dem Thiere das vegetative, mit dem Thiere das animale, empfindende Leben gemein. Während aber die Thiere den Leidenschaften fröhnen und nur einigen Gedächtnis verliehen ist, besitzt er vor allen anderen Wesen Vernunft, sowie Sprache, um sich über das Nützliche und Schädliche zu äußern, und Gefühl für das Gute und Böse, das Rechte und Unrechte. Das Begehrungsvermögen

ist vernunftlos, wenn es in der Begierde der Vernunft widerstreitet, wohingegen es auf gewisse Weise an der Vernunft Teil hat, sofern es dieser folgt und gehorcht. Das von der Vernunft geleitete Begehren nennt Aristoteles mit Platon im engeren Sinne den Willen, das vernunftlose die Begierde. Das Vernünftige ist wieder in doppelter Hinsicht zu unterscheiden: einmal als das, was die Vernunft außer sich hat, ihr aber gehorcht, und zweitens als das, was die Vernunft eigentlich nur in sich selbst hat. Diesem Unterschiede entsprechend zerfällt auch die Tugend in eine doppelte: in geistige *(dianoëtische)*, wie *Wissenschaft*, Weisheit, *Kunst und praktische* Einsicht, — und sittliche *(ethische)*, wie *Tapferkeit, Mäßigkeit* Freigebigkeit und *vor allen Gerechtigkeit.* Den sittlichen Tugenden verdanken die geistigen ihren Ursprung, und ihr Wachstum größtenteils der Belehrung; daher bedürfen sie der Erfahrung und der Zeit. Die sittlichen hingegen entstehen aus Gewöhnung. Das sind die Thätigkeiten der Seele, nur daß das Denken oder die Vernunft nicht reines Produkt der niederen Seelenvermögen ist und sich zu ihnen nicht blos als höhere Entwicklungsstufe verhält, sondern als reine intellektuelle Thätigkeit vom Leibe nicht abhängig ist und darum auch als allgemeine Vernunft ewig und unsterblich fortbesteht. Die Seele ist die Energie des Körpers, der ganze, lebendige Organismus, der, indem er sich selbst erzeugt, die Gliederung des Körpers ist; man darf deswegen nicht fragen, ob Seele und Leib Eins seien, wie man nicht fragt, ob das Wachs und seine Form, überhaupt die Materie und ihre Form Eins sind. Das Ziel, welches sich der Mensch steckt und welches ihm gesteckt ist, ist die Glückseligkeit, d. i. eine vollkommene praktische Thätigkeit in einem vollkommnen Leben. Diese Glückseligkeit gründet sich wesentlich auf die Tugend, die durch Übung im sittlichen Handeln erlangt wird, wie durch Übung in der Musik und Baukunst der Musiker und Baukünstler entsteht. Wie nun aber jede Handlung insofern unvollkommen ist, als an ihr entweder zu wenig oder zu viel geschieht, ihre Vollkommenheit also darin besteht, daß in ihr das rechte Maß, die Mitte zwischen dem Zuviel und Zuwenig innegehalten wird: so ist auch die Tugend die richtige Mitte im Handeln, — nicht die Mitte an sich, sondern die Mitte für uns, da das, was für einen Menschen genug ist, es noch nicht für den andern ist, und demnach ein Anderes die Tugend eines Mannes, ein Anderes die des Weibes, ein Anderes die des Kindes &c. ist. Es giebt also so viele verschiedene Tugenden, als Lebensbeziehungen vorhanden sind.

Die Ausbildung der Tugend im Allgemeinen hängt vom politischen Leben ab. Der Staat ist früher als der Einzelne, wie das Ganze früher als der Teil, also auch die Vernünftigkeit und Sittlichkeit des Staates früher als die des Einzelnen ist. Notwendig müssen die ursprünglich gepaart sein, die ohne einander nicht sein können, wie Weibliches und Männliches der Erzeugung wegen, so auch Herr und Knecht. Aus diesen beiden natürlichen Gesellschaften entsteht das erste Haus; aus mehreren Hauswesen die Ortschaft; und so aus der Familie erwachsen, entsteht die Königsherrschaft aus der Herrschaft des Familienoberhauptes. Der Mensch ist ein von Natur zum Staatsleben bestimmtes lebendiges Wesen, und der durch Natur und nicht durch Zufall zum Staatsleben nicht Geeignete, ist entweder schlechter oder besser, als ein Mensch. Der Staat ist der Inbegriff aller Verbindungen unter den Menschen und die naturgemäße Vollendung derselben. Der Zweck des Staates ist die Begründung eines vollkommenen, sich selbst genügenden, glückseligen Lebens der Familien und Gemeinden. Das Wichtigste zur Erhaltung des Staates ist eine den Gesetzen und der Verfassung gemäße Erziehung. Jede Verfassung muß sich nach der jedesmaligen Erziehung gestalten, denn durch den eigentümlichen Charakter von dieser erhält jene ihre ursprüngliche Entstehung, sowie ihre Fortdauer. Immer aber ist der bessere Charakter der Erziehung auch Quell der besseren Verfassung. Eben so muß zur Erhaltung der Verfassung die Jugenderziehung nach dem Charakter derselben eingerichtet sein. Nichts können die weisesten Gesetze nützen, wenn nicht die Menschen selbst durch Gewöhnung und Erziehung eine der Verfassung angemessene Bildung erhalten haben. Wenn sich bei einem einzelnen Unsittlichkeit findet, so findet sie sich auch im Staate. Diese jeder Staatsverfassung angemessene Erziehung aber geht nicht dahin, daß jeder in der Oligarchie oder in der Demokratie thue, was den Oligarchen oder Demokraten wohgefällt; sondern dahin, daß jeder das thue, wobei die Oligarchie oder die Demokratie bestehen kann. Und wenn überhaupt die Äußerungen jeder Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit einige vorläufige Anweisung und Gewöhnung fordern, so offenbar auch die Handlungen der Tugend.

Durch dieselbe Erziehung entstehen unter ähnlichen Verhältnissen noch nicht dieselben Tugenden, denn diese sind nach Verschiedenheit der Anlagen sehr verschieden, wie dies besonders bei Männern, Weibern, Kindern und Sklaven

sich zeigt. Der Sklave ist von Natur nicht seiner selbst, sondern eines anderen; er hat an der Vernunft nur so viel Anteil, um sie vernehmen zu können, ohne sie zu besitzen. Die Frau hat eine unfeste Natur, aber als freie Person hat sie dem Manne gegenüber eine bestimmte Berechtigung und Selbständigkeit, und die Leitung der Frau durch den Mann gleicht der obrigkeitlichen Regierung, in der Regierende und Regierte ihren wesentlichen Rechten nach einander gleichstehen. Das Kind hat eine unreife Vernunft: die Herrschaft der Ältern über die Kinder ist monarchisch; denn das Erzeugende herrscht sowohl hinsichtlich seiner Liebe, als auch hinsichtlich seines Alters. Aber nicht allein nach der Standes- und Geschlechtsverschiedenheit der Menschen überhaupt, sondern auch nach der Verschiedenheit der Seelenkräfte im Einzelnen sind die Tugenden verschieden. Immer aber und in jedem muß die Empfindung durch den Verstand geläutert werden, und dieser die Bestrebungen und Triebe regeln und ordnen. Der praktische Verstand bezieht sich auf diese Harmonie zwischen Wollen und Denken, so daß im Vorsatze die richtige Einsicht und die rechte Begierde ist, während der theoretische allein auf Irrtum und Wahrheit seine Thätigkeit richtet. Die sittlichen Tugenden sind von Natur uns weder angeboren, noch auch unserer Natur zuwider, sonst wäre es unmöglich, uns an sie zu gewöhnen; sondern wir aben natürliche Anlage dazu, erlangen aber erst durch Angewöhnung Vollkraft darin, wie durch Unterricht in den Verstandestugenden. Die Gewöhnung ist die allein feste Grundlage für alle späteren Einwirkungen der Erziehung, die, wenn sie auch mehr auf dem Wege der Lehre und des Unterrichts stattfinden, doch nie die Gewöhnung gänzlich ausschließen, sondern mit derselben in steter Wechselwirkung bleiben müssen.

Der Mensch wird das, was er wird, durch Natur, Gewöhnung und Belehrung. Gewöhnung und Belehrung machen die Erziehung, und sie müssen immer beisammen sein, aber nur so, daß die Gewöhnung am frühesten eintritt. Die Belehrung hat einen inneren Zweck, denn es ziemt sich nicht für edle und freie Gemüter, nach dem Nutzen dessen zu fragen, was man lernt. Die Erziehung soll die Seele für die Lehren des Sittlichen vorbereiten, wie man das Land zubereitet, ehe man den Samen hineinstreut. Erst wenn das Gemüt zum Guten geneigt ist, kann mit Nutzen die Lehre des Sittlichen folgen und dann erst, wenn gute Gewöhnung da ist, haben die Grundsätze veredelnden Einfluß.

Immer aber muß das letzte Ziel der Natur, vernünftige Ausbildung, im Auge behalten werden, und immer nur darf die Erziehung Ergänzung der Natur sein.

Um zu ermitteln, worauf die Erziehung sich zu richten hat, und welcher Mittel sie sich zur Erreichung ihres Zieles bedient, muß dreierlei in's Auge gefaßt werden, das Notwendige und zum Leben Nützliche, das, was zur ethischen Tugend leitet, und das, was über diese hinaus den höchsten, d. i. den theoretischen Bestrebungen dient. In dem zum Leben Notwendigen ist aber die Jugend nur insoweit zu unterrichten, als die Beschäftigung mit demselben den Freien geziemt; namentlich ist alles Handwerk, alle Lohnarbeit, oder gar, was den Körper beeinträchtigen könnte, zu vermeiden. Daher sind auch die eigentlichen Künste nur mit Rücksicht auf die Gesammtbildung, keineswegs aber bis zur Virtuosität zu treiben, weil ein solcher Betrieb eines Freien unwürdig wäre. Betreffs der ethischen Tugenden sind die Kinder besonders zur Besonnenheit und Mäßigkeit gesetzlich anzuhalten, damit die anfängliche Überwindung durch Gewohnheit das Unangenehme verliere. Endlich dienen zur ethischen wie zur theoretischen Bildung bestimmte, allgemein übliche Bildungsmittel, nämlich die Grammatik, die Gymnastik, die Musik und die Graphik. Graphik und Grammatik sind für das praktische Leben nützlich und vielfach anwendbar, während die Gymnastik als Bildungsmittel zur Tapferkeit wichtig ist.

Perioden der Erziehung. Man muß der Abteilung, welche die Natur selbst gemacht hat, folgen, indem aller Kunst und Erziehung nichts anderes obliegt, als das von der Natur Gegebene ergänzend zu entwickeln. Die Natur aber hat der Erziehung in einer zweifachen Stufe eine notwendige Begrenzung gegeben. Die erste geht vom 7. Jahre bis zur Mannbarkeit und die zweite von da bis zum ein und zwanzigsten *Jahre*; Samen trägt der Mensch ungefähr vom 14. Jahre an bei sich, allein fruchtbar ist derselbe erst gegen das 21. Jahr.

In Wahrheit fängt jedoch die Erziehung schon vor der Geburt an. Denn da zuerst zu sorgen ist, daß der Körper der zu Erziehenden so vollkommen als möglich werde, so muß auch gleich anfangs für die Ehe gesorgt und bestimmt werden, von welcher Beschaffenheit und welchem Alter diejenigen sein müssen, welche sich verehelichen wollen, damit sie in ihrem Verhältnisse zusammen älter werden und ihre Kräfte mit einander übereinstimmen, auf daß nicht ein Mann, der noch im Stande wäre, Kinder zu zeugen, mit einer

Frau, die nicht mehr gebären kann, zusammenlebe oder umgekehrt. Weil nun hinsichtlich der Zeugung im Durchschnitt für den Mann das 70. Lebensjahr, für die Frau aber das 50. als äußerste Grenze feststeht: so *soll* keine Verehelichung erlaubt sein, als zwischen solchen, die von diesem Zeitpunkte ungefähr gleich weit entfernt sind. Aber außerdem dürfen beide Teile auch überhaupt nicht zu jung in die Ehe treten, denn in allen Tiergeschlechtern sind die Geburten von zu jungen Thieren unvollkommen, meistenteils Weibchen von geringem Wuchse; und wiederum sind die Kinder der zu sehr Bejahrten an Leib und Seele unvollkommen und schwächlich. Das zur Fortpflanzung taugliche Alter muß also bis auf die Zeit beschränkt werden, in welcher der Verstand seine höchste Stufe erreicht hat: das ist bei den Meisten in dem fünfzigsten Jahre. Daneben ist, wie zu einem guten Verhalten in bürgerlichen und Staatsgeschäften oder zu einer guten Gesundheit, so auch zum Kinderzeugen weder die Beschaffenheit der Athleten nützlich, noch derer, welche einen von ärztlicher Pflege allzu abhängigen und vom Arbeiten zu sehr entwöhnten Körper besitzen, sondern nur eine solche, welche zwischen beiden liegt. — Die Schwangeren müssen für ihren Körper Sorge tragen, indem sie keine magere Kost genießen und sich keiner trägen Ruhe überlassen. Das Gemüth hingegen müssen Schwangere weit ruhiger zu erhalten suchen, als den Körper; denn es kann nicht geleugnet werden, daß die Mutter auf die Frucht, welche ja von der Empfängnis an einem beständigen, obgleich im Schlafe stattfindenden Wachsen unterworfen ist, eben so Einfluß habe, wie der Boden auf die Pflanzen.

Ist das Kind geboren, so sei es Gesetz, daß kein durch Naturfehler entstelltes Kind auferzogen werde. In Rücksicht der Menge der Kinder soll, wenn die angenommenen Gewohnheiten und Gebräuche bestimmten Eltern nur eine bestimmte Zahl gestatten, kein gebornes Kind ausgesetzt, vielmehr in solchem Falle der Zeugung selbst eine Schranke gesetzt werden, und wenn es dessenungeachtet unter den Eheleuten vorfiele, daß eine Frau, die schon die gesetzmäßige Zahl der Kinder hat, schwanger würde, so muß man die Frucht, ehe sie Empfindung und Leben hat, von ihr abtreiben lassen; denn nach dem Leben und dem Gefühle der Frucht wird allein bestimmt, was gegen sie dem Recht und Gewissen nach erlaubt ist. Sonst gehört Gedeihen und Fülle des Nachwuchses mit zur Glückseligkeit des Einzelnen. Denn die Eltern lieben die Kinder als Teile ihres eigenen Wesens und die Kinder wiederum die Eltern

als die Urheber ihres Daseins. Die Liebe der Erzeuger zu dem Erzeugten ist aber noch größer, als die der Erzeugten zu den Erzeugern, weil sowohl die Vorstellung der Erzeuger, daß die erzeugten Wesen von ihnen sind, lebhafter ist, als auch die Erinnerungen und Hoffnungen der Eltern Vieles dazu beitragen, sowie die größere Länge der Zeit, indem die Eltern die Kinder mit ihrem Dasein, letztere aber die ersteren erst dann, wann sie zum Selbstbewußtsein und zur Vernunft kommen, zu lieben beginnen. Besonders hegen die Mütter gegen die Kinder eine solche Zuneigung, daß sie das Sein und Leben der Kinder um dieser selbst willen, nicht um ihretwillen wünschen und an allen Vergnügungen und Schmerzen der Kinder teilnehmen: sie zeigen, daß es möglich ist, an dem Lieben allein Freude zu haben, wenn es auch von dem Geliebtwerden getrennt ist; und sie lieben die Kinder mehr als die Väter, weil es ihnen mehr kostete, die Kinder zur Welt zu bringen. Die Verbindung zwischen Vater und Kindern ist ein Bild der königlichen Regierung, denn es liegt dem Vater an dem Wohle seiner Kinder, wie dem Könige an dem seiner Untertanen. Die väterliche Herrschaft ist aber von der des Königs noch durch die Größe der Wohlthaten unterschieden; denn der Vater ist der Urheber des Daseins, des kostbarsten unter den Gütern, zugleich aber auch der Ernährer und Erzieher des Kindes. Die Fürsorge der Eltern für ihre Kinder ist nicht blos eine Pflicht, welche ihnen die Natur auferlegt hat, sondern sie ist für sie auch vorteilhaft. Denn was die Eltern in der Zeit, in welcher sie es vermögen, den Kindern, die es noch nicht vermögen, erweisen, das erhalten sie von ihnen wieder, wenn diese in den Stand kommen, es zu leisten, und jene im Alter einer Hülfe bedürfen. Der Kinder vornehmste Pflicht scheint es also zu sein, den Eltern Unterhalt zu reichen, als Erstattung einer Schuld; und für die Urheber des Daseins auf diese Weise zu sorgen, ist schöner, als auf seine eigene Erhaltung bedacht zu sein. Ferner sind wir den Eltern, sowie den Göttern Ehrenbezeugungen schuldig, obschon niemand durch die ihnen erwiesene Ehre dem Werthe der von ihnen empfangenen Wohlthaten gleich kommen kann. Am wenigsten können Eltern, wie auch Lehrer, durch Geld und Ehre bezahlt werden.

So lange das Kind in dem Mutterschoße verschlossen war, glich sein Leben ganz dem der Pflanze. In der ersten Zeit nach der Geburt schon unterscheidet sich aber seine Seele in der Hinsicht von der Seele der Thiere, daß sich in derselben Spuren der künftigen hohen Anlagen entdecken lassen, wenn gleich

die Neugebornen und die Kinder überhaupt nicht einmal in den ersten Jahren träumen. Gleich den Thieren streben auch die Kinder nach Genuß, und wenn sie auch später eine gewisse Überlegung erlangen, so ist diese doch nur unvollkommen. Zorn, Begehrungsvermögen, Begierde treten hervor; aber vollendeter Verstand und Vernunft entwickeln sich erst in den späteren Jahren. Auch die freiwilligen Handlungen der Kinder sind, wie bei den Thieren, ohne eigentlichen Vorsatz. Deshalb können sie nicht an sich tugendhaft sein, sondern nur in Rücksicht auf ihren, schon zur Vollendung gelangten Führer und Leiter. Diese Führer und Leiter nun haben zu sorgen, daß die Kinder, wenn sie geboren sind, milchige Speise, mit Vermeidung des Weines, bekommen. Auch sind körperliche Bewegungen und Gewöhnung an Kälte, soviel es dem Alter angemessen ist, notwendig; denn zu allem, wozu man durch Gewöhnung gebildet werden kann, ist es besser, gleich von der Geburt an und so nach und nach immer mehr geübt zu werden. In dem nun folgenden Alter bis zum fünften Jahre — während welcher Zeit es Vorteil bringt, die Kinder weder mit Lernen, noch mit harter Arbeit zu beschäftigen, weil dadurch ihr Wachstum aufgehalten wird — müssen sie dessen ungeachtet in soweit Bewegung erhalten, daß sie vor Unthätigkeit bewahrt bleiben; und diese Bewegung kann man ihnen durch Spiel und andere Beschäftigungen geben. Die Spiele müssen größtenteils Nachahmungen dessen sein, was späterhin mit Ernst getrieben wird. Eben so sei Sorgfalt auf die Erzählungen und Märchen zu wenden, die dieses Alter zu hören bekommt. Und wie der Gesetzgeber überhaupt aus dem Staate sittlich häßliche Reden verbannen soll, weil aus der Leichtigkeit, irgend etwas Häßliches zu reden, das Thun desselben folgt; so muß aus dem Kreise der Jugend alles dergleichen entfernt werden, damit sie es weder sage, noch höre. Es ist daher auch darauf zu sehen, daß die Kinder so wenig wie möglich unter Sklaven sind, damit sie, so klein sie auch noch sind, nichts sehen noch hören, was einem Freien unanständig ist. Das Nachahmen ist dem Menschen von Jugend auf angeboren, und hierin unterscheidet sich der Mensch von allen anderen Wesen, daß er das nachahmungsliebendste Geschöpf ist. Wenn wir aber sittlich-häßliche Reden verbieten, so ist klar, daß wir auch das Kennenlernen unzüchtiger Gemälde und dergleichen Schriften wegweisen; und es sei die Sorge der Obrigkeit, daß weder eine Bildsäule, noch ein Gemälde solche Scenen darstelle. Und wie einerseits vom Kinde alles Anstößige und Schändliche fern

zu halten ist; so ist es andrerseits jetzt wie später anzuleiten, daß es Freude empfinde an dem, was tugendgemäß Lust erregen soll, und umgekehrt auch in richtiger Weise Schmerz habe, denn ein zur Gewohnheit gewordener Affect wird schwer weggeschafft, die richtige Lust ist aber von der Tugend untrennbar. — Nach Verlauf des fünften Jahres müssen die Kinder in den beiden folgenden Jahren Zuschauer und Zuhörer dessen sein, was sie nachher zu lernen haben. In der ganzen Behandlung der Kinder aber ist auch die natürliche Verschiedenheit der beiden Geschlechter zu berücksichtigen, denn das Weib ist namentlich in Hinsicht der Tugenden schwächer und wegen seiner Furchtsamkeit mehr zum Hüten, der Mann aber stärker und wegen seiner Tapferkeit zum Abwehren bestimmt. Das Weib muß sich deshalb besonders Schönheit und Größe des Körpers, wie in Bezug auf die Seele Mäßigkeit und Arbeitsliebe ohne Niedrigkeit angewöhnen.

Vom siebenten Jahre an beginnt der eigentliche Unterricht. Von hier ab bis zur Mannbarkeit wird gelernt und werden Leibesübungen getrieben; die nächsten drei Jahre sind nur musikalischen und wissenschaftlichen Unterricht *gewidmet*; nachher bis zum 21. Jahre *folgen* schwere Übungen und eine bestimmte Diät, teils um den Verirrungen des Geschlechtstriebes vorzubeugen, teils um die Jünglinge für den Krieg und andere körperliche Anstrengungen fähig zu machen.

Die Aufgabe des Unterrichts, wie die der Erziehung ist es, die Kinder als unvollendete Wesen zu vollendeten Bürgern zu erziehen, weil sie einst an der bürgerlichen Gesellschaft Teil nehmen sollen, und weil der Staat ohne die Bildung des Einzelnen nicht zu seiner Vollendung gelangen kann. Das Ziel der Erziehung ist, die Kinder und überhaupt die Altersstufen, die der Erziehung bedürfen, so zu bilden, daß sie alles können, am meisten aber das Schöne, — im Kriege leben, friedliche Geschäfte führen, die Muße genießen und jegliches, was notwendig und nützlich ist, thun. Diese Bildung muß in einem wohleingerichteten Staate in den gemeinsamen Lehrgegenständen gemeinsam für alle sein, weil alle einen gemeinschaftlichen Zweck, Bürger zu werden, haben. Auch muß sie vom Staate, nicht von Einzelnen ausgehen, da es naturgemäß ist, daß die Sorge für den Einzelnen und Besonderen der des Ganzen untergeordnet ist.

Gemäß der Verschiedenheit der menschlichen Seele und der sich hierauf stützenden Tugenden ist die Erziehung eine intellektuelle durch Unterricht und eine sittliche durch Angewöhnung.

a. Die intellektuelle Erziehung. Da alle Vermögen teils angeboren, z. B. die sinnliche Wahrnehmung, teils durch Gewöhnung erworben, wie das Flötenspiel, teils durch Erlernung, wie die Künste, erlangt werden: so müssen die durch Gewohnheit und Vernunft erworbenen Vermögen im Besitze derer sein, welche vorher thätig gewesen sind; wogegen bei den angeborenen Vermögen eine vorhergehende Thätigkeit nicht notwendig ist. Die Erlernung also ist eine Bewegung und zwar als solche unvollendet; denn man kann ja nicht zugleich lernen und gelernt haben, oder belehrt werden und belehrt *sein*, sondern ein Verschiedenes belehrt und wird belehrt. Das Lernen ist aber, wie das Bewundern, in den meisten Fällen angenehm; denn sowie das Bewundern ein Verlangen enthält zu erkennen, wodurch das Bewunderte ein Gegenstand des Begehrens wird, so liegt in dem Lernen eine Versetzung in den natürlichen Zustand der Thätigkeit. Besonders ist auf leichte Art lernen von Natur jedem angenehm, und diese Freude am Lernen, besonders am leichten Lernen, besteht in der Wahrheit der Übereinstimmung zwischen zwei verschiedenen Dingen, dem Abbilde und dem Urbilde, denn die damit verbundene Übung des Verstandes verursacht uns so den höchsten Genuß. *Das Lernen im Allgemeinen ist die Aneignung jeder von Natur nicht verliehenen Fähigkeit durch Einwirkung von außen, es schließt also auch die Gewöhnung in sich. Im engeren Sinne ist es die Aneignung von Vorstellungen und Gedanken. Die Mitteilung von Vorstellungen und Gedanken kann nicht unmittelbar, sondern muß mittelst wahrnehmbarer Zeichen (Symbole) geschehen. Das wichtigste Mittel ist die Sprache. Das Wort ist ursprünglich nur Symbol und sinnliche Vorstellung. Darum muß der Lehrende im Anfange beim Gebrauche eines Wortes immer auf den damit bezeichneten Gegenstand hinweisen, damit das Kind das Wort mit der Vorstellung verknüpfe. Je häufiger er dies thut, desto besser haftet diese Verbindung im Gedächtnisse, das darum fürs Lernen unentbehrlich ist. Wenn das Lernen mit der Vorstellung einzelner häufiger Objekte zu beginnen hat, so muß es dann zu allgemeinen Vorstellungen und Gedanken fortschreiten. Das geschieht, indem der Lehrende dem Kinde die verschiedenen räumlich und zeitlich getrennten Objekte, welche mit demselben Worte bezeichnet werden,

vorführt. Hierdurch wird es angeleitet, die Merkmale aufzufassen, welche allen diesen Objekten gemeinsam und notwendig zukommen, und sie unter dem gelernten Worte zu verstehen. Auf diese Weise lernt es das Wesen und mit diesem auch den Grund des Daseins der Dinge kennen. Darin besteht das eigentliche Wissen. Soll der Unterricht dies Ziel erreichen, so muß er einen der menschlichen Natur angemessenen Gang einhalten, und zwar von dem ausgehen, daß das Ding ist (ὅτι), und dann fortschreiten zu dem, was es ist, (τί ἐστὶ) und warum es ist (διὰ τί). Es betont also Aristoteles die Wichtigkeit der Anschauung als Ausgangspunkt alles Unterrichtes und empfiehlt zunächst einen indirekten Weg, um zum Wesen des Dinges oder zu einem allgemeinen Satze zu gelangen. Daran, als etwas Bekanntes, haben sich erst der Beweis oder die Deduction zu schließen, die zu Folgerungen aus den Begriffen oder Urteilen führt.*

Da der Körper vor dem Geiste zu bilden ist, indem die geistige Bildung auf der körperlichen ruht, so muß die Jugend offenbar zuerst in der Gymnastik und Pädotribik unterrichtet werden, denn jene erteilt dem Körper eine gewisse Beschaffenheit — Gesundheit und Schönheit, — diese macht ihn zu seinen Verrichtungen im bürgerlichen Leben und im Kriege geschickt. Hierbei ist nun nicht dahin zu streben, daß der Körper die athletische Beschaffenheit erhalte, denn weder bei den Thieren noch bei den Völkern sehen wir die Tapferkeit als Begleiterin der wildesten, sondern der besonnenen und löwenartigen Charaktere. Dem Schönen, nicht dem thierisch Wilden gebührt der Kampfpreis. Die gymnastischen Übungen sind notwendig, da sie Gesundheit, Stärke und mannhaften Mut befördern. In Hinsicht auf das Maß schwächen zu viele den Körper ebenso, als zu wenige. — Einig ist man auch über die Beschaffenheit derselben. Bis zum mannbaren Alter dürfen nur leichtere Übungen vorgenommen, sowie die Zwangsdiät und die gewaltsamen Anstrengungen entfernt werden, damit das Wachstum kein Hinderniß finde. Wenn drei Jahre nach der Mannbarkeit auf die übrigen Fächer des Unterrichts gewandt sind, dann ist es ratsam, das folgende Alter auch zu schwereren Arbeiten und zu einer der athletischen ähnlichen Zwangsdiät anzuhalten. Denn mit Geist und Körper zugleich angestrengt arbeiten, ist nicht heilsam, weil jede dieser Anstrengungen notwendig eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringt: die Anstrengung des Körpers hindert den Geist und die des Geistes den Körper. Richtig angewandte Leibesübungen machen den Körper schön, und eines Jünglings Schönheit besteht darin,

daß sein Körper zu Anstrengungen sowohl des Laufens als des Ringens tauglich ist, während er zugleich den Genuß eines angenehmen Anblicks gewährt. Die Schönheit erscheint jedoch für jedes Alter als eine andere; und so ist die des Mannes Tüchtigkeit zu kriegerischen Anstrengungen und Gefälligkeit des Äußern mit Furchtbarkeit verbunden; die des Greises hingegen ist Bestehen in den notwendigen Anstrengungen ohne Verkümmerung, wenn der Mensch nichts von dem zu leiden hat, was des Alters Plage ist. Die gymnastische Tüchtigkeit des Körpers besteht aus Größe, Stärke und Behendigkeit. — Der Lehrer der Gymnastik hat zu untersuchen, welche Art von Leibesübung dem bestimmten Körper zukommt und also auch, welche die an sich beste Art der Leibesübungen ist, denn das ist die, welche dem am schönsten gebauten und am besten unterhaltenen und gepflegten Körper zukommen muß. Auch muß er wissen, welches diejenige Gymnastik ist, welche sich im Durchschnitt für die meisten Körper schickt. — Die Gymnasien müssen für die verschiedenen Alter von einander abgesondert sein. Die für die älteren Personen könnte man am schicklichsten auf einem Marktplatz anlegen, der rein von Kaufwaaren gehalten wird und auf dem kein Bauer oder Handwerksmann sich sehen lassen darf, wenn er nicht von den Magistratspersonen gerufen wird. Bei den Gymnasien, in welchen sich junge Leute üben, müssen einige Magistratspersonen wohnen, und die, welche für die älteren bestimmt sind, müssen den Wohnungen der Magistratsbeamten nahe sein. Denn die Gegenwart solcher Männer bringt am meisten echte Scham und eine Freien geziemende Furcht hervor.

α) Die Musik. Es giebt zwei Arten von Künsten, nützliche, die auch für das praktische Leben wichtig sind, und nachahmende, die dem Vergnügen, der Erholung und Veredlung dienen. Letztere unterscheidet man in drei Arten: solche, die durch Farben und Gestalt, die durch Stimme und Wort und die durch Harmonie und Rythmus nachahmen. Unter allen Künsten stehen die oben an, die das durch das Gehör Wahrnehmbare darstellen, weil sie vorzugsweise einen ethischen Charakter haben und ein unmittelbarer Ausdruck vom inneren Gefühlsleben sind, und weil Rythmen und Melodien wirkliche Ähnlichkeit mit den Gemütsstimmungen und Gemütsbewegungen, mit Zorn und Sanftmut, mit Tapferkeit und Besonnenheit haben. Es scheint Verwandtschaft der Seele mit den Harmonien und Rythmen stattzufinden, weswegen es Viele giebt, von denen ein Teil behauptet, die Seele sei eine Harmonie, der andere, es liege

in ihr eine Harmonie. Die Musik ist die am vollkommensten nachahmende Kunst, weil sie nicht allein das geistige Innere, sondern auch Handlungen in der lebendigsten Nachahmung vor die Seele führt. Und weil wir uns von Natur an naturgemäßer Bewegung erfreuen, darum finden alle an Rhythmus, Melodie und Symphonie Gefallen. Der Rhythmus ergötzt uns, weil er jedem erkennbare und durch Regeln bestimmte Verhältnisse hat und uns selbst auf eine regelmäßige Weise mitbewegt. Die Alten rechneten die Musik zur öffentlichen Erziehung als eine anständige, schöne Unterhaltung für Freie in den Augenblicken der Muße. Sie hat aber auch noch den Nutzen, daß sie dem Charakter, ebenso wie die Gymnastik dem Körper, eine gewisse Beschaffenheit erteilt, und daß sie uns gewöhnt, uns auf eine richtige Weise freuen zu können. Darum muß man mit der Musik auf die Jugend wirken und sie darin unterrichten, — ein Unterricht, welcher auch der Natur nach für dieses Alter paßt. Denn junge Leute dauern von freien Stücken bei nichts Reizlosem aus; die Musik aber besitzt von Natur der Reize genug. Natürlich muß man im Musikunterricht nur so weit gehen als nötig ist, um an schönen Melodien und Rhythmen Wohlgefallen zu empfinden. Darum sollen auch weder Flöte, noch andere Instrumente musikalischen Wettstreits, wie die Kithara, gebraucht werden, sondern nur solche, wodurch zur richtigen Beurteilung der Musik und anderer Gegenstände des Unterrichts gebildet wird. Die Flöte ist keineswegs geeignet, eine sittliche Stimmung in der Seele hervorzubringen, sondern sie versetzt vielmehr in orgiastische Begeisterung, so daß man ihren Gebrauch auf die Gelegenheit versparen muß, wo es bei öffentlichen Schauspielen mehr auf Reinigung der Leidenschaften, als auf Belehrung abgesehen ist. Auch ist dem Zwecke des Unterrichts im Flötenspiel besonders entgegen, daß es die Begleitung mit Gesang nicht gestattet, weshalb auch die Alten dasselbe mit Recht bei Jünglingen und Freien verwarfen. Es ist also der eigentlich künstlerische Unterricht sowohl der Instrumente als der Beschäftigung mit Musik zu verwerfen; künstlerisch aber nennen wir denjenigen, welcher erforderlich ist, um in öffentlichen Wettstreiten auftreten zu können, und dieser ziemt sich keineswegs für einen Freien, sondern für Löhnlinge.

Wir nehmen die Einteilung der Gesänge an, welche einige Philosophen getroffen haben, nämlich in sittlich bildende und zum Handeln bewegende und begeisternde, wonach auch die Harmonien, jede ihrer Natur gemäß, sich richten. Wir behaupten ferner, nicht

blos eines einzigen Vorteils, sondern mehrerer wegen müsse man sich der Musik bedienen, zur Bildung, zur Reinigung der Leidenschaften, zu edler Unterhaltung, zur Abspannung und Erholung von anstrengenden Geschäften. Hieraus folgt, daß man sich sämtlicher Harmonien zu bedienen habe, aber nicht aller auf die nämliche Weise, sondern zur Bildung nur der sittlichsten, zum bloßen Anhören dagegen, wobei andere sie vortragen, der zum Handeln bewegenden und begeisternden. Beim Unterricht also bediene man sich der ethischen Melodien und solcher Harmonien. Es eignet sich aber dazu besonders die dorische Tonweise, da sie die stetigste ist, am meisten einen männlichen Charakter hat und ohnehin die Mitte zwischen den übrigen Tonweisen hält. Natürlich muß hierbei auch, wie auf das Schickliche, auf das Mögliche Rücksicht genommen werden. Denn wie es z. B. den alternden Männern nicht leicht fällt, die angespannteren Harmonien zu singen, sondern ihnen die Natur selbst die weicheren vorlegt, so wählt man für die Knaben die lydische Tonweise. Hieraus geht hervor, daß man beim Jugendunterricht, besonders beim musikalischen, drei Hauptbestimmungen zu beobachten hat: das Mittlere, das "Erreichbare" und das Schickliche.[1])

β) Grammatik und Rhetorik. Die Grammatik ist zum Erwerbe, zur Ökonomie und zu vielen bürgerlichen Geschäften nützlich. Doch soll sie nicht blos um solcher Vorteile willen gelernt werden, sondern auch, weil sie die Grundlage zu vielen anderen Kenntnissen ist. Die Grammatik hat es mit der Sprache zu thun, und weil die Begriffe und Vorstellungen und das, wovon sie Abbilder sind, überall gleich, aber die Bezeichnungen und Worte verschieden sind, so kann man von der äußeren Mannigfaltigkeit auf innere Gleichheit zurückgehen, und von der Sprache als einem verschiedenartigen Ausdrucke läßt sich auf die innere Einheit der Rede und Worte schließen. An die Grammatik schließt sich die Rethorik [2])

[1]) "Damit bricht die Politik und die Erziehungslehre des Aristoteles ab. Über den Unterricht in denjenigen Gegenständen, welche zur Bildung des Verstandes führen, ist darin nichts gesagt. Daß Aristoteles den Unterricht in den wissenschaftlichen Fächern übergangen hätte, läßt sich nicht annehmen. Darum nimmt man an, daß die Politik unvollendet blieb, wiewohl auch die Ansicht unter den Forschern vertreten ist, er habe diese Seite des Unterrichtes deshalb übergangen, weil er im Interesse des Staates nur die sittliche Bildung als notwendig erachtete, und weil er bezüglich des wissenschaftlichen Unterrichtes und dessen Methode auf seine metaphysischen und naturwissenschaftlichen Werke und auf seine logischen Schriften hätte" verweisen müssen."

[2]) "Hierüber handelt die in 3 Büchern erhaltene Rhetorik des Aristoteles.

an, die Kunst, über jeden Gegenstand das jedesmal Überredungsfähige *(πιθανόν)* zu betrachten und durch allgemein verständliche Sätze in der Volksversammlung Überredung zu bewirken. Es gibt eine beratschlagende*(συμβουλευτικόν),* eine gerichtliche*(δικανικόν)*, und eine demonstrative *(ἐπιδεικτικὸν γένος)* Rede, wovon die beratschlagende Rede Finanzen, Krieg und Frieden, Beschützung des Landes, Ein- und Ausfuhr und Gesetzgebung umfaßt, weshalb auch Kenntnis der Geschichte, besonders der Geschichte des Krieges und des eigenen Landes, sowie Einsicht in die Gesetzgebung gefordert wird. Um aber die Vielheit der Gegenstände und Künste, die namentlich vom Redner verlangt wird, zu bewältigen, ist die Mnemonik zu empfehlen, die an eine zweifache Thätigkeit, an das empfangende Gedächtnis und die productive Erinnerung anknüpft, so daß sich der Prozeß durch die zweifache Kraft, die Aufstellung und die Verknüpfung derselben mit einer lebendigen, leicht übersichtlichen Bilderwelt vermittelt und erleichtert.

Um die Jugend in der Grammatik zu unterrichten, muß sie vorzugsweise die Dichter lesen. Denn sie stellen die Begebenheiten dar, wie sie auf eine bestimmte Art geschehen sein könnten. Darum unterscheiden sich die Dichter von den Historikern nicht durch die gebundene und ungebundene Rede, in der sie sprechen; sondern darin, daß der eine das Geschehene schildert, der andere aber die Begebenheiten darstellt, wie sie nach einer bestimmten Beschaffenheit hätten geschehen können. Daher ist auch die Poesie philosophischer und ernstbetrachtender, als die Geschichte. Was aber den declamatorischen Vortrag in der Poesie und auch in der Rhetorik betrifft, so ist es dreierlei, worauf man sehen muß: Stärke, Harmonie und Rhythmus. Männer, die Stärke, Harmonie und Rhythmus üben und haben, tragen gewöhnlich den Preis davon. Und da die ganze rhetorische Anleitung dem Scheine zugewandt ist, so muß man für sie, nicht als für eine rechtmäßige, sondern als für eine notwendige Sache Sorge tragen und zwar wegen des schlechten Zustandes der Zuhörer.

γ Die Graphik. Die Graphik oder Zeichenkunst scheint nützlich, um die Werke der Künstler richtig beurteilen zu lernen, und die Jugend wird darin nicht allein des unmittelbar praktischen Nutzens wegen unterrichtet, sondern vielmehr weil durch diese Kunst der Sinn für körperliche Schönheit gebildet und geschärft wird. Überall nur das Nützliche zu suchen, ziemt sich durchaus nicht für hochsinnige, edle Gemüter. Obwohl der sittlich wohlthätige Einfluß der Graphik

niemals so groß sein kann, als derjenige der Musik, so bleibt es dennoch mindestens nicht gleichgültig, auf welche Gemälde und Statuen der Blick junger Leute fällt. Das Anschauen unanständiger Gemälde und Bildsäulen darf bei ihnen nicht zugelassen werden. Auch sollen sie nicht die Kunstwerke des Pauson, sondern des Polygnotos oder eines anderen der Maler und Bildhauer, welche das sittlich Schöne ausdrücken, betrachten, denn Polygnotos stellte die Menschen besser, als sie sich im gemeinen Leben finden, Pauson schlechter, und Dionysios der Wirklichkeit gemäß dar.

δ) Die Wissenschaften. Bei den Künsten und sogar bei den Handwerken, wie bei dem Zimmer- und Schusterhandwerk, kommt immer in Betracht, ob etwas besser oder schlechter ist; die Mathematik hingegen nimmt gar keine Rücksicht auf Gutes und Böses, weil im Unbeweglichen das Gute an sich nicht enhalten ist und alle Handlung mit Bewegung verbunden ist. Auch gibt es in der Wirklichkeit nichts so Gerades und Rundes, wie der Geometer annimmt, wie auch die Mathematik das Schöne nicht besonders hervorhebt und bestimmt. Dennoch ist das Schöne in den Gegenständen selbst und in den inneren Verhältnissen enthalten, und so zeigt die Mathematik die vorzüglichsten Arten des Schönen — Ordnung, Gleichmaß und das in sich Begrenzte. Übrigens können junge Leute eben deshalb gute Geometer und Mathematiker werden, weil dazu keine Erfahrung gehört, wie bei den Weisen, indem die Mathematik sich nur abstrakter Begriffe bedient, wovon bei der Jugend eine gewisse Einsicht viel eher möglich ist.

Die Dialektik lehrt, wie man über jedes vorgelegte Problem aus dem der Meinung Gemäßen folgern und schließen kann, ohne daß dabei ein Widerspruch vorkommt. Sie ist zu dreierlei nützlich: zur eigenen Verstandesübung, zum Umgange mit anderen, um sie zu überzeugen, und zur Erlernung der philosophischen Wissenschaften, um leichter das Wahre und Falsche zu unterscheiden. Sie bahnt den Weg zur höheren Speculation und hilft uns zur Erkenntnis der Principien jedes Faches. Dadurch aber, daß sie in die Ansichten anderer eingeht, die verschiedenen Seiten von einem Gegenstande betrachtet und die Widersprüche in demselben aufdeckt, ist sie der Weg von der niederen zur höheren Erkenntnis. Die Dialektik ist forschend und prüfend, geschickt, Schwierigkeiten zu entdecken, die eigene Ansicht geltend zu machen und durch Widerlegung das Wahre darzuthun. Zur Wahrheit selbst aber führen fünf Wege: Kunst, Wissenschaft, Klugheit, Weisheit, Denken.

Die Philosophie ist das Mittel zur höchsten menschlich-politischen Bildung und zur Glückseligkeit. Wir nehmen an, daß der Weise soviel wie möglich alles wisse, ohne im Einzelnen Wissenschaft davon zu besitzen. Ferner halten wir denjenigen für weise, der das Schwere und dem Menschen nicht leicht Erkennbare zu erkennen vermag; denn die sinnliche Wahrnehmung ist allen gemein, daher leicht und nichts Weises. Endlich glauben wir, daß einer um soviel weiser sei in jeder Wissenschaft, je genauer er ist und je fähiger, die Ursachen zu lehren, und daß von den Wissenschaften diejenige, die ihrer selbst und des Wissens wegen anzustreben ist, mehr Weisheit sei, als die nur des Erfolgs wegen, und die befehlende mehr, als die dienende, denn der Weise muß sich nicht befehlen lassen, sondern befehlen, und er selber nicht einem anderen gehorchen, sondern ihm der weniger Weise. Diese Eigenschaften aber kommen demjenigen zu, der am meisten die allgemeine Wissenschaft besitzt, die Wissenschaft, die sich mit dem von den Sinneswahrnehmungen am Entferntesten, mit dem Ersten beschäftigt, welche die Ursachen betrachtet, und die das Wissen um ihrer selbst willen sucht. Die gebietendste der Wissenschaften endlich und mehr gebietend, als die dienende, ist diejenige, welche erkennt, weswegen ein jedes geschehen muß, und dies ist denn in jedem das Gute, überhaupt aber das Beste in der ganzen Natur.

Da die Staatswissenschaft die höchste aller praktischen Wissenschaften ist, sofern ihr Zweck in dem höchsten Gute, der Glückseligkeit, besteht: so ist sie kein Studium für Jünglinge. Denn diese sind noch unerfahren in den Handlungen des Lebens, und doch geht die Staatswissenschaft von diesen aus, und stellt darüber Untersuchungen an. Da dieselben überdies von Leidenschaften beherrscht werden, so würden sie umsonst und ohne Nutzen die Lehren dieser Wissenschaft vernehmen, eben weil ihr Endzweck nicht Erkenntnis sondern Ausübung ist. Auch müssen dabei ohne Zweifel die Untersuchungen mit Sätzen anfangen, welche uns bekannt sind, und deshalb muß eine sittliche Bildung schon bei demjenigen vorhanden sein, der über Tugend und Recht, mit einem Worte über Gegenstände der politischen Wissenschaft den Unterricht gehörig fassen soll. Denn hier ist der Anfang der Erkenntnis die sittliche Haltung.

b. **Die sittliche Erziehung.** Ohne sittliche Bildung ist der Mensch das verruchteste und wildeste aller Geschöpfe, weil er bei seiner Unsittlichkeit von Natur die Waffen der Klugheit und des Geistes besitzt, deren er sich gerade recht zu dem Entgegen-

gesetzten bedienen kann. Darum ist die sittliche Ausbildung von der größten Wichtigkeit. Sie wird dadurch leicht, daß sie an die Vernunft im Menschen anknüpfen kann. Die einzige Richtschnur des Wahren und Guten liegt im Urteile des gut geschaffenen Menschen, wie denn überhaupt der Mensch an nichts anderem messen und prüfen kann, als am Menschen. Es läßt sich nicht mit Worten, durch Zergliederungen und Vernunftschlüsse über das Eigentliche der Tugend und ihre erste Quelle etwas ausmachen: die Tugenden entspringen mit ihren Gesetzen aus sich selber und beziehen sich alle, abgesondert und vereinigt, auf einen dem Menschen eigentümlichen, besonderen Sinn und einen ihm eigentümlichen besonderen unmittelbaren Trieb. Es hat uns die Natur ein unmittelbares Wissen und Gewissen eingepflanzt, nach welchem wir in unserm Innersten über Sein und Nichtsein, über Thun und Lassen ursprünglich unmittelbar und schlechterdings mit ja und nein, ohne anderen Beweis, entscheiden. — Die Tugenden teilen sich in Verstandestugenden, wie die Einsicht, die Klugheit, der Scharfsinn, die Weisheit, die leichte Fassungskraft, das Gedächtnis 2c. und eigentlich sittliche Tugenden, wie Freigebigkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit, Tapferkeit 2c. Die ersteren sind ein Gegenstand des Lehrens und Lernens; sie nehmen durch Unterricht ihren Anfang und wachsen durch denselben; weshalb sie der Erfahrung und der Zeit bedürfen. Die sittliche Tugend aber wird durch Angewöhnung erlangt. Daher auch Sitte und Gewohnheit, sittlich und sittig, nur um ein Geringes von einander abweichen. Durch Handlungen der Gerechtigkeit wird man gerecht, durch Handlungen der Mäßigung mäßig, durch Handlungen der Tapferkeit tapfer. Ähnliche Handlungen erzeugen ähnliche Fertigkeiten. Daher muß man, um gute Fertigkeiten zu erlangen, sich zu guten Handlungen gewöhnen; denn jene sind gut und böse, je nachdem diese es sind. Ob sich daher ein Mensch so oder anders sogleich von Jugend auf gewöhnt, daran liegt nicht wenig, sondern sehr viel, oder vielmehr alles. Die Tugend ist also kein Affekt, noch eine Fähigkeit, denn die Affekte sind unfreiwillig: sie ist ein stetiges Verhalten, welches stets mit Vorsatz nach der wahren Mitte strebt, weil Übermaß wie Mangel das Wohlverhalten und Wohlbefinden aufhebt. Dieses stetige Verhalten entsteht aber durch gleichartige Thätigkeit, und insofern trägt die Gewöhnung zur Sitte bei. Wenn also die Tugend ein vernunftgemäßes durch die Gewöhnung befestigtes Verhalten ist, welches zugleich der Natur

nicht widerspricht, so ergiebt sich, daß drei Bedingungen nötig sind, um uns zu guten Menschen zu machen: Naturanlage, Gewöhnung oder Sitte und Unterweisung. Es gehören also zur Tugend natürliche Anlage, Gewöhnung und Geistesbildung wesentlich zusammen. Die natürliche Anlage ist etwas Gegebenes; das Übrige fällt der Erziehung anheim. Manche Menschen aber sind von Natur so unvernünftig und gefühllos, daß sie nur der Empfindung leben, ganz tierisch, wie einige Geschlechter der fernen Barbaren.

Um die Kinder sittlich zu erziehen, muß man vor allen Dingen verhüten, daß sie nichts eines Freien Unwürdiges hören oder sehen, und nichts hat der Gesetzgeber mehr zu verbannen, als schändliche Reden, denn diese führen zu ähnlichen Handlungen. Eben so halte man die Jugend von unanständigen Gemälden und Schauspielen entfernt und lasse nur Bejahrtere an dem Gottesdienste teilnehmen, der gegen die allgemeine Vorstellung von Anstand und Schicklichkeit verstößt. Erst in dem Alter, wo die Jünglinge sich beim Mahle lagern und dem Trunke nach dem Schmause ferner beiwohnen können, dürfen sie Possenspiele und Komödien besuchen, denn dann werden sie durch die genossene Erziehung gegen alle daraus entstehenden Nachteile gesichert werden. Die Tugenden aber, worin die Jugend besonders geübt werden muß, sind Tapferkeit und Mäßigung, — sowohl körperliche als geistige, wodurch man vor dem dieser entgegengesetzten Laster, der Zügellosigkeit, gehütet wird. Wird die jugendliche Unmäßigkeit nicht in Schranken gehalten, so dehnt sie sich immer weiter aus, denn unermeßlich ist das Streben nach Vergnügen, und der Unverständige wird überall davon ergriffen. In der Jugendperiode ist man seinem Wesen nach begehrlich und in der Verfassung, daß man vollführt, was man begehrt. Und unter den sinnlichen Begehrungen hängt man am meisten der Geschlechtslust nach und ist unmäßig darin. Was die jungen Mädchen betrifft so bedürfen sie zur Zeit der Menstruation ganz besonders der Aufsicht, weil sie mit dem Anfange jener Periode den stärksten Trieb zur Liebe fühlen. Wenn diese nun in dieser Zeit ihren Körper zu sehr reizen, so pflegt dieses auch in das reifere Alter mit überzugehen und sie werden immer geiler; dasselbe geschieht mit den Jünglingen, wenn man sie nicht hütet. Das Hauptmittel gegen Unmäßigkeit ist die gehörige Bildung und Erziehung, denn ohne diese können selbst die edleren Anlagen des Menschen ausarten, z. B. Freigebigkeit in Verschwendung, Großmut in Eitelkeit 2c. — Dem jugendlichen Alter eigentümlich ist die Scham, — mehr ein Affekt,

als eine Fertigkeit. Der Jugend ist sie um so notwendiger, weil sie, von Leidenschaften beherrscht, zwar oft ausschweift, durch die Scham aber davon zurückgehalten wird. — Gehorsam ist eine notwendige Eigenschaft der Jugend, denn die ganz uneingeschränkte Freiheit macht, daß die Vernunft weniger vermag, den in jedem liegenden Hang zum Schlechten zu bemeistern. Der, welcher herrschen soll, muß zuvor gehorchen gelernt haben. Man hat daher auf die unbewiesenen Aussprüche der Erfahrenen, der Ältern und der Verständigen eben so sehr, als auf Beweise zu achten. — Eine Tugend oder Begleiterin der Tugend ist die Freundschaft. Sie ist außerdem das höchste Bedürfnis des Lebens, weil ohne Freunde niemand, auch bei dem Besitze aller übrigen Güter, gern leben wird, wenn er diese nicht in Wohlthaten anwenden kann, und weil in Dürftigkeit und in den übrigen Drangsalen Freunde die einzige Zuflucht ausmachen. Auch der Jugend, um nicht zu straucheln, und dem Alter zur Pflege für die Unbehülflichkeit und Schwäche pflegt sie hülfreich zu sein, sowie dem Alter reifer Kraft zu ruhmvollen Handlungen. Und sie ist nicht bloß Bedürfnis, sondern auch etwas Ehrenvolles. Recht viele Freunde haben, scheint eines der rühmlichen Dinge zu sein, und manche Menschen hegen den Glauben, daß Freunde auch rechtschaffene Männer sind. Nämlich das, was im höchsten Grade gerecht ist, scheint Freundschaft zu sein. Die Gerechtigkeit aber ist die vollständigste Tugend, weil sie den Gebrauch aller Tugenden anzeigt; sie ist deswegen vollständig, weil derjenige, welcher sie besitzt, die Tugenden nicht bloß für sich selbst, sondern auch in Rücksicht auf andere gebrauchen kann. Junge Leute werden durch edle Freundschaften, oder durch den Umgang mit guten Menschen — welches eine der wirksamsten Tugendübungen ist — vor Ausschweifungen und Fehlern bewahrt. Die wahre Freundschaft findet nur dann statt, wo jeder des andern wegen Freund ist. Die Knabenliebe gehört zu den tierischen und unnatürlichen Gelüsten und entsteht aus körperlicher Kränklichkeit und aus Wahnsinn.

Die Jugenderziehung ist nur ein Glied der Erziehung des ganzen Volkes. Die Erziehung des Einzelnen ist dem Staate und seinem Zwecke untergeordnet, und sie hat nur in soweit und insofern Geltung, als sie mit den Zwecken des Staates in Harmonie steht. Wie die Erziehung des Einzelnen die Voraussetzung für das Wohl des Staates ist, so ist wiederum die Zucht und Bildung des ganzen Volkes und damit die Pädagogik im Staatsganzen die Voraus=

setzung und Bedingung für die naturgemäße Entwicklung, für die Erziehung und den Unterricht des Einzelmenschen. Nur da ist das rechte Leben, wo die Glückseligkeit des Einzelmenschen und die des Staates einerlei ist, und das beste Leben sowohl des Einzelmenschen als der vereinten Staatsgesellschaft ist dasjenige, welches mit der Tugend soweit übereinstimmt, daß in ihm tugendhafte Handlungen geübt werden können. Da aber die Glückseligkeit eine in vollendeter Tugend bestehende Thätigkeit der Seele ist, so hat der wahre Staatsmann mit nichts so sehr als mit der Tugend zu thun, indem es seine Bestimmung ist, die Bürger gesittet, zu tugendhaften Handlungen geschickt und gehorsam gegen die Gesetze zu machen. Er hat demnach darauf zu sehen, daß die Leidenschaften der Bürger in ein gewisses Ebenmaß gebracht werden; und dies ist einzig möglich, wenn diese durch die Gesetze und durch die Philosophie, welche in uns die wahre Quelle der Glückseligkeit suchen läßt, gehörig erzogen werden. Der Gesetzgeber hat dazu die Gleichheit des Vermögens zu erhalten, oder der Ungleichheit desselben Grenzen zu setzen. Deshalb hat er hinsichtlich der Zahl der Kinder, die jeder haben darf, etwas festzusetzen. Denn wenn die Zahl der Kinder das Maß des Vermögens übersteigt, so kann jenes Gesetz der Gleichheit nicht beibehalten werden; oder wird es doch beibehalten, so ist die daraus entstehende Folge, daß alsdann viele Reiche in Armut fallen müssen. — Insbesondere müssen die Gesetze auf den Nutzen des ganzen Staates und aller seiner Bürger abzielen, ohne daß dadurch eine abstracte Gleichheit erzielt werden kann und soll. Denn wie beim lebendigen Geschöpfe die Seele ein wesentlicherer Bestandteil ist, als der Körper: so müssen auch in dem Staate die, welche denselben verteidigen, die, welche in demselben die Gerechtigkeit üben, und die, welche, gleich dem Verstande im Menschen, für die übrigen ratschlagen, für wesentlicher angesehen werden, als die, welche bloß für die körperlichen Bedürfnisse sorgen. — Vorzüglich soll sodann der Staat für die Leitung des weiblichen Geschlechtes Sorge tragen; denn wie Mann und Weib die Bestandteile der Familie sind, ebenso *zerfällt* auch der Staat in zwei gleiche Teile, in die männliche und weibliche Bevölkerung, so daß in allen Staatsverfassungen, wo die Verhältnisse der Weiber übel geordnet sind, die Hälfte des Staates als gesetzlos anzusehen ist. — Damit aber der Staat allen diesen Anforderungen genüge, ist es nötig, daß die Bürger nicht nur in der Jugend eine gehörige Erziehung und Bildung erhalten, sondern auch *als Männer*

sich noch solchen Übungen und Angewöhnungen hingeben; und deshalb sind auch hier, wie überhaupt in dem ganzen Leben, Gesetze nötig. Der größere Teil der Menschen gehorcht mehr der Notwendigkeit, als der Vernunft, und der Strafe mehr, als den Gründen des sittlich Schönen. Das Gesetz aber hat eine zwingende Gewalt, weil es eine aus Klugheit und Vernunft hervorgegangene Regel ist.

Mit Aristoteles schließt die productive Geschichte, das Mannesalter Griechenlands. Das originelle Leben des originellsten Volkes war von seiner Höhe herabgestiegen und neigte sich zum Untergange; es trug von jetzt ab keine neuen Blüten mehr. Der Baum der griechischen Kunst hatte bereits all' seine Früchte getragen, und die Formen des politischen Lebens waren vollendet. Die Periode des in sich reflectirenden Greisenthums war da. Die geistigen Errungenschaften, die sich das Griechenvolk in der süßen Gewohnheit seines Daseins erobert hatte, sollten und mußten nun zum Bewußtsein gebracht werden. „Aristoteles" heißt dieses Bewußtsein des Hellenentums über sich selbst. In ihm, dem Manne von der kleinen und schmächtigen Gestalt, mit den kleinen Augen, mit dem spöttischen Zuge um den Mund und mit der anstoßenden Aussprache, ist Alles, was in der griechischen Nation Hohes und Herrliches gelebt hatte, bewußtes Eigentum, Erkenntnis geworden. — Und wie das griechische Leben überhaupt, so auch die griechische Erziehung. Aristoteles hat in seiner Erziehungslehre Alles ausgesprochen, was der griechische Geist in der Erziehung geübt und erstrebt hat, zugleich aber, weil er darstellte, was der Hellenismus wollte, aber nicht konnte, über denselben hinausgewiesen. Gegen Platon ist er ein entschiedener Fortschritt, indem er die ethischen und psychologischen Voraussetzungen in sein System aufgenommen und das Recht des Einzelnen anerkannt hat. Überhaupt ist er nur noch nach einer Seite hin Grieche und begrenzt durch die Weltanschauung seines Volkes und seiner Zeit, indeß er nach der andern Seite der Heros ist, aus dem der Weltgeist redet und der deshalb Wahrheiten für alle Zeiten auszusprechen beauftragt ist. Wenn Platon noch als Repräsentant des echten Griechentums die Weisheit in der höchsten Liebe zum Schönen findet und die Philosophie Musik nennt, so geht Aristoteles wissenschaftlich über das griechische Prinzip hinaus, wenn er die Weisheit und die Philosophie als Wissenschaft des Wirklichen bezeichnet. Der Grundform des hellenischen Staatslebens treu bleibend, beschränkt er die Tugend in voller Ausübung zwar auf ein bevorrechtetes Bürgertum

und bezieht deshalb auch nur die Erziehung auf den freigeborenen Knaben mit Hintansetzung des weiblichen Geschlechtes und der arbeitenden Klassen, und mit geringer Berücksichtigung der Sklaven; zugleich aber geht seine Forderung bereits, im Gegensatz zur bürgerlichen, auf die rein menschliche Tugend. Der gesammten Menschenbildung hat er in der Gottähnlichkeit das höchste Ziel gesetzt, und durch seine Erziehung des Menschen zum Familiengliede, zum Staatsbürger und zum vernünftig-sittlichen Wesen mittelst gleichmäßiger, stufenweiser Entwicklung der physischen und psychischen Anlagen die ewigen Grundlagen zur naturgemäßen Pädagogik gegeben. Damit hat Aristoteles in der Pädagogik eben so das Höchste im Altertum erreicht und geleistet, wie er über das Wesen Gottes die hellsten Lichtblicke in der ganzen vorchristlichen Zeit gethan hat, wenn er sagt: „Sich selbst erkennt der Geist, da er das Mächtigste ist, und das Denken ist das Denken des Denkens. Die philosophische Betrachtung ist das Süßeste und Beste. Wenn sich nun Gott immer so wohl befindet, wie wir bisweilen, so ist es bewundernswürdig, und wenn mehr, dann noch bewundernswürdiger. Und so ist es. Er hat das Leben. Denn des Geistes Thätigkeit ist Leben und jener ist Thätigkeit. Seine auf sich selbst bezogene Thätigkeit ist sein bestes, ewiges Leben. Wir sagen nun, daß Gott ewig und auf's Herrlichste lebendig sei, daß Leben und unvergängliches ewiges Wesen ihm zukommt: denn das ist Gott.“ —

d. Die griechische Erziehung in der alexandrinischen Zeitperiode, dem Greisenalter Griechenlands.[1])

α) Der Hellenismus und die praktische Erziehung.

Das Charakteristische des bei einem Volke eingetretenen Greisenalters ist in der Kunst Glätte ohne Hoheit,

[1]) *Für diesen Abschnitt wurden in der alten Auflage angeführt.* Beck specimen historiae bibliothecarum Alexandrinarum. Leipzig, 1779. Ahrens, de Athenarum statu politico et litterario inde ab Achaici foederis interitu, usque ad Antoninorum tempora. Göttingen, 1829. Droysen, Geschichte des Hellenismus. Hamburg, 1836 und 1843 *(nunmehr in 2 Aufl. 3 Bde. Gotha, 1877--1878)* und Parthey, das alexandrinische Museum. Berlin 1838. — *Dazu wären noch zu ergänzen: Fr. Ritschl, die alexandrinischen Bibliotheken. Breslau 1838. Klippel, das alexandrinische Museum. Göttingen, 1838. Hannak, das Museum und die Bibliotheken in Alexandria. Wien 1867. F. Blaß, die griechische Beredtsamkeit in dem Zeitalter von Alexander bis auf Augustus. Berlin, 1865, und G. F. Hertzberg, Geschichte Griechenlands unter der Herrschaft der Römer 3 Bde. Halle, 1866—1875.*

Form ohne Inhalt, — in der Religion Cultus des Vergangenen und Verspottung desselben zugleich, oft in einer Person, — in der Wissenschaft Compilation und zunftmäßiges Gelehrtentum, — im staatlichen Leben Despotismus, indeß das Volk in Sonderinteressen zerläuft, — auf dem Felde der Sittlichkeit Äußerlichkeit und Sinnlichkeit.

Auf diesem Standpunkte war das Griechentum angekommen. Der Gegensatz, den es harmlos sein Leben hindurch geeint hatte, war zum Widerspruch geworden. Es hatte die Idee des rein Göttlichen erfaßt und doch dasselbe in eine unendliche Vielheit ideal-menschlicher Wesen zerstreut; es hatte das allgemein Menschliche ergriffen und doch nur den hellenischen Gemeindebürger anerkannt; es hatte ein wahres, ideal-vollendetes Kunstleben geschaffen, aber kein Bewußtsein von der Bedeutung dieser Kunst gewonnen; es hatte die erste Philosophie gezeugt und doch nicht den Kampf der äußeren Erscheinungswelt mit der Welt des reinen Seins durchkämpft; es hatte eine freie allseitige Geistesbildung erstrebt und doch seine geistige Erziehung ununterscheidbar mit der leiblichen verschmolzen. Mit Jugendlust hatte Hellas diese Gegensätze in harmonische Einheit gestellt. Aber weil diese Einheit nur eine äußerliche, — innerlich nur ein reines unfreies Naturprodukt war, so verfiel es mit Notwendigkeit in die bloß äußerliche Sinnlichkeit und zersetzte sich dadurch auch innerlich. Es war darum bereits im Innern unselbstständig, als es äußerlich seiner Selbstständigkeit beraubt ward, und kein Gott mehr konnte es deshalb seinem Untergange entreißen. Der Tag des Verhängnisses war erschienen. Die Schlacht bei Chäroneia war geschlagen und — verloren. Wenn auch die Thebaner noch einmal rangen, — es war nur das letzte Röcheln eines untergehenden Staates; Alexander zog als Sieger durch Griechenland. Und wenn auch nachher noch einmal das griechische Freiheitsgefühl aufflackerte; Antipater kam, um ihm den Todesstoß zu geben, wie es selbst sich seinen Todtenschein ausstellte, als es den unerschrockenen Vertheidiger seiner Freiheit, den großen Demosthenes, verurteilte, so daß sich dieser, um nicht in Feindeshand zu fallen, in einem Tempel des Poseidon auf der Insel Kalauria durch Gift den Tod geben mußte.

Wie leiblich, so lag Griechenland geistig im Tode. Überall leere Form ohne wesenhaften Inhalt, Feinheit und Glätte neben Abgeschmacktheit und Rohheit der Gesinnung, Luxus und Weichlichkeit und doch Grausamkeit und Herabwürdigung aller menschlichen Ver-

hältnisse mehr als bei den ungebildetsten Barbaren. Die Religion war entweder Aberglaube oder Unglaube: hier Mysticismus, da Orthodoxie, dort Pantheismus, auch Glaube an Wunder, an Zauberei, an Mantik, an die Macht der Constellation 2c. Die Kunst arbeitete durch Chares den Koloß von Rhodos und erbot sich in Deinokrates, dem Erbauer von Alexandria, den Berg Athos zu einem Bildnis Alexanders zu gestalten. Die Bildung war Verstandesbildung mit allen Vorteilen und Nachteilen der Nüchternheit derselben. Athen blieb noch der Heerd der Wissenschaft und Kunst; aber es herrschte daselbst nicht mehr die freie, schöne Form des Lebens und Umgangs zwischen Jünger und Meister, wie in der Blüte Griechenlands, und nicht mehr die Bildung, die aus innerem Drange und freiem Bedürfnisse des Geistes erzeugt ward. Athen war zum Studienorte geworden, in welchem die Gelehrten ihre Vorlesungen hielten, und das Schöne war vom Nützlichen verdrängt. Die Poesie ward immer gelehrter und prosaischer. Die praktischen Wissenschaften, Mathematik, Astronomie, Medizin, Grammatik, Geschichte und Philosophie hingegen traten in den Vordergrund. Die Gymnastik ging aus einer bildenden freien Übung in eine Kunst um Geldgewinn über und artete dadurch in Kunstückmacherei, in Seiltänzerei und blutiges Gladiatorentum aus. Der Genius Griechenlands entfloh, — und zwar um so mehr, je *weniger* Boden und Klima, in dem er sich weiter entfalten sollte, mit dem hineingepflanzten Keime correspondierte, je härtere Kämpfe er mit den barbarischen Sitten der Völker, zu denen er auswanderte, zu kämpfen hatte, je mehr also griechische Cultur in fremden, feindlichen Boden ihre Saaten ausstreuen und unter fremden, feindlichen Verhältnissen Wurzel schlagen sollte.

*Denn je weniger intensiv sich bei dem politischen Verfalle das geistige Leben Griechenlands entwickelte, desto extensiver wirkte seine Sprache und Cultur auf alle Culturvölker der damaligen Welt. Schon in der frühern Periode ward Makedonien hellenisiert. Mit der Eroberung des Orientes durch Alexander wurden auch die Culturvölker Asiens und Afrikas in den Bannkreis des Hellenentums gezogen. Es vollzog sich durch die politische gleichzeitig auch eine culturelle Umwälzung. Wenn auch mit dem Tode des Siegers sein Weltreich zerfiel, so verwirklichte sich doch der große Gedanke, der in dem Kopfe des glücklichen Eroberers entstanden war: die hellenische Bildung nach dem Osten zu tragen und die orientalische mit der occidentalischen Cultur zu verschmelzen. So wurde Alexander

der Begründer des Hellenismus, welchen durchzuführen die Feldherren, die das Erbe ihres Königs antraten, sich zur Aufgabe machten. Meist makedonischen Ursprungs und durchgehends hellenisch gebildet, suchten sie durch Einführung hellenischer Sprache und Bildung ein Bindemittel zwischen sich und dem Volke herzustellen, und so drang diese in das alte Pharaonenreich am Nile, sowie in die semitischen Culturstätten am Mittelmeere und in Mesopotamien, zu den Ariern Irans, sowie in die Steppenländer Turans. Die griechische Sprache wurde die Weltsprache, griechische Wissenschaft und Kunst sowie griechische Münzen erhielten allgemeine Verbreitung und Geltung.*

Doch wurden die Wissenschaften und Studien nicht mehr als ein allgemeines geistiges Bedürfniß empfunden. Sie hatten sich in die engen Grenzen von Lesung und Unterricht zusammengezogen. Sie hatten nicht mehr in sich selbst Kraft und mußten deshalb jetzt zum ersten Male um die Gunst der Könige betteln. *Sie traten in den Dienst der Herrscher und entfremdeten sich dem Volksleben. Es entstand ein dem praktischen Leben abgewandter Gelehrtenstand, der seinen Beruf ausschließlich in der Forschung und Gelehrsamkeit suchte.*

*Unter den Höfen erscheint der makedonische zur Zeit des Antigonos Gonatos (um 280) ein Mittelpunkt für Dichter und Gelehrte, zu denen Aratos zählte. Viel thaten für hellenische Kunst und Wissenschaft die Seleukiden in Syrien, vor allen Antiochos der Große. Es wird auch einer öffentlichen Bibliothek Erwähnung gethan, zu deren Leitung dieser König den Euphorion, einen gelehrten Dichter und Schriftsteller, berief. Noch größere Pflege wandten die Attaliden in Pergamum dem Griechenthume zu. Unter ihnen waren einzelne selbst Schriftsteller, namentlich auf naturhistorischem Gebiete. Sie zogen an ihren Hof Dichter und Philosophen, Mathematiker und Grammatiker. Sie beschäftigten Künstler, indem sie Prachtbauten aufführten und diese mit Skulpturen schmückten, von denen namentlich die Gestalten aus dem Kampfe gegen die Gallier eine hohe künstlerische Vollendung zeigen. Vor allem ist aber die Gründung der pergamenischen Bibliothek bemerkenswert, in der sie für die Gelehrten ein Hauptmittel zur Förderung ihrer Studien schufen. Um den Sammeleifer der Attaliden einzuschränken, verboten die ägyptischen Herrscher die Ausfuhr des Papyros, was in Pergamum die Erfindung des Pergaments zur Folge hatte. Auch einzelne Gemeinwesen legten großen

Wert auf Pflege der hellenischen Kunst und Wissenschaft. Vor allem gilt dies von Rhodos, wo neben der Kunst auch die Philosophie und Rhetorik blühte, und von Tarsos, dessen Bewohner durch den Eifer in der Philosophie und den übrigen Wissenschaften die aller andern Städte überragten.*

*Am meisten aber haben für die Entwickelung des Hellenismus die Ptolemaeer in Alexandria geleistet. Ihre Hauptstadt verdrängte Athen von seiner Stelle als Pflegestätte der griechischen Wissenschaft und wurde geradezu der Mittelpunkt für die neue Richtung derselben, weshalb man diese Periode auch als die alexandrinische bezeichnet. Das hauptsächlichste Mittel, wodurch es den Ptolemaeern gelang, ihre Hauptstadt zu einer hervorragenden Stellung zu erheben, war die Begründung eines Museums und zweier großen Bibliotheken. Die Idee Bücher zu sammeln, war in Ägypten nicht neu; wir gedachten der Büchersammlungen schon in der ältesten Geschichte des Landes. In Griechenland werden wohl schon Bibliotheken bei Peisistratos und Polykrates erwähnt, aber diese beschränkten sich doch hauptsächlich auf eine Sammlung von Dichterwerken (vgl. p. 550). Der erste Grieche, der eine alle Gebiete der Kunst und Wissenschaft umfassende Büchersammlung besaß, war wohl Aristoteles. Die Zahl seiner Bücher wird auf 1000 angegeben. Die alle Wissenschaften umfassende Gelehrsamkeit dieses Mannes und die Methode seiner Forschung, welche auf dem Vorhandenen weiter baute, machte die Beschaffung so reichen Materials zur Notwendigkeit. Da Aristoteles auf Alexander Einfluß nahm, dieser wieder mit Ptolemaeos Soter im freundschaftlichen Verkehre stand, so dürfte Strabo mit der Behauptung recht haben, daß Aristoteles den ägyptischen Königen das Büchersammeln lehrte. Es befanden sich in Alexandrien zwei Bibliotheken, die eine im Bruchium, deren Rollen bald auf 500000 anwuchsen, die andere im Serapeum, deren Rollenzahl zur Zeit des zweiten Ptolemäers auf 42800 angegeben wird. Die Bibliothek im Bruchium ging im alexandrinischen Kriege Cäsars in Flammen auf, die im Serapeum wurde unter Kaiser Theodosius zerstört. — Eine neue Erscheinung ist das Museum. Wie wir von Strabo erfahren, bestand dasselbe aus schattigen Spaziergängen, aus einer Exedra (einer offenen Säulenhalle, in welcher Sitze aufgestellt waren) und aus einem großen Saale. Im Allgemeinen bot sich also hier dasselbe dar, was die Platoniker in der Akademie, die Peripatetiker im Lykeion besaßen; aber hierzu kam noch etwas Spezifisches, das nach Aristoteles in den Philosophenschulen sich eingebürgert hatte. Wir

erfahren, daß Theophrast und daß Epikur ihre Besitzungen an Gärten und Wohnungen als unveräußerliches Erbe den ihren Lehren anhängenden Philosophen vermachten, damit diese sie in Gemeinschaft und Liebe benutzten. So diente auch das Museum dazu, daß die Gelehrten daselbst ihre Verpflegung erhielten und sich ganz ungestört den Wissenschaften hingeben konnten. Die Resultate ihrer Forschungen teilten sie ihren Genossen und Schülern auf den Spaziergängen in den Laubgängen oder auch durch Vorträge in der Exedra mit. Eine weitere Gelegenheit zu wissenschaftlichen Diskussionen und Disputationen bot sich bei den gemeinsamen Mahlzeiten (συσσιτία). Es wurde bereits bei Platon (s. p. 642) der Symposien gedacht, bei welchen wissenschaftliche Fragen im heitern Verkehre erörtert wurden. Auch Aristoteles versammelte seine Anhänger bei heiteren Mahlzeiten, schrieb sogar συμποτικοὶ νόμοι, eine Art griechischen Comment. Was in Griechenland nur gelegentlich geschah, wurde im Museum zur Regel. Die Gelehrten versammelten sich in dem großen Saale (μέγας οἶκος) zu den regelmäßigen Mahlzeiten, wobei Fragen aufgeworfen und gelöst wurden, woraus sich eine förmliche Literatur von Problemen (προβλήματα, ζητήματα, ἀπορήματα) und ihren Auflösungen (λύσεις) ausbildete. Wiewohl der Ursprung des Museums, wie schon der Name sagt, hellenisch ist, so lebte sich diese Einrichtung bald in Ägypten ein, weil sich hier in den Priesterschulen der Tempel eine ähnliche Einrichtung vorfand, die nur eine zeitgemäße Umgestaltung bedurfte. Daß mit dem Museum die große Bibliothek im Bruchium im Zusammenhange stand, ist außer allem Zweifel. Ob damit auch ein zoologischer und botanischer Garten verbunden war, läßt sich nicht sicher bestimmen; die Vorliebe der Ptolemaeer für naturwissenschaftliche Sammlungen läßt es wahrscheinlich erscheinen. Ebenso wahrscheinlich ist es, daß der Säulenhof mit dem von dem Astronomen Ptolemaeos erwähnten ehernen Kreise, der zu astronomischen Beobachtungen diente, im Bereiche des Museums lag. Auf diese Weise bot das Museum den Gelehrten jede Beihilfe, ihre Studien nach allen Richtungen verfolgen zu können, und befreite sie gleichzeitig von allen Sorgen um ihre materielle Verpflegung so daß sie ungestört sich ihren Forschungen widmen konnten.*

*Unter dem Einflusse der reichen Mittel, welche sich den Gelehrten durch die Gunst der Könige boten, entwickelte sich die alexandrinische Wissenschaft nach zwei Richtungen. Weil die schöpferische Kraft des griechischen Genius versiegt und derselbe außer Stande war, Originelles zu schaffen, so erschienen die Werke der klassischen Zeit als

Muster, denen man nachstrebte. Man mußte zu diesem Zweck aus den Meisterwerken die Regeln ableiten, nach denen man dergleichen Werke schaffen könne, die Vorzüge beleuchten, etwaige Abweichungen erklären, das Zweifelhafte feststellen, das Echte vom Unechten scheiden. So zog der Geist der Kritik in die griechische Literatur ein, und mit ihm entstand die Philologie als neue Wissenschaft. Diese Wissenschaft forderte nicht blos einen durchdringenden Geist, sondern auch eine ausgebreitete stoffliche Grundlage, welche die großen Büchersammlungen reichlich boten. Indem man sich des daselbst niedergelegten Stoffes bemächtigte und denselben kritisch bearbeitete, machte sich das Bedürfnis nach einem vielseitigen Wissen, einer Polymathie, geltend, das wieder zu einer Flut schriftstellerischer Werke, einer Polygraphie, führte, von der wir einen Begriff bekommen, wenn wir erfahren, daß die Werke einzelner Schriftsteller nicht nach Hunderten sondern mitunter sogar nach Tausenden gezählt wurden. Das Entstehen der Kritik und der Philologie kann man eigentlich schon auf die Thätigkeit der Sophisten zurückführen, doch lieferten auf diesem Gebiete hauptsächlich die Werke des Aristoteles, seine Rhetorik und Poetik, seine logischen und metaphysischen Schriften die Grundlagen für die wissenschaftliche Entwickelung der Folgezeit. Ganz besonders aber steht die andere Richtung der alexandrinischen Forschung unter seinem Einflusse. – Es ist dies das Studium der Naturwissenschaften. Nicht ohne Grund bezeichnet man Aristoteles als ihren Begründer. Seine philosophische Auffassung von der Natur hat ihn zu deren Studium angeregt, und die ärztliche Tradition in seinem Vaterhause hat dasselbe gefördert. Im Zusammenhange mit den Naturwissenschaften steht das Aufblühen der Mathematik, das wieder an die Platoniker anknüpft, welche diese Wissenschaft nach dem Vorbilde ihres Meisters besonders pflegten."

"Was zunächst die Philologie anbelangt, so beschäftigten sich mit dieser hauptsächlich die Gelehrten, welche an den Bibliotheken in Alexandria und Pergamon wirkten. Ihre Thätigkeit war zunächst darauf gerichtet, aus der Fülle der Überlieferung gereinigte, richtige Texte der klassischen Werke, vor allen Homers, herzustellen. Dazu kamen Umschreibungen (λέξεις), Erklärungen einzelner Stellen (γλῶσσαι) und Abhandlungen sowohl kritischer und grammatischer als auch historischer und literarischer Art. Unter den alexandrinischen Bibliothekaren waren Zenodotos aus Ephesus (um 280 v. Chr.), der Lehrer und Erzieher der Söhne des ersten Ptolemaeus, Aristophanes von Byzanz (um 200 v. Chr.) und Aristarch von Samothrake (um

160), welcher die Söhne des Ptolemaeos Philometor erzog, die berühmtesten Philologen. Namentlich ragt unter ihnen Aristarch hervor, dem die noch gegenwärtig geltende Redaktion des Homer zu danken ist, und der auch über Pindar, Aristophanes und die Tragiker Commentare und überdies zahlreiche grammatische Werke schrieb. Als Gegner Aristarchs und der Alexandriner trat die pergamenische Schule unter Führung des Krates von Malles in zahlreichen Schriften auf. Auch sie befaßte sich mit der Ordnung und Erklärung der klassischen Schriftwerke, wich aber von den Alexandrinern in der Methode ab, indem sie namentlich bei Homer allegorische Deutungen versuchte, worin es ihr bis auf die neueste Zeit nicht an Nachahmern fehlte. Durch die kritische Thätigkeit bildete sich mit der Zeit eine Theorie der Grammatik, in des Wortes weitester Bedeutung aus. Ein Schüler Aristarchs, Dionysios Thrax, gilt als der erste, der eine wissenschaftliche Sprachlehre, eine *τεχνὴ γραμματική*, verfaßte, die freilich nur in später Bearbeitung erhalten ist. Er unterscheidet sechs Teile der Sprachlehre: den Vortrag, die Erklärung des Inhaltes, die Wort- und Sacherklärung, die Etymologie, die Analogie und die Kritik. Die alexandrinischen Grammatiker haben die Vorbilder für die römischen Grammatiker geliefert, an deren Werke sich die grammatischen Studien im Mittelalter und der Neuzeit bis zum Anfange dieses Jahrhunderts ausschließlich anlehnten.*

*Von den Naturwissenschaften erlangte die Naturgeschichte keine hohe Entwickelung. Theophrastos, der Schüler des Aristoteles, legte durch seine Werke „Über Pflanzengeschichte“, „Von den Ursachen der Pflanzen“, „Über die Steine“ die Grundlage für eine wissenschaftliche Botanik und Mineralogie, wie sein Lehrer dies für die Zoologie gethan hatte. Die Ptolemaeer waren auch Freunde der Naturgeschichte. Schon der erste Ptolemaeer lud Theophrastos an seinen Hof. Sein Nachfolger ließ mit großen Kosten Tiere nach Alexandria bringen und sie daselbst aufziehen und schrieb ein Werk (*ἰδιοφυῆ*) „Über naturhistorische Curiositäten“. Auch der siebente Ptolemaeer verfaßte naturhistorische Abhandlungen. Aber gerade wegen der Gunst des Hofes ging der wissenschaftliche Charakter der Naturgeschichte verloren. Man suchte und sammelte mit Vorliebe vereinzelte Merkwürdigkeiten und überraschende ungewöhnliche Erscheinungen, wie dies schon die Schrift des zweiten Ptolemaeers bekundet. Dennoch wurde durch eine sorgfältige Beobachtung der Naturobjecte und durch die Bekanntschaft mit der Flora und Fauna entlegener Länder die Wissenschaft

gefördert. Insbesondere ist aber des Fortschrittes zu gedenken, den die Medizin dadurch nahm, daß zwei alexandrinische Ärzte, Herophilos von Chalkedon und Erasistratos von Keos durch die Sektion an Leichnamen die Grundlage für eine rationelle Anatomie und Chirurgie schufen.*

*Desgleichen wurde in der alexandrinischen Periode eine wissenschaftliche Physik begründet. Weil aber dies nur mit Hilfe der Mathematik möglich war, sei zuerst der Fortschritte in dieser Wissenschaft gedacht. Da begegnet uns am Eingange dieser Zeit Euklid, einer der hervorragendsten Mathematiker des Altertums, der in Alexandrien unter dem ersten Ptolomaeer (um 290 v. Chr.) lebte. Er schuf in seinen Elementen (στοιχεῖα) das ganze Lehrgebäude der Geometrie, nach welchem dieser Gegenstand bis in die neueste Zeit gelehrt wurde. Außer diesem Fundamentalwerke schrieb er Übungssätze zur Wiederholung der Elemente, die er als „Gegebenes" (δεδομένα) bezeichnet, und Anwendungen derselben zur Auffindung neuer Probleme. Nicht weniger bedeutend sind die Leistungen des Archimedes († 212), der seine Thätigkeit in der Vaterstadt Syrakus entfaltete, aber sich auch vorübergehend in Alexandrien aufhielt. In der Geometrie beschäftigte er sich mit der Kreisbemessung, schuf eine Theorie der Schneckenlinien (archimedische Spirale), berechnete die Oberfläche der Kugel und der Kugelkalotte, untersuchte die Quadratur der Parabel und Ellipse u. s. w. In der Arithmetik befaßte er sich mit der Lösung quadratischer und kubischer Gleichungen und erweiterte das dekadische Zahlensystem weit über die Grenzen der üblichen Praxis, indem er die Zahlen in Oktaven (zu 100 000 000) teilte und sie bei der Sandrechnung zur Berechnung der Sandkörner, welche den ganzen Weltraum erfüllen könnten, anwandte. An Archimedes knüpft Apollonios von Perga (in Pamphylien) an, der in Alexandria und Pergamon lebte und lehrte (um 200 v. Chr.). Sein epochemachendes Werk über die Kegelschnitte (κωνικά) legte den Grund für die Theorie von der Ellipse, Parabel und Hyperbel. Die Reihe der berühmten Mathematiker schließt Heron in Alexandria (um 100 v. Chr.). Durch sein Buch „Über die Dioptra", (ein Instrument zum Feldmessen, worin er alten ägyptischen Mustern folgt), begründete er die Geodäsie; doch auch Schriften über Geometrie und Stereometrie sind erhalten, von denen es jedoch zweifelhaft ist, ob sie in dieser Form den Originalen entsprechen. In diesen zeigt er sich als praktischer Rechner bis zur Ausziehung von Quadratwurzeln und als Vertreter einer eigent-

lichen Algebra, die bis zur Auflösung unreiner quadratischen Gleichungen fortgeschritten ist.*

Unter den Mathematikern erscheinen auch die Namen der berühmtesten Physiker[1]). Die Physik knüpft an Aristoteles an, der in der Lehre von der Bewegung und in der Meteorologie physikalische Erscheinungen und Gesetze behandelt. Zwar war der Weg, den er einschlug, unrichtig, insofern er durch Spekulation Naturgesetze zu gewinnen suchte und die Beobachtung vernachlässigte, aber es gelang ihm doch, manche richtige und wertvolle Erkenntnis zu gewinnen. So hat er in der Mechanik das Hebelgesetz ganz richtig aufgestellt und die beschleunigte Bewegung fallender Körper entdeckt und in der Akustik das Entstehen des Tones und des Echos richtig erklärt. Von den Alexandrinern erscheint der als Mathematiker genannte Euklid auch in der Physik von Bedeutung, wenn die ihm zugeschriebenen Werke über Optik und Katoptrik von ihm herrühren. In denselben wird die gradlinige Fortpflanzung des Lichtes und das Reflexionsgesetz festgestellt und damit die mathematische Grundlage der Optik geschaffen. Der bedeutendste Physiker der Alten war Archimedes. Von seiner praktischen Thätigkeit wurde manches Staunenswerte und Wunderbare erzählt; am bekanntesten ist die Art und Weise, wie er fand, daß eine angeblich ganz aus Gold gefertigte Krone einen Zusatz von Silber enthielt, wie er ein Riesenschiff mit leichter Mühe durch seine Maschinen allein in das Meer zog, und wie erfolgreich er seine Vaterstadt durch Wurfmaschinen und Brennspiegel gegen die Römer verteidigte. Es sind dies Anwendungen der von ihm in der Physik gemachten Erfindungen und Entdeckungen. So ward ihm die Erfindung des Brennspiegels, der Wasserschraube, der Schraube ohne Ende, des Flaschenzuges und eines Planetariums, das noch Cicero sah, zugeschrieben. Seine Entdeckungen sind in den Werken: „Vom Gleichgewicht der Ebenen“ und „Von den schwimmenden Körpern“ niedergelegt. In der ersten Schrift handelt er von der Bestimmung des Schwerpunktes in Dreiecken, Parallelogrammen und Paralleltrapezen und beweist mit Hülfe seiner Theorie des Schwerpunktes die Richtigkeit des Hebelgesetzes. Die letztere Schrift bezieht sich auf die Hydrostatik, und in ihr ist das für die Mechanik so wichtige sogenannte archimedische Princip dargelegt, das mit

---

[1]) Vgl. Dr. Ferd. Rosenberger, Geschichte der Physik. I. Teil. Braunschweig 1882

gutem Grunde im Altertum als eine der größten Entdeckungen angestaunt wurde. Weniger durch theoretische Forschung als durch praktische Anwendung erlangter physikalischer Kenntnisse zeichnen sich Ktesibios (um 150) und sein Schüler Heron aus. Dem Ktesibios wird die Erfindung der Windbüchse und der Druckpumpe, sowie die Konstruktion einer Wasseruhr, bei der zuerst Zahnräder in Verwendung kamen, und einer Wasserorgel, die zur Erzeugung von Windströmen Wasser anwandte, zugeschrieben. Heron beschäftigte sich, wie seine Schriften (von den Druckwerken, πνευματικά, von der Verfertigung von Automaten, περὶ αὐτοματοποιητικῶν) darthun, hauptsächlich mit der Konstruktion automatischer Maschinen. Solche sind der Heronsbrunnen, der Heronsball u. a.*

'Mit Mathematik und Physik in vielfacher Verbindung steht die Astronomie. In dieser haben alexandrinische Gelehrte Großes geleistet. Aristarchos von Samos (um 280) stellte zuerst die Behauptung auf, daß die Sonne und die Fixsterne stehen und die Erde sich bewege, und verwies zu deren Begründung auf die colossalen Dimensionen der Fixsternsphäre; doch fand seine Lehre keinen Nachfolger. Der bedeutendste Astronom des Altertums, Hipparch von Nicaea, (um 150 v. Chr.) kehrte wieder zu der früheren Auffassung zurück. Er ist der Begründer des wissenschaftlichen Systems, das nach Ptolemaeos benannt wird. Er entdeckte die Excentricität in der Sonnen- und Mondbahn und in den Planetenbahnen, berechnete die Stellungen der Sonne und des Mondes, fertigte einen Sternkatalog an, schloß aus der Parallaxe der Sonne und des Mondes auf deren Entfernung von der Erde und erkannte die Präcession der Tag- und Nachtgleichenpunkte.'

'Als Astronom und Philolog gleich bedeutend wirkte in Alexandrien zur Zeit Ptolemaeos' III. (um 230) als Bibliothekar Eratosthenes aus Kyrene. Er ist der Begründer der Geographie als Wissenschaft. Sein berühmtes Werk auf diesem Gebiete ist zumeist aus den Auszügen bei Strabo bekannt. Das erste Buch dieses Werkes enthielt eine Kritik der Quellen von Homer bis auf die Alexandriner, das zweite die Lehre von den Zonen, von der Umschiffbarkeit der Erde und der berühmten ersten Messung des Erdumfanges, den er auf 250 000 Stadien (etwa 6200 Meilen) berechnete, im dritten wurde die politische Geographie mit Zugrundelegung einer Karte behandelt.'

'Die großartigen Fortschritte in den Wissenschaften, sowie die geänderten politischen und kulturellen Verhältnisse wirkten

vielfach umgestaltend auf das Unterrichts- und Erziehungswesen ein.*

*Über besondere Erscheinungen auf dem Gebiete der **häuslichen Erziehung** ist aus dieser Zeit nicht viel zu berichten, es sei denn, daß auch in dieser Periode die Klage erhoben wird, daß man auf die Auswahl der Pädagogen keine Sorgfalt verwandte. Selbst an Alexander dem Großen wollte man Fehler bemerkt haben, die ihren Grund in der ungeschickten und schroffen Behandlung des Leonidas, eines seiner Pädagogen, ihren Grund hatten.

Um so wichtiger sind die Umgestaltungen, welche das Schulwesen in dieser Zeit erfuhr. Im Allgemeinen ist hervorzuheben, daß die gymnastische und ästhetische Ausbildung zu Gunsten der intellectuellen zurücktrat, daß in der Erziehung der Unterricht das Übergewicht erlangte. Was zunächst die **Knabenerziehung** anbelangt, so blieb allerdings der Unterricht in der Gymnastik bei dem Paidotriben, in der Musik bei dem Kitharisten in Übung, aber er gehörte nicht mehr zu der allgemeinen Bildung und erfuhr deshalb weniger Sorgfalt. So erzählt Theophrastos, daß der Schwätzer in den Palästren umhergehe und die Knaben in der Erlernung der Elementarkenntnisse störe. Wir erfahren, daß Wettrennen der Knaben zu Pferde (*κηλετίζειν*) stattfanden, was einen Verfall der rationellen Turnkunst verrät. Dementsprechend erscheinen auch die Paidotriben in einer untergeordneten Stellung gegenüber den Lehrern des literarischen Unterrichts. In einer teischen Inschrift aus späthellenistischer Zeit stehen sie auch im Gehalt gegenüber den übrigen Lehrern zurück. Grade diese Inschrift bezeugt für Teos eine sorgfältige Pflege des Musikunterrichtes. Nach derselben bezieht der Kitharist oder Psaltes (Leierspieler) das höchste Gehalt (von 700 Drachmen) und hat die Aufgabe, die Knaben im Kithara- und Leierspiel und im Gesange zu unterrichten. Auch erstrecken sich die Prüfungen, die im Rathause abgehalten werden sollen, auf die Musik. Unter den Wettkämpfen, welche nach andern Inschriften dieser Stadt üblich waren, nahmen die in der Theorie (Rhythmographie, Melographie) und Praxis der Musik (*ψαλμός, κιθαρισμὸς, κιθαρῳδία, τραγῳδία* und *κωμῳδία*) eine hervorragende Stelle ein. Aber Teos bildet in dieser Beziehung eine Ausnahme; es war in der hellenistischen Zeit geradezu ein Hauptsitz zur Heranbildung von Schauspielern und Künstlern. Sonst stand die Musik nicht in besonderen Ehren. Die Kyniker bekämpften geradezu ihre Pflege, und Philipp warf seinem Sohne Alexander, als dieser einst mit

Geschick die Leier spielte, vor, ob er sich nicht schäme so trefflich zu spielen; für einen König sei es genug, wenn er dem Spielenden zuhöre.*

Dagegen wurde aller Wert auf den wissenschaftlichen Unterricht gelegt. Ja, in dieser Periode entwickelte sich eigentlich die Einrichtung und Technik der Schule, für welche die Bezeichnung διατριβή, später auch σχολή üblich wurde. In der Diadochenzeit erfahren wir zuerst von dem θρόνος des Lehrers und von Bänken, welche den Schülern nach besonderen Rücksichten zugewiesen wurden. Diogenes von Laerte erzählt, wie Zenon einen eitlen und reichen Jüngling dadurch strafte, daß er ihn zuerst auf einer staubigen Bank sich niedersetzen ließ, so daß er sich sein feines Oberkleid beschädigte, und ihm dann befahl, sich auf den Sitzen der Armen zwischen deren abgetragenen Gewändern niederzulassen. Auch erfahren wir von einem Lesepulte (ἀναλογεῖον) als Schulgeräte. Zum Schmucke der Lehrsäle wurden nicht blos, wie in früherer Zeit, Götterstatuen, sondern auch solche von berühmten Männern aufgestellt, wie z. B. in einer Schule die Büste des Herodot erwähnt wird.

*Die Polymathie, welche in der Wissenschaft der alexandrinischen Zeit aufkam, machte sich beim Jugendunterrichte in der Vermehrung der Zahl der Gegenstände bemerkbar. Es bildete sich in dieser Periode die encyclopädische Bildung (ἐγκύκλιος παιδεία) aus, die einen bestimmten Kreis von Wissenschaften (ἐγκύκλια μαθήματα) umfaßte. Gewöhnlich wird angenommen, daß diese Encyclopädie sich auf die Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Musik, Geometrie und Astronomie erstreckte, welche in der römischen Kaiserzeit und im Mittelalter als die bekannten liberales artes den Bildungskreis ausmachten. Indessen entwickelte sich dieser Cyklus erst in späterer Zeit. Dem Poseidonios, einem Schüler des Zeno folgend, teilte Seneca die liberalia studia in Grammatik, Musik, Geometrie, Arithmetik und Astronomie ein. In einer komischen Klage über das menschliche Elend, die dem Teles, einem Dichter aus der Diadochenzeit, zugeschrieben wird, schildert dieser die Leiden der Knaben mit folgenden Worten: „Ist der Knabe der Wärterin entschlüpft, dann befaßt sich mit ihm der Pädagog, der Paidotrib, der Elementarlehrer, der Musik- und Zeichenlehrer; mit der Zeit gesellt sich zu diesen noch der Rechen- und Meßkünstler und der Pferdebereiter. Darnach wären neben der Gymnastik, zu der die Reitkunst zu zählen ist, die Grammatik, die Musik, das Zeichnen, das Rechnen und die Geometrie die Gegenstände, in denen die Knaben unterwiesen wurden. Damit stimmt zum Teil

was Nikolaus aus Damascus, (der um 64 v. Ch. geboren wurde), von seiner Erziehung erzählt: Er erwähnt, daß er mit der ganzen Bildung (ὅλῃ παιδείᾳ) genährt wurde... Zuerst lernte er Grammatik und Poetik, letztere so, daß er nicht schlechte Komödien und Tragödien schrieb; dann in weiteren Jahren ging er zur Rhetorik, Musik, Mathematik und Philosophie über. Fast dieselben Gegenstände rechnet Maximus aus Tyrus, ein Neuplatoniker aus dem 2. Jahrhundert n. Chr., zu den freien Künsten, indem er die Gymnastik, die Rhetorik, die Poetik, die Arithmetik, die Logik, die Geometrie und die Musik aufführt."

"Wir werden mit der Annahme nicht fehlgehen, daß, so wie bei Aristoteles unter den Gegenständen der allgemeinen Bildung das Zeichnen erscheint, die Graphik auch in der alexandrinischen Zeit, wie dies Teles bezeugt, im Jugendunterricht eine Stelle fand. Angeblich soll Pamphilos, der Lehrer des Apelles, diesen Unterricht für Knaben freier Bürger eingeführt haben. Seine Schüler mußten 10 Jahre lang bei ihm in dieser Kunst Unterricht nehmen. Auf der ersten Stufe wurde auf Wachstafeln gezeichnet, hiebei war Festigkeit der Hand und des Striches Ziel des Unterrichtes. Auf der zweiten Stufe zeichneten die Schüler auf geglätteten Buchsbaumtafeln und übten sich in der Feinheit der Striche durch Ausführung feiner Umrisse, während auf der dritten Stufe schon bei der erworbenen Fertigkeit selbstständige Zeichnungen entworfen wurden und auch der Pinsel in Anwendung kam, um auf weißen Tafeln schwarze und rote und auf schwarzen Tafeln weiße Skizzen aufzutragen. In der späteren Zeit verschwand dieser Unterrichtszweig. Daß die Grammatik und im Anschluß an sie die Poetik im Knabenunterricht besondere Berücksichtigung fand, ist nichts Neues. Dabei fand selbstverständlich die Lektüre der bedeutendsten Schriftsteller der Nation besondere Pflege. Bemerkenswert ist Strabos Ansicht, daß man den Unterricht mit Mythen beginnen müsse, weil der Mythos nicht das Alltägliche schildere und gerade dadurch die Wißbegierde reize, die sich noch durch das Vergnügen steigere, welches das Wunderbare und Unbegreifliche in dem Knaben erzeugt. Auch ist noch hervorzuheben, daß die Grammatik und Poetik gerade in der alexandrinischen Zeit eine wissenschaftliche Durchbildung erfuhr und darnach auch eine dem Schulunterricht angepaßte systematische Bearbeitung erhielt. Bei der hervorragenden Bedeutung, welche die Rhetorik in dieser Zeit erlangt, indem sie gerade der Hauptgegenstand des höheren Unterrichtes wurde, ist die Annahme berechtigt,

daß sie und ihre Hilfswissenschaft, die *Logik* oder *Dialektik*, schon im Knabenunterrichte, freilich gewissermassen nur in einem propädeutischen Curse, auftraten. Endlich dankte die *Arithmetik*, *Geometrie* und *Astronomie* ihre wichtige Stellung im Unterrichte ihrer hohen wissenschaftlichen Entwicklung. Zwar wurden, wie wir schon bei Platon sahen, diese Gegenstände schon in früherer Zeit in der Schule gelehrt. Aber in dieser Periode wurden diese Studien wesentlich erweitert und vertieft. Entstand doch erst in der alexandrinischen Zeit die Stereometrie, die Platon noch vermißt. Auch wurde der Unterricht durch Schaffung einer festen Terminologie, durch Verfassung von Lehrbüchern und Erfindung neuer Lehrmethoden verbessert und erleichtert; überhaupt entstand bei dem Vorwiegen der unterrichtlichen Thätigkeit in den Schulen eine besondere *Technik des Unterrichtes*. Man entwarf Muster für den Schreibunterricht (ὑπογραμμὸς), ebenso für den Unterricht im Zeichnen Vorzeichnungen (ὑπογραφή). Für kleine Kinder wurden Wörter zusammengestellt, die alle Buchstaben enthielten, damit sie sich diese leichter einprägten.[1] Die Lehrer gaben den Schülern Aufgaben, die jene corrigirten, wie dies ein Bild auf der Schale des Duris zeigt. Aus der Zeit der Ptolemaeer sind Wachstafeln erhalten, auf welchen von Schülern als Aufgaben geschriebene Trimeter aus den Komödien des Menandros stehen, die der Lehrer verbesserte, und unter die er als Censur ein „fleißig" (φιλοπόνως) schrieb.*

*Bei der Vielseitigkeit des Unterrichtes erschien eine *Teilung in der Arbeit der Lehrer* notwendig. Die erwähnte Inschrift von Teos berichtet, daß *für den Unterricht der Knaben und Mädchen* drei Lehrer gewählt und mit Gehältern von 600, 550 und 500 Drachmen bedacht wurden. Darnach wäre anzunehmen, daß die Kinder offenbar nach dem Alter und der geistigen Reife in drei Klassen getheilt waren. Diese Inschrift ist auch darum von großem Interesse, weil wir aus ihr ersehen, daß es in der späteren Diadochenzeit „*Mädchenschulen*" gab. Es ist dies die einzige Nachricht über solche Schulen. In der Klage des Teles wird eine andere Art der Arbeitsteilung erwähnt. Aus derselben ist ersichtlich, daß jedes Fach besondere Lehrer lehrten; neben dem Musik- und Zeichenlehrer wird ein besonderer Elementarlehrer, der das Lesen und Schreiben beibrachte, und ein Mathematiker, der im Rechnen und Feldmessen unterrichtete, erwähnt. Dazu stimmt die Nachricht des

[1]) Solche sind z. B. βέδυ, ζὰμψ, χθὼ, πλῆκτρον, σφίγξ.

Athenaios, daß Ptolemaios (Physkon) „die Grammatiker, Philosophen, Geometer, Musiker, Zeichner (ζώγραφοι), Paidotriben und viele andere Meister (τεχνῖται) vertrieb, welche aus Armut das, was sie wußten, viele lehrten" und so Bildung verbreiteten.*

Diese Nachricht zeigt uns die geringe Achtung die man dem Lehrerstande zollte. Zur Bestätigung dessen sei auch der Vers eines späteren Komödiendichters angeführt: „Entweder ist er tot oder er ist Schulmeister geworden." Und im selben Sinne räth Plutarch verarmten Bürgern: „Werdet Lehrer, Pädagogen, Thürhüter oder nehmt Dienste auf dem Schiffe."

Daß die Zucht in der Schule noch immer streng war, beweisen die Klagen über die Qualen der Schuljugend, wie wir sie von Teles anführten. Das Überwiegen des Unterrichtes und das Entstehen von Lehrbüchern vermehrte die Lasten, welche die Jugend drückten. Der Unterricht ist mit Schmerz veknüpft (μετὰ λύπης γὰρ ἡ μάθησις) ruft deshalb der Stoiker Chrysippos aus, und der berühmte Philologe Kallimachos bezeichnet „ein großes Buch" als „ein großes Übel."

*Noch durchgreifender als in der Knabenbildung waren die Veränderungen in der **Ephebenbildung** der alexandrinischen Zeitepoche. Was zunächst die Ephebie in Athen anbelangt, so verlor sie den spezifisch athenischen Charakter; denn es wurde auch fremden Jünglingen die Aufnahme in diese Körperschaft zugestanden; angeblich erhielten dieses Recht zuerst die Koer aus Dankbarkeit gegen die Verdienste des Hippokrates. Seitdem teilte man die Epheben in einheimische (πολῖται) und fremde (ξένοι). Es hängt diese Wandlung mit dem kosmopolitischen Zuge zusammen, der in der alexandrinischen Periode bei den Griechen sich geltend machte. Auch war dies wohl ein Mittel, um den Zuzug der bildungsbedürftigen Jugend nach Athen zu erleichtern.*

*Die Stätten, wo die Epheben herangebildet wurden, waren nach wie vor die Gymnasien. Aber die alten Gymnasien, die Akademie, des Lykeion und der Kynosarges wurden wiederholt (von Philipp III. von Makedonien um 200, von Sulla 86 v. Chr.) verwüstet. Sie verödeten immer mehr. Da entstanden neue Gymnasien. Ptolemaios Philadelphos gründete das Ptolemaion und ein makedonischer Söldnerführer namens Diogenes (um 230 v. Chr.) das Diogeneion. Diese durch großmütige Stiftungen begründeten und erhaltenen Anstalten traten an die Stelle der alten Gymnasien. Aus der alexandrinischen Periode sind verschiedene Ämter überliefert, die mit der Ausbildung der Epheben in den Gymnasien in Beziehung stehen:

zunächst die auch in den früheren Perioden schon vorkommende Gymnasiarchie. Während diese aber ursprünglich eine Liturgie bezeichnete, die mit den von Epheben aufgeführten Festspielen zusammenhing, bezeichnet sie in dieser Periode ein Ehrenamt, das reiche Männer freiwillig übernahmen, um die Kosten für die Erhaltung und den regelmäßigen Betrieb der Gymnasien zu bestreiten. Fand sich nicht ein Einzelner, der diese Kosten aufbrachte, so wurden sie von mehreren bestritten, die dann gemeinschaftlich die Würde von Gymnasiarchen bekleideten. Während der Gymnasiarch die gesamte Aufsicht über das Gymnasium hatte, gab es speziell für die Epheben einen besonderen Aufseher, den Ephebarch oder Archephebos. Außerdem erscheinen als eine Aufsichtsbehörde die Sophronisten, die, wie es scheint, in Athen über 60 Jahre alt sein mußten. Sie hatten über Anstand und gute Sitten der Epheben, namentlich an öffentlichen Orten, z. B. in dem Theater, zu wachen. Die wichtigste Stellung in der Ephebenerziehung hatte der Ordner (κοσμητής). Er ist eigentlich der Vorstand der Gymnasialangelegenheiten und das Haupt des Lehrerkollegiums. Er hatte die Ephebenlehrer zu bestimmen und deren Ausbildung zu leiten. Weil das Amt so wichtig war, so wurde er von der Gemeinde auf ein Jahr gewählt und mußte nach Ablauf seines Amtes Rechenschaft ablegen. Außerdem gab es Lehrer (διδάσκαλοι) und Erzieher (παιδευταὶ oder ἐπιμεληταὶ) der Epheben. Auf den Inschriften der Diadochenzeit erscheinen als solche der Paidotrib, der Hoplomachos, der Lehrer im Wurfspieß- und im Bogenschießen (ἀκοντιστὴς und τοξότης), der Lehrer im Handhaben der Geschütze (ἀφέτης oder καταπαλταφέτης), der Grammateus (der Lehrer des literarischen Unterrichts) und ein Diener. In dieser Periode wurde es Brauch, daß die Lehrer der Gymnasien zum Teile aus der Staatskasse besoldet wurden. Nach Polybios (um 150 v. Chr.) galt dies in Athen jedoch nicht von den Lehrern der Grammatik, Rhetorik und Philosophie.*

*In der Ephebenerziehung spielt die gymnastische Ausbildung noch immer eine hervorragende Rolle, wiewol die Stoiker gegen dieselbe ankämpften. Es trat, wie in der früheren Periode, hierbei das ritterliche Element in den Vordergrund. Karneades meint, daß die Söhne reicher Leute nichts Rechtes lernten, als das Reiten; denn die Pferde seien die einzigen, die ihnen nicht schmeichelten, sondern sie herabwürfen, wenn sie die Reitkunst nicht recht verständen. Daß man auf diese Seiten der Bildung noch

Wert legte, zeigt eine Inschrift von Sestos aus dem Jahre 120 v. Chr. Sie enthält ein Ehrendecret für Menas und zählt dessen Verdienste auf: „Er veranstaltete für die Epheben und jungen Männer taktische Übungen (διαδρομὰς) und ließ Wettkämpfe im Bogenwerfen und Bogenschießen abhalten und Salbungen (für Zwecke des Turnens) vornehmen .... Ferner verkehrte er freundlich mit allen, welche die Vorlesungen hörten, in der Absicht, auch dadurch seiner Vaterstadt den Ruhm gebildeter Männer zu verschaffen. Auch ließ er sich die Ausbildung der Epheben und junger Männer angelegen sein und sorgte überhaupt für ein wohlanständiges Benehmen derselben in Gymnasien. Desgleichen schaffte er Schabeisen und das erforderliche Salböl an und veranstaltete Wettkämpfe zu Ehren des Hermes und Herakles, indem er Preise für alle Kampfspiele aussetzte." Demnach fand die gymnastische Ausbildung der Epheben in derselben Weise statt, wie dies in der früheren Zeit der Fall war. Neben dem Pentathlon wurde die Hoplomachie gelehrt. Doch scheint der früher übliche Streifdienst weggefallen zu sein, was wegen der Beschränkung der Ephebie auf ein Jahr sich als notwendig herausstellte. Dagegen erweitert sich mit der Vervollkommnung der Waffen der Unterricht in der Hoplomachie. Die Epheben lernten auch das Werfen des Riemenspeeres (μεσάγκυλον), des Kestros, eines kurzen Wurfgeschosses, das Schleudern von Steinen und bleiernen Geschossen und selbst die Bedienung der Belagerungsgeschütze (Katapulten), und zwar wurden sie hierin von Speziallehrern unterwiesen. Die erlangten Fertigkeiten trugen sie bei den Agonen und Festen zur Schau, welche in dieser Periode womöglich an Zahl und Prunk vermehrt wurden. In Athen hören wir von besonderen Festen dem Ptolemaios und dem Diogenes, den Gründern der Gymnasien, zu Ehren, von einem Festauszuge der Epheben zu den Gräbern der Sieger bei Marathon, von einem prunkhaften Aufzuge an den Panathenäen, bei welchem ein Schiff durch die Straßen Athens geführt wurde, an dem der von Mädchen gestickte Peplos mit der Gigantomachie wie ein geschwelltes Segel befestigt war. Im Laufe der Zeit verfiel mit der Gymnastik auch die gymnastische Ausbildung der Epheben. Einen Beweis hierfür bietet die öfter erwähnte Inschrift von Teos. Auf dieser werden der Fechtmeister und der Lehrer im Bogenschießen und Speerwerfen allen andern Lehrern nachgesetzt und auch mit dem geringsten Gehalt bedacht. Dem Fechtmeister wurden 300, dem Akontisten 250 Drachmen zugewiesen.*

Über die musikalisch-orchestische Erziehung der Epheben sind für diese Periode keine eigenthümlichen Einrichtungen überliefert. Im Allgemeinen trat dieselbe wohl noch mehr in den Hintergrund, als dies schon in der früheren Periode der Fall war. Eine besondere Pflege fand die musikalisch-orchestische Bildung in den Städten Joniens und am Pontos. Hier entwickelten sich, wie Inschriften aus Teos und Chios bezeugen, besondere Erziehungsanstalten, welche musische und scenische Künstler ausbildeten. Es entstanden eigene Genossenschaften (σύνοδοι) von dionysischen Künstlern, welche die scenischen und musikalischen Aufführungen an allen großen Festen besorgten. Insbesondere war die Künstlergesellschaft von Teos berühmt, die ein eigenes Übungshaus für ihre Proben besaß.

*Je mehr Gymnastik und Musik als Gegenstände der allgemeinen Bildung zurücktraten, desto mehr Ausdehnung gewann der literarische Unterricht. Was bei der Knabenerziehung von den sieben freien Künsten gesagt wurde, gilt auch für den Ephebenunterricht. Er erweiterte sich in den meisten Gegenständen, namentlich in der Philosophie und Rhetorik, welche allmälich zum Mittelpunkte der höheren Bildung wurden, und vertiefte sich in der Grammatik, Poetik, in der Arithmetik und Geometrie entsprechend dem Fortschritte, den diese Wissenschaften in der alexandrinischen Periode machten. Der Unterricht in den verschiedenen Wissenszweigen wurde durch Fachlehrer ertheilt, unter denen der Grammatiker entsprechend der Ausbildung, welche die sprachwissenschaftlichen Studien genommen hatten, nicht etwa bloß die Grammatik, sondern auch die Poetik und Literatur in des Wortes weitester Bedeutung zu lehren hatte, weshalb er auch als Philologos oder Kritikos benannt erscheint. Der Unterricht fand in manchen Orten in den Gymnasien statt. Dafür spricht der Umstand, daß in Athen mit dem Ptolemaion eine Bibliothek in Verbindung stand, und daß die Epheben, wie eine Inschrift bezeugt, verpflichtet waren, sie jedes Jahr um 100 Rollen zu vermehren; und bei Plutarch werden ausdrücklich Epheben erwähnt, die im Diogeneion in der Literatur, Geometrie, Musik und Rhetorik unterwiesen wurden. Damit stimmt die Nachricht bei Polybios überein, daß in Athen und Rhodos vom Staate besoldete Lehrer bestanden, und daß auf der Inschrift von Sestos bei den Verdiensten, die Menas sich um die Gymnasien erwarb, Jünglinge erwähnt werden, welche die Vorlesungen hörten. Aber neben solchen mit den Gymnasien in Beziehung stehenden Lehrern, gab es auch solche, welche ihre Schüler in ihren privaten Wohnungen und Gärten unterwiesen.

Namentlich gilt dies von den Rhetoren und Philosophen, welche, wie aus Polybios erhellt, keine öffentliche Besoldung erhielten. So lehrte Theophrastos in einem Garten, den ihm Demetrios Phalereus beim Lyceum zugewiesen hatte. Epikur hinterließ ein Haus in Melite seinen Schülern zur Wohnung und einen Garten, in dessen Mitte eine Schule (διατριβή) war, als erblichen Besitz den Philosophen seiner Schule. Einzelne vermögende Rhetoren und Philosophen bauten sich besondere Hörsäle (διδασκαλεῖα), für welche später auch die Bezeichnung θέατρον üblich ward; andere benutzten öffentliche Locale, die ihnen überlassen wurden, Theater und Musikhallen, Gerichtssäle und dgl. für ihre Vorträge.*

Da für den höheren Unterricht in der Mathematik und Astronomie gewiß nur wenige Theilnehmer sich fanden, so kann von einem allgemeinen, öffentlichen Unterrichte nur in der Rhetorik und Philosophie gesprochen werden.

In der Rhetorik waren die Schulen in Athen und Rhodos berühmt. Besonders in der Schule von Rhodos entwickelte sich jenes weitläufige System von Definitionen und Einteilungen, zu welchem die Theorie der Redekunst entartete. Diese Insel gab auch den Namen einer besonderen, der rhodischen Richtung in der Beredsamkeit, welche sich durch kurze und nüchterne Ausdrucksweise auszeichnete. Den Gegensatz bildete die asiatische oder asiane Rhetorik, welche ihre Stärke in einer mit Tropen und Figuren ausgestatteten Sprache und in einer Fülle von Worten und witzigen Aussprüchen suchte. Den Übergang von der altattischen Beredsamkeit zu dieser kraft- und marklosen Redeweise soll Demetrios der Phalereer vermittelt haben, als eigentlicher Erfinder derselben wird Hegesias aus Magnesia genannt. Bei dem Sinken des politischen Lebens verlor die Rhetorik die wichtige Stellung, die sie früher besaß. Ihr Wert blieb auf die Schule beschränkt und kam außerhalb derselben nur noch in den Schriften der Prosaisten, namentlich der Geschichtsschreiber zur Geltung. Der schulmäßige Betrieb der Rhetorik rief natürlich Lehrbücher hervor, unter denen das Compendium des Dionysios von Halikarnaß aus dem 1. Jahrh. v. Ch. erhalten blieb.

*Die Philosophie erlangte für die Erziehung der reiferen Jugend in der hellenischen Periode eine um so höhere Bedeutung, als sie an die Stelle der Religion trat und die religiös-sittliche Bildung der jungen Männer sich zur Aufgabe setzte. In Athen bildeten sich während dieser Periode die vier Schulen der Akademiker, Peripatetiker, Stoiker und Epikureer aus, welche eine besondere

Organisation erhielten und eine feste Tradition bewahrten Außerdem gab es aber daselbst auch noch andere Lehrer der Philosophie, welche außerhalb dieser Schulen standen, und keinen Theil an den Einkünften und Stiftungen derselben hatten. In gleicher Weise wie in Athen gab es sowohl am Hofe der Attaliden in Pergamon, bei den Ptolemaern in Alexandrien und an anderen Orten Philosophenschulen, deren Lehrer entweder von den Fürsten besoldet wurden oder sich durch Honorare der Schüler erhielten. Der Unterricht bestand teils in zusammenhängenden Vorträgen, teils in dialogischen Untersuchungen nach Art der sokratischen Gespräche. Im Zusammenhange mit dem schulmäßigen Betriebe der philosophischen Studien kam eine für Vorträge bestimmte schriftstellerische Thätigkeit auf, welche dazu führte, daß eine Fülle von Erklärungen, Bearbeitungen, Auszügen der philosophischen Schriften der Schulhäupter von ihren Nachfolgern verfaßt wurde. Namentlich haben die Epikureer viel geschrieben. Die Vielschreiberei der Lehrer führte auch dazu, daß die Schüler beim Unterrichte nicht so sehr hörten, als schrieben. In dieser Periode wurde es allgemein üblich, daß die Schüler die Vorträge nachschrieben. Danken wir doch einen Teil der erhaltenen aristotelischen Schriften Collegienheften seiner Schüler und der Schüler seiner Nachfolger! Auch manche der platonischen Schriften sind nicht Originale, sondern Abhandlungen und Bearbeitungen einzelner Teile seines Systems, die in Schulen entstanden sind. — Neben den Vorträgen, zu welchen sich die Hörer versammelten, gab es aber auch gemeinschaftliche Mahlzeiten, bei welchem jedenfalls in erster Linie dem Drange der Hellenen nach geselliger Heiterkeit Rechnung getragen, zugleich aber auch manch' wissenschaftliches oder doch witziges Problem aufgeworfen und gelöst wurde. Es bestanden besondere Dotationen für derartige Symposien oder Syssitien der einzelnen Philosophenschulen. So hinterließ Theophrastos einen Betrag zu solchen Gastmählern, aus dem die Anteile der Mittellosen bezahlt werden sollten. Epikur bestimmte in seinem Testamente ein Kapital, dessen Zinsen dazu dienen sollten, daß seine Schüler seinen Geburtstag und jeden zwanzigsten des Monats durch ein Opfer und eine gesellige Zusammenkunft feiern. In den stoischen Schulen gab es im 2. Jahrh. v. Chr. drei Tischvereine, die sich nach den letzten Häuptern Diogenisten, Antipatristen und Panaitiasten nannten.*

*Die Konkurrenz, die sich Rhetoren und Philosophen machten, schädigte nicht selten das Ansehen der Wissenschaft und ihrer Lehrer. Für die Lehrer galt es hauptsächlich, sich möglichst viele Zuhörer

zu verschaffen. Deshalb* suchten sie durch alle möglichen Kunstgriffe Zuhörer *zu gewinnen.* Nicht allein durch einen blumenreichen Vortrag, sondern auch durch auffallende Gesticulationen und witzige Einfälle strebten sie die Zuhörer anzuziehen und zu fesseln. So wird von Theoprast berichtet, daß er nie anders als in möglichst prachtvoller Kleidung vor seinen Zuhörern erschien, daß er, um die Sitten eines Gefräßigen lebhaft zu schildern, im Vortrage die Zunge herausgestreckt und die Lippen beleckt, und daß er durch diese Künste wirklich 2000 Zuhörer an sich gezogen habe. — Die Schüler waren natürlich dem angemessen und verlangten solche Speise. Sie wollten nicht in die Tiefen der Wissenschaft hinabsteigen, sondern an ihren Oberflächen spielen, und fanden deshalb an geistreichen Wendungen, an rethorischem Pathos und an rauschendem Pomp ihr Ergötzen.

β. Die Theoretiker der Erziehung in der alexandrinischen Zeit.

Der Praxis entspricht die Theorie; beide bedingen sich gegenseitig. In der Wirklichkeit war zwischen dem Individuum und der objektiven Welt des Staates und der Religion ein entschiedener Bruch eingetreten. Die unbefangene Hingabe des Einzelnen an die objektiven Mächte war gänzlich zu Ende. Das von der allgemeinen Welt losgerissene Subjekt allein nun forderte Befriedigung. Diese Befriedigung ward ihm praktisch in der Speisung mit der Gelehrsamkeit jener Zeit, theoretisch in den Philosophien der Akademiker, Peripatetiker, Stoiker, Epikureer und Skeptiker gegeben. Und auch die Erziehungstheorie dieser Philosophen sucht diese subjektive Freiheit, die Selbständigkeit der einzelnen Person zu fördern. *Unter den **Peripatetikern** ragen außer Theophrastos, dessen wiederholt Erwähnung geschah, keine größeren und tieferen Denker hervor. Hauptsächlich beschäftigten sich die Nachfolger des Aristoteles mit der Sammlung, Bearbeitung und Erklärung seiner Schriften. Dagegen schließt sich an den Namen Platons eine Reihe gefeierter Philosophen und Schulhäupter **der Akademie**, die man in eine ältere, mittlere und jüngere Akademie gliedert. Zur älteren Akademie gehört unter anderen Polemon (um 300), der die Forderung aufstellte, daß man sich mehr im Rechthandeln als in der Dialektik zu üben habe. Er hat als Lehrer Zenons großen Einfluß auf die Entwickelung der stoischen Philosophie gewonnen. In der mittleren

Akademie ragen Arkesilaos (315—241 v. Chr.) und Karneades (214—129 v. Chr.) hervor. Beide bekennen sich zum Skepticismus, Arkesilaos läugnete* das Vorhandensein eines Kriteriums, durch welches die Wahrheit unserer Erkenntnisse für uns gewiß werde, und behauptete dann, daß man Nichts zu wissen vermöge, nicht einmal das, daß man Nichts wisse, selbst das nicht, daß man Nichts wissen könne. *Karneades ist als Schöpfer der Wahrscheinlichkeitstheorie bemerkenswert, die er an die Stelle des Wissens der Wahrheit setzte. Er unterschied mehrere Grade der Wahrscheinlichkeit und erachtete die Kenntnis derselben nicht etwa bloß für die Erkenntnis, sondern ganz besonders für das Handeln als notwendig.*

Als Stifter der **Stoiker**[1]) wird Zenon (um 308 v. Chr.) genannt, der seine Schule in einer Säulenhalle zu Athen hielt, welche von den Malereien des Polygnotos, mit denen sie geschmückt war, die „bunte Halle" (στοὰ ποικίλη) hieß. *Von ihm sind keine Schriften erhalten. Doch bekunden die Nachrichten, die über ihn überliefert sind, das hohe Ansehen, in welchem er stand und die Anhänglichkeit seiner Schüler. Einer derselben, Kleanthes verdiente sich seinen Lebensunterhalt des Nachts durch Wassertragen und Teigkneten und schrieb die Vorträge, weil er sich kein Papier kaufen konnte, auf Scherben und Abfälle von Ochsenhäuten. Als der Areopag dies erfuhr, wollte er ihm ein Stipendium von 10 Minen anweisen, aber Kleanthes wies dies Anerbieten zurück. Der bedeutendste Theoretiker des Stoicismus ist wohl Chrysippos von Tarsos (282—209), welcher durch seine zahlreichen Schriften (705 Bücher) das eigentliche System der Stoa geschaffen hat. Außer ihm sind noch Panaitios von Rhodos (180—111 v. Ch.) und Poseidonios v. Apamea darum besonders bemerkenswert, weil sie den Stoicimus bei den Römern verbreitet haben. Ersterer gewann Lälius und Scipio für die griechische Philosophie, letzterer unterwies in der Schule zu Rhodos unter Andern auch Cicero und Pompeius und galt als der vielseitigste und gelehrteste Stoiker, der ungewöhnliche Kenntnisse in Geschichte, Geometrie, Geographie und Astronomie besaß.* — Die Stoiker setzten die Philosophie in unmittelbare Verbindung mit

[1]) *Außer den Werken über Geschichte der Philosophie von Zeller und Brandis G. P. Weygoldt, die Philosophie der Stoa nach ihrem Wesen und ihren Schicksalen. Leipzig, 1883. Speziell über Zeno G. P. Weygoldt, Zeno von Cittium und seine Lehre. Diss. Jena, 1872. Ed. Wellmann, Die Philosophie des Stoikers Zeno. Diss. Rostock, Leipzig, 1873 und C. Wachsmuth, commentat. I et II. de Zenone Citiense et Cleanthe Assio. Göttingen, 1877.*

dem praktischen Leben und definierten sie als eine Weisheitslehre im praktischen Interesse, als Übung der Tugend. Gott ist ihnen die thätige und bildende Kraft der Materie, ihr innewohnend und wesentlich mit ihr verbunden, die Welt der Leib Gottes, Gott die Seele der Welt. Das Weltganze ist eine vernünftige, durch das göttliche Denken bestehende Ordnung. Dieser allgemeinen Ordnung, dem Weltgesetz und der Weltharmonie, muß sich das Leben anpassen. „Folge der Natur", oder „lebe in Übereinstimmung mit der Natur": das ist demgemäß die höchste ethische Forderung. Der Tugend gemäß leben ist dasselbe, als leben gemäß der Erfahrung dessen, was mit der Natur übereinstimmt, denn unsere Naturen sind Teile der Natur des Alls. Diese naturgemäße Thätigkeit, die Tugend, ist das Gut, allein hinreichend zur Glückseligkeit; die äußeren Güter sind etwas sittlich Gleichgültiges und können deshalb nicht Gegenstände unseres Strebens, Zwecke unseres sittlichen Handelns sein. Nur die Handlung, die That ist gut, nicht dasjenige, worauf die Handlung ausgeht, und die besonderen Zwecke und Güter, Gesundheit, Reichtum 2c. sind etwas an sich Wertloses und Gleichgültiges, das zum Guten und zum Bösen ausschlagen kann, und dessen Beraubung die Glückseligkeit des Tugendhaften nicht aufhebt. Die Tugend hat keine Grade, sowenig als die Wahrheit: alle guten Handlungen, weil Ausflüsse der vollen Freiheit der Vernunft, sind gleich gut und alle bösen Handlungen, weil aus dem unvernünftigen Triebe hervorgegangen, sind gleich böse. Das Ideal der Tugend ist der wahrhaft Weise: er ist frei, auch in Fesseln, denn er handelt aus sich selbst, unbestochen durch Furcht oder Begierde, — er ist der wahre Reiche, Priester, Wahrsager und Dichter.

Das Gute ist ein Ausfluß der vernünftigen Einsicht, und mit der Erkenntnis des Guten ist auch die Ausübung desselben verbunden. Das Gute, die Tugend ist lehrbar. Darum soll sich der Mensch, wie Epiktet sagt, durch den Unterricht zur Gottgefälligkeit und wahren Freiheit erheben. Für den wahrhaft Gebildeten sind die schönsten und angenehmsten Früchte: Leidenschaftslosigkeit, Furchtlosigkeit, Freiheit. Nur die aber, welche E r z i e h u n g und U n t e r r i c h t genossen haben, sind wahrhaft frei. Um zu diesem Ziele zu gelangen, muß sich ein jeder besonders fragen: Welche Meinung habe ich von mir selbst? Bin ich frei von der Einbildung, schon hinlänglich gebildet zu sein? Erkenne ich meine Unwissenheit und suche ich dieselbe zu überwinden? Gehe ich zu diesem Zwecke in die Schule der Philosophie wie zu einem Orakel? — Die G y m n a s t i k

ist nur ein untergeordnetes Bildungsmittel. Nur die Weisen, selbst wenn grundhäßlich, sind wahrhaft schön. Die encyclopädische Bildung ist unnütz und nur die philosophische Erkenntnis ist wahr. Chrysipp verlangt, daß die Jugend Logik, Ethik und Physik höre, und daß die Lehre von den Göttern und die Religion zuletzt behandelt werde. *Unter der Logik verstand er auch die Grammatik und Rhetorik. In der Grammatik haben die Stoiker hervorragendes geleistet. Sie haben nicht blos die Theorie der Sprachwissenschaft vervollkommnet, indem sie in ihr eine feste Terminologie schufen, sondern sie haben auch über die Art und Weise der Verwertung der Literatur für den Unterricht der Jugend nachgedacht und hierüber pädagogische und didaktische Werke geschrieben. In der Logik sollten* nicht nur Jünglinge, sondern auch Knaben, diese namentlich in der Auflösung der Syllogismen geübt werden. Die Mathematik und die Naturwissenschaften scheinen die Stoiker weniger geschätzt zu haben. — Nicht die Gewohnheit, sondern das eigene Urteil soll sich in allen Verhältnissen geltend machen. Die Philosophie ist ein Mittel gegen die Gewohnheit, die vielfach ein Hindernis des sittlichen Lebens ist. — Aber doch fordert Musonius Rufus (um 65 n. Ch.) gleichzeitig Übung in der Tugend, da die Wissenschaft des Guten nicht mächtig genug sei, ohne Beihülfe der Übung zur Sittlichkeit hinzuleiten. Derselbe empfiehlt auch nicht nur Übung des Verstandes im Nachdenken und des Gedächtnisses in der Aufnahme guter Lehren, sondern zugleich Übung im Tragen körperlicher Beschwerden. Die Ehe betrachtet er als den Grund der Familie, des Staates, der Gesellschaft, des Menschengeschlechtes, und verdammt deshalb das Aussetzen der Kinder. Chrysipp verlangt für die Kinder kluge und die besten Ammen, welche die Kleinen durch Lieder und Gedichte besänftigen sollen und schon in den ersten drei Jahren den Geist mit trefflichen Lehren befruchten können. Und Antonin, der Stoiker auf dem römischen Kaiserthrone, stellt als Grundsatz der Erziehung auf: „Jeder, der aus Unwissenheit oder Irrtum handelt, verdient Mitleid, Hülfe und Belehrung. Die Zurechtweisung aber geschehe nicht in der Hitze, nicht mit Spott, nicht im Tone der Überlegenheit, sondern zur rechten Zeit, in der Stille und mit einem liebevollen Herzen." „Hemme die Leidenschaft, dämpfe die Begierde; aber die königliche Vernunft erhalte bei ihrer Macht über dich selbst!" Nur der, welcher also ist und handelt, ist der wahre Lehrer. Unterricht, Gesetzgebung und Schriftstellerei dürfen nur dem Weisen anvertraut werden.

Die stoische Philosophie sucht ihre Anhänger gegen die äußeren Lebensverhältnisse gleichgültig zu machen, indem sie dieselben aus der zerfallenen politischen und bürgerlichen Welt in ihr eigenes Innere hineinretten will. Ihre Erziehungsgrundsätze gehen deshalb nicht auf Entwicklung des Menschen zum Gliede der Familie, des Staates und der Gesellschaft, sondern zur Ausbildung eines einseitigen Rigorismus und für eine völlige Apathie, die — wie es bei mehreren Anhängern in Wirklichkeit geschah — in letzter Instanz zum Selbstmorde führt, welchen der Stoicismus grundsätzlich verteidigte. *Diese Apathie gewähre dem Menschen Ruhe und Gleichmut und mache ihn hierdurch glücklich. Die Glückseligkeit ist das Ziel des Menschen. — In der Bekämpfung der Gymnastik als eines wichtigen Erziehungsmittels, wie in der Isolierung des Menschen von der Gemeinschaft des Staates und in dem Fortschritt vom nationalen Staate zum Kosmopolitismus offenbart sich der Verfall des althellenischen Geistes und der veränderte Standpunkt der Pädagogik.*

Gleichzeitig mit der Stoa entstand zu Athen die **epikureische Schule,**[1]) von Epikur (342–271 v. Ch.) begründet. *Er war der Sohn eines Elementarlehrers und unterstützte seinen Vater in dessen Thätigkeit auf Samos, wohin derselbe als Kleruche gezogen war. Schon früh, mit 18 Jahren, wandte sich Epikur dem Studium der Philosophie zu. Mit 32 Jahren eröffnete er eine Schule dieser Wissenschaft, zuerst in Mitylene, dann in Lampsakos, zuletzt 306 v. Chr. in Athen. Von ihm und einem seiner späteren Nachfolger Philodemos (um 60 v. Ch.) sind zahlreiche Fragmente in Herculanum gefunden worden. Nach der Ansicht der Epikureer* ist die Philosophie die Thätigkeit, welche durch Begriffe und Beweise ein glückliches Leben bewirkt. Sie ist deshalb wesentlich Ethik, die lehrt, wie vom Menschen ein glückseliges Leben erreicht werden kann. Die Glückseligkeit und das höchste Gut aber ist die Lust, doch nicht die Lust des Schwelgers und des Genußsüchtigen, denn solcher Lebensgenüsse kann der Weise entbehren, wenn er es auch nicht soll, weil er in sich selbst den höchsten Schatz der Glückseligkeit, die Ruhe der Seele, hat. Die Lust des Geistes besteht in der uner-

[1]) *O. Kern, Bemerkungen zum 10. Buch des Diogenes Laertius. Progr. Prenzlau, 1878. P. v. Gizycki, über das Leben und die Moralphilosophie des Epikur. Diss. Halle, 1879. Derselbe: Einleitende Bemerkungen zu einer Untersuchung über den Wert der Naturphilosophie des Epikur. Progr. Berlin, 1884. R. Schwen, Über griechischen und römischen Epikureismus. Progr. Tarnowitz, 1881.*

schütterlichen Gemütsruhe des Weisen, im Gefühl seines Wertes und seiner Erhabenheit über die Schläge des Schicksals. Der Weise lebt auch noch unter Martern glücklich, und manche Lust wird er verschmähen, weil sie Unlust bereiten kann, und manchen Schmerz sich gefallen lassen, weil ihm größere Lust folgt. Der Weise fürchtet auch den Tod nicht, vor welchem die Menschen am meisten schaudern: denn sind wir, so ist er nicht, ist aber er, so sind wir nicht; wenn er gegenwärtig ist, so empfinden wir ihn nicht, denn er ist das Ende aller Empfindung, und was uns, wenn es gegenwärtig ist, keine Unlust bereiten kann, das darf uns, als Zukünftiges gedacht, auch nicht betrüben.

Das höchste Gut der Lust fordert der Epikureismus auch als Frucht der Erziehung. Da dieses aber nur durch Klugheit, Tugend, Gerechtigkeit und Freiheit von Furcht erreicht werden kann und diese nur durch wissenschaftliche Erkenntnis, namentlich in der Natur erlangt werden, so ist die Naturwissenschaft nebst der Philosophie der notwendigste Unterrichtsgegenstand für die Jugend. Die Kenntnis der Natur bewahrt vor Aberglauben und den Täuschungen desselben, sowie vor thörichten Einbildungen. Mit Philosophie aber beschäftige sich der Jüngling, um für die Jugend, wie für das Alter Furchtlosigkeit wegen der Zukunft zu erlangen, der Greis, um in seinen späteren Jahren jung zu bleiben. *Um der Jugend dies Studium zu erleichtern, faßte Epikur die Grundsätze seiner Philosophie in kurze Formeln (*κύριαι δόξαι*) zusammen und gab sie seinen Schülern zum Auswendiglernen. Er schuf demnach das erste Compendium der Philosophie.*

Weil dem Epikureismus die Bildung nicht an und für sich, sondern nur als Mittel zur Glückseligkeit Wert hat: darum verwirft er die encyclopädische Unterweisung. *Die mathematischen Disciplinen erscheinen ihm überflüssig, weil sie von unrichtigen Grundsätzen ausgehen und weil sie nicht zu einem angenehmen Leben beitragen. Auch die Logik wurde von den Epikureern vernachlässigt. Dagegen sahen sie* in der Musik und Poesie Künste, welche das Leben verschönern und heiteren Genuß bereiten. Einseitig aufgefaßt, mußte das Prinzip gegen Weckung und Nährung des Schamgefühls, weil dieses nicht die Lust als ein Gut betrachte, sondern den Genuß störe, — und gegen die Liebe der Kinder zu den Eltern auftreten. Gegen solche Einseitigkeiten geht der Ausruf Arrian's: „Man denke sich einen epikureischen Staat; da findet man

keine Ehe, keinen Beruf zum Kinderzeugen und keine Regierung, wonach die Bürger von Erziehern und Gymnasiarchen unterwiesen und gebildet werden, und da ist nicht von dem Schließen eines Ehebündnisses und dem Streben nach öffentlicher Wirksamkeit die Rede." Aber auch dem nicht extremen epikureischen System gilt der Tadel der Alten, daß es keinen bejahenden Zweck des Lebens kenne, sondern das Streben seines Weisen nur Gefühllosigkeit sei.

Die Vollendung dieser Richtung der Subjektivität ist der **Skeptizismus**, dessen ältestes Haupt Pyrrhon von Elis (um 430 v. Chr.) war. Er lehrt: Weder unsere Sinne, noch unsere Meinung über die Dinge lehren uns etwas Wahres. Jedem Lehrsatze, jeder Aussage läßt sich das Gegenteil entgegenstellen. Darum ist das wahre Verhältnis des Philosophen zu den Dingen gänzliche Zurückhaltung des Urteils (ἐποχή) und seine gewöhnliche Antwort muß deshalb sein: „Was ihr sagt, kann wahr oder nicht wahr sein; ich entscheide nicht." Dieser Zurückhaltung des Urteils folgt dann gleichsam als Gabe des Glücks wie ein Schatten die Unerschütterlichkeit des Gemütes (die ἀταραξία) die Glückseligkeit. — *Unter den Nachfolgern Pyrrhons sind Timon aus Phlius um (270 v. Chr.) und Ainesidemos die bedeutendsten; der erstere verspottete in seinen Σίλλοι die Spitzfindigkeit und Geschwätzigkeit der Philosophen und schuf durch seine Schriften das System des Skeptizismus, da Pyrrhon seine Ansichten nur mündlich entwickelt hatte. Der letztere lehrte um 70 v. Chr. in Alexandrien und stellt die zehn Weisen (τρόποι) auf, wie der Zweifel begründet werden könne.*

Mit diesen Grundsätzen ist alle objektive Wahrheit, alle Erkenntnis der Wissenschaft zu Grabe getragen, damit aber auch jeder Zweck und jedes Ziel der Erziehung, das es nur da geben kann, wo es Erkenntnis giebt. Mit der Möglichkeit einer Erkenntnistheorie läugnete der Skeptizismus auch die Erziehungstheorie. Es bildete sich darum die Pädagogik des Nützlichen, welche die Dialektik als eine unnütze Kunst verwirft und Alles, was über die Wahrheit der Erscheinung hinausgeht, als müßiges Forschen betrachtet, welche in der Grammatik nur ein Mittel sucht, um schreiben und lesen zu lernen und hierdurch der Vergeßlichkeit entgegenzuarbeiten, und welche die Rhetorik als überflüssig erklärt, weil man durch Übung schön reden lerne. Auch in der Mathematik sei nur das Messen und Rechnen zu lernen und in der Astronomie nur dasjenige zu berücksichtigen, was für Landbau und Schiffahrt nützlich ist und über das Wetter Aufschluß giebt.

Auf diese Weise ist „Praktische Anwendbarkeit" das Motto der Pädagogik geworden.

Durch die Skeptiker ward Leben und Kunst von jeder höheren Auffassung losgelöst. Jedoch hat der Skeptizismus das Verdienst, seine Anhänger bei ihrer Verzweiflung an aller wissenschaftlichen Erkenntnis in das praktische Leben gedrängt zu haben, um da den Trost zu suchen und zu finden, den die Wissenschaft nicht geben konnte. Damit aber bahnt der Skeptizismus den Übergang der philosophischen Auffassung der Pädagogik zu der praktischen Behandlung derselben bei den Römern.

*Ehe wir zu denselben übergehen, müssen wir einer eigentümlichen Richtung gedenken, die sich in der griechischen Philosophie dadurch entwickelte, daß griechische Wissenschaft in die Kultur der Orientalen eindrang und daß bei dem Verfalle der Religion in frommen Gemütern das Bedürfnis entsprang, durch philosophische Forschung den religiösen Drang zu befriedigen. Der Glaube an eine göttliche Offenbarung, an Wunder und Weissagungen, die Forderung der Askese für ihre Bekenner, der Hang zur Mystik und Symbolik charakterisiert in gleicher Weise die philosophischen Schulen der **Neupythagoreer** und **Neuplatoniker,** die ihre Entstehung im Oriente und ihre Verwandtschaft mit dem jüdischen Essäern und Therapeuten nicht verleugnen können. Über die Neu-Pythagoreer und ihre Bedeutung für die Pädagogik wurde bereits bei Pythagoras gehandelt. Unter den Neuplatonikern ragt als der erste bedeutsame Vertreter der jüdische Philosoph Philo von Alexandria[1]) hervor,* der im Jahre 41 Gesandter der Juden bei Caligula war und in dem die jüdisch-alexandrische Religionsphilosophie, die Verschmelzung des platonischen Idealismus und des jüdischen Glaubens an die göttliche Autorität der heiligen Schriften, ihren Gipfelpunkt erreichte. Durch seine allegorische und symbolische Interpretation legte er in „das Gesetz und die Propheten" die gesamte Bildung der übrigen Völker und namentlich der Griechen hinein und schätzte neben dieser Bildung die Essäer, weil sie gleich ihm vielfach in Symbolen lehrten. Höher als alle menschliche Wissenschaft, die nur Gott in seinem Schatten darzustellen vermag, die jedoch notwendig zur wahren Bildung ist, weil sie die Seele von Irrtümern und von der gefährlichen Krankheit der Anmaßung

---

[1]) *Die Schriften Philos siehe p. 286. — M. Wolff, die philonische Philosophie in ihren Hauptmomenten dargestellt. 2. Auflage. Gothenburg 1858.*

reinigt, auch höher als alle Kunst, die sich nur im engen Kreise (— die Geometrie in Linien, die Musik in Tönen —) bewegt, steht die wahre Weisheit, welche in der heiligen Schrift und zwar so ohne allen Zweifel niedergelegt ist, daß alle anderen Wissenschaften nur das Mittel sind, dieselbe zu erklären und zu verteidigen. Das Ziel der Wissenschaft ist, zu glauben, daß man Nichts weiß; denn nur Einer ist weise, der alleinige Gott, der allein auch die Erkenntnis der Wahrheit gewährt, zu der wir durch Frömmigkeit und Glauben, sowie durch unmittelbare göttliche Eingebung gelangen. Die Weisheit ist die himmlische Ruhe der Seele, das Versunkensein derselben in Gott. — Die Idee Gottes oder der Tugend ist das höchste Ziel der Ethik. Von Natur ist dem Menschen die Anlage dazu gegeben und die unmittelbar durch die Natur gewährte Einsicht ist das Höchste, weil es reines Geschenk der göttlichen Gnade ist; wer durch glückliche Anlage und angeborenes Talent ohne Arbeit die Weisheit erlangt hat, besitzt die vollen Gaben Gottes. Nach der Natur folgt die Übung, die als Gewöhnung leicht in das Wesen selbst übergeht, und zuletzt kommt die wissenschaftliche Unterweisung. Weder der Unterricht kann ohne Natur und Übung zur Vollkommenheit gelangen, noch die Natur ihr Ziel erreichen, ohne Lernen und Üben, noch auch die Übung, wenn sie nicht vorher auf dem Grunde der Natur und des Unterrichts erbaut worden ist.

Die größte Sorgfalt ist darauf zu verwenden, daß die Kinder nicht vor ihrer Geburt Schaden nehmen. Nach der Geburt muß die Aussetzung der Kinder verboten und hart bestraft werden. Ein solcher Mord ist ein um so härteres und grausameres Vergehen, weil die Kinder noch unschuldig und unbefleckt sind. Das Kind lebt von der Geburt an die ersten sieben Jahre rein und einfach, ähnlich dem weichen Wachs, welches durch keine guten oder schlechten Merkmale bezeichnet ist; denn alle Eindrücke werden wegen der Weichheit wieder verwischt. Mit dem Ablaufe des Knabenalters pflegt die Teilnahme an Fehlern zu beginnen, die entweder aus dem Irrtum erzeugt, oder von Außen aufgenommen werden. Unzählig sind die Lehrer der Fehler, als da sind Ammen, verkehrte Ansichten und schlechte Eindrücke. Auch ohne diese ist das jugendliche Alter an sich schon zu Vergehungen geneigt, weil gerade jetzt der Körper reift, der Geist gleichsam aufschwillt, und die geheimen Gefühle in Flammen ausbrechen und Alles verzehren. Damit aber unser unsichtbarer Geist

die würdige Wohnung des unsichtbaren Gottes werde, muß die Wissenschaft dem Menschen seine Nichtigkeit zeigen und ihn befähigen, die höhere Wahrheit aufzufassen. Von den encyklopädischen Wissenschaften hängt der ganze Schmuck der Seele ab, und sie erleuchten das geistige Haus des Menschen: die Grammatik, indem sie nicht allein lesen und schreiben lehrt, sondern auch die Werke der Dichter erforscht und den Thaten der Vorfahren in den Geschichtsbüchern nachgeht; — die Geometrie, indem sie wegen ihres Ebenmaßes, ihrer Schönheit und Regelmäßigkeit ähnliche Eigenschaften in unserm Innern hervorbringt; — die Musik, welche durch Rhythmus, Harmonie und Melodie eine große Vielartigkeit von Färbungen und Gestaltungen zuläßt; — die Rhetorik, indem sie uns die Gewalt der Worte und Rede in ihrer Anwendung lehrt, den Geist für die höhere Einsicht schärft, die Rede zur Darstellung der Gedanken übt und den Menschen das Innere in die gehörige Form zu fassen befähigt; — die Dialektik, welche die wahren Reden von den falschen sondert, überredende Sophismen widerlegt und die große Krankheit des Geistes, die Täuschung, heilt. Auf der dritten Altersstufe kann die Philosophie als Medizin angewandt werden, und die vierte ist die, wo der Geist Reife und Festigkeit erlangt. Denn erst dann kann die Tugend ein sicherer Besitz sein, wenn sie in Folge der Unterweisung in den encyklopädischen Wissenschaften sich gebildet hat. Der männliche, vollkommene, rechte Verstand ist der Vater der Tugend, und wie Abraham eher seiner Magd beiwohnte, als der Sara, so können wir nicht aus der Tugend Früchte empfangen, wenn wir nicht erst mit den Dienerinnen derselben oder mit der encyklopädischen Bildung in Kunst und Wissenschaft Gemeinschaft haben.

Wie die Skeptiker den natürlichen Übergang zu der praktischen Erziehung der Römer vermitteln, so führen die Lehren der Neupythagoreer und Neuplatoniker unmittelbar in das Christentum hinüber. Insbesondere gilt dies von dem Juden Philo, dessen Lehrsystem auf derselben Grundlage beruht, aus der das Christentum sich entwickelte.

*Blicken wir auf die Errungenschaften zurück, welche die Pädagogik den Griechen zu danken hat, so ist vor Allem hervorzuheben, daß sie für die gymnastische und ästhetische Ausbildung der Jugend und des ganzen Volkes die noch immer nicht erreichten Muster geliefert haben. Aber auch in Beziehung auf die intellek-

tuelle Erziehung haben sie durch die Begründung der verschiedenen Wissenschaften und durch die Organisation eines weiteren und höheren Schulwesens die Grundlagen geschaffen, auf welchen sich das römische Schulwesen aufbaute. Und wenn über Rom einer-, über Jerusalem anderseits die Formen kamen, in welcher sich die christliche Erziehung des Mittelalters und der Neuzeit bewegte und zum Teile noch bewegt, so sind doch eigentlich die Griechen die Schöpfer dieser Formen, auf die zurückzugreifen die abendländische Pädagogik wiederholt sich angetrieben fühlte, wenn es galt, in einer oder der andern Richtung Umgestaltungen in den Bildungszielen und Bildungsmitteln herbeizuführen. Die gewaltigen Fortschritte im Geistesleben der Völker am Beginn der Neuzeit und die nationale Erziehung am Beginn unseres Jahrhunderts haben an die Griechen angeknüpft und bei diesen die Mittel gefunden, um mit den verrotteten Zuständen der Vergangenheit zu brechen und eine Erneuerung und Umgestaltung des geistigen und nationalen Lebens der Völker Europas herbeizuführen.*

II. Rom.

Die Erziehung der praktischen Individualität.

***Quellen und Hilfsschriften.** An Quellen welche sich speziell mit der Theorie und Praxis der Erziehung und des Unterrichtes befassen, ist das Volk der Römer nicht reich. Aus der Zeit der Republik sind bloß zwei Schriftsteller bekannt, von denen sich pädagogische Schriften, freilich nur in geringen Resten, erhalten haben. Der eine ist der ältere Cato (234—149 v. Chr.) Er schrieb unter dem Titel „Vorschriften an den Sohn" (Praecepta ad filium) Anleitungen zur Landwirtschaft, Gesundheitspflege, Beredsamkeit, vielleicht auch zur Kriegsführung, denen sich als besonderes Werk in Versen verfaßte, „Lebensregeln" (carmen de moribus) anschlossen. Der andere ist der Polyhistor M. Terentius Varro (um 60 v. Chr.), welcher in seinen Logistoricis eine Abhandlung über Erziehung, betitelt Catus de liberis educandis, schrieb und eine Encyclopädie der Artes liberales (Disciplinarum libri) verfaßte. Das wichtigste pädagogische Werk der Römer gehört der Kaiserzeit an. Es ist dies die Institutio oratoria des M. Fabius Quintilianus (um 35—95 n. Chr.) In den bei den griechischen Quellen (p. 447) angeführten Sammelwerken von Gellius, Athenaios Diogenes von Laerte und Stobaios finden sich auch Beiträge zur Pädagogik der Römer. Diese Werke, sowie die an derselben Stelle bereits angeführten

Schriftsteller Plutarch, Athenaios und Philostratos liefern reiches Material für die Pädagogik der Kaiserzeit. Außerdem sind für diese besonders wichtig die Schulgespräche des Dositheos, eines Grammatikers, der im 3. Jahrhunderte zu Rom das Griechische lehrte.*

Die indirekten Quellen für die Geschichte der römischen Pädagogik sind mannigfaltiger Art. Zunächst liefern die rhetorischen und philosophischen Werke vielfache Beiträge zu derselben. Hierher gehören die Schriften Ciceros, namentlich de oratore, orator und de claris oratoribus, die Akademie und die tusculanischen Disputationen, die Schriften über die Pflichten (de officiis), über die Natur der Götter (de natura Deorum) u. a. Auch seine Briefe enthalten manches für die Pädagogik Verwertbare. Aus der Kaiserzeit sind Senecas Briefe, des Tacitus Dialog de oratore, die Briefsammlung des jungen Plinius beachtenswerte Quellen, der vielen philosophischen, zumeist in griechischer Sprache schreibenden Schriftsteller nicht zu gedenken, unter denen auch der Kaiser Marcus Aurelius mit seinen moralischen Betrachtungen (εἰς ἑαυτὸν) erscheint. Eine andere Art von Quellen bilden die Dichter, unter denen besonders viele Schlaglichter auf Unterricht und Erziehung in und außer dem Hause die Satyren- und Komödiendichter werfen. Deshalb sind Terentius und Plautus, Horaz, Juvenal und Martial bei der Erforschung der römischen Pädagogik nicht zu entbehren. Bei den Historikern findet sich wohl seltener, aber doch auch gelegentlich manch wertvoller Beitrag zu der Geschichte der Pädagogik. Endlich ist noch als einer besonderen Quelle des Arztes Galenos (um 164 n. Chr.) zu gedenken, der, freilich in griechischer Sprache, eine pädagogische Schrift (λόγος προτρεπτικὸς) schrieb, weil er der Ansicht war, daß die Erziehung Sache des Arztes sei.

Die Hilfsschriften sind zum Teile schon bei den Griechen (p. 447 u. f.) angeführt. Grasberger, Krause, Ussing, Guhl-Koner, Zeller und Brandis bieten ebenso für die Erforschung der römischen als für die der griechischen Erziehung reiche und wichtige Hilfe. Speziell mit der römischen Erziehung befaßen sich folgende Werke, die schon in der früheren Auflage benutzt wurden. Budde, de studiis liberalibus apud veteres Romanos. Jena, 1700. Cellarius, de studiis Romanorum literariis in urbe et provinciis. Halle, 1703. Hegewisch, über die Entstehung des gelehrten Standes bei den Römern. Schleswig, 1786. Graesse, Praecepta artis paedagogicae ex Terentio petita. Wittenberg, 1800. Schulze, Horatii pädagogica, 1807 und ders. Senecae pädagogica, 1809. de Raadt, Comparatio principiorum educationis apud Romanos et recentiores artis pädagogicae auctores, 1819. Ernesti, de privata Romanorum disciplina (opusc philologica). Schindler, über die Schulen der Römer. 1825. Fischer, einige Blicke auf das Erziehungswesen im alten Rom. 1826. Roeder, de scholastica Romanorum institutione. Bonn, 1828. Lozynski, Plautinorum paedag. lineamenta. Köln, 1840. Helferich, Erziehung und Unterricht bei den Römern. Zweibrücken, 1844 und 1850. Ritschl, Quaestiones Varronianae: Cato sive de liberis educandis und Commentatio de Varronis disciplinarum libris. Bonn, 1845. Weete, Erziehung und Unterricht bei den Römern bis zur Zeit der Kaiserherrschaft, 1854. *Hierzu kommen an neueren Werken: G. A. Hulsebos, de educatione et institutione apud Romanos. Diss. Utrecht, 1867. A. Bergmann, Geschichte der socialen Stellung der Elementarlehrer und Grammatiker bei den Römern, Leipzig, 1877. Benders, Rom und römisches Leben im Altertum, Tübingen, 1879/80. Fr. Breznik, Erziehung und Unterricht bei den Römern zur

Zeit der Könige und des Freistaates, Progr. Rudolfswert, 1884. L. Jullien, les professeurs de litterature dans l'ancienne Rome, Paris, 1885. Das Schulwesen behandeln auch die Werke über Privataltertümer der Römer, von denen in früherer Auflage* Beckers Gallus in 3 Aufl., Leipzig, 1863 *(nunmehr in neuer Bearbeitung von Göll, Berlin, 1881—1882),* Asmus, Skizzen des häuslichen und öffentlichen Lebens der Römer im Altertum, (Raumers hist. Taschenbuch, 4. Folge, 3. Jhrg.. 1862) *vorlagen, wozu noch die umfassende Sammlung der römischen Altertümer von Marquardt-Mommsen und zwar der VII Bd. in 2 Teilen, das Privatleben der Römer betreffend (2. Aufl., Leipzig, 1886), für die Kaiserzeit L. Friedländers Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms von Augustus bis zum Ausgange der Antonine I. 4 u. II. 3. Aufl, Leipzig, 1878, und die Werke über die Geschichte der römischen Literatur von Bernhardy, 5. Aufl., Halle, 1869 und W. Teuffel, 3. Aufl. 1875 und über römische Geschichte von Th. Mommsen in 7. Aufl, Berlin 1882 hinzuzufügen sind.

Im Norden und Nordwesten von den Alpen, im Osten von dem adriatischen und jonischen, im Westen vom tyrrhenischen Meere begrenzt und von den 2000 Meter hohen Apenninen mit ihren Nebenketten durchschnitten, theilt sich **Italien**, die lang hingezogene, weniger als Griechenland eingeschnittene Halbinsel, in einen oberen, mittleren und unteren Teil. Es besteht aus mehr oder weniger rauhen Gebirgsstrecken und aus Ebenen, welche, wie die campanische, fruchtbare Landstriche, — oder Moräste und feuchte Niederungen, wie die pontinischen Sümpfe und die Maremmen, — auch wasserarme, öde Steppen, wie die apulische und römische Campagna bilden. Im Innern war das Land wesentlich geeignet, durch seinen Wechsel von Unfruchtbarkeit und Fruchtbarkeit seine Bewohner zu höherer Bildung und zu regem Aufstreben anzustacheln. Durch seine geographisch-politische Lage aber entsprach es dem charaktervollen Heldenwesen des Römers, und entwickelte das diesem eigentümliche Gepräge von Innen heraus.

Ursprünglich gab es kein gemeinsames italisches Volk. Unter den verschiedenen vorrömischen Völkerschaften treten mit vorherrschender Bedeutung die Etrusker, Latiner und, als Repräsentanten des sabellischen Stammes, die Samniter in das Licht der Geschichte ein. Die Sabeller waren ein einfaches, ackerbauendes Volk, welches mit treuer Anhänglichkeit die väterlichen Sitten bewahrte und Jahrhunderte lang seine Freiheit mit ausdauernder Tapferkeit verteidigte; ihre Verfassung war aristokratisch-patriarchalisch, — die Masse des Volkes freie Bauern, denen die Wehrhaftigkeit mit Schwert und Lanze ein mannhaftes Selbstgefühl gab. Die Latiner waren ein Bundesvolk, aus dreißig selbständigen Städten bestehend, sie kamen jährlich am ferentinischen Quell zusammen und brachten hier der

obersten Bundesgottheit, dem Jupiter Latiaris, gemeinschaftliche Opfer. Alba Longa hatte im Kriege die Anführung; sonst war jede Stadt mit eigenem Senate in ihren Angelegenheiten vollkommen selbstständig. Die **Etrusker** endlich waren schon Jahrhunderte vor Rom's Gründung ein blühendes, zu Lande und zu Wasser mächtiges Volk. Bei ihnen hatte der Priesteradel alle Gewalt, dem die übrigen als Leibeigene dienten, und dessen Geschlechter — die Lucumonen — im ausschließlichen Besitz aller religiösen, astronomischen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse waren. Ihre Religion war wie ihr Charakter voll tiefen Ernstes, dunkler Ahnungen, träumerischer Schwermuth; ihre Gottheiten waren im Allgemeinen den griechischen ähnlich, doch traten bei ihnen wesentlich die Familiengötter (— entsprechend dem hohen Werte, den man dem Familienleben beilegte —) in den Vordergrund, und jede Familie, jedes Haus, jeder Mensch hatte seine besonderen Schutzgötter. Durch sorgfältigen Opferdienst suchte man den Zorn dieser drohenden Gottheiten abzuwenden; die Priester aber verstanden, nach Anweisung des aus der Erde gestiegenen Tages, die Kunst, aus dem Blitze, dem Vogelfluge und den Eingeweiden der Opfertiere den Willen der Götter zu erforschen. Ihre Vasen in Thon und Erz, sowie die großen Baudenkmale, deren Ruinen noch gefunden werden, die riesenmäßigen Mauern von Volaterrä, die Gräben, Dämme und Kanäle *die sich in Populonia, Caere und selbst in Rom vorfinden* zeugen von der großen Kunstfertigkeit und Betriebsamkeit des Volkes. Die Familie stand bei ihm in großer Achtung, und den Ältern wurde hohe Ehrfurcht erwiesen: die Etrusker rechneten die Vorfahren zu ihren Göttern, und diese Familiengötter, die Laren, waren die unsichtbaren Beschützer und Erhalter der Familien.[1]) Die Sklaven erfreuten sich einer gewissen Humanität; ihre Kinder waren nicht von Erziehung und Unterricht ausgeschlossen, und die Erwachsenen wurden nicht nur mild behandelt, sondern es wurden von ihnen auch die meisten künstlerischen Arbeiten ausgeführt. Mutter und Gattin hatten im Hause eine hohe Bedeutung und übten wesentlichen Einfluß besonders auch auf d i e E r z i e h u n g d e r K i n d e r aus. Der Erstgeborene ward das jedesmalige anerkannte Oberhaupt der Familie. Die Knaben der höheren Familien (— ausnahmsweise auch der geringeren Stände, wenn vorzüglich besondere Wunder bei der Geburt dazu aufforderten: die der etruskischen Divination kundige Tanaquil

---

[1]) *Die neuere Forschung hat die Laren oder Lasen als latinische Gottheiten nachgewiesen.*

widmete dem Servius Tullius besondere Sorgfalt, weil sowohl das brennende Haupt seine höhere Bestimmung andeutete, als auch seine königlichen Anlagen zeigten, daß er nicht der Sohn einer Sclavin sein könne —) wurden in der Religion, in der Divination, in der Wissenschaft der Blitze, in der Auslegung des göttlichen Willens, in dem Ritual- und Ceremonialwesen unterwiesen, wobei nicht auf eine allseitige Entwicklung der Geistesvermögen, sondern auf eine feste Gesinnung und auf eine dem Charakter der Staatsverfassung und des religiösen Lebens entsprechende Gesittung hingezielt ward, die ihre Begründung und Befestigung schon in der Familie durch den Anblick der Bildnisse der zu Familiengöttern erhöhten Vorfahren erhielt. Auch Unterricht in der Musik fand bei den Etruskern statt, namentlich war bei ihnen das Flötenspiel sehr beliebt, das vorzüglich zu dem Ritual der Opferfeierlichkeiten gehörte, und unter dessen Begleitung die Etrusker den Faustkampf übten. Die Salpinx, das Kriegsinstrument, sollen sie erfunden haben, und im Kriege, bei Aufzügen, Opfern und Festspielen diente die Trompete zu Signalen. Mit der Musik verband sich der Tanz, der gleichfalls mehr dem religiösen Kultus, als dem Kriege diente. „Aber alle Künste wurzelten nicht, wie bei den Griechen, in einem freien Leben des Geistes, sondern waren mehr Dienerinnen des Aberglaubens und der Priester.“ Die Etrusker standen auf einer geistig hohen Kulturstufe, die jedoch deshalb bald sinken mußte, weil die Bildung des Geistes nur ein Eigentum und Privilegium der herrschenden Familien war, weil das eigentliche Volk, unter strengen Frohndienst niedergedrückt, zu einer geistigen Freiheit sich nicht zu erheben vermochte, weil kein freier Bürger- und Bauernstand auf den hierarchischen Adel einwirken und seine sittliche Entartung aufheben konnte.

Samniter und Latiner als einfache, ackerbauende und vorherrschend demokratische Völker einerseits, und die über den größten Teil der Halbinsel verbreiteten Etrusker mit ihrer Priesteraristokratie und ihrer vorgeschrittenen Kunst andrerseits waren die Hauptvölker, inmitten derer, da wo ihre Grenzen zusammenstießen, Rom entstand, dessen Bewohner wie sie sich selbst aus den verschiedenen Volksangehörigen mischten, auch in ihrem Staate die Nationaleigentümlichkeiten der verschiedenen Bürger in sich vereinigten, — von den Etruskern die fein ausgebildete aristokratische und hierarchische Staatskunst, von den Samniten aber die rauhe kriegerische Tapferkeit, das patricische und plebejische Element annahmen und

zu ihrer individuellen Eigentümlichkeit verarbeiteten. Dem römischen Volke lag keine natürliche Einheit zu Grunde; es war ohne naturwüchsige Nationalität und bestand von Anfang an aus vertragsmäßig verbundenen Individuen: Livius nennt die erste Bevölkerung Roms eine colluvies. Rom wurde durch die Gleichgültigsetzung und durch die Aufhebung der natürlichen Volksunterschiede zum Staat. Negation der Volkstümlichkeiten gründete es, und Negation der Volkstümlichkeiten in ihrer Naturbestimmtheit und Abgeschlossenheit war seine Bestimmung und sein weltgeschichtlicher Beruf.

Thatkraft, Energie, Tapferkeit, ungebeugter Mut im ernsten Kampfe, das war die Grundlage im Charakter des Römers. An diese männliche Tüchtigkeit im Kampf und im Staatsleben reihte sich größte Vaterlandsliebe, treue Pflichterfüllung gegen Götter und Menschen, unerschütterliche Gerechtigkeit und Mäßigung in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens, Treue und Gewissenhaftigkeit auch gegen den Feind. Diese Tugenden gaben dem römischen Charakter eine Großartigkeit, welche Bewunderung erheischt. Oder wer wollte nicht voll Achtung vor dem Ernste und der Besonnenheit stehen, die sich in allen Einrichtungen und Unternehmungen der Römer nie verläugneten, — vor der sicheren Planmäßigkeit, mit der sie die verwickeltesten Verhältnisse behandelten, — vor der Strenge der Sitten und der Einfachheit in der Lebensweise, die auf dem Höhepunkte Roms die Römer vor allen Völkern auszeichneten, — vor der Hochherzigkeit und dem Edelmute auch, die alles Unwürdige und Unedle verschmähten? — Doch war mit dieser Hoheit im römischen Charakter zugleich ein zur Selbstsucht und zum Stolz *geneigtes* Selbstgefühl verbunden, das in maßlose Härte überging und kein Mittel scheute, welches zum Zwecke zu führen versprach, — zum Zwecke, der in der Weltherrschaft des Kriegsstaates bestand. Nicht umsonst erzählt die Sage, daß Romulus von einer Wölfin gesäugt ward. Der Raub und ein Räuber: so heißen die Väter des römischen Geistes. Auf Gewaltsamkeit war der Staat gegründet, und selbst die Natur hat nach Napoleons Ausspruch in Italien nirgends einen Ort zum Mittelpunkt geschaffen; er mußte dazu gemacht werden. Daher ist die Geschichte des römischen Staates ein fortlaufender Krieg, — sind Gewalt und Eroberung die innersten Motive des römischen Volkes. Daher fehlt dem Römer auch die hohe Idee sittlicher Vollkommen-

heit; die römische Humanitas ist nur Bildung des Geistes und der Geselligkeit, Vir bonus nur der Mann, der die Gesetze des Staates achtet und Disciplina nur die Zucht und Ordnung im häuslichen und öffentlichen Leben.

Wie das römische Volk nach Außen die Kritik der Volkstümlichkeiten ist, so repräsentirt es nach Innen die Kritik der Staatsformen. Die Form ist dem römischen Geiste, dessen Natur verständige Zweckmäßigkeit ist, das Wesentliche; die Anordnung und Verarbeitung eines gegebenen Stoffes zur Brauchbarkeit und Anwendbarkeit oder die verständige Form ist das Ziel des römischen Geistes. So auch ist ihm die Staatsform das Wesenhafte; und nicht die Verwirklichung eines bestimmten Staates als der natürlichen Gestaltung einer bestimmten Volkstümlichkeit, sondern der Staat im Allgemeinen ist seine Aufgabe. Und weil dem Römer die verständige Form Alles ist, darum gilt auch in seinem Staate nicht die Eigentümlichkeit und Besonderheit des Individuums, sondern die abstrakte Individualität, die Persönlichkeit. Der römische Staat ist der Rechtsstaat κατ' ἐξοχήν, und mit seinem scharfen Rechtsverstande hat er die Grundsteine für das Recht im Allgemeinen gelegt. Der Gedanke des Rechts ist der weltgeschichtliche Gedanke des Römervolkes, das römische Volk ist das ordnende Rechtsvolk der Welt. Das Recht, das, wie Bunsen sagt, die Prosa der Gerechtigkeit, der Leviticus des Gesetzes ist, war die Grundlage des römischen Staatslebens, und bewundernswürdig bleibt für immer die unübertroffene Systematik und logische Gliederung im römischen Rechtsorganismus, — das Zeugnis von dem nüchternen Verstande und dem aus diesem hervorgehenden praktischen Organisationstalente — obschon andrerseits auch dieser abstrakte Verstand, als alleiniger Regent eingesetzt, viel äußerlichen Formalismus, der die Legalität des Handelns sichern sollte, zeugte und, wo es der eigene Vorteil verlangte, den Grundsatz adoptirte, daß der Zweck das Mittel heilige. Das Recht ist, sagt Bunsen, der Ruhm und die Tragödie des politischen Gottesbewußtseins der Welt: „der Ruhm und der Fortschritt in der Weltgeschichte, denn es wurde ausgesprochen, daß durch gesetzliche Bestimmungen und deren begriffliche Ausführung und richterliche Anwendung die Idee der Gerechtigkeit und des Guten in die Wirklichkeit eingreifen soll; — die Tragödie; denn alle gesetzlichen Bestimmungen werden eine Fessel und ein Fluch, wenn sie geltend gemacht werden sollen, losgetrennt vom Gewissensrecht und von der

Anerkennung der göttlichen Oberherrlichkeit der im Gewissen der Gemeinde liegenden Ergänzung und Fortbildung und der durch gesetzliche Freiheit im Staate gehaltenen Lebensthätigkeit der ethischen Idee." — Auf dieser Rechtsidee ruht auch der Begriff von Besitz und Eigentum. Das Römertum hat zuerst den Begriff des Eigentums konsequent in die Weltgeschichte eingeführt. Der Römer kann nicht ohne Eigentum, sowie nicht ohne die das Eigentum schützenden rechtlichen Bestimmungen gedacht werden.

Auf dem praktischen Verstande des Römers, dessen Prinzip der Nutzen ist, ruht das innere Staatsleben, ruhen alle Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, die insgesamt scharfe Bestimmtheit und praktische Begrenzung mit vorherrschender Verständigkeit zeigen, — ruhet vor Allem auch die römische Politik mit ihren beiden Grundsätzen: „Rom darf nie anders, denn als Sieger Frieden schließen", und „Rom darf nie Krieg anfangen, ohne in demselben die Mittel zu neuem Kriege zu schöpfen." Das ist mit dem Prinzip Roms zugleich das Prinzip jedes Römers, denn der Römer kennt nichts anderes, als den Römerstaat und gilt sich selbst nur so viel, wie viel er sich in diesem Staate beteiligt und bethätigt. Die Römertugend ist der kalte Patriotismus, der sich der Sache der Herrschaft opfert, nicht seine freie, lebendige Individualität in einem sittlichen Staatsorganismus genießt.

Des Römers Streben geht nicht auf die innere Selbstvollendung, sondern auf Erwerben und Besitzen, auf Krieg und Macht; die Schönheit der Form wird bei ihm dem Verstandeszwecke untergeordnet; das Individuum ist sich selbst nicht mehr der Zweck, sondern es hat einen Zweck. Des Griechen Verdienst war seine Schönheit; des Römers Verdienst ist seine That für Rom. Der Grieche stellte überall sich selbst dar und hielt es für die größte Ehre, in den Nationalspielen persönlich um den höchsten Preis sich zu bewerben; die Römer sind bei ihren Nationalschauspielen, die sie von Sklaven zu ihrer Unterhaltung aufführen ließen, nur stolze Zuschauer. Der Grieche war der in der Geisterwelt lebende Idealist; der Römer ist der in der Wirklichkeit arbeitende verständige Realist. An die Stelle der griechischen Idealität ist in Rom der praktisch-politische Sinn, der Begriff der Zweckmäßigkeit, das berechnende Erwerben des klügelnden Verstandes getreten, und kein Volk in der Welt hat einen so praktischen Blick besessen, um fremdes Gut aufzunehmen und seinen Zwecken anzupassen, als das Volk zu Rom. Es repräsentieren Römer und Griechen in der Menschheit zwei ver-

schiedene, entschieden ausgeprägte Temperamente. Der Grieche ist sanguinisch-nervösen Temperaments. Er ist leicht beweglich, reizbar, heiter, lustig und hoffnungsvoll, den wechselnden Eindrücken der Außenwelt offen, gesellig, bis zur Unbesonnenheit unbefangen, — der Mensch des Heute. Darum findet er auch seine Welt in der Kunst, im innern Leben des Geistes, indeß er die äußere Welt mit Frohsinn und Heiterkeit erfaßt. Das römische Volk hingegen ist der Choleriker in der Menschheit. Es ist lebendig, beharrlich, leidenschaftlich und rastlos thätig, von rascher Entschlossenheit, von kräftigem Willen, von hohem Mut, voll neuer Entwürfe, für die Zukunft wirkend, großmütig und freigebig, aber auch anmaßend, absprechend und einseitig. Das römische Volk ist deshalb das Volk der That, des Kampfes, der Politik.

In solchem Volke hat die Kunst keinen *Boden.* Mit dem zunehmenden Reichtume der herrschenden Kaste wurde zwar der griechische Geist nach Rom eingeladen. Doch er fand in dem römischen Innern keine Heimat, und das materielle Rom behängte sich nur mit dem fremden Schmucke künstlerischer Pracht. Beim Römer kam — er war in nichts produktiv, überall nur rezeptiv — die Kunst nicht von Innen heraus; sie kam nur von Außen an ihn heran. Der überall nur auf die Praxis gerichtete Verstand ließ den Sinn für Schönheit so wenig aufkommen, als er den Blick für die Natur und ihre Wissenschaft öffnete. Die Römer hatten keine Naturwissenschaft. Auch in der Philosophie waren sie nicht schöpferisch, und selbst als sie sich zur griechischen Philosophie wandten, nahmen sie nicht die griechischen Genien, sondern diejenigen Systeme auf, von denen sie sich praktischen Nutzen versprachen. Nur in Geschichtsschreibung und Beredtsamkeit offenbart sich der römische Geist durch Klarheit, Einfachheit, Gedrängtheit und Kräftigkeit. Die Wissenschaft hat gleichfalls ihren Mittelpunkt in der politischen Idee. Und eben so die Sprache; ihr eignen Kraft und Würde, männlicher Charakter und Begriffsmäßigkeit. Die römische Sprache ist die Sprache der Prosa und führt deshalb zur Prosa.

Wie in menschlichen, so ward von den Römern auch in göttlichen Dingen der politische Zweck zur Regel erhoben. Schon der Name „Religio" — vom Bande, das die Individuen verknüpft — deutet auf das Wesen der römischen Religion, deren Götter vereinzelt neben einander stehen und nichts als die Attribute des politischen Gedankens und der Geschichte

Roms sind. Die ganze Härte des prosaisch berechnenden Verstandes, die Richtung des Willens auf endliche Zweckmäßigkeit und beschränkte Nützlichkeit, dieser Grundzug des römischen Wesens, drückt sich auch in der römischen Götterwelt wie in der praktischen Religiosität aus. Die römischen Göttergestalten sind wesentlich personifizierte Begriffe, allegorische Wesen, nüchterne Verstandesgötter, ohne allen eigentlichen mythischen und mystischen Gehalt. Das Wohl und Gedeihen des öffentlichen Gemeinwesens, die weltliche Herrschermacht Roms, die göttliche Einheit der weltlichen Zweckbeziehungen ist in dem capitolinischen Jupiter personifiziert, und neben diesem obersten Verstandeszwecke ist das ganze Reich von den endlichen Zwecken in den einzelnen Göttern repräsentiert. Die Götter vertreten die Interessen des täglichen Lebens und werden von den einzelnen Menschen als Mittel zur Verwirklichung ihrer Interessen gebraucht, wie der Staat selbst in seinem Interesse mit der Unterwerfung der verschiedenen Völkerindividualitäten auch die Götter der eroberten Länder nach Rom schleppt und sie im römischen Pantheon dem leeren Jupiter Capitolinus unterwirft. Das Verhältnis des Einzelnen zu den Göttern ist nicht, wie bei den Griechen, ideale Erhebung, sondern durch Selbstsucht, Not, Bedürfnis herbeigeführte Abhängigkeit, – Gebundenheit. Die religiöse Gesinnung ist nur ein prosaisches Nützlichkeitsverhältnis. Auch der Kultus wurzelt in endlichen Bedürfnissen und Zwecken und dient rein nur den politischen Interessen des Staates. Der Selbstgenuß der Macht ist der Zweck des Kultus, und der äußere Pomp von Schauspielen, Gladiatorengefechten und Tierhetzen sind das Interesse der Festfeier.

Diesem geistigen Leben des Römers mußte natürlich auch seine **Erziehung** entsprechen. Die Familie war die Grundlage der Erziehung, die Familie und deren wahrhaftes Leben ward von den Römern zuerst in die Geschichte eingeführt. Die Frau steht bei ihnen in einer Achtung, wie sie bis dahin die Entwicklung der Menschheit noch nicht aufzuweisen hatte, wenn sie auch von juristischem Standpunkte aus die unmündige, mit dem Manne nicht gleichberechtigte Person ist, so daß sie — mit Ausnahme der Vestalinnen — nicht über ihr Vermögen verfügen auch nicht ein Testament machen kann, sondern unter der Aufsicht eines Vormundes steht. Das schöne Lob, welches Tacit. Agr. 4 der Mutter des Agricola gibt (Mater Julia Procilla fuit rarae castitatis. In hujus sinu atque indulgentia educatus per omnem honestarum artium cultum pueritiam adulescentiamque transegit) läßt sich auf die älteste und bessere

Zeit der Republik übertragen. Im Kreise der Familie hat die Frau ihre Rechte: hier ist sie das versöhnende Element. Unter ihrem Einflusse — die Sabinerinnen — werden Bündnisse und Frieden geschlossen. „Unter allen Staaten des Altertums“, sagt Cramer, „konnte es nur in Rom geschehen, daß eine königliche Familie vertrieben und mit ihr das Königtum selbst nach dem allgemeinen Volksglauben abgeschafft wurde — wegen Verletzung weiblicher Keuschheit. In der gleichzeitigen Vertreibung der Tyrannen aus Athen läßt sich deutlich die Verschiedenheit griechischer und römischer Volksweise auch in dem einen Zuge erkennen, daß in Athen Knabenliebe, in Rom Frauenliebe die Tyrannei vernichtet.“ Bei den Römern findet sich deshalb auch, als sich von selbst verstehend, ohne von einem ausdrücklichen Gesetz eingeführt zu sein, — Monogamie. Und weil die Frau wahrhaft anerkannt war, weil sie die Ehre der Familie und mit ihrem Manne die volle Würde elterlicher Allgewalt vertrat, weil das eheliche Band zwischen Mann und Frau als das innigste und unauflöslichste Lebensband gehalten ward: darum entwickelte sich in Rom Frauentugend und weibliche Hoheit zum Muster aller Zeiten, — darum traten unter den Römern auch Frauen als Erzieherinnen auf, — darum ward in Rom mehr als in Griechenland für die Erziehung der Töchter gesorgt und bei denselben neben der Ausbildung des Verstandes auf die Bildung des Gemütes und der rechten Weiblichkeit gesehen, — darum ging von der Mutter und von dem auf der Geltung der Frauen und der Würde der Ehe beruhenden Hause eine dauernde Einwirkung auf die Erziehung der Kinder aus. Die Vesta war bei den Römern die bevorzugte Göttin des Hauses, deren Bild unter den Hausgöttern stand. Und die Vestalinnen — die Ideale des weiblichen Wesens — erhielten eine Verehrung und standen in einem Ansehen, wie es in der alten Geschichte nicht weiter gefunden wird; — sie waren frei und selbstständig; vor ihnen wich man ehrerbietig aus; vor ihnen wurden die Fasces gesenkt; ihre bloße Aussage galt an Eides Statt; dem Verbrecher, dem sie zufällig auf seinem Todeswege begegneten, wurde die Strafe erlassen. Besonders von den Sabinern scheint das patriarchalische Hausregiment, die Heiligung der Ehe, die Strenge des Familienrechts auf die Römer übergegangen zu sein. Die römische Sage aber schreibt die wachsende Achtung der Frau teils deren Verdienst um den Staat, teils der Weisheit der Gesetzgeber zu. — Eine begeisterte Lobrede auf das Weib, welche die römische Stimmung in diesem Punkte charakterisiert,

finden wir bei Seneca: „Wer kann wohl sagen, daß die Natur stiefmütterlich mit den weiblichen Anlagen umgegangen sei und die Tugenden des Geschlechts auf enge Grenzen beschränkt habe? Glaube es mir, sie besitzen gleiche Regsamkeit, gleiche Befähigung zu sittlichen Handlungen; sie tragen Arbeit und Schmerz gleichermaßen, wenn sie sich daran gewöhnt haben. In welcher Stadt, gute Götter, sprechen wir hiervon? In derjenigen, wo Lucretia und Brutus das Königtum gestürzt haben; dem Brutus verdanken wir die Freiheit, der Lucretia den Brutus; wo wir eine Clölia wegen ihrer außerordentlichen Kühnheit beinahe den Männern zugerechnet haben. In der heiligen Straße, der besuchtesten Gegend hoch zu Rosse sitzend, wirft es Clölia unsern Jünglingen, die das Polster der Sänfte besteigen, vor, daß sie sich so in einer Stadt zu zeigen wagen, in der wir auch Weiber mit dem Rosse beschenkt haben." Die Römer hatten hohen Familiensinn: das Atrium war der Einigungspunkt der Familie; hier empfing der Mann seine Clienten und erteilte er Rat; hier verfertigte die Frau ihre Arbeiten; hier vergegenwärtigten die Ahnenbilder den Ruhm des Geschlechts.

Im Hause, wo die Frau die Familie als Mutter und der Mann zugleich als Staatsbürger vertrat, lernte der Knabe wie das Mädchen Besonnenheit, Rechtlichkeit, Bescheidenheit, Einfachheit und edle Haltung; — und das öffentliche Staatsleben, sowie die großen Erinnerungen der vaterländischen Geschichte prägten diese Tugenden dann im Jünglinge zu entschiedenen Charaktereigenschaften aus. „Im älterlichen Hause wurde der von einer keuschen Mutter geborene Sohn nicht im Zimmer einer gekauften Amme, sondern im Schoße und am Busen der Mutter auferzogen, deren vorzüglichstes Lob darin bestand, dem Hause vorzustehen und sich dem Dienste der Kinder zu widmen. Die Mutter leitete nicht bloß die ernsten Beschäftigungen, sondern auch die Erholungen und Spiele der Knaben durch ein gewisses hohes, Ehrfurcht gebietendes Wesen. So Cornelia, die Mutter der Gracchen, so Aurelia, Cäsars, so Attia, Augusts Mutter. Ihre Zucht und Strenge hatte besonders den Zweck, daß die wahre, echte und noch durch keine Schlechtigkeit verführte Natur eines Jeden sich mit voller Seele sogleich den schönen Künsten weihe und dasselbe ganz und gar betreibe, wozu ihn seine Neigung hinführe, sei es das Kriegswesen oder die Rechtswissenschaft oder das Studium der Beredsamkeit." „Bei den Griechen — sagt Cicero — wenden sich Einige mit ganzer Seele zu den Dichtern, Andere zu den Geometern, Andere zu den Musikern,

Andere auch, wie die Dialektiker, eröffnen sich einen neuen Kreis der Thätigkeit und widmen ihre ganze Zeit und ihr ganzes Leben den Künsten, welche erfunden sind, um den Geist der Jugend zur Humanität und zur Tugend zu bilden." „Die Kinder der Römer aber werden auferzogen, damit sie einst dem Vaterlande nützen können, und man muß sie daher in der Weise des Staates und in den Einrichtungen der Vorfahren unterrichten. Das Vaterland hat uns unter der Bedingung geboren und erzogen, damit wir seinem Nutzen die meisten und schönsten Kräfte unseres Geistes, Talentes und Verstandes widmen, daher müssen wir die Künste erlernen, durch welche wir dem Staate zum Nutzen gereichen, denn das halte ich für die höchste Weisheit und höchste Tugend." Die Erziehung bei den Römern war nicht Bildung in den schönen, sondern in den nützlichsten Künsten: bonae, honestae, liberales, ingenuae artes, — nicht humanitas und doctrina, sondern eruditio und institutio.

Die römische Erziehung hatte ihre Kraft und ihren Hebel in der Familie, in der politischen Einheit des Gemeinwesens, und in der Stärke der Überlieferung und der Gesellschaft. Alles Wissen, das über die Förderung und Stärkung der ewigen Roma und der Verewigung des Nachruhms hinausging, galt als ein für die Römer nicht passendes Geschäft. Die Erziehung war nicht harmonische Ausbildung aller Leibes- und Geisteskräfte; sie war wesentlich auf äußere Zwecke, auf die Gegenstände des berechnenden Verstandes, auf die Bedürfnisse des Bürgers und des Staates gerichtet. Die Ausbildung des inneren Geisteslebens war Privatangelegenheit. Der Staat nahm hier eben so wenig, wie in Griechenland, Notiz von der Erziehung. Jedoch konnte später der Censor auch hier tadelnd eingreifen, weil der Staat durch allzugroße Nachsicht und Verweichlichung in der Erziehung Schaden leiden mußte. Am wenigsten aber dachte der Staat daran, selbst für Unterrichtsanstalten zu sorgen.[1]) — Als große Pflanzschule des Römergeistes erscheint neben der eigentlichen Erziehung das Forum, wo die Jugend durch Sehen, Hören und Thun zur politischen Meisterschaft heraufgezogen ward. Und was Haus und Forum noch übrig ließen, das ergänzte die lebendige Kraft der historischen Erinnerung. Das

[1]) Cic. de rep. VI, 3: Principio disciplinam puerilem ingenuis, de qua Graeci multum frustra laborarunt et in qua una Polybius noster hospes nostrorum institutorum negligentiam accusat, nullam certam aut destinatam legibus aut publice expositam, aut unam omnium esse voluerunt.

Ziel, dem die Erziehung zustrebte, war praktische und patriotische Thätigkeit.

Die Erziehungsmittel waren in ihren ersten Keimen und Anlagen denen ähnlich, aus welchen in Griechenland Kunst und Wissenschaft emporwuchsen. Der römische Knabe mußte Pferde und Wagen regieren, den Jagdspieß führen, als Soldat auftreten; — die Urelemente der Gymnastik Im Festlied, im Ahnenlied, in der Maskenposse waren die Grundlagen zu den verschiedenen Zweigen der Poesie und zur musischen Bildung gegeben. Aber diese Elemente gelangten nicht zur Entwicklung. Die körperliche Erziehung kam nicht bis zum Gedanken der künstlerischen Ausbildung des Leibes. Die Palästrik in griechischer Schönheit erhielt nie allgemeine und volkstümliche Geltung. Die musische Bildung reifte nie zu nationalen Blüten und Früchten; das musische Treiben der Hellenen erschien dem Römer unwürdig. Und nur erst, als der römische Charakter von seiner ursprünglichen Wesenheit abwich, drängte sich die griechische *Cultur* ein, oder vielmehr der Einbruch des griechischen Wesens in das Römertum war eine der vorzüglichsten Ursachen, die das römische Leben aus seinem Geleise brachten. Nun begann der Unterricht in der griechischen Sprache; später die Übung im Stil und im Vortrage; am Ende der Republik die Bildung aus Büchern; im ersten Jahrhundert der Kaiserherrschaft literarische Blütezeit; von Hadrian ab berufsmäßiges Unterrichtswesen; zuletzt wurde von den Provinzialen „allen Studien der Jugend ein scholastischer Stempel aufgedrückt." Ein wahres Verständnis der griechischen Erziehungsmittel haben die Römer nie gehabt, und konnte das Volk nicht haben, bei dem Alles wegfiel, was im Leben nicht anzuwenden war. Dem Römer kam es auf kräftige und wirksame Bethätigung, auf den Nutzen an — und auf die praktische That des Staatsbürgers zielte auch seine Erziehung; der Grieche wollte mit seinen Erziehungsmitteln Darstellung der schönen Individualität, ideale Vollendung des Menschen bezwecken. Bei den Griechen war es die Idee des Schönen und Guten, der die Erziehung zustrebte; bei den Römern war es das Praktische und Nützliche, was man durch die Erziehung erreichen wollte. Dort war es das ästhetische, hier das wirkliche Leben, was man zu realisieren strebte. Das Ideal der griechischen Erziehung war auf die Schönheit, daß der römischen auf das Ehrbare, auf die äußere würdevolle Erscheinung praktischer Thätigkeit gerichtet. Der Hellene pflegte die geistigen Bestrebungen und Ziele, Kunst und Wissenschaft, um ihrer selbst willen, aus freiem

Naturtriebe; des Römers Thätigkeit befriedigte sich in dem, was dem Staate nützlich war. Die Erziehung der Griechen und Römer schließt sich gegenseitig aus. Und doch ergänzen sich Griechen und Römer, wie auf der großen Tabelle der Weltgeschichte im Allgemeinen, so auch in ihren Erziehungsidealen. Die Aufgabe der Erziehung ist harmonische Ausbildung des sinnlichen und geistigen Menschen, des Denkens und Thuns.

Damit ist zugleich die Einseitigkeit der römischen Erziehung angedeutet. Weil das Wollen und Thun des Römers nicht auf innere Entwicklung des Denkens und Fühlens, sondern nur auf Sitte und Gewohnheit gegründet war, weil die Römer also der sicheren und unumstößlichen Basis ermangelten, die allein der aus dem Denken hervorgehende Grundsatz, der auf den Schluß gegründete Entschluß gewährt; darum waren sie der Gefahr ausgesetzt, von Innen und von Außen her aus ihrem Mittelpunkte getrieben zu werden. So ward in Wahrheit in Rom durch den Einfluß von Außen das Familien- und Staatsleben untergraben und damit die Gewohnheitserziehung aus ihren Schranken gehoben; was in der Familie Schlemmerei und Wollust ward, das ward im Staate Bestechlichkeit und Erschlaffung aller physischen und moralischen Kräfte; von dem Decorum et Honestum blieb nur noch das Decorum als Prinzip des Lebens und der Erziehung, sowie der Ruhm die alleinige Virtus. Und zu diesem Ziele hatte wesentlich auch der innere Charakter des Römers hingedrängt. Wo Leidenschaften und egoistische Triebe ohne Zügelung durch die höheren Denk und Gefühlsthätigkeiten in einem Charakter herrschen: da kann sich das Leben wohl eine Zeit hindurch, so lange die Außenwelt zu einem erhabenen Ziele zieht, über die Sinnlichkeit erheben; sobald aber die Spannung nachläßt, muß solcher Charakter dem sinnlichen Treiben anheim fallen. Rom's Egoismus wurde nur so lange zurückgedrängt, als es galt, im Innern den Staat zu schaffen und nach Außen den Staat zu erweitern. Sobald im Innern Alles entwickelt und nach Außen Alles erobert war, ließ die Spannkraft nach, welche die egoistischen Triebe auf große Ziele gelenkt hatte, und die Leidenschaften offenbarten ihr wahres Wesen in der gemeinen Sinnlichkeit. Und auf diesem Wege zur gemeinen Sinnlichkeit und Nützlichkeit konnte um so weniger Einhalt geboten werden, als die römische Religion nicht das Leben verklärte und die Erziehung zum Idealen emporhob. Rom hatte Tempel, heilige Tage, religiösen Pomp, Scharen von Priestern und Priesterinnen; aber alles das nur als Cultus der Staatsreligion, die der Hebel der Staatsverfassung

war und deshalb eine Zeit lang wohl Mut und Vaterlandsliebe mit emportrieb, aber bald als bloßes Organ praktischer Nützlichkeit die Macht auf die Gemüter der Menschen und damit auch auf die Erziehung verlieren mußte.

Den Weg des Römertums und damit auch der römischen Erziehung giebt Seneca bei Lactantius an: „*Das früheste Kindheitsalter* Roms war unter Romulus, von dem Rom sein Dasein empfing. Sein *Knabenalter* lebte es unter den übrigen Königen, unter denen es größer wurde und durch Kenntnisse und Einrichtungen seine Bildung erhielt. Unter der Regierung des Tarquinius fing es schon an, in die *Jünglingsjahre* einzutreten. Sklavische Unterwerfung wurde ihm unerträglich. Es warf das Joch der Zwingherrschaft ab und wollte lieber Gesetzen als Königen gehorchen. Und als seine Jünglingsperiode mit den punischen Kriegen geschlossen war, begann es mit erstarkten Kräften in das *Mannesalter* zu treten. Als nun alle Könige und Nationen unter das Joch gebracht waren und es an neuem Stoff zum Kriege fehlte, mißbrauchte Rom seine Kraft und verzehrte mit derselben sich selbst. Sein *Greisenalter* begann, als es zur Regierungsform der Alleinherrschaft zurücksank; es wurde so altersschwach, daß es sich selbst nicht mehr aufrecht zu erhalten vermochte, wenn es sich nicht auf die Stütze seiner Beherrscher lehnte."

Man kann demnach die Geschichte der Erziehung bei den Römern in vier Abschnitte gliedern. Der erste umfaßt die *Königszeit*, in welcher die Grundlagen für das gesamte häusliche Leben also auch für die Formen der Erziehung gelegt wurden. Der zweite Abschnitt reicht *vom Sturze des Königtums bis zu den punischen Kriegen*. Innerhalb dieser Zeit erlangte Rom die Herrschaft über Italien. Es entwickelte seine Cultur auf nationaler Grundlage, noch spärlich waren die fremden Einflüsse auf die einheimische Bildung und Gesittung. Mit den *punischen Kriegen* begann die Periode der Weltherrschaft Roms. In dem Maße, als sich das Gebiet des Staates erweiterte, drang auch fremde, namentlich hellenische Cultur zu den Römern und wirkte vielfach umgestaltend auf die ganze Geistesrichtung insbesondere auf die Erziehung ein. Darum beginnt mit diesen Kriegen die dritte Periode in der Geschichte der Erziehung, die mit dem *Sturze der Republik* und *mit der Begründung des Kaisertums* schließt. Die *letzte Periode* behandelt die Erziehung in der *Zeit der Kaiser*.

a. Die Erziehung zur Zeit des Königtums, im römischen Kindheitsalter.

Die Kindheitsgeschichte des Römertums beginnt in und mit Mythen, welche zum Teil (— wie die Sage, daß Evander eine Stadt auf einem der sieben Hügel Roms gegründet und daß Hercules auf seinen Wanderungen in Latium seine griechischen Landsleute von dem feindseligen Riesen Cacus befreit habe —) den Zusammenhang Italiens mit Griechenland ausdrücken, zum Teil (— wie die Vermählung des Äneas mit des Königs Latinus Tochter Lavinia und die Gründung von Alba Longa durch dessen Sohn Ascanius —) die Abstammung der Römer von den Trojanern nachweisen sollen. Seine erste Entwicklung erhält das römische Volk und der römische Staat unter Königen. Romulus, der Stifter dieses Staates, ordnet der Sage nach seine Verfassung und sein Kriegswesen, nachdem er die sabinische Volkstümlichkeit innerhalb der neugegründeten Stadt mit der latinischen vereint hatte. In diesem Staate ist ein kastenartiger Unterschied zwischen den Freien, den Patriziern, die den drei verschiedenen *Stämmen*, aus denen Rom entstand, angehörten und in den drei Tribus der Ramnes (Latiner), Tities (Sabiner) und Luceres *(Albaner)* allein Anteil am Staate hatten, — zwischen den diesen Freien in Allem unterworfenen Leibeigenen, Hörigen (Clienten), und zwischen den aus freien Bürgern, die aus benachbarten Städten freiwillig oder durch Eroberung gezwungen nach Rom übersiedelten, gebildeten Plebejern, die zwar persönlich frei waren, aber nicht den geringsten Anteil an der Staatsverwaltung hatten. Die Macht des Königs war nichts als die von dem Senat durch die Person des von ihm Gewählten ausgeübte Executivgewalt, und die rechtlose Masse zog diese Herrschaft des Einen so sehr der Willkür der Vielen vor, daß sie nach dem wunderbaren Verschwinden des Romulus den Senat zu einer neuen Königswahl drängte. Die Wahl fiel auf den Sabiner Numa Pompilius, der — wie Romulus durch Thatkraft und kriegerische Tapferkeit der leibliche Gründer — durch religiöse Einrichtungen, in denen er den väterlichen Glauben der drei Volksstämme vereinigte, sowie durch die Gestaltung des bürgerlichen und häuslichen Lebens der geistige Vater Roms ward. Er wußte die Schwerter in Sicheln, die Lust zum Kriege in Liebe zum Landbau umzuwandeln und den Staat so zu ordnen, daß in Rom mehr Gerechtigkeit und

Ordnung herrschte, als in einem aufs Beste eingerichteten Hause. Um in dem durch Gewaltthätigkeit entstandenen Gemeinwesen das Eigentum zu sichern und zu heiligen, setzte er den Dienst des Grenzgottes Terminus ein. Gleich latinischen Ursprungs, wie der Dienst dieser Gottheit, war die Verehrung des Janus, der als Natur- und Jahresgott, als Schutzgott der Ein- und Ausgänge, darum auch des Kriegs und Friedens, später durch Jupiter, den höchsten Hort der Stadt und des Staates verdrängt ward, — und ebenso der Dienst der Vesta, der Göttin des Heerdes und der Häuslichkeit, deren heiliges Feuer von vier jungfräulichen Priesterinnen unterhalten ward. Jupiter, Mars und Quirinus, für die Numa die drei Hauptpriester, die Flamines, bestimmte, gehörten den Latinern und Sabinern gemeinsam an. Die Priesterschaft der Salier, welche die heiligen Schilde des Mars bewahrten, und die Fetialen oder Herolde, die beim Ausbruch eines Kriegs über die Beobachtung des religiösen und des Völkerrechtes wachten, nahm er wahrscheinlich von den kriegerischen Sabellern. Von den Etruskern entlehnte er das äußere Ritual, das Wahrsagen aus den Eingeweiden der Opfertiere, aus dem Fraß der Vögel 2c., sowie das Collegium der Pontifices, das in der Hand des Senats der mächtigste Hebel des Staatsorganismus ward. Wesentliche Sorge wandte er dem Ackerbau zu, der im Verein mit der Viehzucht die Grundlage des ganzen Lebens und der dem alten Römer geziemende und ehrenvolle Erwerbszweig war; war doch Saturnus unter der Herrschaft des Janus nach Latium gekommen, um die bishin wild umherschweifenden Bewohner des Landes im Ackerbau zu unterrichten, sie an Ordnung und edle Sitte zu gewöhnen und dadurch das goldene Zeitalter zu begründen. Numa's höchste Sorge aber war die Heiligkeit der Altäre und die des häuslichen Heerdes. Darum erhob er die Ehre des weiblichen Geschlechts durch den Heerd der Vesta, und seine Einsetzung der vestalischen Jungfrauen machte die Keuschheit und die Frauenwürde zur Nationalsitte. Die Priester unterrichtete er selbst aus Schriften, die er mit sich begraben ließ, damit nicht der tote Buchstabe herrsche, und er selbst war voll von religiöser Andacht und religiösem Leben. Alle Lebensverhältnisse stellte er unter den Schutz der Götter und Alles, auch das Geringste, wurde als unter göttlicher Leitung geschehen betrachtet. Jedes Haus war ein Tempel, jeder Hausvater ein Priester. Jede Gemeinschaft, Städte und Staaten, Heere und Völker hatten ihren Genius, und auch der Einzelne ward von einem solchen als von seinem unsicht-

baren, warnenden und rathenden Freunde beständig begleitet, in seiner Eigentümlichkeit bestimmt und in seinem Geschicke geführt. — So fing denn Rom gleich mit dem individuellen Genius an, dessentwegen Sokrates von den Athenern verdammt war, und an dem die Griechen zu Grunde gingen.

War durch Numa das religiöse Leben der Römer geordnet, so ward, nachdem vorher noch der Latiner Tullus Hostilius, der Sabiner Ancus Marcius und der Etrusker Tarquinius Priscus Rom nach Außen und Innen erweitert hatten, durch Servius Tullius, der dem wunderbar feurigen Glanze, der im Schlafe des Knaben Haupt umstrahlte, durch die That entsprach, mit seiner neuen politischen Einteilung der ausschließliche Einfluß der Patrizier gebrochen, und neben der Aristokratie der plebejische Besitz zur Geltung gebracht. Er nahm nicht nur die Plebejer in die eigentliche Staatsgemeinschaft auf, indem er sie gleichfalls nach Tribus einteilte, sondern gliederte auch das ganze Volk, abgesehen von den Standesunterschieden, in sechs Klassen, von denen die erste alle die Bürger begriff, welche wenigstens hunderttausend Asses und die sechste diejenigen, welche unter 12000 Asses oder gar kein Vermögen hatten. Hiermit war den bisherigen bevorzugten Ständen der größte Teil ihrer Vorrechte gelassen, weil sie jetzt meist auch die Reichsten waren; aber mit dem Wechsel des Besitzes war auch jedem Anderen die Möglichkeit gegeben, zu derselben Macht zu gelangen. Die sämtlichen Klassen waren in 193 Centurien geteilt, von denen jedoch die erste Klasse 98 enthielt. Die Volksversammlung der Centurien war die souveräne Gewalt des Volkes; sie wählte die höchsten Beamten und entschied über Krieg und Frieden; in ihr war Rom unter der Form des Königtums bereits wesentlich republikanisch. Ehre und Auszeichnung waren also nicht mehr im ausschließlichen Besitze der Patrizier, und Vermögen wie Leistungen für's gemeine Wesen waren gleichmäßiger vertheilt. Außerhalb des Rechtes standen allein die Sklaven, die juristisch als rechtlos angesehen, nicht als Personen, sondern als Sachen betrachtet wurden, und über die deshalb der Herr jede mögliche Strafe verhängen konnte. — Durch die Verfassung des Servius Tullius hatten die Römer ein Bewußtsein von sich erlangt. Als aber Tarquinius Superbus "im Vertrauen auf das Volk das Königtum zur unbeschränkten Herrschaft bringen" und es von den Patriziern unabhängig machen wollte, "wurde er von diesen gestürzt." Die Verletzung der Ehre einer Frau, das Eindringen in das innerste Heiligtum der Familie, das Antasten

des Unantastbaren, des Prinzipes der Innerlichkeit und Pietät, ward die Veranlassung zur Vertreibung der Könige, wie später der Decemvirn.

Damit war Rom den Kinderjahren entwachsen. Durch Krieg und Ackerbau, die wesentlichen Beschäftigungen der Römer, und bei einfacher und strenger Lebensweise hatte es die ersten Grundlagen seines Geistes, seinen praktischen Verstand und seinen energischen Willen im religiösen und politischen Leben zu entwickeln begonnen und durch die That zu erproben versucht. In der Wissenschaft hatte es die ersten Elemente gelernt; Sprache und Schrift hatten die Römer bei der Gründung des römischen Staates als Erzeugnisse lateinischer Gesittung beibehalten und sich daneben mit der Feldmeßkunst, mit der Divinationslehre, überhaupt mit den Wissenschaften, die mit Ackerbau und Religion zusammenhingen, beschäftigt. Die Gewerbe wurden im Gegensatz zum Ackerbau gering geschätzt und in den reicheren Familien von Sklaven, in den ärmeren von Clienten und Freigelassenen betrieben. Das erste Lallen der Poesie begann in den Gesängen der Salier und den Liedern der arvalischen Brüderschaft. Reich waren die Römer von jeher an Volksliedern, die in unmittelbarem Zusammenhange mit den Begebenheiten des täglichen Lebens standen, und bei Festschmäusen ward unter Begleitung eines Flötenspielers in abwechselnder Rede das Lob berühmter Männer gesungen. Was der günstige Geist im Haine flüsterte und flötete, das verkündete der Weise oder die kluge Frau den Menschen wieder zur Flöte und in rhythmisch gemessener Rede; und die Springer, Salier, und andere Priesterschaften sangen und tanzten religiöse Litaneien. Im Festjubel überhaupt durchdrangen sich Lied, Tanz und Spiel; und bei keinem Opfer, bei keiner Hochzeit und bei keinem Begräbniß fehlen die Tänzer oder die Flötenbläser oder die Sänger.

Das Familienleben war von Anfang des römischen Staates an ein heiliges. Die Ehe war durch die Sitte Monogamie. Sie wurde schon durch die gegenseitige Einwilligung geschlossen; meist aber fanden bei ihrer Schließung, besonders bei der feierlichsten Art derselben, bei der confarreatio, die in Gegenwart von zehn Zeugen mit Weizenbrodopfern vom Pontifex Maximus geschlossen ward, Hochzeitsfeierlichkeiten statt. Den Tag vor der Vermählung reichte die Braut, nachdem sie der Juno, der Stifterin der Ehen, geopfert, die abgelegte Toga prätexta der Fortuna virginalis. Am Vermählungstage war sie mit der Vitra recta, einem Blumenkranze, der Tunica der Frauen, einem wollenen Gürtel um den Leib, einem

roten Schleier und roten Schuhen bekleidet. Nachdem es der Juno Opfer gebracht, setzte sich das Brautpaar auf das Fließ des Opfertieres zur Erinnerung an die älteste Kleidung der Frauen. Bei der Heimholung abends trug die Neuvermählte Spindel, Rocken und Wolle, empfing darauf den Schlüssel des Hauses und berührte zum Zeichen der Keuschheit, Reinheit und *innigen* ehelichen Verbindung mit dem Bräutigam Wasser und Feuer. Schon Romulus soll die Ehe für unauflöslich erklärt und die Verstoßung, aus welchem Grunde es immer auch sei, nur den Ehebruch ausgenommen, verboten haben; Ehescheidungen waren in den alten Zeiten etwas Unerhörtes, die erste fand 231 v. Chr. unter den Konsuln M. Pomponius und Cajus Papirius und zwar mit allgemeiner Mißbilligung des Volkes statt. Die Ehe begründete eine Gemeinschaft aller Lebensverhältnisse und brachte die Frau ganz in die Familie und unter die Gewalt (manus) des Mannes. Sie war dem Manne untergeben wie eine Tochter; und ihre Vergehen gegen die eheliche Treue und die weibliche Sitte, z. B. das Weintrinken, bestrafte der Mann kraft seiner eheherrlichen Gewalt. Der Mann gehörte dem öffentlichen Leben; der Frau hingegen eignete das Hauswesen. Die Hausfrau hatte die Aufsicht über den *ganzen* Haushalt *und den Hauptanteil an der Erziehung der Kinder. Deshalb hat der Römer eine schöne Redensart für die Erziehung der Kinder durch die Mutter: am Herzen und auf dem Schooße der Mutter erzogen werden (in gremio ac sinu matris educari).* Im Atrium beschäftigte sie sich nebst ihren Skavinnen mit Weben und Spinnen. Zugleich besorgte sie die Küche. Aber sie war auch zugegen, wenn der Hausherr als Patron seinen Klienten Auskunft über rechtliche Fragen erteilte, sowie bei den Gesprächen, in denen sich ihr Gemahl mit seinen Freunden über die wichtigsten Angelegenheiten des Vaterlandes, über Recht und Gerechtigkeit, über Zucht und Sitte unterhielt; ihr Herz mußte also mit den edelsten Gesinnungen erfüllt werden. An den Gastmählern der Männer nahm sie mit schüchterner Sittsamkeit teil. Öffentlich wurde ihr die größte Achtung bewiesen. Der Mann mußte der ihm begegnenden Matrone ausweichen, und ungeziemende Reden wie schamlose Handlungen gegen Frauen wurden hart bestraft. Der Mann war der Herr, die Frau gleichfalls in ihrer Art die Herrin des Hauses *(κυρία τοῦ οἴκου oder οἰκοδέσποινα).*

Die Reinheit des ehelichen Verhältnisses war durch Sitte und Gesetz gesichert. Auf die Unkeuschheit hatte schon Romulus eine Strafe gesetzt, und unkeusche Frauen, die mit einem

verheirateten Manne zusammenlebten, durften, nach Numa, nicht heiraten, bis sie ein feierliches Sühnopfer gebracht hatten.

In einer rechtsgültigen Ehe hatte der Vater volle Gewalt über das Kind. Die patria Potestas der Römer umfaßte das Recht über Leben und Freiheit der Kinder. Dieses angeblich romulische, jedenfalls uralte Gesetz ging in seiner ganzen Härte in die zwölf Tafeln über. Es wurde nur dadurch gemildert, daß das Recht über Leben und Tod im Grunde nur zu dem vom Staate dem Paterfamilias zugestandenen Zucht- und Strafrechte gehörte, und daß der Vater in der Regel nicht nach eigenem Ermessen verfuhr, sondern der Sitte gemäß ein Familiengericht berufen mußte.[1]) Doch konnte der Vater bei offenbaren Kapitalverbrechen ohne weiteres selbst richten, indem es schicklicher schien, daß der Vater den Sohn verurteilte, als daß er als Ankläger des Sohnes vor Gericht auftrete.[2]) Kam ein Mißbrauch der patria Potestas vor, so konnte in früherer Zeit der Censor rügen, Dionys XX. 3. Auch das Verkaufsrecht bestand in der Königszeit. Die älteste Beschränkung, nämlich das Verbot den verheirateten Filius familias zu verkaufen wird auf Numa zurückgeführt. In der patria Potestas blieb der Sohn bis zu dessen Tode, wenn nicht einer von beiden eine capitis deminutio erlitt oder wenn nicht der Sohn Flamen Dialis wurde. Bei der Tochter hörte sie auf, wenn sie durch die Ehe in die manus ihres Mannes kam, oder wenn sie Virgo vestalis wurde. — Von der patria Potestas zu trennen ist das Recht, die neugeborenen Kinder zu tödten oder auszusetzen. In Rom bestand es nicht in der vollen Ausdehnung wie anderwärts. Schon Romulus soll verboten haben, Söhne der erstgeborenen Tochter zu tödten.[3]) Doch kam die Aussetzung und Tödtung Neugeborener, selbst in angesehenen Familien nicht selten vor.[4])

[1]) Valer. Max. V. 8, 21: Cassius filium adhibito propinquorum et amicorum consilio affectati regni crimine domi damnavit verberibusque affectum necari jussit.

[2]) Sall. Cat 39. Fuere tamen extra conjurationem complures, qui ad Catilinam initio profecti sunt; in his A. Fulvius senatoris filius, quem retractum ex itinere parens necari jussit.

[3]) Dionys II. 16.

[4]) Dio Cass. XLV. 1. — tollere, suscipere liberos: Varro bei Non. XII, 36: Natus si erat vitalis ac sublatus ab obstetrice, statuebatur in terra ut auspicaretur rectus esse. Vorsteherin dieses Actes scheint nach August de civit. dei IV, 11 die Gottheit Levana (levat infantes de terra) gewesen zu sein.

Der Besitz von Kindern berechtigte zu einer höheren Stellung im Staate. Nach Dionysios von Halikarnaß wählte schon Romulus die Tapfern und Reichen, die bereits Kinder hatten, vor dem gemeinen und unbekannten Haufen aus und nannte sie Patres.

Das Abtreiben der Leibesfrucht war bei Strafe, aber nur aus dem Grunde verboten, um Eingriffen in die Befugnisse des Vaters, der allein das Recht über Leben und Tod der Kinder haben sollte, zuvorzukommen. Das Aussetzen der Kinder war erlaubt, jedoch schon von Romulus so bestimmt, daß es nur unter Bestimmung von fünf als Zeugen hinzugezogenen Nachbarn innerhalb der ersten drei Lebensjahre und zwar mit von Natur entstellten Kindern geschehen durfte, während die Auferziehung der Knaben und der erstgebornen Töchter gesetzlich geboten war. Im Übertretungsfalle durfte die Hälfte des Besitztums gesetzlich als Strafgeld mit Beschlag belegt werden. Dennoch wurden zu Rom verhältnismäßig viel Kinder ausgesetzt, und es gab daselbst einen besonderen Platz, die sogenannte Milchsäule (columna lactaria) vor dem Tempel der Pietas (– das erste Findelhaus in der Geschichte —), wohin solche Kinder getragen und wohin von teilnehmenden Familien Milchspenden zur Ernährung derselben gebracht wurden, bis sich Jemand entschloß, das ausgesetzte Kind aufzunehmen und zu ernähren.

Das neugeborene Kind wurde zu den Füßen des Vaters gelegt; hob er es auf, so erkannte er es hierdurch als das seine an und verpflichtete sich zugleich zur Erziehung desselben. Am achten Tage nach der Geburt wurde den Mädchen, am neunten den Knaben der Name gegeben.

In der älteren Zeit hatten wohl die Römer nur zwei Namen und zwar den Familiennamen (Nomen), der sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, und den Vornamen (Praenomen) durch welchen man die einzelnen Familienglieder unterschied, z. B. L(ucius) Tarquinus, M(arcus) Valerius. Die Frauen scheinen in der ältesten Zeit ähnliche Vornamen gehabt zu haben, wie die Männer z. B. Caja, Lucia. Die Töchter wurden mit dem Geschlechtsnamen genannt (Tullia), und waren ihrer zwei, durch die Zusätze major und minor, waren ihrer mehrere, durch die Ordnungszahlen prima, secunda, tertia 2c. unterschieden. In der historischen Zeit hat fast jeder Römer drei Namen, zu dem Praenomen und Nomen tritt das Cognomen, das die aus den Geschlechtern hervorgegangenen einzelnen Familien bezeichnet, z. B. M. Tullius Cicero, Tib. Sempronius Gracchus 2c. Auch die Frauen erhielten oft zwei Namen z. B. Cäcilia Metella nach dem

Namen des Vaters, oder auch nach dem Geschlecht des Vaters und der Mutter, Julia Agrippina. Der Tag der Namengebung (dies lustricus oder dies nominum) ward festlich gefeiert: die Verwandten und Freunde des Hauses wurden eingeladen, den Hausgöttern (Laren) Opfer dargebracht und religiöse Ceremonien zur Beschützung des Kindes vor Zaubereien und Empfehlungen desselben an eine Gottheit vorgenommen. Religiöser Ritus und abergläubische Ceremonien empfingen das Kind schon bei seiner Geburt und begleiteten es durch seine ganze Erziehungszeit hindurch. Es war in Italien uralte Sitte, daß um das Haus, in welchem eine Frau in Kindesnöten lag, drei Männer des Nachts herumgingen; der eine hieb mit einem Beile in die Schwelle, der zweite stieß mit der Mörserkeule darauf, der dritte kehrte sie mit dem Besen, indem gleichzeitig die durchhauende (Intercidona), die stoßende (Pilumnus) und die fegende Gottheit (Deverra) angerufen ward. Wie die einzelnen Phasen der Geburt, so standen alle Thätigkeiten des neugeborenen Kindes unter der Leitung besonderer Götter. Der Gott Vagitanus oder Vaticanus öffnete dem Kinde mit dem ersten Schrei den Mund; Levana hob das Kind von der Erde auf; Cunina schützte es in der Wiege; Rumina ließ es an der Mutterbrust gedeihen; Nundina waltete über den Ceremonien des neunten Tages, an dem der Knabe den Namen erhielt; Potina und Educa gewöhnten das Kind nach der Entwöhnung an Speise und Trank; Cube legte das Kind vor der Wiege ins Bett; Ossipago ließ die Knochen fest werden und erstarken; dem Statanus und Fabelinus dankte man das erste Stehen und Sprechen des Kindes. Bei jeder neuen Lebensthätigkeit wurde das Kind einer neuen schützenden Gottheit empfohlen. Zugleich trugen die Knaben der freien Römer die aus Etrurien stammende goldene Bulle — eine Kapsel zur Aufbewahrung von Mitteln gegen Zaubereien.

Nach dem Feste der Namengebung folgte die Einschreibung des Kindes in das Bürgerbuch im Tempel der Juno Lucina, wobei ein Geldstück — bei Knaben ein Quadrans, bei Mädchen ein Sextans — gezahlt ward. Nach etwa 7 Monaten trat dann das Fest des Zahnens, nach $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahren das Fest der Entwöhnung ein. Mommsen hat darauf aufmerksam gemacht, daß die eigentliche rechtliche Namensfeststellung erst bei Ablegung der Toga virilis erfolgte, daß also bis dahin der Name geändert werden konnte. Am Dies lustricus wurden den Kindern Kleinigkeiten geschenkt, die sie zum Teil am Halse trugen. Weil diese Spielsachen

von Metall waren, hießen sie a crepando crepundia. *Bei Plautus sind als solche Amulete, ein kleiner Halbmond aus Gold, ein kleines goldenes Schwert mit des Vaters Namen, eine Doppelaxt mit dem Namen der Mutter, eine kleine silberne Sichel, zwei vereinigte Hände und ein kleines Ferkel erwähnt.*

Die Mutter nährte das Kind an ihrer Brust und leitete seine Spiele. Oft zog man für die Aufsicht desselben eine ältere Verwandte in das Haus, die dann in hoher Achtung stand. In der Wahl der Sklaven und Pflegerinnen, die zur Wartung und Bedienung nötig waren, war man sehr vorsichtig. Die Pflegerinnen hießen wie die Ammen, nutrices: sie reichten den Kleinen die Nahrung, sprachen und spielten mit ihnen und begleiteten sie beim Ausgehen. Die herangewachsenen Töchter wurden noch von der Nutrix begleitet und behielten sie oft nach der Verheiratung bei sich. Die Knaben dagegen bekamen meistens frühzeitig aus der Reihe der Sklaven einen Pedisequus als Begleiter, welcher auch Custos, Monitor, am gewöhnlichsten aber Comes und Rector genannt wurde. Zur Beruhigung und zum Einschlafen wurden Wiegenlieder gesungen, — zur Unterhaltung und Beschwichtigung Klapper, Ammenmährchen, Drohungen mit dem Wolfe 2c. gebraucht.

Die eigentliche Erziehung blieb in den Schranken der engsten Häuslichkeit. Unter dem Walten der Mutter, als der natürlichen Erzieherin, und dem Gutachten des Vaters, als des natürlichen Lehrers, wuchs das Kind auf. Der Knabe befand sich überall an der Seite des Vaters. Er begleitete ihn mit dem Pfluge und der Sichel auf's Feld, ging mit ihm zum Gastmahl des Freundes und in den Saal, wo der Vater zu Rathe saß. Auf diesem Wege ward er in Landbau und Krieg, in denen das ganze Leben des jugendlichen Volkes beschlossen war, unterrichtet und durch das Leben für das Leben entwickelt. Durch die Familie ward er zum praktischen Mann ausgebildet, bei dem es weder in der persönlichen Erscheinung noch in der Rede auf die äußere Form, bei dem aber Alles auf den Charakter, auf die Gesinnung, auf die Befähigung im Staatsdienst oder im Gewerbe und Ackerbau ankam.

Hatte die Familie ihren Zögling zur Virtus romana, dem Inbegriffe aller männerwürdigen Eigenschaften, zur Ehrbarkeit, Besonnenheit, Rechtlichkeit, Mäßigung, zur Tapferkeit und zur Gewissenhaftigkeit in göttlichen und menschlichen Angelegenheiten erzogen: so hatte sie geleistet, was von ihr gefordert werden konnte und mußte; denn sie hatte dann ein Glied des Stammes herangebildet,

das mit den echt römischen Tugenden des Jünglings, der Bescheidenheit (modestia) und Schamhaftigkeit (pudor) sowie später mit denen des Bürgers und Familienvaters, mit der Unerschrockenheit und Ausdauer (constantia), mit dem männlichen Ernste (gravitas), mit Ehrbarkeit (honestas), und „der ganzen männerwürdigen Haltung in allen Lagen des Lebens" (virtus) geschmückt war. Dem zum Manne herangereiften Sohne wurde dann — und das war das letzte Erziehungsgeschäft — von der Mutter wie vom Vater gern die Tochter eines angesehenen Mannes aus einer alten ehrwürdigen Familie gegeben, und dem entsprechend erzogen die römischen Bürger ihre Töchter zart und liebreich, aber in strenger Ehrbarkeit, verständig, voll Gemütes und edler Weiblichkeit, damit sie wiederum in ihren Söhnen Männer und Bürger, die recht zu leben und recht zu sterben wüßten, erziehen könnten.

Die Erziehung der Familie umfaßte vorzüglich die ersten 15 Lebensjahre. Bis zum 16. Lebensjahre trug der römische Knabe die Toga praetexta, die mit dem Purpurstreifen besetzte Toga, ein Ehrenzeichen der höheren Magistrate und eine Ermunterung für den Knaben, sich der höchsten Staatsämter würdig zu machen. Mit vollendetem 15. Lebensjahre ward ihm die gewöhnliche weiße Toga, die Toga virilis, auf dem Forum vom Prätor mit vieler Feierlichkeit — Tirocinium — angelegt.[1]) Der eigentlich dazu bestimmte Tag waren die Liberalia, der 17. März. Die Feierlichkeit begann wahrscheinlich mit einem häuslichen Opfer am Altare der Laren, wo der Knabe die Insignia pueritiae ablegte und namentlich die Bulla den Laren weihte. Die Toga virilis, welche der bisherige Knabe erhielt, unterschied sich von der der Knaben dadurch, daß sie weiß ohne Purpurstreifen war. Der Knabe kam mit einer Menge Begleitender auf das Forum. Von da ging der Zug auf das Kapitolium, um dort ein Opfer zu bringen, worauf die Einschreibung in die Bürgerlisten erfolgte, bei welcher Gelegenheit der Tiro nach alter Sitte in die Geldbüchse der Iuventas einen Schilling warf. Ein festliches Mahl schloß die bedeutungs-

[1]) In der ältesten Zeit fand das Tirocinium wahrscheinlich nach vollendetem sechszehnten Jahre statt. (Liv. XXIII, 57: Dictator ex autoritate patrum dictus M. Junius et Ti. Sempronius magister eq. delectu edicto juniores ab annis septemdecimo et quosdam praetextatos scribunt.) Am Ende der Republik finden sich viele Beispiele, daß die Toga virilis in dem 15. Jahre genommen wurde; so von Cicero, so von Vergilius, so noch in späteren Zeiten von Persius und M. Aurelius. Wenn also in alter Zeit das vollendete 16. Jahr Regel war, so scheint nachher das begonnene 15. das gewöhnlichste gewesen zu sein.

volle Feier.* Mit dem Tirocinium fand der Eintritt in das öffentliche Leben statt; jedoch war noch eine einjährige Übungszeit üblich, gewissermaßen ein Probejahr, wo das sittliche Leben des Jünglings (adolescens) genau beobachtet wurde, wo wenigstens in älterer Zeit als Zeichen bescheidenen Betragens ihm das *Bergen der Arme* unter die Toga und Übungen im Marsfelde vorgeschrieben waren. Dabei aber besuchte der junge Mann das Forum, und wohnte den Gerichtsverhandlungen bei, um zuhörend sich für das öffentliche Leben zu bilden. Dies geschah oft unter Anleitung eines vom Vater gewählten, des Vertrauens besonders würdig befundenen Mannes, dem der Sohn gleichsam als Zögling übergeben wurde.

Der Übergang vom Knaben zum Jünglinge, des Jünglings zum Manne ꝛc. war an festgesetzte Zahlen geknüpft. Die Zahl 45 ward als der Höhepunkt rüstiger Kraft, die Zahl 30 als das Dritteil des Lebens, während welcher Zeit diese Kraft blühte, festgestellt. Der 15jährige Knabe ward als in diese Periode eintretend, der 45jährige Mann als aus derselben austretend erklärt. Bis zum Anfange des 16. Lebensjahres war demnach der Mensch puer; von da ab begann bis zum Anfang des 46. Jahres die Juventus, die von der Senectus abgelöst ward. Mit 46 Jahren wurden die Männer seniores; aber erst mit dem 60. Jahre, als Greise (senes), wurden sie von allen Staats- und Kriegsdiensten frei.

b. Die Erziehung zur Zeit der Republik von deren Begründung bis zu den punischen Kriegen, im Jünglingsalter Roms.

In seiner Kindheitszeit hat das römische Volk die verschiedenen Volkstümlichkeiten in sich verschmolzen und sich zum Herrscher über sich selbst emporgearbeitet. Als Jüngling hat es die Aufgabe gelöst, den Gegensatz der staatlich und der privatrechtlich Berechtigten, der Patrizier und Plebejer, aufzuheben, und Rom zur Demokratie, zu einem Staate mit römischen Bürgern zu machen.

Der Gegensatz zwischen Patriziern und Plebejern trat mit der Republik in seiner ganzen Härte hervor. Die Patrizier besaßen das Staatseigentum, hatten den Nießbrauch der Staatsländereien, waren die eigentlichen aktiven Staatsbürger; die Plebejer hingegen waren Privateigentümer und nahmen nur passiv, durch das Tragen der Staatslasten, am Staate teil. Patrizier waren die Konsuln, bildeten

den Senat, hatten alle obrigkeitliche und richterliche Gewalt in Händen. Die Plebejer hingegen, unaufhörlich vom Kriege fortgerissen, konnten friedliche Beschäftigungen nicht treiben und in Gewerben sich nicht beschäftigen; sie hatten nichts, als ihren Beuteanteil, und wurden durch die Schulden, die sie bei den Patriziern machen mußten, immer mehr deren Sklaven. Je schärfer der Gegensatz ward, je mehr die Plebejer zu bloßen Hörigen herabgedrückt wurden, um so mehr strebten sie nach positiver Teilnahme am Staat, nach gleichen politischen Rechten; und einmal ausgesprochen und ausgebrochen, konnte der Kampf nicht eher ruhen, als bis der Gegensatz zwischen privater und politischer Berechtigung aufgehoben war. Die Plebejer bekamen Grundbesitz und Schutz gegen die Mächtigen, Landanweisungen und Volkstribunen: das die ersten Errungenschaften in dem Kriege, der zum Schluße gelangte, als die Plebejer das Recht erhielten, alle höheren Staatsämter bekleiden zu können, als durch den Anteil, den sie am Grund und Boden bekamen, ihre Subsistenz gesichert war, und als sie das gesetzliche Zugeständnis erlangt hatten, daß Patrizier und Plebejer, ohne Nachteil für die bürgerlichen Rechte der Kinder, Ehen mit einander eingehen durften. Von da ab gabs in Rom nicht mehr Patrizier und Plebejer, sondern römische Bürger. Der Staat war nun zu innerer Konsistenz gelangt, nachdem bereits durch die geschriebenen Gesetzesurkunden der Decemvirn eine Neuconstituirung desselben erzielt war, indem das Zwölftafelgesetz eine neue Art von Versammlungen, die Tributcomitien, in welchen die Plebejer nach Tribus stimmten, als gleichberechtigt neben die früheren Centuriatcomitien des gesamten Volkes hingestellt hatte: — die Grundlage zu einer demokratischen Staatseinheit, die von der Gefahr einer Ochlokratie dadurch geschützt werden sollte, daß von den nach und nach auf 35 vermehrten Tribus nur vier für die Massen der städtischen Proletarier, 31 aber für die ländlichen Güterbesitzer bestimmt waren.

Von nun ab entfaltete Rom seine siegreiche Kraft auch nach Außen. Die Sabiner werden gänzlich unterjocht, — die Aequer entscheidend geschlagen, — die Volsker durch Kolonien dem römischen Gebiet einverleibt, — die Vejenter niedergemacht, — die Latiner, Herniker und Etrusker besiegt und, wenn auch erst nach harter Demütigung der Römer, die Gallier vertrieben. Mit der Unterjochung der Samniten endlich ist die Herrschaft der Römer über Italien entschieden. Innerlich und äußerlich groß steht Rom am Ende seines Jünglingsalters da.

Das private Leben des Römers war in dieser Periode schlicht und einfach. Unerschüttert blieb die Achtung vor den väterlichen Sitten und Einrichtungen unter den fortwährenden Kämpfen mit den Völkern Italiens, und diese Ehrfurcht vor dem Alten gab dem Staate das Fundament seiner wachsenden Macht. Doch waren die Römer elastisch genug, um das Alte nicht verknöchern zu lassen. sondern neben ihm das Neue und Nützliche aufzunehmen und mit dem Bestehenden so zu vereinigen, daß ihre Zustände auf derselben Grundlage mit der Zeit. mit dem Volke selbst und mit den veränderten Verhältnissen weiter wuchsen. Daher die Trennung des Gerichtes von der Verwaltung, der Prätur von der Quästur zur rechten Zeit, d. h. als es das Bedürfnis erheischte; — daher die Besoldung des Bürgerheeres, als sich die Kriegsunternehmungen auf längere Dauer und mehr in die Ferne erstreckten; — daher die Beibehaltung des dreigeteilten Kriegsheeres, doch nicht mehr auf die alten, geschwundenen Kasten der "Stammesunterschiede" basiert, sondern auf die verschiedenen Waffengattungen bezogen. Alles hatte in Rom eine organische Weiterentwicklung. Und nach diesem Gesetz des organischen Lebens wurden auch die unterworfenen Länder auf die mannigfaltigste Weise und mit vielfach abgestuften Rechten, durch Einräumungen und durch Niederhaltungen 2c. dem Ganzen des Staates einverleibt. Außeritalische Provinzen gab es noch nicht, die Kolonisten aber hatten eine der heimischen ganz ähnliche Verfassung, und waren nur von dem einen Streben erfüllt, — die römische Ehre und das römische Interesse zu vertreten und aufrecht zu erhalten.

So war Jeglichem bei den Römern ein praktischer und politischer Charakter aufgeprägt. Auch die Kunstwerke dieser Zeit atmen diesen Geist, — den Geist der Zweckmäßigkeit und zugleich der Großartigkeit. Die appische Straße ward aus gehauenen und auf's Genaueste mit einander verbundenen Quadern von Rom nach Campanien und dann weiter bis zur Südspitze Italiens und östlich bis nach Brundusium ans adriatische Meer erbaut. Und gleich großartig waren die kühnen Viadukte und durch lange Tunnels geführten Wasserleitungen.

Unter den Wissenschaften erhielt die Jurisprudenz durch das Zwölftafelgesetz eine entschiedene Grundlage, dem sich die sogenannten königlichen Gesetze anschlossen, auf welchem Boden sodann die Grundrisse einer eigentlichen Rechtswissenschaft gezogen wurden, deren Inhaber, die verschiedenen Richtercollegien, namentlich die

Pontifices, dem Volke Rechtsweisung erteilten. Auch begann jetzt die rationelle Behandlung der einheimischen Sprache. Jurisprudenz und Grammatik steigerten sich in demselben Grade, in dem sich das innere Leben Roms entwickelte; sie gehörten zum Leben des Römers, weil sie die Werkzeuge zu seinem Staatsleben waren.

Wenn aber auch Alles zum Dienste der Öffentlichkeit hinneigte und in diesen Dienst trat, so fand doch dabei ein inniges Familienleben statt. Nur wichtige Angelegenheiten riefen den Römer auf das Forum. In der übrigen Zeit lebte er auf seinem Landgute in ländlichen Beschäftigungen, umgeben von den Gliedern der Familie und den Clienten. *Zwar entstand in dieser Periode eine neue Form der Ehe — die freie Ehe, in welcher die Frau nicht in der Gewalt (manus) des Mannes stand, sondern in der Patria potestas des Vaters oder in der Tutela ihres Vormundes verblieb; deshalb genoß sie nicht die Ehren einer Familienmutter (mater familias) sondern erhielt nur den Titel Gattin (uxor). Aber es scheint, daß solche Ehen anfangs nur vereinzelt vorkamen. Im Allgemeinen* war der Zusammenhang der Familienglieder fest und innig, und die Frauen hatten nicht selten wirklichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten, so daß neben den großen Männern Roms oft die Gattinnen oder Mütter genannt werden müssen, deren Umgang und deren Erziehung jene ihre Bildung zum größten Teile verdankten. Frauen erregen in Rom oft eben so sehr unsere Bewunderung als Männer. Die von Sextus Tarquinius geschändete Lucretia berichtet ihrem Gatten und Vater, dem Brutus und Valerius: „Ihr werdet sorgen, daß dem Ehebrecher sein Recht widerfahre! Mein Leib aber, obgleich ich mich frei fühle von jeder Schuld, ist der gesetzlichen Strafe verfallen, damit nie eine Römerin, auf mich sich berufend, ihren Fall überleben zu dürfen meine." Mit diesen Worten sticht sie sich einen verborgen gehaltenen Dolch in die Brust und sinkt entseelt zur Erde.

Die Erziehung bewahrte ihre alte Einfachheit und wurde nur geklärter. Ihr Prinzip war, wie Bernhardy sagt, auf ungeschriebener Überlieferung ruhend, auf Erweckung des Patriotismus und auf Fortdauer guter Sitte gerichtet; ihr Verfahren einfach und doch erschöpfend, indem man ununterbrochen in alle Verhältnisse der Jugend eingriff; ihr geheimstes Motiv lag aber in der Gegenseitigkeit der Achtung, indem man für Pflicht hielt, auch der Jugend mit zarter Scheu zu begegnen. Sie war und blieb eine private.

„Die Römer wollten“, sagt Cicero, „daß die Erziehung weder durch die Gesetze bestimmt, noch daß man sie öffentlich und einförmig für Alle gleich einrichte, obschon andrerseits und im Allgemeinen vom Staate aus durch die Censoren auf die Sitten und den Umgang der Jugend, besonders auf den Gehorsam gegen die Befehle der Eltern und Magistratspersonen Einfluß geübt ward.“ Die leibliche Pflege der Erziehung ging von der Anordnung und Leitung der durch ihr Wesen Ehrfurcht gebietenden Mutter aus, der eine Nutrix und in den reichen Häusern andere Dienerinnen zur Seite standen. Die Wärterin, mochte sie Dienerin oder Freundin des Hauses sein, vertrat die Stelle des Pädagogen und übte, besonders bei Erziehung der jungen Töchter, wesentlichen Einfluß auf das sittlich reine Verhalten und gegen schädliche Einwirkung von Außen. Die wichtigste Einwirkung jedoch auf die sittliche Richtung des Kindes, auch des Knaben, verblieb der Mutter: der ungestüme Coriolanus, den nichts zu beugen und mit seinem Verderben bringenden Heere von Roms Grenzen zu entfernen vermochte, als der Anblick und die Worte der greisen Veturia, seiner Mutter, ist nicht das einzige Beispiel von dem nachhaltigen sittlichen Einflusse, den die Mutter auf den jungen Römer übte. Einfachheit, Enthaltsamkeit und Mäßigung waren die Grundtugenden, die im Elternhause nicht mit Worten, sondern durch Thaten eingewöhnt wurden. Die häusliche Zucht war streng. In Gegenwart des Kindes solle nichts Unrechtes weder geredet noch gethan werden. M. Porcius Cato stieß einst als Censor den Manlius aus dem Senate, weil er am hellen Tage in Gegenwart seiner Tochter seine Gattin geküßt hatte. Die Väter badeten nie mit den Söhnen, noch die Schwiegerväter mit den Schwiegersöhnen zusammen, um die Sittsamkeit und Schamhaftigkeit, die erste und die Krone aller Tugenden, nicht zu verletzen. Den Sklaven, den Frauen und den freien Jünglingen war bis zum 30. Lebensjahre das Weintrinken untersagt, und die Übertretung dieses Gesetzes ward bei dem weiblichen Geschlechte als hartes Vergehen bestraft. Die Väter speisten nicht ohne ihre Söhne außer dem Hause, damit sie sich wegen deren Gegenwart bescheidener und mäßiger betrügen. Bei solcher Scham des Alters vor der Jugend mußte natürlich auch die Scheu und Achtung der Jugend vor dem Alter groß sein. Nach den Gastmählern wurden die Älteren von den Jüngeren nach Hause begleitet. Vor einem grauen Haupte nicht aufzustehen, galt als ein totwürdiges Verbrechen. Edle Scham war, wie bei den

Spartanern, die erste und schönste Tugend bei der römischen Jugend, und der Ausspruch Cato's: „Ich liebe mehr die, welche erröten, als die, welche erbleichen, denn die Schamröte ist die Farbe der Tugend" war der Ausspruch Rom's im Allgemeinen. — Neben dem sittlichen Einflusse, den das Haus unmittelbar durch das Leben auf den Geist des Knaben übte, waren es besonders die Erzählungen von der Einfachheit und der Tugend der Vorfahren, welche die Jugend für das Edle und Gute begeisterten. Dann wurde, was auf dem Campus, im Lager, im Kampfe mit dem Feinde geschehen war, im Kreise der Familie durch- und besprochen und auch dadurch der Patriotismus in den jungen Familiengliedern geweckt und genährt. Bei den Gastmählern ward nach der Reihe nicht bloß von den Männern das Lob und die Tugend berühmter Vorfahren vorgetragen, sondern auch sittsame Knaben sangen entweder mit bloßer Stimme, oder unter Begleitung der Flöte deren Ruhm und entzündeten dadurch in ihrer und der Hörer Brust Bewunderung vor den Alten und den Entschluß, es ihnen gleich zu thun. In früheren Zeiten endlich nahmen die Väter ihre Söhne, so lange sie praetextati waren, mit in den Senat, in die Schule wahrhaft praktischer Lebensweisheit, bis diese Sitte später auf eine besondere Veranlassung, zur Zeit des jungen Papirius, genannt praetextatus, abgeschafft ward, obschon dieser noch die Erlaubnis dazu hatte, „weil er durch seine neugierige Mutter, welche von ihm wissen wollte, was im Senat verhandelt sei, bewies, daß er so gut reden. als schweigen könne."

Mit der Ablegung der Toga praetexta, womit dem Knaben zugleich das bis dahin getragene lange Haar abgeschnitten ward, und mit der Anlegung der Toga virilis trat der Jüngling in ein Probejahr, in welchem er zu stärkeren Leibesübungen angehalten ward und mit Männern umgehen durfte. Zeichnete er sich in diesem Jahre, in welchem er zum Zeichen seiner Bescheidenheit den Arm in der Toga tragen mußte, durch Ernst und Mäßigkeit, durch häusliche Ordnung und Sittlichkeit aus, so wurden über seinen Ruf und seine Schamhaftigkeit nicht viele Worte gemacht, wenn er in's Mannesalter trat, indeß der, den diese Tugenden nicht zierten, einer förmlichen Schande nicht entgehen konnte.

Durch Gehorsam mußte sich hierauf der römische Jüngling zum Befehlen vorbereiten. Er wurde ins Lager gebracht und im Dienst geübt. Hier befand er sich im Prätorium, in der Umgebung des Feldherrn, um sich zum praktischen Krieger und geschickten Heerführer zu bilden. Wenn er sich hernach um Ämter bewarb, stand

er entfernt von der Versammlung der Curie, und war erst Zuschauer, ehe er Teilnehmer wurde. Der Vater war hierbei sein Lehrer, und wenn er keinen Vater mehr hatte, standen ihm die ältesten Männer zur Seite und belehrten ihn durch Beispiele des täglichen Lebens auf dem Markte. Außerdem daß er fleißig das Forum besuchte, schloß er sich an berühmte Rechtskundige auf Spaziergängen 2c. an, richtete Fragen an sie, bat um ihre Belehrung in einzelnen Fällen 2c. Der Usus, die Ausbildung auf praktischem Wege, die Entwicklung des Geistes im Leben selbst, war beim Römer auch beim Eintritt in seinen Beruf das entscheidende Element. So wirkte der praktisch ausgebildete und durch Erfahrung reif gewordene Vater auf den Sohn, selbst noch auf den Enkel ein. Der Römer lernte, gleich dem Spartaner, im und am Leben.

Dem Ziele der Erziehung in dieser Lebensperiode Roms — Bildung zum praktischen Geschäfts- und Staatsleben — entspricht auch der eigentliche Unterricht. Er war wesentlich mit der Zucht verwachsen, ging zum Teil in derselben auf und kam lange nicht über notdürftiges Lesen und Schreiben hinaus.[1]) Allmählich knüpfte sich Lesen und Erklären der älteren heimischen Schriftsteller und Dichterwerke an den Elementar-Unterricht. Körperliche Übung lag außerhalb der Erziehung und ward auf andere Weise als durch Gymnastik, und zwar nur zur Erhaltung der Gesundheit, zur Kräftigung und Ausdauer des Leibes erzielt. Wenn dennoch einige Römer, wie Papirius Cursor, in einzelnen Zweigen der griechischen Gymnastik, vorzüglich im Wettlauf, wohlgeübt waren, so gelangten sie durch natürliche Anlage ohne schulmäßigen Unterricht, und ohne öffentlichen Gebrauch von ihrer Kunst zu machen, zu solcher Ausbildung. Mädchen nahmen nie an den gymnastischen Übungen teil, übten sich auch nicht unter einander. Ebenso pflegten auch nur die Knaben den Tanz, und zwar lediglich, um bescheidenen Anstand in der Stellung des Körpers zu lernen und das Decorum stets bewahren zu können. Das Singen wurde gelernt, weil es zur Erheiterung diente. Angehalten wurden die Knaben, die Gesetze der zwölf Tafeln

[1]) *Daß in Rom schon zur Zeit, als die Zwölftafelgesetze entstanden, ein Unterricht in Lesen, Schreiben und Rechnen erteilt wurde, leitet L. v. Stein daraus ab, daß unter den Beweisarten des Contractes eine durch ein schriftliches Verkehrsdocument „liberis" angeführt wird, und daß die Zwölftafelgesetze öffentlich nicht hätten ausgestellt werden können, wenn sie nicht wenigstens der Gebildete zu lesen verstanden hätte.*

auswendig zu lernen, damit deren Inhalt den handelnden Männern gegenwärtig sei. Und neben dem Absingen von Versen wurden sie frühzeitig an Vorträge von Denkreden gewöhnt, in welchen die Thaten wackerer Männer gepriesen wurden.

Schulen hatten die Römer bei den Etruskern kennen gelernt. Jetzt treten sie auch unter ihnen auf. Die älteste Erwähnung findet sich bei Gelegenheit der von App. Claudius an Virginia verübten Gewaltthat *(im Jahre 449 v. Chr.)* [1]) Ein Beispiel gemeinschaftlichen Unterrichts giebt der Verrat des Lehrers zu Falerii *(392 v. Chr.)* [2]) Gleichfalls wird berichtet, daß, als Camillus mit seinem Heere unerwartet in Tusculum einzog (377 v. Chr.), die Bürger in ihrem friedlichen Verkehr begriffen waren, und die Schulen von den Stimmen der anwesenden Zöglinge ertönten. — Im Ludus publicus eröffnete den Unterricht, die prima literatura, der Literator, ein mäßig unterrichteter Mann, der lange Zeit gegen geringe Entschädigung lehrte. — *Der Ort, an dem der Unterricht erteilt wurde wird von Livius tabernae, häufiger pergula genannt. Es dürfte damit ein unscheinbarer Raum, der mit einem von Säulen getragenen Dache überdeckt war, gemeint sein, in welchen man auch von der Straße aus sehen konnte. Weil auf diese Weise der Unterricht der Kinder* auf offener Straße, in triviis, stattfand, *so will man* die spätere Benennung „Trivialschulen" und die Namen der drei gewöhnlichen Unterrichtszweige im Mittelalter, Grammatik, Dialektik und Rhetorik „trivium", wie auch Quintilians Bezeichnung der gewöhnlichen Schulkenntnis als trivialis scientia *auf diese Gewohnheit zurückführen.* — Die Schulen selbst hießen Ludi (Spiele), um die Jugend durch den einschmeichelnden Namen anzulocken, sowie zugleich anzudeuten, daß die Beschäftigung mit der Wissenschaft und Kunst ein Spiel des Geistes und eine Erholung sei; die Lehrer waren ludi magistri. — Wie im Altertum überhaupt, so herrschte auch in Rom hierbei der Grundsatz, daß die Schätze des Geistes nicht wie eine gewöhnliche Ware für Geld verkauft werden dürfen. So verursachte es in Latium tiefen Unwillen, als die Priester die Ceremonien des Herculesdienstes um Geld lehrten, und man hielt

---

[1]) Liv. III, 44. Virginiae venienti in forum (ibi namque in tabernis literarum ludi erant) minister decemviri libidinis manum injecit.

[2]) Liv. V, 27. Mos erat Faliscis, eodem magistro liberorum et comite uti, simulque plures pueri, quod hodie quoque in Graecia manet, unius curae demandabantur; principum liberos, sicut fere fit. qui scientia videbatur praecellere, erudiebat.

es für ein Strafgericht des Himmels, als sie bald nachher durch die Pest hinweggerafft wurden. Fälschlich ist die Behauptung ausgesprochen worden, daß Spurius Carvilius, der Freigelassene des Carvilius, bei dem die erste Scheidung in Rom vorkam, der Erste gewesen, welcher für Geld unterrichtet habe. Diese Behauptung stützt sich auf eine Nachricht bei Plut. quaest. Rom 59. Wenn sich Plutarch nicht überhaupt geirrt hat, so kann er nur eine höhere grammatische Schule gemeint haben, wie sie erst in der folgenden Zeitperiode aufkamen. Elementarschulen gab es schon längst; und wer wollte glauben, daß darin die Lehrer umsonst unterrichtet hätten? Worin das Honorar bestanden, wissen wir nicht. Es war verschieden und in gewöhnlichen Elementarschulen jedenfalls sehr gering. Es wurde am Schlusse des Lehrjahres für das ganze Jahr geleistet. Das war jedoch nicht der Schluß des späteren bürgerlichen Jahres, sondern der Kursus begann wahrscheinlich im März *am Feste der Minerva, das den Namen Quinquatrus hatte.* Auf das frühe Vorhandensein von Unterrichtsanstalten in Rom weist auch ein im Jahre 93 v. Chr. gegen die lateinischen Rhetoren erlassenes Edict hin, in welchem sich folgende Worte finden: „Unsere Vorfahren haben Anordnungen darüber getroffen, was ihre Kinder lernen und in welche Schulen sie gehen sollen." Neben der Übung in den allgemeinen Elementen und dem Einprägen der Zwölftafelgesetze wurden in den Elementarschulen auch Gesänge, welche die Heldenthaten der Vorfahren priesen, eingeübt[1]) und wohl auch inhaltreiche Sentenzen dem Gedächtnisse eingeprägt.

Der Unterricht ging demselben Zwecke entgegen, dem die Zucht zusteuerte: Achtung gegen die Gesetze zu wecken und zu ehrenvollen Thaten im öffentlichen Leben anzuspornen. Man bezweckte — sagt Krause — auf alle Weise den um das Wohl des Staates besorgten, mit edlem Willen und Thatkraft ausgerüsteten Bürger, in welchem der feste Charakter, die gesetzliche Gesinnung und die staatsbürgerliche praktische Befähigung natürlich höher angeschlagen wurden, als geistige Befähigung zur Wissenschaft, als Gelehrsamkeit, höher auch, als eine sentimentale Tiefe des Gemütes, welches nur im Kreise der Familie seine Nahrung und Ausbildung fand. Die Loblieder und Lobreden auf die Vorfahren, die Leichenreden auf berühmte Männer und Frauen, die strenge Einheit und Gesetzlichkeit im Staatsorganismus, die in der

[1]) Cic. de leg. II. 23 erzählt: Discebamus enim pueri XI. tabulas, ut carmen necessarium, quas jam nemo discit. Varro bei Non. II, 70. **Die Knaben sangen auch** in conviviis carmina antiqua, in quibus erant laudes majorum.

Sitte wurzelnde Pietät gegen die Götter, sowie gegen Alter und Eltern, die ernste Würde des Vaters und die stolze und reine Tugend der Mutter; das waren die Lehrer und Erzieher des jungen Römers. Zucht und Unterricht waren praktisch und gingen von praktischen Anschauungen aus.

Darum hatten auch die Römer (— wie sie überhaupt ihrem Charakter gemäß nie zu einer philosophischen Erziehungs- und Unterrichtslehre hinneigten, sondern in ihren späteren Erziehungstheorien nur Ergebnisse praktischer Erfahrungen und Lehren für's unmittelbare Leben aufstellten —) in der Jünglingsperiode ihres Lebens kein Bedürfnis zu einer Theorie der Erziehung. So lange der Römergeist und damit der Familiensinn in Rom herrschte, wurzelten Erziehung und Unterricht so fest im Leben, daß keine Reflexionen über das Wesen der Erziehung und damit keine Erziehungstheorien gefordert wurden, und allgemeine pädagogische Bemerkungen treten, je früher um so vereinzelter und abgerissener auf. Ward doch das Streben nach einer tieferen geistigen Entwicklung überhaupt von da ab erst lebendig, als (304 v. Chr.) Cnejus Flavius die Fasten und Klagformulare, die bis dahin von den Priestern geheim gehalten waren, veröffentlichte und damit eine Art Rechtsencyclopädie herausgab. Zu derselben Zeit schrieb Appius Claudius Cäcus seine Sittensprüche in denen er die Würde der Beredsamkeit aufrecht zu erhalten suchte und verlangte, daß der Redner stets eine angemessene Sprache führe, in den gehörigen Schranken des Anstandes bleibe und den Mangel an Stoff nicht durch ungehörige Äußerungen und Schmähungen zu verdecken suche.

c. Die Erziehung in der Periode von den punischen Kriegen bis zum Sturze der Republik, im Mannesalter der Römer.

α. Die Praxis der Erziehung.

Rom war im Innern groß geworden; es wollte und mußte nun seine Größe nach Außen bewähren. In großartiger und unermüdlicher Thätigkeit vollbringt es darum seine Mission in der Negation der Volkstümlichkeiten. Makedonien wird besiegt; Antiochus, der König von Syrien wird bei Magnesia geschlagen und gezwungen, den Römern Kleinasien bis an den Taurus abzutreten; Karthago

wird in Asche gelegt; Korinth wird zerstört und Griechenland wird römische Provinz. Rom, ist auf dem Gipfel der Eroberung, der Beute, des Ruhmes angekommen, und keine auswärtige Macht steht ihm mehr gegenüber. Damit aber ist ihm die Spannkraft und Anspannung genommen, die das Einzelleben der römischen Bürger immer wieder im Allgemeinen untergehen ließ. Nachdem der Kampf nach Außen verstummt war, machte sich deshalb die egoistische Persönlichkeit in sich selbst frei, und der Kampf im Innern, der Kampf der partikularen Interessen gegen die patriotische Gesinnung begann; auf die römischen Perserkriege folgte unmittelbar der römische peloponnesische Krieg. Und wie sich hinfort das römische Prinzip nach Außen hin immer mehr nur als die reine Selbstsucht des Willens gegen Andere darstellte, so begann die Selbstsucht auch im Innern ihren Rachen weit aufzusperren. Zwar ist der Grundsatz des römischen Staates, trotz aller inneren Leidenschaften und Kämpfe dem Feinde gegenüber sich um Rom, den Mittelpunkt der Welt, zu schaaren und mit Stolz und Aufopferung zu kämpfen und zu siegen, — noch nicht ganz vergessen, und mit diesem Geiste erscheinen auch im Innern Roms noch kolossale Individualitäten, welche die Heldenzeit wieder heraufbeschwören möchten. Doch sie treten bereits mit ihren Römergedanken gegen den von Rom sich losgesagten, aber Rom beherrschenden Geist auf und werden mit ihrem Thun Verbrecher, indeß ein anderer Teil von genialen Naturen nicht mehr im Staate aufgeht, sondern die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund stellt, aber zugleich auf dem Forum und in den verschiedenen Provinzen seine Kenntnisse so erweitert, seinen Blick so schärft, überhaupt seinen Geist so sehr entwickelt, daß er in Bezug auf Geistesgröße der besten Zeit würdig gewesen wäre. Umsonst jedoch — dem Zeitalter der That folgt auch in Rom das Zeitalter der Reflexion, das für den Römer um so gefährlicher wird und ihn um so weiter von seinem Wesen entfernt, als er kein Zentrum im Denken hat, sondern das Zentrum des Einzelnen allein im Staatsganzen liegt. Und doch kann keine Gottheit auf diesem Wege Halt gebieten. Vergebens wollen die edlen Gracchen Italien, anstatt mit Sklaven, mit Bürgern bevölkern; die römische Verfassung konnte nicht mehr durch die Verfassung gerettet werden, denn Mithradates, Sertorius, die Sklaven, die Seeräuber — Alles tritt gegen Rom auf; aber über Alles trägt die römische Militärmacht noch den Sieg davon, jedoch nur um mit Notwendigkeit dem Despotismus, dem Willen eines Einzigen, anheimzufallen.

Diese äußere Entwicklung des römischen Staates war notwendige Folge von der inneren Entwicklung des römischen Geistes. Die alte italische Eigenartigkeit, nach der es der Ruhm des Römers war, traurig und schwer gelebt zu haben, und nach der der Einzelne nichts als ein Glied des Staates sein wollte, dadurch aber auch der Ruhm und die Macht des Vaterlandes von jedem einzelnen Bürger als persönlicher Besitz empfunden ward, ging um so mehr verloren, je mehr das römische Reich nach Westen und nach Osten übergriff. An seine Stelle setzte sich eine hellenisirende Civilisation, die bis zu den Gracchen noch mit dem römischen Altertum kämpfte, von da ab aber den Römer ohne Streit in Besitz nahm.

Aus den eroberten Städten führten die Römer die Werke griechischer Kunst und Literatur in ihr Vaterland und erzeugten damit in dem edleren Teile der Nation Geschmack für Bildung und Geisteskultur. Zwar konnten sie die griechischen Kunstdenkmäler lange nur, gleich ihrem Mummius, nach dem Materialwert, wie altes Eisen, abschätzen. Auch suchten die Römer von altem Schrot und Korn — Fabius Maximus, M. Porcius Cato — mit allen möglichen Mitteln das Griechentum und seine Kunst und Wissenschaft von Rom fern zu halten. Eine mächtige Partei aber — die Scipionen, Ämilier und die Flaminine — wandte sich der neuen Bildung zu und begünstigte griechische Weisheit, Poesie und Kunst mit solchem Erfolge, daß Cato vergebens die griechischen Philosophen aus der Stadt vertrieb, daß er umsonst die Rednerschulen schließen und die Scipionen, die Gönner des Ennius, des Geschichtsschreibers Polybios und des stoischen Philosophen Panaitios, als Sittenverderber bestrafte. Keine Repressivmaßregeln konnten dem Siege des Neuen entgegentreten, und Cato selbst, der im hohen Alter noch griechische Sprache und Literatur studierte, bewies, daß das Alte dem Neuen mit Notwendigkeit unterliegen muß. Da jedoch der Sinn der Römer im Praktischen, im Kriegswesen und im Staatsleben, sein Element hatte, so ward er in seiner Poesie nicht schöpferisch, und vermochte dem beginnenden Verderben der Wirklichkeit gegenüber keine genialen Werke der Kunst und Wissenschaft hervorzubringen. Seine ältesten Schriftsteller, Livius Andronicus, Nävius und Ennius waren campanische oder tarentinische Griechen, und sein Plautus und Terentius konnten ihre Stücke nur nach dem Muster der neueren griechischen Komödie bilden. In das Volk aber drangen auch diese Darstellungen nicht einmal; es ergötzte sich an den mimischen Spielen (Atellanen), die durch

Possen seine Lachlust reizten, sowie an den Gladiatoren- und Tierkämpfen, bei denen es nicht auf Kunstsinn, sondern auf die Menge und Seltenheit des zur Vorstellung Gebrachten ankam.

Wie aus Griechenland die geistigen Schätze nach Rom eindrangen, so kamen durch die punischen, makedonischen und syrischen Kriege unermeßliche Reichtümer in den auf Einfachheit gegründeten Staat und waren nicht weniger einflußreich auf die Umgestaltung des Lebens und der Sitten. Die mit der Leitung des Krieges und der Staatsangelegenheiten betrauten Optimaten gelangten dadurch zu so fabelhaftem Reichtume, daß an die Stelle ihrer bisherigen kleinen Wohnhäuser stattliche Paläste traten, daß sie weitausgedehnte Ländereien mit prächtigen Villen erwarben, daß es nicht wenige Familien gab, die 10000 Sklaven hatten, daß die Güter des Crassus, sowie die des Lentulus 30 Millionen Mark wert waren, daß Pompejus jedem Soldaten seines an 100000 Mann starken Heeres, das er gegen die Parther führte, über 300 Mark versprechen konnte, daß Cicero mit seinen 3 Millionen Mark bei den Senatoren als ein unbemittelter Mann galt, daß Cäsar erklären mußte, er brauche 45 Millionen Mark, um nichts zu haben. — Von den Vornehmen ging die Entartung auf's Volk über, das durch Fremde und Freigelassene zu einer ungeheuren Zahl angewachsen und durch die Vermögensaristokratie zu einem besitzlosen Haufen herabgedrückt (— selbst M. Brutus, der begeisterte Freund der Freiheit, verlieh sein Geld zu 48 Prozent! —), im Solde des Reichtums stand und seine Stimme wie seine Fäuste für Geld feilbot. Mit dem freien Bürger zugleich trat auch der Ackerbau zurück; der Krieg ward das Handwerk, das Lager das Vaterland, der Feldherr der Gebieter der Krieger, der durch Schmeicheleien und Spenden, durch Hoffnung auf Beute und Grundbesitz den Willen derselben lenkte und in Rom, wo sie Bürger waren, durch sie seinen Willen eben so durchsetzte, wie er im Lager den unbeschränkten Herrn spielte.

Das Volk entartete. In den vornehmen Kreisen verband sich mit der schrankenlosesten Sinnlichkeit die höchste geistige Feinheit und mit vornehmem Egoismus die Verachtung alles menschlichen Treibens. Und die Religion vermochte solchem Leben nicht Halt zu gebieten. Die Vertreter der Religion arbeiteten selbst am Untergange derselben. Die orthodoxe Theologie war bereits, wie Mommsen bemerkt, geschäftig, die ihr eigene beschwerliche Weitläufigkeit und feierliche Gedankenlosigkeit in den alten schlichten Landesglauben hinein und dessen Geist damit auszutreiben. Ein einzelnes Opfer mußte wegen

wieder und wieder begangener Vergehen bis dreißigmal hinter einander dargebracht werden, und waren in den Spielen von der Musik unrichtig Pausen gemacht, so mußte von vorn angefangen werden. In dieser Übertreibung der Gewissenhaftigkeit liegt an sich schon ihre Erstarrung; und die Reaction dagegen, Gleichgültigkeit und Unglaube, ließen nicht lange auf sich warten. Dazu kam, daß durch die Aufnahme der griechischen Mythologie und durch die Verschmelzung der griechischen Gottheiten mit den römischen die Begriffe derselben eine große Vieldeutigkeit erhielten, und die nationalen religiösen Vorstellungen im Bewußtsein der Gebildeten verblaßten. Besonders aber zersetzte die griechische Philosophie den römischen Glauben: schon Ennius übersetzte das Werk des Messeniers Euemeros, worin alle Götter für Menschen, die sich durch Weisheit, Macht und Tapferkeit die Anbetung der Nachwelt erwarben, erklärt und ihre Gräber beschrieben wurden. Durch alles das verlor das Priestertum seinen kirchlichen Charakter und der Kultus sein Ansehen. Von den Auspicien war in Ciceros Zeiten nur noch ein Scheinbild übrig, und die Lehre derselben war selbst den Auguren unbekannt geworden. In der letzten Zeit der Republik blieben mehrere hohe Priesterämter kürzere oder längere Zeit aus Mangel an Bewerbern unbesetzt. Tempel, Kapellen, heiliges Land und heilige Haine lagen wüst; die Tempel standen leer, die Götterbilder waren mit Rauch geschwärzt, die Wände mit Spinnengeweben überzogen, der Boden mit Gras bewachsen. Die Vornehmen verfielen in Skeptizismus und in allerlei abergläubische Gebräuche, in Wahrsagerei und Zauberei, glaubten jedoch die Religion mit ihren Kunststücken als ein notwendiges Stück zur Erhaltung der Staatsmaschinerie im Ansehen erhalten zu müssen. Schon ein Glied des scipionischen Kreises spricht es unverhohlen aus, daß das wunderliche römische Religionsceremoniell einzig der Menge wegen erfunden sei, die, weil die Vernunft nichts über sie vermöge, mit Zeichen und Wundern beherrscht werden müsse. In der folgenden Generation trug dann der Pontifex Maximus Quintus Scävola unbedenklich die Sätze vor, daß es eine verstandesmäßige philosophische und eine nicht verstandesmäßige traditionelle Religion gebe, jene aber sich deshalb nicht zur Staatsreligion eigne, weil sie Vieles enthalte, was dem Volke zu wissen unnütz oder sogar schädlich sei. Endlich erklärte man die Landesreligion offen als eine politische Institution: „die Hochkirche mit ihrem scheinheiligen Priester- und Levitentum ohne gläubige Gemeinde war fertig.“

Mit der Religion ging die Sittlichkeit zu Grunde, und mit den Reichtümern und der Literatur erbten die Sieger die Lüste und die Laster der unterjochten Völker. Wie Cicero und Cato in den letzten Zeiten der Republik die einzigen Männer waren, welche im Senate von Tugend und Vaterlandsliebe sprechen konnten, ohne ausgelacht oder für Heuchler gehalten zu werden: so wurden auch die Familien immer seltener, in denen Männer wie Frauen die Tugenden und die Reinheit alter Sitte bewahrten. Umsonst war vom Volkstribunen Oppius ein Gesetzgegen den Luxus, namentlich gegen die übertriebene Pracht der Frauen erlassen; nach dem zweiten punischen Kriege erregten die Frauen einen förmlichen Aufstand zur Aufhebung dieses Gesetzes, und sie erreichten, trotz Catos Gegenanstrengungen, ihren Zweck. Die lex Orchia (vom Jahre 181 nach Christo) und Fannia (vom Jahre 161 nach Christo) durch welche den immer mächtiger herandringenden Springfluten der Verschwendung und des Sinnengenusses ein Damm gesetzt werden sollte, indem ersteres die Zahl der Gäste bei festlichen Mahlen, letzteres den Aufwand bei denselben zu dämpfen beabsichtigte, wurden promulgiert, aber weder beachtet noch gehandhabt. Zu Luculls Zeiten mußten zu einem köstlichen Mahle die Pfauen aus Samos, die Hühner aus Phrygien, die Kraniche aus Melos, die Böckchen aus Ätolien, die Thunfische aus Chalkedon, die Muränen aus Tartessos, die Austern aus Tarent, die Muscheln aus Chios, die Datteln aus Ägypten 2c. kommen. Vorzüglich traten die Frauen aus ihrer Einfachheit heraus. Mehr durch äußere Liebenswürdigkeit als durch die Vorzüge des Herzens suchten sie die Männer zu gewinnen, und schon Plautus mußte klagen, daß der Putztisch der römischen Damen zum Unglück der Männer eingerichtet sei. Fünfzehn verschiedene Moden wechselten in einem Jahre, und dreißig Arbeiter wurden bei Verfertigung von den Kleidungsstücken einer Dame beschäftigt. Zu Sullas Zeiten verstanden die römischen Frauen schon alle Künste der Koketterie: sie kannten die griechische und römische Literatur, machten Verse, wußten zur Zither zu singen und in der Gesellschaft bald einen scherzenden, bald einen empfindsamen, bald einen bescheidenen, bald einen mutwilligen Ton anzustimmen. Überdies wetteiferten sich mit den Männern in Unzucht und Sittenlosigkeit. Nicht nur die Männer und unter ihnen Crassus, Pompejus, Cäsar, Antonius, waren freche Verführer der Frauen; auch die Frauen waren schamlose Verführerinnen von Jünglingen und schwelgten in den Armen derer,

die bei griechischen Buhldirnen die Kunst der Buhlerei gelernt hatten.

*Dieser sittliche Verfall äußerte auch auf die **Erziehung** seinen nachteiligen Einfluß. Allmählich lockerten sich die Familienbande die den Mann mit der Frau, die Kinder mit den Eltern verknüpften. Darunter litt die Erziehung der Kinder in der heiligsten Stätte, in der Familie. Allerdings haben wir gerade aus dieser Periode Nachrichten über leuchtende Beispiel mütterlicher Liebe und Sorgfalt. Das bekannteste bietet Cornelia, die Mutter der Gracchen, aus dem berühmten Geschlecht der Scipionen.* Nach dem Tode ihres Mannes wies sie alle Anträge der vornehmen Römer, selbst den des Königs Ptolemaios aus Ägypten, um ihre Hand zurück und widmete sich mit aufopferndster Mutterliebe und Weisheit der Erziehung ihrer zwölf Kinder. Als einst eine Freundin stolz und eitel derselben ihren Schmuck zeigte, und dann bei einem Gegenbesuche bat, auch ihre Juwelen sehen zu lassen, rief sie ihre aus der Schule zurückgekehrten Kinder und sprach: „Siehe hier meine Edelsteine und Kleinodien.“ Dem Einflusse Cornelias schreibt auch Cicero die Berühmtheit zu, welche ihre Söhne als Redner erlangten. Ebenso werden die Mutter Cäsars, Aurelia und die Augusts, Attia, gefeiert,* insofern sie durch ihre Erziehung die Grundlage für die Größe ihrer Söhne geschaffen hatten und noch in späteren Jahren deren Liebe und Verehrung genossen. Es ist auch auf diese Zeit zu beziehen, was Valerius Maximus, ein Zeitgenosse des Augustus, von früheren Zeiten über die Eintracht in der Ehe schreibt: „So oft zwischen dem Manne und dem Weibe ein Streit entstanden war, begaben sich beide in die Capelle der Göttin Viriplaca (ein Attribut der Venus), die auf dem Palatine ist, und nachdem sie sich hier gegenseitig ausgesprochen hatten, legte sich ihre Aufregung, und versöhnt kehrten sie nach Hause zurück.“ Nach einer anderen Stelle bestanden in älterer Zeit besondere Gastmahle, Charistia benannt, denen nur die nächsten Verwandten anwohnten, damit, wenn irgend ein Zwiespalt in der Familie entstanden war, dieser bei dem Tische, wo die Heiterkeit die Menschen versöhnlich stimmt, beigelegt werde. Unzweifelhaft nahm aber mit dem Umsichgreifen der freien Ehe auch die Leichtigkeit und damit die Zahl der Ehescheidungen zu. So hatten Sulla fünf, Cäsar vier, Pompeius fünf, Antonius außer Cleopatra vier Frauen. Das hing zusammen mit der größern Selbstständigkeit, welche die Frauen in dieser Zeit erlangten. Sie erschienen bei den Gerichtsverhandlungen, besuchten das Theater,

waren auf dem Forum und an andern öffentlichen Orten zu sehen. Sie hatten besondere Feste wie die Carmentalia, Matronalia, das Fest der Bona Dea, die sie abgeschlossen von der Männerwelt begingen. Sie beteiligten sich auch an den wissenschaftlichen Arbeiten und selbst an der Politik der Männer. So erwähnt Seneca von Terentia, der Gattin des Cicero, daß sie eine vortreffliche Frau war und durch Weisheit glänzte, die sie ihrem Manne verdankte. Plutarch weiß von Cornelia, der Tochter des Metellus Scipio, die später den Pompeius heiratete, zu melden, daß sie die Lyra spielte, in der Geometrie bewandert war und mit Nutzen die Vorträge der Philosophen anzuhören pflegte, und Cicero berichtet, daß an den politischen Verhandlungen, die er mit Brutus hatte, Servilia, die Mutter des Brutus, Tertulla, die Gattin des Cassius, und Porcia, die Gattin des Brutus, sich beteiligten, dieselbe Porcia, welche den Sturz der Republik nicht überleben wollte und sich selbst den Tod gab.*

*Die Lockerung des Ehebandes deutet darauf hin, daß der Familiensegen nicht als der geheiligte Zweck der Ehe gewürdigt wurde. Deshalb gibt es im allgemeinen nicht viel Kinder in den römischen Familien dieser Zeit. — Bei dem großen Reichtum, der in vielen Geschlechtern vorhanden war, wurden dieselben von der zartesten Kindheit an mit allem Luxus umgeben. Die Kinderfeste, vor allen der Geburtstag, wurden durch reiche Geschenke und Glückwünsche[1]) nicht bloß im Kindes-, sondern auch im späten Mannesalter gefeiert, eine Sitte, die auch in der alexandrinischen Zeit verbreitet war und vielleicht aus dem Osten herüber kam. Von dort fand in Rom auch der Brauch Eingang, dem Kinde nach seiner Geburt die Zukunft aus den Sternen zu deuten. Man zog einen Astrologen oder Mathematikus herbei, der dem Kinde das Horoskop stellte, das heißt dasjenige Sternbild im Tierkreise fand, das bei Geburt des Kindes aufging, und auch ausrechnete, welche Planeten und an welcher Stelle sie zu dieser Zeit am Himmel standen. Davon hing das Glück oder Unglück ab, das dem Kinde bevorstand, so z. B. verkündeten die Planeten Venus und Jupiter beständiges Glück, Mars

---

[1])* Ein Beispiel eines einfachen Glückwunsches ist in des jüngern Plinius Briefe an Trajanus enthalten. Er lautet: „Ich wünsche, o Herr, daß du diesen und andere möglichst viele Geburtstage im vollsten Glücke begehest, daß der Ruhm deiner Vortrefflichkeit im ewigen Lobe glänze, daß du, vor jedem Schaden bewahrt, in voller Kraft Thaten auf Thaten häufest, um durch sie deine Macht und deinen Ruhm zu mehren!"*

und Merkur aber Unglück. Ein Zeitgenosse Ciceros, Nigidius Figulus, bearbeitete zuerst die Astrologie in wissenschaftlicher Form. Als aber diese Stern- und Zeichendeuter in Rom überhand nahmen und das leichtgläubige Volk ausbeuteten, wohl auch mancherlei Unzukömmlichkeiten herbeiführten, wurde von Staatswegen gegen sie eingeschritten. So verwies sie Agrippa im Jahre 33 alle aus Rom, doch kehrten sie bald wieder zurück. Zwar wurden sie unter Tiberius und Vitellius wieder verwiesen, aber das Übel war nicht auszurotten. Ja zur Zeit des Alexander Severus wurde die Sterndeuterei als Wissenschaft förmlich anerkannt und in Rom öffentlich vorgetragen.*

Je mehr die Frauen nach Außen hin wirkten, desto mehr vernachlässigten sie ihr Hauswesen und die Pflege ihrer Kinder. Es wurde allgemein üblich, daß reiche Mütter nicht selbst ihre Kinder säugten, sondern hiefür Ammen mieteten. Als rühmliche Ausnahme kann es verzeichnet werden, daß der alte Cato sich freute, wenn er seine Gattin ihr eigenes Kind säugen, versehen und wickeln sah. Dann und wann fiel es ihr auch ein, Sklavenkinder an ihre Brust zu legen, in der Hoffnung, ihnen dabei eine größere Zuneigung zu ihrem Sohne einzuflößen. Auch die Führung des Hauswesens ward Haushofmeistern übertragen, die Küche von teuer erkauften Köchen besorgt und die Erziehung der Kinder griechischen Sklaven übergeben. Das großartige Beispiel von Tugend, das in der alten Zeit den Kindern von den Eltern im Hause gegeben ward, war nur mehr selten zu finden. *Horazens Vater zeigt, daß alte Römersitte auch in späterer Zeit nicht ganz ausgestorben war. Von ihm rühmt sein Sohn in der 6. Satire des 1. Buches.

Bin ich rein und schuldlos,
(Daß ich erhebe mich selbst!) bin theuer ich endlich den Freunden,
Danke dem Vater ich dies, der arm auf magerem Gütlein,
Nicht in des Flavius' Schul' hinsenden mich wollte. —
Sondern er führete kühn sein Kind gen Roma, zu lernen
Künste, wie lernen sie läßt jedweder Senator und Ritter
Sein nachwachsend Geschlecht. — —
Er ging selber zugleich als unzubestechendster Wächter
Immer von Lehrer zu Lehrer mit mir. Was Worte, worin sich
Zeiget des Sittlichen frühester Ruhm, er wehrte mich schamhaft
Gegen die That nicht blos, auch gegen die Schelte der Unehr.*

Auch die frühere Gewohnheit, daß der Knabe mit Kindern anderer bürgerlicher Familien, die nachher seine Waffengenossen und Freunde

wurden, seine Spiele ausführte, kam allmählig ab*[1]) Der junge Römer wuchs häufig mit dem verächtlichen Hausgesinde roher und entarteter Sklaven auf, die seinen Lüsten dienten und das Spielzeug seiner Laune waren. Der Knabe verlebte zwar seine erste Bildungsperiode auch jetzt noch in der Umgebung der Mutter, unter Aufsicht der Nutrix oder eines Hausverwandten. Von Sulla ab erscheinen jedoch, obschon der Name noch nicht im Gebrauch war, in den Häusern der Gebildeten Pädagogen.

Der Pädagoge (custos, comes, paedagogus) stand im Gegensatze zu dem griechischen Pädagogen bei den Römern in großem Ansehen, war der moralische Hüter des Kindes und als solcher der stete Begleiter desselben auf dem Wege zur Schule und bei der Rückkehr, sein Aufseher im Theater, auch noch an der Seite des Jünglings auf Kriegszügen und Reisen, überall mit disziplinarischer Vollmacht ausgerüstet und dann durch Freilassung geehrt. Oft waren mehrere Knaben einem Pädagogen anvertraut; in vornehmen Familien scheint jedes Kind einen besonderen Pädagogen gehabt zu haben. Später wurde bei den reichen Römern aus dem Pädagogen ein ganzes Gefolge von Begleitern, da zu den kleinsten Geschäften des Knaben besondere Sklaven gehalten wurden, z. B. ein besonderer Sklave, der dem Kinde die Bücher zur Schule tragen mußte. Der Vornehmste in diesem Gefolge, comes, der das Ansehen eines Erziehers hatte, machte mit seinen Genossen zugleich den Vorleser der Frauen bei Tische, mußte aber auch die Hunde warten 2c. Er war meist ein Sklave, und besonders liebte man dazu griechische und syrische Sklaven zu nehmen, welche von den Athenern auf dem Markte zu Delos von cilicischen Corsaren gekauft, im Griechischen unterrichtet und nach Rom verkauft wurden.

Der Unterricht entwickelte sich in dieser Zeitperiode — parallel mit dem ganzen Leben des Römers. In der Zeit der Heldenperiode und der männlichen Thatkraft Roms wurde der Knabe — wie im römischen Jünglingsalter — in den Elementen, welche zum politischen Leben vorbereiten, geübt. Die Laufbahnen aber, auf

---

[1]) *Daß diese Gewohnheit nicht ganz verschwand, beweist der Umstand, daß sie in der Kaiserzeit noch bei Hofe besteht. Augustus ließ eine Anzahl fremder Königskinder gemeinschaftlich mit seinen Enkeln erziehen und unterrichten und soll sogar den berühmten Philosophen Verrius Flaccus mit seiner ganzen Schule in den Palast aufgenommen haben. Nach Suetonius soll Kaiser Claudius angeordnet haben, daß bei jeder Mahlzeit seine Kinder mit edlen Knaben und Mädchen zu den Füßen der Erwachsenen sitzend essen sollten.

welchen sich eine höhere politische Stellung erreichen ließ, waren die kriegerische und rednerische. Seitdem die Eroberungen der Römer ausgedehnter wurden, und ihre Gegner nicht mehr rohe Stämme, sondern kriegskundige Völker waren, mußte natürlich auch die römische Kraft und Gesittung gebildet, — es mußte eine militärische Bildung erworben werden. Neben dem Schlachtfelde aber war es das Forum, auf dem in Rechtsstreitigkeiten und in politischen Kämpfen die Beredsamkeit, deren Charakter praktische Schärfe und Verständigkeit, sowie ernste Würde in Form, Vortrag und Haltung war, zu den höchsten Ehrenstellen des Staates führte. — Die Kinder des Volkes blieben größtenteils ohne spezielle Bildung: ihre häusliche Erziehung war nur gering, und ihre öffentliche war eine religiöse, deren vornehmlichster Bestandteil das Erlernen einiger Lieder für die ländlichen Feste war; — sie wurden zu „hand- und kernfesten Landbauern“ gebildet.

Mit der Revolution, die der griechische Geist in Rom hervorrief, ward auch das Erziehungswesen umgestaltet. An die Stelle des Unterrichts, der eine bloß äußerliche Abrichtung bezweckt hatte, trat jetzt der Unterricht, der auf wirkliche Geistesbildung zielte. Griechische Sprache und griechische Literatur wurden wesentliche Unterrichtszweige. Anfänglich nur zum Verständnis der Orakel und der von Griechenland eingeführten Culte von den Priestern getrieben, gewann die griechische Sprache durch Livius Andronicus, (um 240 v. Chr.) der mit seinen Schülern die griechischen Dichter las und die Odyssee in's Lateinische übersetzte, sowie durch Ennius (169 v. Chr.) seit dem zweiten punischen Kriege Bürgerrecht in Rom, bis sie durch Krates von Mallos, (145 v. Chr.) den Gesandten des Königs Attalus, welcher in Rom das Bein brach und während seiner Genesung Vorlesungen über die Grammatik in griechischer Sprache (— er führte damit zugleich das Studium der Grammatik in Rom ein —) hielt, so sehr verbreitet ward, daß, als 10 Jahre später die griechischen Philosophen Karneades, Diogenes und Kritolaos, der römischen Sprache nicht mächtig, als Abgesandte nach Rom kamen, eine große Zahl römischer Jünglinge ihren Vorträgen beiwohnen konnte, und daß man zur Zeit des Sulla den rhodischen Gesandten Molon, welcher der lateinischen Sprache unkundig war, im Senate ohne Dolmetscher anzuhören vermochte. Im Hause und im Leben lernte man griechisch, und aus diesem empirischen Sprachunterrichte entwickelte sich allmählich ein Literaturunterricht, der in die den Geist der

Zeit beherrschende griechische Literatur einzudringen strebte. — Zugleich ward durch den Einfluß der griechischen Vorbilder und der griechischen Philosophie die natürliche Beredsamkeit zu einer Kunst, die gelehrt und gelernt wurde, und die in ihren Erzeugnissen Einheit des Planes, Gewandtheit der Erfindung, genaue Einteilung, Schärfe der Beweise und eine für die verschiedenen Zwecke geeignete Ausschmückung erstrebte. Cornelius Cethegus *(196 v. Chr.)*, der Zeitgenosse des Ennius, *soll* zuerst die künstliche Beredsamkeit eingeführt haben. — Aber auch die Muttersprache ward nach und nach in der höheren Gesellschaft Roms veredelt und dem veränderten Culturzustande entsprechend ausgebildet und gelehrt; die Unterrichtsmethode in diesem lateinischen Unterricht ward von dem griechischen Sprach- und Literaturunterrichte entlehnt. — Diese allgemeine geistige Regung in den oberen Schichten der Gesellschaft blieb auf die niederen Regionen nicht ohne Einfluß. Auch in den geringen Volksschulen und von den Sclaven wurde viel gelesen, geschrieben und gerechnet. Bei dem Wirtschaftersklaven setzt Cato nach Magos Vorgange die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben voraus.

Diese Veränderungen gingen während der karthagischen Kriege vor. Was aber in dieser Zeit mehr noch in den Gemütern vorbereitet und im Kampf mit dem alten Römergeiste nach Sieg gerungen hatte, das vollzog sich von jetzt ab bis gegen Ende der Republik auch äußerlich und ward im Friedensschluß als vollberechtigt anerkannt. Der Grundgedanke des römischen Wesens, die bürgerliche Gleichheit, war auch in der Erziehung bereits im Zeitalter Catos in Schwanken geraten, und es formulierte sich neben dem einfachen Volksunterrichte eine besondere Bildung, eine exclusive Humanitas, die nur die sich zu Staatsämtern vorbereitenden Söhne der Vornehmen erlangten. Sie studierten die griechische Sprache, erwarben sich römische Rechtskenntnis und eigneten sich rednerische Bildung an; ohne solches Wissen konnte man in Rom nichts mehr werden und keinen Anteil an der Leitung des Staates erlangen. Griechenland, das theoretische Volk, konnte nur theoretisch wahrhaft überwunden werden, und Rom, die Besiegerin des Landes machte sich dran, auch den Geist Griechenlands zu besiegen, indem es die griechische Bildung verarbeitete, beherrschte, ihr die Form der Verständlichkeit gab, den gegebenen Inhalt ordnete, zerlegte, übersichtlich darstellte und aus ihm die Consequenzen zog. „Lucius Aemilius Paulus, derselbe Mann, der politisch die hellenische Nation überwand, war auch zugleich einer der Ersten, der die

hellenische Civilisation vollständig anerkannte als das, was sie seitdem unwidersprochen geblieben ist, die Civilisation der antiken Welt." Ohne die nationale Erziehung zu vernachlässigen, ließ er seine Kinder nach griechischer Art, in griechischer Literatur, Mythologie zc., Rhetorik und Philosophie erziehen; griechische Maler und Bildner befanden sich in seinem Gefolge und vollendeten die musische Bildung der Kinder. Und diese Erziehung im Hause des Aemilius Paulus war die Erziehung in der höheren römischen Gesellschaft. Griechische Lehrer strömten jetzt schaarenweise als Lehrer der Sprache, Literatur und Bildung nach Rom, und griechische Hofmeister und Lehrer der Philosophie wurden stehend in den römischen Palästen; „man raffinierte darauf, und es findet sich, daß für einen griechischen Literatursklaven ersten Ranges 200000 Sesterzen (34000 Mark) gezahlt worden sind." Schon um 161 v. Chr. besteht in Rom eine Anzahl besonderer Lehranstalten für griechische Deklamationsübungen, und der Unterricht in der griechischen Wissenschaft war fortan ein wesentlicher Teil der römischen Bildung. Alle bedeutenden Männer beschäftigten sich mit griechischer Literatur und Bildung; die Vornehmen hatten nur griechische Sklaven, griechische Sekretäre, griechische Gelehrte in ihren Häusern, und unter den jungen Leuten ward es Ton, besser griechisch als römisch zu sprechen. Tiberius Gracchus zog einen berühmten griechischen Philosophen in sein Haus. Der jüngere Scipio war der Freund der griechischen Gelehrten. Lucius Crassus sprach das Griechische fast geläufiger, als seine Muttersprache. Atticus beschrieb das Konsulat Ciceros in so feinem Griechisch, daß man glauben konnte, er sei in Athen geboren. Cicero ging nicht nur nach Athen, sondern war auch der fleißigste Zuhörer der griechischen Philosophen und Grammatiker die zu seiner Zeit nach Rom kamen. — Mit dem griechischen entwickelte sich der höhere lateinische Unterricht parallel. Schon Andronicus und Ennius hatten neben der griechischen Sprache auch Unterricht im Lateinischen erteilt. Je mehr sich nun die römische Literatur entwickelte, um so mehr trat auch die römische Sprache und Wissenschaft in den Kreis der höheren Bildungsmittel. Es wurden Nävius' punischer Krieg, Ennius' Annalen, später Lucilius' Gedichte zuerst einem auserlesenen Kreise, dann öffentlich an bestimmten Tagen vorgelesen, und dadurch wurde die Jugend in das Verständnis der klassischen lateinischen Literatur eingeführt. Auch wurde die lateinische Sprache jetzt wissenschaftlich behandelt; Varro gab eine schriftliche Anweisung über die lateinische Sprache. und Julius Cäsar schrieb eine lateinische

Grammatik. Um dieselbe Zeit, — 100 v. Chr. — wo durch L. Aelius Präconinus*Stilo* aus Lanuvium vor einem Kreise junger Männer — darunter Varro und Cicero — Plautus gelesen und Entwürfe zu Reden verfaßt wurden, begann dann auch der schulmäßige höhere lateinische Unterricht von bezahlten Lehrmeistern in besonderen Anstalten, und dieser Unterricht schied sich bald, gleich dem griechischen, in zwei Kurse: zuerst wurde die lateinische Literatur wissenschaftlich vorgetragen; dann kunstmäßige Anleitung zu Lob-, Staats- und Gerichtsreden gegeben. Die erste römische Literaturschule eröffnete um 100 v. Chr. M. Sävius Nikanor; die erste besondere Schule für lateinische Rhetorik um 90 v. Chr. L. Plotius Gallus. — Mit den Rhetorenschulen hatte Rom sein höchstes und ihm entsprechendes Bildungsmittel erreicht. Die theoretische Durchbildung und elegante Form, die der Römer nach Aneignung der griechischen Literatur erstrebte, war ihm immer nur Mittel, nicht Zweck. Alles Kennen und Können gewann ihm nur durch die Verwendung zu praktischen, vorzüglich politischen Zwecken Wert, und das Ziel alles Unterrichts bestand in Beherrschung der Sprache zu diesem Zwecke. Darum studierten die jungen Römer die griechische Philosophie nicht, um Philosophen zu werden, sondern nur um in ihr ein Mittel zur Beredsamkeit zu gewinnen. Als ein solches Mittel betrachteten sie auch die Lektüre und Ausübung der Poesie. Fast alle großen Redner haben in ihrer Jugend Verse gemacht und empfehlen das Versemachen zur Erlangung von Eleganz im Ausdruck. Sich die zur Beredsamkeit notwendige Copia sententiarum anzueignen, das war dem Römer das hauptsächlichste Ziel des Unterrichts. Dahin zielte auch neben dem Unterrichte in der Rhetorenschule, neben dem Unterrichte überhaupt, der Privatfleiß des Römers. Um sich zum Redner auszubilden, übersetzten die jungen Römer — Cicero, Brutus Messalla — frei nach griechischen Originalen; machten sie Auszüge aus griechischen Rednern; deklamierten sie über Thesen griechisch; verkehrten sie mit denkenden Schauspielern; benutzten sie das Theater und horchten hier nicht bloß auf die Weisheitssprüche, sondern auf die Kunst der Recitation, sogar bis auf die leisesten Verstöße gegen Versmaß und Silbenwert; gingen sie zum Phonascus in die Lehre, der, wenn auch nicht so fein wie bei den Griechen, die Stimme systematisch durch einen Verein diätetischer Zucht und musikalischer Kunstübungen bildete.

Je mehr die Entwicklung dem Ende der Republik nahte, um so mehr breitete sich die griechisch-römische Bildung aus. Selbst die gymnastischen Übungen schritten vom Ballspiel, vom Laufen und Fechten zu kunstgemäßen Wettkämpfen fort, und neben den Badezimmern durfte in den vornehmen römischen Landhäusern die Palästra nicht fehlen. Doch ward die Gymnastik nie, wie bei den Griechen, Zweck in und an sich selbst. Nach Plutarch verachteten die Römer, sich wie die Griechen zu salben und glaubten, daß diese, durch nichts mehr verweichlicht und in Sklaverei gestürzt seien, als durch die Gymnasien und Ringschulen, diese Pflegestätten des Müßiggangs, der schlechten Anwendung der Zeit, der Knabenliebe und körperlichen Erschlaffung. Die römische Gymnastik war auch jetzt nur Vorbereitung und Übung zum Kriege, und selbst das sogenannte Trojaspiel *(lusus oder ludus Trojae), welches Jünglinge vor der Annahme der Toga virilis abhielten,* war nichts anderes, als ein Kriegsspiel, *bei welchem nach der Beschreibung Vergils ein in drei Abteilungen geteiltes Reitergeschwader verschiedene Evolutionen ausführte, die den Einzelkampf wie den geschlossenen Angriff, Flucht und friedliches Einvernehmen ausdrückten und reichliche Gelegenheit boten, die Geschicklichkeit der Reiter und die schöne Haltung und Bewegung der Pferde den Zuschauern vor Augen zu führen.* Strategischer Zwecke wegen legte man großen Wert auf die Fertigkeit im Schwimmen, und in ihm waren früh schon Frauen — Clölia — sehr geschickt. Gesang wurde auch jetzt geübt. Aber er wurde fortan mit dem Tanze verbunden, gegen den noch Cicero eiferte, und gegen den schon Scipio Africanus mit Entschiedenheit aufgetreten war. „Man lehrt — klagt er — den Söhnen und Töchtern unserer Vornehmen betrügerische und entehrende Künste: mit Tänzern, Musikern und Sängern gehen sie in die Schulen der Komödianten. Ich konnte es kaum glauben; doch ich sah selbst in einer Tanzschule 500 Knaben und Mädchen und unter diesen einen zwölfjährigen Knaben einen Tanz aufführen, den kaum der verworfenste Sklave ohne Schande darstellen könnte."

Im letzten Jahrhundert der Republik ist die hellenische Jugendbildung vollständig in den Kreis des römischen Unterrichts aufgenommen; die Moral hingegen ist weggefallen; Kriegs-, Rechts- und Ackerbaukunde sind aus den allgemeinen Wissenschaften in die Fachwissenschaft übergegangen; zu dem früher vorhandenen grammatisch-rhetorisch-philosophischen Kursus ist der geometrisch-arithmetisch-astronomisch-musikalische getreten. In der Encyclopädie des Cato sind

als Bestandteile der nicht fachwissenschaftlichen Bildung die Sittenlehre, die Redekunst, die Ackerbau-, Rechts-, Kriegs- und Arzneikunde verzeichnet; in den „Schulwissenschaften" des Varro werden wahrscheinlich als allgemeine Erziehungsmittel Grammatik, *Dialektik, Rhetorik, Geometrie, Arithmetik*, Astrologie, Musik, Medizin und Architektur aufgezählt. Die römischen Schulen waren und blieben zu allen Zeiten, wie in Griechenland, Privatschulen. Auch das schulpflichtige Alter war weder dort noch hier durch ein Gesetz geregelt. Die Meisten hielten dafür, daß vor dem siebenten Jahre nicht mit dem Unterricht begonnen werden dürfe, obgleich Quintilian, von dem wir diese Nachricht haben, bereits früher, wenn auch nur spielend, die Grundlagen des Wissens und Könnens gelegt haben will. Auch über die Zahl der Schüler war nichts gesetzlich festgesetzt. Quintilian meint: „Ein guter Lehrer wird sich nicht mit einem größeren Schwarm belasten, als dem er gewachsen ist." Derselbe Autor erzählt, daß es zu seiner Zeit Schulen mit verschiedenen Klassen gegeben und in derselben allmonatlich ein Certiren stattgefunden habe. Wie das ganze Leben, so begann in Rom die Schule noch früher als in Athen. Martial bezeichnet die Schulmeister als die schlafraubenden Störenfriede der Nacht:

> Was wohl haben mit Dir wir gemein, verruchter Magister,
> Haupt, nicht Knaben allein, sondern auch Mädchen verhaßt?
> Noch nicht störte die Ruh' der behelmten Hähne Gekrähe,
> Und schon donnerst Du los, brüllend und prügelnd im Zorn.

Auch Juvenal sagt, der Grammatiker gehe schon um Mitternacht an das Werk, wo weder der Schmied noch ein Wollspinner beginne, und müsse den Rauch von so viel Lampen ertragen, als Knaben zugegen seien, so daß sein Horaz sich färbe und sein Vergil voll schwarzen Rußes hänge!

Die Schulzucht war streng; der Stock regierte. *Zur Züchtigung diente die Rute (ferula), mit welcher die Knaben auf Rücken und Hände geschlagen wurden, oder die Lederpeitsche (scutica), die wohl nur selten, um äußerst empfindliche Strafen zu vollziehen, mit Riemen und Knoten versehen war und dann Geißel (flagellum) hieß. Zahlreiche Schriftsteller berichten über die Härte der Zucht in der Schule. Plautus (Bacch. III. 3.16 ff) spricht von den Leiden des Knaben und bemerkt: Wenn er aus der Palästra zurückkehrt und sich auf den Sessel neben seinen Lehrer setzt und ein Buch zu lesen beginnt, dann müsse er sich in Acht nehmen; denn wenn er nur eine Silbe verfehle, „dann werde seine Haut so scheckig,

wie der Mantel einer Amme". Und von Cato dem Ältern berichtet Plutarch, daß er selbst seinen Sohn im Lesen und Schreiben unterrichtet habe, um ihn beim grammatischen Unterricht vor dem „Ohrenziehen" zu bewahren.* Der Schulmeisterfeind Martial beklagt sich über seinen prügelsüchtigen Nachbar und spricht von den „traurigen Gerten, den Sceptern der Pädagogen." Orbilius Pupillus, der Vater des „Orbilismus" suchte die barbarische Disziplin, welche er als Soldat kennen gelernt hatte, auf die Schule zu übertragen. Bei seinem Schüler Horaz heißt er dafür „der Prügelreiche" (plagosus). Der heilige Augustin bekennt, daß er wegen seiner Trägheit viele Prügel erhalten habe. Der Stock fand übrigens schon im Altertum seine Gegner. So verdammt ihn Quintilian und weiß einschneidende Gründe für sein Urtheil vorzubringen. Verrius Flaccus, ein Freigelassener, suchte durch Belohnungen, *die in alten und schönen oder seltenen Büchern (liber aliquis antiquus, pulcher aut rarior) bestanden* den Ehrtrieb anzuregen und dadurch den Stock überflüssig zu machen. Deshalb wählte ihn Augustus zum Lehrer seiner Enkel und versetzte seine Schule auf den Palatin.

An den Saturnalien und an den fünf Tagen des zu Ehren Minervas gefeierten Quinquatrienfestes (vom 17. März an) wurde der Unterricht ausgesetzt. *Außerdem gab es noch Hauptferien. Die Schule dauerte nämlich im Ganzen acht Monate im Jahre, so daß durch vier Monate (von den Iden des Juni bis zu den Iden des Octobers), Sommerferien waren. Habsüchtige Lehrer hielten ihre Schüler auch während der Sommerszeit zum Besuche an, um das Schulgeld nicht einzubüßen. Einen solchen Schulmeister forderte Martial auf, die armen Jungen bei der brennenden Julihitze bis zu den Iden des Octobers zu entlassen, indem die Kinder genug gewinnen (lernen), wenn sie gesund bleiben.* — Was die äußere Stellung der Lehrer betrifft, so muß sie im Ganzen eine klägliche gewesen sein. Juvenal berichtet, daß der Lehrer ungefähr so viel bekomme, wie man dem Sieger im Wettkampfe zukommen lasse. Meint er damit den Schauspieler, so müssen es fünf Goldstücke *(aurei, etwas über 100 Mk.)* gewesen sein. Derselbe Schriftsteller beklagt sich auch im Namen der Lehrer über Lässigkeit im Bezahlen; ja, er erzählt sogar, daß oft zur gerichtlichen Klage geschritten werden müsse. Er rät den Lehrern, nicht mit sich handeln zu lassen. Ovid nennt den großen Haufen unter den Lehrern „des Besitzes beraubt." Sueton hat einige Biographien berühmter Grammatiker hinterlassen, denen wir folgende Mitteilungen verdanken:

Pompilius Andronicus war so arm, daß er sein Hauptwerk für 16,000 Sesterzen (2800 Mk.) verkaufen mußte. Valerius Cato, ein gelehrter und tüchtiger Lehrer, mußte sein Landgütchen bei Tusculum den Gläubigern überlassen und lebte zuletzt blutarm und in höchster Noth in einer Bretterhütte. C. Julius Hyginus, Vorsteher einer sehr besuchten Schule und der Palatinischen Bibliothek, lebte in seinem Alter von der Gnade des Geschichtsschreibers Cajus Licinus. Orbilius selbst mußte als Greis von beinahe 100 Jahren mit einem Dachstübchen sich begnügen. Niedergebeugt und innerlich zerschlagen schrieb er ein Buch über die Kränkungen *(*Περιαλγής*, der Vielgequälte, betitelt)*, welche den Lehrern durch die innere Rohheit und Eitelkeit der Ältern bereitet werden, ein Buch, das vielleicht unzählige Auflagen und Verbesserungen erlebt hätte, wenn es nicht verloren gegangen wäre! Eine der höchsten und wichtigsten Thätigkeiten in der Welt, die Bildung des heranwachsenden Geschlechts, ist stets gering geachtet und geschätzt, stets durch Undank belohnt worden, und unserer Zeit, der Zeit der Humanität, ist es vorbehalten, die gebildete Menschheit von dieser Schmach zu befreien. Einzelne Lehrer wußten auch schon im Altertum praktisch zu verfahren. Sie benutzten den starken Zulauf, stellten höhere Preise und wurden sogar reich. Dem Remmius Palämon brachte seine Schule jährlich 400,000 Sesterzen (70,000 Mk.) ein. Er war nebenbei Kleiderfabrikant und Weinbergbesitzer, übrigens einer der elendesten und lasterhaftesten Menschen der ersten Kaiserzeit. Trotz aller Warnungen, die sogar von den Kaisern Tiberius und Claudius ausgingen, ließen sich die Ältern von den glänzenden Talenten dieses Menschen bestechen und dachten nicht an seinen entsittlichenden Einfluß. — Die Staatsgewalt hielt sich nicht für berufen, in das öffentliche Bildungswesen ordnend und fördernd einzugreifen, und es geschah nichts, um den wegen seiner Armut und Lohnarbeit verachteten Stand der Volkslehrer einigermaßen zu heben — ein Zustand, nach dem sich einige Nachtvögel unserer Zeit zurücksehnen, deren Unkenrufe aber natürlich machtlos verhallen. — Es gilt jetzt den Unterricht in den römischen Schulen näher ins Auge zu fassen.

Der Cursus bei dem Literator. Bis zum sechsten oder siebenten Jahre blieb das Kind zu Hause, von der Mutter und Amme gepflegt, von dem Pädagogus bewacht. Erst mit dem siebenten Jahre begann der Elementarunterricht, den der Literator, (*γραμματίστης*) als Lehrer der prima literatura in einem ludus publicus erteilte. Ein Bild der Knaben, wie sie mit Tasche (loculi,

eigentlich Rechenmarke) und Tafel *(tabula) unter dem linken Arme (laevo lacerto)* in die Schule wandern, gibt Horaz, der von seinem Vater nach Rom gebracht worden war, weil die Schule zu Venusia zu mangelhaft schien.[1])

Die Kinder lernten bei dem Literator zuerst lesen. Die Methode bei diesem Unterrichte war die Buchstabiermethode, dabei wurden die Namen und die Folge der Buchstaben früher als die Gestalt und die Geltung derselben eingeprägt, wogegen späterhin Quintilian opponirt, indem er sagt: „Wenn man dem Kinde, das Namen und Folge der Buchstaben kennt, nachmals das Alphabet in der Reihenfolge vorzeigt, so giebt es zwar jeglichen Buchstaben mit Leichtigkeit an, aber das geschieht nur, weil es schon weiß, welcher Buchstabe jetzt folgen muß, und man ist genötigt, nun besondere Übungen in der Buchstabenkenntniß außer der Reihe eintreten zu lassen. Die Kinder müssen die Buchstaben auf dieselbe Weise wie die Menschen kennen lernen, so sie gleichzeitig die Gestalt und den Namen derselben sich merken. Beim Einüben der Sylben darf man nicht auf Abkürzung und Ersparung von Zeit und Mühe denken, sondern man muß gegen die übliche Gewohnheit alle ohne Ausnahme erlernen lassen, damit der Schüler beim Lesen nicht den geringsten Anstoß finde." — Mit dem Lesen war das Schreiben verbunden. Es wurde entweder nach vorgelegten Mustern geübt, wobei zuerst die Hand geführt ward, oder der Lehrer zog in Wachstafeln, auf denen mit dem stilus geschrieben ward, tiefe Schriftzüge und gab dem Schüler auf, in den Furchen nachzuziehen. — Hatte der Schüler die gehörige Fertigkeit im Lesen und Schreiben erreicht, so wurden die Übungen im richtigen Gebrauche, in richtiger Verbindung, in richtiger Aussprache und Betonung der Worte mit ihm vorgenommen. Eine Erzählung z. B. aus den äsopischen Fabeln wurde vorgelesen, dem Inhalte nach durchgegangen, der Sprache nach erklärt. Lehrreiche Sprüche und Sentenzen *wie Catos Carmen de moribus oder die Sittensprüche des Appius Claudius Caecus* wurden auswendig gelernt. *Durch Cicero erfahren wir, daß auch die Zwölftafelgesetze ihrem Wortlaute nach den Knaben im ersten Unterricht eingeprägt wurden.* So ward stufenweise bis zum Lesen und

[1]) Sat. I. 672 Noluit in Flavi ludum me mittere, magni — Quo pueri, magnis e centurionibus orti, — Laevo suspensi loculos tavulamque lacerto, — Ibant octonis referentes Idibus aera. *Aus der Stelle ist zugleich ersichtlich, daß das Schulgeld (aera) für das 8 Monate dauernde Schuljahr (denn das ist unter octonis zu verstehen), an den Idus gezahlt wurde.

Erklären leichter Dichter fortgegangen und dabei vor Allem richtige Betonung und wohlklingende Aussprache gefordert. — Neben diesem grammatischen Cursus ging der Unterricht im Rechnen her, auf den in Rom großes Gewicht gelegt wurde. Das Rechnen geschah mit den Fingern, oder mit Steinchen und Rechentafeln. Das Rechnen mit den Fingern scheint die älteste Rechenmethode zu sein: jeder Finger, ja selbst jede verschiedene Krümmung der Finger, bedeutete verschiedene Zahlen; die Schüler mußten genau auf die Finger des Lehrers und deren Bewegungen und Krümmungen aufmerken und die Summe, sobald er mit seinen Bewegungen inne hielt, angeben. (S. p. 560.) Daneben rechneten die Kinder auf der Rechentafel (dem Abacus) mit Rechensteinen (loculi) und Rechenpfennigen, welche sie, wenn sie zur Schule gingen, in Kapseln bei sich trugen. Diese Rechensteine hatten, je nachdem sie auf eine andere Stelle des Abacus gelegt wurden, eine andere Geltung, so daß auf diese Weise das Rechnen erleichtert wurde. *Es sind mehrere solcher Rechentafeln erhalten. Meist waren sie aus Metall und enthielten 8 senkrechte Colonnen, darin jede in einen obern kürzern und untern längern Abschnitt geteilt war. Die äußerste gegen rechts gelegene Colonne diente zur Berechnung der Unzen, deren 12 auf ein Aß gingen. Daselbst waren Knöpfe oder Marken angebracht. Schob man eine Marke in dem oberen Abschnitte vor, so galt diese für 6 Unzen; folglich konnte man, da im größeren Abschnitte noch 5 Marken vorhanden waren, im Ganzen 11 Unzen in dieser Colonne ersichtlich machen. Die nächstfolgende Colonne bezeichnete Einheiten, die dritte Zehner, die vierte Hunderter, die fünfte Tausender, die sechste Zehntausender, die siebente Hundertausender und die achte Millionen. In all' diesen Colonnen bezeichnete eine Marke des oberen Abschnittes nur 5 Einheiten des unteren, auch waren in den unteren Abschnitten nicht 5, wie bei der Unze, sondern nur 4 Marken vorhanden. Demnach war die höchste Zahl, die man bezeichnen konnte, 9 und zwar als Einheit oder Zehner oder Hunderter 2c. Es ist aus dieser Beschreibung zu ersehen, daß dieser Abacus hauptsächlich zur Erleichterung des Addierens und Subtrahierens diente. Das Multiplizieren und Dividieren wurde entweder im Kopfe oder mit Hilfe der Finger ausgeführt und nur die Additionen oder Subtraktionen der Teilprodukte auf dem Abacus berechnet. Wir dürften mit der Annahme nicht fehl gehen, daß der Elementarkurs im Rechnen sich nur auf die 4 Spezies erstreckte.* — Beim Unterricht scheint der Literator einzelne ältere Schüler teils zur Aufsicht der jüngern, teils

um die Diktate und aufgegebenen Pensa abzuhören, gebraucht zu haben. Doch war die Methode im Allgemeinen nach der Individualität des einzelnen Lehrers verschieden, und auch die Zucht in den Schulen war diesen Individualitäten angemessen, demnach hier strenger, dort milder, obschon sie im Allgemeinen, dem Ernste und dem militärischen Wesen des Römers entsprechend, mehr zur Strenge neigte

Hatte der Knabe die Schule des Literator gehörig durchgearbeitet, so kam er, ungefähr im 12. Lebensjahre, in die des Literatus (γραμματικός), um hier in der Lehre von der Sprache und Schrift und in der Erklärung von Schriftstellern, vorzugsweise von Dichtern, unterrichtet zu werden. Der Unterricht erstreckte sich sowohl auf die lateinische als auf die griechische Sprache und bezog sich vorzüglich auf Orthoepie oder die Lautlehre und auf die Orthographie oder die Schreiblehre, überhaupt auf den etymologischen Teil der Grammatik, indeß von der Syntax wesentlich nur der Gebrauch der Partikeln, die Wortstellung und die Satzbildung behandelt wurden. Zur Bildung des Verstandes, Gemüts und Geschmacks wurden namentlich Dichter zur Erklärung gewählt (Cic Tusc. III, 2.), wie des Livius Andronicus Odyssee womit man den Anfang *machte, und die Annalen des Ennius.* Als aber die römische Literatur Musterschriftsteller aufzuweisen hatte, wurden diese vorzugsweise zu Grunde gelegt, z. B. Vergil und Horaz[1]). Auch Prosaiker wurden gewählt, wie Cicero. Für den ersten Anfang waren die äsopischen Fabeln sehr gebräuchlich, welche noch Quintilian (I, 8) zur Verstandesübung empfiehlt. Zur Einübung der Orthographie und grammatischen Regeln wurde viel diktirt.[2])

Mancher Dichter und auch Prosaiker[3]) wurde auswendig gelernt. Ganz besonders ward auch das Geschichtliche beachtet, so daß die Schüler in den Großthaten der Vorfahren heimisch wurden: Ciceros Freund, Atticus, war in der römischen Geschichte so bewandert, daß es kein Gesetz, keinen Frieden, keinen Krieg und kein wichtiges Ereignis gab, daß er nicht bearbeitet hätte, wobei er zu-

---

[1]) *Hervorzuheben ist, daß Horaz selbst seinen Gedichten (Epp. I. 20, 27) weissagt, sie würden, falls sie in Rom ihr Glück nicht machten, schließlich in irgend einem fernen Landstädtchen den Kindern als Lehrübungen dienen.*

[2]) Horat. ep. II, 1, 69 etc. Non equidem insector delendave carmina Livi — Esse reor, memine quae plagosum mihi parvo — Orbilium dictare.

[3]) Cic. ad Qu. fr. III, 1, 4. Meam (orationem) in illum pueri omnes tamquam dictata perdiscant.

gleich den Ursprung der Familien unvermerkt so einwebte, daß man die Abstammung berühmter Männer daraus erkennen konnte. Auch einzelne Übungen in der Beredsamkeit wurden vorgenommen, überhaupt alle Wissenschaften, welche die Römer wie die Griechen unter dem Namen „Grammatik“ zusammenfaßten, Dicht- und Redekunst, Geschichte und Anfangsgründe der Philosophie, Regeln zur Erklärung der Schriftsteller, tiefere Kenntnis der lateinischen und griechischen Sprache ꝛc. in der Schule des Grammaticus gelehrt und gelernt. Der Unterschied zwischen den verschiedenen Arten von Schulen wurde nicht überall festgehalten; wie der Grammatiker in das Gebiet des Rhetors übergriff (durch Übung im Schreiben und Sprechen, declamare, disputare), ebenso zog der Elementarlehrer allerlei an sich, was in das Bereich des Grammatikers gehörte.

Mit dem Ende des Knabenalters und mit Anlegung der Toga virilis trat der junge Römer gewöhnlich aus der Schule des Grammatikers, in der die Zucht gleichfalls streng gewesen war und körperliche Züchtigung durch Stock und Rute zur guten Schulordnung gehörten, aus, um fortan in die praktische Schule der Volksversammlungen und gerichtlichen Verhandlungen als Auscultant einzutreten. Bei dieser weiteren Ausbildung kam es jedoch vorzüglich darauf an, welchen Beruf der Jüngling wählen, ob er sich dem Landbau oder dem Kriegsdienst widmen, ob er als Staatsmann, als Rechtsgelehrter, als Redner vor die Schranken des öffentlichen Lebens treten wolle. — Die näheren Vorbereitungen für den Beruf begannen, wie der Eintritt ins Heer, ungefähr im 17. Jahre, oft auch später: Lucius Crassus wurde dem C. Carbo im 19., Cäsar dem Dolabella im 21., Asinius Pollio dem Cato erst im 22. Lebensjahre übergeben. — Die Wahl des Berufes ward, wie das ganze Leben und Wesen des Römers, vom Nützlichkeitsprinzip bestimmt. Die Künste und Fertigkeiten, welche Geld einbrachten (artes pecuniosae), waren allgemein beliebt, so daß sich Mancher einer weniger hochgeachteten Beschäftigung, wie der eines Heroldes (praeco) zuwandte, wenn er nur bedeutende Reichtümer dadurch erwerben konnte. Das Ansehen (dignitas) wurde bei der Berufsbestimmung mehr von patrizischen Geschlechtern, von hervorragenden Männern und von gebildeten Familien in die Waagschale gelegt; trat jedoch immer mehr in den Hintergrund, je mehr von der Nützlichkeit (utilitas) die Sicherung des Hausstandes (res familiaris) abhing und an den Census die Geltung im Staate geknüpft war. Welchen Beruf aber auch der junge Römer erwählte, — das ganze

Tirocinium bestand, wie Krause richtig bemerkt, in jedem Gebiete mehr in praktischer Leitung und Unterweisung, als in theoretischen Vorschriften und Lehrsätzen.

Der Beruf des praktischen Land- und Hauswirtes war immer noch (— der Landbau stand fortwährend in großer Achtung —) ein in Ehren gehaltener Beruf des jungen Römers, und ihm widmeten sich besonders diejenigen, welche weder Neigung noch Talent zu einer höheren geistigen Laufbahn hatten. Sie wurden nach einer ländlichen Wirtschaft gebracht und führten hier in Gemeinschaft mit dem *Verwalter* (Villicus) die Verwaltung, um aus eigener Erfahrung und Anschauung die Regeln und Grundsätze der Landwirtschaft kennen zu lernen.

Für den militärischen Beruf bildete sich der junge Römer durch Exerzitien auf dem Marsfeld und durch Märsche aus. Die Exerzierübungen auf dem Marsfeld leitete für die Infanteristen der Campidoctor, für die Cavalleristen der Excercitator. Sie bestanden hauptsächlich im Schießen und Fechten, und zwar wurde mit Stoßdegen, kurzen Schwertern, Wurfspießen und Speeren gekämpft. Selbstverständlich waren taktische Bewegungen und für die Infanteristen das Laufen und Springen, hauptsächlich aber Märsche (ambulatio) unter den Exerzitien. Die Märsche dienten dazu, den Mann für die Beschwerden des Dienstes vorzubeiten und wurden in voller Ausrüstung gemacht. Das will viel besagen, da der Soldat neben seiner Waffe auch den Proviant und einige Schanzpfähle zusammen 60 römische Pfund, (etwa 20 kg) zu tragen hatte. Für die Reiter bestanden besondere Übungen und auch Aufzüge (decursiones) zu Pferde. Die Erfolge dieser Übungen zeigten sie dann bei besonderen Festen wie z. B. dem Kastorfeste, den sogenannten großen römischen Spielen (ludi Romani) u. a. sowohl in der Teilnahme an den feierlichen Prozessionen, als auch in besonderen Wettkämpfen. Aus Dionysios von Halikarnaß erfahren wir die Ordnung des Festzuges bei den ludi Romani. Da erscheinen zuerst die Jünglinge, und zwar die Söhne der Ritter, diese in Klassen und Ordnungen geteilt, als ob sie in die Übungsschulen (διδασκαλεῖον) gehen wollten, um den Fremden die Stärke und Blüte des jungen Nachwuchses der Stadt zu zeigen. Für den künftigen Unterfeldherrn und Heerführer waren Feldlager, Märsche und Schlachten die Übungsstätten. Dem Feldherrn oder einem Unterbefehlshaber besonders noch empfohlen, ging der junge Römer aus angesehener Familie in das Lager und erstrebte dort den Beifall und die Anerkennung desjenigen, unter

dessen Beaufsichtigung, Leitung und Belehrung er stand. Zugleich wurden daselbst, weil bereits auch im Heere nicht mehr der unbedingte Gehorsam zu finden war, sondern derselbe durch Überredung und Überzeugung erst erworben werden mußte, Rede- und Deklamationsübungen vorgenommen: Cn. Pompejus soll sich während des Bürgerkrieges, M. Antonius und Augustus im mutinensischen Kampfe häufig im Reden und Deklamieren geübt haben.

Für den künftigen Staatsmann, Redner und Rechtsgelehrten waren „unter Leitung eines bewährten Veteranen das Forum, das Marsfeld, die *Gerichtshöfe und* Volksversammlungen, später auch der Senat und dann die Provinz praktische Schulen weiterer Ausbildung.“ So wurde Cicero nach Anlegung der Toga virilis dem ausgezeichneten Rechtsgelehrten Mucius Scävola von seinem Vater übergeben, um so lange als möglich an der Seite dieses Greises zu verweilen, worauf er nach dessen Tode zum Oberpriester Qu. Scävola kam, nachher mit P. Sulpicius umging und sich dann der Philosophie widmete. Cicero selbst hatte später Cälius, Hirtius und Dolabella zu solchen Schülern, die er, wenn er von Staatsgeschäften frei war, in der Beredsamkeit unterrichtete. Des M. Cälius Jugend wurde — so erzählt Cicero — zuerst durch jugendliche Scham und dann durch des Vaters Sorgfalt und Zucht beschirmt, der ihn sobald er ihm die männliche Toga übergeben hatte, sogleich dem Cicero anvertraute, so daß Niemand diesen Cälius in der Blüthe seines Alters sah, außer entweder mit dem Vater oder mit dem Cicero oder im keuschesten Hause des M. Crassus, wenn er in den ehrbarsten Künsten unterrichtet ward.

Neben diese praktische Ausbildung zum Staatsmann, Redner und Rechtsgelehrten, trat noch ein bestimmter Unterricht im Recht und in der Redekunst. Von dem Eintritte der Zwölftafelgesetze bis zu Cicero war das Recht hauptsächlich durch Gewohnheit ausgebildet, und ursprünglich ward es auch durch Übung und im praktischen Leben gelernt und geübt. Tiberius Coruncanius (252 v. Chr.), der erste Pontifex Maximus aus der Plebs, wird auch als der erste öffentliche Rechtslehrer genannt. Zu seiner Zeit ward das Recht nicht durch absichtlichen und wirklichen Unterricht, sondern durch bloßes Zuhören und Zusehenlassen bei der Beantwortung von Anfragen gelehrt. Später jedoch wurde die Rechtskenntnis in den Kreis des höheren Unterrichts hineingezogen. *So schrieb schon um's Jahr 200 v. Chr. Sextus Aelius ein juristisches Werk, Tripertita betitelt, weil es aus 3 Teilen bestand,

von denen der erste die Gesetze der XII Tafeln, der zweite deren Auslegung und der dritte ein Klageformular (legis actio) enthielt. Es war für den Hausgebrauch bestimmt (populo dedit sagt ein Schriftsteller davon), diente aber gewiß auch als Lehrbuch beim Studium, 100 Jahre später hören wir von Q. Scaevola, dem Pontifex Maximus, († 82 v. Chr.), daß er nicht blos zuerst die Rechtswissenschaft systematisch bearbeitete, sondern daß er auch zahlreiche Schüler hatte, unter denen Lucilius Balbus und Aquilius Gallus als tüchtige Juristen hervorragen.*

In der Beredsamkeit unterrichtete der Rhetor — weniger oft ein Grieche, als ein Römer, anfangs dem Stande der Freigelassenen angehörig, zuerst durch L. Plotius zu Ansehn gelangt. Obschon Rhetorenschulen im letzten Jahrhundert der Republik bestanden, so wurden sie doch nur von denen besucht, die als öffentliche Redner auftreten wollten, indeß den Übrigen die Bildung in den Schulen der Grammatiker genügte. Anfangs trugen die ersten Lehrer der Beredsamkeit mehr das Material dessen vor, von dem geredet werden sollte, als die rhetorischen Grundsätze, die nur als Anhänge der Rhetorik, welche zugleich Philosophie und Politik mit in sich faßte, betrachtet wurden, und an die sich dann kleine Übungen im Vortrage anschlossen. *So hatten sie den bei der Leiche des Aias mit dem blutigen Schwerte desselben gefundenen Odysseus der Ermordung des Waffengefährten anzuklagen und ihn dann gegen diese Anklage zu rechtfertigen, oder den vor den Areopag geladenen Orestes zu verklagen und zu vertheidigen u. a.* Später jedoch wurden theoretische Anleitungen und praktische Übungen verbunden, und der Stoff der Beredsamkeit ward in seinen einzelnen Zweigen den Grammatikern, den Rechtsgelehrten und den Philosophen überlassen. Die Aufgabe, die sich die *aus Griechenland gebrachte* Anleitung zur Redekunst stellte, war, zu einem Redner, d. h. zu einem solchen zu bilden, der über jeden Gegenstand schön, geschmackvoll und überzeugend reden kann, und zwar angemessen der Würde der Sache, den Verhältnissen der Zeit und zum Vergnügen der Zuhörer, Die Unterrichtsweise der Rhetoren erfuhr, als sie zu lehren anfingen. Tadel von Seiten der Staatsgewalt. *Schon im Jahre 161 v. Chr. wurde ein Senatuskonsult verkündet, das den Praetor Pomponius ermächtigt, die Rhetoren und Philosophen aus Rom zu entfernen. Es scheinen damit zunächst die Griechen gemeint zu sein.* Im Jahre 93 v. Chr. sprachen die Censoren Domitius Ahenobarbus und

Licinius Crassus[1]) ihre Mißbilligung gegen die lateinischen Rhetoren folgendermaßen aus: *„Es wurde uns gemeldet, es gebe Männer, die sich den Namen lateinischer Rhetoren beilegen, und die einen neuen Gegenstand eingeführt haben. Zu ihnen ströme die Jugend in die Schulen und bringe daselbst ganze Tage zu. Unsere Vorfahren haben festgestellt, was die Kinder lernen, und welche Schulen sie besuchen sollen. Diese Neuerung, welche dem Brauche in der Sitte der Vorfahren widerspricht, erregt unser Mißfallen und verletzt unser Rechtsgefühl. Daher fühlen wir uns bewogen, sowohl denjenigen, welche solche Schulen halten, als auch denen, die sie besuchen, unsere Mißbilligung öffentlich kundzuthun."*

Die Philosophie endlich wurde durch die aus Griechenland einwandernden Gelehrten Gegenstand des Unterrichts für Jünglinge und allgemein anerkannte Wissenschaft zu Rom. Die alte Anschauung der Römer, daß sich das Studium der Philosophie nicht mit dem Ernste und der Würde des römischen Charakters vertrage, da sie, weit entfernt, die Tugend zu nähren, vielmehr Anmaßung, Widerspruch, absondernde Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften und andere Laster hervorrufe, weshalb dies Studium den müßigen Griechen zu überlassen sei, war längst vergessen. Die griechischen Philosophen gewannen Bürgerrecht, und die vornehmen Römer wurden römische Philosophen. „Bei allem, was heilig ist, — ruft Cicero aus — was kann wünschenswerter, was achtungswerter, was dem Menschen nützlicher, was seiner würdiger sein, als die Weisheit? Nun, diese zu suchen: das ist das Geschäft der Philosophie. Der Name selbst zeigt nichts anderes an, als Liebe der Weisheit und Streben nach derselben." — „Nur der ist ein weiser Mann, — sagt Aemilius Paulus — dessen Gemüt sich weder durch Glück über seine Lage erhebt, noch durch Unglück kleinmütig wird." „Im Glück sich selbst Schranken setzen — bemerkt Livius — und nicht zu sehr einem gegenwärtigen Sonnenscheine vertrauen: das ist die Sache des weisen und in sich glücklichen Mannes." — Aus diesen Urteilen erhellt zugleich, daß die Römer die Philosophie — obschon sie Cicero als die Wissenschaft von den göttlichen und menschlichen Dingen bezeichnete — von einem praktischen Standpunkte aus betrachteten. Deshalb war auch wesentlich die praktische Philosophie Gegenstand der römischen Erziehung.

Mit dem Unterrichte waren zugleich gymnastische Übungen verbunden; denn der Römer liebte eine starke Bewegung als die

[1]) Suet de clar. rhet. I.

Gesundheit befördernd. Eine der allgemeinsten Übungen für Jung und Alt war das bei uns den Kindern überlassene Ballspiel. Es gab drei Arten Bälle, von denen jederzeit eine gebraucht wurde, das Spiel mochte nun sein, welches es wolle. Der kleine eigentliche Spielball hieß Pila, der große Follis oder Folliculus und Paganica Den kleinen Ball warfen sich zwei einander gegenüberstehende wechselweise oder gleichzeitig zu, um ihn zu fangen. Dieses Spiel geschah selbst in den Straßen. Der große Ball wurde mit der Faust oder dem Arme geschlagen; mitunter war auch wohl der rechte Arm mit einer Art Fausthandschuh bewaffnet. Dieses Spiel gewährte eine leichte und wenig anstrengende Bewegung. Die Paganica scheint ein Mittelding zwischen beiden und bald auf diese, bald auf jene Art gebraucht zu sein, wenn auch als gewiß anzunehmen ist, daß alle Spiele ohne Ausnahme mit der Pila gespielt worden sind. Dem Anscheine nach war das beliebteste und gewöhnlichste Spiel der Trigon, zu dem drei Spieler gehörten, die ein Dreieck bildeten. Die Eigentümlichkeiten desselben kennen wir aber leider nicht; doch so viel ist gewiß, daß geschickte Spieler den Ball nur mit der linken Hand auffingen. Viel anstrengender und auch wilder war das Harpastum, wobei ein Ball oder mehrere unter die Spieler geworfen wurden, und jeder sich nun bemühte, sich desselben zu bemächtigen. Mitunter fand der Kampf auch um mehrere statt. Wie Athenaios erzählt, ging es bei diesem Spiel ungemein stürmisch zu, weshalb auch Martial die Teilnahme an demselben wohl unter die Unzüchtigkeiten rechnet. Eine andere Leibesübung der Römer war das Schwenken der Halteres, worunter gewöhnlich *Hanteln, aber auch* Springstangen verstanden werden, die man beim Springen in den Händen hielt und damit die Arme in mannigfaltigen Richtungen schwenkte. Dieser Leibesübungen gedenken Seneca und Martial mehrmals, namentlich ersterer, wo er den Lärm in den Bädern von Bajä schildert. Eine dritte Art der körperlichen Übungen war das Scheingefecht gegen einen im Boden befestigten Pfahl, gegen den man mit geflochtenem Schilde und hölzernem Schwerte, wie gegen einen lebendigen Gegner focht. Ursprünglich diente diese Übung den Römern, um in dem Gebrauche der Waffe mehr Geschicklichkeit zu erlangen; dann aber auch, um sich mehr Bewegung zu machen und sich zum Bade vorzubereiten. Juvenal führt bittere Klage über die Unsitte, „daß selbst Frauen diese Gymnastik trieben." Eine sehr gewöhnliche, aber viel beliebte Bewegung war auch das Laufen und Springen. Augustus lief streckenweise. Man

sprang in die Höhe und in die Weite; letzteres war wohl weniger ein Springen, als eine Art Tanz. An diesen angreifenden Übungen nahmen jedoch alte Leute, denen die Kraft, oder bequeme Römer, denen der Wille fehlte, keinen Teil. Des Ballspiels aber konnten selbst hochbetagte Männer sich nicht entschlagen. Deshalb wurde auch wohl nach dem Ballspiele der ganze Ort benannt, wenn er auch für andere Leibesübungen eingerichtet war; er hieß Sphäristerium und befand sich nicht nur im Freien an sonnigen Orten, sondern auch im eigenen Hause, unmittelbar neben den Bädern, weil diese körperlichen Exerzitien immer dem Bade vorangingen. Alle diese Leibesübungen waren nur für Männer; weibliche Gymnastik hielten die Römer für unschicklich. — *Dagegen war Musik und Tanz sowohl für Knaben als auch für Mädchen Gegenstand des Unterrichts. Zwar berichtet Cornelius Nepos, „daß nach römischer Sitte die Musik nicht Sache eines adeligen Mannes sei, und der Tanz ihm sogar als Fehler angerechnet werde," und Cicero meint sogar, Niemand tanze in nüchternem Zustande, außer wenn er verrückt sei". Nichts destoweniger ist bezeugt, daß Tanz und Gesang unter die Bildungsmittel der Römer gehörten. Macrobius, ein Encyklopädist aus der Kaiserzeit, führt an, daß in der Zeit zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege nicht bloß Söhne der Freien, sondern selbst solche der Senatoren in die Tanzschule gegangen seien und daß selbst ehrenhafte Frauen das Tanzen als nicht unehrbar gehalten haben, wenn es nicht als Kunstfertigkeit betrieben wurde. Er führt als Zeugen auch Scipio Aemilianus an, der ausdrücklich erwähnt, daß nicht bloß Söhne sondern auch Töchter edler Familien das Tanzen zu den Gegenständen ihrer Bildung zählten. Offenbar war damit der Tanz gemeint, welcher in dem Gottesdienste eine Stelle fand, bei dem, wie Horaz singt, die ersten der Jungfrauen und Knaben aus edlen Familien verwendet wurden. So wie der Tanz wurde auch der Gesang und überhaupt die Musik für religiöse Zwecke gelernt. Bei Bittgebeten, deren Livius (XXVII. 37) gedenkt, sangen 27 Jungfrauen ein Lied, das Livius Andronicus verfaßt hatte, und Horaz gedenkt der Lieder, welche zarte Mädchen und Knaben dem Apollo, der Diana und Latona zum Lobe sangen.*

Betrachtet man die literarische Bildung der Römer auf ihrem Gipfel, so kommen ihr — wie es Bernhardy zusammenfaßt — die Merkmale einer künstlichen und buchgelehrten zu, welche von einer Minderzahl im Volke geweckt, geübt und im Umlaufe erhalten

ward. „Je mehr die Römer beim Ende der Republik mit griechischer Literatur vertraut wurden, je eifriger sie lasen und schrieben, desto mehr sorgten sie für bequeme Handhabung des Materials. Immer regelmäßiger legten sie Büchersammlungen[1]) an, und Rom wurde seitdem der Sammelplatz, wie für die Kunstschätze, so für die Bildung der alten Nationen und ihrer Vertreter. Der größere Verbrauch bewog sie bald den Schreibestoff zweckmäßig einzurichten und zu verbessern; sobald die Vervielfältigung zugleich mit der geschickten Verbreitung von Exemplaren leichter von Statten ging, knüpften sich hieran auch die Anfänge des buchhändlerischen Vertriebes, und so kamen die neuesten Schöpfungen der Literatur in rascheren Umlauf bis zu den entferntesten Winkeln des römischen Reiches. Um Ciceros Zeit wurde viel geschrieben und Fabriken von Scriptores oder Literatores (später Antiquarii geheißen) setzten ein empfangenes Autographum für den ausgedehnten Verkehr in mehrfache Abschriften um. Von den Schreibern kamen die Codices in die Hände der Bibliopolae oder Librarii, welche seit Horazens Zeit in den besuchtesten Plätzen Roms von Büchern, die überglättet und oft mit prächtigen Einbänden ausgestattet wurden, ein Lager hielten und einen gewinnreichen Erwerb daraus zogen."

„Als Gesamtergebnis der modernen römischen Erziehung entwickelte sich — wie Mommsen sagt — der neue Begriff der sogenannten „Menschlichkeit", der Humanität, welche bestand teils in der mehr oder minder oberflächlich angeeigneten oder musischen Bildung der Hellenen, teils in einer dieser nachgebildeten oder nachgestümperten privilegirten lateinischen. Diese neue Humanität sagte, wie schon ihr Name andeutet, sich los von dem spezifisch römischen Wesen, ja trat dagegen in Opposition und vereinigte in sich, eben wie unsere eng verwandte, „allgemeine Bildung", einen nationell kosmopolitischen und sozial exclusiven Charakter."

β. Die Theorie der Erziehung.

In der Zeit, wo die theoretische Unterweisung immer mehr die frühere, von Geschlecht zu Geschlecht sich forterbende, auf Nachahmung basierte Familien- und Staatserziehung verdrängte, war

[1]) *Zuerst brachte Aemilius Paullus († 160 v. Chr.) nach dem Siege über Perseus eine Sammlung griechischer Werke nach Rom; später kam dahin durch Sulla nach der Eroberung Athens (86 v. Chr.) die Bibliothek des Apellikon, deren Hauptbestandteil die Schriften des Aristoteles und Theophrastos bildeten.*

für die Erziehungstheorie ein Terrain gegeben. Diese Theorie ging, dem Charakter des Römers gemäß, aus einem praktischen Bedürfnis hervor, und sie trat deshalb besonders und zuerst in der Zeit auf, wo ein neues Kulturelement das Bestehende überfluten und vernichten wollte — in der Periode, wo in dem allgemeinen moralischen Ruin eine entsetzliche Verwahrlosung und Verwilderung Einzelner erzeugt ward, wo also die Not zum Nachdenken über das Wesen, sowie über die Verbesserungen in der Erziehung zwang, um wo möglich durch eine naturgemäße Erziehung dem einbrechenden Verderben Einhalt zu gebieten. Cato, der die griechische Cultur nach Rom einbrechen und Cicero, der die moralische Welt in ihren Grundvesten wanken sah, sind die vorzüglichsten Erziehungstheoretiker im römischen Mannesalter, *neben welchen als vielseitiger Gelehrter und anregender Lehrer Varro hervorragt.*

αα. Marcus Porcius Cato.[1])

Ihn bezeichnet Quintilian als den ersten pädagogischen Schriftsteller. Zu Tusculum 235 geboren, war er in der ernsten und finstern Zucht der Sabiner erzogen und starb 149 v. Chr. Kundig der Gesetze, im Besitze einer hohen Gabe der Beredsamkeit, nach Ruhm und einem bewegten Leben durstig, genügte seinem Geiste bald sein Landgut nicht. Er kam, seinem Wunsche entsprechend, durch Valerius Flaccus nach Rom, und erwarb sich durch seine Beredsamkeit und durch sein reines Interesse für den Staat, das sich besonders in seiner Anklage gegen Scipio offenbarte, die Gunst des Volkes in so hohem Maße, daß er vom dreißigsten Jahre ab zu allen römischen Staatswürden emporstieg. Streng und unerbittlich, trat er, der Feind alles Neuen, für die alte römische Tugend auf, und sein ganzes politisches Leben war ein fortlaufender Kampf, in welchem er anklagte und — 50 Mal — angeklagt ward. Ein unbehauener, roher Marmorblock war er; aber es war cararischer Marmor, — ein Mann von Erz auch. Äußerlich und innerlich, wie innerlich und äußerlich ein Ganzes; kein Kleid durfte mehr als 100 Denare (70 Mk.), kein Sklave mehr als 1500 (1200 Mk.), keine Mahlzeit über 30 Asse (2 Mk. 70 Pf.) in seinem Hause kosten; auch sah man bei ihm keinen Teppich und lange Zeit an den Zimmerwänden keine Tünche. *Nicht ohne Grund bezeichnet man ihn als den letzten Römer.*

[1]) J. G. Schneider: De M. Porcii Catonis vita, studiis et scriptis im I. Thl. der Scriptores rei rusticae. Henr. Jordan, M. Catonis praeter librum de re rustica quae extant. Lipsiae, 1860.*

Wie er selbst ausgezeichnet durch Redlichkeit, Ernst und Energie des Charakters; so auch (— seine Erziehungsschrift ist verloren gegangen —) seine Erziehung. Den Ruhm eines guten Ehemanns und Vaters hielt er für höher als die Ehre, ein guter Senator zu sein. Seine häusliche Zucht war streng. Die Dienerschaft durfte nicht ohne Befehl das Haus verlassen, noch über die häuslichen Vorgänge mit Fremden schwatzen. Wie schwer Vergehen bestraft wurden, erhellt daraus, daß einer seiner Sklaven wegen eines ohne Auftrag von ihm abgeschlossenen und dem Herrn zu Ohren gekommenen Kaufhandels sich erhängte. Wegen leichterer Versehen zählte er die verwirkten Hiebe eigenhändig mit dem Riemen auf. Auch Frau und Kind wurden streng in Zucht gehalten; doch erklärt er, daß der, welcher seine Gattin oder seinen Sohn schlage, die ehrwürdigsten Heiligtümer, welche es für die Menschen geben kann, verletze.

*„Als ihm ein Sohn geboren wurde, so gab es," wie Plutarch erzählt, „kein so dringendes Geschäft mit Ausnahme der öffentlichen, daß er darüber weggeblieben wäre, wenn seine Frau den Kleinen badete und einwickelte; sie nährte ihn nämlich selbst mit ihrer eigenen Milch . . . Sobald derselbe zu begreifen anfing, nahm ihn der Vater selbst in den Unterricht und brachte ihm die Anfangsgründe bei, wiewohl er einen geschickten Elementarlehrer an seinem Sklaven Chilon hatte, der viele Knaben unterrichtete. Allein, wie er sich selbst äußerte, wollte er nicht, daß sein Sohn von einem Sklaven gescholten oder am Ohre gezupft werde, wenn er zu langsam lerne, auch sollte er nicht dem Sklaven für so wichtigen Unterricht verpflichtet werden. Deswegen war Cato selbst sein Elementarlehrer, selbst sein Gesetzlehrer, selbst sein Turnmeister, und was letzteres betrifft, so unterrichtete er ihn nicht bloß im Wurfspießwerfen, im Kampfe mit schweren Waffen und im Reiten, sondern auch im Faustkampfe, in Ertragung von Hitze und Kälte und im Schwimmen durch die Wirbel und Schnellen der Ströme. Auch die Geschichte, sagt Cato, habe er selbst mit eigener Hand in großen Buchstaben aufgezeichnet, damit der Knabe zu Hause sich über die Thaten und Sitten der Altvorderen belehren könnte. Unanständige Reden habe er in Gegenwart seines Sohnes nicht weniger gemieden als vor vestalischen Jungfrauen, auch habe er nie seine Frau vor den Augen der Tochter umarmt, als bei heftigem Donner." Die strenge Zucht, die er selbst im Hause hielt, forderte er auch von andern. So stieß er einen Römer aus dem Senate, weil er seine Frau bei Tage vor

den Augen der Tochter geküßt hatte. Insbesondere* trat er mit großer Entschiedenheit der eindringenden griechischen Bildung und der in ihrem Gefolge sich findenden Verfeinerung und Verweichlichung entgegen, weil er mit seinem klaren Auge auf diesem Wege am Ziele den Untergang Rom's sah. *Als Censor setzte er auf kostbare Geräte und Kleidungsstücke eine den zehnfachen Wert derselben überragende Steuer und schaffte griechische Gesandten (Karneades, Diogenes und Kritolaos), welche in Rom griechische Rhetorik lehrten, aus der Stadt (155 v. Chr.); zugleich wurden, wohl unter seinem Einfluße, die epikureischen Philosophen vertrieben, die stehenden Theater gesperrt und der Unterricht in der griechischen Rhetorik überhaupt verboten. Das Griechische und die Griechen waren ihm vor allem verhaßt.* „Glaube mir, schreibt er an seinen Sohn, glaube mir, als ob es ein Wahrsager gesagt hätte, daß die Griechen ein sehr nichtswürdiges und unverbesserliches Geschlecht sind. Wenn dieses Volk unter uns seine Literatur verbreitet, so wird es Alles verderben, noch mehr aber, wenn es seine Ärzte hierher sendet, denn sie haben sich unter einander verschworen, die Barbaren und auch die Römer zu tödten.“ Als jedoch Cato die Bekanntschaft des Ennius machte und sich dem Pythagoreer Nearchos anschloß, ja diesen nach Rom zog, lernte er selbst noch Griechisch und beschäftigte sich mit griechischer Literatur. Doch riß er sich nie von der Überzeugung los, daß mit der alten Römertugend auch Rom fallen müsse.

*Doch nicht bloß als praktischer Erzieher seines Sohnes und seines Volkes erwarb sich Cato das Verdienst, den Pädagogen zugezählt zu werden. Auch seine Schriften beschäftigten sich mit der Erziehung. So erfahren wir aus der eben angeführten Stelle Plutarchs, daß er zur Unterweisung seines Sohnes eine römische Geschichte schrieb. Es ist dies wohl nicht das große in einzelnen Fragmenten erhaltene Werk, die Origines, das als wichtige Quelle für spätere Geschichtsschreiber diente, sondern ein für den Gebrauch des Unterrichts verfaßter Auszug. Ganz besonders verfolgt aber einen didaktischen Zweck das Werk, welches er in Form von Lehren an seinen Sohn (Praecepta ad filium) veröffentlichte. Nach den wenigen Fragmenten und Andeutungen zu schließen, war es ein encyclopädisches Werk, welches alles Wissenswürdige über Gesundheitspflege, Landwirthschaft, Beredsamkeit, vielleicht auch über das Kriegs- und Rechtswesen enthielt. Es war ein „Not- und Hülfsbüchlein für junge Römer“, dem Charakter Cato's entsprechend in knapper Form

gehalten. Daraus erfahren wir z. B., daß er* als Bedingung eines Redners geraden, gesunden Verstand, verbunden mit Tüchtigkeit der Gesinnung aufstellt, denn nur ein edler Mann könne ein guter Redner sein. *Hierher gehört auch der oft gebrauchte Spruch: Rem tene, verba sequentur (halte die Sache fest, die Worte werden dann von selbst sich finden).* Das Landleben empfahl und rühmte er in dieser Schrift insonderheit deshalb, weil der Ackerbau nicht bloß die Pflanzstätte tapferer Vaterlandsvertheidiger, sondern auch sittlich kräftiger Bürger sei, indem der Gewinn und Erwerb hier weniger auf gegenseitiger Beeinträchtigung beruhe, also auch die Gesinnung am wenigsten verdorben werde. *Als ein pädagogisches Werk müssen wir sein Lehrgedicht über die Sitten (Carmen de moribus) bezeichnen. Aus diesem führt Aulus Gellius, ein Zeitgenosse des Antoninus Pius, in seinem Sammelwerke „Die attischen Nächte" mehrere Stellen an: Man nahm an, daß der Geiz den Inbegriff alles Lasters bilde; hingegen wurde der Verschwender, der Wollüstige, der Zieraffe (homo elegans), der Lasterhafte, der Nichtsnutzige (damals noch) gelobt.* Sich auf dem Markte ehrbar zu kleiden, war (in der alten) Zeit Sitte, zu Hause aber nur so, *wie es zweckentsprechend* war. *Zum Ankauf von Pferden verwendete man größere Summen als für Köche;* die Dichtkunst *stand nicht in hohem Ansehen*, und wer sich mit ihr beschäftigte *oder zu Gast-Gelagen drängte, wurde ein Bummler (grassator) gescholten.* Das menschliche Leben ist wie Eisen; wenn man es bearbeitet, wird es nach und nach aufgerieben; wenn man es nicht bearbeitet, wird es durch Rost verzehrt. Ebenso sehen wir, daß die Menschen durch Übung angegriffen werden, daß ihnen aber, *wenn sie sich in nichts üben*, *Unthätigkeit* und Trägheit mehr Schaden bringt als Beschäftigung. — *Endlich ist noch eines Werkes zu gedenken, das den Namen Cato's in der Schulliteratur bis in die neuere Zeit lebendig erhielt. Es sind dies die Sprüche Catos (Dicta oder apophthegmata Catonis, eine Sammlung von Sprüchen, Lebensregeln und Witzworten in Prosa, während das früher erwähnte Werk, wie schon das Wort „Carmen" darthut, in Versen abgefaßt war. Vielleicht gab Cato selbst eine solche Sammlung heraus, oder es wurden seine Aussprüche, die er gelegentlich that, namentlich aber in seinen Reden (von denen zur Zeit Cicero's noch 150 vorhanden waren) anwandte, von späteren Schriftstellern gesammelt. Cicero kannte bereits eine solche Sammlung. Plutarch hat eine ziemliche Anzahl von Sentenzen überliefert. Er tadelte die römischen Jünglinge, daß sie, wie die

Färber sich der Purpurfarbe bedienen, die am liebsten getragen werde, so auch nur das lernen und üben, was sich des Beifalls der Menge erfreut. An einer anderen Stelle behauptet er, „die Verständigen haben mehr Nutzen von den Unverständigen, als diese an jenen; denn die Verständigen hüten sich vor den Fehlern der Unverständigen, diese aber folgen nicht deren Beispiel.“ Auch der Ausspruch: „Lieber seien ihm die jungen Leute, welche erröthen, als die, welche erblassen“, gehört hierher. Desgleichen rühren die oft gebrauchten Sprüche: „Ich wundere mich, daß der Haruspex nicht lache, wenn er einen Seinesgleichen sehe (quod non rideret haruspex, haruspicem cum videret)“ und „Derjenige säet gut, der schnell säet (sat cito si sat bene),“ von Cato her. Im Mittelalter fertigte man Spruchsammlungen in Versen oder in Prosa an, welche unter dem Namen Cato's verbreitet und in den Schulen memoriert wurden.*

Doch Cato war bereits ein Prediger in der Wüste. Der griechische Geist stürmte herein, und ihm konnte um so weniger Einhalt gethan werden, als die Jugend, die Vertreterin des Neuen und die Erbin der Zukunft, mit Eifer und Feuer ihn erfaßte. Aber Cato steht auf der Scheidegrenze des alten und neuen Roms als ein Römer von echtem Schrot und Korn, eine kräftige gedrungene Persönlichkeit, eine harte, derbe, herbe, ins Rohe gehauene Physiognomie — der Vertreter „der alten Gerechtigkeit gegen die neue Ungerechtigkeit“ — der erste römische Pädagog, in dem, wie im alten Römercharakter, Theorie und Praxis ungeschieden, sich einander durchdringend und bedingend liegen, — der Mann, der reden kann, — mit Worten aber, die Hände und Füße haben. *Darum hat ihn schon seine Zeit geehrt. Plutarch erzählt von einer Statue, die man ihm im Tempel der Salus errichtet und auf der man nicht nur seine Feldzüge und seine Triumphe verzeichnet, sondern auch folgende Inschrift gesetzt hatte: „Cato hat als Censor den römischen Staat, der sich zum Schlimmen geneigt und herabgesunken, durch treffliche Heilmittel, weise Gewöhnung und Anleitung wieder emporgerichtet.“ Zur Zeit des Kaisers Trajan rühmt der Philosoph Fronto seine Verdienste und meint, man sollte ihm in allen Städten Italiens Statuen errichten, weil er zuerst die lateinischen Kinder und die Jugend Italiens erleuchtet habe.*

ββ. M. Terentius Varro.[1])

Cato starb und mit ihm der alte Römergeist. Griechischer und römischer Geist hielten Hochzeit und gebaren eine neue Sitte — die, wenn auch nicht dieselbe, doch ähnlich der des Griechentums im Zeitalter des peloponnesischen Krieges war. *Dieser neue Zeitgeist offenbart sich schon in den Komödien-Dichtern des 2. Jahrhunderts vor Christi Geburt, namentlich in* P. Terentius Afer. Dieser führt in seinen Lustspielen die ursprünglich athenischen Sitten vor Rom auf: „der griechisch gebildete Römer spricht aus dem Leben des sich griechisch bildenden Volkes.“ Die Töchter werden — nach seiner Darstellung — im Gynäceum erzogen, wohin der Vater wenig oder gar nicht kommt; sie gehen in die Schule und haben ihre Pädagogen bei sich; sie lernen besonders Musik; auch die Mütter unterrichten sie, und sorgen durch Einschnürung, Entziehung der Speise 2c. für deren Schlankheit, so daß sie Binsen gleich werden. Die Pädagogen und Erzieher der Knaben sind Sklaven, welche zum Schutz dienen, aber auch nachmals bei den erwachsenen Jünglingen bleiben und deren Bediente werden. Die drei Hauptstücke des Unterrichts für einen freien Jüngling sind Grammatik, Musik und Gymnastik. Jeder Jüngling hat irgend eine lebhafte Neigung für etwas, sei es für Pferde, für Jagdhunde, für Wissenschaften. Nichts aber soll ihn zu sehr fesseln, und vorzüglich lobenswert ist der, welcher sich selbst beherrscht. Nur keine zu strenge Erziehung!

> Ich geb' ihm und vergeb' ihm, mag nicht um Alles gleich
> Streng rechten; kurz, was andre Kinder heimlich sonst
> Vor Vätern thun, was doch die Jugend mit sich bringt,
> Mir nicht zu verhehlen, hab' ich meinen Sohn gewöhnt.
> Denn, wer den Vater mit Lug und Trug zu berücken wagt,
> Wird's auch bei Andern wagen, und viel ärger noch.
> Durch Scham vor Niedrem Kinder und durch Selbstgefühl
> In Zucht zu halten, acht' ist besser, als mit Furcht.“
> „Wer, scheu vor Strafe, seine Pflicht gezwungen thut,
> Der hütet sich nur, so lang' er fürchtet, es komm' heraus:
> Kann's heimlich geschehen, so kehrt er zu seiner Natur zurück.“

So wie der Jüngling aus strenger Aufsicht entlassen wird, gerät er leicht in Verführung durch Hetären, Kuppler und Sklaven, und

[1]) *J. G. Schneider, de vita M. Terent. Varronis in Script. rei rust. I. K. L. Roth. Über das Leben des M. Terent. Varro, ein biograph. Versuch. Basel, 1857. Riese, Varronis saturarum Menippearum reliquiae, Leipzig, 1865. Chappuis, Fragments des ouvrages de Varron intitulés Logistorici, Hebdomades etc. Paris 1868.* Vgl. p. 730.

diese letzteren helfen ihm mit Intriguen bei seinen Liebesgeschichten. — Das sind Einblicke in die Erziehung der terentianischen Römer, denen die Menschheit ganz im Römertum aufgegangen und das Menschliche so sehr ein Übereinkömmliches, ein etwas durch Sitte und Brauch Geordnetes geworden ist, daß sie den Spruch des alten Chremes in dem Selbstquäler"

Ich bin ein Mensch: Nichts acht' ich fremd, was menschlich ist —

mit allgemeinem Beifallsklatschen begleiten konnten.

Ein Jahrhundert nach Terentius Afer war die griechische Gelehrsamkeit soweit in die Wissenschaften der Römer eingedrungen, daß selbst Männer, welche mit großer Liebe an dem nationalen Leben hingen und in demselben forschten, ganz unter dem Einflusse der hellenischen Literatur standen. Das zeigt sich am deutlichsten an **M. Terentius Varro**, dessen vielfache literarische Thätigkeit ihn auch auf das Gebiet der Pädagogik führte. Er war 116 v. Chr. zu Reate in der sabinischen Landschaft geboren. Aus altsenatorischem Geschlechte stammend, war er in alter Strenge und Ehrbarkeit erzogen. Er sagt selbst von sich: „Mir als Knaben genügte ein einziges Ober- und ein einziges Unterkleid, Schuhe ohne Strümpfe, ein Pferd ohne Sattel; ein warmes Bad hatte ich nicht täglich, ein Flußbad selten." Mit Vorliebe oblag er der literarischen Thätigkeit, doch beteiligte er sich auch durch Schrift und That an politischen Kämpfen seiner Zeit. Als Parteigänger des Pompejus kämpfte er gegen Cäsar. Als dieser die Alleinherrschaft gründete und durch Anlage von Bibliotheken den Grund zu einer Weltliteratur für sein Weltreich zu legen suchte, bestimmte er den Varro zum Bibliothekar. Doch scheint er nach Cäsars Tode sich wieder in die politischen Parteikämpfe eingelassen zu haben, denn er wurde von Antonius (43 v. Chr.) geächtet. Glücklich der Gefahr entronnen, zog er sich vom öffentlichen Leben zurück und lebte den Wissenschaften bis zu seinem im Jahre 27 v. Chr. erfolgten Tode. — Er ist wohl einer der fruchtbarsten Schriftsteller des römischen Altertums; die Zahl seiner Schriften belief sich auf ungefähr 620 Bücher unter 74 Titeln. Für die Pädagogik sind seine 76 Bücher, Logistorici betitelt, im Allgemeinen wichtig. Es sind, wie der Titel sagt, philosophische Erörterungen (λόγοι) mit historischen Belegen (ἱστορίαι). Jedes Buch hat einen Doppeltitel. Der erste ist der Name einer Person, welche mit dem Inhalte in Beziehung steht, der zweite bezeichnet den Stoff z. B. Orestes, de insania (Orestes, über den Wahnsinn). Das für uns wichtigste Buch ist Catus, de liberis educandis (Cato, über Kindererziehung). Leider sind nur

wenige Fragmente davon erhalten. Aus ihnen ersehen wir,* daß er das Leben in Abschnitte von 15 zu 15 Jahren; *die er* infantia. pueritia, adolescentia, juventa und senecta *benannte*, teilt. Der ersten Erziehung legt er den höchsten Einfluß auf die künftige Lebenseinrichtung bei, indem der Fortgang der Bildung eines Kindes von dem Anfange derselben bedingt sei. *Er belehrt darin einen Freund nicht bloß über die Gottheiten, zu denen nach altem Brauche für das Wohl der Kinder geopfert werden soll, sondern warnt ihn auch unter Hinweis auf die verständigere Kindererziehung der Perser und seine eigene streng verlebte Jugend davor, kleine Kinder zu viel essen oder zu lange schlafen zu lassen, weil sie dann stumpfsinnig werden und selbst am Körper Schaden leiden*, und fordert für die Knaben eine mäßige und einfache Kost, bei der alles Scharfe und Reizende, insonderheit Senf, Zwiebel und Knoblauch, zu vermeiden sei. *Bei der Gelegenheit erfahren wir durch Varro, daß die römischen Kinder Speise und Trank bua und pappa, die Mutter mamma, den Vater tata nannten. In die Erziehung der Kinder teilt sich die Amme, welche nährt (educat, nutrit), der Pädagoge, welcher erzieht (instituit) und der Lehrer (magister), welcher lehrt (docet). Zu Ammen soll man nur junge Personen wählen, weil sich das Blut mit den Jahren verschlechtert. Er empfiehlt bei der Erziehung den Gesang entweder mit bloßer Stimme oder in Begleitung eines Instrumentes anzuwenden. Spiel und Umgang erscheinen ihm gleichfalls als wichtige Erziehungsmittel, doch seien Spiele zu meiden, die auf das Gemüt einen nachteiligen Einfluß üben können, (worunter wahrscheinlich die Fechterspiele gemeint sind), so wie schlechter Umgang gefährlich ist;* denn wie der Schäfer weniger geeignete Schafe zu entfernen pflegt, so befleckt oft ein unreiner und mutwilliger Knabe die Heerde seiner Genossen. *Beim Unterrichte sei Schrecken, zu große Furcht und jede Aufregung des Geistes für das Lehren am meisten hinderlich; dagegen diene Freudigkeit dem Leben zum Sporne. Wir sehen demnach, daß Varro wie Terentius gegen die allzu strenge Zucht in die Schranken tritt. Bemerkenswert ist auch, daß Varro die Mädchenerziehung berücksichtigt. Dafür spricht ein Fragment, in welchem die Forderung gestellt ist, daß die Mädchen das Sticken lernen, damit sie später die Stickereien und Webereien richtig zu beurteilen verständen, und daß sie nicht zu früh das Kinderkleid ablegen.*

*Aber nicht bloß auf diese pädagogische Abhandlung über Kindererziehung beschränkt sich die pädagogische Thätigkeit

Varros. Wie Cato durch seine Wirksamkeit als Censor und seine Sittenregeln dem sittlichen Verfall seiner Zeit enegegentrat, so that dies auch Varro. Als Mittel hierzu wählte er die menippischen Satyren, deren Titel meist griechisch ist, und in denen Prosa und Poesie, Griechisch und Lateinisch in bunter Mischung erscheinen. Viele derselben haben eine lehrhafte Tendenz. So z. B. wenn ein „Lehrer der Alten", dessen die gesunkene Zeit nicht weniger dringend als des Jugendbildners bedarf, den Gegensatz zwischen einst und jetzt auseinandersetzt: Wie einst alles heilig, so keusch und fromm war und jetzt so alles ganz anders ist. Trügt mich nicht mein Auge oder sehe ich Sklaven in Waffen gegen ihre Herrn. — Einst drehte die Frau mit der Hand die Spindel und hielt dabei den Topf auf dem Herde im Auge, damit der Brei nicht verbrenne; jetzt bettelt die Tochter den Vater um ein Pfund Edelgestein, das Weib den Mann um einen Scheffel Perlen an. Einst war der Kindersegen der Stolz des Weibes, jetzt, wenn der Mann sich Kinder wünscht, antwortet sie: „Weißt du nicht, was Ennius sagt?"

Lieber will ich ja das Leben dreimal wagen in der Schlacht,
Als ein einzig Mal gebären.

In einer andern Satyre, betitelt „Frühauf", wird die einfache Haushaltung und die gute Sitte, die auf dem Lande herrscht, geschildert, offenbar um der üppigen Lebensweise, die weder das Recht noch die Götter achtet, ein Musterbild entgegen zu halten. Unwillkürlich erinnert uns dies an die Wertschätzung, die Cato dem Landleben zuwandte. So wie dieser ein Werk über den Ackerbau schrieb, so hat auch Varro ein solches zurückgelassen (rerum rusticarum libri), das ziemlich vollständig erhalten ist.*

*Wichtiger noch als für die Praxis der Erziehung erscheint Varro für die Entwicklung des Unterrichtes hauptsächlich durch seine wissenschaftlichen Werke. Das für die Didaktik wichtigste sind wohl seine neun Bücher der Schulwissenschaften (Disciplinarum libri IX). Es ist dies Werk eine Encyclopädie aller Gegenstände, welche damals im höheren Unterrichte gelehrt wurden. Als solche erscheinen 1. die Grammatik, 2. die Dialektik, 3. die Rhetorik, 4. die Geometrie, 5. die Arithmetik, 6. die Astrologie, 7. die Musik, 8. die Medizin und 9. die Architektur. Ein Vergleich mit Catos Handbuch zeigt den Fortschritt, den nach einem Jahrhunderte die Wissenschaft und der Unterricht in Rom gemacht hatte. Das Kriegs- und Rechtswesen und die Ackerbaukunde sind aus der Reihe der Schulwissenschaften verschwunden und zu besonderen Fachwissen-

schaften geworden; dagegen verblieb die Medizin und der grammatisch-rhetorische Kurs (das spätere Trivium). Neu kam der mathematisch-musikalische Kurs nach dem Vorbilde der Alexandriner in Aufnahme, wozu sich noch die Architektur als spezifisch römisches Bedürfnis für eine Zeit gesellte, welche „statt der Äcker Häuser und Villen baute." Die „Schulwissenschaften" Varros wurden wohl das grundlegende Werk für die sieben liberales artes des Mittelalters Aus den 9 Disziplinen wurden nämlich Medizin und Architektur als Fachwissenschaften später ausgeschieden.*

Neben diesem Compendium schrieb Varro zahlreiche ausführlichere Werke über die einzelnen Wissenschaften. Die wichtigsten beziehen sich auf die Grammatik im weitesten Sinne des Wortes. Hierher gehören sein großes Werk „Über die lateinische Sprache." u. a. grammatische Werke (über Synonymen, Ursprung der Sprache u. a.), die literarhistorischen Werke (über die Dichter, über Plautus und die dramatische Dichtung, Biographien u. a.); aber auch die antiquarischen und historischen Werke dienen den Zwecken der lateinischen Philologie. Unter ihnen nehmen die großen Werke „Die Altertümer" (antiquitatum libri XLV.), in welchen die menschlichen und göttlichen Dinge sorgfältig behandelt wurden, und die Schrift „Vom Leben des römischen Volkes" (de vita populi Romani) die hervorragendsten Stellen ein. Außer der Grammatik hat er auch die Philosophie, Rhetorik und Geometrie in besonderen Werken behandelt. Die Geometrie zerfiel ihm nach der theoretischen Seite in die κανονικὴ (die sich auf die Ohren bezog, Grundlage der Musik) und ὀπτικὴ (Optik, nebst der Flächen- und Körpermessung), nach der praktischen Seite in die Gromatik oder Kunst und Lehre der Agrimensoren (die sein Werk de mensuris behandelte) und in die Länderkunde oder Geographie, mit der sich ein besonderes Werk „Über die Meeresküsten" beschäftigte.

Weniger gründlich als Varro aber dennoch von größerem Einflusse auf Erziehung und Unterricht in der Folgezeit erwies sich

γγ. Marcus Tullius Cicero[1]).

Cicero ist der Gipfel der Republik, die Blüte der römischen Literatur, der Schöpfer der modernen klassischen lateinischen Prosa. — Er ist

---

[1]) *C. A. Brückner, Leben des Cicero I. Das bürgerliche Privatleben Cicero's. Göttingen, 1852. G. Boissier, Cicéron et ses amis. Paris, 1865, übersetzt von Döhler Leipzig, 1869. — Über seine Philosophie: Kleemann, Cicero's

— wenn auch nicht in der That und durch seine Persönlichkeit, so doch mit seinen Gedanken und durch seine Worte — der wahre und beste Schüler der wahrsten und besten Griechen, des Sokrates besonders und des Platon.[1]) 107 v. Chr. zu Arpinum geboren, verlebte er seine erste Jugendzeit bei seiner Mutter Helvia, die einem angesehenen römischen Geschlechte entstammte, und bei seinem Vater, der nach altrömischer Weise in stiller Ruhe auf seinem Landgute den Wissenschaften huldigte, aber auch mit vielen der edelsten Bürger aus Rom in Verbindung stand. Da der Knabe schon in seiner ersten Jugend außerordentliche Fähigkeiten zeigte, so brachte ihn der Vater nach Rom, wo er durch seine Anlagen wie durch seinen Fleiß die allgemeine Aufmerksamkeit seiner Lehrer und Mitschüler auf sich zog. Er genoß hier als Knabe und Jüngling den Unterricht des Dichters Archias, später den *des Epikureers Phädrus* und des Stoikers Diodotus, in der platonischen Philosophie den des Philon von Larissa. Auch trieb er das Studium der Redner Demosthenes, Lysias und Isokrates, und übte sich schriftlich im Übersetzen griechischer Reden, wie in eigenen dichterischen Versuchen. Nach Weise der Römer ward er in seinem 17. Jahre dem größten Rechtsgelehrten der damaligen Zeit, dem Augur Quintus Mucius Scävola übergeben, einem Manne von hoher Weisheit, reicher Lebenserfahrung und Liebe und Anmut im Umgange. Ihm schloß sich Cicero mit treuester Hingebung an und bei ihm, sowie bei dessen gleichnahmigem Neffen, dem Pontifex Maximus Q. Scävola, erwarb er sich ausgezeichnete Kenntnisse in der Rechtswissenschaft. Um allen Anforderungen eines ächten Römers zu genügen, und weil in Rom weder der größte Feldherr der Beredsamkeit noch der beredteste Redner wenigstens der notwendigsten Kenntnisse des Kriegers und Heerführers entbehren konnte, wohnte er in dem der Republik so viele Gefahr drohenden marsischen Kriege einem Feldzuge bei, um nach Beendigung desselben, unbekümmert um die damaligen politischen Parteikämpfe, bei und mit den im mithridatischen Kriege vertriebenen und in Rom ihr Asyl suchenden griechischen Gelehrten seine Studien

Leistungen in der Philosophie und seine Verdienste um dieselbe. 1851. C. M. Bernhard, de Cicerone Graecae philosophiae interprete. Berlin, 1865. Rud. Hinzel, Untersuchungen zu Cicero's philosoph. Schrift, 3 Thl. Leipzig, 1877—1883.*

[1]) *Drumann hat bekanntlich die Bedeutung des Cicero in der römischen Literatur tiefer herabgesetzt, Mommsen in seiner römischen Geschichte ging noch weiter. Er bezeichnet ihn namentlich in Bezug auf seine philosophischen Werke als Compilator, die Werke selbst als Schreibereien. Cicero bildete sich hauptsächlich in der neueren Philosophie aus und hatte eine Vorliebe für die neue Akademie und den Stoicismus. „Von Platon und Aristoteles hatte er nur geringe Kenntnis." (Teuffel.)*

in der Redekunst und Philosophie fortzusetzen. Dabei besuchte er unausgesetzt das Forum und hörte mit Aufmerksamkeit die Vorträge der berühmtesten Redner, um ihre Stärke und Schwäche ausfindig zu machen, sie unter einander mit dem Ideale eines Redners, das seinem Geiste vorschwebte, zu vergleichen und sich zu belehren, was er leisten könne und müsse, wenn er sie dereinst übertreffen wolle.

Im 27. Lebensjahre trat er bei der Vertheidigung des Sextus Roscius zum ersten Male und zwar mit solchem Erfolge als Redner auf, daß er die Freisprechung seines Clienten und den ungeteiltesten Beifall des ganzen Volkes gewann. In Folge dieser Rede die Rache Sulla's fürchtend, aber auch um seine durch anhaltende Studien geschwächte Gesundheit zu stärken und zugleich in der Fremde neue Studien zu machen, begab er sich kurz nach seinem glänzenden Rednersiege nach Athen, wo er sechs Monate hindurch bei dem berühmtesten Philosophen der älteren Akademie, Antiochos*von Askalon*, *bei dem Epikureer Zenon* und bei dem Rhetor Demetrios seine Studien der Philosophie und Redekunst erneuerte und fortsetzte, zugleich aber die frühere Freundschaft mit einem Jugendgenossen, mit dem römischen Ritter Titus Pomponius Atticus, befestigte. Hierauf fand er in Rhodus den Rhetor Molo, und dieser machte es sich zur besonderen Aufgabe, den so leicht überfließenden Strom der oft in Übertreibung gerathenden Beredsamkeit Cicero's in ein sicheres Bett zu leiten und die wilden Schößlinge seiner Beredsamkeit auszuschneiden. Zugleich knüpfte er in Rhodus einen Freundschaftsbund mit dem Stoiker Poseidonios, dessen Vorträge und Umgang er sorgsam benutzte. Nach zwei Jahren seiner Abwesenheit kehrte er nicht nur geübter, sondern beinahe ganz umgeändert nach Rom zurück. Nicht nur seine Brust war stärker geworden und sein Körper so gekräftigt, daß er die Mitte zwischen zu großer Beleibtheit und Hagerkeit hielt, er hatte fortan auch seine Stimme so sehr in seiner Gewalt, daß seine Rede Mäßigung und Abwechslung besaß. In Folge seines natürlichen Rednertalents und der seltenen Bildung, welche er sich zu eigen gemacht hatte, feierte er in Rom fortan die glänzendsten Erfolge der Beredsamkeit und bahnte sich dadurch, obschon er nur dem Ritterstande angehörte, den Weg zu den höchsten Staatsämtern. In diesen Ämtern bewährte er sich, wie Augustus von ihm sagte, als ein guter Bürger, der aufrichtig sein Vaterland liebt. Als Quästor in Sicilien *(75 v. Chr.)*, — nach dem glorreich geführten Processe gegen den Verres als Aedil, — als Prätor *(66 v. Chr.)* siegreich in der Rede, welche den manilischen Vorschlag, Pompejus

als Feldherrn gegen Mithridates zu wählen, durchsetzte, — als Consul *(63 v. Chr.)* Entdecker und Vernichter der catilinarischen Verschwörung — hatte er so uneigennützig dem Wohle des Staates gedient, daß er sein Consulat mit der Betheuerung: „Ich schwöre, daß ich die Republik gerettet habe!" niederlegen konnte. Hierauf durch Clodius Anklagen freiwillig in der Verbannung, bei der Rückkehr aber von dem Senate an den Thoren Roms begrüßt und in die Stadt geleitet, — begann noch einmal ein ehrenvolles Stadium in seinem öffentlichen Wirken. Er vertheidigte den Milo; er ward vom Senate zum Statthalter von Cilicien *(51—50 v. Chr.)* ernannt; er wurde bei der Rückkehr von Cilicien in Rom ehrenvoll empfangen. Doch von nun ab neigte sich sein Glücksstern. Sein schwankender Charakter und seine Feigheit warfen ihn in den kolossalen Zeiten hin und her, ohne daß er mit Mut und Energie vorwärts zu schreiten vermochte. Er war Anhänger des Pompejus und ward, von Cäsars Schmeicheleien besiegt, Freund Cäsar's. Als er nach dem Sturze Cäsar's als eifriger Republikaner in die Schranken trat, den Tyrannensturz laut vertheidigte und sich öffentlich zum Gegner des Antonius erklärte indeß er sich dem jungen Octavianus zuneigte, — fiel er (43 v. Chr.) durch die Mörderhand des Popilius Länas, den er einst durch seine Beredsamkeit von einer schweren Anklage gerettet hatte, und indeß Antonius die auf Cicero's Haupt gesetzte Summe von einer Million Sesterzen auszahlte, durchstach dessen Gattin Fulvia die Zunge des großen Redners mit Nadeln. Kopf und Hand wurden auf derselben Rednertribüne aufgestellt, von der — wie Livius sagt — Cicero eine Beredsamkeit hatte vernehmen lassen, welche nie eine menschliche Stimme erreichte.

In Cicero vereinigte sich griechisch-harmonische Bildung mit römisch-praktischem Wesen, Meisterschaft im Gebiete des Wissens und eifriges Wirken im öffentlichen Leben, römisches Vorurteil und weltbürgerlicher Sinn, Überzeugung von der nie übertroffenen Hoheit des römischen Volkes und Anerkennung des griechischen Geistes, so daß er erklärte, er habe alles, was er an menschlicher Bildung besitze, dem Platon und Demosthenes zc. zu verdanken, — und aus diesen Gegensätzen, welchen das tiefere, speculative Prinzip und damit die einheitliche Grundlage fehlte, erklärt sich das Schwankende in seinem Charakter, wie sie die Universalität seines Geistes und andrerseits sein Eclecticismus in der Philosophie, der zwar die Weisheit als die Wissenschaft von der Natur und von den Verhältnissen Gottes und der Menschen, so wie von den

Gründen, woraus beide erkannt werden, definiert, der aber nie den Römern verleugnen kann und darum nur das aus den griechischen Systemen aufnimmt, was praktischen Nutzen zu gewähren verspricht,

Seine Ansichten über Erziehung hat Cicero in seinen philosophischen und rethorischen Schriften gelegentlich und mit spezieller Berücksichtigung des Redners vorgetragen.[1]) Er faßt den Menschen als ein vernünftiges und also erziehungsfähiges Wesen. „Der Mensch unterscheidet sich von den übrigen Geschöpfen hauptsächlich dadurch, daß Begierde und Thätigkeit bei diesen nur von den jedesmaligen Eindrücken ihrer Sinne abhängig, und auf den gegenwärtigen Ort und Augenblick eingeschränkt ist, mit weniger Erinnerung des Vergangenen oder Sorge für die Zukunft; während der Mensch durch die Vernunft, mit der er begabt ist, befähigt wird, die Ursachen und Folgen der Dinge zu erkennen, ihre Verkettung und gleichsam ihre Abstammung zu übersehen, ähnliche Gegenstände zu vergleichen und auf diese Weise das Zukünftige an das Gegenwärtige zu knüpfen — sich einen Plan zu seinem Leben zu entwerfen

---

[1]) *Hierher gehören zunächst die Werke „Über den Staat" (de republica) und „Über die Gesetze" (de legibus), Nachahmungen der gleichnamigen Werke Platons. Von dem ersteren ist bloß ein Teil, kaum ein Drittel erhalten, das letztere ist unvollendet. Deshalb vermißt man in ihnen die eingehendere Behandlung der Erziehung, wie sie in den platonischen Werken sich vorfindet. — Die Hauptfrage der praktischen Philosophie behandelte Cicero in den Werken „Über das Übel" (de finibus bonorum et malorum) im Zusammenhange mit den Untersuchungen über das höchste Gut und in den Tusculanischen Disputationen (Tusculanae disputationes), in denen er die Wege darlegt, die zur Glückseligkeit führen. Ihnen schließen sich die Schriften „Über die Pflichten" (de officiis), eine praktische Sittenlehre, und „Über die Freundschaft" (Caelius de amicitia) an, auch das Lob des Alters (Cato maior de senectute) gehört in dieses Gebiet. — Mit der Rethorik befaßen sich die Werke: Über den Redner (de oratore), worin die Bildung zum Redner, die Behandlung des Stoffes, die Form und der Vortrag der Rede dargestellt werden, „der Redner" (orator ad Brutum), worin das Ideal eines Redners entworfen wird, „Brutus, über die berühmten Redner" (Brutus,de claris oratoribus), das eine wertvolle Geschichte der römischen Beredsamkeit giebt, und die Partitiones oratoriae, ein trockener Katechismus der Rhetorik, wozu noch die unreife Jugendarbeit „Über die Erfindung" (de inventione) zu rechnen ist. — Die theoretische Philosophie wurde von Cicero in der „Lehre der Akademie" (Academica) nach seiner Art dargelegt; die wenigen erhaltenen Teile befaßen sich nur mit der Erkenntnislehre und geben eine Geschichte von Sokrates bis Arkesilaos. — Der Religionsphilosophie sind die Werke „Über das Wesen der Götter" (de natura Deorum), „Über die Offenbarung der Gottheit" (de divinatione) und „Über das Verhängnis" (de fato) gewidmet.*

und schon im Voraus dasjenige zu veranstalten vermag, was ihm zur Führung desselben notwendig ist." „Eine andere Eigentümlichkeit unserer Natur ist, daß eben diese Vernunft die Menschen mit Anderen vermittelst der Sprachfähigkeit zu gegenseitiger Mitteilung ihrer Gedanken, und durch gleiche Bedürfnisse zu thätigen Hülfsleistungen verbindet; daß sie ihnen eine noch größere und länger dauernde Neigung gegen die von ihnen erzeugten Wesen einflößt, als die Tiere haben; daß sie sie geneigt macht, nicht nur das Dasein und die Fortdauer aller gesellschaftlichen Verbindungen unter den Menschen zu wünschen, sondern auch selbst Teil daran zu nehmen." „Ein drittes Unterscheidungsmerkmal der menschlichen Gattung ist die Wißbegierde, der Trieb, Wahrheit zu lernen, und die Fähigkeit, sie zu erforschen; mit dieser Neigung zur Wahrheit und Wissenschaft ist die Ehrbegierde, der Trieb nach Vorzug und Herrschaft verbunden, nach welchem jeder von der Natur nicht ganz verwahrloste Mensch niemandem gern gehorcht, wenn nicht dem, der ihn entweder etwas Unbekanntes lehrt und zu einer von ihm noch nie geübten Sache ihm Regeln vorschreibt, oder der ihm zu seinem eigenen Besten mit Recht und nach Gesetzen befiehlt. Dieser Trieb hängt mit der Größe der Seele zusammen und giebt ihr eine Stärke, sich über die Zufälle des menschlichen Lebens zu erheben." „Der letzte große Zug in unserer Natur und die letzte große Wirkung der Vernunft ist, daß unter allen Geschöpfen der Mensch allein empfindet, was Ordnung ist, daß er allein einen Begriff von Anstand und Schicklichkeit hat, allein eine gewisse Regel für seine Reden und Handlungen kennt. Selbst in den sichtbaren Gestalten der Dinge wird kein anderes Geschöpf von Schönheit, Anmut oder Übereinstimmung der Teile gerührt." Das höchste aber im Menschen ist die Vernunft. „Im Menschen wohnt eine Kraft die ihn zum Guten aufruft und vom Bösen abschreckt; diese Kraft ist nicht nur älter, als alle menschliche Gesellschaft, sondern so alt, als die Himmel und Erde beschützende und regierende Gottheit. Denn die Vernunft ist eine wesentliche Eigenschaft des göttlichen Wesens, und diese göttliche Vernunft bestimmt in uns notwendig, was Recht und Unrecht ist. Dieses Gesetz der Vernunft wird nicht erst dann Gesetz, wann es geschrieben steht, sondern ist es schon von seiner Entstehung an; entstanden aber ist es mit der göttlichen Vernunft selbst." „Glaube also an das Göttliche in Dir, wenn anders das göttlich ist, was lebt, empfindet, was Besinnungskraft und die Gabe der Vorsicht besitzt, was diesen Körper so lenkt,

regiert und bewegt, wie der höchste Gott die Welt. Erhebe Dich darum und halte dafür, daß nicht Du sterblich seist, sondern dieser Leib; denn nicht Du bist es, den diese Gestalt anzeigt, sondern der Geist eines jeden ist sein eigentliches Selbst, und nicht die Figur, welche mit dem Finger gezeigt werden kann." „Auch nicht durch blinden Zufall, oder auf ein Ungefähr sind wir geschaffen, sondern gewiß sorgt ein höheres Wesen für das Menschengeschlecht. Und dieses Wesen könnte etwas schaffen oder erhalten, was dazu bestimmt wäre, nachdem es alle Mühseligkeiten erschöpft hätte, dann erst noch in ein nie endendes Übel des Todes zu stürzen? Nein, vielmehr dürfen wir uns überzeugt halten, daß es einen bereiteten Hafen, einen gewissen Zufluchtsort für uns giebt. Und werden wir auch durch widrige Winde eine Zeit lang von ihm zurückgeworfen, so kommen wir doch notwendig nur etwas später, wieder dahin. Kann aber, was für Alle unvermeidlich ist, ein Unglück für einen Einzigen sein?"

Die Erziehung ist die Vollendung der von der Natur verliehenen Anlagen um so notwendiger, als der Mensch auf der Stufenleiter der uns bekannten Natur die erste Sprosse behauptet und die hohen Vorzüge des Geistes und in demselben die Vernunft, auf welche sich die Tugend als die Vollendung der Vernunft stützt, eine sorgfältige Entwicklung fordern. Welch' größeres Geschenk kann man daher dem Staate machen, als wenn man für die Belehrung und Unterweisung der Jugend Sorge trägt? Je größer die Verschiedenheit der einzelnen Menschen und der Wechsel der Meinungen ist; um so notwendiger bleibt es, daß die Keime des Guten frühzeitig geweckt, gestützt und gepflegt, die Keime des Bösen aber unterdrückt und ausgerottet, insonderheit der Vergnügungssucht vorgebeugt und ein ernster Sinn geweckt werden.

Der Lehrer muß mit der rechten Milde, Strenge und Gerechtigkeit zu seinen Schülern treten. Die Bestrafung der Kinder soll durch Wort und That geschehen. Die Zucht darf weder zu mild, noch zu hart sein. Wie die Gelindigkeit und Sanftmut nicht die in der Handhabung der Gesetze nötige Strenge verhindern, so darf die Bestrafung, mag sie in Worten oder Thaten bestehen, nichts Beschimpfendes in sich haben. Dabei muß die Strafe der Schuld angemessen und in gleichen Fällen immer gleich sein. Auch muß man sich hüten im Zorne zu strafen. Denn mit einem aufgebrachten Gemüte ist es unmöglich, die glückliche Mitte zwischen dem zu Viel und dem zu Wenig zu treffen. Selbst wenn man verweisend in einem heftigen Tone und mit nachdrücklicheren Worten redet, muß immer sichtbar

sein, daß wir nicht deswegen Vorwürfe machen, weil wir aufgebracht sind. Wir müssen vielmehr zu Verweisen, sowie die Ärzte zum Schneiden und Brennen bei ihren Kranken, ungern, selten und niemals anders unsere Zuflucht nehmen, als wenn es durchaus notwendig, und jedes andere Mittel für zu schwach befunden worden ist. Der Andere muß gewahr werden, daß das Bittere und Unangenehme, was in unsern Vorstellungen liegt, uns selbst eine Überwindung gekostet hat, zu der wir uns nur um seines Besten willen haben entschließen können.

Zur Entwicklung des sittlichen Lebens ist die Religion von höchster Bedeutung. Die Feststellung derselben vermag am meisten den Staat zusammenzuhalten, und die Bürger müssen sogleich von Anfang an die Überzeugung hegen, daß die Götter die Herren und Lenker aller Dinge sind und jedes Menschen Handlungen, Gedanken und Gefühle durchschauen. Sind solche Grundsätze dem Verstande eingeprägt, so wird der Mensch durch Anschauung der göttlichen Weisheit in der Weltordnung vor törichter Anmaßung bewahrt und durch die Scheu vor göttlichen Strafen, vor Frevel und Übermut geschützt werden.

Die Erziehung soll mit der ersten Kindheit beginnen. Als Kind liegt der Mensch da, als wäre er ohne Geist. Allein bald erwachen die Sinne. Das Kind richtet sich empor, macht von seinen Händen Gebrauch, beginnt die zu erkennen, die es umgeben und pflegen, schließt sich später den Altersgenossen an, ergötzt sich vielfach und nicht ohne Anstrengung so sehr an Spielen, daß es keine Strafe davon abschrecken kann, beweist sich gegen andere Kinder gefällig, beginnt die ersten Versuche des Nachdenkens, lernt sich immer mehr von anderen Wesen unterscheiden, erreicht das Gefühl des Selbstbewußtseins und wird um so stärker vom Thätigkeitstriebe angestachelt, je edler die Abstammung und je angemessener die Erziehung ist, dergestalt, daß selbst die sinnliche Genußsucht bei dem Strebsamen zurückgedrängt wird. — Bei dieser Erziehung sollten dem Kinde nur solche Spiele gestattet werden, die mit einer guten Aufführung bestehen können. Besonders wichtig auch ist die Umgebung des Kindes, da ihm eine nicht genug zu beachtende Lebendigkeit und Empfänglichkeit innewohnt und es dem nachahmt und annimmt, was es sieht, und wovon es umgeben ist.

Bei der weiteren Entwicklung des Kindes ist auf die Cultur des Gedächtnisses besondere Aufmerksamkeit zu verwenden. Es sind in dieser Absicht Stellen aus den griechischen und römischen

Schriftstellern auswendig zu lernen. Denn wenn auch die Reife des Alters noch fehlt, so ist es doch nicht ohne Nutzen, wenn vor den Ohren die Aussprüche weiser Männer ertönen, und wenn die Kinder einzelne poetische Stellen, natürlich solche, deren Inhalt für sie paßt, auswendig lernen und im Munde führen. Zugleich sind die Hülfsmittel der Mnemonik anzuwenden. Denn besitzt dieselbe auch keineswegs eine schaffende Kraft, so läßt sich ihr doch ein das Gedächtnis stärkender Gewinn nicht absprechen, da die sinnlichen Eindrücke, besonders des Gesichts, am stärksten in der Erinnerung haften und es durchaus unwahr ist, daß das Gedächtnis durch die Last der Bilder unterdrückt werde.

Hat der Knabe sich zum Jüngling entwickelt, so muß er seinen Beruf wählen, der dem entsprechen soll, was ihm eigentümlich und nicht an sich fehlerhaft ist. Denn die vornehmste Pflicht ist, nichts zu thun, was der allgemeinen Natur des Menschen widerspricht; die zweite, unserer besonderen Natur zu folgen. Dies letztere geht so weit, daß, wenn wir an Anderen etwas an sich Vollkommeneres und Edleres bemerken, wir doch unser Betragen nicht sogleich darnach umbilden, sondern dies immer nach dem Maßstabe unserer Natur abmessen müssen. Das allein steht einem jeden am Besten, was ihm am Eigentümlichsten ist. Es ist also eine allgemeine Pflicht, die natürlichen Anlagen seines Geistes zu untersuchen und sich zu einem genauen Richter seiner Stärke und Schwäche, seiner guten und schlechten Sitten zu machen. Wir würden sonst in der wichtigsten Sache weniger Klugheit beweisen, als die Schauspieler bei einer unbedeutenden. Diese erwählen sich nicht die Rollen, welche an und für sich die schönsten, sondern welche ihnen die angemessensten sind. Also, worin wir von Natur das meiste Geschick haben, daraus müssen wir unsere Hauptbeschäftigung machen. Ob wir Könige, Fürsten, Befehlshaber, ob wir von hoher Geburt, reich, mächtig sein, oder ansehnliche Ehrenstellen bekleiden sollen, das hängt vom Zufall ab und wird bestimmt durch die Umstände, unter denen wir geboren werden, und durch die Veränderungen, welche sich während unseres Lebens ereignen. Was wir aber selbst in der Welt vorstellen, welchem Geschäfte wir vorstehen, nach welchen Regeln wir unsere Lebensart einrichten wollen, das hängt von unserem Entschlusse ab. Deshalb wenden sich einige zur Philosophie, andere zur Rechtskunde, noch andere zur Beredsamkeit; und auch in Rücksicht auf die Tugenden selber wollen sich die einen lieber in dieser, die anderen in jener auszeichnen, wobei jedoch stets das Ehrenvolle und Wohlanständige im

Auge behalten und der Grundsatz festgehalten werden muß, daß alles Anständige sittlich und alles Sittliche anständig ist. Also muß jeder seinem Charakter soviel als möglich getreu bleiben, — nicht den Fehlern, sondern den Eigentümlichkeiten desselben. Nichts gegen den Willen der Minerva, das heißt gegen ihre Natur und ihr zum Trotz Unternommenes, steht wohl.

Im Allgemeinen müssen sich die Jünglinge vor Unmäßigkeit hüten, der Sittsamkeit eingedenk sein, ältere Leute achten und sich die Besten und Gerechtesten von ihnen auswählen, um sich ihrem Rate und ihrer Leitung anzuvertrauen. Hauptsächlich aber muß dieses Alter fern von sinnlichen Genüssen gehalten werden; es muß vielmehr Geist und Körper zur Ertragung von Anstrengungen und zur Geduld üben, um sowohl im Kriegs- als im bürgerlichen Dienste mit reger Thätigkeit wirken zu können. Insbesondere ist die Nährung des Ehrtriebes und der Ruhmbegierde als Hauptmittel der Erziehung bei denen zu betrachten, welche dereinst an der Spitze eines Staates zu stehen bestimmt sind.

Beim Redner wird neben Naturanlage und Talent möglichst gründlicher Unterricht gefordert. Bei der Auffassung der übrigen Künste ist es hinlänglich, nur einem Menschen ähnlich zu sein, um das, was gelehrt wird, mit dem Geiste aufzufassen und im Gedächtnis behalten zu können. Da fragt man nicht nach Beweglichkeit der Zunge, nicht nach Geläufigkeit des Ausdrucks, nicht nach dem, was wir uns nicht geben können, nach Gestalt, Miene, Wohlklang. Vom Redner aber muß man die Schärfe der Dialektiker, die Gedanken der Philosophen, so zu sagen die Ausdrucksweise der Dichter, das Gedächtnis der Juristen, die Stimme tragischer Schauspieler, die Gestikulation fast der größten *Schauspieler* verlangen. Daher giebt es auch in der ganzen Welt nichts Selteneres, als einen vollkommenen Redner. Die künstlerische Unterweisung kann hier nur das im Innern Liegende hervorrufen. Das schönste Verfahren zur Bildung des Redners läßt sich bei den Jünglingen anwenden, welche die Natur mit reichen Anlagen ausgestattet hat, sei es auch, daß diese oft übersprudeln. Ja, es ist angenehm, solches Gefühl geistiger Fruchtbarkeit zu finden. „Wie nämlich bei den Weinstöcken vielmehr die, welche sich zu weit ausgebreitet haben, kurz gehalten, als beim Mangel der innern Kraft neue Reben durch Anbau hervorgebracht werden, so sehe ich es auch lieber, bei einem Jünglinge etwas beschneiden zu können. Einen solchen Jüngling, wenn er zugleich ein edler Mensch ist, ermuntere ich dringend zu eifriger

Betreibung der Studien, während ich den, der es bei allem Fleiße nur zur Mittelmäßigkeit bringen zu können scheint, mehr seinen Neigungen überlasse und erst dann erinnere, sich zusammen zu nehmen oder ein anderes Studium zu erwählen, wenn er seine gänzliche Abneigung zu erkennen giebt und sich dabei ungehörig benimmt." Zu seiner Ausbildung hat der künftige Redner Redeübungen aus dem Stegreife anzustellen. Wichtig auch ist ein fleißiges Niederschreiben der Gedanken, indem sich die Gesichtspunkte dadurch erst in voller Klarheit dem Geiste darstellen und man gerade durch Schreiben die Vollendung der Wortstellung und den oratorischen Numerus erreicht, welcher von einem guten Redner gefordert wird. Vor Allem muß der, der einst als Redner auftreten will, im Knabenalter eine edle und freie Erziehung genossen haben, lebendigen Eifer besitzen, durch natürliche Anlagen unterstützt werden, geistig *geweckt* und vielseitig in Erörterung allgemeiner Streitfragen geübt sein. Auch muß er sich die geschmackvollsten Schriftsteller und Redner zum Verständnis und zur Nachahmung auswählen. So wird er in der That nachher nicht erst seinen Lehrer fragen müssen, wie er die Worte ordnen und recht hervorheben soll; er wird vielmehr ohne Führer, nur durch eigene Anlage, wenn diese geweckt ist, mit dem rechten Gedanken das rechte Wort treffen und das Ganze gehörig ordnen.

Außer der künstlichen Unterweisung und der natürlichen Anlage muß sich der Redner einen Schatz nützlicher Kenntnisse auf allen Wissensgebieten erwerben; er muß in der Rechtswissenschaft, in der Geschichte und Philosophie heimisch sein. Durch Anschauung großer Muster muß er den Geist erheben und bilden, das Herz veredeln, den Willen kräftig anspornen und auf edle Zwecke lenken. Genaue Kenntnis der römischen Geschichte ist ihm besonders notwendig, damit das Staatsgebäude nicht wie der platonische Staat auf subjektive Voraussetzungen basiert, sondern auf fester Grundlage aufgeführt werde. Die Philosophie ist für ihn das wichtigste Studium: sie ist eine Schule der Tugend. „Bei den Göttern! was ist wünschenswerter als Weisheit? Was vorzüglicher? Was für die Menschen würdiger? Sucht man geistige Unterhaltung und Erholung von Sorgen; hält eine andere den Vergleich mit den Studien der Philosophie aus, die immer etwas, was auf glückliches Leben Bezug hat, in Untersuchung zieht? Oder nimmt man auf Gleichmäßigkeit im Leben und Tugend überhaupt Rücksicht, so ist entweder dies die Kunst, durch welche wir beides

erlangen, oder es gibt keine dafür. Wenn es aber nur irgend eine Schule der Tugend gibt, wo soll man sie suchen, als in dieser Gattung des Wissens?"

Das Studium der griechischen Sprache endlich ist — nach Cicero — für den Redner von großer Bedeutung. Darum trug er seinem Sohne die Lehren der Beredsamkeit griechisch vor und riet ihm dringend, die griechische mit der lateinischen Sprache nicht blos in der Philosophie, sondern auch in der Redekunst zu verbinden, wie er es selbst immer zu seinem Nutzen gethan habe.

Den Wert der Naturwissenschaften kennt der im Staatsleben aufgehende Römer nicht, und auch Cicero findet die Erkenntnis aus der Betrachtung der Natur mangelhaft und unvollkommen, wenn sie nicht in Handeln übergeht. „Denn wer ist so leidenschaftlich bei Behandlung und Betrachtung der Natur, der nicht, wenn ihm während der Behandlung und Betrachtung selbst der wissenswertesten Gegenstände plötzlich die Nachricht zukäme, sein Vaterland, sein Vater oder sein Freund schwebe in Gefahr, alle jene Untersuchungen von sich wenden würde, sei es auch, daß er die Sterne zu zählen oder die Größe des Weltalls auszumessen vermeinte?"

Mit Pythagoras, Platon und Aristoteles setzt Cicero das Studium der Politik über das Jünglingsalter hinaus an das Ende aller übrigen Studien. Hier stehen dem Jünglinge viele Gefahren bevor, und nur der wahrhaft Weise vermag die drohenden Klippen zu umschiffen. „Durch Verblendung verführt, haben Menschen, sogar indem sie nach etwas strebten, was vortrefflich war, aber nicht wußten, wo dies zu finden und wie es beschaffen wäre, einesteils ihre Staaten zu Grunde gerichtet, anderenteils ihren eigenen Untergang herbeigeführt."

Die griechische Gymnastik verwirft Cicero. „Wie ungereimt war die Übung der Jugend in den Gymnasien. Wie unbeschränkt waren unzüchtige Berührungen und Liebesverhältnisse geduldet! Ich will nicht sagen bei den Eleern und Thebanern, bei denen unter Freigeborenen die wollüstigen Begierden weder beschränkt noch verboten sind. Selbst die Lacedämonier, welche in der Knabenliebe, außer der Unzucht, Alles erlauben, umgeben diese Ausnahme nur mit einer geringen Schutzwehr, denn sie gestatten die Umarmung."

So die Erziehungsansichten des vielseitigsten Römer's in der Blütezeit römischer Literatur. Er gibt kein pädagogisches System; nur (— mit Ausnahme der Forderungen an den Redner, die er im Zusammenhange darzustellen sucht —) zerstreute Bemerkungen, die

jedoch von der Einsicht eines praktischen Geistes in das Wesen der Erziehung und des Unterrichts zeugen und die vor allem zeigen, was einer der größten wissenschaftlichen Geister jener Zeit zur Heilung und Stärkung derselben für nötig hielt.

d) Die Erziehung in der Kaiserzeit, dem Greisenalter Rom's.

a) Erziehung und Unterricht in der Praxis.

Das prophetische Wort Vergil's an dem Grabhügel der zu Philippi Erschlagenen macht die Vorbereitungen zu seiner Erfüllung:

Siehe, dereinst wird kommen der Tag, wo in jenen Bezirken
Mit gebogenem Pfluge, die Erde aufrüttelnd, der Landmann
Römische Speer' auswühlt, von schartigem Roste benaget,
Oder mit schwerem Karst' hochklingende Helme hervorschlägt,
Und die großen Gebein' anstaunt aus durchlöcherten Gräbern! —

Die Republik ist zum Schatten geworden. Aus der Verfassung ist der Geist gewichen. Der Senat ist ohnmächtig. Selbst die praktische Tüchtigkeit, die geistige Feinheit und die todesverachtende Energie, die in der Zeit der großen Bürgerkriege, gegenüber der Ausschweifung und Sittenlosigkeit, imposant und imponirend aufgetreten war, hatte ihr letztes Herzblut bei Philippi vergossen. Es stehen sich nur noch beispiellose Nichtswürdigkeit römischen Pöbels und unersättlicher Ehrgeiz und Raubsucht römischer Vornehmen gegenüber. Darum ist die Herrschaft Rom's so interesselos geworden, daß der Übergang von der republikanischen zur monarchischen Verfassung kaum bemerkt wird, zumal da Augustus den Schein des Republikanismus bestehen läßt, um desto sicherer über den neuen Geist zu täuschen.

Es war nur die allmähliche Fortentwickelung des römischen Staates und doch ein Neues, was mit dem Kaiserthum auf- und eintrat. Mit dem Einen Herrn war die Herrschaft der vornehmen römischen Familien, die Herrschaft der ewigen Stadt, die Herrschaft Italiens gebrochen und in dem Weltreiche aufgehoben. Alles Aristokratische war untergegangen, und wie die einzelnen Personen nur noch Untertanen waren, so war Italien nur noch eine Provinz neben anderen Provinzen, Rom nur noch eine Stadt neben anderen Städten.

Bei solcher allgemeinen Centralisation verschwand geistig auch alle Originalität. Zwar erreichte noch und erst unter Augustus Rom wie seine größte Macht nach Außen, so seine höchste Bildung im

Innern. Die 52 Provinzen des Reiches, das sich vom atlantischen Ocean bis zum Euphrat und von der Donau und dem Rhein bis zum Atlasgebirge und den Wasserfällen des Nils erstreckte, wurden durch Heerstraßen, mit Meilensteinen versehen, verbunden. Rom selbst war mit Tempeln, Theatern und Bädern geschmückt, so daß Augustus sagen konnte, er habe ein ziegelsteinernes Rom angetroffen und hinterlasse ein marmornes. Kunst und Literatur blühten unter seiner Begünstigung in so hohem Grade, das man die augusteische Periode das goldene Zeitalter genannt hat. Aber doch war die individuelle Originalität in allgemeiner Scheinbildung untergegangen, weil alle freiwillige Thätigkeit zu einer befohlenen geworden war, auch nichts seinen Zweck in sich, sondern nur in seinem praktischen Werte hatte. Selbst die Männer der Wissenschaft und die Beförderer derselben, Mäcenas, Messala, Asinius Pollio ꝛc. wurden nur zur Verherrlichung des Hofes verwendet, und die Dichter konnten, von der Sonne des Hofes geblendet, nur Werke in schwülstigen Declamationen und mit verschrobenem, oder leichtfertigem und unsittlichem Inhalte zeugen, sowie mit Gelehrsamkeit prahlen (— Ovid in den Heroiden, in den Metamorphosen ꝛc. —), oder im grellsten Widerspruche mit der Gegenwart mit dem Alterthümlichen und mit den einfachen Naturzuständen kokettiren (— Vergil in den Idyllen, in der Aeneide ꝛc. —), oder in allgemeinen Sentenzen Einfachheit mitten in den Genuß, Enthaltsamkeit in die Schwelgerei hineinreflectiren wie Horaz, oder, wie Juvenal und Martial u. a. das allgemeine sittliche Verderben mit brennenden Farben malen, damit aber nur, weil sie selbst, wie ihre Zeitgenossen, durch die allgemeine Krankheit angesteckt waren, wollüstig reizen, statt durch sittlichen Ernst zu bessern.

Die Kunst war zur Dienerin des Luxus und der Mode herabgewürdigt. Die Künstler war Handwerker geworden. Wie in der Poesie die leere Form ohne Inhalt, so bewunderte man in der Plastik nicht die schöne Form, sondern die Kostbarkeit des Materials. Man baute Paläste, deren Umfang Seneca mit Städten vergleicht, zu denen man aus Griechenland, Ägypten und Numidien den Marmor und Porphyr holte, deren Dächer vergoldet und mit Goldblech belegt, die Wände und Decken mit Marmor, die Fußböden mit der schönsten Mosaik ausgelegt waren.

Die Religion[1]) schwankte, wie in den letzten Jahrhunderten

---

[1]) Vergl. Schmidt Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit im 1. Jahrhundert der Kaiserherrschaft. Berlin 1847. W. E. H. Lecky, Sittengeschichte Europas von Augustus bis Karl dem Großen übersetzt von Dr. N. Jolowitz. Leipzig und Heidelberg. 1870 und das bereits citirte Werk von Friedländer.*

der Republik, zwischen Aberglauben und Unglauben. Augustus trat zwar dem äußerlichen Verfall des Cultus entgegen, indem er selbst das oberste Pontificat übernahm und in großartiger Weise für die Herstellung der Heiligtümer sorgte. Auch bestand der Staatscultus noch bis zum entschiedenen Siege des Christentums fort; aber nur die nicht reflektierende Masse vermochte die wiedersinnige Häufung und Vermischung der Culte zu ertragen, in denen neben den griechischen und römischen Gottheiten die Isis und der Serapis der Ägypter, der Baal und die Astarte der Phönizier, der Mithras der Perser, sowie der Jehova der Juden verehrt wurden, und demgemäß Alexander Severus die Stifter aller Religionen in seiner Hauskapelle aufstellte, sodaß neben Orpheus und Apollonius von Tyana auch Abraham und Christus Platz fanden. Die Gebildeten und Denkenden suchten eine Lösung der Widersprüche und eine Vergeistigung der Formen, indem sie entweder die verschiedenen Götter für Ausdrücke ein und desselben göttlichen Wesens (— Zeus, Hades, Serapis und den Sonnengott für einen und denselben Gott —) erklärten, oder die Götter des Volksglaubens als Wesen auffaßten, die zwischen der Schöpfung und der höchsten Gottheit in der Mitte ständen, oder endlich gegen allen Götterglauben *ablehnend* sich verhielten. Zu Ciceros Zeit schon war die Meinung allgemein, daß der Philosoph an keine Götter glaube. Vespasianus rief im Sterben: „Wehe mir, ich soll ein Gott werden!" Zur Zeit des Unglücks von Pompeji vernahm man Stimmen aus den Haufen der Flüchtigen, welche erklärten, es gäbe keine Götter. Dicht daneben bestand der größte Aberglaube: Viele bildeten sich n, es wäre möglich, die Götter in irgend einer Weise durch gewisse Zaubermittel in ihre Naturen einzuschließen. Vornehmlich fielen auch die Frauen dem thörichten Aberglauben anheim. Wahrsagerei, Zeichen- und Sterndeuterei, Geisterbeschwörung, Giftmischerei und Zauberei, darin suchte man Ersatz für die verschwundene Religion und zugleich Trost für das schwerbeladene Gewissen.

Denn furchtbar krank war der alterssiche römische Körper im sittlichen Leben. Herrscher und Beherrschte (— Nero war nicht schlechter als sein Rom —) waren gleich sehr von der allgemeinen Sittenverderbnis ergriffen. Die Verschwendung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Dem Hirtius kostete die Erhaltung seiner Fischteiche jährlich über eine halbe Million Mark. Der Redner Hortensius ließ seine Bäume mit Wein begießen, und seine Erben fanden nach seinem Tode 10,000 Eimer Chier. Vitellius brauchte während der

acht Monate seiner Regierung 144 Millionen Mark; er hielt täglich vier große Mahlzeiten, zu denen er den Magen durch Brechmittel leerte. An die Stelle der alten römischen Ehrenhaftigkeit trat eine feile, nichtswürdige Gesinnung, der jedes Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke gleich und recht war. „Geld müßt ihr suchen vor Allem, baares zuerst, dann Tugend"; — das war das Losungswort. Ehre, Recht und Menschlichkeit waren im Römergeiste erstorben. Die römische Welt war, wie Seneca sagt, dem Helden Homers ähnlich, der in der Unruhe der Krankheit bald aufrecht steht, bald sitzt. Rom war einem Gladiator ähnlich, der, nachdem er alle seine Gegner besiegt hat, endlich sein Schwert gegen sich selbst kehrt. Die Erde — ruft bei solchem Anblicke Juvenal aus — nährt nur noch böse und feige Menschen, und jeder Gott, der sie ansieht, lacht über sie und haßt sie. Der sklavische Senat gab den größten Schandthaten der Despoten seine Zustimmung. Die entarteten Vornehmen wetteiferten unter kriechenden Schmeicheleien, den Herrscherlaunen ihren Beifall zu bezeugen. Der nichtswürdige Pöbel erhob die Tyrannen zu Göttern, wenn sie seinen Müßiggang und seine Arbeitsscheu durch Austeilung von Brot und durch blutige Fechterspiele unterstützten. Und während der große Haufe an dem ausgeteilten Getreide seinen Hunger stillte und an den verschiedensten Spielen seine Vergnügungssucht befriedigte, praßten die Reichen in den nicht sowohl wohlschmeckendsten, sondern kostbarsten und sonderbarsten Gerichten: sie lösten Perlen in Essig auf und tranken sie; Heliogabalus mischte seinen Gerichten kostbare Steine und Perlen bei; Commodus ließ zwei mit Senf übergossene Bucklige auf einer großen silbernen Schüssel auftragen 2c. Nur das Küchengeschirr war von Silber, das Tafelgeschirr von Gold; ja selbst goldene Becher wurden für gemein gehalten, wenn sie nicht mit seltenen Steinen und Gemmen verziert waren. Schauspieler, Sänger, Hausphilosophen, lustige Zwerge beiderlei Geschlechts, Vielfresser und Gladiatoren mußten daneben mit ihren Talenten die Gäste unterhalten, welche, die Gegenteile der alten Römer, bleich, aufgedunsen, mit dicken Bäuchen mit zitternden, von der Gicht verzogenen Händen und schlotternden Knien, als Jünglinge schon Greise, die Folgen ihrer Schlemmereien mit sich herumtrugen.

Die Kaiserzeit ist ein Gemisch von Lust und Blut. Die Wollust hat immer die Grausamkeit im Gefolge. Tacitus berichtet, ein Römer seiner Zeit habe eine Orgiennacht mit dem Morde der Buhlerin, die darin die Hauptrolle gespielt hatte, beschlossen. Die Buhlerinnen

wohnen nahe an der Arena, deren Sand das in Strömen vergossene Blut der Gladiatoren trinkt. Das größte Vergnügen ist, sterben zu sehen. „Man findet, sagt Seneca, eben so viele Laster als Menschen. Alles ist voll von Verbrechen und Lastern; die Schamlosigkeit zieht durch das Volk und gewinnt so sehr die Herzen Aller, daß die Unschuld nicht allein selten ist, sondern daß es gar keine mehr gibt.“ Das Weib war nach dem Ausdrucke Martial's gesetzlich eine Ehebrecherin (Adultera lege est). Das Weib wetteiferte mit dem Manne in der Zuchtlosigkeit. Nicht zufrieden, Liebhaber ihres Standes zu haben, sucht sie die Patricierin in der Hefe des Volks, unter den Sklaven und Gladiatoren (in extrema plebe). Juvenal zeichnet die Schamlosigkeit des Weibes jener Zeit, indem er zeigt, wie sie lachend am Altare der Scham vorübergeht. (Sat. 6).

Mit dem Verfall der allgemeinen Sittlichkeit löste sich die Familie, die erste und wichtigste Stätte der Erziehung förmlich auf. Vergebens waren die zahllosen Polizeigesetze aus den Zeiten des Augustus bis auf Septimius Severus gegen die Ausschweifung der Geschlechter. Die ehelichen Bande zerrissen. Das weibliche Geschlecht erlag der Sinnlichkeit eben so wie das männliche und ergab sich allen möglichen Lastern. Wahrhaft edle Frauen und Jungfrauen gehörten zu den Ausnahmen. Ehebrüche waren eben so allgemein und ungestraft, als Ehescheidungen. Liebhaber wie Buhlerinnen wurden öffentlich unterhalten. Die Messalina, die Tochter des Messala Barbatus, die Gemahlin des Kaisers Claudius, die alle zum kaiserlichen Hofe gehörigen Männer, Officiere, Soldaten, Sklaven und Schauspieler zu Geliebten hatte und andere edle Römerinnen bei Todesstrafe zwang, in ihrer Gegenwart ähnlichen Ausschweifungen sich zu überlassen, war nicht das einzige weibliche Ungeheuer dieser Zeit. Schwiegermütter verführten die Männer ihrer Töchter, und abgelebte Mütter verkauften ihre eigenen Kinder an die Buhler ihrer verblichenen Reize. *Namentlich trugen die Verlockungen der Schauspiele zur Entsittlichung der Frauen bei. Im Circus saßen sie unter den Männern, da fanden leicht Annäherungen beider Geschlechter statt. Aber auch mit den Künstlern, mochten sie nun Gladiatoren, Schauspieler, Sänger oder Musiker sein, knüpften römische Damen Liebesverhältnisse an. Besonders beliebt waren Pantomimentänzer, welche durch ihre verführerischen Bewegungen sich die Gunst der höchstgestellten Frauen erwarben. In gleicher Weise wirkten die Gastmähler verderbend auf die Sitten der Männer und Frauen ein. Unzüchtige Gesänge und obscöne Theaterscenen regten die Sinne

auf. Überdies traten* Tänzerinnen mit gekräuseltem Haar auf, die durch ihre mimischen Darstellungen Alles ausdrückten, was die Sinnlichkeit nur vorzuphantasieren vermochte.[1]) *Wenn schon im vorigen Zeitraum häufig Ehescheidungen vorkamen, so wurden sie in

---

[1]) *Um billig zu sein, müssen wir auch der Beispiele von ehelicher Treue und Hingebung gedenken, welche uns grade aus der Zeit der ausschweifendsten Sinnlichkeit erhalten sind. Auf vielen Denkmälern zeigt sich die innige Liebe, welche die Gatten im Leben verband. So klagt ein Mann in einer Inschrift beim Tode seiner Gattin: „Sie war mir mehr als mein Leben." Ein anderer rühmt an seiner Frau: „Sie war gut und schön, eine fleißige Spinnerin, fromm, züchtig, wirtlich keusch und häuslich." Häufig findet man den Nachruf: „Nie hab' ich einen Schmerz von ihr erfahren, als durch ihren Tod." Eine Frau kennzeichnet kurz die Aufgabe ihres Lebens: „Von meinem Leben habe ich genug gesagt; ich habe mich wohl bewährt, da ich die Zufriedenheit eines guten Mannes erworben." Eine andere klagt bei dem Tode ihres Mannes: „Was ich hoffte, daß nach meinem Tode mir von meinem Gatten geschehen sollte, daß habe ich Unselige jetzt an seiner Asche gethan!" Zahlreiche Beispiele edler Frauen sind bei den römischen Schriftstellern, überliefert. Als solche erscheinen Marcia, die Freundin, Helvia die Mutter und Paulina, die Gattin Senecas. Die zuletzt Genannte bestand darauf, mit ihrem Manne zugleich zu sterben, und öffnete sich die Adern. Sie wurde zwar ins Leben zurückgerufen, lebte aber kurze Zeit in löblicher Erinnerung an ihren Gatten, so leichenblaß an Gesicht und Körper, daß man sah, ein großer Teil ihrer Lebenskraft sei ihr entzogen." Suetonius berichtet von einer edlen Frau Mallonia, daß sie sich den Dolch ins Herz stieß, um sich den Lüsten des Tiberius zu entziehen. Vielgerühmt ist der aus den Briefen des Plinius bekannte Heroismus der Arria, der Gemahlin des Pätus. Ihr Gemahl und ihr Sohn lagen zu gleicher Zeit sehr schwer krank darnieder. Der Sohn starb, und Arria trug ihn zu Grabe, ohne daß es der Vater erfuhr. Seine Fragen beantwortete sie mit erheuchelter Ruhe; verließ sie aber das Krankenzimmer, da ließ sie ihren Klagen und ihren Thränen freien Lauf. Als ihr Mann, einer Verschwörung angeklagt, aus Illyrien nach Rom gefangen geführt und ihr verweigert wurde, ihn zu begleiten, fuhr sie ihm in einem gemietheten Kahne nach. Als Pätus dazu verurteilt wurde, sich selbst den Tod zu geben, fürchtete man, daß sie ihn nicht werde überleben wollen. Deshalb beschwor sie ihr Schwiegersohn Thrasea sich zu erhalten und sagte unter anderem: „Wünschtest du denn, daß deine Tochter mit mir sterbe, wenn ich sterben muß?" Ihre Antwort war: „Wenn sie so lange und so einträchtig mit dir gelebt hat, wie ich mit Pätus, ja!" Durch diese Antwort genötigt bewachten sie die Ihrigen um so sorgsamer; aber sie rannte mit solcher Gewalt ihre Stirn gegen die Wand, daß sie besinnungslos zusammenstürzte. Zum Leben zurückgebracht, sprach sie: „Ich habe Euch gesagt, daß ich einen Weg zum Tode finden werde, einen schweren, falls ihr mir einen leichteren versagen würdet." Man unterließ nun jeden Versuch, sie am Leben zu erhalten. Ihr Tod ist das denkwürdigste Beispiel von dem Heroismus der Liebe des Weibes. Als ihr Gatte zauderte sich zu tödten, stieß sie sich zuerst den Dolch in die Brust und reichte ihn vom Blute triefend dem Gatten mit den Worten: „Pätus, es schmerzt nicht!" So wie sie, bewährten sich auch ihre Tochter, die jüngere Arria, und ihre Enkelin Fannia als hingebende Frauen, die den Tod und die Verbannung aus Liebe zu ihren Gatten nicht scheuten.*

der Kaiserzeit geradezu modern.* Seneca erzählte von einem Weibe, welches die Jahre nicht nach den Jahren der Consuln, sondern nach ihren Männern zählte; *Martial spottet, daß Frauen in 30 Tagen 10 Männer haben, und der heilige Hieronymus versicherte, eine Frau zu kennen, die an 23 Männer verheiratet und selbst dessen 21. Frau war. Bei solchen Familienverhältnissen ging die Bedeutung der Ehe vollständig verloren*. In den vornehmen Ständen trieben sich die jungen Ehefrauen nicht selten durch künstliche Mittel die Leibesfrucht vor der Zeit ab *und bekamen sie Kinder, so gaben sie sie, wie heutzutage die Pariserinnen, zur Erziehung auf das Land, wo viele derselben umkamen*. In den unteren *Schichten der Bevölkerung* war die Aussetzung der Neugeborenen der beste Ausweg, sich der kostspieligen Ernährung derselben zu entziehen. — *Bei der Entsittlichung des weiblichen Geschlechts und bei dem Luxus, der von den Frauen getrieben wurde, fanden es die Römer billiger und bequemer nicht zu heirathen und im Ehebruche oder im Umgange mit Buhlerinnen den Ersatz für eine Ehe zu suchen. Infolge dieser Zersetzung des Familienlebens nahm die Entvölkerung Italiens in erschreckender Weise zu, und die Kaiser sahen sich veranlaßt, Gesetze gegen diese sozialen Übelstände zu erlassen. Schon Augustus besteuerte die Hagestolzen und schloß sie durch die lex Papia Poppäa (9 n. Chr.) von allen Ehrenämtern und selbst Erbschaften, außer denen von Verwandten aus. Auch den Verheirateten, welche keine Kinder hatten, wurde die Erbschaft auf die Hälfte ihres Anteils herabgesetzt. Dagegen wurden diejenigen Eltern, welche in Rom 3, in Italien 4 und in der Provinz 5 Kinder hatten, durch Ehren und Vorzüge ausgezeichnet.*

*Indem das Familienleben verfiel, sank auch die **Erziehung** in der Familie. Das böse Beispiel der Eltern und ihrer Umgebung verdarb schon frühzeitig das Gemüt der Kinder. Quintilian klagt über seine Zeit: „Gleich die Kindheit lösen wir auf in Genüssen. Jene weichliche Erziehung, die wir Nachsicht nennen, schwächt alle Nerven des Geistes und des Körpers. Wonach wird nicht der Erwachsene verlange, der als Kind schon im Purpur umherging. Noch spricht das Kind nicht die ersten Worte aus, da versteht es sich schon auf die Küche und verlangt Austern. Eher bilden wir den Gaumen als den Charakter. Auf Sänften wachsen die Kleinen auf; wenn sie einmal die Erde berühren, so schweben sie, auf beiden Seiten von Händen gehalten. Wir freuen uns, wenn sie etwas Freches geäußert haben. Worte

die nicht einmal alexandrinischen Knaben gestattet sind (frech und zweideutig), nehmen wir mit Lachen und Küssen auf. Kein Wunder, wir haben sie ja dieselben gelehrt; von uns haben sie dieselben zuvor gehört. Sie sehen unsere verdächtigen Freundinnen, jedes Gastmahl ertönt von unzüchtigen Liedern; was auch schon schändlich auszusprechen ist, das sieht man hier mit Augen. Daher wird es Gewohnheit und bald Natur. Die Unglücklichen lernen dies, bevor sie wissen, daß es schändlich ist."* Die erste Pflege wie der erste Unterricht der Kinder ward häufig sittenlosen, unwissenden und rohen Sklaven überlassen, welche das unschuldige Gemüt früh schon in die Lüste der Welt einweihten. *Neben dem Pädagogen bekam der junge Römer eine große Anzahl von Sklaven zu seiner Bedienung zugewiesen. Darunter kommt ein capsarius, der ihm die Tasche, ein literarius, der ihm die Schreibgeräte trug, vor.* Die vornehmen Familien hielten Hauslehrer *meist Philosophen. Sie sollten nicht bloß die Jugend zur Sittlichkeit und zu allem Guten verleiten, sondern bildeten auch für die Erwachsenen die Berater und Führer. Es fehlt nicht an Beispielen, daß solche Männer* in Familien, die durch guten Ton und gemessene Haltung in der äußeren Erscheinung, wie durch Studien in den Wissenschaften sich auszeichneten, und in deren Häusern Künstler und Gelehrte freundliche Aufnahme fanden, *einen günstigen Einfluß auf häusliche Zucht und Sitte nahmen.* Aber meistens spielten sie eine traurige Rolle. Sie waren zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach, Sklaven. Armut, Unfähigkeit zu einem anderen Berufe, die äußerlich glänzende Aussicht, an den Tafeln der Reichen zu speisen, das waren, nach Lukian, die Beweggründe, weshalb man eine Stelle suchen konnte, deren Erlangung eine Menge Demütigungen (Examina in der Philosophie und den schönen Wissenschaften, Erkundigungen über den bisherigen Lebenswandel bei Nachbarn und Landsleuten rc.) vorhergingen, um sodann ein neues Ungemach einzuführen. „Fortan — sagt Lukian — bist Du Sklave, und zwar vieler Herren, thust Knechtsdienste mit gekrümmtem Rücken vom Morgen bis an den Abend. Wenn der Zahltag ist, stehst Du inmitten der Sklaven des Hauses, um Deinen Monatslohn in Empfang zu nehmen. Und auch die Dienste, die man Dir auflegt, sind die des gemeinsten Knechtes. Die Liebe zu den Wissenschaften macht dem Herrn die wenigste Sorge. Wie käme auch der Esel und die Zither zusammen? Nimm die Gold- und Silbersucht aus seiner Seele, und was übrig bleibt, ist — Eitelkeit, Schwäche, Gewinnsucht,

Liederlichkeit, unverschämter Mutwille und gemeine Unwissenheit. Und zu diesem Allen braucht er Dich freilich nicht. Allein da Du einen ansehnlichen Philosophenbart und ein ehrwürdiges Gesicht hast, so scheint es ihm zweckmäßig, auch einen Gelehrten unter seinem Gefolge zu haben, damit er für einen Freund griechischer gelehrter Bildung und überhaupt für einen Verehrer des Wahren und Schönen gehalten werde. Vom frühen Morgen mußt Du Dich zu seinem Schaudienste hergeben und bald im Trab, bald im Schritt, bergauf und bergab, neben dem gelehrten und reichen Herrn in dem Tragsessel schwitzend und keuchend, überall hin und herlaufen, und während er mit dem Freunde, den er besucht, ein Langes und Breites sich unterhält, stehst Du im Vorzimmer. Kommt zu Tisch ein neuer Gast, so heißt es „Platz gemacht!", bis Du in den äußersten Winkel des Saales gedrängt bist, wo sich jeder zu sitzen schämen würde, und wohin in den Schüsseln nur noch ein paar Knochen gelangen, die Du benagen darfst. Wenn der reiche Herr selbst ein Dichter oder Geschichtsschreiber sein will und seine Produkte über die Tafel herdeklamirt, dann gilt es, zu loben, Alles herrlich zu finden, auf immer neue Wendungen der Schmeichelei zu sinnen, wenn man auch darüber bersten möchte. Hat man dann die Blüten und Früchte Deiner besten Jahre gepflückt, so bedarf es nur einer aus der Luft gegriffenen Beschuldigung, und sie ist genug, Dich alten Mann, der Du Dein früheres Wissen allgemach in der langen Zeit verlernt hast, bei Nacht und Nebel über Hals und Kopf aus dem Hause hinaus zu werfen." — Freilich gehörten auch diese Lehrer, wie die Pädagogen, zu den ungebildetsten, härtesten, unverschämtesten und eingebildetsten Menschen, so daß betreffs der Lehrer Quintilian wünscht, sie möchten entweder vollkommen gelehrt sein, oder gar nicht zum Bewußtsein ihrer Gelehrsamkeit kommen, denn es gäbe nichts Schlimmeres, als solche Leute, die, wenn sie über die ersten Elemente hinaus wären, zu einer falschen Ansicht ihrer Gelehrsamkeit gelangten und, indem sie mit einem gewissen Rechte des Übergewichts ihre eigene Dummheit zur Schau trügen, es doch unter ihrer Würde hielten, denen nachzugeben, die fähig wären, sie zu belehren. *Und selbst wenn geeignete Erzieher den Kindern gegeben wurden,* schlug die Bemühung durch die feindlichen Einflüsse der Umgebung, durch die mit sittlichen Krankheitsstoffen inficirte Atmosphäre fehl. Die Jugend lebte, wie das Alter — in Zügellosigkeit. „Der Knabe — sagt Juvenal — spielt schon im Kinderkleide mit den Würfeln, wie der Alte, den er beerbt, — er lernt von seinem Vater Trüffeln

suchen, Schnepfen in Pilzbrühen kochen 2c, und wenn er noch nicht sein 7. Jahr zurückgelegt und noch nicht gezahnt hat, so gelüstet ihn, gebe man ihm auch Lehrer mit noch so großem Barte, nach dem Schmause und der Küche. Die Töchter können die Liebhaber ihrer Mütter der Reihe nach hersagen und schreiben nach den Diktaten der Mutter die Liebesbriefe. Wie sollte einer besser werden als sein Vater; ahmt er doch lieber das Schlimmere nach. Dort lehrt der Vater den Sohn niederträchtigen Geiz üben, gerichtliche Calumnien machen, durch Kriegsdienste reich werden, oder wie er sonst zu Geld und Gut gelange, und wäre es auch nicht durch Wohlgeruch — der Gewinn riecht immer gut." Der Verfasser über den Verfall der römischen Beredsamkeit klagt: „Jetzt übergibt man das Kind einer griechischen Sklavin und dem Sklaven, den man zu nichts Anderem brauchen kann. Da werden nun der zarten Kinderseele sogleich Märchen und allerlei Irrtümer eingeprägt. Auch erlauben sich diese Sklaven in Gegenwart des Kindes Alles, was schlimme Eindrücke macht. Die Ältern selbst halten oft die Kinder zur Schlechtigkeit und Frechheit an, ja es ist als ob den Kindern jetzt das Laster der Stadt angeboren würde, und so auch die Lust an den Gladiatorenspielen 2c. Wo bleibt da Platz im Gemüte für edle Kunst und Wissenschaft!" Horaz schon muß singen:

Fruchtbar an Lastern, häufte die Zeit auf Eh'n
Zuerst Befleckung und auf Geschlecht und Haus.
Von solchem Urquell abgeleitet,
Strömte dem Land' und Volk Verderbnis.

Froh lernt Bewegung weicher Jonier
Kaum reif die Jungfrau, bildet sich in der Kunst,
Und auch auf unehrbare Liebschaft
Denkt sie vom zart'sten Wiegenalter.

Was untergrub nicht raffender Zeit Sturz?
Der Väter Stamm, ausartend von Ahnen, trug
Uns Lasterhaftre, bald erwächst uns
Aftergeschlecht in erhöhter Bosheit.

Weder im Hause noch im öffentlichen Leben ward der ächte Römer und der freie Staatsbürger erzogen. Beide existierten nicht mehr, weder in der Idee, noch in der Wirklichkeit des Römers Mitten im moralischen und staatlichen Untergange entwickelte sich jedoch ein Positives — die Bildung zur Humanität, zum Menschen an sich, die Tugend des geselligen Lebens.

Es tritt jetzt eine entschiedene Scheidung der Literatur und des nationalen Lebens ein. „Das ist das Eigentümliche einer schlechten

und hinfälligen Zeit, sagt Plinius der Jüngere, daß sie um so mehr Interesse den Wissenschaften zuwendet, je weniger sie sich mit dem Handeln beschäftigt. Wir finden unsere Freude und unsern Trost in den Wissenschaften." *Darum die merkwürdige Erscheinung, daß* mitten in der Welt der sittlichen Zerfahrenheit sich im Kaiserreich die wissenschaftliche Bildung zu ihrer höchsten Höhe entwickelt. Sie wurde immer mehr Gemeingut und breitete sich mit der lateinischen Sprache über die europäischen Provinzen aus. „Kein Zeitalter des römischen Lebens — sagt Bernhardy — besaß mehr allgemeines Wissen, und niemals trafen in der Hauptstadt empfänglichere Gruppen zusammen: bald wuchsen solche, durch die Lust an Hören und Reden, an Lesen und Schreiben geweckt, zum kritischen Publikum heran." Von der Politik ausgeschlossen und gedrückt, flüchtete sich Alles, was Geist hatte, in die Literatur. Literarische Genossenschaften verteilten und prüften gegenseitig ihre neuesten Pläne und Arbeiten; ihre Vorlesungen (Recitationes) verließen bald den geschlossenen Kreis und traten vor die Öffentlichkeit eines gemischten, aber für Wissenschaft sich interessierenden Publikums, so daß die neuen Erzeugnisse der Literatur schnell im Volke verbreitet wurden *Zuerst soll Asinius Pollio seine Werke vor einem gewählten Publikum vorgelesen haben. Mit der Zeit wurde es allgemein üblich, daß Dichter und Gelehrte ihre Erzeugnisse, ehe dieselben veröffentlicht wurden, einem größeren Kreise erschlossen, um vielleicht noch Abänderungen und Verbesserungen anbringen zu können. Ursprünglich geschah dies in der Wohnung oder in besonderen Sälen, die dann auditoria hießen, wie ein solcher im Hause des Maecenas am Esquilin ausgegraben wurde. Mit der Zeit artete diese Sitte aus. Eitelkeit und Ehrgeiz trieb die Schriftsteller und Rhetoren, an allen belebten öffentlichen Orten, in Portiken, Bädern, Theatern, selbst auf dem Forum, durch das Vorlesen oder Deklamieren ihrer Schöpfungen für dieselben Reclame zu machen. Die Satiriker spotten über diese literarische Manie. Dagegen erfahren wir aus Plinius, daß er nicht leicht eine Einladung zu einer Vorlesung abwies und daß er in der liebenswürdigsten Weise junge Talente ermutigte und ermunterte.*

Das selbständige Denken war unterdrückt. Um jedoch das im Volke lebendige, geistige Leben zu befriedigen, nahmen die Kaiser die Wissenschaft in die Hand. Mit Zeitungen und Intelligenzblättern wurde der Geist der Römer gespeist. „Das offizielle Blatt der Monarchie enthielt einen regelmäßigen Bericht von den

ausgezeichneten Reden im Senat und in den Gerichtshöfen." Es bestanden eine Korrespondenz über die Studien Roms und ununterbrochene Mitteilungen über die Schriften und Worte berühmter Männer bis zu den entferntesten Provinzen. — *Zur Verbreitung der Bildung trug auch die Entwicklung eines förmlichen Buchhandels bei. Schon zur Zeit Augusts gab es in Rom Buchhändler (bibliopolae auch librarii), welche nicht blos in der Hauptstadt, sondern auch nach der Provinz Bücher verkauften. Die Bücher wurden in zahlreichen Exemplaren auf diese Weise zustande gebracht, daß ein Werk gleichzeitig einer möglichst großen Zahl von Schreibern diktiert wurde. Die Schnelligkeit, mit welcher diese schrieben, läßt sich daraus schließen, daß Martial von seinem 2. Buche, das mehr als 500 Verse enthält, meint, daß es ein Schreiber in zwei Stunden fertig bringe. Darum war der Preis auch nicht hoch. Das 1. Buch Martials kostete in bester Ausstattung 5 Denare (etwa $3^1/_2$ Mark), in einfacher 6 bis 10 Sesterzen (1 bis 1,75 Mark); seine Xenien bekam man um 4 Sesterzen (etwa 60 Pfennige) zu kaufen. Die Läden der Buchhändler waren in den belebtesten Teilen der Stadt. An den Pfeilern und Eingängen waren Exemplare und Anzeigen ausgestellt. Die Buchhandlungen waren stark besucht; denn man traf hier Leute, mit denen man sich über literarische Werke unterhalten konnte und bekam auch Bücher zur Lektüre.*

Reiche Bücherschätze erschlossen sich dem Publikum in den öffentlichen Bibliotheken. Bisher hatte es nur Privatbibliotheken gegeben; unter der Regierung des Augustus ward nun durch Asinius Pollio die *zuerst von Cäsar geplante* erste öffentliche Bibliothek eingerichtet, und ihr folgten die Oktavia und die reich verzierte Palatina in fürstlichen Räumen. Die folgenden Kaiser sorgten weiter für Anlegung öffentlicher Bibliotheken. Trajan gründete die Ulpia und in ihr die größte und prachtvollste Büchersammlung, — Constantin, der Große, die julische Bibliothek mit 120 000 Rollen. *Im 4. Jahrh. zählte man in Rom 28 öffentliche Bibliotheken. Auch in den Landstädten gab es solche, wie dies Plinius von Tibur und Comum bezeugt. Ja selbst Privatmänner schafften sich Büchersammlungen an. Eine Privatbibliothek fand sich bei den Ausgrabungen in Herculanum, die etwa 1700 Rollen zählte, und deren Einrichtung uns ein Bild vorführt, wie es damals in einer Bücherei aussah.* Die Bibliotheken zierten Bilder und Büsten berühmter verstorbener Autoren, zum Teil von kostbarem Metall. Custoden, Antiquare und Schreiber

standen ihnen vor, besserten teils die alten Handschriften aus, teils fertigten sie neue an und machten überhaupt den Gebrauch derselben allgemein nützlich. Die in den Tempeln und Hallen aufgestellten Büchersammlungen wurden die Vereinigungspunkte für Gespräch und Studium eines gebildeten Publikums, obschon bald auch Halbgelehrte von hier ihre Vielwisserei und ihr seichtes Räsonnement holten.

In Folge der Erweiterung des Reiches, der vielfachen Berührungen mit den entferntesten Gegenden, des ausgebreiteten Handels, der Leichtigkeit zu reisen, der allgemein gewordenen Mode, neben den Hörsälen der Rethoren, Grammatiker und Philosophen Reisen als das wichtigste Mittel zur Bildung zu betrachten, endlich der zahlreichen Kriege, in denen nicht allein die Feldherrn ihren Blick erweiterten, sondern zu denen meist auch die heranwachsenden Söhne mitgenommen wurden, — ward von dem Römer die Notwendigkeit einer allgemeinen Bildung anerkannt: Paläste, Bäder und Villen wurden mit Bibliotheken geschmückt. Grammatiker und servi literati waren in dem Hause jedes wohlhabenden und gebildeten Römers zu finden, und allgemeine Bildung und Gelehrsamkeit verpflanzte sich, wenn auch nicht in die untersten Gesellschaftsschichten der Provinzen, so doch über die vornehme Welt des ganzen Reiches. Man suchte auf alle Weise den Geist zu fördern; doch er war entflohen und entfloh, weil er keine ihm genügende Form mehr fand. Statt der Wissenschaft, die man festhalten wollte, behielt man deshalb nur die Gelehrsamkeit in Händen.

*Einzig in ihrer Art sind die Schöpfungen der Römer auf dem Gebiete der **Rechtswissenschaft.** Aus den vielen Juristen der Kaiserzeit ragen Julianus, Papinianus und Ulpianus am meisten hervor. Salvius Julianus sammelte im Auftrage des Kaisers Hadrian (117—138) die praetorischen Edikte aus der Zeit der Republik und lieferte in seinen Digesten, sowohl in Anordnung als auch in ihrem Inhalt eine der Grundlagen des justinianischen Corpus juris. Ämilius Papinianus, der zur Zeit des Septimius Severus (193—211) lebte, gilt als der größte Jurist. Seine Werke (Quaestiones und Responsa) zeichneten sich eben so sehr durch Schönheit des Stils und Klarheit der Auffassung als durch das in ihnen zutage tretende lebendige Gefühl für Recht und Sittlichkeit aus. Sie erscheinen im Codex Justinianeus fleißig verwertet. Sein jüngerer Zeitgenosse Domitius Ulpianus war von günstigem Einflusse auf die Regierung des Alexander Severus (222—235).

Als Jurist zeichnet ihn eine allesumfassende Gelehrsamkeit aus. Von seinen zahlreichen juristischen Werken sind bloß zwei Bücher der Institutionen und der liber singularis Regularum erhalten aber in den Pandekten des Corpus juris nehmen die Excerpte aus ihnen einen so beträchtlichen Raum ein, daß sie als die Grundlage derselben bezeichnet werden können. — Mit der Rechtswissenschaft hängt vielfach die **Rhetorik** zusammen. Die römischen Rhetoren der Kaiserzeit stehen hinter denen der Republik an Bedeutung zurück. Bei dem geringen Einflusse, den die Beredsamkeit auf das politische Leben der Kaiserzeit hatte, wurde die Rhetorik hauptsächlich als allgemeines Bildungsmittel und als eine Gebildeten und Gelehrten willkommene literarische Beschäftigung betrieben. Außer Quintilianus und Seneca, denen wir später uns noch besonders zuwenden werden, erlangten C. Plinius der jüngere (62—113 n. Chr.) durch seinen Panegyricus auf den ihm befreundeten Kaiser Trajan und der Lehrer des Kaisers Marcus Aurelius M. Cornelius Fronto (100—175 n. Chr.), von dem besonders die Briefe an seinen Zögling bemerkenswert sind, große Berühmtheit. — Unter dem Einflusse der Rhetorik stand die **Geschichtsschreibung** Alle Schriftsteller auf diesem Gebiete überragt Cornelius Tacitus, der in den Annalen und Historien die Geschichte der Kaiserzeit bis zum Tode Domitians (96 n. Chr.) schrieb und in seiner Germania die ältesten Zustände der Deutschen mit besonderer Wärme schilderte. Unter den Griechen ist Plutarch durch seine Biographien der Begründer einer besonderen Gattung der Geschichtsschreibung geworden, die seinen Namen als charakteristische Bezeichnung erhalten hat. Seine vielseitige literarische Thätigkeit zwingt uns, ihn noch an anderer Stelle eingehender zu behandeln. — Geringe Begabung zeigen die Römer für die **Mathematik**. Was Cicero sagt, „die Geometrie sei bei den Griechen in höchster Ehre gestanden, deshalb sei nichts glänzender als ihre Mathematiker, bei den Römern aber sei das Maß jener Kunst durch den Nutzen des Ausmessens und Rechnens begrenzt," das gilt auch für die Kaiserzeit. Was Vitruvius zur Zeit des Augustus in seinem umfassenden Werke „Über Architektur" von der Zeit- und Feldmessung beibringt, und was in dem um die Mitte des 5. Jahrhunderts verfaßten Sammelwerke „der römischen Feldmesser (Agrimensoren oder Gromatiker) aus früheren Mathematikern Jul. Frontinus 1. Jhdt.), M. Junius Nipsus, Balbus (2. Jhdt.), und Hyginus (3. Jhdt.) aufgenommen ist, zeigt, daß die Römer über eine handwerksmäßige Verwertung der alexandrinischen Geometrie, wie sie

für die Feldmessung hauptsächlich Hero geschaffen, nicht heraus kamen. Die Vermutung liegt nahe, daß die Bekanntschaft mit der alexandrinischen Mathematik von Cäsar datiert, welcher zur Verbesserung des Kalenders Sosigenes aus Alexandria berief, der zur Vermessung des ganzen Reiches, die er anbahnte und die zur Zeit des Augustus unter Agrippa fortgesetzt und mit der Herstellung der römischen Weltkarte abgeschlossen wurde, sich ägyptischer Agrimensoren bediente. Von den Ägyptern lernten die Römer das aus der Geometrie, was sie im praktischen Leben zu bedürfen glaubten. Auch die Mathematik wurde nur für praktische Zwecke behandelt. Aus den Juristen, speciell aus Ulpianus, ersehen wir an Beispielen von verwickelten Erbrechtsverhältnissen, daß sie mit der Gesellschafts- und Discontrechnung (Intercursorium) bekannt waren. — Die Geometrie findet zum Teil ihre Verwendung in der **Geographie**. Diese Wissenschaft ist bei den Römern durch Pomponius Mela (um 45 n. Chr.) vertreten. Sein Werk (de chorographia) beruht auf guten Quellen und zeigt auch, daß dem Verfasser eine Erdkarte, wahrscheinlich die unter Agrippas Leitung hergestellte, vorlag. Aus seiner Geographie und dem Abschnitte der Naturgeschichte des Plinius, der die Geographie behandelt (III. und IV. Buch), wurde zur Zeit Hadrians ein Compendium der Geographie (Chorographia) geschaffen, das in späterer Zeit vielfach zum Unterrichte verwendet und überarbeitet wurde. Wichtiger sind die Geographen der Griechen. Zur Zeit des Augustus lebte Strabon, in dessen Weltkunde das umfassendste Werk der alten Geographie vorliegt, in welchem neben der Topographie und astronomischen Geographie auch die Geschichte und Verfassung, sowie die Sitten und Bräuche der Völker behandelt erscheinen. Es bildet für die Folgezeit die Grundlage der geographischen Wissenschaft. An Bedeutung kann ihm nur die Geographie des Astronomen Ptolemaeus (71—147 n. Chr.) an die Seite gestellt werden, welche durch die Bestimmung der Lage der einzelnen Orte und durch die Kartenkonstruktionslehre für die mathematische Geographie die Grundlage schuf. Sein Zeitgenosse Pausanias schrieb in Rom seine Reise durch Griechenland und lieferte darin ein Reisehandbuch, in welchem das Hauptgewicht auf die religiösen und künstlerischen Merkwürdigkeiten der einzelnen Orte gelegt wird. — Im Zusammenhange mit der Geographie steht die **Astronomie**. In ihr schuf Claudius Ptolemaeus durch seine *μεγάλη σύνταξις*, wie es scheint, auf Hipparch fußend, das System der Astronomie, das bis auf Copernicus maßgebend für diese Wissenschaft wurde. —

Weniger leistete die Kaiserzeit in der **Naturgeschichte** Das bedeutendste Werk auf diesem Gebiete ist die Historia naturalis des Plinius (23—79 n. Chr.), das eigentlich ein encyclopädisches Werk ist, in welchem der Verfasser seine Excerpte über Naturgeschichte und Heilkunde, aber auch über Geographie, Kunstgeschichte u. a. zusammenstellte. Es erhält dieses Werk seinen Wert durch die zahlreichen Quellen, welche der Verfasser darin aufnahm. Auch die Encyclopädie des Cornelius Celsus, der zur Zeit des Tiberius lebte, enthält manche Beiträge zur Naturgeschichte; speciell für die Botanik ist das Werk des Columella „Über den Landbau" wichtig — In der **Naturlehre** stehen die Schriftsteller der Kaiserzeit auf den Schultern der Alexandriner. Vitruvius in seiner Baukunst stellt die Theorie auf, daß sich der Schall ähnlich den Wellen des Wassers fortpflanze, erklärt den Ursprung der Quellen aus dem Regenwasser und die Entstehung der Winde aus der Spannkraft der Wasserdämpfe. Kleomedes (um 50 n. Chr.) war der erste, welcher Brechungserscheinungen wissenschaftlich bearbeitete. Vielfach selbst als Lehrbuch benutzt wurden des Philosophen Seneca „naturwissenschaftliche Untersuchungen" (naturalium quaestionum libri VII.), in welchen elektrische und Himmelserscheinungen, die Kometen, Beobachtungen am Wasser, an der Luft und am Lichte behandelt, aber selten erklärt werden. Als eine hervorragende Leistung auf dem Gebiete der Optik muß das Werk des Ptolemaeus „Opticorum sermones quinque" das erst zu Anfang unseres Jahrhunderts bekannt wurde, bezeichnet werden. Der gelehrte Astronom beschäftigt sich darin mit der Theorie des Sehens, mit der Reflexion, mit der Theorie der ebenen und sphärischen Spiegel und mit der Brechung. Bei letzterer ging er soweit, den Einfalls- und Brechungswinkel zu bemessen, ohne allerdings die Consequenzen aus diesen Beobachtungen zu ziehen. — Zu den Naturwissenschaften ist auch die **Medicin** zu zählen. Als der Begründer dieser Wissenschaft, dessen Ansehen während des ganzen Mittelalters und selbst im Beginn der Neuzeit unerschüttert feststand, ist Galenos aus Pergamon (131—200 n. Chr.) zu betrachten. Er schrieb etwa 100 medicinische Schriften, von denen seine „Ärztliche Kunst" (τέχνη ἰατρική) lange Zeit als Schulbuch benutzt wurde. — Was die Kaiserzeit in der **Philosophie** geleistet hat, wird passender bei der Theorie der Erziehung betrachtet werden, weil diese vielfach durch die Philosophie bedingt erscheint.*

*Mit dem Aufschwunge, den die Wissenschaften, oder besser gesagt,

die Gelehrsamkeit in dem vorliegenden Zeitraum nahm, hängt **das Bildungswesen** zusammen, das eine größere und systematische Ausbildung gewann, bei welcher zuerst in der Kaiserzeit eine staatliche Mitwirkung zutage tritt.*

Die Schulen überhaupt wurden um so zahlreicher, je mehr das öffentliche Leben in Rom schwand und je mehr man den entfliehenden Geist durch Schulanstalten und in ihnen zu fesseln wähnte. Früher hatten Familien und öffentliches Leben in Rom erzogen, und es waren aus diesen Bildungsanstalten Männer und Weiber, Römer, hervorgegangen. Jetzt sollten Schulen mit ihren Kritiken erziehen und mit ihrem formalen Unterrichte bilden; doch durch die zu vielfache Verbesserung ward die Gesinnung nicht entwickelt und durch den zu vielen Unterricht ward nur Vielwisserei und Gelehrsamkeit, nicht Bildung erzielt. *Wie in der alexandrinischen Periode gab es zur Kaiserzeit im römischen Weltreiche sowohl niedere, als auch höhere Schulen.*

a. *Die **niedern Schulen** waren wieder verschiedenartig eingerichtet. Die meisten waren Elementarschulen, in welchen die Elemente des Lesens, Schreibens und Rechnens gelehrt wurden. Daneben bestanden, namentlich in den Städten, solche Schulen, welche der Jugend eine weitere Ausbildung gaben und sich in den Lehrzielen und Lehrgegenständen den höhern Schulen näherten. An ersteren unterrichteten die Literatores an letzteren die Grammatici.*

*Einen klaren Einblick in eine Elementarschule bieten uns die Schulgespräche eines griechischen Grammatikers Dositheos, der im 3. Jahrhundert in Rom lehrte. Aus ihnen ersehen wir, daß diese Schulen in Abteilungen nach dem Alter und der Fähigkeit geteilt waren[1], und daß neben dem Lehrer häufig ein Gehilfe (subdoctor, proscholus) vorhanden war, der dem Lehrer bei dem Unterrichte und bei der Disciplin half. Auch benutzte der Lehrer die ältern Knaben dazu, den jüngeren zu diktiren oder ihnen Lektionen abzufragen. Neben dem eigentlichen Lehrzimmer für die Kinder gab es mitunter einen Vorraum, Proscholium, in welchem die Knaben die Überkleider ablegten. In der Einrichtung des Schulzimmers nimmt die Cathedra des Lehrers, ein Stuhl mit langem, tiefem Sitz, die erste Stelle ein. Die Schüler hatten Schemel (βάθρον, scamnum, oder Feldstühle (σκίμπους, σκιμ-

[1]) Dasselbe bezeugt auch Quintilian I. 2, 23. Non inutilem scio servatum esse a praeceptoribus meis morem, qui quum pueros in classes distribuerunt, ordinem dicendi secundum vires ingenii dabant; et ita superiore loco quisque declamabat, ut praecedere profectu videbatur.

πόδιον, sella), die beweglich waren und darum zusammengerückt werden konnten. In der Regel waren die Sitzplätze in einer bestimmten Ordnung an die Schüler verteilt. Außerdem gab es sowohl in den Elementar-, als auch in den Schulen der Grammatiker zahlreiche andere Einrichtungsstücke: Mittel und Werkzeuge für den Lese- und Schreibunterricht, Rechenbretter mit Rechensteinen, Figuren zum Gebrauch bei der Geometrie, Bücherrollen, musikalische Instrumente, z. B. die Lyra und die Flöte, letztere in einem Futteral mit einer Kapsel, in der das Mundstück aufbewahrt wurde, aber auch Schalen als Trinkgeschirre und dergleichen. Aus Senecas Briefen ist ersichtlich, daß auf besonderen Tafeln mit großen Buchstaben geschriebene Schulordnungen (praescripta puerilia) an den Wänden hingen.*

Über den Gang zur Schule schreibt Lukianos (Amor 44): „Am frühen Morgen erhebt sich der Knabe vom Lager, wäscht mit einem Quellwasser die letzten Spuren des Schlafes sich aus den Augen und befestigt die Chlamys mit den Spangen über die Schultern. Dann tritt er aus dem väterlichen Hause mit niedergeschlagenen Augen und ohne jemand unterwegs anzublicken. Ihm folgen die Begleiter und Pädagogen in geziemender Weise, in den Händen tragend die würdevollen Werkzeuge der Tugend, nicht etwa den glatten gezackten Kamm, um das Haar niederzustreichen, noch auch einen Spiegel, der ein flüchtiges Gegenbild zurückwerfen könnte, sondern es kommen hinter ihm mehrfach zusammengefaltete Schreibtafeln oder Bücherrollen, welche die rühmlichen Thaten der Vorzeit treu bewahren und, falls es ein Gang zum Musiklehrer ist, eine wohlbesaitete Lyra." Ein ähnliches Bild entwerfen die Schulgespräche des Dositheos. In ihnen heißt es: „Vor Sonnenaufgang erwache ich, steige aus dem Bette und verlasse das Zimmer, um zur Schule zu gehen. An der Treppe angekommen steige ich ruhig, wie es sich schickt, die Stufen empor, lege im Proscholium das Oberkleid (birrum) ab, streiche mir die Haare zurecht und begrüße vor allen zuerst den Lehrer, der mir den Gruß erwidert. Sei gegrüßt Lehrer, seid gegrüßt ihr Mitschüler. Mitschüler räumt mir meinen Platz, (das Schemelchen, den Sitz) ein. Rückt Euch zusammen. Mein ist dieser Sitz, ich habe ihn vorher eingenommen."

*Der **Unterricht bei dem Literator**, für den in der Kaiserzeit die Bezeichnung Grammatist üblich wird, wurde in derselben Weise erteilt, wie dies in der früheren Periode und bei den Griechen in der alexandrinischen Zeit geschah. Im Lesen war noch die Syllabiermethode üblich. Quintilian sagt (I. 130) hierüber: Beim Syllabieren

giebt es keine kürzere Methode; alle Sylben müssen gelernt werden, und es dürfen nicht, wie es meistenteils geschieht, die schwersten aufgeschoben werden, bis sie beim Schreiben der Wörter aufstoßen. Er fordert, auf deutliche Aussprache zu sehen, und empfiehlt, um das Organ besser auszubilden und die Aussprache bestimmter zu gestalten, die Knaben zu verhalten, daß sie Wörter und Sätze von erkünstelter Schwierigkeit[1]), die aus mehreren und zwar sehr hart unter einander zusammenstoßenden Silben gebildet und so zu sagen holperig sind, möglichst, schnell hersagen. Ein besonderes Anschauungsmittel wurde für den Sohn des berühmten Redners Herodes Atticus in Anwendung gebracht. Weil er sich die Buchstaben nicht merken konnte, erhielt er als Gespielen 24 Kinder, die mit den Namen der 24 Buchstaben genannt wurden. Allgemein war die Sitte, „daß man den Kleinen, um die Lust zum Lernen zu wecken, elfenbeinerne Formen von Buchstaben oder was sich sonst noch zu größerer Freude ihres Alters finden ließ, das in den Händen zu haben, zu beschauen zu benennen angenehm ist, zum Spielen gab“ (Quint. I. 1.26) Waren die Elemente des Lesens überwunden, so wurde es an den Handschriften der Dichter geübt. Die Knaben lasen die Verse und zergliederten sie nach Inhalt und Form, lernten mit dem richtigen Vortrag die Metra und prägten dann das Gelesene dem Gedächtnis ein.[2]) In den Gesprächen des Dositheos heißt es hierüber: „Ich las meine Lektion, die er (der Lehrer) mir sorgsam erklärte, bis ich die Personen und den Sinn der Worte des Schriftstellers verstand. Vom Lehrer geheißen, (hörte ich auf) und überließ es einem anderen. Die Erklärungen behielt ich im Gedächtnis, und wenn wir uns gesetzt hatten, ging ich mir die sachlichen (commentaria), sprachlichen (linguas) und metrischen (artem) Erläuterungen durch. Wenn ich, an meinen Platz gelangt, aufgerufen wurde, zog ich die rechte Hand hervor, drückte die Linke an die Kleider und fing an aufzusagen. Ich sagte die Verse nach ihrem Numerus deutlich und mit der richtigen Betonung auf und gab dazu die Umschreibung

---

[1]) *Sie heißen χαλινοί „Zügel.“ Ein Beispiel: fraxinu fixa ferox infesta infunditur ossis (Schau es schießet der Schaft mit schrecklichem Stoß in die Knochen), oder bei Ennius:

O Tite tute Tati tibi tanta tyranne tulisti
O Titus Tatius Tyrann! Du brachtest so viel dir ins Sich're.*

[2]) *Nach Seneca ist wesentliche Aufgabe des Elementarlehrers: „sillabarum enarratio et verborum diligentia et fabularum memoria et versuum lex ac modificatio.“*

(metaphrasim)."* Auch las der Lehrer die Werke der vorzüglichsten Dichter selbst vor und erläuterte sie nach Inhalt und Form. Natürlich wurden hierzu meist Dichter ethischen Inhalts und namentlich Lehrgedichte gewählt. Neben den Dichtern, die schon in der Zeit der Republik gelesen wurden, gaben Vergil, *Horaz, Terentius und die Sentenzen des Publilius Syrus (eine Sammlung von Klugheitsregeln aus seinen Theaterstücken)* den Stoff zur Lektüre, und aus ihnen wurden entweder größere Abschnitte diktirt, oder man bediente sich dazu Encheiridien, Chrestomathien, Lehrbücher. Bei dem Memorieren solcher Abschnitte, wie bei dem Lesen und Lernen überhaupt ging man von dem Grundsatze aus, daß man Vieles, aber nicht Vielerlei lesen sollte, und daß das lebendige Wort mehr, als der tote Buchstabe sei und deshalb auch vermöge. Denn — sagen der jüngere Plinius und Quintilian — ist das, was man liest, auch noch so eindringlich, dennoch ergreift der Geist dasjenige tiefer, was Sprache, Blick, Haltung und Geberde des Sprechenden einflößen. Alle Eindrücke müssen notwendiger Weise erschlaffen, wenn sie nicht von der Stimme, der Miene und der Haltung des ganzen Körpers gleichsam durchglüht sind."

Mit dem Unterrichte im Lesen war der des Schreibens verbunden, wobei der Lehrer auf Wachstafeln mit dem oben platten (um das Wachs ebnen und das Geschriebene auslöschen zu können), unten scharfen Griffel vorschrieb, der Schüler aber Buchstaben und Worte so nachbildete, daß er unter die Zeilen des Lehrers schrieb, wozu Raum gelassen war. *Die Vorschrift des Lehrers, ὑπογραμμός oder praescriptum, enthielt anfangs Wörter, welche absichtlich so zusammengestellt waren, daß alle Buchstaben des Alphabetes darin vertreten erschienen (s. o. p. 721), später lehrreiche Sprüche und Verse.* Die Arbeit, welche nicht mehr geändert wurde, sondern bleiben sollte, ward auf eine charta aus Papier, oder auf eine membrana aus Pergament und zwar nur inwendig, nicht von Außen, geschrieben. *Bei der Wichtigkeit, welche das Schreiben für den späteren Unterricht hatte, indem der Schüler das meiste nach Diktaten lernen mußte, legte man großen Wert darauf, daß die Kinder sich eine schnelle zugleich aber gute und leserliche Handschrift aneignen. Aus einem Gedichte der Anthologia Palatina ist ersichtlich, daß es auch Wettkämpfe der Knaben im Schönschreiben gab. Dem Bedürfnisse nach einer schnellen Schrift, um einen Vortrag oder eine Rede nachzuschreiben, trug eine Schnellschrift (Tachygraphie) mit Abkürzungen und Siegeln Rechnung. Sie war in der Kaiser-

zeit üblich, und es gab besondere Lehrer, Notarii, welche in dieser Schrift Unterricht erteilten.*

Übungen im Rechnen waren und blieben gleichfalls ein Hauptzweig des Schulunterrichts. *Sie erstreckten sich auf die vier Spezies und wurden in derselben Weise betrieben wie im früheren Zeitraume. — Neben diesen Elementargegenständen wurden wohl auch von einzelnen Elementarlehrern Gegenstände, welche den Schulen der Grammatiker angehörten, gelehrt. Im Allgemeinen hatten sie sich auf die genannten Elementargegenstände zu beschränken. — Auch Musik und Gymnastik fehlen im Elementarunterrichte der Römer während der Kaiserzeit.*

Die Disciplin war streng, *wie die schon früher angeführten Klagen der Satiriker beweisen. Als der Enkel des Dichters Ausonius (4. Jahrh.) zur Schule gehen sollte, ermunterte ihn sein Großvater sich vor dem bösen Gesicht des alten Grammatikers nicht zu fürchten, auch nicht ängstlich zu werden bei dem Geschrei und den schallenden Schlägen, nicht zu bangen vor der Rute oder dem Vorrat an Stöcken oder der Lederkarbatsche. Sein Vater und seine Mutter hätten das Alles durchgemacht und wären dadurch zu vortrefflichen Menschen geworden. Ob das Beispiel, daß Verrius Flaccus gab, durch Prämien auf den Ehrgeiz der Jugend einzuwirken, Nachahmung gefunden hatte, ist nicht überliefert. Doch macht sich in der Kaiserzeit die Meinung geltend, daß der Stock aus der Schule zu entfernen sei. Sehr entschieden tritt Quintilian dafür ein, und auch die dem Plutarch zugeschriebene Schrift über Kindererziehung huldigt derselben Ansicht. Von Kaiser Gordianus dem Jüngern lesen wir, daß er so weichherzig war, daß ihm die Thränen in die Augen kamen, so oft jemand in der Schule geprügelt wurde. Daß es auch Lehrer gab, welche die Milde der Zucht übten, die gefordert ward, beweist das Lob, das Marc Aurel einem Grammatiker, Alexandros, spendet: „Er verstand es, sich des vielen Zankens und Scheltens zu enthalten; Schüler, die einen barbarischen Ausdruck oder einen widerlichen Provinzialismus vorbrachten, schalt er nicht aus, sondern er setzte mit feinem Takte lediglich hinzu, wie es hätte heißen sollen.“ Aber gerade dieses Lob zeigt, daß dieser Grammatiker eine Ausnahme von der Regel war. — Um der Jugend die erfreuliche Spannkraft des Körpers und Geistes zu verschaffen, mußten Unterricht und Erholung abwechseln. Diese gewährten die Ferien, über welche für die Kaiserzeit zu dem bereits in der früheren Periode Gesagten nichts besonderes hinzuzufügen ist. Die freie Zeit vertreibt

sich die Jugend mit Spielen. Diese waren von derselben Art, wie sie in den früheren Perioden gespielt wurden. Lukianos erzählt, (Somn.), daß er, so oft er von dem Lehrer loskommen konnte, allenthalben Wachs zusammengekratzt habe, um daraus allerlei Getier zu formen. Bei der Nachahmungssucht der Knaben fanden auch Nachbildungen der so allgemein beliebten Circus- und Gladiatorenspiele in ihre Unterhaltung Eingang. Wir erfahren von Nero (Sueton. 22.), daß er sich durch sein unablässiges Gerede von den Circusspielen eine Rüge vom Lehrer zuzog. Als er einmal ungeachtet des Verbotes seinen Mitschülern gegenüber einen von den Pferden geschleiften Wagenlenker bedauerte und der Lehrer ihn deshalb auszankte, zog er sich aus der Schlinge, indem er erklärte, er habe von der Schleifung Hektors durch Achilles gesprochen. — Gemeinsamer Unterricht und gemeinsame Spiele verbanden die Mitschüler zu einer bis in das spätere Leben dauernden Freundschaft. Quintilian bezeichnet dieses Band, das Mitschüler verbindet, geradezu als ein heiliges Band; es sei eben so heilig, sagt er, in dieselben Heiligtümer als in dieselben Studien eingeweiht zu werden. Auch auf Inschriften wird der Condiscipulatus als das innigste Band der Freundschaft bezeichnet.[1]) Darum sorgten auch einsichtsvolle Fürsten dafür, daß ihre Söhne mit wackeren Gespielen zugleich unterrichtet und erzogen wurden. So ließ Augustus mit seinen Enkeln zugleich eine Anzahl fremder Fürstenkinder erziehen. Agrippa, der Enkel Herodes des Großen, wuchs mit Drusus, dem Sohne des Tiberius, auf.*

*Die Stellung der Lehrer an den niederen Schulen war in der Kaiserzeit ebenso verachtet, wie in den letzten Zeiten der Republik. Zwar fordert Quintilian auch vom Elementarlehrer kein geringes Maaß von Bildung und Redefertigkeit; aber im Allgemeinen waren diese Lehrer von einem geringen Bildungsgrade. Oft galt das Schulehalten als das letzte Mittel, wodurch unbemittelte ausgediente Krieger ihr Leben fristeten. Mitunter arbeiteten sich Sklaven, die durch Anwesenheit beim Unterrichte der jungen Herren sich forbildeten, zu Lehrern empor. Demgemäß war auch ihr Einkommen gering. Je mehr Lehrer sich fanden, desto billiger wurde der Unterricht. Juvenal klagt: „Es gibt nichts, wofür der Vater weniger ausgeben will, als für den Unterricht seiner Söhne,"

---

[1]) *Auf einer Inschrift heißt es: in modum fraternae adfectionis et ab ineunte aetate condiscipulatu et omnibus bonis artibus copulatissimus amicus.*

und an einer anderen Stelle: „Lernen wollen alle, dafür zahlen will aber keiner.“ Man zahlte in Rom monatlich an den Idus das Schulgeld; während der vier Ferialmonate entfiel dasselbe. Es gab auch geizige Eltern, die ihr Kind einen oder den andern Monat aussetzen ließen, um das Schulgeld zu ersparen. Ja es kamen Fälle vor, daß die Eltern gar nichts zahlten, und daß der Lehrer das ihm gebührende Schulgeld beim Gerichte einklagen mußte. Dieses Schulgeld war gering. Die erste Angabe über dessen Höhe gehört einer späteren Zeit, der Regierung des Kaisers Diokletian an. Dieser bestimmte (301 n. Chr.), daß ein Buchstabenlehrer (magister, institutor literarum) monatlich höchstens 50 Kupferdenare (etwa 2 Mk.) von einem Knaben fordern dürfe. So war Not und Elend das Loos der Lehrer. Um diesem zu steuern, wurden von einsichtsvollen Eltern freiwillige Gaben und Geschenke den Lehrern gespendet. So erhielten diese am Feste der Minerva Quinquatrus (19. März), an welchem das Schuljahr anfing, ein Minerval, eine Art Einschreibegebühr. Es werden Neujahrsgeschenke und Sporteln (sportulae) erwähnt, die ihnen an besonderen Festtagen (z. B. den Saturnalien, dem Septimontium) gebracht wurden. Auch erfahren wir, daß sie vom Drucke der Abgaben befreit wurden, wie dies eine Inschrift aus dem portugiesischen Bergwerk zu Vipascum bezeugt. — Bei der untergeordneten Stellung der Lehrer fehlte es nicht an allerhand boshaften Schülerstreichen. Persius erzählt, daß sich die Knaben mit Oliven die Augen anstrichen, damit sie eine Augenkrankheit vorschützen konnten, um die Worte des sterbenden Cato nicht zu lernen. Andere erzeugten eine künstliche Blässe des Gesichtes, als ob sie die Nächte beim Studium durchwacht hätten. Ja, es kamen Beispiele vor, daß ein Lehrer durch seine Schüler mishandelt wurde.*

*Noch trauriger als das Loos der Elementarlehrer, war das der „Graeculi“, die als Privatlehrer in den Häusern der Reichen ihr Leben fristeten. Insbesondere waren sie es, die durch ihre Vielwisserei, Habsucht und Unterwürfigkeit den Spott der Satiriker erregten. Lukanios in seiner Schrift „Über die gedungenen Gelehrten“, Petronius, Persius, Juvenal in ihren Satiren entwerfen ein trauriges Bild ihrer Leiden und Schwächen. Viele Eltern zogen es nämlich vor, ihre Kinder durch Hauslehrer erziehen zu lassen, namentlich gilt dies von reichen Familien. Quintilian bekämpft diese Sitte und legt ausführlich den Vorteil des Schulunterrichtes dar. Die weitaus größere Zahl der Kinder ging auch thatsächlich in die Elementarschulen, die dem Bedürfnis

entsprechend nicht bloß in Rom und Italien, sondern auch in den Provinzen stetig zunahmen.*

Als durch ein aufwucherndes Proletariat besonders in Rom und Constantinopel die Gefahr entstand, daß viele Kinder roh und ohne allen Unterricht aufwachsen könnten, so verordnete Nerva, daß die Kinder armer Eltern auf öffentliche Kosten in den Städten Italiens verpflegt werden sollten, und Trajan (— dem Hadrian mit noch größerer Freigebigkeit nacheiferte —) nahm sich nicht nur bei seiner Thronbesteigung 5000 armer Kinder an, sondern ließ auch zu Veleja an 245 eheliche Knaben bis zu ihrer Mannbarkeit monatlich je 16 Sesterzen (c. 30 Mark) und an 34 eheliche Mädchen bis zum 14. Jahre je 12 Sesterzen (c. 22 Mark) verteilen. Antonin der Fromme errichtete zu Ehren seiner Gemahlin Faustina eine Erziehungsanstalt für arme Mädchen. Antoninus der Philosoph erstrebte gleiches Verdienst, wie sein Vorgänger, und ließ eine Anzahl Knaben und Mädchen in das Verzeichnis derer eintragen, welche an der frumentaria perceptio Teil zu nehmen hatten. Noch später endlich machte sich Alexander Severus durch ein Institut für Knaben und Mädchen zu Ehren der Mamäa verdient. *Dem Beispiele der Kaiser folgten auch reiche Private nach. Plinius bestimmt 500000 Sesterzen (circa 95000 Mark) für die Erhaltung armer Kinder freier Bürger (wahrscheinlich in der Nähe von Comum) und eine Frau Caelia Macrina stiftete zum Andenken an ihren Sohn in Terracina ein Kapital von 1000000 Sesterzen (190000 Mark) damit davon 100 Knaben verpflegt würden.* Indes waren all' diese Stiftungen *(alimenta) eigentlich nur Unterstützungen seltener* Pflegestätten armer und verlassener Kinder, um durch deren Pflege und Ernährung die Zahl der Krieger und Bürger zu vermehren. An eine eigentliche und allgemeine Organisation des Volkunterrichtswesens von Staats wegen ist dabei nicht zu denken.

*An den Elementarunterricht schloß sich der **Unterricht beim Grammatiker** an. Den Hauptgegenstand bildete in diesen Schulen die Grammatik. Quintilian bezeichnet als Aufgabe derselben die Einführung in die Grammatik und poetische Literatur und in den Kreis von Gegenständen, welche man als die Encyclopädie bezeichnete. Durch ihn erfahren wir auch Genaueres über Stoff und Methode dieses Unterrichts. Die Grammatik befaßte sich mit dem mündlichen und schriftlichen Ausdruck der Gedanken, also wie schon früher gesagt wurde, mit der Orthoepie und Orthographie. Die Orthoepie

handelte zuerst von dem Lautbestande, der sich nicht bloß auf die Einteilung, sondern auch auf die Veränderung der Vokale und Consonanten bezog, dann von den Redeteilen, deren Quintilian nach dem Vorgange der Stoiker 8 unterscheidet [die Nomina, die Appellativa, (Gattungswörter) Pronomina, Verba, Adverbia, Präpositionen, Conjunktionen und Interjectionen], von der Deklination und Conjugation und von der Correktheit des Ausdruckes. Diese forderte Richtigkeit und Reinheit der Sprache; ersteres mit Rücksicht auf die Grundsätze der Grammatik (Fehler dagegen Soloecismen), letzteres mit Vermeidung aller Fremden und ungebräuchlichen Ausdrücke (Barbarismen). Für die Orthographie empfiehlt Quintilian den Schreibebrauch und, wenn dieser schwankt, die Aussprache als Leitstern. — Die Einführung in die Literatur und Poesie fand durch die Lesung und Erklärung prosaischer und poetischer Werke statt, an die sich dann stilistische Arbeiten anschlossen. Unter den Schriftstellern werden neben Homer und Vergil Tragödien- und Komödiendichter und Lyriker, sofern sie sittlich Gutes enthalten, Äsop und von den Lateinern besonders Ennius, Accius, Pacuvius, Lucilius, Terentius, Caecilius, Cicero und Asinius Pollio und überdies Spruchsammlungen (Sentenzen), deren Anwendungen auf einen bestimmten Fall (Chrien) und Charakterschilderungen (Ethologie) erwähnt. Bei der Erklärung kommen Fragen aus der Grammatik,[1]) Stilistik, Metrik und Poetik zur Besprechung. Aber auch Erklärungen des Geschichtlichen fanden hierbei Berücksichtigung.*

*Darunter werden wir nicht bloß die eigentliche Geschichte, sondern auch die Mythologie und Geographie zu verstehen haben. Die Mythologie bildete die Vorstufe des Geschichtsunter-

[1])*A. Gellius in seinen attischen Nächten XVI. 6. erzählt von einem Probe vortrag, welchen ein lateinischer Grammatiker in Brundisium hielt, dem er auf der Durchreise beiwohnte. Dieser las das 7. Buch von Vergils Äneide plump und ungeschickt, worin sich folgender Vers findet: „Centum lanigeras mactabat rite bidentes," (das heißt: 100 wolltragende, doppeltbezahnte weihte er nach Fug) und er forderte auf, daß jeder, der etwas über jeden beliebigen Gegenstand von ihm wissen wolle, ihn nur immer fragen möchte. Ich war erstaunt über das kecke Selbstbewußtsein dieses nicht eben sehr gelehrten Menschen und sagte zu ihm: „Du belehrst mich gewiß gern, lieber Meister, warum diese Opfer bidentes genannt werden?" Dieser erläuterte, daß unter bidentes Schafe zu verstehen seien. Als aber Gellius weiter fragte, warum sie zweizähnig genannt werden, erwiderte der Grammatiker, weil sie zwei Zähne haben. Gellius wies die Ungereimtheit dieser Behauptung zurück, worauf der Grammatiker „aufgebracht und voller Zorn" auf ihn losfuhr: „Es wäre besser, du fragtest über Sachen, die man notwendiger Weise von einem Grammatiker verlangen kann; denn über Schafzähne fragt man Schafhirten aus."*

richtes und knüpfte passend an die Epiker an, welche die Knaben zuerst lasen. Zutreffende Worte über diesen Unterricht finden wir bei Strabo (Proleg. I. 2. 8). Man muß," sagt er, „bei dem Knabenunterricht (allerdings) mit den Mythen, den Fabeln der Dichter beginnen. Der Grund liegt darin, daß der Mythos etwas Neues erzählt und nicht das Alltägliche schildert. Das sei es grade, was die Wißbegierde anrege, zumal noch das Moment des Wunderbaren und Unbegreiflichen das Vergnügen steigere, was eben ein Reizmittel zum Lernen bildet. Für den Anfang müsse man wohl solche Lockmittel gebrauchen, mit zunehmendem Alter jedoch es zur Kenntnis des Wirklichen bringen, nachdem der Geist erstarkt ist und einer solchen Anlockung nicht mehr bedarf. Jeder Unwissende und Ungebildete aber ist gewissermaßen ein Kind und hat ganz die nämliche Freude an Mythen." Unter den Schulbüchern, welche für diesen Unterricht geschaffen wurden, ist das Werk des Julius Hyginus (aus dem 1. Jahrh.) erhalten. Es hatte den Titel Genealogia und behandelte einzelne Geschichten (fabulae). Der erwähnte Dositheos berichtet, daß er dieses allgemein bekannte Werk des Hyginus abgeschrieben habe. Auch fehlte es nicht an Anschauungsmitteln für diesen Unterricht. Ein solches ist die Tabula Iliaca deren Schöpfer Theodoros (wahrscheinlich aus der Zeit des Kaisers Tiberius) ist. Es sind dies Tafeln mit Reliefdarstellungen aus der Ilias. Ein solches Relief zeigt die Schiffe der Achaeer neben ihnen einen Krieger und Odysseus, der den Thersites schlägt. In einem andern sieht man Achilleus im Zelte; hinter ihm bringen zwei Gefährten den Leichnam Hektors herbei; vor ihm kniet Priamos, dem Hermes zur Seite steht; zwei Männer packen die Lösung vom Wagen. Zum leichteren Verständnis sind bei den einzelnen Personen die Namen angeschrieben, bei dem Wagen liest man das Wort λύτρα (Lösung). Wir haben demnach ein antikes Bilderbuch, freilich aus Marmor vor uns, das unzweifelhaft beim Unterricht verwendet wurde. — Über die Mythen gelangte der Unterricht zur Geschichte. Im Allgemeinen wurde von griechischen und römischen Gelehrten neben den Handbüchern der Geschichte, wie solche in der geschichtlichen Bibliothek des Diodor oder in der Weltgeschichte des Appianos oder in der römischen Geschichte des Velleius Paterculus vorliegen, Compendien verfaßt, welche als Grundlage für den Unterricht zu dienen hatten. Von den vielen griechischen Schriftstellern, die solche Werke schrieben, sei Herennios Dexippos genannt, der um 260 lebte und neben anderen historischen Werken einen Abriß der Geschichte (σύντομον ἱστορικόν) schrieb. Sein Name war so gefeiert,

daß ihm in Athen eine Statue errichtet wurde, deren noch vorhandene Inschrift seinen weiten Blick preist, mit dem er unerschrocken das, was er selbst sah, und die langen Zeiträume der Vergangenheit auf Grund anderer Werke schrieb. An ihn knüpft die byzantinische Geschichtsschreibung an. Unter den Geschichtsbüchern der Römer, welche Schulzwecken dienten, ist zunächst der Abriß der römischen Geschichte des Florus aus der Zeit des Hadrian hervorzuheben, der sich genau an Livius anschließt. Wegen seines rhetorischen Schmuckes wurde er bis ins Mittelalter gern gelesen und benutzt. Kurz und trocken sind dagegen die Inhaltsangaben der einzelnen Bücher des Livius gehalten, die spätestens im 3. Jahrh. zum Zwecke einer tabellarischen Übersicht der römischen Geschichte verfaßt wurden. Dem 4. Jahrhundert gehören Aurelius Victor und Eutropius an. Ersterer schrieb wahrscheinlich eine ausführlichere Geschichte, aus der die Abrisse stammen, welche über die Königszeit und Republik (de viris illustribus) und über die Kaisergeschichte (Caesares und epitome) erhalten sind, denen ein späterer Sammler als Einleitung das die Urgeschichte Roms kritiklos behandelnde Werke de origine gentis Romanae hinzufügte. Noch mehr als diese Abrisse wurde das Breviarium der römischen Geschichte des Eutropius am Schlusse des Altertums und im Mittelalter als Grundlage des Geschichtsunterrichts und der Geschichtsschreibung benutzt. Etwas erweitert und fortgeführt (von Paulus Diaconus) erscheint es dann als die Historia miscella, das am meisten verbreitete Handbuch der Geschichte des früheren Mittelalters. Zur leichteren Einprägung des historischen Stoffes wurde derselbe in Verse gefaßt. Ein solches Hilfsbuch ist von dem Lehrer Gratians Ausonius (310—300 v. Chr.) erhalten und an seinen Sohn gerichtet; es behandelt die römischen Kaiser bis auf Helagabal, so daß jedem derselben zwei Distichen gewidmet sind. — So wie für die Mythologie gab es auch für die Geschichte bildliche Darstellungen als Anschauungsmittel des Unterrichtes. Solche fand man als Bruchstücke eines Reliefs aus Marmor, welche auf der einen Seite allerhand historische Bilder, auf der anderen Seite in zwei Columnen eine feine Schrift zu deren Erläuterung enthielten. Die eine Columne ist hauptsächlich der römischen, die andere der griechischen Geschichte gewidmet. Aus ersterer sind Abschnitte über die Ein- und Absetzung des Physkon und über die Thaten des Marius und Sulla, aus letzterer solche über Anacharsis in Athen, Krösus in Lydien, die sieben Weisen, Peisistratos in Athen und

Äsops Tod in Delphi, des Krösus Gefangenschaft, Ägyptens Eroberung durch Kambyses, die Reise des Pythagoras, über Harmodios und Aristogeiton, den Zug des Darius gegen die Skythen, Xerxes und die Schlacht bei Salamis, Sokrates, Herakleitos, Anaximander, Parmenides, Zeno und den peloponnesischen Krieg erhalten. — Was endlich die **Geographie** anbelangt, so bildete wohl die Grundlage für den Unterricht in diesem Gegenstande die Chorographie, welche aus der Naturgeschichte des Plinius mit Zusätzen aus Pomponius Mela und anderen Werken zur Zeit Traians zusammengestellt wurde. Aus ihr schöpfte C. Julius Solinus, dessen Werk (Collectanea rerum memorabilium) die Geschichte mit der Geographie verquickt. Sein Lehrbuch wurde sowohl in der Kaiserzeit, als auch im Mittelalter viel benutzt. Ein anderes geographisches Lehrbuch, welches im 4. Jahrh. dem Ammianus Marcellinus vorlag, ging auf Ptolemaeus zurück und ergänzte den Auszug aus diesem Geographen durch Aufnahme eines Verzeichnisses der römischen Provinzen und historischer Daten aus Livius, Caesar und Sallust. Ein geographisches Lexikon für Schulzwecke ist unter dem Namen des Vibius Sequester (aus dem 5. Jahrh.?) erhalten. Ob das geographische Lehrgedicht des Avienus, das nach dem Vorbilde der Periegesis des griechischen Geographen Dionysios (es ist unbekannt, welcher Zeit er angehört) eine Beschreibung des Erdkreises enthielt, Schulzwecken diente, ist weniger wahrscheinlich; dagegen scheinen das Gedicht des Ausonius ordo nobilium urbium und die in Hexametern verfaßte Periegesis des Priscianus in der Absicht verfaßt zu sein, das Gedächtnis durch die metrische Form zu unterstützen. — Bei dem geographischen Unterricht wurden auch Landkarten benutzt. Es wurde bereits hervorgehoben, daß die geographische Literatur der Römer geradezu an die Weltkarte anknüpft, die unter Agrippa fertig gestellt wurde. Einen dürren Commentar zu dieser Karte bildet die Cosmographie des Julius Honorius, die durch Cassiodor (6. Jhrh.) ausdrücklich als Schulbuch empfohlen wird. Auf die Weltkarte sind die Karten zurückzuführen, die meist für Reisen und Märsche (Itineraria), aber auch für den Unterricht verwendet wurden. Eumenius (ein Rhetor aus dem Ende des 3. Jahrh.) in seiner Rede für die Wiederherstellung von Schulen seiner Vaterstadt Augustodunum (Autun) bemerkt ausdrücklich, daß die Jugend täglich in deren Hallen alle Länder und Meere auf Karten, die zum Zwecke des Unterrichtes der Knaben die Lage, die Größe und die Entfernungen der Orte mit ihren Namen vor Augen führen, sehen solle.

Die noch erhaltene Tabula Peutingeriana (offenbar eine Reisekarte) ist nach einem Original aus dem 3. Jahrh. angefertigt und bietet uns einen Einblick in die Kartographie der Römer.*

*Außer den angeführten Gegenständen, die mit dem grammatischen Unterrichte zusammenhängen, erstreckte sich der Unterricht auf die sogenanten encyclopädischen Disziplinen. Unter ihnen erwähnt Quintilian offenbar mit Rücksicht auf die Bildung des Redners bloß die Musik und Geometrie, welch' letztere er in die Lehre von den Zahlen und in die von den Figuren gliedert; bei Seneca erstreckten sich die liberalia studia neben der Grammatik auf die Musik, Geometrie, Arithmetik und Astronomie; Marcianus Capella (aus dem 5. Jahrh.) fügt noch die Rhetorik und Dialektik hinzu. Jedenfalls wurde die Arithmetik und Geometrie als Unterrichtsgegenstand in den Schulen der Grammatiker gelehrt; doch war es meist nicht der Grammatiker, sondern ein besonderer Rechenlehrer, calculator, der einen Teil dieses Unterrichtes besorgte. Das **Rechnen** wurde wohl nur zu praktischen Zwecken betrieben, und es ist über Stoff und Form des Unterrichtes für diese Periode nichts wesentlich Neues zu dem bisher Gesagten hinzuzufügen, außer daß in den späteren Jahrhunderten Lehrgedichte geschrieben wurden, welche vielleicht den Zweck hatten, diesen Unterricht zu erleichtern. So hat sich ein Gedicht „Über Maaße und Gewichte" (carmen de ponderibus et mensuris) aus dem 4. und ein anderes „Über die Teile des Pfundes" (de librae vel assis partibus) aus dem 6. Jahrh. erhalten, die beide fälschlich dem Grammatiker Priscianus zugeschrieben werden. Daß die **Geometrie** bei den Römern nicht viel gepflegt wurde, erhellt schon aus dem über diese Wissenschaft früher Gesagten. Es wurde dieser Gegenstand hauptsächlich als Hilfsmittel für die Landwirthschaft beim Feldmessen, für die Bau- und Kriegskunst betrieben. Die Werke des Columella über den Ackerbau, des Vitruvius über Architektur, des Sext. Julius Frontinus über Wasserleitungen, über Kriegskunst, und seine uns erhaltenen Bruchstücke über die Feldmeßkunst zeigen, welche Ziele dieser Unterricht verfolgte. Quintilians Forderung, daß durch die Unterweisung in der Geometrie besonders durch richtige Schlüsse und Beweise der Verstand entwickelt werde, zeigt, daß auch die Begründung von Lehrsätzen üblich war. Man schloß sich in dieser Beziehung Euklid an, von dessen Werke einzelne Bruchstücke (de geometria, formis, figuris, postulatis) in Fragmenten eines encyclopädischen

Werkes übersetzt erscheinen, das als Anhang zu dem (238 n. Chr. verfaßten) Dies natalis des Censorinus erhalten ist.*

*Größere Pflege fand in den Schulen der Kaiserzeit die **Astronomie** einerseits deshalb, weil sie mit der in dieser Periode immer mehr um sich greifenden Astrologie in Verbindung trat, andererseits, weil sie bei der Feststellung des Kalenders und der Chronologie unentbehrlich war. Schon aus der Zeit des Augustus sind zwei Lehrgedichte bekannt, welche diese Wissenschaft popularisierten. Es sind dies die fünf Bücher der Astronomie des Manilius und das gewöhnlich „poetische Astronomie" benannte Gedicht des Jul. Hyginus. Letzteres scheint geradezu für den Unterricht bestimmt zu sein, da der Verfasser ausdrücklich hervorhebt, es als Grundlage der Wissenschaft (rudimento scientiae) geschrieben zu haben. Dagegen ist das astrologische Werk, welches Firmicus Maternus zur Zeit des Constantin unter dem Titel Metheseos libri schrieb, ein Handbuch, das für ein reiferes Alter bestimmt ist. In welcher Weise die Mathematik mit Musik, Astrologie und Chronologie verquickt wurde, zeigt die schon erwähnte Schrift des Censorinus, de die natali, die der Verfasser als Festgabe zum Geburtstag einem reichen Gönner widmete. Weil den Handschriften dieses Werkchens Bruchstücke eines offenbar zu Schulzwecken angelegten encyclopädischen Werkes, das über Astronomie, Geographie, Musik, Metrik und Zahlenlehre handelt, angefügt sind, so erscheint es wahrscheinlich, daß auch der Dies natalis des Censorinus ähnlichen Zwecken gedient habe.*

Die Rhetorik und Dialektik gehören wohl nicht in den Bereich der Schule des Grammatikers, wie dies Quintilian bezüglich der Rhetorik (II. 1. 6.) ausdrücklich hervorhebt. Doch gab es ehrgeizige Lehrer und eitle Eltern, welche vorzeitig ihre Kinder auch mit diesen Gegenständen bekannt machten, wie Petronius bezeugt. „Die Eltern," klagt er, „wollen nicht, daß ihre Kinder gründlich und streng unterrichtet werden. Zuerst opfern sie ihre Hoffnungen der unrechtmäßigen Ehrbegierde, dann treiben sie die noch unreifen Studien auf dem Markte und überlassen so die Beredsamkeit, nach ihrem Geständnis das Höchste, unmündigen Knaben. Willigten sie ein, daß die Studien in gehöriger Ordnung betrieben, daß die Jünglinge durch gründliches Lesen ausgebildet würden ꝛc., dann würden die leeren Prunkreden bald einem gewichtvollen Inhalte weichen. Jetzt aber spielen unsere Redner als Jünglinge in der Schule und wollen im Alter nicht einsehen, daß sie in der Jugend Verkehrtheiten gelernt haben.

*Allgemein wird zu der Encyclopaedie auch die **Musik** gerechnet. Quintilian empfiehlt sie für den Unterricht des künftigen Redners. Aber die Ausführlichkeit, mit welcher er die Notwendigkeit dieses Unterrichtes begründet, und die Sorgfalt, mit der er Zeugnisse über den Zusammenhang der Musik und Grammatik zusammenstellt (I. 9—33) erweckt den Eindruck, daß er eine Neuerung in der Erziehung befürwortet. Denn aus anderen Quellen kann man nicht nachweisen, daß bei den Römern außer Belehrungen über Rythmus und Wohlklang im Anschluß an Gedichte und Reden, ein besonderer Unterricht in der Musik in den öffentlichen Schulen erteilt wurde. Vielmehr erscheint namentlich in der Kaiserzeit der Musikunterricht als eine besondere höchst einträgliche Beschäftigung. Wie heutzutage Knaben und Mädchen im Gesang, im Clavier- und Violinspiel durch besondere Lehrer unterwiesen werden, so war dies auch in der Kaiserzeit der Fall. Britannicus, der Sohn des Kaisers Claudius, und sein Gespiele Titus wurden in der Musik unterrichtet, lernten singen und auf der Zither spielen. Dasselbe ist von Nero und Marc Aurel bezeugt. Bei den Mädchen wurde noch mehr Gewicht auf diesen Unterricht gelegt. Die hierdurch erworbene Fertigkeit kam bei religiösen und profanen Festen in Anwendung. Es werden Chöre, die von Knaben und Mädchen aus guten Familien gesungen wurden, mehrfach erwähnt; so bei den Säcularspielen, bei der Bestattung des Augustus und bei der der Apotheose dieses Kaisers vorangehenden Todtenfeier. Auch ist es überliefert, daß Erwachsene, Männer und Frauen, als Dilettanten die Musik mit Vorliebe betrieben. Selbst Kaiser, wie Nero, Hadrian, Alexander Severus, beschäftigten sich mit Gesang und Instrumentalmusik. Aus dieser Vorliebe der höchsten Kreise für die Musik erklärt es sich, daß Kithara- und Flötenspieler durch ihre Produktionen gute Geschäfte machten. Deshalb erteilt der Satyriker Martial den Rat, einen Knaben, der in der Welt fortkommen wolle, nur ja nicht studieren oder Verse machen zu lassen; vielmehr solle er sich auf die Flöte oder die Kithara verlegen.

*Noch ist des Unterrichtes in der **griechischen Sprache** zu gedenken, der in den Schulen der lateinischen Grammatiker nicht fehlte. Quintilian ist der Ansicht (I. 1. 12), „daß der Knabe mit der griechischen Sprache den Anfang mache, weil er das Lateinische durch den Umgang auch ohne die Schule erlernen kann, und weil er doch in den griechischen Wissenschaften zuerst unterrichtet werden muß, aus denen ja die römischen geflossen sind. „Ich möchte jedoch nicht," setzt er fort,

„daß dies mit übertriebener Ängstlichkeit betrieben werde, so daß der Knabe lange Zeit nur griechisch rede und lerne, wie dies bei den meisten üblich ist“ .... „In nicht weitem Abstande muß das Lateinische folgen und schnell gleichen Schritt halten.“ Den Unterricht in der griechischen Grammatik will er auf dieselbe Weise erteilt sehen, wie den in der lateinischen (I. 9. 1.) Doch zeigen die wiederholt erwähnten Schulgespräche des Dositheos, daß es auch üblich war, nicht nach grammatischen Regeln, sondern durch bloße Übung und Lektüre die fremde Sprache den lateinisch sprechenden Knaben beizubringen. Vielleicht geschah dies schon im Elementarunterrichte, so daß die Kinder beim Grammatiker bereits eine gewisse Sprachfertigkeit im Griechischen besaßen.*

Im Anschlusse an die encyclopädische Bildung gedenkt Quintilian auch der Gymnastik, doch nicht als eines allgemeinen Bildungsmittels, sondern gerade so wie der Schauspielkunst, als einer für den Redner notwendigen Vorbildung, durch welche er eine richtige Haltung und gefällige Bewegungen lernen kann. Bei den Römern gab es nämlich weder Palästren noch Gymnasien, nur die Griechen betrieben auch in der Kaiserzeit die Gymnastik, freilich nicht in jener Weise, wie dies in der Zeit vor Alexander dem Großen der Fall war. Doch auch bei den Römern waren gymnastische Übungen im Gebrauch. Sie blieben Sache der Einzelnen, der Eltern und Erzieher, und wurden, wenn auch begünstigt, doch vom Staate weder ge- noch verboten. Laufen, Schwimmen, Ballspiel, Reiten wurden geübt, um die Gesundheit zu erhalten und körperliche Stärke und Gewandtheit zu gewinnen. Auf dem Marsfelde wurden von römischen Jünglingen verschiedene gymnastische Übungen getrieben, und damit ward das Schwimmen in der vorüberströmenden Tiber verbunden. Athletische Gilden erscheinen, welche unter dem Prädikat Xystici, auch Herculanei, ihre eigenen Gymnasien, Archive, Vorsteher hatten und außerordentliche Vorrechte und Begünstigungen genossen. Auch von der griechischen Orchestik ist Manches heimisch geworden, und die Pyrrhiche ward bei festlichen Veranlassungen in buntfarbigen Kostümen zur Aufführung gebracht. *Bei den Griechen zeigte sich gerade in der Kaiserzeit das Bestreben, die Gymnastik wieder zu ihrer früheren Bedeutung zu bringen und eine rationellen Pflege derselben anzubahnen. Die genauen Nachrichten, die wir über die Gymnastik der Griechen besitzen, stammen aus der Kaiserzeit, nämlich aus dem Werke des Philostratos „Über Gymnastik,“ der in der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts lebte, und auch im Anacharsis seines

älteren Zeitgenossen Lukianos findet sich manche hierher gehörige Bemerkung. Aber gerade in dieser Schrift ist deutlich sichtbar, wie ihr Verfasser sich bemüht, seinen Zeitgenossen die Pflege der Gymnastik dadurch recht eindringlich ans Herz zu legen, daß er den Solon vorführt, wie dieser dem Skythen Anacharsis Bedeutung und Betrieb der Gymnastik auseinandersetzt. Die erhöhte Bedeutung, welche die Gymnastik gewann, zeigt sich auch darin, daß Hadrian sich veranlaßt fand, in Athen ein neues Gymnasium, das nach ihm benannt wurde, zu gründen. Wie heutzutage der Turnunterricht die Handhabe bot, welche die Ärzte dazu benutzten, um Einfluß auf die Schule zu gewinnen und die Schulhygiene als einen Hauptfaktor der Erziehung aufzustellen, so geschah es auch im Altertum. In den Schriften des Galenos findet sich ein förmliches System der Gesundheits- und Heilgymnastik, in welchem die gymnastischen Übungen nach der Art und den Graden der Bewegung in verschiedene Klassen eingetheilt erscheinen. Er begnügte sich aber nicht damit, die körperlichen Übungen unter die Obhut des Arztes zu stellen, sondern er suchte darzulegen, daß auch die Sittlichkeit von körperlichen Zuständen (von Nahrung, Bewegung 2c.) abhängig sei, und trat deshalb mit der Forderung auf, daß die ganze Erziehung den Ärzten zuzuweisen und der richtige Pädagoge demnach der Arzt sei.

*Über die **Zucht** in den Schulen der Grammatiker gilt dasselbe, was über die Elementarschulen gesagt wurde. Die Stellung der Lehrer an diesen erweiterten Schulen unterschied sich jedoch von der der Elementarlehrer. In dem schon einmal erwähnten Edicte des Diocletian vom Jahre 301 wird dem Rechen- und Schreiblehrer (calculator und notarius) zugestanden, für den Unterricht monatlich 75 Denare (etwa 3 Mark) zu fordern; dem Grammatiker werden sogar 200 Denare (etwa 8 Mark) zu beheben gestattet.*

*Der wärmsten Fürsorge erfreuten sich in der Kaiserzeit die **höhern Schulen**, die eigentlich als Fachschulen bezeichnet werden können. Sie gliedern sich in Rhetoren- und Philosophenschulen, in juridische und medizinische Hochschulen. Am zahlreichsten waren die **Rhetorenschulen**, in welchen der Unterricht in der Grammatik weitergeführt und die Rhetorik mit ihren Hilfswissenschaften gelehrt wurde. Der Unterricht zerfiel in einen theoretischen und praktischen Curs. Ersterer wurde wahrscheinlich in der Frühe, letzterer am Abend gehalten. Der theoretische Curs hatte einerseits im Anschlusse an die

Grammatik die Theorie der Rhetorik zu lehren, andererseits die Lektüre der Schriftsteller mit Rücksicht auf das Bedürfnis des Redners weiter fortzusetzen. Was die Theorie der Rhetorik betrifft, so knüpfte diese an die Grammatik an, die mit der Lehre von den Tropen und Figuren, von den Chrien und Ethologien in das Gebiet der Rhetorik hinüberführte. Für diesen Zweck bestanden nach Quintilian (II. 13. 15.) landläufige Handbücher der Redekunst, welche auswendig gelernt wurden, in denen allgemeine Regeln (praecepta καθολικὰ oder universalia) für die Praxis enthalten waren. Aber bedeutendere Rhetoren begnügten sich nicht damit, sondern trugen ihre eigenen Lehren vor, welche die Schüler dann in ihren Notizheften [commentarii scholae, bei Lukian ὑπομνήματα τῶν συνουσιῶν (der Collegien)] nachschrieben. Gegen die Anwendung förmlicher Diktate von Seiten des Lehrers spricht sich Quintilian (X. 3. 19.) aus dem Grunde aus, weil hierbei der Schüler den Lehrer zuweilen drängt und ihn zu ungeschickten und übereilten Mitteilungen veranlaßt, häufig auch, wenn er langsam schreibt, den Lauf seiner Gedanken hemmt und ihm hierdurch die Spannung seines Geistes raubt. Die Theorie der Rhetorik gab zuerst deren Definition, dann die Einteilung der Reden, wonach die Stücke, auf die es bei jeder Rede ankommt, und zwar 1. die Erfindung (inventio), 2. die Anordnung (dispositio), 3. der Ausdruck (elocutio) 4. die Einprägung (memoria) und 5. der Vortrag (actio) behandelt wurden. Bei dem Abschnitt über die Erfindung wurden auch die Teile der Rede, die Einleitung, die Erzählung oder Darlegung des Sachverhaltes, die Beweisführung und der Schluß, besonders besprochen. Parallel mit dieser Theorie wurde die Lektüre in ähnlicher Weise wie beim Grammatiker betrieben. Quintilian meint, es sollte der Rhetor Einzelnes, namentlich Reden, gelegentlich selbst seinen Schülern vorlesen, aber auch sie wieder einen nach dem andern lesen lassen. Das Gelesene, soll erläutert, wiederholt und dem Gedächtnisse zur Nachahmung übergeben werden. Unter den Schriftstellern empfiehlt er zwar auch die Dichter und zwar sowohl die Epiker (Homer und Vergil) und Dramatiker (ebenso Aischylos, Sophokles, Euripides, Accius und Pacuvius, als Aristophanes, Menander, Terentius und Plautus), als auch die Lyriker (Pindar, Alkaios, Simonides und Horaz) und Satiriker (Archilochos, Lucilius, Persius); aber hauptsächlich erachtet er die Prosaiker für den künftigen Redner von größtem Nutzen. Zuerst erwähnt er die Geschichtsschreiber, unter denen er die Griechen Thukydides, Herodot, Theopomp, die Lateiner

Sallust und Livius besonders hervorhebt, dann die Philosophen, Plato, Xenophon, Aristoteles bei den Griechen, denen die Römer nur Cicero, Corn. Celsus und andere minderbedeutende Männer, unter denen auch Seneca erscheint, entgegenzustellen haben. Endlich hat sich die Lektüre ganz besonders mit den Rednern zu befassen. Unter den griechischen hebt er Lysias, Isokrates, Demosthenes und Aischines, unter den lateinischen Cicero, Asinius Pollio und Messalla in erster Linie hervor.*

Im Zusammenhange mit dem theoretischen stand der praktische Curs. Dieser hatte es mit schriftlichen Aufgaben, die mitunter als Anfangsübungen (προγυμνάσματα) auch mündlich vorgetragen wurden, hauptsächlich aber mit Redeübungen zu thun. Bei den schriftlichen Arbeiten begann man mit Erzählungen, an die sich wohl die Aufgabe knüpfen ließ, das Erzählte zu widerlegen (ἀνασκευὴ) oder zu beweisen (κατασκευὴ) z. B. die Säugung des Romulus durch eine Wölfin, die Rettung Arions durch einen Delphin und Ähnliches. Dann schritt man dazu, große Männer zu loben, nichtswürdige zu tadeln, woran sich Vergleiche einzelner Personen anschlossen. Es folgten dann allgemeine Betrachtungen (κοινοὶ τόποι, loci communes) über Tugenden und Laster, die zu Deklamationen auf besondere Fälle, z. B. „gegen einen blinden Wollüstling, einen ausgelassenen Greis" angewendet wurden. Als Vorbereitungen zu den Beratschlagungsreden (λόγοι συμβουλευτικοὶ) dienten dann Fragen praktischer Art, z. B. ob das Land- oder Stadtleben vorzuziehen sei? ob man heiraten, ob man sich um Ämter bewerben soll? und dgl. Die schriftlichen Arbeiten wurden auf Wachstafeln geschrieben, damit man schneller schreiben und leichter das Geschriebene auslöschen könne. Die rückwärtige Seite wurde freigelassen, damit der Schreibende daselbst Zusätze und Verbesserungen anbringe, die sich ihm später aufdrängen, wohl auch deshalb, damit der Lehrer die erforderlichen Verbesserungen vornehmen könne. Denn das Nachbessern bezeichnet Quintilian (II. 4. 1.) als den nützlichsten Teil der Studien.

*Die stilistischen Arbeiten bildeten die Vorstufe für die Vorträge von Reden (μελέται oder ἀγῶνες). Es wurden von den Rhetoren Musterreden vor den Schülern gehalten, nach denen sich diese bei ihren Schulreden zu richten hatten. Und zwar begann man mit der leichteren Redegattung, den Reden die den Zweck hatten von einer Sache abzuraten oder sie anzupreisen (λόγοι προτρεπτικοὶ, declamationes suasoriae). Es ist ausdrücklich bezeugt, daß diese Art der Reden, die weniger Erfahrung bedürfen, den jüngeren Schülern (pueris)

zugewiesen wurde, die gewissermaßen die Unterabteilung der Rhetorenschulen bildeten. Zwar verlangt Quintilian, daß die Themen so gewählt sein sollen, daß sie der Wirklichkeit entsprechen, also fürs Leben verwertet werden können; aber dies war nur selten der Fall. Meist hielt die Sage und Geschichte her, um aus ihr Stoffe abzuleiten. So z. B. wurden die Themen gegeben: Agamemnon überlegt, ob er die Iphigenie opfern soll oder nicht; Alexander fragt, ob er weiter vordringen soll als bis zum Ocean; soll Cicero darauf eingehen, um sein Leben zu erhalten, seine philippischen Reden zu verbrennen? u. a. Schwieriger waren die *Reden über Streitfragen* (controversiae στάσεις), in denen die Schüler wie Ankläger oder Verteidiger für die eine oder andere Partei einzutreten hatten. Es ist charakteristisch für die Moral dieser Zeit, daß meist schmutzige und widerliche Themen für solche Reden (zuerst bei dem alten Seneca und in den unter Quintilians Namen erhaltenen declamationes) erhalten sind, z. B.: Ein Vater ist durch das Beispiel seines ausschweifenden Sohnes selbst zu Ausschweifungen verleitet worden; der Sohn will das Recht erhalten, ihn für rasend zu erklären; — eine entführte Frau hat die Erlaubnis, nach eigener Wahl zu bestimmen, ob der Entführer sich mit ihr verheiraten oder am Leben bestraft werden soll; nun hat ein Mann in derselben Nacht zwei Weiber entführt, die eine verlangt, er soll hingerichtet werden, die andere will sich mit ihm verheiraten. — Dergleichen Schulreden wurden vor einem großen Zuhörerkreis gehalten, der sich noch vergrößerte, wenn der Rhetor eine Musterrede hielt. Hierbei fehlte es nicht an dem Beifall der Zuhörer. Sie beachteten mit Kennerblicke die Einteilung und Anordnung des Stoffes, mit welchen Schlaglichtern (lumina) er ihn ausstattete, in welchem Farbenglanze (color χρῶμα) er ihn betrachtete, welche neuen Redewendungen er anwandte, und welche geistreichen Sentenzen er anbrachte. Erregte irgend etwas Neues ihren Gefallen, so gaben sie durch Aufstehen, Händeklatschen und durch Zurufe ihren Beifall kund. Da wurde nicht blos „Schön" (καλῶς) oder „Gelehrt" (σοφῶς), wie in früherer Zeit, sondern „Göttlich" (θείως), „von Gott begeistert (δαιμονίως), „Großartig" (μεγάλως), „Unnachahmlich" (ἀπροσίτως) gerufen, wohl auch im übermütigen Spotte die Rede eines Greises als „Witzig" (εὐφυῶς) oder „Blühend" (ἀνθηρῶς) beklatscht.*

*Die schönste Frucht des Unterrichtes in den Rhetorenschulen war nach Quintilian (8. 7. 1.) die Fähigkeit *aus dem Stegreif zu reden* (ex tempore dicendi, αὐτοσχεδιάζειν). Unzweifelhaft war

diese Kunst von praktischem Werte weniger in der Politik als bei Gerichten. Aber neben diesem praktischen Zwecke bildete sich gegen Ende des 1. Jahrh. n. Chr. in Griechenland ein Virtuosentum im Stegreifreden aus, das auf die Entwicklung der Rhetorik großen Einfluß nahm. Es knüpft an den Namen der Sophisten an. Bei dem Aufschwunge, der in Griechenlands wissenschaftlichem Leben in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit eintrat, entstand eine Begeisterung für die griechische Bildung, die sich über das ganze Römerreich verbreitete und auch an vielen Kaisern Förderung fand. Als Vertreter und Vermittler dieser geistigen Strömung erscheinen die Sophisten. Im Gegensatze zu den ständigen Rhetoren waren es wandernde Redner, welche durch improvisierte Prunkreden Staunen und Bewunderung zu erregen und Geld zu verdienen suchten. Sie zogen von Stadt zu Stadt, kündeten sich vorher an und luden zu ihren Improvisationen, die bei kurzer Fassung λαλιαί (vollkommen entsprechend dem modernen Worte Causerien), bei größerem Umfange ἐπιδείξεις oder διαλέξεις hießen, ein. In ihnen behandelten sie die verschiedensten Themen: Lobreden auf Städte (z. B. auf Rom von Aristeides, auf Antiochia von Libanios), Deklamationen über griechische Geschichte (besonders beliebt waren die Heldenthaten der Perserkriege), aber auch Lobreden auf Thersites, auf das Wechselfieber u. dgl. Durch ihr stutzerhaftes Auftreten, durch ihre affektierte schauspielerähnliche Sprechweise und Gestikulation, durch die ungestümen Beifallsbezeugungen, unter denen sie abzutreten liebten, erregten sie Sensation und fanden infolge dessen von Seiten der Jugend vielfache Nachahmung. Philostratos (am Ende des 2. Jahrh.) und Eunapios (aus dem 4. Jahrh.) in ihren Lebensbeschreibungen der Sophisten haben uns zahlreiche Bilder solcher Männer unter denen im ersten Jahrhundert Niketes und Skopelian, im zweiten Polemon, Lollianos und Aristeides insgesamt Griechen, und von Lateinern Apuleius aus Madaura hervorragten, überliefert. Ursprünglich gaben sie sich mit dem Unterrichte in ihrer Kunst nicht ab, später betrieben sie auch diesen, und aus ihrem Kreise ging die Rhetorik des Hermogenes, eines Zeitgenossen des Marc Aurel († 180), hervor, die als Lehrbuch sich großer Verbreitung erfreute.*

*Ein andere Art höherer Bildungsanstalten waren die **Philosophenschulen**. Der Verfall der Sittlichkeit, der in der Kaiserzeit um sich griff, war weder so allgemein, noch so tief als ihn die Satiriker und Redner schildern. Seneca schließt eine Schilderung der herrschenden Unsittlichkeit mit der Bemerkung: „Darüber haben unsere Vorfahren

geklagt, klagen wir und werden unsere Nachkommen klagen, daß die Sitten im Verfalle seien, die Schlechtigkeit herrsche, die Menschen immer tiefer in Sündhaftigkeit versinken, die menschlichen Zustände sich verschlimmern. In Wirklichkeit bleiben sie unverändert und werden es bleiben, nur mit geringen Verschiebungen nach der einen oder andern Seite.“ „Die Laster sind nicht den Zeiten eigentümlich, sondern den Menschen; kein Zeitalter ist von Schuld frei gewesen.“ Wohl aber war die Religion in vollständigem Verfalle und damit ein Faktor beseitigt, dessen Einfluß auf die Sittlichkeit unläugbar ist. An ihre Stelle trat im Kreise der Gebildeten die Philosophie. In dieser suchte man eine Zufluchtsstätte vor dem unruhigen und aufregenden Treiben des öffentlichen Lebens, Trost und Erhebung im Unglücke, aber auch die Normen für ein sittliches Leben. Aus diesem Grunde war es nicht die philosophische Spekulation, sondern hauptsächlich die Ethik, welche damals von den Philosophen in den Vordergrund ihrer Lehren gestellt wurde.*

*In dem ersten Jahrhundert fand die Lehre der Epikureer eifrige Anhänger, unter denen wohl der bedeutendste der Naturhistoriker Plinius war. Aber diese Lehre eignete sich weniger dazu, Begeisterung für die Sittlichkeit zu erwecken und zu nähren. Dies gelang in vorzüglicher Weise den Lehren der Stoiker. Darum blühten in der Kaiserzeit die Schulen dieser Richtung. Ihre Vertreter wirkten teils als Privatlehrer, namentlich bei Hofe, teils als Lehrer an Schulen, teils auch als Prediger der Sittlichkeit beim Volke. Auf einen engen Kreis bezog sich die Thätigkeit derjenigen, die in Privathäusern als Hausphilosophen, meist der Mode halber, zum Hausstaate gehörten. Sie erfreuten sich im Allgemeinen keines besonderen Ansehens, doch finden sich Beweise, daß in manchen Familien den Philosophen nicht blos die Erziehung der Kinder übertragen ward, sondern daß sie auch den Erwachsenen als „Berater, Führer und Seelsorger“ dienten. Insbesondere erscheinen sie häufig als Begleiter und Tröster bei den Vorbereitungen zum Tode. Geachteter und einflußreicher war die Stellung der Philosophen an dem Hofe. Doch war ihr Amt als Sittenprediger ein beschwerliches und mühevolles. Deshalb zogen es die bedeutenderen vor, öffentlich als Lehrer zu wirken. Der Stoiker Apollonios, von Antoninus Pius als Lehrer des jungen Marc Aurel berufen, siedelte mit seinen Schülern aus Chalkis nach Rom über, weigerte sich aber in den kaiserlichen Palast zu ziehen, weil er verlangte, daß der Schüler zum Lehrer zu kommen habe. Der Kaiser willfahrte thatsächlich

seinem Wunsche. Aus dem ersten Jahrhundert werden Q. Sextius Vater und Sohn als Begründer einer Schule genannt, welcher unter anderen der Lehrer Senecas, Sotion, angehörte. Wichtiger erscheinen sie durch die Spruchsammlung, welche unter ihrem Namen erhalten ist, und die neben stoischen und pythagoreischen Grundsätzen auch philonische und christliche Zusätze aufweist; namentlich gilt dies von der lateinischen Übersetzung des Christen Rufinus. Zu den hervorragendsten Lehrern gehören die Stoiker Musonius Rufus und sein Schüler Epiktet. Ersterer, seiner Geburt nach ein Tusker, stand zur Zeit des Vespasian in so hohem Ansehen, daß er von dem Verbannungsdecret ausgenommen war, das dieser Kaiser über die Philosophen verhängte. Seine hohe sittliche Würde und seine eindringende Beredsamkeit erwarb ihm viele Schüler: „wie ein Magnet Eisen, so zog er von allen Seiten Schüler an sich.“ Einer derselben, Pollio, zeichnete seine Aussprüche über das sittliche Leben (ἀπομνημονεύματα) auf. Sein Schüler Epiktet, ursprünglich ein phrygischer Sklave, lehrte auch in Rom, wurde unter Domitian verbannt und siedelte nach Nikopolis (in Epirus) über, wo ihn Arrianos aus Nikomedien hörte. Dieser schrieb seine Reden (διατριβαὶ) nieder und faßte die Lehre seines Meisters in ein kurzes Handbuch (ἐγχειρίδιον) der Moral zusammen.*

*Doch gab es auch angesehene Philosophen anderer Richtung, welche sich großen Zuspruches erfreuten. So hielt Plutarch, welcher sich zur Lehre der Platoniker bekannte, noch unter Domitian Vorträge zu Rom, welche von den bedeutendsten Männern besucht wurden. Namentlich ragt als Lehrer auch der Platoniker Calvisius Taurus hervor, der in Athen einen großen Kreis von Schülern um sich sammelte, zu dem viele Römer, unter andern auch Gellius gehörten. Ebenso war auch die Schule des Aristoteles durch berühmte Lehrer vertreten. Im zweiten Jahrh. erfreuten sich in Rom die Peripatetiker Eudemos und Demetrios aus Alexandria hohen Ansehens. Ein Freund des letzteren, Favorinus, zu dessen Schülern und Bewunderern sich auch Gellius zählt, huldigte den Lehren der Skepsis. — Die Kyniker suchten nicht so sehr durch ihre Lehre als durch ihr Beispiel zu wirken. In der Bedürfnislosigkeit ahmten sie Diogenes nach und erschienen in zerlumptem Mantel, mit wirrem Haar und langem Barte. Doch benutzten viele dieses äußerliche Auftreten, um dem Hange zum Müssiggange zu fröhnen. Die weltbürgerische Heimatlosigkeit wurde zur Landstreicherei, die Rückkehr zum Naturzustande zu ekelhafter Unflätigkeit, die Besitzlosigkeit zum Vorwande für freche Bettelei und widriges Schmarotzertum. Doch gab es unter diesen

„Bettelmönchen" des Altertums viele, welche den Beruf als „Erzieher der Menschen und als Ärzte ihrer Gebrechen" mit Ernst erfaßten und als wahre Prediger der Sittlichkeit segensreich wirkten. Zu diesen gehörten Demetrios, der im ersten Jahrhundert in Rom, und Demonax, der im zweiten Jahrhundert in Athen lebte. Der erste führte in dem durch Üppigkeit und Lasterhaftigkeit verrufenen Rom ein Leben voller Entsagung und stolzer Selbstgenügsamkeit. Er widerstand ebenso sehr der Bestechung, als dem Zorne der Caesaren. Es ist daher begreiflich, daß die angesehensten Männer zu ihm sich hingezogen fühlten und seinen Sittenpredigten, die er von einem ärmlichen Strohlager hielt, lauschten. Seneca stellt ihn den größten Männern gleich und preist ihn als den mächtigsten Förderer der Sittlichkeit: „Ihn," sagt er, „hat die Natur in unserer Zeit geschaffen, um zu zeigen, daß weder er durch uns verdorben, noch wir durch ihn gebessert werden können. Er ist der Mann von vollendeter Weisheit und unerschütterlicher Festigkeit in der Ausführung seiner Grundsätze, und von einer Beredsamkeit, wie sie den größten Gegenständen ziemt. Ich zweifle nicht, daß ihm die Vorsehung ein sittliches Leben und eine solche Macht der Rede verliehen hat, damit es unserem Zeitalter nicht an einem Beispiele und an einem lebendigen Vorwurfe fehle." Was Demetrios in Rom, war Demonax in Athen, dem Lukianos in seiner Biographie ein würdiges Denkmal setzte. Nicht so schroff und in sich verschlossen als Demetrios suchte dieser in dem Kynismus weniger die Weltflucht als vielmehr den mächtigsten Antrieb zu einem glücklichen dem Wohle der Menschheit geweihten Leben. Alle Menschen betrachtete er als Brüder, denen er in Zeiten der Not und des Unglückes beisprang. Wo sich Streit erhob, sei es im Schoße der Familien oder in einer öffentlichen Versammlung, da trat er als Vermittler und Friedensstifter auf. Von allen verehrt, lebte er ohne Krankheit und Kummer 100 Jahre lang. Bei seinem Tode, den er freiwillig durch Hunger herbeiführte, konnte man sehen, wie ganz Griechenland den Mann ehrte, der wohl unzählige Freunde gewonnen und sich verpflichtet hatte, aber keinen Feind zählte. So mächtig solche Gestalten wie Demetrios und Demonax auf die Sittlichkeit einer großen Masse der Bevölkerung wirkten, so waren sie doch vereinzelte Erscheinungen. Eine allgemeine systematische Pflege der Sittlichkeit war die Aufgabe der Philosophenschulen.*

*Der Schulunterricht in der Philosophie schloß sich an den in der Rhetorik an. Häufig gingen die Jünglinge nach An-

legung der Männertoga zu den Philosophen, wie dies Persius ausdrücklich von sich erzählt. Sie verließen ihre Lehrer erst, als sie sich einen eigenen Hausstand gründeten, doch war es nicht ungewöhnlich, daß auch erwachsene Männer, ja Greise, die philosophischen Vorträge anhörten. In den philosophischen Schulen wurde zunächst die Logik oder Dialektik gelehrt, die Seneca als die Abcschule der Philosophie bezeichnet. Indem man diese an sich trockene Wissenschaft durch verwickelte Probleme, welche den Scharfsinn erprobten, und den Wetteifer der öffentlichen Disputationen interessant zu machen suchte, fesselte man die rechthaberische Jugend, weshalb Seneca klagt, daß hierdurch der eigentliche Zweck der Philosophie vereitelt werde, indem diese zur Wortwissenschaft ausarte, ohne auf das Leben Einfluß zu nehmen. Und Epiktet spricht von Leuten, die nur zu dem Zwecke Philosophie lernen, um die Bewunderung eines Senators zu erregen, den ihnen das Glück zum Tischnachbar gegeben hat, oder durch ihre umfassende Kenntniß einer Specialliteratur zu glänzen. Ein praktisches Beispiel eines solchen Mannes führt Gellius vor. Nach einem Gastmahle in der Villa des Herodes Attikos bei Athen ergriff ein Stoiker das Wort, um überlange und geschmacklose Vorträge über Philosophie zu halten, von der er mehr zu verstehen versicherte, als alle übrigen Griechen und Römer. „Er warf mit unbekannten Ausdrücken Syllogismen und Fangschlüssen um sich, rühmte sich, daß niemand ihm im Auflösen dialektischer Probleme gleichkomme, daß niemand, wie er in der ganzen Ethik zu Hause sei.“ — Außer der Dialektik wurde in der Philosophenschule der Platoniker wohl auch Mathematik getrieben. Lukianos findet bei Nigrinus eine mit geometrischen Figuren beschriebene Tafel und eine Kugel aus Rohrstäbchen, und Plutarch in den platonischen Untersuchungen zieht mathematische Beispiele (quaest. 3, 5) herbei und erwähnt solcher auch bei Gastmählern (de audiendo c. X.). Dagegen wurde bei den Stoikern auf die Naturlehre Wert gelegt, zu der ihr Lehrsystem sie hinführte, doch war es nicht so sehr die physikalische Forschung, die hierbei Berücksichtigung fand, sondern vielmehr der ethische Einfluß, welchen die Betrachtung der Größe der Natur und der Erhabenheit ihres Schöpfers auf das Gemüt des Menschen übte. — Es zielte dieser Unterricht, sowie überhaupt die gesamte Bildung in den Philosophenschulen auf die sittliche Ausgestaltung des jungen Menschen. Darum überwog die Ethik alle andern Disciplinen. Daß die Tugend und Sittlichkeit die Aufgaben des Menschen sind und daß in ihnen die einzige oder doch eine der wichtigsten Bedingungen der Glückseligkeit gegeben sei, diese Über-

zeugung sollte die Philosophie im Geiste der Zuhörer erwecken. Sie sollte nach Seneca der Seele die Gesundheit geben, nicht bloß die beste, sondern die einzige Führerin zur Sittlichkeit, die einzige Lehrerin der höchsten Kunst, der Kunst zu leben, sein.*

Doch nicht durch die Lehre allein sollte der Philosoph auf seine Schüler sittigend wirken. Er hatte auch das Recht und die Pflicht eine Aufsicht über ihren Lebenswandel zu führen; wir könnten dies als die Zucht der Schule bezeichnen. So wissen wir, daß Attalos seinen Schülern empfahl, auf einem harten Pfühle zu schlafen, und daß Seneca hierin seinem Meister folgte. Epiktet ermahnte seine Zuhörer, den Bart wachsen zu lassen, und tadelte einen jungen Mann, der mit zierlich geordnetem Haare und stutzerhafter Kleidung in die Schule kam. Doch andererseits wollte er nicht, daß seine Schüler schmutzig und vernachlässigt erscheinen, stets sollten sie sauber sein, sich schnäuzen, die Füße waschen, sich vom Staube reinigen und sich die Zähne putzen, damit sie „Menschen und nicht Tiere, nicht Ferkel" seien. Gellius erzählt, daß der Rhetor Castricius einigen Senatoren, die seine Schule besuchten, einen Verweis erteilte, weil sie an einem Feiertage öffentlich in einer nicht standesgemäßen Tracht erschienen waren. Von dem schon genannten Platoniker Taurus berichtet er, daß er jede Art von Ermahnungen und Unterweisungen anwandte, um seine Schüler zum Guten anzuleiten. Einem reichen jungen Manne, der mit Flötenspielern und Schauspielern umging, sandte er, um ihn dieser Gesellschaft zu entziehen, eine Stelle des Aristoteles über den sittlichen Unwert der meisten dieser Künstler mit der Anweisung sie täglich zu lesen. Einen andern, der plötzlich von dem Studium der Beredsamkeit zur Philosophie überging, fuhr er hart an und wurde vollends zornig, als er sich mit dem Beispiele anderer verteidigte. So gewöhnten sich die Schüler, von ihren Lehrern Weisungen für ihr Leben zu erhalten und wandten sich deshalb in allen schwierigen Lagen an sie, um von ihnen Rat und Verhaltungsmaßregeln zu erbitten.

*Insbesondere wirkte fördernd auf die gesamte Bildung der Schüler der Verkehr, den sie mit ihren Lehrern auch außerhalb der Schule hatten. Der Satiriker Persius hing mit Dankbarkeit an seinem Lehrer Cornutus. Er gedachte oft und gern der mit ihm in gemeinsamer Arbeit und Erholung vollbrachten Tage und der bis zum Anbruche der Nacht verlängerten, bescheidenen Mahlzeiten. Und Gellius giebt uns ein freundliches Bild von seinem

Verkehre mit Taurus. Dieser gestattete nicht blos seinen Schülern nach dem Unterrichte Fragen an ihn zu richten, sondern lud sie häufig zu Abendmahlzeiten, die recht einfach aus einem Linsengerichte, auf dem zerhackter Kürbis lag, bestanden. Hierzu kamen die Schüler nicht mit leeren Händen, sondern stets bepackt, nicht mit ausgesuchten Leckerbissen, sondern mit pikantem Unterredungsstoff zum Gelage. Dabei war es nicht auf ernsthafte Untersuchungen abgesehen, sondern auf Unterhaltungsscherze, welche die fröhliche Weinlaune herausforderten, von denen Gellius einzelne Beispiele anführt, z. B.:* Ob der Sterbende sterbe, dieweil er im Tode oder im Leben? Oder der Aufstehende aufstehe, dieweil er schon steht oder sitzt? Was Asphodelos für ein Gewächs sei? Über den Vers des Hesiod, daß die Hälfte besser sei, als das Ganze. — *Dergleichen gemeinsame Mahle veranstalteten auch die Schüler eines Lehrers unter einander. Gellius giebt uns eine Darstellung solcher Mahlzeiten, zu denen sich seine Landsleute regelmäßig zusammenfanden. Darnach hatte jeder von ihnen der Reihe nach für ein frugales Mahl zu sorgen. Zugleich setzte derselbe ein griechisches oder lateinisches Buch und einen geflochtenen Lorbeerkranz als Preis aus und stellte soviel Fragen auf, als Personen zugegen waren. Die Lösung der Fragen wurde mit dem Kranze und der Prämie belohnt. Die Fragen bezogen sich auf dunkle Stellen eines Schriftstellers, oder auf die Untersuchung einer Thatsache aus der Geschichte, oder auf Begründung eines Lehrsatzes aus der Philosophie, oder auf die Auflösung eines Trugschlusses u. dgl.*

*Nahe verwandt mit dergleichen Gesellschaftsessen waren die nach Art der heutigen Verbindungen in Athen bestehenden Vereine der Studirenden, von denen wir näheres aus Inschriften und den Schriftstellern der letzten Jahrhunderte des Altertums erfahren. Sie hießen *χοροὶ*, auch *θιασοὶ*, *σύνοδοι*, *φρατρίαι* und hatten an der Spitze einen Senior (*χορηγὸς* oder *προστάτης τοῦ χοροῦ*). Zu dessen Verpflichtung gehörte es, an der Spitze der Choros bei Beginn des Schuljahres nach dem Peiraeeus zu ziehen und die aus Ägypten und den Pontosländern ankommenden Neulinge (*νεήλυδες*, Füchse) in Empfang zu nehmen und für seine Verbindung zu gewinnen. Gewöhnlich bildeten sich solche Verbindungen nicht so sehr nach der Landsmannschaft, als vielmehr nach der Zugehörigkeit zu einzelnen Lehrern. Derjenige Studirende, der in eine Verbindung eintrat, mußte einen bestimmten Lehrer hören. Daß es dabei an Rivalität der einzelnen Lehrer und ihrer Hörer nicht fehlte,

brachte die Natur der Sache mit sich.* Im 4. Jahrh. n. Chr. wetteiferten in Athen der berühmte Sophist Julianus mit dem Lakedämonier Apsines, der weniger Fülle, aber mehr Gedrängtheit und Kunst der Rede besaß. Beide lasen in eigenen offenen Hörsälen, die wie die öffentlichen Theater eingerichtet und mit den Statuen der berühmtesten Sophisten und Philosophen ausgeschmückt waren. In einem öffentlichen Gebäude glaubte man sich nicht sicher genug gegen das Zischen und Toben der Schüler von der Gegenpartei, welche leicht das Beifallklatschen der eigenen Anhänger übertönen mochte. Zwischen den Schülern beider Lehrer kam es sogar zu Faustschlägen. *Es erinnert dieses Leben und Treiben an die Zustände der Hochschulen des Mittelalters und der Neuzeit. Selbst viele Einzelnheiten des heutigen Verbindungswesens stammen aus dem Altertum. So hören wir von dem Fuchsprellen (τάπης, sagatio) und von allerhand seltsamen Bräuchen bei der Aufnahme, von Schulden der Studenten, von dem Eintreiben der Geldbeträge durch einen famulus (παῖς), von armen Studenten, welche durch athenische Bürger unterstützt wurden und dergl.*

*Unter diesem zügellosen Treiben der akademischen Jugend litt die Disciplin, zumal die Docenten, um ihre Schüler nicht zu verlieren, es nicht wagten Strenge anzuwenden. Schon Seneca klagt, daß viele zu den philosophischen Vorträgen kommen, nicht um zu hören, sondern um sich zu ergötzen; die Schule sei ihnen nicht ein Ort zum Lernen, sondern zum Zeitvertreib. Andere kamen mit Schreibtafeln, nicht um den Inhalt, sondern um die Worte aufzufassen. Der Platoniker Taurus gedenkt der Dreistigkeit von Hörern, die ihrem Lehrer geradezu vorschrieben, was er sie lehren, und in welcher Ordnung er ihren Unterricht vornehmen sollte, und klagt die Lehrer an, daß sich manche von ihnen unaufgefordert zu den Thüren reicher junger Leute drängten und dort geduldig warteten, bis ihre Schüler den Rausch der Nacht ausgeschlafen hätten. Nur wenige waren in der Gemütsverfassung, die Musonius von seinen Schülern forderte. „Der Zuhörer", meint er, „muß während der Rede des Philosophen schaudern, innerlich Scham, Reue, Freude, Bewunderung empfinden, und der Ausdruck seines Gesichtes muß wechseln, je nachdem die Behandlung des Philosophen ihn und sein Gemüt erfaßt. In der That erfahren wir von Epiktet, daß die Worte des Musonius seine Zuhörer derart ergriffen, daß jeder von ihnen sich getroffen fühlte. Anderseits erwähnt derselbe Schriftsteller, daß die Schüler oft voll Stumpfsinn in die Schule kamen,

blos um das äußerliche Beiwerk des Philosophen zu lernen, Bücher zu verstehen, die sie vorher nicht verstanden, und über Lehrsätze zu schwatzen. Doch nicht blos die Schüler, auch die Lehrer trugen oft die Schuld der Disciplinlosigkeit ihrer Hörer. Wie die Rhetoren suchten auch die Philosophen möglichst viele Schüler an sich zu ziehen und ihren Beifall zu erringen. Schon ihr Äußeres war oft darauf berechnet Sensation zu erregen; bald traten sie mit ausgesuchter Eleganz, bald wieder in schäbigen Philosophenmäntelchen auf. Bei den Vorträgen suchten viele durch theatralische Stellungen und Gesticulationen, durch Zierlichkeit des Ausdrucks und den rhythmischen Tonfall der Stimme auf ihre Hörer zu wirken. Selbst der Stoff ihrer Vorträge war nicht mit Rücksicht auf die Belehrung der Hörerschaft, sondern auf deren Unterhaltung ausgewählt und bewegte sich häufig in den ausgetretenen Bahnen der Ruhmeserhebungen vergangener Zeiten. Wie sehr diese Äußerlichkeit selbst von ernsten Naturen gewürdigt wurde, zeigt das Lob, das Plinius dem Stoiker Euphrates spendet: „Er trägt mit Schärfe, Würde und Geschmack vor. Seine Sprache ist reich und mannigfaltig, besonders voll Lieblichkeit, so daß sie auch widerstrebende mitreißt. Dazu eine hohe Gestalt, ein schönes Gesicht, herabwallendes Haar, ein sehr langer, grauer Bart, was alles, mag man es auch für zufällig und bedeutungslos halten, doch viel dazu beiträgt, seine Ehrwürdigkeit zu erhöhen." Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß Plutarch berichtet, der lärmende Beifall in den Philosophenschulen lasse den Außenstehenden glauben, es werde einem Tänzer oder musikalischen Virtuosen applaudiert.*

*Um den Übelständen in der Disciplin zu begegnen, wurden schon frühzeitig, angeblich schon von Xenokrates und Aristoteles, besondere Schulgesetze gegeben. Aus ihnen dürfte das stammen, was Pluturch in seiner Schrift de audiendo beibringt. Darnach sollten die Zuhörer nicht stumm und teilnahmslos dasitzen und glauben, daß sie, wie bei einem Gastmahle sich nur an die Tafel zu setzen haben, während andere sich abmühten. Sie sollten in grader, nicht in nachlässiger Haltung dasitzen, den Redner ansehen, lebhafte Aufmerksamkeit zeigen, einen heitern, wohlwollenden Gesichtsausdruck bewahren, der nicht nur von Verdrießlichkeit fern sein, sondern auch eine gänzliche Freiheit von anderweitigen zerstreuenden Gedanken zu zeigen hatte. Nicht bloß eine finstere Stirn, einen umherschweifenden Blick, eine gebeugte Haltung, ein unschickliches Übereinanderschlagen der Beine, sondern auch ein Winken, ein

Flüstern mit einem andern, ein Lächeln, schläfriges Gähnen, den Ausdruck der Abspannung u. dgl. hatten sie sorgfältig zu meiden.*

Im Codex Theodosianus ist ein Gesetz der Kaiser Valentinian, Valens und Gratian von 370 n. Ch. aufgenommen, welches Vorschriften für die Studierenden in Rom und Constantinopel erhält. Dieses lautet: Diejenigen, die aus Lernbegierde nach der Stadt kommen, sollen beim magister census (Polizeichef) erscheinen und die Briefe der Richter, welche die Erlaubnis zum Kommen zu erteilen haben, übergeben, aus denen ersichtlich ist, daß die Städte den Geburtstag und das sittliche Verhalten (der Jünglinge) in Evidenz halten. Dann sollen sie angeben, welchen Studien sie sich widmen, ferner sollen ihre Wohnungen der Polizei (censualium officium) bekannt sein, damit sie sie beaufsichtigen könne. Die Polizeiorgane (Censuales) sollen ihnen einschärfen, daß sie sich in ihren Collegien (conventibus) so verhalten, wie es ihre Pflicht ist, daß sie nämlich einen schlechten Ruf und Verbindungen (consociationes), die wir nahezu dem Verbrechen gleich erachten, zu meiden haben, und die Schauspiele nicht zu häufig besuchen oder wilden Gelagen (intempestiva convivia) nicht beiwohnen. Wer sich nicht so verhält, wie es die Würde der Wissenschaft fordert, soll gepeitscht, aus der Stadt entfernt und in die Heimat abgeschoben werden. Diejenigen, welche ihre Studien fleißig obliegen, können bis zu ihrem 20. Jahre in Rom (Constantinopel) verweilen. Wer nach dieser Zeit nicht fortgeht, kann im Auftrage der Praefecten zur Rückkehr in die Heimat, gezwungen werden. Deshalb soll ein Verzeichnis von der Polizeibehörde geführt werden, woraus alle Monat ersichtlich ist, wer und woher einer kommt, und wann es Zeit ist, daß er in die Provinz abzugehen habe. Desgleichen sollen kurze Anzeigen an das kaiserliche Archiv alljährlich eingesandt werden, aus denen wir die Verdienste und Studien der Einzelnen erfahren, um beurteilen zu können, ob und wann wir sie benötigen können." Die in diesem Edikt angeführten Strafen sind polizeiliche Maßregeln. In den Schulen gab es keine körperliche Strafen. Vereinzelt ist die Nachricht bei Philostratos, daß ein Lehrer einen nickenden Hörer durch eine Ohrfeige zur Aufmerksamkeit zu verhalten suchte. Aber Geldstrafen (ἀργυριαὶ ζημίαι) scheinen hie und da vorgekommen zu sein.

*Zu der Schuldisciplin gehören auch die Prüfungen. Bei Plutarch finden wir die Nachricht (Quaest. sympos. IX. I), daß der Praetor Ammonius im Diogeneion eine Prüfung der Epheben abhielt, welche die Grammatik, Geometrie, Rhetorik und die Musik gelernt.

hatten, bei der zahlreiche Philologen anwesend waren. Ein junger Mann wurde beauftragt, in Begleitung der Lyra zu singen. Dann wurde die Frage aufgeworfen, Beispiele beizubringen, daß der richtige Gebrauch von Citaten aus Dichtern nicht bloß angenehm, sondern auch nützlich sei. Auch der Areopag fungierte als Prüfungsbehörde. In einer Inschrift ist das Bruchstück einer Rede erhalten, die ein Ephebe vor dem Areopag hielt. Es scheint, daß in Athen diese Prüfungen dazu dienten, um die Bildung als Epheben abzuschließen und daß sie sich demnach auch auf die Erprobung der militärischen Tüchtigkeit erstreckten. Aus Philostratos ist ersichtlich, daß Rhetoren ihre Schüler einer Schlußprüfung unterzogen (*διακωδωνίζειν*), ehe sie sie entließen. Auch in Rom fanden an vielen Plätzen der Hauptstadt, am Forum, auf der Via Appia, in den Vorhallen der Tempel, in Theatern zur Erprobung der Jünglinge literarische Wettkämpfe statt.*

*Über die Ferien gilt das bereits bei den anderen Schulen gesagte. Die Vorträge begannen im Herbst und dauerten bis zum Sommer (vom Oktober bis Juni). Dazu kamen noch die vielen Feiertage, an denen keine Vorträge gehalten wurden. Außerdem dürften die Professoren infolge von Unwohlsein gelegentlich ihre Vorlesungen abgesagt haben, was durch Anschlag verkündet wurde. Lukianos im Hermotimos berichtet, daß Lycinus den Hermotimos auf dem Wege zu seinem Lehrer aufhält mit den Worten: Für heute sind Ferien (*ἐκεχειρία*) verkündet. Du wirst ihn heute gar nicht sehen, wenn man dem öffentlichen Anschlag glauben soll, den ich vorhin über seiner Thür erblickte. Dort steht nämlich mit großen Buchstaben auf einem Täfelchen geschrieben: „Heute sind keine philosophischen Unterredungen“ (*Τήμερον οὐ συμφιλοσοφεῖν*). Als Grund dieser Ferien giebt Lycinus den Kopfschmerz an, den der Lehrer sich bei einem Gastmahle zugezogen hatte.*

*Die Schulen der Rhetoren und Philosophen waren über alle Teile des römischen Reiches verbreitet. Im Orient behauptete Athen den ersten Rang als Sitz der Philosophie. Daselbst bestanden die platonische, peripatetische, die stoische und epikureische Schule, die alle im Besitze von Stiftungen waren. Ihre Leiter (Scholarchen) wurden anfangs schon bei Lebzeiten oder durch Testament des Vorgängers bestimmt, später wurden sie gewählt. Und zwar geschah dies ursprünglich durch die Schüler selbst; als sich aber Übelstände herausstellten, wurde die Wahl auf Grund einer Prüfung der Bewerber unter Mitwirkung der Behörden (Areopag, Bule?) voll-

zogen und, falls sich die Richter nicht einigen konnten, die Entscheidung dem Kaiser anheimgestellt. Neben diesen ehrwürdigen Ausgangspunkten griechischer Philosophie gab es in Athen auch höhere Schulen, die mit dem Gymnasium des Ptolemaeos und des Hadrian in Verbindung standen. Überdies erteilten in dieser Stadt auch zahlreiche Philosophen und Rhetoren Privatunterricht. Die Schulen in Alexandria waren auch in der Kaiserzeit viel besucht; doch fand daselbst nicht so sehr die Philosophie, als die Grammatik und Rhetorik tüchtige Vertreter. Hervorragendes leisteten die Schulen dieser Stadt in der Medizin und Mathematik. Auch in anderen ägyptischen Städten mochten höhere Schulen gewesen sein; so entstammen mehrere Rhetoren der Schule von Naukratis. In Kleinasien zehrte noch Pergamon an seinem früheren Ruhme, daneben besaßen die Schulen von Rhodos, Mytilene, Ephesos, Smyrna, Nicomedien und Tarsos einen guten Namen. Zahlreiche Bildungsstätten erstanden in Syrien. Von Antiochia erfahren wir Genaueres durch Libanios. Daneben blühten die Schulen zu Sidon, Tyrus, Askalon, Gaza und Berytus. Als Constantinopel zur Hauptstadt des Reiches erhoben wurde, entstand daselbst ein hochentwickeltes Schulwesen. In Afrika wird Carthago als Sitz aller Wissenschaft und Kunst von Apuleius gefeiert. Daneben standen die Schulen von Utica und Madaura in hohem Ansehen. In **Italien** blühte neben Rom Mailand, das schon Plinius „Neuathen" nennt, namentlich in der späteren Kaiserzeit durch sein Schulwesen. Von wichtigen Schulen in **Spanien** ist nichts bekannt, doch läßt sich aus den vielen Gelehrten, die von dort stammen, schließen, daß es daselbst an guter Gelegenheit zu einer tüchtigen Bildung nicht fehlte. Reich war insbesondere **Gallien** an vielbesuchten Schulen. Schon zur Zeit der Republik blühten die Schulen Massilias, in welchen das Griechische sorgfältige Pflege fand. Auch die Schule zu Augustodunum (Autun) war ein alter Sitz der Wissenschaften. Den Ruhm der Rhetoren- und Philosophenschulen zu Burdigala (Bordeaux) preist Ausonius in seinen professores Burdigalenses. Durocortorum (Rheims) wird wegen seiner Schule schon von Fronto das gallische Athen genannt, und in Lugdunum (Lyon) wurde fleißig römische Literatur betrieben. Im 4. Jahrh. erlangten auch die Schulen zu Treviri (Trier) große Berühmtheit.*

Weniger zahlreich als die Rhetoren- und Philosophenschulen waren die eigentlichen Fachschulen für Ärzte und Juristen.

In der Regel wandte sich die Jugend erst, nachdem sie die Rhetorenschulen absolviert hatte, dem Fachstudium zu.*

*Über das **Studium der Medizin**[1]) sind spärliche Nachrichten erhalten. Als die berühmteste medizinische Schule galt die von Alexandria. Aber auch in anderen Städten gab es Lehrer der Medizin, die jedoch, wie es scheint, nicht an öffentlichen Anstalten lehrten, sondern Spezialschulen hielten. Aus dem Leben des Galenos erfahren wir, daß er nach Absolvierung der rhetorischen und philosophischen Studien mit dem 17. Jahre das medizinische Studium in seiner Vaterstadt Pergamon begann, dann mit dem 21. Jahre nach Smyrna ging, um daselbst den Anatomen Pelops zu hören Nachdem er sich auch in Korinth aufgehalten, bildete er sich vollständig in Alexandria aus. Meist waren es Griechen, welche sich dem ärztlichen Berufe zuwandten und auch als Lehrer der Medizin auftraten. Auch von Galenos ist bekannt, daß er in Rom vor einem kleinen Kreise von Zuhörern medizinische Vorträge hielt. Bei den Römern gewann der anfangs mißachtete Stand der Ärzte erst an Ansehen, als Cäsar ihnen das Bürgerrecht verlieh. In der Kaiserzeit wurde es üblich, daß Ärzte von den Städten öffentlich angestellt und auch bei Hofe gehalten wurden. Aber es waren doch zumeist Griechen und Orientalen, welche in solche Stellungen kamen. Die Patienten hatten zu Ausländern mehr Vertrauen; doch gab es auch römische Ärzte, namentlich unter den Hofärzten der Kaiserzeit. So gehörten der Hofarzt des Claudius, Vettius Valens, und der des Augustus, Antonius Musa, dem römischen Ritterstande an. Der größere Bedarf an Ärzten hatte wohl zur Folge, daß sich die Zahl der Bildungsstätten und der Lehrer für Ärzte vermehrte, ohne daß wir in der Lage sind, bestimmte Nachrichten hiervon beizubringen. Aber auch Unberufene drängten sich zu diesem Berufe, selbst Handwerker traten als Ärzte auf. Thessalus, der zur Zeit Neros eine große Praxis erwarb, war ursprünglich Weber und meinte, daß ein halbes Jahr zur Erwerbung der nötigen medizinischen Kenntnisse ausreiche. Diese Kenntnisse erwarb man sich, indem man den praktischen Arzt zu dem Bette der Kranken begleitete. Martial klagt, daß der Arzt mit 100 Schülern zum Kranken komme und daß 100 eiskalte Hände an ihm herumtasten und ihm Qualen bereiten. Neben diesem klinischen gab es einen theoretischen Unterricht, der an der

[1]) Dr. Puschmann, Geschichte des medizinischen Unterrichts von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, Leipzig, 1889.

Hand von Lehrbüchern erteilt werden. In den einzelnen Werken des Galenos liegen Lehrbücher vor, welche bei der Heranbildung der Ärzte gebraucht wurden. Der Zudrang zum ärztlichen Berufe erklärt sich aus den hohen Honoraren, die man gesuchten Ärzten zahlte. Plinius erwähnt von 200000 Sesterzien (43500 Mk.), die im Vorhinein für den Fall des Gelingens einer Kur ausgesetzt waren. Galen erhielt von dem Consular Boëthus für die Heilung seiner Gemahlin 8700 Mk. Ein renommierter Arzt in Rom (Stertinus) erwarb durch seine Praxis in der Stadt 600000 Sesterzien (130500 Mk.).*

*Gleichzeitig mit der Wertschätzung der Ärzte stieg auch das Interesse für die Hygiene. Dafür zeugt der Umfang, welcher der Medizin in den encyclopädischen Werken des Celsus und Plinius zugewiesen ist. Von der Encyclopädie des Celsus sind gerade die 8 Bücher, welche sich auf die Heilkunde beziehen, erhalten. Aus ihnen ist ersichtlich, daß der Verfasser griechischen Originalen, namentlich Hippokrates und Asklepiades folgte und ein geordnetes Handbuch der Medicin liefern wollte. Bei Plinius wird dagegen mehr die Arzneimittellehre berücksichtigt, indem er bei Gelegenheit der Naturobjecte deren Verwertung in der Heilkunde würdigt. Diese praktische Seite der Arzneikunde fand bei den Römern fast ausschließlich Berücksichtigung. Zur Zeit des Kaisers Claudius verfaßte Scribonius Largus eine Übersicht der bewährtesten Heilmittel (compositiones medicamentorum), zumeist Recepte, welche auf griechische Ärzte zurückgehen, aber auch mancherlei Volksaberglauben enthalten. Daraus ist deutlich ersichtlich, daß dies Werk nicht für Zwecke der Wissenschaft sondern für den allgemeinen Gebrauch bestimmt war. Noch deutlicher tritt diese Tendenz zutage in den Lehrgedichten, welche die Arzneikunde behandeln. Ein solches schrieb der Grieche Marcellus aus Side (Sidetes), das die Kaiser Hadrian und Pius in den Bibliotheken Roms aufstellen ließen. In lateinischer Sprache verfaßte Serenus Sammonicus im 3. Jahrhundert ein metrisches „Volks- und Hausarzneibuch", in welchem Hausmittel und Volksaberglauben eine wichtige Rolle spielen. So wie diese Werke dem Bedürfnisse der Menge nach Belehrungen in der Hygiene Rechnung trugen, so thaten dies auch die populären Vorträge, die meist von Ärzten (welche dann *ἰατροσοφισταὶ* hießen), aber auch von anderen Gelehrten gehalten wurden. Bei Plutarch ist ein Vortrag über die Gesundheit des Körpers erhalten, den derselbe in einer Versammlung zu Nutz und Frommen solcher Männer gehalten hat,

die sich dem Dienste des Staates oder der Wissenschaft widmen. Im Eingange derselben wird erwähnt, daß ein Arzt (Glaukon) dem Redner die Berechtigung, über medizinische Dinge zu reden, absprach. Von solchen populären Vorträgen wird es wohl gelten, daß in denselben jene Übelstände zutage traten, die bei den Rhetoren und Philosophen getadelt wurden; das Haschen nach äußerem Effect und Beifall und eine neidische Concurrenz. Doch erfahren wir aus Chrysostomus, daß auch bei wissenschaftlichen Vorträgen die Ärzte chirurgische Operationen theatralisch vor der Menge ausführten.*

*Mehr als von den medizinischen ist uns von den juridischen Hochschulen der Kaiserzeit bekannt[1]). Die erste Juristenschule entstand in Rom; um die Mitte des 3. Jahrh. erblühte die Rechtsschule in Berytus, der Heimat der berühmtesten Rechtslehrer Papinianus und Ulpianus; im 5. Jahrh. entstand mit der Universität in Constantinopel auch die juristische Hochschule daselbst. Zu Rom wurde lateinisch, in den beiden andern Städten griechisch die Rechtswissenschaft vorgetragen. Wie in der Zeit der Republik, so war auch in dem Beginn der Kaiserzeit der Unterricht in der Jurisprudenz Privatsache. Um einen hervorragenden Lehrer (qui jurisprudentiam profitebatur) sammelten sich junge Leute, um in die Rechtswissenschaft eingeführt zu werden. Dieser Unterricht wurde planmäßig geführt und erstreckte sich auf die Unterweisung in dem gesammten Recht und auf die Einführung in die Praxis durch Disputationen. Zur Zeit des Tiberius standen sich zwei Schulen feindselig gegenüber, die Sabinianer oder Cassianer, Schüler des Ateius Capito, die historische Schule, welche ängstlich am Buchstaben des praetorischen Rechtes festhielt und der neuen Staatsordnung zugeneigt war, und die Proculianer, Schüler des Antistius Labeo, die rationalistische Schule, welche die Gesetze auf Grund der allgemeinen Rechtsbegriffe fortbilden wollte und für die Republik sich begeisterte. Unter Hadrianus war insbesondere durch die Errichtung des Staatsrates (consistorium principis), in welchen zunächst Juristen zur Besorgung der Gesetzgebung und Verwaltung berufen wurden, das Ansehen dieses Standes außerordentlich gestiegen. Zugleich wurde unter diesem Kaiser durch die Sammlung der praetorischen Edicte (edictum perpetuum) des Salvius Julianus die Grundlage für eine schulgemäße Behandlung des Rechts geschaffen. Mit Julianus

[1]) *F. P. Bremer: die Rechtslehrer und Rechtsschulen im römischen Kaiserreich. Berlin, 1868. Dernburg: die Institutionen des Gaius, ein Collegienheft aus dem Jahre 161 n. Chr. Halle 1869.*

beginnt die Reihe großer Juristen, welche durch ihre Schriften die Rechtswissenschaft zu jener Höhe entwickelten, auf der sie im 3. Jahrh. stand, zugleich aber auch durch Lehre und Unterricht für die Erziehung von Schülern sorgten, welche berufen waren, als Rechtsgelehrte in einflußreichen Stellungen zu wirken. Dieser Unterricht bestand teils in populären Vorträgen, zu denen jedermann Zutritt hatte, teils in einer systematischen Unterweisung eines engen Kreises von Schülern. Die populären Vorträge bestanden hauptsächlich in der Abhaltung juristischer Disputationen über interessante Rechtsfragen (quastiones tractare), wie sie auch in den Rhetorenschulen üblich waren. Wir erfahren, daß dieselben hauptsächlich bei dem Tempel des Apollo stattfanden und einen starken Zuspruch hatten. Der eigentliche Schulunterricht im Rechte blieb auch nach Hadrian Privatsache. Jeder Schüler wählte sich den Rechtslehrer, den er wollte, und bezahlte ihm gleich beim Beginne das Honorar. Von einer feststehenden Lehrordnung ist in dieser Zeit noch keine Rede, ebensowenig war der Besuch von Lehrvorträgen Bedingung zur Anstellung im Civildienst. Auch wer juristische Kenntnisse nur in der Praxis sich erworben hatte, war juris studiosus und konnte zu Diensten verwendet werden, welche Rechtskunde erforderten. Einer der berühmtesten Rechtslehrer war Gaius, der im 2. Jahrh. (110—180 n. Chr.) in Rom lehrte. In dessen Institutionen sind uns die Vorlesungen (commentarii, σχολικὰ ὑπομνήματα) erhalten, die er, wie Dernburg berechnet, in einem Lehrcursus von 6 Monaten mit je 2 Lehrstunden in der Woche hielt. Die Institutionen bildeten den Eingang zum Unterrichte, dann folgte die Einführung in die Praxis (die Instructio) mit Vorträgen von casuistischem Charakter und Disputationen über einzelne wichtige Rechtsfragen und über Teile des Ediktes. Die Unterrichtslokale der Juristen, die Gellius stationes ius publice docentium aut respondentium nennt, lagen in der Nähe der Ämter, wo sie den Parteien Auskunft und Ratschläge erteilten. Die Form der Vorträge schloß sich der der Rhetoren an. Sie wurden wohl frei gehalten, aber auf Grund von sorgfältig ausgearbeiteten Collegienheften, wie dies auch von den Philosophen und Rhetoren Plutarch berichtet. Aus diesem wissenschaftlichen Unterrichte in dem Rechte gingen eine Menge von Schul- und Hilfsbüchern hervor. Solche waren eigentliche Lehrbücher, und zwar entweder Institutiones zur Einführung in die Rechtswissenschaften oder Lehrschriften über einzelne Gesetze oder ältere juristische Werke, welche eine erschöpfende Behandlung erstrebten. Diese machten auf

objektive Giltigkeit Anspruch, dagegen waren die Responsa blos Gutachten, welche nur die Meinung des Respondenten zum Ausdruck brachten. Eine besondere Gattung der Schulliteratur waren die Quaestiones, die Behandlung juristischer Fragen, welche die Schüler an die Lehrer richteten, weil sie Bedenken über die richtige Auslegung und Anwendung eines Gesetzes beschlichen, oder interessanter und lehrreicher praktischer Rechtsfälle, von welchen Lehrer oder Schüler erfuhren. Der Titel Digesta bezeichnet eine systematische Zusammenstellung aller von einem Rechtslehrer oder von einem Kreise von Rechtslehrern gelieferten juristischen Arbeiten.*

*Wenn wir heutzutage **technische Lehranstalten** zu den Hochschulen zählen, so scheint es auch im alten Rom ähnliche Anstalten gegeben zu haben. Dafür spricht eine Nachricht bei Lampridius, dem Biographen des Alexander Severus (222—235). Dieser berichtet von dem Kaiser, er habe für Rhetoren, Grammatiker, Ärzte, Haruspices, Mathematiker, Mechaniker und Architekten Gehälter (salaria) ausgesetzt, ihnen Lehrsäle zugewiesen (auditoria decrevit) und anbefohlen, daß ihnen Söhne armer Leute, wenn sie nur freigeboren wären, mit Stipendien (cum annonis) ausgestattet, als Schüler übergeben würden. Bei der Wichtigkeit, welche für die Verwaltung des römischen Reiches der Bau und die Anlage von Straßen, Kanälen, Wasserleitungen, Häfen, ganzen Städten hatte, erscheint die Annahme geboten, daß für die Heranbildung von Ingenieuren und Baumeistern gesorgt werden mußte, und daß darum für diesen Zweck Schulen bestanden, welche sich der Unterstützung der Kaiser erfreuten. In der That wird von Constantinus, dem es an Architekten zum Baue von Constantinopel fehlte, erzählt, daß er die Väter durch Gewährung von allerhand Begünstigungen aufforderte, ihre Söhne, die bis zum 18. Jahre die encyclopädische Bildung genossen hatten, in die Schulen der Architekten zu schicken, und auch sein Sohn Constantius suchte den Eifer für die geometrischen, hydraulischen und mechanischen Studien anzuregen.*

*Das führt uns zur Betrachtung der Vorkehrungen, welche von Staatswegen getroffen wurden, um für die höhere Ausbildung der Jugend zu sorgen. Erst aus der Kaiserzeit stammen Nachrichten über Privilegien und Dotationen, welche den Lehrern von den Kaisern zugeteilt wurden. Zuerst hat Cäsar, wie schon erwähnt, den Lehrern der freien Künste und den Ärzten, die in Rom wohnten, oder dahin übersiedelten, das Bürgerrecht erteilt. Als Augustus die Fremden

aus Rom auswies, nahm er die Lehrer und Ärzte aus. Er schätzte die Grammatiker und Rhetoren so hoch,* daß er den Grammatiker Verrius Flaccus zum Lehrer seiner Enkel einsetzte, der dann seine Schule in einen Teil des Palatiums verlegte und jährlich 100 000 Sesterzien (19 500 Mk.) Honorar empfing. Vespasian bestimmte jährlich 100000 Sesterzien aus dem Fiscus für lateinische und griechische Rhetoren und ermunterte talentvolle Künstler und Dichter durch reiche Geschenke. *Quintilian scheint der erste Rhetor gewesen zu sein, der ein fixes Gehalt bezog. Hadrian vergrößerte die Dotationen. Spartianus erzählt von ihm, er habe allen Professoren (der Grammatik und Rhetorik) Ehre und Reichtum gegeben, und wenn sie nicht mehr fähig waren, ihrem Berufe länger vorzustehen, sie mit Ehren und großen Geschenken verabschiedet.* Er stiftete in Athen und Smyrna Gymnasien und gründete das Athenaeum auf dem capitolinischen Hügel in Rom als Unterrichtsanstalt in den freien Künsten. *„Dies war ein großes und prachtvolles Gebäude mit theaterförmigen Hörsälen, wo Redner und Dichter Vorträge hielten und griechische wie lateinische Rhetoren die Wissenschaften vor einem großen Kreise von Schülern vortrugen und die Übungen derselben leiteten. Über die nähere Organisation der Anstalt wissen wir nichts, aber wir sehen sie ihre Wirksamkeit Jahrhunderte hindurch fortsetzen. Zur Zeit des Sidonius Apollinaris wird das Wort Athenaeum schon allgemein zur Bezeichnung einer Hochschule gebraucht (Ussing). Hadrians Nachfolger Antoninus Pius wandte den Lehrern der Wissenschaft Ehre und Lohn zu. Er wies jährlich 600 000 Sesterzien (gegen 110 000 Mk.) zur Dotation von Rhetoren und Philosophen in verschiedenen Schulen des Reiches an, und gewährte durch eine kaiserliche Verordnung den Philosophen, Rhetoren, Grammatikern und Ärzten Freiheit von den kommunalen Leistungen, von der Verpflichtung Richter, Vormund und Ratsherr zu sein, von dem Kriegsdienste und der Einquartierung. Damit jedoch nicht eine allzu große Menge auf diese Weise von den bürgerlichen Lasten befreit werde, setzte die Verordnung fest, daß in den kleinern Städten nur 5 Ärzte, 3 Sophisten und 3 Grammatiker, in den größern (wo Gerichte gehalten wurden) 7 Ärzte, 4 Sophisten und 4 Grammatiker und in der Hauptstadt 10 Ärzte, 5 Sophisten und 5 Grammatiker an diesen Privilegien teil haben dürften. Unter Marcus Aurelius Antoninus erhielt das philosophische Studium in Athen eine feststehende Einrichtung. Als er 176 v. Chr. die Stadt besuchte, bestimmte er, daß je 2 Lehrer für jede der Philosophen-

schulen (der Akademie, der Peripatetiker, der Stoiker und Epikureer) und desgleichen 2 Lehrer der Beredsamkeit, der eine für die sophistische, der andere für die praktische Beredsamkeit angestellt werden sollten. Ihre Gehälter variieren zwischen 600 Goldmünzen (circa 10000 Mk.), 10000 Drachmen (circa 8000 Mk.) und einem Talent (circa 4800 Mk.). — Mit der staatlichen Dotation war auch das Recht des Staates zur Besetzung der Stellen verknüpft. Bisher hatte es hierbei häufig heftigen Streit gegeben und der Rat die Entscheidung getroffen. Nunmehr wurde die Entscheidung dem Kaiser oder dessen Stellvertreter, dem Praetor, vorbehalten.* — Zwar ging diese Entwickelung und Begünstigung der Wissenschaft durch die Kaiser nicht geraden Schrittes vorwärts, und es kommt, damit nicht vergessen werde, daß der Despotismus und die Willkür herrschen, auch einmal ein Commodus, der in seiner Umgebung nur Narren und Mimiker duldet und jeden Gebildeten und Tugendhaften als seinen Feind haßt, — oder ein Heliogabalus, der alle Lehrer vertreibt und mordet, und als Aufseher über das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen einen ehemaligen Schauspieler anstellt. Doch bald erscheint wieder der Schutz der Wissenschaft auf dem Throne. Pertinax läßt seinen Sohn in Gemeinschaft mit andern Jünglingen von dessen Alter erziehen, und Alexander Severus überweist — wie bereits erzählt wurde — *Hörsäle und Gehälter den Lehrern der Rhetorik, Grammatik, Heilkunde, Wahrsagung, Mathematik, Mechanik und Baukunst* und bezahlt das Schulgeld für arme Kinder edler Abkunft. — *Constantius Chlorus sucht die durch Bürgerkriege verheerte Stadt Augustodunum (Autun) dadurch zu heben, daß er Eumenius, einen berühmten Rhetor daselbst mit einem Gehalt von 300000 Sesterzen (über 50000 Mark) anstellt. Sein Sohn* Constantinus der Große, spricht die schon vorher durch das Herkommen geheiligte Befreiung der öffentlichen Lehrer und Ärzte von kostspieligen Ämtern und Kriegsdiensten, sowie von öffentlichen Lasten, welche ihrem Berufe hinderlich sind, aus und räumt ihnen viele Vorrechte ein, *welche spätere Kaiser (Valentinian Valens, Honorius, Theodosius I. und II.) bestätigten.* Julianus erließ *(362 n. Chr.)* die Verordnung, daß die Lehrer sich durch streng sittlichen Wandel wie durch gründliche Gelehrsamkeit auszeichnen sollen, stellte das Erziehungswesen, das seit Constantin an die städtischen Behörden übergegangen war, wieder unter die Oberaufsicht des Staates, forderte von den Lehrern vor ihrer Anstellung eine Prüfung vor den Curialen *und behielt sich die Bestätigung der

von diesen Vorgeschlagenen vor[1]). Nicht lange darauf (376 n. Chr. erließ **Gratian** (mit Valens und Valentinian) eine Studienordnung für Gallien, in welcher gefordert wird, daß alle größeren Städte Galliens gute Grammatiker und Rhetoren der griechischen und römischen Wissenschaft erhalten. Aber es wird den Städten nicht gestattet, diese nach Gutdünken anzustellen und zu besolden. Der Kaiser weist ihnen die Bezüge aus dem Fiscus an, und zwar dem Redner 24, dem Grammatiker 12 Annonae[2]); für die Hauptstadt Trier wurden dem Rhetor 30, dem lateinischen Grammatiker 20 Annonae angewiesen, dagegen habe der griechische Grammatiker wenn sich ein würdiger finde, sich mit 12 Annonae zu begnügen. Übrigens sei es den Städten gestattet, ihre Lehrer und Doctoren noch durch besondere Zulagen zu unterstützen. Dieselben Kaiser stellten mittelst einer Verordnung von Jahre 372 sowohl in Rom als auch in Constantinopel vier Antiquarii, die des Griechisch- und drei, die des Lateinschreibens kundig waren, mit einem fixen Gehalte an, damit sie die Codices der öffentlichen Bibliotheken schreiben und die alten verbessern.*

*Unter **Theodosius** und **Valentinian** erfolgte 425 n. Chr. die **Organisation der Hochschule zu Konstantinopel**. Ihr Sitz war im Kapitolium der Stadt. Das Professorenkollegium soll bestehen aus 3 lateinischen Rednern und 10 lateinischen Grammatikern, 5 griechischen Rednern (Sophisten) und 10 griechischen Grammatikern. „Und weil wir," heißt es in der Verordnung, „wünschen, daß nicht allein in diesen Künsten die Jugend hervorrage, so weisen wir diesen Lehrern noch die Urheber höherer Wissenschaft und tieferen Wissens (auctores profundioris doctrinae ac scientiae) zu, und zwar einen Philosophen (qui arcana philosophiae rimetur) und Rechtslehrer (qui juris ac legum formulas pandant), denen besondere Lehrsäle einzuräumen sind, damit sie sich gegenseitig nicht stören." Um hervor-

[1]) *Cod Theod. XIII. 3. 5. magistros doctoresque excellere oportet moribus primum deinde facundia; sed quia singulis civitatibus adesse ipse non possum, jubeo quisque doc re vult, non repente, nec temere prosiliat ad hoc munus, sed judicio Ordinis probatus decretum Curialium mereatur optimorum conspirante consensu. Hoc enim decretum ad me tractandum referetur, ut altiore quodam honore nostro judicio studiis civitatum accedant.*

[2]) *Unter Annona ist ursprünglich ein Getreidemaß zu verstehen, das 60 Modii (etwa $5^1/_2$ Hl.) umfaßte. Später bezeichnet es die Quantität Getreide, die ein armer römischer Bürger jährlich vom Staate erhielt. Hier wird es wohl als Relutum aufzufassen sein.*

ragende Lehrkräfte zu gewinnen, wurde von denselben Kaisern denjenigen Professoren, die in Konstantinopel 20 Jahre lang gedient hatten, der Rang von „Grafen erster Ordnung" verliehen und zugleich verordnet, daß alle, die sich den Namen von Magistern anmaßen und Winkelschulen errichten, aus der Stadt zu weisen sind. Dagegen sind Privatlehrer, die in den Familien oder in ihrer Wohnung Kinder einer Familie unterrichten, zu dulden. Wenn solche Privatlehrer zu öffentlichen Professoren (intra Capitolii auditorium) erhoben werden, dann dürfen sie keinen Privatunterricht erteilen; thun sie das doch, so werden sie der Vorrechte verlustig, welche den am Capitolium Lehrenden zuerkannt sind.*

Unter der Gunst der Kaiser entstand in allen Teilen des römischen Reiches ein vielseitig entwickeltes Hochschulwesen. Zu den Hochschulen strömten die Jünglinge aus den größeren und kleineren Städten, in welchen sie durch einzelne Lehrer oder zumeist durch einen öffentlichen Schulunterricht für die höheren Studien vorgebildet wurden. Erst in der Kaiserzeit entwickelte sich in Italien, Gallien, Spanien und Nordafrika ein nach höheren und niederen Schulen gegliedertes Schulwesen, das Griechenland, Ägypten und die Staaten im westlichen Asien bereits in der alexandrinischen Periode erlangt hatten. An die Stelle der heimischen Regenten — der Ptolemaeer, Seleukiden, Attaliden u. a. — waren in der Kaiserzeit die römischen Kaiser als Pfleger und Förderer der Bildung und der Schule in dem weitausgedehnten Kaiserreiche getreten.

β. Die Erziehungstheoretiker in der Kaiserzeit.

Der Verfall des Staates und der Sitten, der Kunst und der Wissenschaft und der damit zusammenhängende Verfall der praktischen Erziehung rief mit Notwendigkeit die Theorie der Erziehung wach. Je mehr die Fehler und Mängel der überhandnehmenden Verbildung an den Tag traten; um so mehr mußten die Weisen der Zeit Grundsätze und Regeln aufstellen, nach denen die Erziehung von der falschen Bahn abgelenkt und zum ursprünglichen Ideale, wie zu dem von ihnen erfaßten Menschenideale überhaupt, hingeführt werden könnte.

Als römische Tugend herrschte und die praktische Erziehung der Familie dem Geiste diese Tugend von Jugend auf einpflanzte, gab es gar keine Theorie der Erziehung. Als Rom zu sinken begann und auch die Erziehung aus ihrem Geleise wich, sprachen Cato, *Varro* und

Cicero ihre theoretischen Erziehungsgrundsätze aus. Jetzt, wo der allgemeine Sittenverfall auch die Jugendbildung in seine Tiefen mit hinabzieht, verkünden laut und beredt Seneca und Quintilian, Plutarch und Lukianos ihre Grundsätze über Bildung und Erziehung.

αα. Lucius Annäus Seneca.[1])

Seneca war unter Augustus *(4 v. Chr.?)* zu Corduba im südlichen Spanien geboren. Sein Vater, der Rhetor Seneca, der 2000 Namen und 200 Verse, die er nur einmal gehört hatte, in derselben Ordnung zu recitieren vermochte, suchte den talentvollen Sohn zum Redner auszubilden. Dieser hörte jedoch, aus Neigung zur Philosophie, zu Rom neben den berühmtesten Rhetoren *(Papirius Fabius)* besonders den Stoiker Attalus, den Peripatetiker Sotion und den Kyniker Diogenes. *Schon unter Caligula wurde er Mitglied des Senates.* Durch Messalina, die ihn des Umgangs mit der Julia, der Bruderstochter des Kaisers Claudius, zu beschuldigen wußte, ward er *(41 n. Chr.)* nach Corsica in's Exil verwiesen, wo er 8 Jahre in gelehrten Studien hinbrachte. Von hier hat er ein schönes Zeugnis kindlicher Liebe und einen Beweis, daß auch in seiner sittlich verfallenen Zeit noch nicht alle weibliche Hoheit erstorben war, in dem Trostschreiben an seine Mutter hinterlassen. „Dich hat nicht die größte Krankheit unserer Zeit, (— so schreibt er, nachdem er vorher ihre stille Hoheit und innere Kraft gerühmt —) Mangel an Zucht, der Mehrzahl zugesellt; Dich haben nicht Edelsteine und Reichtümer als das höchste menschliche Gut geblendet; Dich, die in einem alten Hause streng und gut Erzogene, hat nicht die auch den Besseren gefährliche Nachahmung des Schlechten vom rechten Wege abgeführt. Nie hast Du Dich Deiner Kinderzahl, als ob sie von Deinem Alter zeugte, geschämt, nie, wie andere eitele Frauen, die unter dem Herzen getragene Hoffnung zu verbergen oder wohl gar zu vernichten gesucht. Dein einziger Schmuck, Dein schönster und bleibender Liebreiz, Deine höchste Zierde war die weibliche Tugend."

---

[1]) *E. F. Gelpke, de Senecae vita et moribus, Bern, 1848. F. Böhm, Seneca und sein Wert auch für unsere Zeit, Prog. Berlin, 1856. Siedler, die religiös-sittliche Weltanschauung des Philosophen L. Annäus Seneca, Prog. Fraustadt, 1863. Oct. Gréard, de litteris et litterarum studio, quid censuerit L. A. Seneca, Diss. Paris. 1867. H. Siedler, de L. A. Senecae philosophia morali, Diss. Jena, 1878. E. Probst, L. A. Seneca aus seinen Schriften, Basel, 1879.*

Durch Vermittlung der Agrippina ward Seneca aus der Verbannung zurückberufen und zum Lehrer und Erzieher ihres zum Thronerben bestimmten Sohnes, des Nero, eingesetzt. Der Oberste der Leibwache, Afranius Burrus, ein Mann von strengen Sitten, teilte dieses Erziehungsgeschäft mit Seneca, indem er den Nero in der Kriegskunst, Seneca hingegen in der Rhetorik und Philosophie unterrichtete. Seneca, selbst von Charakter schwach, geizig, eitel und genußsüchtig, vermochte mit seinen Lehren der Weisheit die feindseligen Einflüsse der sittlich tief gesunkenen Zeit und des verpesteten Hoflebens in seinem Zöglinge nicht unschädlich zu machen, zumal da in dessen Natur das Blut seiner Mutter rollte, die sich zwar durch hohen Verstand und seltene Schönheit auszeichnete, aber auch voll von Herrschsucht war, in allen Ausschweifungen schwelgte und den Kaiser, ihren Gemahl, vergiften ließ. Anfangs zwar bewies der 17jährige Herrscher seinen Lehrern nicht blos die größte Pietät, sondern behielt sie auch als Freunde und Ratgeber an seinem Hofe. Er schien auch das Wort Senecas erfüllen zu wollen: „Hohem Stande ziemt auch hoher Sinn, und wenn sich dieser nicht zu jenem erhebt und höher stellt, so zieht er auch jenen tiefer zur Erde herab. Die Wirksamkeit eines Fürsten muß den guten Eltern ähnlich sein, voll Mäßigung für die Kinder besorgt, und um derentwillen sich selbst vergessend, denn der Name des *Vaters des* Vaterlandes ist für denselben keine leere Schmeichelei. Dann erst hat die Größe eines Fürsten Bestand und Grund, wenn Alle von ihm überzeugt sind, er sei nicht sowohl über ihnen, sondern für sie; wenn er sich täglich erprobt, daß seine Sorgfalt über dem Wohle der Einzelnen und des Ganzen wache. Einem Könige ziemt nicht wilder und unerbittlicher Zorn: da steht er ja nicht mehr über dem, dem er sich eben dadurch gleichstellt, daß er zürnt. Der irrt, der glaubt, der Fürst sei am sichersten, wo nichts vor ihm sicher ist. Die sicherste und einzige Feste der Fürsten ist die Liebe ihrer Bürger." Bald jedoch gewann der Schlemmer und Wüstling Otho und die herrsch- und ränkesüchtige, buhlerische Poppäa Sabina Neros Gunst, und die von Seneca äußerlich übergehängten Weisheitslehren fielen wieder ab, damit er fortan als rasender Schauspieler auf der Schaubühne des römischen Reiches seine scheußlichen Künste produziere. Er, der einst bei Unterzeichnung eines Todesurteils gewünscht hatte, nicht schreiben zu können, wütete jetzt nicht allein gegen alle Männer, in denen sich Römersinn und Bürgertugend zeigte, sondern mordete auch in seiner eigenen Familie. Sein Stiefbruder Britannicus

starb bei der kaiserlichen Tafel an Gift. Seine Gattin Octavia wie seine Mutter fielen durch gesandte Mörder. Auch Seneca, der Teilnahme an einer Verschwörung gegen ihn verdächtig, ward zum Tode verurteilt, wobei er sich aus besonderer Gnade die Todesart selbst wählen durfte. Seneca bat um Zeit, seine letzte Willensmeinung darzulegen. Der Wunsch ward ihm abgeschlagen, und er starb, 69 Jahre alt, 65 n. Chr. G., durch Öffnung der Pulsadern, nachdem er sich zu seiner Gattin und zu seinen Freunden mit den Worten gewandt hatte: „Da ich mich behindert sehe, meinen Freunden meine Dankbarkeit durch die That zu beweisen, so richte ich an dieselben die Bitte: das Bild meines Lebens als letztes Vermächtnis zu empfangen.

Seneca hat zahlreiche Werke verfaßt, von denen ein Teil verloren gegangen ist. Für die Pädagogik sind die Tragödien von geringer Bedeutung. Die 7 (8) Bücher der Naturbetrachtungen (Quaestionum naturalium), die er verfaßte, wurden als Lehrbuch der Physik bereits erwähnt. In ihnen finden sich auch zahlreiche moralische Betrachtungen vor. Für den vorliegenden Zweck sind am wichtigsten seine Schriften philosophischen und speciell moralphilosophischen Inhalts. Dahin gehören seine 124 Briefe an Lucilius, seine 7 Bücher von den Wohlthaten (de beneficiis), seine 3 Bücher vom Zorne (de ira), sein „Trostschreiben" (de consolatione) an seine Mutter Helvia, wegen seiner Verbannung, an Polybius, einen Günstling des Kaiser Claudius, wegen des Verlustes seines Bruders und an Marcia wegen des Todes ihres Sohnes und zahlreiche kleinere Abhandlungen: „von der Vorsehung" (de providentia), „von der Gemütsruhe" (de animi tranquilitate), „von der Unerschütterlichkeit des Weisen" (de constantia sapientis), „von der Gnade" (de clementia), „von der Kürze des Lebens" (de brevitate vitae) „von dem glückseligen Leben" (de vita beata), „von der Muße oder Zurückgezogenheit des Weisen (de otio aut secessu sapientis).*

In all diesen Werken zeigt sich Seneca als getreues Spiegelbild seiner Zeit. Er teilt alle Vorzüge und Mängel derselben. Mit seltenen Gaben, mit hinreißender Beredsamkeit, mit glänzender Form und Fülle der Ideen ausgerüstet, fehlt es ihm an Bündigkeit und Schärfe, und an die Kälte strenger Wissenschaftlichkeit setzt er encyclopädische Vielseitigkeit. Üppiges Talent und herzlose Eitelkeit, spanisches Feuer und kühle Rhetorik vereinigen sich, wie Bernhardy sagt, in diesem Ovid der Prosaiker, der in Sprüngen einer wetterleuchtenden Phantasie, in pomphafter Moral und überfließender Spruchweisheit, geistreich und

witzig ersetzt, was ihm an Charakter und Gemüt abgeht. Seine Philosophie des Lebens gehört meist der Stoa an und ist von tiefem ethischen Werte, indem sie dem Charakter Festigkeit und der Gesinnung Tüchtigkeit predigt. Als die ersten Güter stellt er Freude, innere Ruhe und das Wohl des Vaterlandes neben einander; für das höchste Gut hält er das naturgemäße Leben. Das Leben ist ihm schön, wenn es auf einen schönen Zweck hinarbeitet; Glückseligkeit aber ist nur des Weisen Anteil. Der Weise erlangt das Ziel, zu dem die Philosophie leiten soll: die größte Ruhe gegenüber allen Leidenschaften, die man dämpfen, gegenüber den Stürmen des Schicksals, denen man, kann man sie nicht abwenden, als einer Fügung der Vorsehung sich unterwerfen muß, — eine ungestörte Ruhe der Seele unter angenehmen und unangenehmen Erfahrungen, in Freude und in Schmerz. Darum wird er in der Erkenntnis nicht mehr wissen wollen, als was nötig ist, denn was darüber geht, gehört zur Unmäßigkeit und zum Luxus, wobei man, wenn man im Gebiete vorzudringen sucht, in welchen eine Anwendung der Erkenntnis nicht mehr möglich ist, statt gut, blos gelehrt wird, weshalb der Grundsatz gelten muß: Nicht für die Schule, sondern für das Leben soll man lernen! Jetzt jedoch wird nicht für das Leben, sondern für die Schule gelernt: unfruchtbar ist die Kunst der Grammatiker; unheilbringend die Vielartigkeit des Wissens, die Vermischung der Grammatik und Philosophie. Auch das allgemeine Leben und die öffentliche Sitte, die heimatlichen Götter und die allgemeine Volksreligion geben dem Weisen die Ruhe nicht. Diese Ruhe erlangt der Weise nur, wenn er sorgt, daß sein Gemüt nicht von Menschenhaß beschlichen wird, sondern wenn er bei dem Anblicke so vieler Verkehrtheiten lieber lacht, als jammert, die Fehler mit Gelassenheit ansieht und bei Unfällen dem Schmerze nicht allzusehr sich hingiebt. Die Natur selbst hat ja zur Linderung unserer Unfälle die Gewohnheit erfunden, wodurch sie uns bald mit dem Schwersten vertraut macht. — Darum gewöhnen, muß man sich an seine Lage und so wenig als möglich darüber klagen, was sie aber Annehmliches hat, ergreifen. „Halte Rechnung mit den Schwierigkeiten. Es kann das Harte erweicht, das Enge erweitert werden, und das Schwere drückt minder, wenn man es handsam zu fassen weiß.“ „Der Weise braucht nicht ängstlich Schritt vor Schritt zu wandeln. Er hat schon so viel Selbstvertrauen daß er kein Bedenken trägt, dem Schicksale entgegen zu treten, und daß er ihm nie das Feld überläßt. Es giebt keine Seite von der

er es fürchtete, weil er nicht nur Besitztümer und Ehrenstellen, sondern auch seinen Körper und seine Augen und Hände unter die Dinge zählt, auf die man nicht rechnen darf, und also lebt, als ob er sich selbst nur geliehen wäre, und sich ohne Murren hergeben müsse, wenn man ihn zurückfordert. Er schlägt sich deswegen nicht gering an, weil er weiß, daß er nicht sich selbst angehört, sondern er wird Alles mit solcher Sorgfalt und Umsicht thun, wie ein gewissenhafter und achtungswerter Mann Acht zu haben pflegt auf das, was seiner Treue anvertraut ward. Wenn er sich aber wird zurückgeben müssen, so wird er nicht Klage erheben gegen das Schicksal, sondern sprechen: „Habe Dank für das, was ich besaß und hatte! Um schwere Pacht habe ich zwar Dein Gut benutzt; doch wie Du's haben willst, so trete ich's dankbar ab und willig. Nimm selbst hin den Geist, edler als Du ihn gegeben hast. Ich war schon darauf gefaßt. Zurückkehren, woher man gekommen; was ist denn daran Schweres? Der lebt gewiß schlecht, der nicht gut zu sterben weiß."

Der Mensch lebt in zwei Staaten, in dem großen der Welt, in dem kleinen, dem wir in Folge unserer Geburt angehören. In beiden muß er heimisch zu werden suchen, besonders aber darf er in dem großen Reiche der Natur kein Fremdling bleiben. Die Natur hat uns einen wißbegierigen Geist gegeben; und ihrer Kunst und Schönheit sich bewußt, hat sie uns zu Betrachtern des großen Weltschauspiels bestimmt, denn sie hätte den Genuß von sich verloren gegeben, wenn sie all' das Große, so Herrliche, so fein Geordnete, so Liebliche und mannigfach Schöne einer menschenleeren Einöde dargeboten hätte. Unser Gedanke durchbricht die Festen des Himmels und begnügt sich nicht, zu wissen, was sich darstellt. Dem, sagt er, forsche ich nach, was über die Welt hinausliegt. Ob da eine tiefe Unendlichkeit liege, oder ob es auch seine Grenzen habe, die es einschließen? Von wannen die Gestirne ausgegangen? Welche geistige Kraft das Verworrene geordnet? Ob außer dem Streben der Körper und ihrer Schwerkraft noch eine höhere Gewalt über jedes Einzelne geboten? Ob das wahr sei, wodurch man insbesondere wahrscheinlich macht, der Mensch sei von göttlichem Hauche, daß nämlich ein Teil und gleichsam eine Art Funken des heiligen Feuers auf die Erde herabgesprungen und an einem Orte, für den er nicht bestimmt war, hängen geblieben sei? — Diese Fragen stellt sich der Mensch für die Erkenntnis. Und ihre Beantwortung sowie ein der Antwort gemäßes Leben — das ist das Ziel des Menschen. „Was ist das Herrlichste im Menschenleben?"

„Nicht mit Flotten die Meere anfüllen, nicht an den Küsten der Meere die Flaggen aufziehen, nicht, weil kein Land mehr da ist, zur Unterdrückung anderer den Ocean durchkreuzen und unbekannte Länder aufsuchen: sondern einen geistigen Blick gewinnen und den größten Sieg, die Herrschaft über die Laster erringen.“ „Den Geist emporheben über die Drohungen und Verheißungen des Geschicks; — achte nichts für wert, daß Du darauf hoffest; was hat es denn, daß Deines Wunsches wert wäre?“ „Mit heiterem Gemüte das Unglück ertragen können; — was auch kommen mag, so hinnehmen, als ob Du es gewollt hättest, daß es so komme; — weinen, klagen, seufzen heißt den Glauben aufgeben.“ „Nicht in's Herz kommen lassen arge Gedanken, zum Himmel erheben reine Hände; kein Gut wollen, das, damit es an Dich komme, ein Anderer geben, ein Anderer verlieren müßte; wünschen, was man ohne Widerspruch wünschen kann, — ein wohlgesinntes Herz.“ „Den Geist hoch erheben über das Zufällige; nicht vergessen, daß man Mensch ist, um, sei man nun glücklich, zu wissen, es werde nicht lange so währen, oder sei man unglücklich überzeugt zu sein, daß man es nicht ist, wenn man sich nicht dafür hält.“ „Jeden Augenblick zum Sterben bereit sein. Das macht frei. Nicht den Bestimmungen des römischen Rechtes nach, sondern nach dem Rechte der Natur. Frei aber ist, wer nicht ein Sklave von sich selbst bleibt. Sein eigener Sklave sein, ist die härteste Sklaverei und doch ist's leicht, sie abzuschütteln, sobald man sich sein Menschenwesen und die Frage vorhält: Warum denn so außer sich sein? Man braucht nicht viel und braucht's nicht lange.“

Wer also weise ist, der erkennt auch die höchste Weisheit — die Gottheit. „Was ist die Gottheit? Das Ganze, was Du siehst. Der edlere Teil von uns ist der Geist. An der Gottheit ist nichts, als Geist. Sie ist ganz Vernunft. Gott ist nahe bei uns. Er ist in uns. Es wohnet ein göttlicher Geist in uns, der uns bewacht, unser Gutes und Böses beobachtet und so, wie wir mit ihm verfahren, wieder mit uns verfährt. Ohne die Gottheit kann Niemand ein tugendhafter Mensch sein. Nur sie verleiht große und erhabene Entschließungen. In jedem edlen Manne wohnt die Gottheit, — woher ist ungewiß.“ „Zwischen dem Guten und der Gottheit besteht eine Freundschaft, eine Ähnlichkeit, weil das Gute nur der Zeit nach von der Gottheit verschieden ist, ihr Zögling und Nacheiferer und erhabener Abkömmling.“ „Es ist etwas Großes und Herrliches um den menschlichen Geist. Was das Allerhöchste und den ganzen Weltbau mit einem Zirkel umgürtet, innerhalb welches Raumes die

Luft das Göttliche von dem Menschlichen scheidet und wieder vereinigt, ist sein Vaterland." Der Geist macht den Menschen groß, und der Gottheit ähnlich. Darum ist auch der Sklave zu achten denn nur der Körper gehört dem Sklavenstande, der edlere Teil ist frei. Auch haben ja alle Menschen dieselbe Abstammung, und Keiner ist edler als der Andere, wenn nicht sein geistiges Wesen besser und zu edlerem Wissen befähigt ist. Denn eine Mutter ist die Welt, oder was dasselbe sagt, die Gottheit, und am Ziele des Strebens erwartet alle Menschen ein hoher Adel.

Alle Menschen sind mit Fehlern und Vergehen behaftet. Gefehlt haben wir alle, der eine schwerer, der andere leichter, zufällig oder verführt; und wir werden straucheln bis zum äußersten Lebensalter. „Auch ist das menschliche Gemüt von Natur widerspenstig und zum Verbotenen und gefährlichen strebend, und geht lieber selbst nach, als daß es sich ziehen läßt." Durch weise Gesetze jedoch und vor Allem durch eine verständige, Strenge mit Milde paarende Erziehung können die sündhaften Naturanlagen verbessert werden, indeß die wohlgearteten Gemüter durch sie um so geschwinder auf die höchste Stufe emporgeführt werden. Denn einige Menschen haben vortreffliche Naturanlagen und sie überkommen daher ohne langwierige Unterweisung dasjenige, was man gemeiniglich vorzutragen pflegt, sowie sie auch begreifen, was Tugend ist, sobald sie es nur gehört haben. Es sind daher solche die Tugend so bald fassende Gemüter in sich selbst fruchtbar, während jenen entweder blödsinnigen, oder dummen, oder durch böse Sitten verdorbenen Köpfen der Rost abgerieben werden muß.

Die Aufgabe des Lehrers und Erziehers ist eine höchst wichtige. So viel als möglich muß er mit sanften Worten auf die Gemüter heilend einwirken und dieselben durch seinen Rat der Tugend geneigt und dem Laster abgeneigt machen. Dann erst gehe er zu ernsteren Vorstellungen, zu Ermahnungen, Vorwürfen und Strafen über, und auch bei den letzteren wähle er erst die milderen und hernach die strengeren. Bei der Züchtigung aber — kein Zorn: nichts ziemt dem Strafenden weniger, als Zürnen, da die Strafe um so mehr zur Besserung beiträgt, wenn sie mit Überlegung beschlossen ist. „Wer schnell verurteilt, thut es gern; und wer zu viel straft, straft unbillig;" — „erinnere, sage, was du von mir gethan wissen willst, ich lerne nicht, sondern ich gehorche"; diese Regeln darf der Erzieher bei seiner Erziehung nie vergessen.

Vorzüglich muß der Lehrer die verschiedenen Individualitäten berücksichtigen. Die Verschiedenheit der Charaktere liegt in den Mischungen der Elemente. Die Mischung der Stoffe bewirkt, daß von Natur ein Gemüt zornsüchtig ist, denn das Feuer ist thätig und nicht leicht abgewiesen. Ein anderes Gemüt ist furchtsam, denn die Kälte ist träge und zusammengezogen. Je nach dieser Verschiedenheit der Charaktere ist eine verschiedene Behandlungsweise notwendig. Freilich — die Natur umzuwandeln, ist nicht wohl thunlich, und die Mischung der Säfte, womit man geboren wird, läßt sich nicht ändern. Dabei ist jedoch, um die Natur zu verbessern, weise Einsicht nicht unthunlich. Sehr viel wird gewonnen, wenn man es mit den Kindern gleich anfangs auf die rechte Weise anfängt. Schwierig aber ist die Leitung, weil man darauf achten muß, daß man bei derselben weder dem Zorn Nahrung gebe, noch das Naturell unterdrücke. Es bedarf einer sorgfältigen Beobachtung. Denn sowohl was man haben, als auch was man zurückdrängen will, wird durch Dinge befördert, die sich ähnlich sind. Es wächst der Geist, wenn man ihn nicht einschränkt; durch sklavische Behandlung wird er geschwächt. Er hebt sich, wenn er gelobt wird, und lernt Vertrauen zu sich fassen; gerade dadurch aber wird auch Übermut und Zornsucht erzeugt. Darum soll er in der Mitte zwischen dem einen und dem andern so gelenkt werden, daß man bald den Zaum, bald den Sporn anwendet. Nie setze man den Zögling in die Notwendigkeit, mit Erniedrigung zu bitten, noch lasse man ihn dadurch etwas erzwecken. Bei dem Wetteifer mit seines Gleichen lasse man ihn weder übertroffen werden, noch sich erzürnen; man gebe sich Mühe, daß er vertraut sei mit denen, mit welchen er zu wetteifern pflegt, daß er in dem Wettstreite nicht schaden zu wollen, sondern zu gewinnen sich gewöhne. So oft er siegt und etwas Lobenswertes gethan hat, mag er sich wohl fühlen, aber nicht brüsten. Denn auf die Freude folgt leicht mutwilliges Frohlocken, auf dieses Aufgeblasenheit und eine zu große Meinung von sich selbst. Man gebe ihm auch ein gewisses Maß von Erholungen, lasse die Erholungen aber nicht zur Trägheit und zum Müßiggange ausarten, und halte den Zögling fern von Berührung mit Tändeleien. Denn nichts macht so zornsüchtige Leute, als eine weichliche, sich einschmeichelnde Erziehung. Es würde sich einer gegen Unbilden nicht zu stellen wissen, wenn man ihm nie etwas abgeschlagen, wenn ihm das sorgliche Mütterchen immer die Thränen abgewischt, wenn man ihn immer gegen den Hofmeister in Schutz genommen hätte. Vor allem

soll man die Jugend von Schmeichlern entfernt halten. Sie höre die Wahrheit, sei bisweilen schüchtern, immer bescheiden und gegen Ältere ehrerbietig. Nie lasse man sie etwas ertrotzen; was man ihren Thränen abgeschlagen hat, gestatte man ihr, wenn sie sich ruhig verhält. Den Reichtum ihrer Eltern mag sie vor Augen haben, in den Händen nicht. Man sorge für einen guten Umgang; er unterstützt die Lehren der Tugend und kräftigt die Gemüter. Das gute Beispiel muß mit und neben der Lehre wirken, oft vor, oft nach der Lehre; denn es läßt sich nicht mit Allen auf gleiche Weise verfahren; manche werden durch Vernunftgründe bewegt, manche hauptsächlich durch berühmte Namen und Autoritäten geleitet. Als oberstes Prinzip der Erziehung muß die religiöse Bildung zur Tugend gelten. Denn der Gottheit gehorchen ist Freiheit. Uns sind die Keime aller Lebensalter und alles Wissens eingepflanzt, und die Gottheit, welche selbst unsere Erziehung leitet, ruft die geistigen Anlagen aus ihrer Verborgenheit hervor, weil sie selbst nichts Herrlicheres, als einen vollkommenen Tugendhaften hervorbringen kann. Auf dem Wege der Tugend geht man zum Himmel! durch Mäßigung, Enthaltsamkeit, Tapferkeit.

Auf solche Weise sucht Seneca durch die Erziehung die Tugend in die heranwachsende Generation zu pflanzen, die er in den Abgrund des Verderbens hineinsteigen sieht. Bitter beklagt er den Sittenverfall der Jugend in Rom, besonders in den höheren Ständen, — die Genußsucht und Zügellosigkeit, die man nicht betrachten könne, ohne fast alle Hoffnung aufzugeben. Er beklagt, daß Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern den Gauklern nachhangen, indeß die Lehrer der freien Künste ohne Zuhörer in einsamen Winkeln sitzen, und die Schulen der Beredsamkeit und Philosophie zu Einöden geworden sind. „Siehe jene Jünglinge aus den edelsten Häusern an, welche ihre Üppigkeit auf den Kampfplatz gebracht hat, oder die durch wechselseitige Unzucht ihre eigene und anderer Geilheit üben, und denen kein Tag ohne Völlerei, kein Tag ohne ein schändliches Bubenstück vergeht." „Scheinen nicht die ein der Natur ganz entgegengesetztes Leben zu führen, welche schon nüchtern sich zu betrinken anfangen, die noch leeren Adern mit Wein füllen und besoffen zu Tische gehen? Und doch ist dies ein ganz gemeines Laster junger Leute, welche ihre Kräfte üben wollen. Die Pflichten des Tages kehren sie um und wischen nicht eher die vom gestrigen Rausche noch schweren Augen aus, als bei eintretender Nacht."

Die Bestimmung des Menschen ist dem Seneca eine zwiefache: Betrachten und Handeln. Beides soll im Menschen entwickelt werden. Denn wie es nicht zu billigen ist, wenn man nur nach Außen lebt, ohne alle Liebe zu den Tugenden, ohne Anbau des Geistes, und sich bloß der Thätigkeit für Andere hingibt; so sind innere Vorzüge, wenn sie brach liegen und nie an den Tag bringen, was sie gelernt haben, ein unvollkommenes, aller Lebendigkeit ermangelndes Gut. Die Tugend muß ihr Wachstum in Thaten erproben und den Gewinn des Forschens in die Wirklichkeit treten lassen.

Wie in der Zucht, so muß auch beim Unterrichte Maß gehalten werden. Nicht auf äußeren Schein und Prunk, sondern auf innere Bildung kommt es an. Wozu eine Unzahl von Büchern und Bibliotheken, wenn der Besitzer während seines ganzen Lebens kaum die Verzeichnisse durchliest? Es ist dem Lernenden die Masse lästig, nicht unterichtend, und es ist weit besser, sich wenigen Schriftstellern zu widmen, als bei vielen umherzuschweifen. Man darf bei dem Studium nicht bald hier, bald dort zupfen, noch auch Alles auf ein Mal gierig ergreifen. Durch die Teile gelangt man zum Ganzen. Die Last muß den Kräften angepaßt und keine größere aufgelegt werden, als der Zögling tragen kann. Eben so müssen auch alle unnützen Dinge aus dem Unterrichte entfernt werden. Nur die Kenntnis von dem aus der Vorzeit, was die Philosophen erforscht und gelehrt haben, bahnt uns den Weg zum Leben und erhebt uns über die Schranken menschlicher Hinfälligkeit. Und dem Menschen die Mittel in die Hand zu geben, daß er sich über die Leiden der Erde zu erheben vermag; dazu sind Zucht und Unterricht notwendig. Wir unterrichten unsere Söhne in den freien Künsten, nicht weil diese Tugend gewähren können, sondern weil sie den Geist zur Aufnahme der Tugend vorbereiten und ihr den Weg bahnen. Theoretische Lehren sind zwar an sich nicht wirksam, um einen schlechten Zustand des Geistes zu vernichten; aber sie haben doch ihren Nutzen, denn sie kräftigen zuerst das Gedächtnis und sondern dann die unklaren und zerstreuten Elemente in ihre Teile; und wenn die Ermahnung auch nicht belehrt, so macht sie doch aufmerksam, regt auf und hält uns wach. Die Kraft des Geistes wird durch Lehren, besonders wenn sie in kurzen Sentenzen oder in Versen gegeben werden, genährt und wächst durch sie, sowie den angebornen Ideen neue hinzugefügt und die schlechten verbessert werden.

Bei der Lektüre muß als Grundsatz die Mahnung fest gehalten werden: Laß Dich nicht zu sehr zersplittern! Nirgend ist, wer

überall ist. Nichts steht der Gesundheit feindlicher gegenüber als ein zu häufiger Wechsel der Heilmittel, indem dabei eine Wunde nie vernarbt, wie ja auch die Pflanze. die zu oft versetzt wird, nie kräftig erstarkt. Die irren sehr, welche dadurch ihre Bildung zu fördern meinen, wenn sie so viel als irgend möglich lesen. Denn dadurch wird das Ziel um so mehr verfehlt, da die Menge der Bücher den Geist nur zerstreut. Deshalb soll man sich insonderheit nur an die besten Schriftsteller halten und aus denselben täglich irgend eine Lehre sich ausziehen. Das Studium von Schriftstellern muß den dreifachen Gesichtspunkt, — den des Grammatikers, des Philologen und Philosophen festhalten, so daß man zuerst auf die Ähnlichkeit und Verschiedenheit der Formen und Begriffe achtet, dann die Notizen über Geschichte und Altertum hervorhebt, endlich den tieferen Sinn des Gesagten zu ergründen und das Gelesene so in Anwendung zu bringen sucht, daß Geist und Herz sittlichen Gewinn daraus ziehen.

Besonderen Nutzen haben die Naturstudien. Denn der Mensch ist seiner erhabenen Bestimmung nach darauf hingewiesen, das Walten der Gottheit zu erkennen und dieser Erkenntnis gemäß sein Leben anzuordnen. Das Walten des ewigen Schöpfers, Gesetzgebers, Erhalters und Richters des Weltganzen kann aber nur in dem Maße erforscht werden, in welchem wir tiefer in das Innere der Natur eindringen. Die Weisheit besteht ja eben darin, daß man nicht von den klar erkannten Gesetzen der Natur abirre, sondern nach ihrer Ordnung und ihrem Vorbilde aus Überzeugung mit freiem Willen sich richte. Dies kann jedoch nur geschehen, wenn der Geist immer gesund, kräftig, rüstig, rein, ruhig ist, nichts vernachlässigt, was zum Leben gehört, auf nichts einen höheren Wert legt, als dasselbe verdient, die Geschenke des Himmels hinnimmt, ohne ihnen sich sklavisch zu unterwerfen. Hierzu aber leitet das Studium der Natur an, auch das der Geometrie und der Sternkunde, obschon beide zu denjenigen Wissenschaften zu rechnen sind, deren Lehren leicht wieder verschwinden, wenn man sie nicht anhaltend treibt.

Überhaupt eignet sich nicht Jeder zur Betreibung der ernsten Wissenschaft. In schwere und vielerlei Studien dürfen sich namentlich diejenigen, welche zum Zorn geneigt sind, nicht einlassen; oder sie müssen solche Studien wenigstens so treiben, daß sie nicht dadurch abgespannt werden. Sie sollen sich mehr den angenehmen Wissenschaften und Künsten ergeben. Die Lektüre von Gedichten besänftigt ihren Geist, und die Geschichte erheitert sie durch aller-

hand Märchen. Auch vermag manche Musik der Seele sanfte Empfindungen einzuhauchen. Wie das Grüne kranke Augen erquickt, so ist für kranke Gemüter erheiternde Beschäftigung mit den Wissenschaften wohltuend.

Die Leibesübungen, wenn sie mäßig sind, sind dienlich; schädlich aber die, welche zu stark sind und Athleten bilden. Denn letztere erschöpfen den Geist und machen ihn zum Studieren untüchtig; Du magst aber eine Leibesübung vornehmen, welche Du willst, gehe immer von derselben bald wieder zum Studieren über. Den Geist übe Tag und Nacht! Eine mäßige Arbeit stärkt ihn. In der Übung desselben wird Dir weder Frost noch Hitze, noch selbst das Alter hinderlich sein. Sorge für ein Gut, das mit dem Alter stets besser wird.

Diese Sorge für den Geist muß schon von früher Jugend an beginnen. Der Geist des Kindes ist zwar noch flüchtig, leicht erregbar und von Einbildung beherrscht. Doch ist das Kindheitsalter das angenehmste, denn gleich wie aus einem Becher das Reinste zuerst ausfließt und das Trübe zurückbleibt, so ist auch im menschlichen Leben der erste Abschnitt der beste. Der Jüngling fühlt immer zuerst heftigen Drang zu allem Guten, wenn ihn jemand ermuntert und antreibt, denn zarte und junge Gemüter werden sehr leicht für die Liebe des Guten und Rechten gewonnen, und so lange sie noch gelehrig und wenig verdorben sind, fesselt sie leicht die Wahrheit.

Unendlich verdient macht sich der Lehrer, der die Jugend auf den Weg der Wahrheit leitet. „Was uns der Lehrer, der uns in den Wissenschaften unterrichtet, an edlen Bestrebungen und an geistiger Bildung gewährt, ist mehr wert, als man dafür gibt; denn nicht die Sache, sondern nur die Mühe, nicht das Verdienst, sondern die Arbeit wird ihm bezahlt, um so viel mehr, wenn er (— denn die geistige Mitteilung bringt auch ein freundliches Verhältnis hervor —) zugleich unser Freund ist und nicht sowohl durch seine Kunst, als durch seine wohlwollende und freundschaftliche Gesinnung sich dauernde Ansprüche auf unsere Dankbarkeit erwirbt. Einen solchen, der uns sein Alles mitteilt und unsere schlummernden Anlagen weckt, müssen wir, gleich einem wohlwollenden Arzte und wie unseren liebsten und nächsten Angehörigen hochschätzen."

Mitten in einer durchaus verwilderten Zeit, wo Ehrsucht, Neid, Schwelgerei und Wollust, Leidenschaften und Begierden aller Art auf dem Theater der untergehenden Welt spielen, tritt Seneca als

Anwalt der Tugend auf *und predigt Grundsätze, die zuweilen selbst in den Ausdrücken mit denen des Christentums übereinstimmen. Er hebt z. B. den schweren Kampf hervor, den der Geist mit dem Fleische zu führen hat [omni (animo) cum hac carne grave certamen est], er spricht von einem heiligen Geiste (sacer spiritus), der in uns wohnt (s. p. 885), von der göttlichen Vorsehung, der er eine besondere Abhandlung widmet, und von der väterlichen Liebe Gottes gegen die Menschen (patrium Deus habet adversus bonos viros animum et fortiter illos amat); er lehrt, daß die wahre Gottesverehrung nicht in glänzenden Opfern, sondern in dem Glauben an Gott und in der Erfüllung seines Willens bestehe, daß Gott die Herzen (intimum pectus) durchschaue, daß wir alle von Geburt aus Sünder seien; er verlangt, daß wir auch unseren Feinden Gutes thun, er verwirft die Rache, die Gladiatorenspiele und selbst den Krieg, indem er den Grundsatz aufstellt, daß die Menschenrechte von den äußern Verhältnissen unabhängig und daher alle Menschen, auch die Sklaven, in Bezug auf diese einander gleich sind, daß es in der Tugend keinen Unterschied zwischen Freigelassenen, Sklaven und Kriegern gebe. Diese auffällige Übereinstimmung mit den christlichen Lehren war der Grund, weshalb mehrere Kirchenväter ihn als heimlichen Christen betrachteten und einen Briefwechsel zwischen ihm und dem Apostel Paulus, den man später erdichtete, für echt hielten. Die neuere Forschung hat diese Annahme als irrig erwiesen und dargethan, daß solche Ansichten, wie sie Seneca ausspricht, auch vereinzelt bei anderen alten Schriftstellern vorkommen.*

Als Förderer der ethischen Bildung gesellen sich Quintilianus, Tacitus, der ältere und der jüngere Plinius, Seneca zu, indem auch sie Einfachheit und Tugend empfehlen und ernst und kühn gegen Thorheit, Laster und Schlechtigkeit in's Feld ziehen. **Tacitus** giebt in seinen Schriften viele Winke über die Erziehungsweise seiner eigenen wie der früheren Zeit. Vor Allem aber zeichnet er in seinem „Agricola" das Bild einer Erziehung, wie sie die edlen Familien Roms gegenüber dem allgemeinen Sittenverfall fest zu halten suchten. Agricola wurde nach dem Tode seines Vaters von der Mutter sorgfältig erzogen. Sie ließ ihn in allen Wissenschaften und Künsten unterrichten. Dann schickte sie ihn nach Massilia, wo sich griechische Gefälligkeit und provinzielle Sparsamkeit vereinigten. Tief drang er in seiner Jugend in das Studium der Philosophie ein. Seine ersten Kriegsdienste leistete er in Britannien, wo ihn sein Feldherr Suetonius Paulinus seines Vertrauens würdigte. — Auch

Plinius Secundus hat in seinem naturhistorischen Werke treffliche Schilderungen von den völlig veränderten Sitten des letzten Jahrhunderts und von der maßlosen Üppigkeit, welche die Kinder schon bei ihrer Geburt empfing, gegeben. — Wichtiger noch ist der jüngere **Plinius Cäcilius Secundus**, der sich in seinen „Briefen“ vielfach, über die Erziehung, den Unterricht und das Schulwesen, über die Studien, Recitationen, Schriften, Bibliotheken 2c. verbreitet. Jedoch geben weder die beiden Plinius noch Tacitus eine Theorie der Erziehung. *Dagegen thut dies Quintilian.*

ββ. Marcus Fabius Quintilianus.[1])

Er stellte in seinen rhetorischen Institutionen eine vollständige Theorie zur Ausbildung des Redners auf und verwebte in dieselbe wichtige Bemerkungen über Zucht und Unterricht im Allgemeinen, nahm überhaupt auf die Erziehung von der ersten Jugend an Rücksicht, von der Überzeugung ausgehend, daß nichts der Redekunst fremd sei, was zur Bildung des Redners beitrage, und daß er demnach des Redners Bildung von Jugend auf bis zum öffentlichen Auftreten im reiferen Alter verfolgen müsse. Quintilianus war ums Jahr 35 n. Chr. zu Calagurris *(jetzt Calahorra)* in Spanien geboren, frühzeitig nach Rom gekommen und hier zu einem der größten Redner herangebildet. Zuerst Anwalt, vertauschte er diese Laufbahn später mit der eines öffentlichen Lehrers der Beredsamkeit und wurde als solcher 20 Jahre hindurch so gefeiert, daß die berühmtesten Römer, *darunter der jüngere Plinius und wahrscheinlich auch Tacitus,* seine Vorträge besuchten. Der Kaiser *Domitian übertrug ihm den Unterricht und die Erziehung der Enkel seiner Schwester Domitilla und verlieh* ihm zur Anerkennung seiner Thätigkeit erst den breiten Purpurstreifen und später die consularische Würde. Quintilian war der erste Lehrer, welcher aus dem Staatsschatze Besoldung erhielt und den Titel Professor Eloquentiae führte. *In seinem Familienleben, war er vom Unglücke verfolgt. Seine Gemahlin starb in jungen Jahren, erst 19 Jahre alt, und hinterließ ihm zwei Knaben. Der jüngere ward

[1]) *Außer den in der früheren Auflage gebrauchten Hilfsschriften* Andreas, Quintilians Pädagogik und Didaktik 1783. — Gedike. Quintilians Gedanken über die öffentliche Erziehung. 1803. — **Ruediger.** De Quintiliano paedagogo 1820. — ***H. Babucke,** de Quintiliani doctrina et studiis. Königsberg 1866. und Ad. Emil Viel. Über Quintilians institutio oratoria. Progr. Borna 1882.*

ihm im 5. Jahre entrissen. Es blieb ihm nur der ältere am Leben, auf den er alle Hoffnung setzte. Aber auch dieser starb, als er das 10. Jahr erreicht hatte. Solche Schicksalsschläge bewogen Quintilian seine Entlassung zu erbitten, um sich von jeder öffentlichen Thätigkeit zurückzuziehen. In dieser Zeit schrieb er auf Aufforderung seiner Freunde seine zwölf Bücher „Von dem Unterrichte in der Beredsamkeit" (Institutio oratoria), die er einem gelehrten und ihm gut befreundeten Manne, dem Marcellus Victorius widmete. Den Stoff dazu scheint er noch bei Lebzeiten eines Sohnes in der Absicht gesammelt zu haben,* um für dessen Bildung in dem Falle zu sorgen, daß er vor vollendeter Erziehung desselben sterben sollte. *Den Inhalt und die Gliederung seines Hauptwerkes giebt er selbst in der Einleitung dazu an: „Das erste Buch, sagt er, wird das enthalten, was dem Berufe des Rhetors vorangeht. Im zweiten werden die ersten Anfänge beim Rhetor und die Fragen über das Wesen der Rhetorik behandelt werden. Fünf weiterere Bücher sollen der Erfindung (inventio), denn daran wird sich auch die Anordnung (dispositio) anschließen, vier dem rednerischen Ausdruck (elocutio), wobei das Auswendiglernen (memoria) und der Vortrag (pronunciatio) seine Stelle erhält, gewidmet werden. Dazu kommt noch ein Buch, in welchem der Redner selbst von uns herangebildet werden soll, und worin wir über die Sitten desselben, über Grundsätze, nach welchen er Processe übernehmen, sich davon unterrichten und sie führen, welche Art der Beredsamkeit er erwählen, wann er Prozesse zu führen aufhören soll, und von seinen nachherigen Studien handeln wollen."*

In seiner *Philosophie sich an die Lehren der Akademie anschließend*, zeigt Quintilian in seinen Erziehungsgrundsätzen den praktischen Römer, der alles auf die Forderungen und Bedürfnisse des wirklichen Lebens bezieht. Er verlangt deshalb, daß die geistige Bildung nicht erst, wie *(Pseudo-)* Hesiod will, mit dem 7. Jahre, sondern von dem frühesten Alter an allmählich und fortschreitend anhebe, in der Weise, wie sich das geistige Wesen des Kindes selbst entwickelt, wobei sich von selbst versteht, daß man den Kindern nicht zu früh anhaltende Thätigkeit zumuthe und dieselben mit Abneigung gegen die Studien erfülle, sondern ihre Bildung mit Spiel und im Spiel betreibe.

Mit besonderer Vorsicht sind schon die Wärterinnen, zu denen man am liebsten Griechinnen nimmt, zu wählen. Der sittliche Charakter derselben ist die Hauptsache, da sie in den drei Jahren ihrer Wirksamkeit nicht allein für die leibliche Pflege, sondern auch

für die geistige Bildung der Kinder zu sorgen haben. Deshalb sollen sie auch verständig und einsichtsvoll sein. Auf ihre Aussprache ist um so mehr zu achten, weil das Kind sie zuerst hört und ihre Worte nachzubilden sucht. Die Eindrücke des ersten Alters, namentlich die schlechten, wirken nachhaltig fort. — Auch die Gespielen, unter welchen der zu großen Hoffnungen bestimmte Zögling aufwächst, dürfen durch ihre Sprache und sittliche Führung keinen nachteiligen Einfluß üben. — Die Pädagogen, wenn sie auch nicht gelehrt sind — was freilich höchst wünschenswert wäre — müssen wenigstens wissen, daß sie nicht gelehrt sind. Den ersten Sprachunterricht zu ertheilen, das wenigstens müssen die ersten Erzieher im Stande sein.

Der Unterricht in der Sprache soll, da die lateinische Sprache durch den Umgang und im Leben selbst erlernt wird und in der griechischen ihre Wurzel hat, mit der griechischen beginnen, doch so, daß, um den nachteiligen Einfluß einer einseitigen Gewöhnung an fremde Laute zu verhindern, der Unterricht in der lateinischen Sprache bald hinzutritt und mit der ersteren im gleichen Schritte möglichst schnell fortgeführt wird. Die Natur und Fassungsfähigkeit der verschiedenen Lebensstufen muß überall und jederzeit die gehörige Berücksichtigung finden. Je mehr jedoch in allen Gegenständen des Unterrichts die ersten Elemente Sache des Gedächtnisses zu sein pflegen, um so mehr muß es im allgemeinen Grundsatz sein, den Unterricht so früh als möglich, wenn auch nur spielend, anzufangen. Beim Lesenlernen müssen die Kinder Gestalt und Namen der Buchstaben zugleich kennen lernen, denn das Letztere zuerst zu nehmen, was bei den Silben nicht unzweckmäßig sein möchte, verwirrt nur, weil die lebendige äußere Anschauung fehlt. Beim Lesenlernen eile man nicht gleich zu sehr, ehe das Kind ohne Anstoß die Buchstaben unter einander verbinden, dann durch Silben Wörter, und durch diese endlich eine zusammenhängende Rede zusammenfassen kann; es ist unglaublich, wie sehr man durch Eile das Lesen aufhält; denn indem die Kinder etwas über ihre Kräfte wagen, entsteht eine Ungewißheit, ein Stocken, ein Wiederholen, und wenn sie sich versehen, selbst ein Mißtrauen auch bei dem, was sie schon wissen. Das Lesen sei also zuerst sicher, dann gebunden und zusammenhängend, bis durch Übung endlich eine korrekte Geschwindigkeit entsteht. — Beim Schreiben ist es zweckmäßig, die Schriftzüge, sobald die Kinder dieselben nachmachen können, in eine Tafel zierlich einschnitzen zu lassen, um gleichsam

durch diese Furchen den Griffel hindurch zu ziehen. Indem das Kind so schneller und öfter den bestimmt vorgezeichneten Spuren folgt, bildet es seine Finger und es braucht ihm nicht die Hand geführt zu werden. Man muß alle Silben nach der Reihe schreiben und nicht die schwierigsten aufschieben, so daß man dann beim Schreiben der Worte in Verlegenheit kommt. Die Zeilen, die man den Kindern vorschreibt, sollen keine leeren Sentenzen, sondern irgend eine moralische Lehre enthalten. Was man so in das Gedächtnis aufnimmt, begleitet bis in's Alter, und der Eindruck auf die noch ungebildete Seele äußert seinen Einfluß auf die Sitten.

Der Ehrtrieb des Kindes muß frühzeitig in Anspruch genommen werden: das Kind soll belobt werden und immer sich freuen, wenn es etwas gewußt hat, ja, wenn es manchmal nicht lernen will, erwecke man seine Eifersucht, indem man ein anderes Kind unterrichte. Sehr irrig ist die gewöhnliche Klage, daß nur wenige Menschen von Natur mit dem Vermögen ausgestattet würden, dasjenige zu fassen, was ihnen vorgetragen werde, und daß bei der Mehrzahl Mühe und Zeit an der Trägheit ihres Geistes vergeblich angewendet sei. Im Gegenteil findet man, daß die meisten Menschen Leichtigkeit zum Denken und Geschicklichkeit zum Lernen an den Tag legen. Denn wie dem Vogel die Fähigkeit zu fliegen, dem Pferde die Kraft zu laufen, reißenden Tieren aber eine unbändige Wut angeboren ist; so ist dem Menschen das Vermögen zu denken und die Regsamkeit des Geistes von Natur eigentümlich. Freilich besitzt ein Mensch mehr Fähigkeiten als der andere, jedoch nur insofern, als er mehr oder weniger zu leisten vermag. Das erste und vornehmste Merkmal ausgezeichneter Geistesanlagen ist, besonders bei kleineren Kindern, das Gedächtnis, welches eben so leicht etwas faßt, als es treulich behält und wiedergiebt. Das zweite Merkmal ist die Nachahmung; denn auch das zeigt von einem gelehrigen Kopfe, wenn junge Leute das, was sie sehen, wieder anzubringen suchen. Dabei wird der gut Beanlagte sittsam und zugleich von schläfriger Trägheit frei sein. Was ihm gelehrt wird, wird er ohne Schwierigkeit fassen. Um Manches wird er wißbegierig fragen, indessen mehr nachfolgen, als vorlaufen; denn eine gar zu frühe Blüte des Geistes kommt nicht leicht zur Frucht. Das geschwinde Zunehmen gefällt freilich in den früheren Jahren, aber bald darauf steht es still, und damit erstirbt auch die Bewunderung Anderer.

Sobald der Lehrer die Fähigkeit eines Schülers geprüft hat, soll er forschen, wie der Geist desselben

behandelt werden müsse. Einige sind, wenn man sie nicht antreibt, verdrossen, und andere leiden keinen befehlerischen Ausdruck. Einige hält die Furcht zurück und einigen benimmt sie den Mut. Andere wieder schlägt eine fortgesetzte Anstrengung zu Boden. Bei anderen wirkt sie das Gegenteil und ermuntert sie noch mehr. Ich wünsche mir jedoch einen Charakter, den Lob anfeuert, den Ehre reizt, und der weint, wenn er von seinen Fehlern überführt wird. Ehrgeiz wird seinen Fleiß nähren, ein Verweis wird ihn anspornen und Ehre ihn ermuntern. — Die Erforschung der geistigen Anlagen und Berücksichtigung derselben ist auch beim Unterrichte notwendig. Denn der eine wird vorzügliche Neigung zur Geschichte, ein anderer für die Dichtkunst, ein dritter für die Rechtsgelehrsamkeit haben, während es für einige besser ist, sie an den Pflug zu schicken. Findet sich ein angeborner guter Zug, so darf man ihn nicht versäumen, sondern vielmehr stärken und das ergänzen, was noch fehlt. Zwei Versehen sind dabei gänzlich zu vermeiden: daß man nicht etwas versuche, was nicht ausgeführt werden kann, und daß man nicht von dem, worin einer am meisten leistet, ihn zu etwas anderem führt, wozu er sich weniger eignet. Schwachen Köpfen muß man so weit nachgeben, daß man sie nur dahin führt, wohin sie ihr Trieb ruft, denn dann werden sie wenigstens dasjenige zustande bringen, wofür sie allein fähig sind. Treffen wir aber einen fruchtbaren Geist, der z. B. zu einem künftigen Redner Hoffnung giebt, so dürfen wir demselben keine Schwachheiten in der Beredsamkeit unangezeigt lassen. — Bei allem Unterricht, wie bei aller Zucht, müssen die Kinder mit Nachsicht behandelt werden, ohne daß diese die Grenze überschreiten darf. Versagt man sie gänzlich, so erzeugt man Haß gegen die Wissenschaften; übertreibt man sie, so gewöhnt man zum Müßiggange. Von Zeit zu Zeit ist eine Erholung notwendig, namentlich weil die Lernbegierde im Willen besteht, der sich nicht erzwingen läßt, und weil die Kinder erneut und erfrischt mit mehr Kräften ans Lernen gehen, so wie mit einem regeren Geiste, dem aller Zwang zuwider ist. Auch das Spiel ist das Zeichen eines munteren Kopfes, während ich von denen, die immer traurig sind und den Kopf hängen, nicht hoffe, daß sie beim Studieren einen aufgeweckten Geist entwickeln werden. Spiele sind sogar geschickt, den Verstand der jungen Leute zu schärfen, z. B. wenn sie mit allerlei kleinen Fragen einen Wettstreit unter einander anfangen. Auch der Charakter verrät sich beim Spielen in seiner wahren Gestalt, wenn man nur auch hierbei glauben will,

daß die früheste Jugend nicht zu schwach ist, zu lernen, was erlaubt und unerlaubt sei, ja daß sie eben alsdann die beste Bildung empfängt, wenn sie noch aller Verstellung unfähig ist und ihrem Aufseher am willigsten gehorcht. Nie soll man körperliche Züchtigung anwenden. Die Kinder schlagen heißt: sie nicht zum Guten und Rechten anhalten, aber nachher für Unterlassung desselben strafen. Wenn man ein Kind mit Schlägen gezwungen hat, was will man dem Jünglinge thun, bei dem die Furcht nicht mehr anwendbar ist, und der schon wichtigere Dinge lernen muß? Bei Schlägen zerknickt Scham die Seele, drückt sie nieder und macht sie leicht scheu. Wer sich überdies durch Verweise nicht bessern läßt, der verhärtet sich auch, wie der schlechte Sklave, gegen Prügel. Die Prügelstrafe ist nur durch die Nachlässigkeit der Lehrer eingeführt; eine beständige Aufsicht über die Beschäftigung macht sie überflüssig.

Ein guter Lehrer ist gleich von Anfang der Erziehung an durchaus notwendig. Der Erzieher und Lehrer habe ein väterliches Herz gegen seine Zöglinge, denn er gedenke, daß er an die Stelle derer tritt, die ihm die Kinder übergeben haben. Er selbst sei frei von Fehlern und dulde keine. Sein Ernst sei nicht abschreckend, seine Feundlichkeit nicht ausgelassen, damit aus jenem nicht Haß und aus dieser nicht Verachtung entstehe. Er spreche von nichts so oft und so warm, als vom Anständigen und Sittlichen. Er hüte sich, in Zorn zu geraten, sei aber deswegen nicht nachsichtig in dem, was zu verbessern ist. Wenn er Lob erteilt, halte er sich einfach an die Sache, beweise in seinem Wirken Ausdauer und Beharrlichkeit, antworte gern auf Fragen, richte sich immer nach der Beschaffenheit seiner Schüler, sei weder tadelsüchtig noch verschwenderisch im Lobe, enthalte sich bei Beurteilung der Arbeiten der Bitterkeit und Schmähsucht. Eine ganz falsche Ansicht ist es, wenn man meint, für den Anfang sei ein mittelmäßiger Lehrer gut genug. Im Gegenteil soll man jetzt die geschicktesten Lehrer zu gewinnen suchen, indem man sonst zum großen Nachteil für die Erziehung, mithin für die Kinder selbst, dem späteren besseren Lehrer die doppelte Last aufzubürden genötigt ist, erstens das den Kindern Beigebrachte wieder zu entfernen, und zweitens, ihnen Neues beizubringen. Außerdem ist notwendig, daß jedem Lehrer die Theorie des Lehrens wohl bekannt sei, so daß er sich zu dem Lernenden herablassen und, mit seinen Fortschritten Schritt haltend, zur Höhe hinaufsteigen kann. In der Regel ist das verständlicher, was von den Gebildetsten

gelehrt wird, während Alles um so dunkler bleibt, je tiefer jemand in Betreff seiner eigenen Erkenntnis steht. Und was die Hauptsache ist: Je gebildeter ein Lehrer, desto mehr wird derselbe den besser unterrichteten Schülern zum Muster dienen können und Versehen sogleich verbessern.

Je gewissenhafter aber die Lehrer selbst ihren Pflichten nachkommen, um so mehr sollen die Schüler sie wie ihre geistigen Eltern betrachten und verehren. Denn diese Pietät fordert nicht blos das natürliche Verhältnis, sondern sie fördert auch das Werk der Bildung, da die Schüler den Worten der Lehrer, die ihre Ehrfurcht besitzen, mehr Vertrauen schenken, inniger an sie sich anschließen, mit mehr Lust den Unterricht derselben hören und eifriger durch Fleiß und Sittlichkeit ihre Zufriedenheit sich zu erwerben streben. Lehrende und Lernende müssen sich gegenseitig entgegenkommen, sonst ist eins ohne das andere mangelhaft.

Wenn das Kind mit Ernst zu lernen anfängt, muß es den öffentlichen Schulen und öffentlichen Lehrern übergeben werden. Man hat zwar für die Privaterziehung hervorgehoben, daß sie die Aufgabe sicherer und schneller löse, weil man für die Sittlichkeit der Kinder besser sorge, wenn man sie in einem Alter, das am meisten geneigt ist, zu fehlen, von dem Schwarme entfernt, und weil der Lehrer mehr wirken kann, wenn er Zeit und Kraft für Einzelne verwendet. Allein wenn auch vielfach der Umgang mit einer großen Menge anderer Kinder der Sittlichkeit schadet, so ist dieselbe ja auch daheim vielfach gefährdet durch schlechte Hauslehrer und Sklaven, wenn auch die Eltern gut wären. Es kommt überhaupt Alles auf die Anlage und Behandlung eines jeden Kindes an. Kommt zu einer überwiegenden Neigung zum Schlechten Nachlässigkeit in der Ausbildung und in der Bewahrung der jugendlichen Scham, so wird die Einsamkeit nicht weniger Gelegenheit zu Ausschweifungen bieten, als der Umgang. Wo dagegen ein gutes Herz vorhanden ist, die Sorglosigkeit der Eltern aber nicht blind und versteckt, da kann man ja immer die besten Lehrer und die strengste Zucht wählen, sowie dem Sohne einen älteren Freund oder Freigelassenen zum zuverlässigen Führer beigeben. Sodann kann man ja den Privatunterricht mit dem öffentlichen verbinden; wo dies aber nicht möglich, da ist das Licht einer guten Schule immer der finstern Einsamkeit der häuslichen Erziehung vorzuziehen, da jeder wackere Lehrer durch eine größere Anzahl von Schülern sich gehoben fühlt, während gewöhnlich die Unfähigeren im Gefühl ihrer Schwäche an Einzelnen

hängen und es nicht unter ihrer Würde halten, gewissermaßen das Amt des Pädagogen zu versehen. Hierzu kommt, daß der Schüler zuhause nur das lernt, was ihm, in der Schule aber auch zugleich das, was anderen gesagt wird, woraus ihm, sei es Lob oder Tadel, mancher Nutzen erwachsen kann. Auch wird der Ehrgeiz entflammt, und dieser ist, wenn gleich an sich ein Laster, doch häufig die Quelle von Tugenden. „Aus eigener Erfahrung weiß ich, wie trefflich die Methode meiner Lehrer war, die Knaben in mehrere Klassen zu teilen und dann nach der Ordnung ihrer Fähigkeiten einen Vortrag halten zu lassen, wobei über die größere oder geringere Befähigung der Einzelnen förmlich Gericht gehalten wurde. Der Wettkampf um die Palme war ungemein heftig; und gar der Erste in einer Klasse zu sein, ward bei Weitem für das Schönste gehalten. Alle 30 Tage ward der Kampf erneuert, damit der Sieger nicht schlaff, der Besiegte aber durch seinen Schmerz getrieben würde, die Schmach zu tilgen." Wer allein unterrichtet ist, wird, wenn er mit seinen Kenntnissen in's Leben tritt, bei heißem Sonnenscheine gleichsam umdüstert und stößt bei jedem Neuen an. Zugleich aber ist sein Geist in der Einsamkeit entweder erschlafft und gleichsam verrostet, oder im Gegenteil durch leere Einbildung angeschwollen, da er sich mit niemandem vergleichen kann.

Sobald das Kind einige Fertigkeit im Lesen und Schreiben erlangt hat, beginnt der grammatische Unterricht, der sowohl richtiges Sprechen und Schreiben, als auch Bildung des richtigen Urteils bezweckt. Die Lektüre einzelner Muster reicht hierzu nicht aus. Jede Gattung von Schriften muß studiert werden, nicht bloß um ihres Inhaltes, sondern auch um einzelner Worte und Ausdrücke willen, welche so oft durch einzelne Schriftsteller erfunden und eingeführt sind. Auch darf bei vollkommner Grammatik die Kritik nicht ohne Philosophie sein, da sich eine große Menge von Stellen selbst in den Dichtern auf die tiefste Kenntnis der Natur gründet. Musikalische Bildung ist der Metra und Rhythmen wegen nöthig. Nicht minder wird zur Lektüre Kenntnis der Beredsamkeit erfordert, um über Alles mit Genauigkeit und Reichtum sich verbreiten zu können.

Zum Verständnis der Schriftsteller gehört außer der Kenntnis der Buchstaben, ihrer Einteilung, Verschiedenheit, Verwandtschaft, der Silben, Worte und Redeteile, auch Fertigkeit im Deklinieren und Conjugieren, passende Hebung und Senkung der Stimme, Interpunktion 2c. Vor Allem gewöhne man sich an ein gesetztes männliches

Lesen, welches sanfte Anmut mit ernster Würde vereinigt, Dichter nicht wie kalte Prosa abarbeitet, aber auch nicht in singenden Deklamationen ableiert. Bei der Lektüre selbst sollen zarte Seelen, die eine höhere Bestimmung haben, als die rohe unwissende Menge nicht nur das Schöne, sondern auch das sittlich Gute lernen. Daher ist es eine lobenswerte Gewohnheit, die Lektüre sogleich mit Homer und Vergil zu beginnen. Auch die tragischen Dichter haben ihren Nutzen. Die lyrischen nähren den Geist nicht weniger. Doch ist von ihnen eine zweckmäßige Auswahl einzelner Gedichte zu treffen, denn sie haben oft zu frei gesungen, und Horaz möchte ich in vielen Stellen nicht einmal gern auslegen. Die Elegie, sofern sie Liebeserklärungen und spaßhafte Schwänke enthält, vermeide man gänzlich. Wenn die Sitten darin gut sind, müssen vor allem Anderen Komödien gelesen werden. Vorzüglich sind die älteren lateinischen Schriftsteller zu empfehlen, wenn schon ihr Geist mehr als die Kunst gearbeitet hat, — besonders um des Reichtums der Worte willen, deren Eigenschaft in den Trauerspielen ernste Würde, in den Lustspielen Feinheit und attische Schönheit ist. Beim Vorlesen verlange man, daß einzelne Stellen der Dichter in ungebundener Rede wiederholt werden und daß von den Eigenschaften der Versfüße Rechenschaft gegeben wird. Ferner ist zu bemerken, was im Ausdruck fremd, unnatürlich, was wider den Sprachgebrauch gesagt ist. Zu zeigen ist zugleich, in wie mancherlei Verstande jedes Wort genommen werde, und welche Verbindungen von Wörtern ungewöhnlicher sind. Auch lehre der Grammatiker die Tropen beurteilen. Vor Allem präge sich der jugendliche Geist fest ein, was die mögliche Schönheit des Planes und der angemessenen Beschreibung des Gegenstandes ist, was dem Charakter der Personen entspricht, was in den Gefühlen, was in den Worten nachahmungswürdig, wo ein voller Reichtum und wo Mäßigung desselben ist.

Nach Aneignung der ersten Grundsätze der Sprache wende man sich zu den ersten Vorübungen im Stile, die sich für die Jahre schicken, welche einen schweren Unterricht noch nicht vertragen. Dahin rechne ich, daß man dem Anfänger äsopische Fabeln, die an Leichtigkeit zunächst auf die Erzählungen der alten Mütterchen folgen, in einem reinen und sich nicht nicht über die Grenze des Alltäglichen erhebenden Vortrage erzähle; daß man darauf die klare Einfalt des Erzählten mit Kunst niederschreiben, zuerst die Verse in ungebundene Sprache übertragen, hernach mit veränderten Worten erklären und dann eine Umschreibung derselben versuchen läßt, bei welcher es

verstattet sein muß, Einiges kürzer auszudrücken, Einiges zu verschönern, doch Beides so, daß der Sinn des Dichters derselbe bleibe. Auch allgemeine Sätze, moralische und historische Schilderungen, wozu der erste Entwurf gegeben ist, sind empfehlenswerte Jugendarbeiten. In kleinen Erzählungen, von Dichtern bearbeitet, muß man sich üben, nicht eigentlich, um seine Schreibart dadurch zu vervollkommnen, sondern nur, um sich damit bekannt zu machen.

Ehe der Knabe die Rhetorenschule besucht, soll er in den anderen Gebieten des sogenannten encyclopädischen Unterrichts unterwiesen werden. Namentlich ist dem künftigen Redner die Musik nicht nur höchst nützlich in Betreff der Wortstellung und der Modulation der Stimme, sondern auch, weil sie Eurythmie in die Action bringt. Natürlich gehört nur die männliche Musik hierher, welche das Lob tapferer Männer verherrlicht und zur Aufregung und Besänftigung der Leidenschaften am meisten beiträgt. Durch die Geometrie wird formell der Geist angeregt, das Talent geschärft, die Schnelligkeit der Auffassung gefördert. Daher ist sie mit der Arithmetik nicht bloß für den praktischen Redner, sondern auch, wegen ihrer nicht geringen Verwandtschaft mit der Beredsamkeit selbst, namentlich in Rücksicht der Folgerungen und Schlüsse notwendig. Der Redner kann daher Kenntniß der Mathematik durchaus nicht entbehren. Außerdem ist für die Action, sowie überhaupt für die Bewegung und Haltung des Körpers, eine Beweglichkeit durch Leibesübungen und Tanzen nicht unzweckmäßig. Vorzüglich aber muß vom Grammatiker Deutlichkeit, Klarheit und Reinheit in der Aussprache erstrebt und dahin gesehen werden, daß die Endsilben nicht verschluckt werden, und daß die Action zur Stimme und der Blick, der wohl zu beachten und zu regeln ist, zur Aktion paße. Alles das muß an passenden Stellen aus Komödien eingeübt werden. Und wenn die Knaben Redner lesen und ihre Schönheit fühlen können, so sollen sie ausgewählte Stellen auswendig lernen und sie stehend deutlich und mit der gehörigen Aktion hersagen, um durch solche Vorträge die Stimme und das Gedächtnis zu üben. Man glaube nicht, daß die frühzeitige Beschäftigung mit so verschiedenartigen Gegenständen den jugendlichen Geist verwirrt und ermüdet, denn der menschliche Geist ist im Allgemeinen so beweglich und rasch, daß er nicht eines allein treiben kann, sondern seine Kraft in demselben Augenblicke auf mehrere Dinge richtet, da die Abwechslung den Geist stärkt und erholt und ihm eine gewisse

Frische bewahrt zu dem, was wir anfangen, indeß es weit schwieriger ist, in einer Arbeit auszudauern.

Der rhetorische Unterricht muß sich eng an den grammatischen anschließen. Während beim Grammatiker die Poesie und der derselben zu Grunde liegende Inhalt Hauptgegenstand des Unterrichts ist, tritt beim Rhetor die wirkliche Geschichte ein, die um so mehr Kraft erfordert, je größer ihre Wahrheit ist. Eine fehlerfreie Erzählung läßt sich hier von Anfängern nicht verlangen noch erwarten. Aber die beste Hoffnung giebt ein munterer Kopf, der freimütig etwas wagt, ja wohl gar zu Viel auf sich nimmt, erfindet und sich über seine Erfindungen freut, wenn sie auch gleich nicht vollkommen richtig sind. Gegen den Überfluß sind die Mittel leicht; aber das Unfruchtbare hebt man durch keine Bemühungen. Bei Jünglingen wird mir der Kopf wenig Hoffnung machen, bei welchem sich früher die Urteilskraft, als der Witz auszeichnet. Daher fordere ich sogar, daß die ersten Versuche einen Überfluß an Gedanken verraten und über das Maß hinausschreiten. Die Zeit wird einen großen Teil hinwegnehmen, die Erfahrung Vieles ausfeilen und Anderes unter der fortgesetzten Übung sich von selbst verlieren, wenn wir nur nicht sogleich im Anfange das Blech so dünn schneiden, daß es bei der Gravirung zerbricht. Überhaupt darf man junge Köpfe nicht durch eine gar zu strenge Verbesserung entmutigen. Sonst lassen sie leicht den Mut sinken, grämen sich und bekommen endlich einen Abscheu, und, was das Schlimmste ist, wenn sie alles fürchten müssen, wagen sie nichts mehr. Nach Verschiedenheit des Alters muß auch die Korrektur verschieden sein und nach Maßgabe der Kräfte ein Aufsatz verschieden behandelt und beurteilt werden. Erzählungen bilden den ersten Stoff zu Stilübungen. Ihnen kann man eine Übung im Widerlegen oder Beweisen zufügen. Große Männer loben und nichtswürdige tadeln ist sodann eine Übung, die mehr als einen Nutzen gewährt. Die Übung im Vergleichen verdoppelt den Stoff und beschäftigt nicht allein mit der Natur der Tugenden und Laster, sondern auch mit der Bestimmung des größeren oder geringeren Wertes derselben. Eben so sind Gemeinplätze, welche, ohne auf Personen zu sehen, nur das Laster im Auge haben, eine nützliche Übung. Lob und Tadel der Gesetze endlich und die Beschäftigung mit dem heiligen, öffentlichen und Privatrechte verlangt schon größere Kräfte, die fast den höchsten Anforderungen genügen können.

Unendlich viel kann der Lehrer beitragen, die Fortschritte seiner Schüler zu beschleunigen, wenn er sie mit

der Lectüre der Geschichtsschreiber und Redner bekannt und dabei auf die Schönheiten, und, wo es nötig ist, auf die Fehler des Schriftstellers aufmerksam macht. Dabei muß den Schülern der Inhalt der Schrift erklärt und darf nichts übergangen werden, was bei der Erfindung und dem rednerischen Ausdrucke zu bemerken ist. Die Manier des Redners, beim Eingange den Richter zu gewinnen, die Deutlichkeit, Kürze und Wahrheit im Erzählen, die hin und wieder vorkommenden Beratschlagungen und verstatteten Kunstgriffe, die Kunst in der Einteilung, die feinen oder häufigen Beweise: das Alles verdient Hervorhebung. Auch wird es nicht ohne Nutzen sein, bisweilen fehlerhafte Schriften zu lesen und zu zeigen, wie viele unschickliche, dunkle, schwülstige, niedrige, häßliche, übertriebene und entnervte Stellen darin sind. Der Lehrer aber soll dabei das Urteil seiner Schüler prüfen und sie zum Behufe dessen darüber befragen. Auf solche Weise werden sie gewöhnt, selbst nachzudenken und zu erfinden, und das ist der Hauptzweck.

Das Gearbeitete soll zum Teil auswendig gelernt werden. Doch nicht Alles, was die Jünglinge geschrieben haben. Auch ausgewählte Stellen aus Reden oder Geschichtsbüchern müssen memorirt werden, wodurch nicht allein das Gedächtniß schärfer geübt wird, als durch Auswendiglernen eigener Arbeiten, so daß später mit destoweniger Mühe festgehalten wird, was man selbst aufgesetzt hat, — sondern wodurch auch ein Vorrat musterhafter Gedanken gesammelt wird, so daß dann, ohne daß man selbst es weiß, die Schönheit des Stils, die man im Gedächtniß trägt, den eigenen Arbeiten aufgedrückt wird.

Alle Mühe des Unterrichts ist fruchtlos, wenn das Gedächtnis nicht lebendig ist; umsonst sind alle Lehren, wenn das, was wir hören, schnell vorüberfließt. Nicht ohne Grund heißt daher das Gedächtnis die Schatzkammer der Beredsamkeit. Das Gedächtniß muß deshalb für den Redner besonders geübt und gestärkt werden. Das Gedächtnis wird aber wesentlich besser, wenn man sich in der Seele gewisse Sitze der Ideen bezeichnet. Denn wenn wir uns nach einiger Zeit von Neuem irgendwohin begeben, so erkennen wir nicht blos die Gegend, sondern erinnern uns auch wieder an das, was wir vornahmen. Die damals gegenwärtigen Personen fallen uns bei, ja oft kehren dieselben Gedanken in die Seele zurück, obgleich wir sie nicht ausredeten. Solche Merkzeichen, die entweder von den Gegenständen selbst oder von Worten genommen sind, hat man auch von geistigen Thätigkeiten, so daß man sich im Geiste ein förmliches

Haus bauen, dasselbe in seine einzelnen Theile, Zimmer und Säle, Geräthe und Möbel zerlegen und jedem der Reihe nach einen Theil des Aufsatzes anvertrauen kann. Wenn das geschehen und nun das Gedächtnis gebraucht werden soll, fängt man an, diese Örter vom Anfange an durchzugehen, fordert jedem den Gedanken ab, den man ihm anvertraut hat und besinnt sich darauf durch Hülfe des Bildes, das ihn bezeichnete. Will man einen Aufsatz von größerem Umfange im Gedächtnis zusammenfassen, so ist es gut, man memorirt ihn nach Abschnitten, die jedoch nicht zu klein sein dürfen. Man memoriere von demselben Papiere, auf welches man den Aufsatz ursprünglich geschrieben, wodurch man dem Gedächtnis gleichsam auf dem Fuße folgt und mit dem Auge des Geistes nicht nur die ganzen Seiten, sondern auch die Zeilen sieht und, während man spricht, das Niedergeschriebene gewissermaßen blos still abliest. In der Stille auswendig lernen, würde das Beste sein, wenn nur nicht so oft fremde Gedanken in die müßige Seele träten. Deshalb muß sie durch die Stimme ermuntert werden, damit man dem Gedächtnisse durch die zweifache sinnliche Beschäftigung des Sprechens und Hörens zu Hülfe komme. Dabei ist es nothwendig, daß man zuweilen prüfe, ob man auch wirklich das aufgefaßt habe, was man dem Gedächtnis einprägen will. Indem man dies thut, gibt man sich Mühe und läßt keinen Augenblick unbenutzt, auch das zu wiederholen, was man schon eingeprägt hat. Übrigens kommt es sowohl beim Ausarbeiten, wie beim Schreiben darauf an, daß man gesund, nicht bei vollem Magen und frei von fremden Gedanken sei. Sehr wichtig für das Gedächtnis ist ferner die Eintheilung der Harmonie in der Zusammensetzung des Vortrages, da man sich denselben um so sicherer und fester einprägt, je richtiger die Anordnung der Materie ist. Was gut harmonisch zusammengestellt ist, leitet das Gedächtnis durch einen angemessenen Gang, weshalb Verse sich leichter auswendig lernen lassen, als Prosa, und eben so eher Prosa von abgemessenen Ruhepunkten, als lose und unverkettete. Die sicherste und wirksamste Gedächtniskunst endlich beruhet in Übung und Fleiß. Viel auswendig lernen, viel meditieren, und wenn es geschehen kann, täglich, ist das Vorteilhafteste. Nichts kann so sehr durch Übung gebessert, nichts so sehr durch Vernachlässigung verschlechtert werden, als das Gedächtnis.

Alles aber, selbst auch ein gutes Gedächtnis, macht den guten Redner noch nicht, — ihn macht allein die Tugend nur. R e c h t s c h a f f e n muß d e r R e d n e r d u r c h a u s s e i n. Die Weisen sagen

es und die Ungelehrten sind immer der Überzeugung gewesen, daß ein schlechter Mensch auch ein Thor sei, und ein Thor kann niemals ein Redner werden. Auch ist für das öffentliche, wie für das private Beste nichts verderblicher, als Beredsamkeit, wenn die Bosheit davon Gebrauch machen wollte. Wer ein guter Redner werden will, muß deshalb seinen Charakter durch Philosophie bilden. Um Fertigkeit in den Künsten der Handwerker, selbst in den allerverachtetsten, zu erlangen, bedarf man Lehrmeister. Aber Tugend, d. i. dasjenige, wodurch sich der Mensch der unsterblichen Gottheit mehr nähert, als durch alles Übrige, könnten wir ungesucht und ohne Mühe haben, wir dürften nur in die Welt gesetzt werden? Kann einer enthaltsam sein, der nicht weiß, was Enthaltsamkeit ist? Tapfer, wer die Schrecken des Todes, des Aberglaubens durch keine Gründe verscheucht hat? O, für wie unwichtig muß man das Alles halten, wenn man es für so leicht hält, daß man glaubt, es brauche nicht gelernt zu werden!

*Quintilians pädagogisches Werk war von nachhaltigstem Einflusse auf die Pädagogik der Folgezeit. Bis zum 11. Jahrhundert wurde vielfach in den Klöstern und Domschulen nach seinen Weisungen unterrichtet. Dann verlieren sich für einige Zeit die Spuren seines Einflusses, ja, sein Werk geriet ganz in Vergessenheit. Erst als am Ende des 14. Jahrhunderts das Studium des Altertums mit allem Eifer wieder aufgenommen und nach dessen Schätzen geforscht wurde, gelang es dem Humanisten Poggio Bracciolini zur Zeit des Constanzer Conzils im Kloster zu St. Gallen einen fast vollständigen Codex der 12. Bücher von Quintilians Institutio oratoria zu entdecken. Diese Entdeckung wurde mit Jubel begrüßt. Fortan blieb Quintilian eine der Hauptquellen, aus welcher die Humanisten am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts ihre Theorien über Pädagogik schöpften. Der berühmte Erasmus von Rotterdam sagt in seiner Schrift „de ratione studii“ über Quintilian „er habe über den Unterricht so sorgfältig geschrieben, daß es fast als eine Unverschämtheit erscheinen kann, nach ihm über denselben Gegenstand schreiben zu wollen.“ Nach Erasmus haben deutsche, französische und italienische Pädagogen und Gelehrte Quintilian benutzt und sich an ihm herangebildet. Noch Friedrich der Große spricht sich in seiner Cabinetsordre an den Minister Freiherrn von Zedlitz über Quintilian folgendermaßen aus: „Wegen der Rhetorik ist der Quintilian, der muß verdeutschet und darnach in allen Schulen informiert werden; sie müssen die jungen Leute Traductions und Discours

selbst machen lassen, daß sie die Sache recht begreifen, nach der Methode des Quintilian; man kann auch ein Abrégé daraus machen, daß die jungen Leute in den Schulen alles desto leichter lernen."*

Ein anderer Schriftsteller, an welchen der Humanismus in seinen Theorien über Pädagogik sich anschloß, ist.

γγ. Plutarch.[1])

Plutarch ist um das Jahr 48 n. Chr. zu Chaeronea in Boeotien geboren. Von seinem Leben ist nur so viel historisch feststehend, als sich in seinen eigenen Schriften findet. Darnach war er zur Zeit, als Nero in Griechenland weilte (66 n. Chr.), Schüler des Ammonius und beschäftigte sich als solcher mit dem Studium der Mathematik und Philosophie. Neben Ammonius führt er auch den Arzt Onesikrates und den Rhetor Ämilianus als seine Lehrer an. In Angelegenheiten seiner Vaterstadt kam er noch in jüngeren Jahren nach Rom, und hielt sich daselbst längere Zeit und, wie es scheint, zu wiederholten Malen auf. Daselbst trat er als Lehrer auf und gewann an Favorinus und Sossius Senecio Freunde, denen er einzelne seiner Werke widmete. Auch sammelte er wohl in Rom einen Theil des Stoffes für seine Biographien. Seine Studien und seine freundschaftlichen Beziehungen führten ihn nach verschiedenen Städten Griechenlands, nach Alexandrien und vielleicht auch nach Sardes. Von seiner Vaterstadt schon frühe in Geschäften verwendet, gelangte er schließlich zu der Stellung eines Archon eponymos in derselben und bekleidete die Stelle eines Priesters des Apollon, als welcher er durch mehrere Pythiaden die Aufsicht über die pythischen Spiele führte. Wann Plutarch starb, ist nicht bekannt. Aus seinen Schriften ergiebt sich, daß er noch nach dem dakischen Kriege Trajans lebte. Wahrscheinlich fällt sein Tod in die Regierung Hadrians um 120 n. Ch. Zu diesen kärglichen Nachrichten fügten byzantinische Schriftsteller (Synkellos und Suidas) hinzu, daß ihm Kaiser Trajan die consularische Würde verlieh und allen Behörden Illyriens die Weisung erteilte, sich nach dessen Weisungen zu richten, und daß ihn Hadrian zum Procurator Griechenlands machte. Aus einer noch späteren Zeit (Johannes von Salisbury) stammt die Nachricht, daß ihn Trajan mit dem Unterrichte des nachmaligen Kaisers Hadrian betraute.

[1]) *O. Gréard, de la morale de Plutarque, Paris, 1867, 2. Aufl., 1874 und Richard Volkmann, Leben, Schriften und Philosophie des Plutarch, 2 Teile, Berlin, 1869, 2. Aufl., 1872.*

Unter seinen Schriften sind für die Pädagogik die Abhandlungen, die unter dem Titel Moralia (Ἠθικὰ oder συγγράμματα μικτὰ) zusammengefaßt werden, von Wichtigkeit. Sie sind sehr verschiedenen und mannigfaltigen Inhalts. Viele behandeln philosophische und theologische Fragen. Einzelne befassen sich mit der Literatur und Politik. Andere sind naturwissenschaftlichen Inhalts. In näherer Beziehung zu der Erziehung sind die eigentlich moralischen Schriften, so die Trostschreiben an Apollonius und an seine eigene Frau, über Tugend und Laster, über den Zorn, die Gemütsruhe, die falsche Scham, über Neid und Haß, über die Menge der Freunde, über den Unterschied zwischen einem Heuchler und Freunde u. a. Ganz besonders gehören in das Gebiet der Erziehung: „Die Gesundheitsvorschriften," die Abhandlungen, die das Familienleben betreffen („Ehevorschriften, über die Tugenden der Frauen, die Liebe zu den Kindern, die Bruderliebe") die Schriften „vom Hören," „über die Musik," „wie man seine Fortschritte in der Tugend bemerken kann," „wie der Jüngling die Dichter lesen soll" und das gewöhnlich den ersten Platz in der ganzen Sammlung einnehmende Werk „Über die Erziehung der Kinder."

Manche dieser Schriften wurden als unecht erkannt, darunter auch die zuletzt angeführte über Kindererziehung. Sie besteht meistenteils in einer Zusammenstellung älterer Erziehungsregeln und ist im Verein mit den Anschauungen des Plutarchos über Erziehung dadurch wichtig, daß man auch aus ihr sieht, auf welche Weise die Erziehungstheorie dem flutenden Verderben entgegenarbeiten zu können glaubte, und daß in ihr das Erziehungsbild des innig verschmolzenen römischen Wesens und Lebens (— darum wird die Beredsamkeit wesentlich berücksichtigt —) und des griechischen Sinnes und Seins durch die Hervorhebung des schönen Maßes im Denken und Handeln, in leiblicher und geistiger Thätigkeit gezeichnet wird.

Als Ziel der Erziehung wird der hellenische Gedanke aufgestellt, die Kinder so zu gewöhnen, daß sie sich am Schönen freuen und über das Häßliche betrüben, während andrerseits nur diejenigen für vollkommene Männer gehalten werden, bei welchen Philosophie und öffentliche Wirksamkeit, hohe Geistesbildung und praktische Thätigkeit verbunden sind.

Schon vor der Geburt fordert Pseudo-Plutarch Rücksicht zu nehmen auf die zu erzielende Nachkommenschaft. "Wer dereinst an

seinen Kindern Ehre erleben will, der enthalte sich jeden Umgangs mit gemeinen Frauenspersonen. Denn nicht bloß, daß denen, deren Geburt von Seiten des Vaters oder der Mutter unecht ist, unauslöschliche Schande nachfolgt im Urteile der Welt, eine solche Abstammung pflegt ihrer Natur nach alle erhabenen und edlen Gesinnungen niederzuhalten. Nicht minder ist es nothwendig, daß Kinder nicht in der Trunkenheit erzeugt werden, weil dieselben mehrenteils Trunkenbolde werden."

In der Erziehung selbst kommt es wie in den Künsten, in den Wissenschaften und in der Tugend auf drei Stücke an: auf Natur, Unterricht und Gewohnheit oder Übung. Denn die Natur ohne Unterricht ist blind; der Unterricht ohne Natur mangelhaft; die Übung ohne beides unvollkommen. Wie zum Ackerbau gutes Land, ein guter Ackersmann und guter Same gehört; also auch in der Erziehung. Gute Anlagen (Land) sollen einen guten Lehrer (Ackersmann) und gute Lehren und Ermahnungen (Samen) finden. Der Natur gebührt die Anlage, dem Unterricht der Fortschritt, der Übung die praktische Anwendung, und alle zusammen bilden die höchste Vollendung, so daß, wenn eins fehlt, auch die Tugend mangelhaft sein muß. Durch Leichtsinn werden die guten Anlagen verdorben; ein Acker, der von Natur gut ist, verwildert durch Vernachlässigung. Fleiß hingegen vermag so gewiß viel, so gewiß Wassertropfen Steine aushöhlen, Eisen unter den Händen abgenutzt wird, gekrümmte Wagenräder nie wieder zu ihrer Gleichheit gelangen. Der Charakter des Menschen ist und bleibt eine langwierige Gewohnheit.

Darum ist es notwendig, daß Mütter ihre Kinder selbst säugen, wie die Natur sie dazu anweist; sie thun dies mit größerer Zuneigung als Ammen, und erwecken die mütterliche Liebe desto stärker. Macht Schwächlichkeit rc. das Selbststillen unmöglich, so muß nur eine tugendhafte Amme gewählt werden. Die Seelen der Kinder gleichen dem Wachse, dem man, als mit einem Siegel, die Lehren der Weisheit und Tugend leicht eindrücken kann, während sie sich schwerlich wieder erweichen lassen, wenn sie später hart geworden sind, in gleichem Maße aber auch allen Eindrücken widerstreben. — Gleich wichtig ist, daß man nur solche Knaben, welche eine gute Aufführung besitzen und dabei das Griechische rein sprechen zu Umgangsgenossen der Kinder wähle oder mit ihnen zugleich erziehe. Vorzüglich aber müssen die Kinder nur solche Erzieher erhalten, die mit

wahrer Sittlichkeit reiche Kenntnis und Erfahrung verbinden. Wie der Winzer neben die Weinstöcke, damit dieselben gedeihen können, Pfähle schlägt: so müssen die Lehrer den Kindern gute Lehren und Ermahnungen einbinden. Eine gute Erziehung mit Einschluß des gehörigen Unterrichts ist das erste, mittlere und letzte Hauptstück, damit die Jugend tugendhaft und glückselig werde, während alle anderen Güter, wie Reichtum, vornehme Geburt ꝛc. im Verhältnis zu einer solchen Erziehung des Strebens nicht wert sind.

Von Jugend auf sollen Kinder angehalten werden, kein zärtliches Leben zu führen, die Zunge im Zaum zu halten, den Zorn zu besiegen und über ihre Hände Herrn zu sein. Ein Stillschweigen zu rechter Zeit ist besser, als alles Reden. Noch nie hat es jemanden gereut, geschwiegen, Viele aber, geredet zu haben. Vorzüglich sollen junge Leute gewöhnt werden, die Wahrheit zu sagen, und nie zu vergessen, daß Lügen eine Niederträchtigkeit ist und allgemein Abscheu verdient. Überhaupt muß man die Jünglinge vom Umgange mit bösen Leuten abhalten, da von den Lastern derselben unter allen Umständen etwas hängen bleibt. Eben so müssen Ältern ihre Kinder vor den Lastern der Mitschüler bewahren, weil auch diese schon im Stande sind, die tugendhaften Gemüter zu verführen. Dabei dürfen die Väter jedoch auch ihre Söhne nicht zu streng und hart behandeln, sondern ihrer eignen Jugend sich erinnernd, die Ausschreitungen der Jugend milder beurteilen. Sowie die Ärzte bittere Arzneien mit süßen Säften vermischen und das Angenehme zu einem Mittel machen, um den Patienten das Heilsame beizubringen: eben so müssen die Väter die Strenge ihrer Strafen mit Sanftmut verbinden und den Begierden ihrer Söhne bisweilen die Zügel lassen, zuweilen wieder anziehen, vornehmlich gegen bloße Fehltritte derselben Nachsicht beweisen, und wenn sie ja in Zorn gerathen, denselben wieder verrauchen lassen. Öfter ist es gut, sich zu stellen, als ob man diese oder jene Vergehungen der Kinder gar nicht sähe. Wir übersehen die Fehler unserer Freunde. Sollte man es uns verargen, wenn wir bisweilen die Fehler unserer Kinder übersehen? Auf diese Weise wird die mutwillige Jugend öfter gebändigt als durch fortwährend strenges Einschreiten. Endlich — was die Hauptsache ist — sollen Väter durch Vermeidung aller Fehler, in treuer Ausübung ihrer Pflichten, ihren Söhnen selbst das beste Beispiel geben, damit diese auf den Lebenswandel

derselben wie in einen Spiegel sehen und sich vor schändlichen Reden und Handlungen hüten lernen. Diejenigen Väter, die sich der nämlichen Fehler schuldig machen, wegen welcher sie ihre Söhne bestrafen, werden ihre eigenen Ankläger; diejenigen aber, welche selbst lasterhaft leben, können ihre Söhne noch weit weniger, als ihre Sklaven freimütig bestrafen.

Zum Fleiße in nützlichen Wissenschaften halte man die Kinder durch Vorstellungen und Ermahnungen, aber ja nicht durch Schläge und schimpfliche Behandlung an. Denn dadurch macht man sie träge und schreckt sie von der Arbeit ab. Tadel und Lob soll man wechselweise erteilen und stets dahin sehen, daß sie durch jenen nicht entmutigt, durch dieses nicht übermütig und fahrlässig werden. Und wie eine Pflanze durch mäßiges Begießen genährt, durch zu vieles Wasser aber ersäuft wird, so werden die Geisteskräfte der Kinder durch verständig auferlegte Arbeit vermehrt, durch übertriebene Anforderungen aber erstickt. Man soll den Kindern nie die nötige Erholung versagen, sondern stets eingedenk sein, daß unser ganzes Leben von der Natur in Fleiß und Erholung eingeteilt ist. So spannt man den Bogen und die Leier ab, um sie hernach wieder aufspannen zu können.

Bei Erlernung der Wissenschaften ist vorzüglich das Gedächtniß zu pflegen. Es muß schon früh eine sorgfältige Bildung und Übung empfangen. Es ist die Schatzkammer aller Kenntnisse an und für sich und für das Leben, wie bedeutsam in der Mythologie Mnemosyne die Mutter der Musen ist.

Da eine gute Leibesbeschaffenheit in der Jugend die Bedingung eines gesunden Alters ist, so soll man die Leibesübungen der Kinder nicht außer Acht lassen, wobei man darauf zu sehen hat, daß sie die Knaben nicht entkräften und zum Studiren untauglich machen. So wie man bei schönem Wetter Alles, was bei einem Sturme nötig, in Bereitschaft hält, so muß man in der Jugend Ordnung und Mäßigkeit als einen Zehrpfennig auf das Alter zurücklegen.

Ein Knabe von guter Herkunft darf in keiner der sogenannten encyklischen Wissenschaften unbewandert sein. Die Fertigkeit der Rede soll er als Arznei gebrauchen und bis zum männlichen Alter nie unvorbereitet auftreten. Die Vorträge sollen weder prunkvoll und schwülstig, noch von einer zu trocknen und niedrigen Schreibart sein. Wie ein Körper nicht bloß gesund, sondern auch

von guter Konstitution sein muß, so soll eine Rede nicht bloß keine Fehler, sondern auch Kraft und Stärke besitzen. Vor allem darf die Jugend nicht Vorträge aus dem Stegreife halten, wodurch nicht allein die Reinheit und Gesundheit der Auffassung getrübt, sondern auch Unfestigkeit, Schwanken und Leichtsinn des Lebens und Charakters bewirkt wird: Knaben solches Extemporiren gestatten, heißt den Grund legen zur äußersten Leerheit in Reden.

Die Schriften der Alten soll die Jugend eben so gebrauchen lernen, wie der Ackersmann seine Geräte gebraucht. Nicht der Besitz, sondern der Gebrauch der Bücher ist das Werkzeug der Unterweisung. Junge Leute müssen, wie bei einer schmackhaften Speise, so beim Hören und Lesen mäßig und behutsam sein und nur das Gute und Nützliche heraus suchen. So wenig eine Stadt durch Verschließung der Thore vor dem Eindringen der Feinde sicher ist, so lange ein einziges derselben offen steht, so wenig Nutzen hat ein Jüngling von seiner Enthaltsamkeit, wenn er bei dem, was er hört und liest, nicht genug auf seiner Hut ist. Wir müssen daher sein Urteil durch die Vernunft beschränken und durch vorsichtige Leitung zu verhüten suchen, daß er nicht durch das Angenehme zum Schädlichen hingerissen werde. Wir dürfen nicht die Dichtkunst, den Weinstock der Musen, ausrotten und vertilgen, sondern nur, wo das Fabelhafte und Theatralische derselben mit ausgelassener und mutwilliger Frechheit sich erhebt, die geilen Ausschößlinge abschneiden und die weitere Ausbreitung verhindern. Auch soll der Jüngling nicht vergessen, daß die Poesie eine nachahmende Kunst ist, gleichsam eine redende Malerei, wie die Malerei eine stumme Poesie, und bei unsittlichen Charakteren und Handlungen gedenken, daß nicht diese, sondern die Darstellung zu loben ist, wenn dieselben den Charakteren entspricht. Zugleich muß der Jüngling gewöhnt werden, daß er nie etwas Unsittliches billige, was Dichter sagen, noch viel weniger darin eine Entschuldigung eigener Schlechtigkeit finde. So müssen wir zu verhüten suchen, daß junge Leute nicht von schlechten Grundsätzen und Sitten angesteckt werden, zugleich aber bei solchen Veranlassungen lebendige Neigung zum Gegenteil zu erwecken streben, indem wir bei jeder Stelle sogleich Lob oder Tadel hinzufügen. Dann entlehnen sie, wie die Bienen in den wildesten Blumen und in Dornen den besten Honig finden, aus Stellen schlechten Inhalts manche nützliche Lehre.

Das Hauptwerk der Erziehung macht die Philosophie aus. Es ist schön und angenehm, viele Städte zu durchreisen, aber nützlich

in den besten zu wohnen. Was für den Leib die Heilkunst und Gymnastik ist, das ist für die Seele die Philosophie. Sie ist die einzige Arznei für die Schwachheiten und Leidenschaften. Durch sie lernt man erkennen, was schön und häßlich, was recht und unrecht ist, was zu wählen und zu meiden sei, insbesondere im Glück nicht dem Übermute, im Unglück nicht zu großer Trauer zu verfallen. Denn im Glück edelmüthig sein, ist männlich, keinen Neid zu erwecken, bescheiden, durch die Vernunft die Wollust zu besiegen, weise, und über den Zorn Herr zu werden, das Zeichen eines außerordentlichen Mannes. Allerdings wie in den Elementen, in der Lyra und Palästra aller Anfang mit großen Mühen und Schwierigkeiten verbunden ist, hernach aber mit dem allmähligen Fortschreiten und der zunehmenden Fertigkeit Alles angenehmer und leichter wird: so auch in der Philosophie. Gleichwie der Halm, je jünger er ist, desto weniger Schwierigkeiten im Aufkeimen und Wachsen findet, wenn er aber emporgestiegen ist, gleichsam ermüdet und gehemmt wird; so werden auch die, welche zu Anfange in großem Laufe der Philosophie zueilen, wenn sie kein Wachstum der Erkenntnis spüren, leicht schlaff. Wer aber festen Schrittes, geraden Weges und ernsten Sinnes sich ihren Schwierigkeiten entgegenstellt, der bekommt gleichsam Flügel und fliegt zur Gottheit, die, wie im Menschen die gottentsprossene Vernunft die niederen Triebe beherrscht, in und über der Welt als ordnende und erhaltende Macht sich bethätigt. Der höchste Gott ist der Urheber alles Guten, und in ihm findet sich weder Zorn noch Haß. Der Mensch hingegen ist von Geburt mit Sündhaftigkeit behaftet, die, wenn sie eine Veranlassung findet, hervortritt, indem die Vernunft sich der Leidenschaft entweder nicht widersetzt, oder von derselben überwältigt wird. Damit der Mensch rein und tugendhaft werde, muß er sich zur Gottheit heranbilden, indem er sich allmählig vom Bösen befreit und den Logos in den vernunftlosen Teil der Seele aufnimmt und einbildet, wodurch eine auf Selbsterkenntnis gegründete Besserung erlangt wird.

Wie Seneca so trifft auch Plutarch in manchen Punkten mit den Lehren des Christentums zusammen. Seinem eigenen Geständnis nach bekennt er sich zu Platon, schließt sich aber auch an Aristoteles und die Pythagoreer an. Dagegen bekämpft er die Epikureer und in einzelnen Punkten auch die Stoiker. Namentlich tritt er ihrem Glauben an ein unabwendbares Schicksal entgegen, weil derselbe die Willensfreiheit zerstört und Irrtum und Schlechtigkeit zu etwas Notwendigem macht, wodurch Gott selbst zum Urheber des Bösen

erklärt wird. Ihnen gegenüber gilt ihm die Vorsehung als der Wille und Gedanke des höchsten Gottes, der die Welt geschaffen und eingerichtet hat, der sie lenkt und erhält, der auch über die Thaten und Schicksale der Menschen wacht. Weil aber Plutarch den Gottesbegriff in seiner ganzen Erhabenheit erfaßt, weil ihm Gott als das wahrhaft seiende, einheitliche und darum ewige, rein geistige Wesen, das jedem Wechsel und jeder Berührung mit dem Irdischen und Vergänglichen entrückt ist, erscheint, so schuf er in den Dämonen Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen, welchen die Sorge für das Einzelne in der Welt und die Beaufsichtigung der menschlichen Handlungen übertragen ist. Da er gute und böse Dämonen unterscheidet, so erinnert diese seine Lehre unwillkürlich an die Engel und Teufel des Christentums. Mit seinem Glauben an die Vorsehung steht der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele im innigen Zusammenhange. Nach ihm zerfällt die Seele in den ernährenden (θρεπτικὸν oder φυτικὸν), den empfindenden (αἰσθητικὸν), den begehrenden (ἐπιθυμητικὸν) Teil, in den Mut (θυμοειδὲς) und die Vernunft (λογιστικόν). Weil die Vernunft und der freie Wille des Menschen der Weltseele entstammt, also die Seele mit der Gottheit verwandt ist, darum ist sie unsterblich. Auch in der Notwendigkeit einer künftigen Vergeltung und eines Ersatzes für die Übel des Lebens und in dem Tröstlichen, das die Hoffnung auf eine Fortdauer der Seele und ein Wiedersehen nach dem Tode bietet, erblickt er eine Stütze für diesen Glauben. In der Moral folgt er hauptsächlich Aristoteles und unterscheidet eine ethische und theoretische Tugend. Diese ist die Einsicht, jene die Weisheit. Doch giebt er keine wissenschaftlichen Untersuchungen über die sittlichen Begriffe, wohl aber bespricht er die Pflichten, Fehler und Lebensverhältnisse der Menschen und offenbart darin „eine edle und freisinnige Auffassung sittlicher Verhältnisse und eine schöne menschenfreundliche Gesinnung", die den Leser für ihn gewinnt. Mit den Stoikern teilt er die Ansicht, daß das Glück und die Zufriedenheit von Innen kommen müsse, daß der Weise und Tugendhafte die wesentlichen Bedingungen seines Glückes in sich trage, und mahnt zur Ergebenheit gegenüber den Fügungen der Vorsehung. Mit Seneca hebt er die Gemeinschaft aller Menschen hervor und dringt darauf, daß der Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren aufgehoben werde, und daß es keinen wesentlichen Unterschied unter den Menschen gebe, als den der Tugend und Schlechtigkeit.*

δδ. Galenos und Lukianos[1]).

Nach Plutarch finden sich keine Theoretiker der Pädagogik, welche selbst als Lehrer Unterricht und Erziehung praktisch geübt hätten. Die Erziehungstheorie war zum Gemeingut geworden, über welches Männer der verschiedensten Stände sprachen und schrieben. Ähnlich wie zu unserer Zeit die Ärzte infolge des innigen Zusammenhanges, der zwischen Geist und Körper besteht, und des großen Einflusses, welchen dieser auf jenen nimmt, als berufene Ratgeber, ja als Reformatoren der Erziehung sich Geltung zu verschaffen trachten, so hat auch im Altertume der berühmteste Arzt der Kaiserzeit, Galenos (131—200 n. Chr.), dessen wiederholt gedacht wurde, in seinen zahlreichen Schriften, von denen die meisten allerdings medizinischen Inhalts sind (vgl. p. 739 und 838), sich auch über die Erziehung geäußert. Er huldigte in der Erziehung dem Nützlichkeitsprinzip, indem er die Forschungen über Gott und sein Verhältnis zur Welt für unnütze Grübelei und nur die dem Leben nützlichen Künste für solche hielt.

*Für seine Erziehungstheorie lieferten seine physiologischen Forschungen eine wichtige Grundlage. Niedergelegt erscheinen diese in einem seiner Hauptwerke „Über den Gebrauch der einzelnen Teile des menschlichen Körpers" (*περὶ χρείας τῶν ἐν ἀνθρώπου σώματι μορίων*). So wie Pseudo-Plutarch* sind auch ihm natürliche Anlage, Unterweisung und Übung oder Gewöhnung für das Jugendleben von größter Wichtigkeit, weil hier die Charaktere, Anlagen, Leidenschaften am meisten auseinander gehen und die verschiedensten Extreme bilden. Darum *fordert er, daß* schon die Ammen mit der größten Vorsicht gewählt werden, und daß die Kinder vor heftigen, geistigen und leiblichen Erregungen, sowie vor schlechten Gewohnheiten im Essen, Trinken, Hören, Sehen rc. bewahrt bleiben. Essen und Trinken sind ihm sehr wichtig für die Eukrasie, für die schöne Mischung des Körpers und des Geistes. Gymnastik und Medizin sind nach *seiner Meinung* innig verbunden, wie im Körper Schönheit und gute Haltung. Vom siebenten Jahre ab hat die Bildung des Geistes zu beginnen, wobei vorzüglich auf Gewöhnung und edle Kenntnisse zu sehen ist. Dadurch werde das Schicklichkeitsgefühl geweckt. Vom 14.—21. Jahre soll vorzüglich *auf dieser Basis* die sittliche Veredlung gepflegt werden; die Tugend

[1]) *C. Fr. Hermann, Charakteristik Lucians und seiner Schriften. Gesammelte Abhandlungen, Göttingen 1849. Wissowa, zur inneren Geschichte des 2. Jahrhunderts n. Chr. aus Lukian. Progr. Breslau 1848 und 1853. W. A. Passow, Lukian und die Geschichte. Meiningen 1854.*

wird, obschon sie manchem von Natur eigen ist, doch wesentlich durch Erziehung, Unterricht und Gewöhnung erworben.

Neben dem Arzte weisen wir dem Dichter einen Platz unter den Theoretikern der Pädagogik an. Lukianos ist um 120 n. Chr. zu Samosata in Syrien geboren und war ursprünglich zum Steinmetzen bestimmt. Doch wegen einer strengen Züchtigung, die er von seinem Meister erhalten hatte, verließ er diesen Beruf und widmete sich der Rhetorik. Wo er zuerst seine Studien machte, ist nicht bezeugt. Wahrscheinlich war es in Antiochia. Darnach trat er als „Sophist" auf und erzielte als solcher reiche Erfolge in Gallien, namentlich in Massilia. Kurze Zeit hielt er sich in Rom auf, um dann als reicher und geachteter Mann in seine Heimat zurückzukehren. Von Wissensdrang getrieben zog er nach Athen und verblieb daselbst längere Zeit, mit dem Studium der Philosophie beschäftigt. Dort lernte er den Kyniker Demonax kennen. Unbefriedigt von dem wissenschaftlichen Getriebe seiner Zeit, schuf er in seinen „satirischen Dialogen" eine neue Literaturgattung, welche seiner Stimmung Ausdruck gab und, weil sie den damals herrschenden Geist des wissenschaftlichen Großsprechertums und religiösen Aberglaubens in scharfer Weise verspottete, viel Beifall fand. Nach längeren Wanderungen erhielt er unter Kaiser Commodus ein Amt bei der Verwaltung Ägyptens und starb um 200 n. Chr.

*Unter seinen Schriften ist für die Pädagogik am wichtigsten sein Dialog „Anacharsis", in welchem er durch Solon gegenüber dem Skythen Anacharsis in vorzüglicher Weise den Wert und die Bedeutung der Gymnastik für die Erziehung darlegen und die Art und Weise, wie dieser Unterricht zu erteilen ist, besprechen läßt. In der stärkeren Betonung der körperlichen Erziehung stimmt er mit Galenos überein und darin ist einerseits die Berechtigung zu suchen, ihn, den Dichter, dem Arzte an die Seite zu stellen. Andererseits aber gleicht der Satiriker dem Arzte auch darin, daß er mit Spott und Hohn die Mängel und Krankheiten seiner Zeit zu heilen sucht, Krankheiten, welche zum Teile durch eine schlechte oder unrichtige Erziehung hervorgerufen sind. Zahlreich sind die Gespräche, in welchen er dies thut. Unter ihnen sind die „Rednerschule" und „der Pseudosophist" gegen das Treiben der Rhetoren, „Hermotimos," „Nigrinus", die „Lebensversteigerung", der „Fischer" u. a. gegen die Ausartungen in der Lehrweise und im Leben der Philosophen gerichtet, während wieder andere Gespräche, wie „Alexander," „Peregrinus Proteus," „die Göttergespräche," dem Aberglauben seiner Zeit

zu Leibe gehen. *Überhaupt versteht er es, wie kein anderer Schriftsteller mit scharfer, bitterer Satyre die sittliche Erschlaffung seiner Zeit zu geißeln und über die allgemein gewordene Lüge und Undankbarkeit, wie über die das weibliche Geschlecht beherrschende Eitelkeit Verweichlichung, Gefall- und Putzsucht, wodurch eine richtige Erziehung der Kinder verhindert wird, zu klagen. Weil er die Erziehung als Grundstein der Verfassung ansieht, hofft er auch nur erst Besserung des Staates ꝛc., wenn die Erziehung verbessert und die Zeit des Griechentums, wo Geist und Leib, Inneres und Äußeres ebenmäßig und in Harmonie entwickelt wurde, wo Wissenschaft, Kunst und Leben sich durchdrangen, aus dem Grabe erweckt werde. *Darum will er wieder die* Gymnastik *zu Ehren bringen,* die dem jüngeren Geschlechte Mut, Kühnheit, Schönheit, Wohlgestalt und Kraft giebt. Die geistige Erziehung muß, ähnlich der altgriechischen, die Gemüther der Jugend zur Harmonie des Ganzen stimmen und mit den gemeinsamen Gesetzen genau bekannt machen, die in großen Buchstaben öffentlich für jeden zum Lesen aufgestellt sind und jeden seine Pflicht lehren. Darum sollen die Jünglinge mit edlen Männern umgehen, von denen sie Wohlreden und Guthandeln, Abscheu gegen Unwürdiges, hohes Streben und Enthaltsamkeit von roher Gewalt lernen. Ihr Gemüt soll mit Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Sanftmut, Billigkeit, Klugheit, Mut, Liebe zum Schönen und Streben nach dem Erhabensten geziert werden. Darum auch ist nicht das Aufspeichern von Kenntnissen als das höchste Ziel des Unterrichts zu betrachten.

So mahnt Lukianos noch einmal seine Zeit an das griechische Ideal. Doch er selbst auch verfällt seiner Zeit, wenn er für die Bücherweisheit einsteht und für seine Knaben von den Dienern „weite Bücherkapseln und Rollen, welche die Tugenden der alten Zeit enthalten“, nachtragen läßt, oder wenn er verlangt, daß der jugendliche Geist fleißig mit den Lehren der Philosophie genährt werde. Lukianos steht, gleich dem Aristophanes, nur noch mit dem einen Fuße in der guten alten Zeit, während er mit dem anderen in die neue Zeit mit ihrer Lust und List getreten ist. Und während er auf der einen Seite voll Spott gegen die Halbheit und Versumpftheit der Gegenwart sich an die Säulen des alten Heidentums anlehnt, sucht er andrerseits durch denselben Spott und Hohn die alten Götter lächerlich zu machen und den Glauben an sie zu vernichten. Alles ist zerfallen in dem alten morschgewordenen

Gebäude der Welt, und selbst die Männer, die mit Energie die Rückkehr zur alten Zeit predigen, haben einen Januskopf.

εε. Marcus Aurelius Antoninus.[1])

*Während Lukianos mit den Verkehrtheiten seiner Zeit, mit der sittlichen und religiösen Haltlosigkeit, mit der wissenschaftlichen Hohlheit, mit der politischen Erschlaffung, sich durch heiteren Spott abfindet, suchten ernste Naturen mit tiefem Gemüte durch die Weltflucht dem sie umgebenden geistigen Jammer zu entgehen. Eine solche war der schon (p. 861) genannte **Epiktet**. Als Sklave hörte er Musonius und wurde durch diesen für die Philosophie gewonnen, der er sein ganzes Leben weihte. Er galt als einer der angesehensten Philosophen und zwar nicht wegen seiner wissenschaftlichen Begabung, sondern wegen seines wahrhaft edlen, sittlichen Charakters und wegen der hohen Ziele, die er selbst verfolgte, und zu denen er seine Schüler mit der Macht seines Wortes zu begeistern wußte. Mit andern Stoikern teilte er den Glauben an die göttliche Vorsehung, welche die Welt auf das Zweckmäßigste eingerichtet hat und über der sie mit Weisheit waltet, an die Allgegenwart und Allwissenheit der Gottheit, deren sittliche Vollkommenheit sie zum Vorbilde der Menschen macht. Er lehrte ganz besonders die Verwandtschaft des menschlichen mit dem göttlichen Geiste und betrachtete deshalb den Menschen als einen Ausfluß der Gottheit, als Sohn Gottes. Daraus leitete er die Verpflichtung ab, daß er sich von allem Äußern unabhängig mache. Vermögen, Gesundheit und selbst das Leben, seine Angehörigen, seine Freunde, ja selbst das Vaterland sollen ihm als etwas Geliehenes erscheinen, dessen Verlust ihn nicht berührt. Er soll sich auf sich selbst zurückziehen und alle äußeren Erlebnisse als unabwendbare Verhängnisse des Schicksals mit vollkommener Ergebung ertragen. Darum fordert er, daß der Weise sich der Ehe und Kindererzeugung enthalte, weil sie ihn von andern Menschen abhängig machen, und selbst dem Staatsleben fern bleibe. Denn nicht Bürger eines Staates, sondern allgemeiner Weltbürger ist jeder Mensch und, weil alle Menschen von Gott stammen, so sind alle, selbst wenn sie

---

[1]) Ed. Zeller: M. Aurel. Antoninus; in seinen Vorträgen und Abhandlungen. Leipzig, 1865. Emil Förster. M. Aurelii Antonini vita et philosophia. Prog. Rastadt 1869. Vgl. G. Grosch, die Sittenlehre des Epiktet. Prog. Wernigerode 1867 und M. Schranka, der Stoiker Epiktet und seine Philosophie. Frankfurt a. O. 1885.

Sklaven sind, als Brüder zu behandeln. Ja soweit geht Epiktet in seiner Menschenliebe, daß er fordert, selbst denen, die uns mißhandeln, die Liebe eines Vaters oder Bruders nicht zu versagen.*

*Unter dem Einfluß Epiktetischer Weisheit steht der Stoiker auf dem Throne der Cäsaren **M. Aurelius Antoninus**. Schon in jungen Jahren beschäftigte er sich mit der Philosophie, nahm schon im 12. Jahre die Philosophentracht an und legte sich solche Entbehrungen auf, daß seine Mutter ihn bitten mußte, seine Gesundheit zu schonen. Er hörte Philosophen der verschiedenen Richtungen, so die Platoniker Sextus und Alexander, den Peripatetiker Claudius Severus, namentlich viele Stoiker, so den Diognetos, der ihm zuerst Neigung zur Philosophie einflößte, den Apollonios aus Chalkis, den Claudius Maximus und Cinna Catulus. Am meisten schätzte er den Junius Rusticus, dem er auch die Bekanntschaft mit den Schriften Epiktets dankte. Im Geiste dieses Philosophen sind seine Aphorismen geschrieben, die den Titel „Unterhaltungen mit sich selbst oder Selbstgespräche" (εἰς ἑαυτὸν oder καϑ' ἑαυτὸν) führen.* In ihnen zeigt er sich wie in seinen Thaten als eine große Ausnahme mitten in der untergehenden Welt, ohne jedoch auch mit seiner Weisheit, welche die sittliche Selbstveredlung, die Erziehung des Menschen zur Tugend zum Zweck hat, diese Welt ihrer zueilenden Bestimmung entreißen zu können. Aber ein Vermächtnis hat er uns hinterlassen, das wir mit seinen Grundsätzen zur Erziehung des Menschengeschlechts in die neue Welt mit hinübernehmen.

„Die Aufgabe der Philosopie ist ihm, den Gott in unserem Innern, vor jeder Entehrung durch Sünde zu bewahren, erhaben zu stehen über Schmerz und Sinnenreiz, nichts zu thun aus Heuchelei oder Verstellung, — den Menschen zu einer unerschütterlichen Ruhe, zu einer unzerstörbaren Heiterkeit unter allen Verhältnissen des Lebens, unter allen Veränderungen des Schicksals zu führen und in den Stand zu setzen, stets seine Pflicht zu erkennen und zu erfüllen."

„Sowie der Körper ohne die Seele todt und kraftlos ist, so die Welt ohne die Gottheit. Die Welt ist ein vollkommenes Ganze, von einem heiligen Bande umschlungen. Die Gottheit ist die Seele der Welt. So wie die Menschenseele den ganzen Körper durchdringt und in allen Teilen desselben ausgebreitet ist: so breitet sich auch die Gottheit durch die ganze Welt aus. So wie die menschliche Seele den Körper lenkt und regiert: so lenkt und regiert auch die Gottheit die Welt. So wie die Menschenseele vernünftig ist: so auch

die Gottheit; woher sonst die Vernunft der ersteren? So wie die Menschenseele das Herrlichste am Menschen ist: so die Gottheit in der Welt. So wie die Seele des Menschen mit seinem Leibe innigst verbunden ist und mit demselben Ein Wesen ausmacht: so auch die Gottheit mit der Welt — beide ein Ganzes. Die Menschenseele wirkt mit der größten Gewalt auf den Körper: eben so die Weltseele auf die Welt; sie muß allmächtig sein. Die menschliche Seele in allen Teilen des Körpers ausgebreitet, kennt alle Teile desselben genau; ebenso die Gottheit in Beziehung auf das ganze All; sie ist allwissend und wendet ihre Allmacht zum Besten des Ganzen und des Einzelnen an. Alles steht in Beziehung auf das Weltganze. Folglich regiert Gott auch das Einzelne und leitet es nach dem Zwecke des Ganzen. Deshalb ist jedes Ereigniß eben so wohl dem Ganzen, als dem Einzelnen heilsam, und für jedes gebührt der Gottheit Preis und Dank."

„Der Mensch besteht aus zwei Teilen, einem passiven und aktiven, oder dem Körper, aus der Urmaterie stammend, und dem Geiste, welcher aus der Urkraft oder Weltseele d. i. der Gottheit, seinen Ursprung hat. Der Körper ist Organ und Spiegel der Seele und fordert deshalb eben sowohl die treueste Sorge für seine Erhaltung, wie für seine Cultur. Die Seele ist ein Ausfluß aus der Weltseele; die vernünftige Seele ein Ausfluß der vernünftigen Weltseele, der Gottheit, und mittelst ihrer steht der Mensch mit der Gottheit in der innigsten Verbindung, trägt er der Gottheit Ebenbild in und an sich, ist er ihr verwandt. Die Vernunft ist etwas Göttliches, der Gott (Dämon) in uns, dem wir, wie der Gottheit selbst, im höchsten Maße Ehrfurcht, Liebe, Gehorsam und Vertrauen schuldig sind. Die Vernunft verkündet dem Menschen in seinem Bewußtsein das Gesetz, der Pflicht, der Vernunft gemäß zu handeln. Dieses Bewußtsein aber ist mit dem Bewußtsein der Freiheit aufs innigste verbunden. Die Freiheit besteht darin, daß der Mensch Herr seiner Handlungen ist. Die vernünftige Seele allein soll ihn bestimmen und beherrschen, denn nur sie ist unabhängig und sie kann, was sie will, weil sie nur das will, was ihrer Natur gemäß ist, nämlich das Wahre und Gute. Es gibt kein wahrhaftes Gut, als die Tugend, kein wirkliches Übel, als die Sünde."

Um zu diesem höchsten Gute zu gelangen, muß der Mensch stets an sich selbst bilden. Die Dauer des menschlichen Lebens ist einen Augenblick; das Wesen immer im Flusse; die Empfindung dunkel; das körperliche Gebäude der Fäulnis unterworfen; das Schicksal

unerforschlich; der Ruf ein unüberlegter Schall; mit einem Worte Alles, was den Körper angeht, ist ein Traum, ein Rauch, das Leben ein immerwährender Krieg und die Wanderung eines Fremdlings. Was kann ihn denn leiten? Eins allein: die Philosophie. Es giebt nichts Elenderes, als einen Menschen, der Alles wie im Kreise durchwandert, gleichsam das Eingeweide der Erde zu durchforschen und was in den Gemächern seiner Nebenmenschen vorgeht, zu erspähen sucht, ohne zu begreifen, daß es für ihn zureiche, mit dem Gotte in sich umzugehen und demselben würdig zu dienen. Dieser Gottesdienst aber besteht darin, daß man sich rein erhält von Leidenschaften, Eitelkeit und Widerwillen gegen die Führung der Gottheit und die Handlungen der Menschen. In der Morgenstunde sage Dir vorher: Ich werde mit neugierigen, undankbaren, unbescheidenen, listigen, neidischen Menschen zusammentreffen. Alle diese Fehler entstehen aber aus Unkunde des Guten und Bösen. Ich jedoch kenne die Natur des Guten, daß es schön, die Natur des Bösen, daß es häßlich ist. Ich kenne die Natur des Fehlenden, daß sie mit der meinigen verwandt, nicht nur desselben Blutes und Samens, sondern auch derselben Vernunft und desselben göttlichen Funkens teilhaftig ist. Auch kann ich von keinem Nachteil leiden; denn keiner kann mich etwas Entehrendem preisgeben. Eben so wenig kann ich Groll und Feindschaft gegen meinen Mitbruder hegen."

„All Dein Thun und Denken sei so beschaffen, als sei es möglich, daß Du in dem Augenblicke das Leben verlassen solltest. Thue nichts mit Widerwillen, nichts ohne Rücksicht auf das allgemeine Wohl, nichts ohne Überlegung, nichts auf Antrieb der Leidenschaft. Bilde Deine Urteilskraft sorgfältig aus; denn auf dieser beruht es vorzüglich, daß der herrschende Geist von keiner Vorstellung eingenommen werde, die der Natur oder der Einrichtung eines vernünftigen Wesens widerspräche. Befleißige Dich der doppelten Fertigkeit: einmal nur das zu thun, was die königliche, gesetzgebende Vernunft mit Rücksicht auf Menschenwohl gebietet; dann, Deine Meinung zu läutern, sobald sie jemand berichtigt. Wer die gesellige Ordnung flieht, ist ein Überläufer, wer sein Geistesauge verschließt, ein Blinder; wer eines Anderen bedarf, ein Bettler; wer die Ordnung der gemeinschaftlichen Natur verläßt, ein Abtrünniger; wer von der Vernunft abtrünnig wird, ein Hochverräter. Sei wie ein Fels, an an dem sich stets die Wellen brechen; er aber steht und zähmt rings um sich die Wuth der Gewässer."

„Der Beruf, den Du gewählt hast, sei Dir lieb. Begnüge Dich damit. Den übrigen Teil Deines Lebens durchwandle so, daß Du den Göttern alle Deine übrigen Angelegenheiten überläſſeſt, Dich zu Niemandes Tyrannen aufwirfſt, noch Dich zu ſeinem Sklaven erniedrigſt." „Was uns auch immer widerfahren mag, es iſt doch ſo gewöhnlich, ſo bekannt, wie die Roſe im Frühlinge und die Frucht in der Erntezeit. Dahin gehören auch Krankheiten und Tod, Verleumdung und Nachſtellung, und was ſonſt den Thoren erfreut oder betrübt." „Lebe in Gemeinſchaft mit der Gottheit, was dann geſchieht, wenn man ihr ein Gemüt zeigt, welches mit ſeinem Looſe zufrieden iſt und gern thut, was ihrem Willen gemäß iſt." Nimmſt Du an jemandes Unverſchämtheit einen Anſtoß, ſo frage Dich ſelbſt: Iſt es auch möglich, daß es gar keine Unverſchämten in der Welt gebe? Nein. — Verlange alſo nicht das Unmögliche! Eben daſſelbe habe in Anſehung des Liſtigen, Unredlichen und jedes Fehlenden im Auge. Dann wirſt Du gegen jeden Einzelnen nachgiebiger ſein. Auch hat es ſeinen Nutzen, wenn man ſogleich bemerkt, welche Tugend die Natur uns in Abſicht auf fremde Vergehen verliehen hat. So verlieh ſie uns z. B. als Gegengift wider den Unverſtändigen die Sanftmut, wider einen Anderen ein anderes Mittel. Wenn der Ungebildete als ein Ungebildeter handelt, — was iſt darin ſo Seltſames? Siehe doch zu, ob Du Dich nicht vielmehr ſelbſt anklagen mußt, daß Dir ein ſolches Verfahren ſo unerwartet geweſen."

„In Deinen Handlungen zeige keine Übereilung, in Deinen Reden keine Zerſtreuung, in Deinen Gedanken kein Umherſchweifen, in Deinem Gemüte überhaupt keine Erregung oder Aufwallung. Unterdrücke die Einbildung, beherrſche die Leidenſchaft, dämpfe die Begierden; die höhere Vernunftkraft beherrſche Dich ſelbſt. Es harmonire nicht nur Dein Odem mit der Dich umgebenden Luft, ſondern auch Dein Sinn mit dem Alles umgebenden Vernunftweſen. Denn die Vernunftkraft ſtrömt eben ſowohl nach allen Seiten aus und durchdringt auf eine ähnliche Weiſe jeden, der ſie an ſich zu ziehen vermag, als die Luft denjenigen, der ſie einhauchen kann. Auf, erforſche Deine eigene Seele, die Seele des Weltganzen und die Seele Deines Nächſten: Deine eigene, um ihr Sinn für Gerechtigkeit einzuflößen; die Seele des Weltganzen, um dich zu erinnern, wovon Du ein Teil biſt; die Seele des Nächſten, um zu erkennen, ob ſie wiſſentlich oder unwiſſentlich etwas gethan, und um zu überlegen, daß ſie Dir verwandt ſei. Alles, was Du durch Umwege zu erlangen wünſcheſt, kannſt Du ſchon jetzt haben, wenn Du Dich

selbst nicht beneidest, d. h. wenn Du auf alles Vergangene nicht achtest, das Zukünftige der Vorsehung überlässest und nur das Gegenwärtige allein den Forderungen der Frömmigkeit und Gerechtigkeit gemäß einrichtest: der Frömmigkeit, um das Dir zugeteilte Loos zu lieben (denn grade das bestimmte die Natur für Dich und Dich für das), — der Gerechtigkeit, um freimütig und ohne Umschweife immer die Wahrheit zu reden und Deine Handlungen dem Gesetze und dem verhältnißmäßigen Werte der Dinge gemäß zu bestimmen."

So verflüchtigt mit der Ausbreitung des Römertums über die gesamte civilisierte Welt der spezifische Geist desselben. Das engbegrenzte nationale Bürgertum entwickelt sich zum Weltbürgertum, welches selbst in den Sklaven deren Menschenrechte anerkennt. Die praktische Bethätigung des Menschen an dem öffentlichen Leben, in welcher der Römer seine Hauptaufgabe ah, tritt in den Hintergrund, und die weltflüchtigen Lehren der späteren Stoa gewinnen die Oberhand, welche in dem Zurückziehen auf sich selbst und in der Geringschätzung aller äußeren Verhältnisse der Welt, mögen sie nun günstig oder ungünstig sein, die Vorbedingung jeder Glückseligkeit erblicken. Mit dieser Weltanschauung hängt das ethische Ideal zusammen, das dieser Zeit vorschwebt. Es ist nicht der werkthätige kampfesmutige Römersinn, der das Weltreich gegründet und in so trefflicher Weise eingerichtet hat, daß noch Jahrhunderte seine Schöpfungen genießen konnten, sondern vielmehr das lediglich an der eigenen Vollkommenheit arbeitende Philosophentum, welches, für das Getriebe der Welt abgestumpft, in seiner Umgebung nur den einzelnen Menschen als den gleichberechtigten Nächsten sieht und würdigt, mit dem es durch Bande der Menschenliebe selbst dann sich verknüpft fühlt, wenn derselbe ihm als Feind entgegentritt. Auch in der Religion schwindet die ohnehin durch griechischen und orientalischen Einfluß verblaßte Götterwelt der Römer nunmehr vollständig, um einem Pantheismus zu weichen, welcher nur Eine mit allen Vollkommenheiten ausgestattete Gottheit anerkennt, die in der Natur als Weltseele, im Menschen als Vernunft sich offenbart, deren Walten er in der Welt und im Menschenleben als göttliche Vorsehung verehrt.

*Wie in Moral und Religion so verschwindet auch in der Erziehung der Charakter, den ihr die klassischen Völker aufgeprägt haben. Die Gleichberechtigung des Körpers und Geistes, welche bei den Griechen in der Gymnastik, aber auch bei den Römern in der Abhärtung und Schulung des Körpers zunächst für den

praktischen Dienst zutage trat, wird nicht mehr anerkannt. Vergeblich bemühen sich die Pädagogen die Notwendigkeit der körperlichen Ausbildung darzulegen. Eine greisenhafte Erschlaffung hat sich der Bevölkerung bemächtigt; der Kriegsdienst, früher eine Ehrenpflicht, ist zu einer Last geworden, der sich jedermann gern entzieht, und das Fröhnen in allen Lüsten hat die Körper entnervt und einen starken gesunden Leib aus der Mode gebracht. Die Gymnastik, sowie die Musik entschwinden aus der Reihe der allgemeinen Erziehungsmittel und erscheinen nur mehr als besondere Beschäftigungen einzelner Virtuosen, welche sie zur Unterhaltung des Publikums ausüben. Aber auch die intellektuelle Bildung geriet in Verfall. Zwar hat die Kaiserzeit wesentlich dazu beigetragen, daß die Bildung verallgemeinert wurde, sie hat aus Griechenland und dem Oriente die in der alexandrinischen Periode ausgebildete Technik und Systematik des Unterrichtes im ganzen Römerreiche verbreitet und in einzelnen Richtungen, namentlich in der Gliederung des Hochschulwesens weiter entwickelt, aber im großen Ganzen ist die Tiefe des Wissens verringert. Der überhandnehmende Skeptizismus suchte dessen Unzuverlässigkeit zu bewiesen, und mit dem Zurückdrängen der Öffentlichkeit im staatlichen Leben ist sein Wert gesunken. Infolgedessen entwickelte sich einseitig das Fachschulwesen, das sich die spezielle Ausbildung Weniger für einzelne Berufskreise zur Aufgabe stellt; dagegen nahm in der allgemeinen Bildung eine vielseitige Seichtigkeit und eine äußerliche auf den Effekt gerichtete Rhetorik überhand, die ein mangelhaftes positives Wissen mit prunkhaften Phrasen verhüllte. Diese eigentümliche Richtung, welche der Unterricht in der Kaiserzeit nahm, ging auch in das Mittelalter über, das den Römern jene Compendien in den verschiedenen Disziplinen verdankt, aus denen es sein positives Wissen schöpfte. Mag dieses auch nicht reichhaltig sein, so ist es doch wertvoll als ein Rest jener Culturarbeit, welche das Griechentum geschaffen, das Römertum übernommen und in einzelnen Richtungen weiter entwickelt hatte. Auch darin knüpft das Christentum des Mittelalters an die römische Pädagogik an, daß in der Erziehung die moralische Seite stärker betont wird. Das encyclopädische Wissen, welches in der Kaiserzeit an der Hand von Lehrbüchern vermittelt wurde, war nicht geeignet, auf die Sittlichkeit der Jugend Einfluß zu nehmen, und die Art und Weise des Unterrichtes wirkte vielfach sogar schädigend auf dieselbe. Deshalb machte sich das Bedürfnis geltend, neben dem das Gedächtnis und den Verstand entwickelnden Unterrichte

ein besonderes Mittel zur Erziehung der Sittlichkeit einzuführen. Dieses glaubte man in der Philosophie zu finden. Darum stellen die Theoretiker der Pädagogik diese Wissenschaft in den Mittelpunkt des Unterrichts und ordnen ihr alle anderen Disziplinen unter. In der Philosophie wieder wollen sie nicht die metaphysische oder physikalische Spekulation gepflegt haben, sondern es steht ihnen die Ethik so sehr im Vordergrunde, daß sie unter Philosophie geradezu die Ethik als Anweisung zu einem tugendhaften und glücklichen Leben verstehen. Was das Römertum unter Philosophie verstand, das hat das Christentum durch die Religion ersetzt, und so bilden die Römer sowohl im Unterrichte als in der Erziehung die Brücke, die von der Pädagogik des heidnischen Altertums zu der des christlichen Mittelalters hinüberführt.*

G. Schluß.

Das Volk Israel war an dem seinem Geistesleben zu Grunde liegenden Widerspruche untergegangen, an dem Widerspruche, daß es den Gott der Welt erkannt und ihn doch nur als seinen Nationalgott anerkannt hatte. Nur dem Israeliten — so glaubt der Israelit — hatte Jahwe das Gesetz, sowie die gewisse Aussicht auf eine glückliche Zukunft gegeben. Daher auf der einen Seite die peinlichste Gewissenhaftigkeit in Erfüllung aller Gesetze und Gebräuche, um diesem Gotte zu gefallen, auf der andern Seite aber die anmaßendste Sicherheit Gott gegenüber und der egoistische Dünkel als bevorzugte Nation vor allen anderen Nationen. Durch diesen egoistischen Partikularismus, sowie dadurch, daß Israel Gott nur als transscendente Causalität und die Welt wie die Menschen nur als eine vor Gott selbstlose Kreatur, die nicht in sich den Quell freier Thätigkeit findet, fassen konnte, mußte das sittlich-religiöse Leben und damit auch die sittlich-religiöse Erziehung sterben.

Eben so das Heidentum. Es hatte sich entweder nur in orientalischer Vernichtung der Individualität, oder auf ästhetischem und praktischem Wege über die Sinnlichkeit zu erheben vermocht; und weil sich also der Geist in ihm nicht mit Selbstbewußtsein erfaßt hatte, also seine Sittlichkeit nicht das freie Produkt der

geistigen Selbstthätigkeit war; darum ging es an der Natur und an der Sinnlichkeit unter.

Israel, Griechenland, Rom: Alles war an sein Ende gekommen. Das Nationale, in dem die Substanz von dem Leben der Israeliten, Griechen, Römer 2c. ruhte, hatte sich verwischt und aufgehoben; — die Bildung war nicht mehr bestimmt und original, sie war allgemein und flach geworden; — die Religionen hatten sich zersetzt und gewährten keinen Halt und Trost mehr; — die Philosophie suchte vergeblich nach der Harmonie von Welt, Mensch und Gott, und konnte sie weder mit der haltlosen Innerlichkeit des Menschen, noch mit dem mystischen Versenken ins Absolute ergreifen; — die Kunst diente dem Nutzen und dem Vergnügen, ohne das Reich der Ideale vorzuzaubern; — die Leibes- und Geistesbildung war auseinandergefallen und in der alexandrinischen Weltliteratur modisch gelehrt geworden; — das gesellschaftliche Leben bestand in raffinirter Wollüstelei. Der alten Welt war ihr Schwerpunkt abhanden gekommen, und deshalb war sie haltlos.

Aber doch hinterließ sie in diesem allgemeinen Untergange ein positives Resultat. Die Göttermischung, in und mit der das Heidentum endete, hatte das Göttliche zugleich entnationalisiert, und universell gemacht. Auch hatte die Negation der Volkstümlichkeiten, womit das römische Reich das Prinzip der alten Welt vernichtete, einesteils das Individuum vom Staatsleben sittlich losgebunden, während andernteils das Bewußtsein der Menschen immer klarer heraustrat; es gab keine staatliche Freiheit und keine staatliche Sittlichkeit mehr, — in sich nur war das Individuum frei, und sich selbst wissen und genießen ward als Freiheit, Wahrheit und Sittlichkeit gewußt. Weil aber weder das Bewußtsein des Menschlichen, noch das Selbstbewußtsein einen konkreten Inhalt hatte und demnach das Individuum sich nicht als lebendiges Glied einer göttlichen Allgemeinheit fühlte; darum standen die Menschen in trostloser Vereinzelung und Einsamkeit. Diese allgemeine Haltlosigkeit, in welche die alte Welt im römischen Staate zusammenfiel, hatte zugleich zum Bewußtsein gebracht, daß der Zweck des Daseins nicht im Erdenleben zu suchen sei, sondern in einem Jenseits und in einer Vereinigung mit der Gottheit liege. Und in den neuplatonischen Lehren von dem Eintreten der Seele in's irdische Leben als Folge eines Falles, indeß ihr Austritt als Erlösung bezeichnet ward, waren sogar die Voraussetzungen zum tieferen Bewußtsein menschlicher Sündhaftigkeit gegeben.

Wie im Heidentum, so im *Judentum*. Seine eigene Consequenz, der Pharisäismus, hatte die Religion in das äußerliche Abmachen religiöser Übungen gesetzt und damit das Herz entleert und heilsbedürftig gemacht, indeß die äußere und innere Ratlosigkeit der das Volk in Folge der in ihm wirkenden Widersprüche anheimgefallen war, das Bild des Messias immer klarer gestaltet hatte, so daß der „Logos" bereits in der „Sophia" der Apokryphen und in der „Schechina" der jüdischen Theologie als Personifikation der göttlichen Wirklichkeit in der Welt auftrat, um bei Philo als festes, zur Persönlichkeit abgeschlossenes Mittelwesen zu erscheinen.

Da war die Zeit erfüllet. Was nicht zu Jerusalem, noch zu Athen, noch zu Rom hatte geschehen können, das geschah zu Bethlehem. Ein Genius erfaßte sich als Sohn Gottes und die Idee der „Gottmenschlichkeit" rettete die Welt von ihrem Untergange.

Wie im Entwicklungsgange der Menschheit im Allgemeinen, so auch in dem der Erziehung.

Bei den Heiden, wie bei den Juden war die innere Bildung zur äußeren Gelehrsamkeit erstarrt, zugleich aber allgemein geworden. Wie die *griechische Erziehung* zu Alexandrien eine gelehrte ward und einen auf formelle und gesellige Gewandtheit gerichteten Charakter erhielt, dadurch aber zugleich den Orient mit dem Occident vermittelte und die orientalische Fülle dem griechischen Geiste zur Benutzung und Verarbeitung reichte; so entwickelte auch der gelehrte Charakter der *römischen* Bildung in der Kaiserzeit, je weiter ihre Auflösung als volkstümliche fortschritt und je mehr vor dem römischen Volke und römischen Rechte alle Völker gleich wurden, die *Humanität*, die in Vielseitigkeit des Wissens, in Eleganz der Form und in Anerkennung des Menschlichen als solchen bestand. Auch das *Judentum* vereinigte in seinen Schulen, die bei Erforschung der Schrift nach allen Seiten hin zu allgemein wissenschaftlichen Studien führen mußten, alle Elemente der vorchristlichen Bildung. *Und so treffen denn Judentum und Heidentum in der humanistischen wissenschaftlichen Bildung als in ihrem gemeinsamen Endpunkte zusammen und sind damit die Propheten, die der humanen Bildung und Erziehung des Christentums den Weg bereiten.*

*Mit den dem Menschengeiste in seiner Allgemeinheit eigentümlichen und aus seiner Natur hervorgegangenen **primitiven Formen der Erziehung** hob die Erziehungsgeschichte an und lieferte die Grund-

lage für die Pädagogik aller Völker. Von diesen wurden zuerst die der mongolischen Rasse zugehörigen **Chinesen** und **Japanesen** betrachtet, deren Erziehungssysteme ohne Einfluß auf die europäische Erziehung blieben, wohl aber viele Elemente der Bildung und Gesittung den westwärts wohnenden mittelländischen Völkern, namentlich den Indiern und Arabern in älterer Zeit, den civilisierten Europäern in der Gegenwart zu danken haben. Unter diesen beiden Ländern hat China in seiner mehrere Tausende von Jahren umfassenden Entwicklung eine Kultur und Formen in der Erziehung geschaffen, die vielfachen Einfluß auf das benachbarte Inselreich nahmen. Für das Abendland erscheinen diese mongolischen Völker auf dem Gebiete der Erziehung deshalb von hohem Interesse, weil sich bei ihnen ein Erziehungssystem zeigt, in welchem die Religion außer jedem bedeutenden Zusammenhange mit der öffentlichen Erziehung steht. Indem sich die Religion wesentlich auf den Gottesdienst beschränkte, verlor sie für den Staat jene Bedeutung, die sie im Abendlande erlangte. Daher die weitgehende Toleranz, welche in China und Japan die dort entstandenenen Religionen finden, daher auch die Verfolgungen, welchen das Christentum daselbst begegnete, weil es die dort jeder Religion gezogene Grenze überschreiten wollte. Daher der religiöse Indifferentismus, der dort herrscht, und die Entstehung und Verbreitung der Lehren des Confuzius, die keine Religion, sondern nur eine philosophische Weltanschauung und eine praktische Ethik enthalten. An die Stelle der Religion trat daselbst in der öffentlichen Erziehung eine Theorie der Moral, welche wiederum keine allgemeinen philosophischen Begriffe behandelte, sondern im Anschlusse an die bestehenden Verhältnisse in der Familie, in der Gesellschaft und im Staate Verhaltungsregeln vorschrieb, die sich nicht bloß auf die Sittlichkeit, sondern auch auf die äußern Formen des Verkehrs, auf das, was man Anstand und Etiquette nennt, beziehen. Dadurch, daß diese den Verkehr der Menschen unter einander regelnden Vorschriften Gemeingut des ganzen Volkes wurden und daß die Elemente der geistigen Bildung bis in die untersten Schichten eindrangen, entwickelte sich jene Höflichkeit und Artigkeit im Umgange, welche europäische Reisende selbst bei der niedrigsten Classe der Bevölkerung in China und Japan lobend erwähnen, und worin diese asiatischen Völker selbst viele europäischen übertreffen.*

*Von den mongolischen Stämmen wandte sich dann die Geschichte der Pädagogik der mittelländischen Rasse zu, die ihr ältestes Culturvolk in dem hamitischen Stamme der **Ägypter** erhielt. Die reiche Cultur

die dieses Volk im Nilthale entwickelte, rief ein Erziehungssystem hervor, welches sowohl in seinem Inhalte, als auch in seinen Formen vielfach die Grundlage abgab für die ganze Erziehung der Folgezeit. Die älteste Form der Schrift, die mathematischen und naturwissenschaftlichen Gegenstände mit ihren Hilfsmitteln, die Bibliotheken, die verschiedenartigen Schulen sind eine Schöpfung der alten Ägypter. Sowohl die Israeliten als auch die Griechen erhielten vom Nildelta aus zahlreiche Elemente der Bildung und Erziehung, und durch diese Völker gelangten dieselben in das Abendland und fanden ihre Verwertung auch in der christlichen Erziehung der Folgezeit.*

*Neben dem Nilthale ist **Mesopotamien** eine zweite Wiege menschlicher Bildung, wo zuerst ein turanischer Stamm eine hohe Stufe der Cultur erreichte, die dann auf ein semitisches Volk überging. Sowohl in der materiellen als auch in der geistigen Cultur haben die Semiten Mesopotamiens auf die Bevölkerung von ganz Vorder-Asien maßgebenden Einfluß genommen und insofern auch deren Erziehungssystemen mancherlei Elemente zugeführt. Die Pflege des Sprachunterrichtes mit den Hilfsmitteln von Grammatiken, Phraseologien und Wörterbüchern und eines auf chronologischen Tafeln beruhenden Geschichtsunterrichtes findet sich zuerst in den Schulen Babyloniens und Assyriens vor. Auch in der Finanzwissenschaft und Staatswirtschaft scheinen sich in Mesopotamien bestimmte Formen entwickelt zu haben, welche einen Unterricht in diesen Disciplinen ermöglichten. Damit hängt die Entstehung von statistischen Werken zusammen, die uns daselbst zuerst begegnen, und selbst die Elemente einer Naturbeschreibung gingen aus derselben Quelle hervor. Die Pflege der Astronomie und Astrologie, des Rechtes und der mathematischen Wissenschaften, sowie die Errichtung von Bibliotheken trifft man hier ebenso wie in Ägypten an. Ganz besonders aber nahmen die Chaldäer Einfluß auf das Erziehungssystem des Westens durch gewisse religiöse und moralische Anschauungen, welche von hier in das Judentum übergingen, das in seinen Anfängen aus Mesopotamien stammt. Abgesehen von den Traditionen über die Urgeschichte der Menschheit, welche in der Bibel enthalten sind, wurzelt der Glaube an die sündhafte Natur des Menschen, die Auffassung Gottes als eines schrecklichen und furchtbaren Rächers jeder Schuld, der Gebrauch von Beschwörungen und Gebetsformeln, die Einhaltung bestimmter complicierter Ceremonien u. a. im Tieflande des Euphrat und Tigris.*

*Die Vermittler zwischen den Völkern dieses Tieflandes und dem Westen bildeten einerseits die Phöniker, andererseits die Israeliten. Die **Phöniker** haben die für das praktische Leben wichtigen Errungenschaften babylonisch-assyrischer Cultur an den Gestaden des Mittelmeeres verbreitet. Die Schrift, Maße, Münzen und Gewichte, bestimmte Industriezweige, die Schifffahrt, der Bergbau haben sie theils von den Babyloniern entlehnt, teils selbstständig geschaffen. Auch ihre Religion verrät denselben Ursprung. Von ihrem Erziehungswesen sind keine Nachrichten erhalten, nur läßt ihre eigenartige Cultur vermuten, daß die technische Ausbildung der Jugend besondere Berücksichtigung fand. — Die **Israeliten** haben dagegen die religiöse und ethische Richtung der mesopotamischen Völker in sich aufgenommen und weiter zum Monotheismus entwickelt. Sie haben aber auch aus Ägypten einer- und dem Hochlande Irans andrerseits Elemente der Bildung und speciell der Religion übernommen und in ihrem Erziehungswesen verwertet. Dadurch, daß auf ihrem Religionssystem sich das Christentum aufbaute und ihre Bibel die heilige Schrift der Christen wurde, erscheinen sie für die Entwicklung der Erziehung in der Folgezeit von der höchsten Bedeutung. Desgleichen haben die Beziehungen, in welche sie in späterer Zeit zu Alexandrien und zu dem Hellenismus traten, eine wichtige Umgestaltung ihres Erziehungssystems herbeigeführt, durch welches die Formen der Bildung und Gesittung des Abendlandes in hohem Maße beeinflußt wurden.*

*Von den Semiten wandte sich unsere Betrachtung den Indogermanen zu. Unter diesen bilden die **Inder** das älteste Culturvolk. Ihr Einfluß kam hauptsächlich in Ostasien zur Geltung, wohin schon im Altertum eines ihrer Religionssysteme und andere Bildungselemente Eingang fanden. Auf die Pädagogik des Abendlandes wirkten sie erst im Mittelalter durch die Erfindung des Positionssystems und durch ihre Fabelsammlungen ein. Die Vermittler zwischen Indien und dem Westen waren die Araber. In der neuesten Zeit hat das Studium der indischen Grammatiker und Philosophen nicht wenig dazu beigetragen, daß auf diesem Gebiete des Wissens neue Erkenntnisse gewonnen wurden, welche selbst in den Unterricht eindrangen. Außerdem zeigt sich bei den Indern eine der griechischen vielfach verwandte Ausbildung der poetischen Literatur, welche im Epos und Drama Werke von großer Bedeutung schuf. Ganz besonders aber erscheinen die Arier Indiens dadurch in der Culturgeschichte wichtig, weil sich bei ihnen infolge der

eigentümlichen Natur ihres Landes und des dadurch bedingten Charakters ihrer Denkweise eine theosophische Speculation entwickelte, welche zur Bildung von besonderen philosophischen Systemen und zur Entstehung einer Theorie der Erkenntnis führte.*

*Das mit den Indern zunächst verwandte Volk der **Baktrer** ragt dadurch unter den asiatischen Völkern hervor, daß sich bei ihm ein kosmopolitischer Charakter in seinem Monotheismus ausbildete, welcher in seinem Glauben an gute und böse Geister, an individuelle Schutzgeister, an das persönliche Fortleben nach dem Tode und die damit zusammenhängende Vergeltung, sowie an den Erlöser, der das Reich der Sünde vernichten werde, mit der christlichen Religion übereinstimmt. Für den Unterricht haben die Baktrer in ihren heiligen Büchern ein Vorbild für die Katechismen des Christentums geschaffen.*

*Die Bedeutung der ihnen stammverwandten **Perser** für die Geschichte der Pädagogik liegt in der starken Betonung der körperlichen Ausbildung und in dem hohen Werte, welchen sie der im Interesse der Bodencultur geleisteten Arbeit beilegten. Sie bilden den naturgemäßen Übergang zu den europäischen Ariern; den **Griechen**.*

*Bei diesen erinnert der aristokratisch regierte dorische Staat Lakoniens in seiner einseitigen Ausbildung des Körpers noch an das Erziehungssystem Persiens. Dagegen fand bei den Joniern und speziell in Athen eine gleichmäßige Pflege des Körpers und Geistes statt, welche in der schönen Ausgestaltung des gesamten Menschen ihr Ziel suchte. Hier wurde zuerst die harmonische Erziehung als Ideal erfaßt, welches dem Erzieher vorschweben solle. Diese Harmonie kommt in der physischen Erziehung zum Ausdrucke, indem durch die Gymnastik eine systematische Ausbildung aller körperlichen Teile und Kräfte erfolgte, wobei auch in den Gymnasien und Palästren eigene Erziehungsanstalten und eine besondere Theorie dieser Erziehung geschaffen wurden. Aber auch in der geistigen oder musischen Erziehung offenbart sich dieselbe Harmonie, indem gleichmäßig Gemüt und Intellekt und hierdurch auch das Wollen und Handeln Berücksichtigung und Pflege fanden. Im Vordergrunde stand allerdings die ästhetische Erziehung, welche in der Musik, in der bildenden Kunst und in der Poesie die wirksamsten Bildungsmittel besaß. Gerade auf diesem Gebiete haben die Griechen Werke geschaffen, die noch heutzutage als unerreichte Muster bewundert und nachgeahmt werden. Doch wurde

daneben auch die intellektuelle Erziehung nicht vernachlässigt. Namentlich fand diese dann eine entsprechende Förderung, als sich bei den Griechen die Anfänge der Wissenschaften entwickelten. Die Mathematik und die Naturwissenschaften stammen wohl aus Ägypten, von woher die ersten Gelehrten, die unter dem Namen der Philosophen erscheinen, die wichtigsten Anregungen und Theorien entlehnten, um sie dann weiter zu entwickeln. Dagegen sind die formalen Disziplinen Grammatik, Rhetorik, Logik und Politik einheimische Produkte, welche durch die Sophisten ins Leben gerufen wurden. Die Sophisten schufen auch bestimmte Formen für den Unterricht und die ersten Lehrbücher bei den Griechen. Unter dem Einflusse dieser Aufklärer verschwand die Religion, welche früher sowohl in der bildenden Kunst, als auch in der Musik und Poesie, mit der religiösen zugleich die moralische Erziehung der Jugend und des Volkes besorgt hatte. An ihre Stelle trat die Philosophie, welche mit der Erklärung der natürlichen Welt begann und zur Erkenntnis einer übernatürlichen Gottheit gelangte. Die hierdurch erfolgte Erschütterung der bisher giltigen religiösen Ansichten übte auf die Moral nachteiligen Einfluß, indem durch die Sophisten sowohl für die Erkenntnis des Wahren, als auch für die des Guten das subjektive Urteil als maßgebend hingestellt wurde. Gegen diese gefährliche Lehre trat Sokrates in die Schranken. Er wies auf das allen Menschen angeborene Wissen des Wahren und Guten hin und schuf zum ersten Male eine Wissenschaft der Ethik, nach welcher das Handeln des Menschen einzurichten sei. Damit gewann die moralische und religiöse Erziehung die Grundlage, auf welcher sie ein bestimmtes System aufbauen konnte. Hierdurch war auch die Vorbedingung zu einer alle Anlagen des Menschen in leiblicher und geistiger Beziehung berücksichtigenden Theorie der Pädagogik geschaffen, wie sie sich bei Plato und Aristoteles zuerst vorfindet. Mit dieser Zeit schließt die Periode der harmonischen Bildung bei den Hellenen ab. Aristoteles bildet den Übergang zu einem neuen Erziehungssysteme, als dessen Repräsentant Alexandrien mit seinen Bildungsstätten erscheint. In ihm tritt die gymnastische und ästhetische Ausbildung in den Hintergrund und die intellektuelle Erziehung gewinnt die Oberhand. Zum zweitenmale lieferte die alte Cultur Ägyptens die Anregung zu einer intensiven Pflege der mathematischen und naturwissenschaftlichen Wissenschaften, welche zunächst in Alexandrien, dann aber auch in andern Städten Westasiens und Südost-Europas sich zur hohen Blüte entfalteten.

Daneben gewinnen auch die in Griechenland entstandenen formalen Wissenschaften der Grammatik, zu der auch die Metrik und Poetik zählt, der Rhetorik und Dialektik eine weitere Ausbildung. Unter dem Einflusse der wissenschaftlichen Entwicklung dieses Zeitalters erhielt der Unterricht den Stoff, der ihm in der Folgezeit verblieb. Zugleich entstand in dieser Zeit die Organisation des Unterrichtswesens. Die Gliederung der Schulen nach verschiedenen Kategorien und Klassen mit ihrer verschiedenartigen Einrichtung, die Methoden des Unterrichts, die Herstellung von Lehrbüchern und Lehrmitteln ist der alexandrinischen Periode zu verdanken. Diese Periode ist aber auch deshalb für die Geschichte der Pädagogik bedeutsam, weil in ihr die von den Griechen geschaffenen Werke und die in Alexandrien ausgebildete Richtung in den Wissenschaften und im Unterrichte sich mit der griechischen Sprache über den ganzen Orient verbreiteten und ein einheitliches Gebiet der Bildung und Erziehung schufen, das von Sicilien bis zum Indus, von den Nilkatarakten bis zum Hämus reichte. Indem die griechische Bildung bei den Orientalen Eingang fand, suchten diese das neuerworbene Wissen mit dem alten einheimischen zu verschmelzen. Auf diese Weise kam in die griechische Kultur ein ihr fremdes Element, das sich namentlich in der Philosophie und in der Religion geltend machte. Die Neupythagoreer und Neuplatoniker gingen aus der Wechselwirkung orientalischer und griechischer Kultur hervor, und selbst in den Lehren der spätern Stoiker ist fremder Einfluß bemerkbar. Diese eigenartige Kulturenwicklung, die in das ganze Unterrichts- und Erziehungswesen eindrang, fand allgemeine Verbreitung durch das Römertum.*

*Wie unter den Griechen die Dorier in ihrem Erziehungssystem an die Perser erinnern, so weist die Erziehung der **Römer** wiederum auf die Dorier hin, mit denen jene die besondere Rücksichtsnahme auf die kriegerische Ausbildung und das Übergewicht des Staates über alle anderen Culturformen gemeinsam haben. Eigentümlich ist den Römern das hochentwickelte Familienleben und die würdige und einflußreiche Stellung der Frau innerhalb desselben. Auch zeigt sich bei ihnen schon in früher Zeit die hohe Begabung für die Staats- und Rechtswissenschaften, die sich in der Erziehung dadurch bekundet, daß schon die Knaben in der Schule angehalten wurden, die Gesetze der XII Tafeln zu lernen. Neben der Staats- und Rechtswissenschaft, in welcher die Römer unter allen Völkern des Altertums am meisten geleistet haben, tritt bei ihnen

die intensive Pflege der Landwirtschaft zu tage. Die Bodencultur galt ihnen ebenso wie den Baktrern und Persern als eine wichtige und jeden Bürger ehrende Beschäftigung. Die Ausbildung für den Ackerbau spielt darum in ihrem Erziehungssystem eine große Rolle, wie die vielen prosaischen und poetischen Werke über den Landbau beweisen. Entsprechend dem ernsten Charakter der Römer hat ihre Erziehung eine praktische Richtung eingeschlagen und das Leben als würdiges Glied der Familie und als tüchtiger Bürger eines auf Ackerbau gegründeten Staatswesens sich zum Ziele gesetzt. Diese echt römische Erziehung erfuhr eine Umgestaltung, als in und nach den punischen Kriegen der Einfluß Griechenlands im culturellen Leben Italiens immer mehr sich ausbreitete. Es kamen dann sowohl in der Religion und Kunst, als auch in der Wissenschaft und Literatur griechische Formen zur Geltung und drängten das Römische und Einheimische immer mehr zurück. Auch die Erziehung verlor den national-römischen Charakter und schloß sich sowohl im Inhalte, als auch in der Form an das Erziehungssystem an, das sich in der alexandrinischen Periode in Griechenland und dem Oriente zunächst in Alexandrien ausgebildet hatte. Namentlich trat das spezifisch Römische ganz in den Hintergrund, als die Römer Griechenland, Vorderasien und Nordafrika sich unterwarfen. Nur darin bekundet sich noch die Eigenthümlichkeit des römischen Geistes, daß in der Kaiserzeit die Rechtswissenschaft zu großer Blüte gelangte, und daß in der Verwaltung und Volkswirtschaft ihres Weltreiches mustergültige Einrichtungen geschaffen wurden, welche es noch lange überdauerten. Dementsprechend entstanden unter dem Einflusse Roms besondere Fachschulen, unter denen insbesondere die juristischen Hochschulen beachtenswert sind. In Bezug auf diese Schulen ist noch die Thatsache hervorzuheben, daß sie durch kaiserliche Privilegien und Unterstützungen gefördert wurden, so daß in der Kaiserzeit zuerst ein Gebiet des Unterichtswesens als Bestandteil der Staatsverwaltung erscheint. Die intellectuelle und ästhetische Bildung der Jugend im Allgemeinen bewegt sich in jenen Bahnen, welche schon in der alexandrinischen Periode eingeschlagen worden waren. In Moral und Religion war mit den Bürgerkriegen ein Verfall eingetreten, der unter den Kaisern noch weiter gedieh. Der stetige Niedergang des politischen Lebens hatte die bestehende Sitte und die mit dem Staatswesen aufs Innigste verknüpfte Religion untergraben. Ihre Stelle sollte die Philosophie einnehmen, welcher die moralische und religiöse Erziehung

als Aufgabe zufiel. Gerade auf diesem Gebiete fand der Einfluß des Orients auch in den westlichen Teilen des Römerreiches Eingang. Wie die Üppigkeit und der sinnliche Lebensgenuß von dorther sich verbreitete, so kam auch von Osten der Wunderglaube und Mysticismus und in dessen Gefolge die Askese und Weltflucht zu den Römern. Und weil der Stoicismus dem römischen Geiste in seiner Strenge am meisten entsprach, so erlangte er die weiteste Verbreitung. Der Kosmopolitismus und die Sinnesabtödtung, welche er predigte, hat wesentlich den Boden für die Lehren des Christentums vorbereitet. Der Neu-Platonismus, namentlich sein Vertreter Philo hat durch die Verschmelzung platonischer Ansichten mit jüdischer Denkweise in dem Kreise der jüdischen Diaspora und der mit platonischer Philosophie vertrauten Gelehrtenwelt die Aufnahme des Christentums gefördert, während der Neu-Pythagoreismus mit seinem Wunderglauben zwar als Concurrent des Christentums auftrat, aber eben dadurch darthat, wie sehr diese neue Lehre aus den Bedürfnissen der Zeit hervorgegangen und wie sehr sie geeignet war, dem in Folge des Verfalles des öffentlichen Lebens, der Religion und Sittlichkeit halt- und ruhelos gewordenen Menschengeiste die Wege zu einer richtigen Erkenntnis des Wahren, Guten und Schönen, zu einer edlen Moral zu weisen, ihn zu einer beseligenden Religion, zur Ruhe in Gott zu führen und ihn zu erheben durch den Glauben an Gott als den liebenden Vater aller Menschen und an dessen menschgewordenen Sohn als den göttlichen Erlöser der ganzen sündigen Menschenwelt![*]



Namen- und Sachregister.

A.

B.

C.

D.

H.

J.

N.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

Verlag von Paul Schettler's Erben in Cöthen (Anhalt).

Dr. Karl Schmidt's

Geschichte der Pädagogik,

dargestellt

in weltgeschichtlicher Entwicklung und im organischen Zusammenhang mit dem Kulturleben der Völker.

Vermehrt und verbessert

von

Dr. Wichard Lange.

Zweiter Band:

„Die Geschichte der Pädagogik von Christus bis zur Reformation."
4. Auflage. Preis 6 Mk.

Dritter Band:

„Die Geschichte der Pädagogik von Luther bis Pestalozzi."
4. Auflage. Preis 9 Mk.

Vierter Band:

„Die Geschichte der Pädagogik von Pestalozzi bis zur Gegenwart."
3. Auflage. Preis 12 Mk.

Wohl selten oder nie hat ein Werk in der pädagogischen Literatur so berechtigtes Aufsehen erregt, als die „Geschichte der Pädagogik" von Karl Schmidt, welche als die Arbeit des eminent begabten Verfassers nach langjährigem, gewissenhaftem und anstrengendstem Quellenstudium in vier starken Bänden erschien und in der heimischen wie fremden Literatur auf dem Gebiete der Pädagogik ihresgleichen nicht besitzt. In der That wurde in diesem Werke zum ersten Male seit F. H. Chr. Schwarz, welcher in den ersten beiden Abtheilungen des ersten Bandes seine „Erziehungslehre" (2. Aufl. 1829) eine Darstellung der „Allgemeinen Geschichte der Erziehung" gegeben hatte, das ganze Gebiet der Erziehungsgeschichte dargestellt und ein umfangreiches Material von Thatsachen zusammengetragen und verarbeitet. Von dem Beifall, dessen sich das große Werk erfreut, zeugt am besten der Umstand, daß im Jahre 1868 eine zweite, im Jahre 1878 eine dritte, von Dr. Wichard Lange bearbeitete, und daß vom 2. und 3. Band bereits die vierte Auflage nothwendig wurde, während vom 1. Band jetzt die vierte Auflage, bearbeitet von Dr. Friedrich Dittes und Dr. Emanuel Hannak, fertig vorliegt. Zweifellos muß Schmidt's „Geschichte der Pädagogik", als das immer noch bedeutendste Werk seiner Art betrachtet werden, wenn nicht eine fühlbare Lücke in der Fachliteratur entstehen soll, muß dies umfassende Gemälde des Entwicklungsganges der menschlichen Bildung erhalten und in jeder neuen Auflage der stets fortschreitenden Forschung gemäß verbessert werden.





